IV 3

ZEITSCHRIFT FÜR ROMANISCHE PHILOLOGIE

Begründet von GUSTAV GRÖBER

Fortgeführt und herausgegeben von
ALFONS HILKA

1928
48. Band

Unveränderter Nachdruck
1970



JOHNSON REPRINT CORPORATION
NEW YORK LONDON

ZEITSCHRIFT FÜR ROMANISCHE PHILOLOGIE

Begründet von GUSTAV GRÖBER

Fortgeführt und herausgegeben von
ALFONS HILKA

1928
48. Band

Unveränderter Nachdruck
1970



JOHNSON REPRINT CORPORATION
NEW YORK LONDON

Reprinted jointly by Johnson Reprint Corporation, New York - London
and Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, Graz / Austria
by arrangement with Max Niemeyer, Tübingen
This edition is an exact photo-offset reproduction of the original edition
published by Max Niemeyer, Tübingen

Photomechanischer Nachdruck der
Akademischen Druck- u. Verlagsanstalt
Graz / Austria
Printed in Austria
201/69

INHALT.

TEXTE.

NEKROLOG.

VERMISCHTES.

I. Zur Wortgeschichte.

II. Zur Literaturgeschichte.

Nachträge und Berichtigungen.

Kyot und Crestien.

Abkürzungen.

Cart. = Alex. Cartellieri, Philipp II. August, Leipzig und Paris, 4 Bde., 1899—1922.

v. Hfle. = von Hefele, *Konziliengeschichte*, 2. Aufl., besorgt von Knöpfler, Freiburg i. Br., 1886, Bd. V.

Mchd. Bibl. = Michaud, *Bibliothèque des Croisades*, Paris 1829.

Mchd. = Michaud, *Hist. des Croisades*, 5. Ausg., Paris 1838.

Mlet. = Michelet, *Hist. de France*, nouv. éd., Paris 1852, II. Bd.

N. B. = Albert Schreiber, *Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach* Deutsche Forsch., Heft 7, Frankfurt a. M. 1922.

Rec. = *Scriptores rerum Gallicarum et Francicarum.*

Wstn. = Weston, Jessie L., *Parzival*, 2 Bde., London 1894.

W. Marsch. = *L'histoire de Guillaume le Maréchal comte de Striguil et de Pembroke*, herausgeg. von Paul Meyer, Paris 1891—1901. 3 Bde.

P. = Parzival. Cr. = Crestien.
Wh. = Willehalm. Gt. = Guiot (Kŷôt).
T. = Titurel oder Tschionatulander. W. = Wolfram.

I. Der geschichtliche Hintergrund.

In dem Streite um das Sein oder Nichtsein Kyots[1] habe ich mich bereits früher dahin entschieden (N. B. 131 ff., 224), dafs W. zunächst nur Cr., später aber auch Kyot benutzt habe. Die folgende Untersuchung wird das reiche Beweismaterial der ‚Kyotlinge' (Wend. Foerster) nicht unwesentlich vermehren und verstärken.

---

[1] Die ältere Lit. s. b. Piper (1890) in Kürschners *Nat. Lit.* V, 1. Abt. I. Teil, 109, Anm. 1 und bei Panzer (1897), *Bibliographie zu W. v. E.*, Z. 376—402. — Neuere Schriften: Martin, *P u. T.*, II (Komm.), Einl. § 6, XXXVII ff. — W. Hertz, *P.*, 2. Aufl., Stuttgart 1898, 417—419. — Ed. Wechssler, *Sage vom heil. Gral*, Halle a. S., 1898, 164 ff. — Singer, *W.s Stil u. der Stoff des P.*, Sitz.-Ber. der Kais. K. Akad. d. W. in Wien, phil.-hist. Kl., 180. Bd.; 4. Abh. (1916). — Hagen, *Unters. über Kiot* I, II. *ZfdA.* 45 (1901), 187 ff. — Wolfg. Golther, *P. u. d. Gral*, Stuttgart 1925. — Edmund

Durch politisch kluge Heiraten war die Nachkommenschaft des ziemlich einflufslosen Grafen Gottfried oder Albrich von Gâtinais (s. Paris) und seiner Gemahlin Irmgard, der Erbtochter des Hauses Anjou, innerhalb weniger Menschenalter sowohl im Abend- wie im Morgenlande zu gewaltiger Macht emporgestiegen. Die erheirateten Länder umfafsten aufser dem Königreiche Jerusalem das damalige England und den gröfseren Teil des heutigen Frankreich, insbesondere dessen Küstengebiet von Flandern bis hinab zu den Pyrenäen, sowie fast das ganze, südlich der Loire belegene Binnenland. Dazu kam 1171/72 das durch Heinrich II. eroberte Irland. Alles in allem genommen, war es ein gar bunt zusammengewürfeltes Völker- und Rassengemisch, das sich auf diese Weise im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts unter dem Szepter der Plantagenets vereinigt sah. Nicht einmal das Band einer gemeinsamen Sprache war gegeben. Vielmehr kämpften Französisch und Englisch miteinander um die Vorherrschaft, ganz abgesehen von den besonderen Sprachen und Mundarten einzelner Landesteile (D. Hume, *Hist. of Engl.* II, Kap. 12, 481). Sowohl die normannischen Edlen, die seit Wilhelm dem Eroberer in England den gröfsten Einflufs erlangt hatten, als auch die Anhänger des Hauses Blois waren gleich den Bretonen gewohnt, die Anjous als ihren Erbfeind zu betrachten (Hume II, Kap. VII zum J. 1136, 59. Wstn. II, 191. Mlet. II, 148 ff.). Während des 20jährigen Thronfolgestreites zwischen Mathilde, der Gemahlin Gottfried Plantagenets, und ihrem Vetter Stephan v. Blois hatte sich der altüberlieferte Hafs vervielfacht. Auch auf anderen Gebieten, als dem rein politischen, zeigten sich tiefgreifende Gegensätze. Eine streng kirchliche Partei in England z. B. wendete sich seit den Zeiten Thomas Beckets dem französischen Königshause zu (Cart. I, 243; III, 100). Da galt es denn vor allem den inneren Frieden wiederherzustellen und dem neuen Herrscherhause den Weg zum Herzen seiner Untertanen zu erschliefsen. Verwandtschaftlich-schwägerschaftliche Beziehungen aus früheren Zeiten leisteten dabei gute Dienste. Die eingewanderten Volksteile Englands besannen sich darauf, dafs Heinrich II. durch seine Mutter Mathilde von Wilhelm dem Eroberer, durch seine Grofsmutter Mathilde, eine schottische Prinzessin, aber von den früheren englischen Königen abstammte, also sowohl normannisches, wie angelsächsisches Blut in den Adern hatte. Aufserdem war der im Jahre 1120 ertrunkene englische Kronprinz Wilhelm Antheling, der Enkel Wilhelms des Eroberers, mit einer Anjou, nämlich mit Mathilde, der Vatersschwester Heinrichs II., vermählt gewesen. Nur zu der eingeborenen walisisch-britonischen Bevölkerung, die bis in die Zeiten Heinrichs II., ja Richards, fest an das Fortleben und die Wiederkehr ihres National-

---

Kurt Heller, *Studies on the story of Gawain in Crestien and Wolfram*, *the Journal of english and germanic philology*, vol. XXIV, Nr. 4, Octbr. 1925, publ. by the University of Illinois.

helden Arthur glaubte,[1] fehlten den Anjous ähnliche Beziehungen.[2] War es ein Wunder, wenn auf einem so günstigen Boden der Wunsch erwuchs, durch Dichtung und Sage die Annäherung zwischen Fürstenhaus und Volk gefördert zu sehen?! Führte man z. B. den Gralkönig als Angevin und Waleis ein, stempelte man weiterhin ihn und Artus zu Abkömmlingen eines und desselben Stammvaters, des Mazadan, so mufsten die Plantagenets ihren neuen Untertanen nicht nur berühmter und altehrwürdiger, sondern auch vertrauter erscheinen. Ob ein Mitglied des Herrscherhauses selbst die erste Anregung zu einem solchen Unternehmen gegeben, oder aber ein Dichter aus eigenster Entschliefsung heraus sich ans Werk gemacht hat, kann dahingestellt bleiben.[3] Jedenfalls spricht der Charakter unseres heutigen P., als eines ziemlich schönfärberischen Lobgesanges auf die Anjous (vgl. u. S. 37 ff.), für die Annahme, dafs schon der Verfasser seiner französischen Hauptquelle diesem Fürstenhause nahegestanden hat und sogar wahrscheinlich ebenso, wie Wace und Beneeit, ein *contéor*, *trouvéor* oder *ménétrier*, d. h. ein Hofdichter der Plantagenets gewesen ist.

II. Wolframs Angaben über seine Quelle. Ist Kyot = Guiot von Provins?

Was W. über Kyot meldet, ist keineswegs so absonderlich und fabelhaft, wie manche Kyotleugner behauptet haben.

P. 453, 11: *Kŷôt der meister wol bekant*; 416, 21 ff.: *Kŷôt laschantiure hiez* (nach Singer = *l'enchanteur* „der Zauberer"; man denke an Vergil, Klingsor), *den sîn kunst des niht erliez, er ensünge und spraeche sô, des noch genuoge werdent vrô. Kŷôt ist ein Provenzâl*; 455, 2: *Kŷôt der meister wîs*; 827, 5: *der Provenzâl*; 827, 9 f.: *von Provenze in tiuschiu lant diu rehten maere uns sint gesant*; 827, 14: *der meister.* Wackernagels[4] und S.-Martes[5] Hinweis auf einen älteren Zeitgenossen W.'s, den französischen Satiriker und Lyriker Guiot von Provins (sö. Paris, halbwegs Troyes), hat seither keinen rechten Anklang gefunden. Martin, P. u. T., Einl. § 6, S. XLIV und Wechssler S. 176, Anm. 5 geben wenigstens

---

[1] Erst die Auffindung von Arthurs Grab soll diesen Volksglauben zerstört haben. Martin, *Komm.*, Einl. § 6, XLIV; Cart. IV, 181.

[2] Die späteren Heiraten der beiden walisischen Fürsten David (1173) und Llewelyn (1203) mit englischen Königstöchtern liefen unglücklich aus.

[3] Suchier und Birch-Hirschfeld, *Gesch. d. franz. Lit.* I, 2. Aufl. 127: „Offenbar hatten Heinrich und Eleonore das Verlangen, die Vergangenheit der von ihnen beherrschten britannischen Insel und die Geschichte der normannischen Herzöge kennen zu lernen, deren Dynastie sich in Heinrich fortsetzte". Vgl. auch u. S. 14. Wie aufmerksam das Herrscherpaar die Leistungen seiner besoldeten Hofdichter verfolgte, beweist z. B. die Entlassung Waces und seine Ersetzung durch Beneeit um 1170.

[4] *Altfranzösische Lieder und Leiche*, Basel 1846, S. 191.

[5] *P.-Stud.* I, Halle a. S. 1861. — *Sein oder Nichtsein des Guiot von Provence*, *ZfdPhil.* 15 (1883), 385 ff.

die Möglichkeit zu, daſs dieser Guiot Cr.'s Werk abgeschlossen oder auch selbst eine Graldichtung zu Ehren der Anjous verfaſst habe. Im folgenden werde ich versuchen, mit neuen Gründen für die Gleichung einzutreten: Kyot = Guiot von Provins.

1. Guiots Werke. Anklänge an sie im Parzival.

Gt. war tatsächlich ein *meister wîs.* Ein Meister, d. h. ein gelehrter Dichter, ebenso wie Cr. (P. 827, 1); *wîs,* d. h. feingebildet im Sinne seiner Zeit, wie Veldeke nach P. 404, 29, wie Hartmann und Gottfried nach Rudolf v. Ems, wie schlieſslich auch W. nach Wigalois 6343 f. Eine gröſsere satirische Dichtung *La Bible,* entstanden zwischen 1206 und 1208, einige Lieder und ein allegorisches Gedicht *L'Armëure du chevalier* — das ist alles, was wir von ihm noch besitzen[1] — sprechen für eine nicht gewöhnliche dichterische Begabung. Seine Verse sind glatt und wohllautend, seine Reime mit wenigen Ausnahmen rein, sein Reimreichtum bemerkenswert. Er verstand die Kunst, lyrische Strophen zu bauen und die Reime epischer Zweizeiler *ze samenen und ze brechen.* Seine Ausdrucksweise ist gewandt und geistreich, oft gewürzt durch treffende Vergleiche, anschauliche Bilder, Wortspiele und witzige Bemerkungen. Auf vielen Gebieten des menschlichen Wissens ist er wohlbewandert. Die Werke der bedeutendsten Philosophen und Dichter des klassischen Altertums hat er studiert (70 ff.). Aber auch zeitgenössische Dichtungen, z. B. der Lanzelot (Lancelot dou Lac, 380) und Tristan (C II, 48) sind ihm bekannt. Durch scharfe Beobachtung seiner Umwelt hat er sich ein gesundes, zuverlässiges Urteil über Personen und Verhältnisse erworben. Mit sittlichem Ernste und dem Mute einer festen Überzeugung hält er allen Ständen, den geistlichen, wie den weltlichen, den höchsten, wie den niedrigsten, einen Spiegel vor, um sie zur Selbstbesinnung und Besserung zu bringen. Schonungslos sausen die heftigen und sicheren Geiſselhiebe seines Spottes auf die Schuldigen hernieder. Seine Sprachkenntnisse beschränken sich keineswegs auf seine Muttersprache (das Französische der Isle de France und der Champagne), sowie auf das Lateinische. Vielmehr kann ihm bei seinem längeren Aufenthalte im südlichen Frankreich das Provenzalische und auf seiner Reise nach Jerusalem (zwischen 1162 und 1174) das Griechische und Arabische nicht fremd geblieben sein. Er beobachtete scharf und sicher, wie seine Beschreibung der Magnetnadel — die

---

[1] Ausgaben: S.-Marte, *P.-Stud.* I, Bible u. Lieder, mit deutscher Übersetzung und mit Wörterb., letzteres von Wolfart. — Baudler, *Gt. v. Provins.* Hallische Diss. 1902, S. 12 ff., 55—69, 74—82 beschränkt sich auf den Text der Bible V. 313—475, Auszüge aus der Armëure u. d. Lieder. — Orr, *Les oeuvres de Gt. de Pr.*, Manchester 1915, gibt vollständig Bible, Armëure und Lieder mit Glossaire. Ich zitiere nach Orr, und zwar die Bible einfach mit Verszahlen, die Armëure mit A, die Lieder (chansons) mit C. — Über die Entstehungszeit der Bible (erst nach dem Spätsommer oder Herbst 1206) vgl. Alb. Schreiber in der *Z. f. rom. Phil,* XLIV, 738 ff.

erste, die wir kennen — beweist (634 ff.). An zahlreichen Orten des heutigen Frankreichs, beispielsweise zu Salins (Jura) — 374 f. —, zu Arles unweit der Rhônemündung — 70 —, zu Montpellier im Languedoc — 424 —, zu Noyers und Montréal in Burgund (Yonne) — 426 ff. und 462 ff. —, zu Chappes bei Troyes in der Champagne — 468 —, zu Armagnac in der Gascogne — 378 f. —, zu Châteaudun in Eure et Loir, unweit der Ostgrenze von Maine — 458 f. —, sehen wir ihn kürzeren oder längeren Aufenthalt nehmen. Engere, aber nicht genau feststellbare Beziehungen verknüpfen ihn mit dem Grafen von Vienne und Mâcon (Südburgund), in dessen Gebiet auch Gt.'s späteres Stammkloster Clugny — 1091 f. — gelegen war, den er *mon seignor* nennt, und dessen Liebe er aufser seiner eigenen besingt (C. V., 33 ff., *Bible* 334). Gleich diesem seinem Gönner[1] wohnt er dem Mainzer Reichsfest des Jahres 1184 bei — 277 ff. — (Gislebert-Arndt 143). Auch in Schottland scheint er gewesen zu sein — 1961 ff. — Auf Vortragsreisen und Sängerfahrten hat er die Gastfreundschaft vieler Höfe genossen. Aus den Reihen der verstorbenen Fürsten, Grafen und sonstigen Edlen führt er nicht weniger als 86 auf, die er persönlich gesehen hat und deren viele ihn beschenkt haben. Von diesen einflufsreichen, angesehenen Grofsen, soweit sie heute noch bestimmbar sind, waren etwa 51 % nördlich des 48. Breitengrades, 30 % zwischen dem 46. und 48. Breitengrade und 17 % südlich des 46. Breitengrades im heutigen Frankreich sefshaft. Unter ihnen befanden sich viele hochgepriesene Dichterfreunde, wie z. B. König Heinrich von England — 318 —, seine Söhne Jung-Heinrich, Richard und Gottfried — 319—23 —, Graf Philipp von Flandern — 329 —, König Alfons II. von Aragon — 336 —, Graf Raymund v. Toulouse — 341/42 —, Bernard Graf v. Armagnac — 379 —, Huon v. Oisy — 409 —, Moritz v. Craon — 402 —, usw.

Nachdem um 1190 an den meisten Höfen das Wohlleben früherer Jahre drückenden Nahrungssorgen gewichen war und der Stand der fahrenden Sänger und höfischen Dichter in den veränderten Zeitverhältnissen keinen rechten Platz mehr fand (Orr, a. a. O., intr. XIV ff.), trat Gt. zunächst dem Orden der Cistercienser und sodann dem der Cluniacenser bei. Clairvaux sowohl, wie Clugny, wo er nun längere Zeit, wahrscheinlich sogar bis zu seinem Tode weilte (*Bible* 1655 ff.), waren in jenen Zeiten hochberühmte Pflegestätten der Wissenschaften. Dort standen Gt. jederzeit nicht nur umfangreiche Bücherschätze aus allen Gebieten des menschlichen Wissens, sondern auch Rat und Hilfe feingebildeter und

---

1 Gerhard von Mâcon (1156—1184) war der Vatersbruder der Kaiserin Beatrix, sein Sohn Wilhelm V. (1184—1224) also ihr richtiger Vetter. Gerhard hatte seine jugendliche Nichte, deren Vormund er obendrein war, gefangen gesetzt, um sich ihres reichen Erbes zu bemächtigen. Der Kaiser befreite und heiratete sie (9. VI. 1156). 1184 erschien ein Gr. von Mâcon wieder beim Mainzer Fest, sodann 1189 als U-Z. bei Heinrich VI. (Albrecht, *Rappolst. U.-B*, I, 60, Nr. 47).

belesener Ordensbrüder zur Verfügung, so daſs er sich ohne groſse Mühe eine so vielseitige Gelehrsamkeit erwerben konnte, wie sie uns im Widerscheine noch bei W. entgegentritt (vgl. u. 23—25).

Von einem so vielgereisten, gebildeten Manne wie Gt. darf man als zweifellos annehmen, daſs er nicht nur die auf den Burgen und Schlössern seiner Gönner (*amis* 417) verkehrende französisch-provenzalische Sänger- und Dichterwelt und die von ihr vorgetragene Nationalliteratur genau kennengelernt hat, sondern auch selbst schon zu seinen Lebzeiten ein *meister wol bekant* gewesen ist. Deutlich spricht hierfür das starke Selbstbewuſstsein, das er zur Schau trägt, wenn er z. B. sein Werk *fine et voire et droituriere* nennt, das bestimmt sei *grant exemple doner* (4 ff.).

Gegen Wackernagel und S.-Marte darf man nicht geltend machen, daſs die wenigen uns überlieferten Dichtungen Gt.'s keine Meisterwerke ersten Ranges darstellen, und daſs ihm daher das von W. gepriesene Gralepos nicht wohl zuzutrauen sei. Sind denn z. B. die Werke Goethes alle gleichwertig? Haben nicht die *Aufgeregten* und der *Groſskophta* denselben Verfasser wie der *Faust* und die *Iphigenie*?

Daſs zu Gt.'s verloren gegangenen Dichtungen auch die zweite Vorlage des W.'schen P. gehört hat, sucht S.-Marte durch die auffallende Ähnlichkeit zwischen Gt.'s Tempelrittern und W.'s Templeisen, sowie durch einige weitere Übereinstimmungen des P. mit Gt.'s Dichtungen nachzuweisen (vgl. seine Anmerkungen S. 127—156). Dem läſst sich folgendes hinzufügen:

a) Im P. wird die Templeisengemeinschaft Munsalvaesche als eine hocharistokratisch-ritterliche, von Gott selbst geleitete Erziehungsanstalt für tüchtige junge Herrscher und Herrscherinnen aufgefaſst (470, 21 ff.; 494, 5 ff.). Das könnte sehr wohl auf Gt. zurückgehen. Denn seine Klagen über das Wegsterben vieler trefflicher, hochgepriesener Fürsten und über das Fehlen eines brauchbaren Nachwuchses (167—173, 179 f., 214 f., 231 ff., 308 ff.) sind so beweglich und so ernst, daſs ihn auch Reformpläne auf dem Gebiete der Prinzenerziehung beschäftigt haben mögen. Lag doch derartiges damals sozusagen in der Luft. *En ce temps* — heiſst es z. B. W. Marsch. 2636 ff. — *les hauts hommes ne faisaient rien pour les jeunes gens; il* (d. h. Jung-Heinrich) *donna l'exemple de retenir à soi les bons. Et quant les hauts hommes le virent s'attacher sous les bons, ils admirèrent sa sagesse et se mirent à son exemple à retenir les bons chevaliers pour remettre en son droit point chevalerie qui n'y était plus. Le comte de Flandre* (V. 2667) *fit de même . . . Ils étaient bien deux cent chevaliers et plus qui vivaient du jeune roi* (V. 4776).

Ausgezeichnet würde es in Gt.'s ganzen Gedankenkreis hineingepaſst haben, wenn er in seinem Gralgedichte den von ihm selbst und von dem Hause Anjou am höchsten geschätzten Templern, diesem *ordre de Chevalerie* im eigentlichen Sinne (1703 ff., 1711 ff.), oder, richtiger gesagt, einem verklärten Idealbilde dieses Ordens,

die Erziehung tüchtiger Herrscher und Herrscherinnen anvertraut und so die zeitgenössischen Fürsten auf einen gangbaren Weg zur besseren Ausbildung ihrer Nachkommen hingewiesen haben sollte. Dafs ein Gönner Gt.'s, Robert III. v. Sablé — 372 —, 1191 bis 1196 als Grofsmeister der Templer erscheint, ist um deswillen sehr beachtenswert, weil gerade um 1195, wie wir sehen werden, Gt.'s Graldichtung entstanden sein dürfte (s. u. S. 29 ff.).

b) Vom Priesterstande heifst es

bei Gt. 941 ff.:

Certes, nulles gens en Eglise
ne font plus honorei servise ...
946: Bien redoient Deu graice randre,
que gent plus a aise ne sont;
se il si bien l'autre siecle ont
comme cestu ...

in W.'s. P. 502, 13 f.:

Swaz dîn ouge ûf erden siht,
daz glîchet sich dem priester niht.
502, 20: swelch priester sich hât sô bewart,
daz er dem (= dem Leib Christi im Sacrament) *kiusche kan gegebn,*
wie möht der heileclîcher lebn?

c) Die Jungfräulichkeit preist

Gt. 2250 ff.:

Deus n'ot onques avoir tant chier
ne riens qui fut en tout lou monde,
con il ot la vierge et la monde
ou il lou sanc et la char prist ...
2257: Et de cele virge pucelle
nos vint la grant joie novelle
qui tous jors novelle serait,
dont il des poinnes delivrait
les grans lignies d'Abraham.
Del pechié nostre peire Adam
furent tuit dampnei sens merci,
mais Deus traist la pitiet de li
et la force et la veritei
dont il furent resucitei ...

P. 464, 23 ff.:

in der werlde doch niht sô reines ist,
sô diu maget âne valschen list.
nu prüevt, wie reine die megede sint
got was selbe der megede kint ...
465, 1: *von Adâmes künne*
huop sich riuwe und wünne,
sît ... daz *diu sippe ist sünden wagen,*
sô daz wir sünde müezen tragen.
466, 13: *swer aber wandelt sünden schulde,*
der dient nâch werder hulde.

d) Mit der Schilderung, die Gt. 2523 bis 2686, namentlich aber 2534 f. und 2613 bis 2644 von der Unfähigkeit vieler Ärzte (*fisicien*, von *fisique*) entwirft, ist die Krankheitsgeschichte des Anfortas zu vergleichen. Nachdem *arzetbuoche* und *fisiken liste keiner helfe lôn* gaben, wendete die verzweifelte Umgebung des Leidenden die tollsten Quacksalbereien an (P. 481, 6 ff.). Heilmittel solcher Art könnte Gt. bei seinem Aufenthalte zu Montpellier, dem Sitze einer vielbesuchten Hochschule der Medizin, kennengelernt haben. Denn neben tüchtigen Ärzten, die auf dortigen Lehrstühlen safsen, hat es sicherlich auch an Pfuschern nicht gefehlt. *Fisique* kommt bei Gt. mehrfach vor, z. B. 2139, 2584, 2587; das mhd. *fisiken liste* ist dagegen nur P. 481, 15 bezeugt (Martin).

e) Das lange Adeligenregister 313—475 erinnert an die Kampfregister P.'s und Feirefiz' P. 770 und 772, sowie an das Edelsteinverzeichnis P. 791. Von letzterem wird unten noch weiter die Rede sein (S. 21 f.).

f) Eine besonders auffallende Ähnlichkeit besteht aber zwischen Gt.'s eigener kampfunlustiger, ja waffenscheuer Gesinnung und den Grundsätzen eines Liddamus[1]:

Gt.:

1695 ff.: Al temple (bei den Templern) fusse ... plus volantiers qu'en l'ordre noire (Cluniacenser) ...

Mais *por rien ne me combatroie;*
... ne me siet (steht an) *pas la bataille.*
1714: Per foi! se me greveroit mont
s'en lor ordre randus estoie;
tant sai je bien que je fuiroie
ja n'i atendroie les cols.
De se ne cuit mie estre fols ...
1720: *ja por pris ne por herdement*
ne serai, se Deu plait, occis:
muez vuel estre cowars (feige) *et vis* (elend),
que mors li plus prisiez du mont.
1726: *bataille pas ne m'est sainne.*
1737: *tout lor claim quite celui pris;*
ja n'i serai ne mors ne pris ...

P:

Liddamus:

420, 15: *swer vehten welle, der tuo daz.*
bin ich gein dem strîte laz ...

Kingrimursel 417, 24 ff.:
iu was ie strîten wol sô leit, daz
ir der fluht begundet ...
swâ man ie gein strîte dranc,
dâ taet ir wîbes widerwanc.

Liddamus 421, 29:
mir wirt verschertet nimmer vel ...
420, 20: *ich wil durch niemen mînen lîp*
verleiten in ze scharphen pîn ...
mir 'st in den strît der wec vergrabet,
gein vehtene diu gir verhabet ...
421, 18: *ich liezez, ê daz ich vaehte*
nu behaldet prîs des man iu giht.

Wenn Gt. hier in seinem Alterswerke, nachdem er schon über zwölf Jahre Cluniacenser gewesen ist, „den Heldenruhm des von

---

[1] Ist Liddamus eine Schöpfung Gt.s, so widerlegt sich auch der öfters erhobene Vorwurf, W. sei in der Anführung seiner Quellen unberechenbar; er habe sich u. a. im P. 416, 19 ff. auf Kyot berufen, obgleich doch das, was Kyot gesagt haben sollte, der Eneide Veldekes entnommen sei (Blöte, *ZfdA.* 43 (1899), 351; Martins *Komm.*, Einl. XXXIX; Behaghel in seiner Ausg. der *Eneide*, Einl. CCXVI und im *Litbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1898, 263). Zunächst ist zu betonen, was auch Behaghel zugibt, dafs a. a. O. in Einzelheiten sich keine Übereinstimmungen zwischen W. und Veldeke finden, während solche doch zwischen W. und Gt. vorhanden sind. Wenn weiter W. selbst zwei Figuren Veldekes mit Namen nennt, so beweist das in unserer Sache gar nichts. Entlehnt er doch auch dem Nibelungenliede verschiedene Züge zur Ausschmückung des Wortgefechtes zwischen Liddamus und Kingrimursel. Leider wird immer und immer wieder vergessen, dafs W. keine wortgetreue Übersetzung, sondern eine freie Nachdichtung seiner Vorlage liefern wollte. Was soll man z. B. dazu sagen, dafs sogar aus P. 158, 13 die Unzuverlässigkeit der Angaben W.s über seine Quelle abgeleitet wird. In einem französischen Gedicht habe sich nichts über die Maler aus Köln und Maastricht vorfinden können. Gewifs nicht! Da waren wohl französische Malerschulen, z. B. Paris und Chartres, genannt! Wenn sie W. durch deutsche ersetzte, so war das doch nur eine freie, dem Verständnis seiner Leser und Hörer angepafste Übertragung.

ihm gepriesenen Templerordens erhöht, indem er sich selbst erniedrigt" (S.-Marte), so dürfte es sich um Erinnerungen und Anklänge an sein früheres Gralgedicht handeln, in dem er auf die gleiche Weise die Tapferkeit der von ihm geschilderten Helden durch die Gegenüberstellung des Feiglings Liddamus besonders wirksam hervorgehoben hatte. Soll doch dieser letztere nach W.'s Versicherung (P. 416, 20) aus Kyots Dichtung entnommen sein. Insbesondere sein Name, was sehr zu beachten ist. Denn dieser stammt eigentlich aus Solin 18, 16, wo ein Lygdamus Syracusanus als das völlige Gegenteil unseres Liddamus, nämlich als berühmter Sieger in den olympischen Wettkämpfen, erwähnt wird. Mit feiner Ironie ist also gerade dieser Name ausgewählt worden. Nicht der des Lateinischen unkundige W., wohl aber der in der klassischen Literatur bewanderte Gt. war eines derartigen Scherzes fähig, während andererseits die in die Liddamusstelle eingestreuten Anspielungen auf die deutsche Heldensage zweifellos unserem W. zuzuschreiben sind. Seiner Schalksnatur und seiner echt waffenfrohen Gesinnung mufste die derb anschauliche Ausmalung eines solchen Drückebergers besonders gut liegen.

g) Dafs Gt. trotz seiner persönlichen Abneigung gegen Kampf und Streit mit dem ritterlichen Leben bis in Einzelheiten hinein vertraut gewesen ist und daher ein Heldengedicht von der Art des P. recht wohl verfafst haben kann, beweist uns seine genaue Bekanntschaft mit der Ausrüstung eines Ritters. Glänzende Waffenspiele, die er auf prunkvollen Hoffesten in seinen Jünglings- und Mannesjahren häufig genug mit angesehen, müssen noch farbenfrisch in der Erinnerung des alternden Dichters gelebt haben, als er in der Einsamkeit der Klosterzelle, um sich Mut und Trost zu holen, sein allegorisches, rund 600 Verse umfassendes Gedicht *L'Armëure du chevalier*, auch *Suite de la Bible* genannt, verfafste.

Die Ausrüstung eines Ritters — so belehrt er uns — mufs im allgemeinen *fors*, *tenans*, *dure*, *entiere*, *sëure*, *fine* und *esmeree* sein (54, 64). Im einzelnen hält er folgende Ausrüstungsgegenstände für erforderlich:

Beinschienen (*chauces*, 134 ff.). Sie müssen *nobles et fieres* sein, gewöhnlich aus Eisen oder Stahl bestehen, oben bis nahe an den Gürtel und unten bis zur Erde reichen und sich gut um die Beine schnüren lassen. Ihre Panzerringe (*mailles*) müssen gut gelötet sein.

Die Sporen (*esperons*, 167 ff.) müssen nicht nur scharf und spitz sein, sondern auch fest sitzen.

Der Halsberg (*abert*, 192 ff.) schirmt den Ritter, als wenn er ganz von Mauern umschlossen wäre. Fest und hart müssen seine Ringe sein. Sehr sicher tjostiert (*joste*) derjenige, der seinen Halsberg fest auf sich fühlt.

Das Schwert (*espee*, 234 ff.) darf weder schwach noch verbogen sein; es sei gerade, poliert (*clere*, vgl. bei Uhland, in *Kaiser*

Karls Meerfahrt, Olivers Altekläre), scharf, schneidig, fest, auch gut gespitzt.[1]

Der Helm (*hiaume*, 294 ff.), der die von oben kommenden Hiebe abwehren soll, mufs fest und poliert sein und dem Gewappneten das Atmen und einen freien Ausblick gestatten. (So deute ich *apert* 294; Orr erklärt es, aber mit ?, als *habilement adjusté*). Gute Helme sind stark gehärtet.

Der Schild (*escu*, 322 ff.) sei stark, hart, mit einem Wappen verziert, das seinen Träger kenntlich macht. Ist der Schild gut, fest und geschickt gearbeitet, dann braucht man weder Zähne,[2] noch Schwert, noch Lanze zu fürchten.

Die Lanze (*lance*, 401 ff.) sei stark, gerade und daraufhin geprüft, ob sie nicht etwa vom Ziel abkommt, sich dreht, sich biegt oder gar zerbricht. Fest müssen wir sie an uns halten, um unsere Feinde gut zu spiefsen und zu stechen.

Das Pferd (*chival*, 497 ff.), ohne das auch der tüchtigste Ritter nichts bedeutet und unsere Ausrüstung weder fest, noch vollkommen, noch sicher ist. Denn es trägt ja alles. Wenn der Ritter unter seine Feinde gerät, mufs er auf einem starken, zuverlässigen Pferde sitzen, das ihn ohne Gefahr aus der Nähe seiner Todfeinde hinwegzutragen vermag.

Wie dann die einzelnen Ausrüstungsgegenstände nach dem Vorgange des Apostels Paulus (Epheserbrief 6, 13—17) für den Christen allegorisch gedeutet werden, interessiert uns hier nicht weiter.

2. Wie kam Wolfram dazu, Guiot einen Provenzalen zu nennen?

Schon S.-Marte (*P.-Stud.* I, 15) hat vermutet, W.'s Vorleser habe ihm den Namen *de Provins* in einer Weise vorgesprochen, dafs er *Provenz* (*Provence*) verstehen und so wieder niederschreiben lassen konnte. Ähnliche Hörfehler sind ja W. auch sonst, insbesondere bei Namen, untergelaufen.

S.-Marte hat dann weiter (*ZfdPhil.* 15, 385 ff., insbes. 409 ff.) auf die vielen Beziehungen des Nordfranzosen Gt. zur Provence, namentlich auf sein Studium zu Arles, seinen Aufenthalt zu Montpellier, sein Leben in den hohen und höchsten Kreisen des südlichen Frankreich und seinen Gebrauch provenzalischer Namen hingewiesen. Wenn man sich das alles vor Augen hält, wird man W.'s Mifsverständnis nicht mehr so wunderbar finden. Um so weniger, als ja nach W.'s Versicherung Gt.'s Werk aus der Provence nach Deutschland gesandt worden war.

---

[1] Die Schwerter der Deutschen waren *grèles, menues et longues, par opposition à celles de France, qui étaient courtes.* Mich., *Bibl.* IV, 357, Anm. 2; Cart. IV, 467.

[2] *Dens*, wohl Zähne der wilden Tiere; in übertragenem Sinne vielleicht auch Pfeile, Geschosse, vgl. Wh. 324, 4 f.: *der Sarazîne geschôz, gelüppet sam diu nâtern biz.* Orr, Anm. zu 366 erklärt *dens* mit *coup* oder *contusion.*

3. Guiots Quellen.

Auch die weiteren Angaben W.'s über Kyot passen gut auf Gt.

a) Was Flegetanis (P. 453, 23) anlangt, so kann ich mich auf einige Ergänzungen zu Hagens gründlicher Untersuchung (QF. 85, 33 f., 56 ff.) beschränken. Südfrankreich und Spanien, durch das Meer eher genähert als getrennt, standen damals miteinander im regsten geistigen und wirtschaftlichen Verkehr. Das Bindeglied zwischen ihrer Bevölkerung, zwischen Christen und Mohammedanern, bildeten die überaus zahlreichen Juden. Insbesondere traf dies in Languedoc zu, auch *Judée de la France* genannt, dem Nachbarlande der Provence auf dem rechten Rhôneufer, jenem Völkerbabel, wo aufser dem semitischen iberisches, gallisches, römisches, sarazenisches und gotisches Blut vertreten waren (Mlet., 387 f.). Mischehen waren damals in diesen Landschaften etwas so häufiges, dafs selbst die Adelsgeschlechter mit wenigen Ausnahmen in ihren Stammbäumen irgendwo eine arabische oder jüdische Grofsmutter oder Urahne aufwiesen (Mlet., 389). Da ist es denn gewifs keine auffallende Sache, wenn ein arabischer Astronom und Nigromant eine jüdische Mutter gehabt und seinen Stammbaum bis auf Salomon zurückgeführt haben soll, ähnlich, wie dies z. B. in dem Falle Christi bis auf David geschehen ist (Ev. Math. 1). Dafs Flegetanis ein Zeitgenosse Christi gewesen sei (Blöte, a. a. O. 352), scheint mir P. 453, 28 f. nicht zu besagen. Mit Martins *Komm.* deute ich: Der Ast des Flegetanis zweigte sich vom Stamme Salomos ab, bevor das altjüdische Königsgeschlecht durch die Geburt des Messias seine frühere Bedeutung verlor; der Ausdruck *geborn von Salmôn*, der parallel steht zu *ûz israhêlscher sippe erzîlt*, ist ja auch nicht wörtlich gemeint (Sohn Salomons). Könnte nun nicht ein arabischer Sterndeuter in jenen alten, abergläubischen Zeiten noch Kalbanbeter, d. h. Anhänger eines modernisierten Serapisdienstes oder dergl. gewesen sein (P. 454, 2 f.)? Nach päpstlichen Briefen vom Jahre 1234 sollen ja die deutschen Ketzer noch ganz andere Dinge angebetet haben, z. B. den Frosch, den blassen Mann und den schwarzen Kater (v. Hfle. V, 1014 ff.)!

Weiter heifst es im P., das Werk des Flegetanis — so betont W. 454, 2, 9, 17; 455, 1 — oder, wie Hagen will, das Buch Felekthani = *sphaera altera*,[1] habe ganz vergessen (P. 453, 12: *verworfen*) in Toledo gelegen. Gerade zu Toledo war damals so etwas sehr möglich. Jahrhundertelang hatte das Emirat der Omajaden und ihrer Nachfolger mehr oder weniger nahe an die Grenzen des Toledanischen Gebiets herangereicht. Ja, von 1036 bis 1085 war das heifsumstrittene Toledo selbst unter dem maurischen Stamme der Dilnuniden eine Hauptpflegestätte der arabischen

---

[1] Das später, 1256, erschienene Lehrbuch der sphärischen Astronomie von John Holywood oder Sacro Bosco führte den Titel *Sphaera mundi.* — M. G. SS. XVII, 233.

Astronomie gewesen. Hier hatte z. B. Arzachel (Al Zarkali oder Zarkala) gelehrt und 1080 seine berühmten Toledanischen Tafeln herausgegeben.[1] Ägypter, Araber und Juden, die unter den mittelalterlichen Gelehrten des Morgenlandes eine führende Rolle spielten, safsen seit der Begründung der maurischen Herrschaft (i. J. 756) zahlreich auf den Lehrstühlen der spanischen Hochschulen zu Toledo, Cordova, Sevilla und Saragossa.

Als dann 1085 Alfons VI. die Mauren endgültig aus Toledo vertrieben hatte, setzte dort eine starke christliche und völkische Gegenbewegung ein. Der Hafs gegen die fremden Unterdrücker war bei den Einheimischen zu einer ähnlichen Stärke angewachsen, wie er uns in der *Bataille d'Alischans*, der Quelle für W.'s Wh., entgegentritt. Unter dem Einflusse dieses Fanatismus mögen auch die Werke der arabischen Gelehrten, soweit sie nicht vernichtet wurden, in abgelegene Winkel der Büchereien und Buchhandlungen verworfen worden sein.

Wie aber kam Gt. zu seinem Toledanischen Funde? Als Kenner der morgenländischen Kultur und als Zeitgenosse Saladins dürfte er über den Fanatismus des 11. Jahrhunderts erhaben und der arabischen Gelehrsamkeit keineswegs abhold gewesen sein. Nichts spricht dagegen, dafs er, der Vielgereiste, einmal Toledo besucht hat, wohl aber läfst sich manches dafür geltend machen. Die Hochschule zu Montpellier z. B., die Gt. aus eigener Anschauung gekannt hat (424, 2613), stand als Gründung spanischer Ärzte mit den spanischen Hochschulen, insbesondere mit denen zu Cordova und Toledo, in enger Verbindung. Weit wichtiger sind aber in unserem Falle die sehr nahen schwägerschaftlichen Beziehungen zwischen dem englischen und kastilischen Hofe in der Zeit Alfonsos VIII. (1158—1214). Jung-Heinrich, der älteste Sohn Heinrichs II. von England, der sich seit 1170 mit seinem Vater in die königliche Gewalt teilte, heiratete 1173 Margarete, eine Enkelin Alfonsos VII. von Kastilien († 1198). Richard Löwenherz, Heinrichs jüngerer Bruder, führte 1191 Berengaria von Navarra heim († 1230). Diese war

α) ebenfalls eine Enkelin Alfonsos VII. von Kastilien, nämlich eine Tochter der Santia oder Beatrix von Kastilien, der Gemahlin Sanchos VI. von Navarra, die 1179 starb;

β) eine Urenkelin desselben Alfonso VII. durch dessen natürliche Tochter Uraqua, die Gemahlin Garcias VI. von Navarra, die 1180 starb;

γ) eine Nichte, Bruderstochter, der Königin Blanka von Kastilien aus dem Hause Navarra, der Gemahlin Sanchos II., die 1156 starb.

---

[1] Noch im 13. Jahrh. stand Toledo in dem Rufe, ein Sitz hervorragender Gelehrsamkeit zu sein. Auf dem 12. Lateranischen Konzil z. B. wiederholte Ximenes, der Erzbischof von Toledo, den Inhalt seiner lateinischen Rede für die Laien in fünf Sprachen: ein Sprachenwunder, das nach der Ansicht der Zuhörer seit den Zeiten der Apostel nicht mehr vorgekommen war.

Eleanor Plantagenet endlich, die zweite Tochter Heinrichs II., heiratete 1170 Alfonso VIII. von Kastilien (beide † 1214). Sie brachte ihm, was für Gt.'s Beziehungen zum kastilischen Hof neue Möglichkeiten eröffnet, das Herzogtum Guienne (Aquitanien) als Mitgift zu. Alle diese Verbindungen lebten um die Zeit, wo Gt.'s Graldichtung entstanden sein dürfte, noch frisch im Gedächtnis seiner Zeitgenossen. In der treuen Freundschaft und Waffenbrüderschaft der Vettern Gahmuret und Kaylet zeichnet uns der Dichter ein Spiegelbild der damaligen angevinisch-kastilischen Annäherung.

Wie herzlich die beiden Geschlechter noch im Jahre 1200 zueinander gestanden haben, beweist unter anderem die Tatsache, dafs König Johann die Mitgift seiner Nichte Blanka von Kastilien an Ludwig von Frankreich entrichtet hat (Schirrmacher, *Gesch. Spaniens* IV, 688; *Cart.* IV, 41). Namentlich die oben erwähnte Heirat Alfonsos VIII. und Eleonores (1170), die als ein grofser Erfolg der spanischen Politik angesehen wurde, bot für die beteiligten Höfe den Anlafs zu prunkvollen Festlichkeiten. Eine glänzende Gesandtschaft unter der Führung des Erzbischofs von Toledo brach damals von Zaragoza nach Bordeaux auf, „um die Braut und ihr stattliches Gefolge, viele Bischöfe, dazu eine Elite von Gröfsen aus England, der Normandie, Bretagne und Gascogne durch das gastliche Aragon dem Bräutigam zuzuführen, der ihrer mit seinem Hofe zu Taragona harrte. Hier wurden im September 1170 in Gegenwart des Königs Alfonso II. von Aragon der Heiratskontrakt und die feierliche Verlobung vollzogen". Die Hochzeit fand in Burgos statt, „wohin Geladene und Schaulustige aus ganz Spanien zusammenströmten" (Schirrmacher, a. a. O. 194 f.). Wäre Gt. schon für die damalige Zeit als Ménétrier oder Hofdichter der Anjous anzusehen, dann dürfte seine Teilnahme an diesem Zuge und sein Besuch Toledos nicht unwahrscheinlich sein. Die anschauliche Darstellung, wie die Bevölkerung Spaniens durch die Antoniusbrüder ausgebeutet wurde (2024 ff.), beruht wohl auf eigenen Wahrnehmungen. Auch einige spanische Erinnerungen, die anscheinend aus Gt.'s Graldichtung in den P. durchgesickert sind, sprechen für unsere Ansicht. So z. B. 419, 19 *Galicia*, das Herzogtum des Liddamus im äufsersten NW der iberischen Halbinsel, mit dem festen *Vedrûn* (419, 21), d. i. entweder Saavedra im Herzen Galiziens oder die Hafenstadt Pontevedra an seiner Westküste. *Ascalûn* (67, 13), bei Cr. im Anklang an das *Kapalon* der Saga *Escavalon* genannt, war wohl ursprünglich das alte Herzogtum Escalona nordwestlich Toledo. Diese Landschaft, die allerdings im Gegensatze zu *Ascalûn* (P. 399, 22) nicht am Meere lag, mag erst später unter dem Eindrucke der Kreuzzüge mit der vielerwähnten Hafenstadt Askalon, von den Ägyptern *Syriens Gemahlin* genannt, identifiziert worden sein. Einen *stolzen künec von Arragûn* (P. 67, 14 u. ö.), nämlich Alfonso II. (1162—1196), den Gönner der Dichter, der selbst zu den Troubadours gezählt wird, hatte Gt. persönlich kennengelernt (*Bible* 337: *plus cortois ne nasqui de meire*). Weiter

werden im P. erwähnt die Königin von *Averre* d. i. Navarra (Martin zu 91, 23), der Herzog von *Katelangen* d. i. Catalonien 186, 21 u. ö., *Sebilje* d. i. Sevilla 54, 27 u. ö., *Portegal* 66, 26, *kastilische* Rosse 121, 24 und 210, 6, sowie der in *Toledo* gefertigte Schild des Orilus 261, 1 f. Auch das 80, 29 erwähnte *Muntôri* gehört vielleicht hierher (vgl. u. S. 17).

Schliefslich erklärt sich auch der scheinbare Widerspruch in der Flegetanisstelle, den nicht nur Karg-Gasterstädt, *Zur Entstehungsgesch. des P.* 56 f., sondern auch J. Wstn., sonst eine überzeugte „Kyotlerin", als merkwürdig hervorhebt (I, 326). Zuerst heifse es bei W. 453, 18 ff., dafs nur ein Getaufter imstande gewesen sei, das Gralsgeheimnis zu begreifen und zu entschleiern, aber schon wenige Zeilen später 453, 30; 454, 21—30 werde berichtet, dafs der Heide Flegetanis *von s' grâles âventiur* zuerst geschrieben habe. Dabei wird übersehen, dafs Flegetanis aufser dem Namen des Grales und einer kurzen Nachricht von seinen Hütern nur *verholnbaeriu tougen*, also Geheimnisse, die ihm selbst rätselhaft blieben, in den Sternen entdeckte und *blûclîche*, also nicht sicher und bestimmt, sondern nur zaghaft und schüchtern von diesem seinem Gesichte erzählte. Der Gral selbst war für ihn *ein dinc*, d. h. ein nicht näher erklärbares Etwas. Erst der Christ Kyot kündete dann *um des grâles art*, *wie man sîner tougen innen wart.* Flegetanis verhält sich also etwa zu Kyot, wie in der Geschichte Christi die alttestamentlichen Propheten zu den Evangelisten. Auch die kurze Bemerkung, Kyot habe *dise âventiur von Parzivâl* heidnisch vor sich gehabt (416, 26 f.), wird 453, 13 f. genauer dahin bestimmt, dafs es sich nur um *dirre âventiur gestifte*, d. h. also um die erste schriftliche Grundlage der Gralserzählung gehandelt habe.

Mag daher immerhin Gt. oder W., wie es ihr dichterisches Recht war, den Bericht über die Quellen der Gralsgeschichte durch märchenhaften Flitter herausgeputzt haben, so scheint doch das Hauptstück davon, nämlich Gt.'s Toledanischer Buchfund, auf Wahrheit zu beruhen.

b) W. erzählt dann weiter, die verschwommene Nachricht des Flegetanis habe Kyot angeregt, lateinische Bücher, namentlich aber die Landeschroniken zu Britane und anderswo, zu Frankreich und Irland nach genaueren Berichten über den Gral und seine Hüter zu durchforschen. Schliefslich habe er dann in Anjou *diu maere*, d. h. also die Vorlage seiner Dichtung, gefunden. Auch diese Angaben sind oft für abenteuerlich gehalten worden. Ganz mit Unrecht! Vergegenwärtigen wir uns, was am Anfang unserer Untersuchung über die vermutliche Tendenz der Kyotschen Dichtung gesagt wurde, so erscheint alles sehr begreiflich. Dem Hause Anjou mufste zu jener Zeit sehr viel daran liegen, innerhalb seiner neuerworbenen, ausgedehnten Herrschaftsgebiete ältere Sagenstoffe, sowie örtliche und geschichtliche Beziehungen ausfindig zu machen, die, in eine neue dichterische Form gegossen, seine Volkstümlichkeit begründen oder erhöhen konnten. König Heinrich II. sowohl, wie

seine Gattin Eleonore und seine Söhne Jung-Heinrich, Richard und Gottfried standen denn auch erwiesenermaſsen mit zahlreichen französischen Dichtern in Beziehung, die ihnen kürzere oder längere Dichtungen widmeten (Suchier und Birch-Hirschfeld, *Gesch d. franz. Lit.* I, 2. Aufl., 125 ff.). Ist es da wunderbar, wenn ein Dichter, der, wie der P. uns lehrt, die Anjous zu verherrlichen beabsichtigte und vielleicht sogar ihr Hofdichter war, sich selbst auf die Suche nach passenden Aventiuren begab? Und gehörten nicht alle Länder, wo er gesucht haben soll, ganz oder teilweise zum neu-angevinischen Herrschaftsgebiet? Zwar sind wir nicht imstande, Gt.'s Aufenthalt in jenen Ländern ebenso glaubhaft zu machen, wie seine Reise nach Spanien. Aber an einzelnen Ortskenntnissen fehlt es ihm auch hier nicht:

In Britannien: *Lunders* = London 313, 10. — *Sinzester* = Chichester oder Winchester 605, 8 und 722, 18. — *Engellant* 663, 17 und 735, 16. — *Kucûmerlant* = Cumberland 145, 29. — *Wâleis* = Wallia = schlechthin Südwales. — *Norgâls* = Nordwales, das einst im Norden bis zur Clyde reichte (Spruner, *Brit. Ins.* I und Nebenkarte). — *Kanvoleiz*, die Hauptstadt von Südwales;[1] *Kingrivâls*, die Hauptstadt von Nordwales;[2] *Curnewâls* = Cornwales P. 429, 17; — die englische Harfe *Swalwe* 663, 17 f.

Wie genau Gt. in der alten *France* Land und Leute gekannt hat, beweist seine *Bible* zur Genüge. Aber auch der P., soweit er nicht auf Cr. zurückgeht, und ebenso der T. enthält einige französische Namen, so z. B. *Franze* = „France" P. 69, 29 und T. 123, 4; *Franzois* P. 37, 17; *Franzoisinne* T. 37; *Kärlingen* 87, 21 = der volkstümliche Name für Frankreich; *Paris* 761, 28; *Bêâveys* = Beauvais zwischen Paris und Amiens, westl. Clermont, P. 348, 16 und 380, 27.[3]

Bezüglich Irlands kommen nur die Namen *Yrlant* 67, 19 und 82, 11, sowie *Irschman* 85, 17 in Betracht.

c) Doch nun zum Fundort der *maere*! Daſs Gt. erst zuletzt in Anjou suchte, ist ganz begreiflich. Muſsten ihm doch von Anfang an die neu-angevinischen Herrschaftsländer, mit denen der Kontakt hergestellt werden sollte, als günstigstes Forschungsgebiet

---

[1] *Can* = „weiſs", in walisischen Ortsnamen oft wiederkehrend, z. B. in *Canganum*, *Cangiani*, heute *Car-Cambria*, dem alten Namen von Wales; in *Kanadic*, P. 586, 4 = *Venedocia*, *Nortwallia* bei *Giraldus Cam-narvon*; in *Kanadic*, P. 586, 4 = *Venedocia*, *Nortwallia* bei *Giraldus Cambrensis*; *voleiz* = „Wales".

[2] Walisisch *cyn*, englisch *first*, *chief*, *foremost*; *cynrhyw* = „Vorfahr", „Ahne"; *vâls* = *wâleis*.

[3] Im *Cligés* verweist Cr. auf ein Buch der Kathedralbibliothek von Beauvais (*Biauveiz*) als auf seine Quelle. Wechssler 147, vermutet, daſs Cr. zeitweilig Cancellarius oder Scholasticus des Kathedralkapitels von St. Peter zu B. gewesen sei. Wenn ja, so konnte dies Gt. wissen, ebenso wie er sicher den *Cligés* gekannt hat (vgl. zu *Cligés* 2800 ff., Wechssler 169). Bei W. dürfen wir das kaum voraussetzen. *Bêâveÿs* im P. und Wh. 411, 17 u. 29; 424, 14 scheint also aus Gt. zu stammen, wenn auch der Titel *schahteliur* für *chastelain* wohl eine W.'sche Verwelschung des deutschen *burcgrâve* ist.

erscheinen, und zwar um so mehr, als ihn auch der umfangreiche Sagenkreis, der die Person des Königs Artus umkränzte, deutlich und bestimmt nach der Bretagne, der Normandie und den britischen Inseln hinwies. Das damalige Anjou umfaſste auſser der Grafschaft dieses Namens, dem Stammlande der Plantagenets, die Landschaften Touraine seit 1044 und Maine, das alte Cenomania, seit 1110 (vgl. Spruner, *Frankr.* II, Nebenkarte). Seine Hauptstadt war zu W.'s Zeiten Angers (Andegavum) an der Mayenne. Weil nicht dieses, sondern *Bêâlzenân* im P. als Hauptstadt genannt wird, hat man W.'s Angaben über Gt. angezweifelt. Was sei zu halten von einem Forscher, der nicht einmal den richtigen Namen der Hauptstadt Anjous gekannt habe? (Blöte gegen Wechssler, *ZfdA.* 43, *Anz.* 25, 351 f.). Martin, zu P. 261, 20, macht demgegenüber, wenn auch etwas *blûclîche*, geltend, daſs möglicherweise Baugé, das frühere *Balgiacum* oder *Balgium*, Dép. Maine et Loire, oder auch Beaugency, das frühere *Balgentiacus*, Dép. Loiret, gemeint sein könne. Das letztere gehörte allerdings, streng genommen, gar nicht zur Grafschaft Anjou. In der Nähe des ersteren, nämlich in Baugé-le-Vieil, hatte sich aber — was Martin entgangen zu sein scheint — Fulko Nerra (987—1040) mit dem Beinamen *le grand édificateur* ein Schloſs erbaut, dessen Ruinen noch heute sichtbar sind (Moréri, la Martinière, Bouillet; vgl. auch Klöpper, *Franz. Real-Lex.*). Haben hiernach die alten Grafen von Anjou tatsächlich nicht nur in Angers, sondern auch in Baugé residiert, so könnte die Angabe des P. ganz im Gegensatze zu Blötes Ansicht eine genaue Vertrautheit mit Anjous Geschichte und Geographie verraten.

Zu demselben Ergebnis führt uns eine genauere Untersuchung der von W. gebrauchten Namensform. *Bêâlcéan*, *baucéan*, *balcent*, *bauçant*, *baucent*, *balzan* usw. ist nach Sachs-Villatte, Godefroy, Du Cange, Scheler usw. sinnverwandt mit *taché de noir et blanc*, *bigarré*, *tacheté*, *pie*, bedeutet also schwarz und weiſs gefleckt oder gescheckt. *Un cheval baucéan* z. B. ist ein schwarzes oder braunes Pferd mit weiſsen Flecken oder Streifen. Das Streitroſs Wilhelms v. Orange, das im Wh. 37, 11 und 58, 21 *Puzat* oder *Puzzat* heiſst, führt so in den Chansons den Namen *Baucent*. Unter *arme balzane* versteht die italienische Heraldik einen Wappenschild mit quergeteiltem Felde. Beachtenswert ist vor allem, daſs die Templer ihr schwarzweiſses, mit einem roten Kreuz belegtes Banner *Baucéan* nannten[1] und dieses Wort auch als Schlachtruf gebrauchten. Da nun mehrere Grafen von Anjou hervorragende Wohltäter und Gönner, Fulko V., der spätere König von Jerusalem, aber sogar verheirateter Bruder der Templer gewesen ist (vgl. auch u. S. 32 ff.), könnte vielleicht die alte Grafenveste Angers während der Blütezeit des Ordens jenen Beinamen erhalten haben, der jedem Templerherzen besonders teuer war.

[1] Abb. bei Bernardo Giustinian, *Hist. chronol. de l'origine degl ordini militari*, Venezia 1692, I, 311.

Es gibt aber eine noch weit bessere und einfachere Deutung. Angers mit seinen Vororten war von alters her ein Hauptpunkt der französischen Dachschieferproduktion. Die Billigkeit, Schönheit, Güte und Wetterbeständigkeit des dort gewonnenen Materials hatten zur Folge, dafs fast alle Häuser der Stadt mit Schiefer gedeckt und bekleidet waren (Bouillet, Corneille, Ersch und Gruber usw.). Viollet-Le-Duc, der 1862—1865 die auf dem Platze der altangevinischen Grafenburg stehende bischöfliche Residenz erneuerte, äufsert sich folgendermafsen über die Verwendung des Schiefers im Bauwesen der Stadt (*Dict. de l'arch. fr.* I, 454; Paris 1867):

... les architectes du XIIIe siècle avaient une sorte de répulsion pour la banalité, qui leur fit bientôt chercher les moyens d'employer l'ardoise en la faisant servir à la couverture en même temps qu'à la décoration des édifices. Ils avaient remarqué que l'ardoise obtient un reflet différent suivant qu'on présente sa surface dans un sens ou dans l'autre à la lumière du soleil; ils utilisèrent sans dépense aucune cette propriété de l'ardoise, pour former sur leurs combles des mosaïques de deux tons. Souvent aussi ils taillèrent leurs ardoises de diverses manières, ou les posèrent de façon à rompre la monotonie des couvertures, soit en quinconce, soit en épis ... Ces méthodes différentes adoptées à partir du XIIIe siècle ne subirent pas de changements notables pendant le cours des XIVe et XVe siècles.

Diesen Ausführungen des berühmten französischen Architekten brauche ich kaum noch etwas beizufügen; denn das Stadtbild des mittelalterlichen Angers, das er vor unseren geistigen Augen erstehen läfst, erklärt zur Genüge das Aufkommen des Beinamens Bêâlcéan, der dem W.'schen Bêâlzenân entspricht. Nur noch einer Tatsache, die unsere Ansicht wesentlich unterstützt, sei hier gedacht: in den letzten Jahrhunderten, ja bis in unsere Zeit hinein führt Angers einen Beinamen, der ebenfalls von der Farbe seiner Häuserbedachungen nnd -bekleidungen abgeleitet ist. Seitdem nämlich die von Viollet-Le-Duc für das 12.—15. Jahrhundert geschilderte zweifarbige Beschieferung mehr und mehr einer einfarbig-schwarzblauen Platz gemacht hat, heifst Anjous Hauptstadt, wie man in jedem Fremdenführer für das nordwestliche Frankreich nachlesen kann, *la Noire.*

Angevinische Ortskenntnisse Gt.'s beweist auch die Erwähnung der kleinen Stadt *Muntôri* P. 80, 29 = Mons aureus = Montaurium = Montorium = Montoire am Loir, etwa 15 km westl. Vendôme, falls nicht, was auch möglich ist, Montorio, Prov. Burgos, Bz. Villadiego, oder Montoro, Prov. Cordoba, gemeint sein sollte (Wilh. Marsch. III, 51, Anm. 1; Martins *Komm.* zu P. 80, 29 (vgl. oben S. 14).

Aufser den Mitgliedern des regierenden Herrscherhauses Anjou-Plantagenet hatte Gt. in dessen Stammlanden zwei mächtige, einflufsreiche Gönner: einmal Moritz II. von Craon, der in der Geschichte Heinrichs II. und Richards I. von England eine so

grofse Rolle spielte und 1196 verstarb,[1] sodann Robert III. von Sablé, einen der angesehensten Herren in Maine und Anjou, der auf der Überfahrt Richards nach dem heiligen Lande Vorsteher der Schiffsordnung (Admiral) und später Grofsmeister der Tempelherren war und ebenfalls 1196 verstarb (*Bible* 402, 372).

Dafs ein derartiger Fund, wie ihn W. berichtet, in Anjou möglich war, lehrt uns der verhältnismäfsig hohe Bildungsstand dieser Landschaft. Was von dem Frankreich des 11. und 12. Jahrhunderts einst gesagt zu werden pflegte: *eodem tempore variis studiis resonabat*, das galt von Anjou in verstärktem Mafse.[2] *Dans le mouvement littéraire du XIe siècle* — sagt Pasquier 164 mit Recht — *l'Anjou s'était lançé au premier rang.* Diese Landschaft hatte das Glück gehabt, an ihrer Spitze eine Herrscherfamilie zu sehen, bei der die Pflege der Wissenschaften gleichsam erblich geworden war. Schon Fulko II., le Bon († 958), war feingebildet und hielt mit den Stiftsherren von St. Martin zu Tours gelehrte Disputationen ab. Als Ludwig IV. von Frankreich ihn deshalb einmal verspottete, erteilte er ihm die ebenso derbe wie zutreffende Antwort: *Noveritis, domine, quia illiteratus rex est asinus coronatus.* Gottfried Martel († 1060) und seine Gattin Agnes waren als Bücherfreunde und -sammler bekannt. Ermengarde, die Tochter Fulkos IV., Gattin des Herzogs Alain Fergent von Bretagne, galt als gelehrte Anhängerin des heiligen Bernhard und des Dichterphilosophen Marbod. Um 1145 gab Graf Gottfried von Anjou seinem Sohne Heinrich den bedeutenden Dichter Petrus Sanctonensis zum Lehrer und Erzieher (s. unten S. 20 f.). Von den literarischen Neigungen der späteren Glieder des Hauses Plantagenet, eines Heinrich I., seiner Gemahlin Eleonore und seiner Söhne, ist bereits die Rede gewesen. Am Hofe zu Angers regierten der beste Geschmack und die feinste Bildung. Die mehrfachen Reisen einiger Grafen von Anjou nach Jerusalem hatten Beziehungen zum Orient angeknüpft, die die Entwicklung des Luxus, der Wissenschaften und der Künste mächtig förderten.

Unter solch günstigen Bedingungen war vor allem das Schulwesen des Landes zur schönsten Blüte gediehen. Die Domschulen zu Tours, der Hauptstadt der angevinischen Provinz Touraine, hatten unter dem feingebildeten Berengarius († 1088) und später unter dem Erzbischof Hildebertus venerabilis (1125—1133) eine grofse Berühmtheit erlangt. Der letztere, der in einem Briefe des

---

[1] Ihn und Wilh. Marschall, die beide Heinrich dem II. gegen Richard treu geblieben waren, liefs der letztere sofort nach dem Tode seines Vaters noch an dessen Leiche herbeirufen. W. Marsch. III, 117, Anm. 3.

[2] Zum Folgenden sind zu vergleichen: Beaugendre, *Hildeberti opera et Marbodi opuscula*, Paris 1708; Migne, *Patrolog. lat.* 171; *Encycl. Brit. Art. universities*, Bd. 27, S. 756c; A. Dieudonné, *Hildebert de Lavardin*, Paris und Mamers 1898; Ernault et Robiou. *Marbode, évêque de Rennes*, Rennes 1890; Pasquier, *Baudri, abbé de Bourgueil, archevêque de Dol*, Angers 1878; Hauréau, *Mélanges poétiques d'Hildebert*, Paris 1882.

heiligen Bernhard *tanta Ecclesiae columna* und in der Chronik von St. Marian d'Auxerre *vir scientia perspicuus* genannt wird, wirkte vor seiner Berufung nach Tours zunächst als *scoliarcha sive scholarum magister*, dann als Archidiacon und als Bischof zu Le Mans, der Hauptstadt der angevinischen Provinz Cenomania-Maine. Die dortige Cathedralschule genoſs gleich der zu Tours den besten Ruf. Neben ihren wissenschaftlichen Leistungen rühmte man den *genialis soli, id est Cenomanici, accuratus et quasi depexus sermo* (Wilh. v. Malmesbury). Die bischöfliche Schule zu Angers aber wurde den besten Pariser Bildungsanstalten gleichgestellt und im 11. Jahrhundert geradezu als die berühmteste Schule des ganzen Westens gepriesen. Nicht nur aus Anjou und seinen Nachbarprovinzen, sondern aus ganz Frankreich, der Normandie, ja selbst aus England strömten ihr Schüler zu. *La pléiade de littérateurs ..., qui en sont sortis, nous fait voir à quel point de perfection y était portée l'étude de la littérature à la fin du XIe siècle* (Pasquier 32 ff.). Namentlich Marbod, Angers' berühmter Sohn, hatte die Schulen seiner Heimat als Scholasticus (1067—1081) und als Archidiaconus (1081—1096) *in modum cuiusdam universitatis* emporgehoben. Um die Bildungsstätten zu Tours, Le Mans und Angers gruppierten sich die groſsen Abteien St. Aubin, St. Jouin, St. Nicolas, St. Serge usw., sowie die zahlreichen, über das ganze Land verstreuten Klosterschulen, die nicht nur von Mönchen, sondern auch von Scolares besucht werden durften. Welch hohes Ansehen Anjou im weiteren Sinne als Heimstätte der Kultur und Wissenschaft in der damaligen gebildeten Welt genoſs, beweist u. a. die Tatsache, daſs man mehrere wichtige Synoden dort abhielt. Auſser den beiden bekannten von Le Mans (1166 und 1188) ist besonders die groſse Synode von Tours zu erwähnen, die unter dem Vorsitz des Papstes Alexander III. und im Beisein von 17 Kardinälen, 124 Bischöfen, 414 Äbten und zahllosen anderen Klerikern, sowie angesehenen Laien 1163 stattfand (v. Hfle. V, 606, 611). Wen kann es Wunder nehmen, daſs in Anjou unter solch günstigen Verhältnissen auch die Dichtkunst geblüht hat? Hier wirkte z. B. um die Wende des 11. und 12. Jahrhunderts das Dreigestirn Hildebert, Marbod und Baudri: alle drei ziemlich gleichaltrig und in derselben Gegend geboren, alle drei im Laufe der Zeit bis zur bischöflichen oder erzbischöflichen Würde emporsteigend. Mögen auch die lateinischen Werke dieser angevinischen Dichterschule uns oftmals als bloſse Verskünsteleien erscheinen, — hier kommt es doch vor allem darauf an, wie ihre Zeitgenossen sie eingeschätzt haben.

Von Hildebert, dem begeisterten Verehrer und Nachahmer Ovids, heiſst es, er sei *versibus omnis generis opptime versatus, egregius, incomparabilis, praestantissimus versificator, inclytus et prosa versuque per omnia primus.* Einige seiner Bewunderer nennen ihn mit Vorliebe *Hildebertus divinus.* Marbod wird von seinen Zeitgenossen bald als leuchtender Dichterstern, bald als Orpheus, bald

als Ruhm von Angers gepriesen. Von ihm und Hildebert sind uns beispielsweise zwei epische Dichtungen über die Makkabäer und eine über Mahomet überliefert worden. Neben dem späteren St. Bonaventura werden beide als Dichter von Kirchenliedern gepriesen (*Encycl. Brit. Art. Hymns* 14, 187 a). Marbod, *oratorum rex, qui Gallicanae arcem eloquentiae obtinebat*, verfaſste zu Angers als Lehrer der *litterae humaniores*, der Poetik und der Rhetorik auch stilistische Lehrbücher in tadellosen lateinischen Versen, nämlich eines *de ornamentis verborum* und ein zweites *de apto genere scribendi.* Vor allem ist aber hier sein *liber lapidum seu de gemmis* zu erwähnen, dessen 734 Hexameter jene 60 Edelsteine behandeln, die im P. 791. aufgezählt werden.[1] Von 1096 bis 1123 war er Bischof von Rennes in Armorica. Hier, im Lande der vor den fremden Bedrückern geflüchteten Briten, einem vielgepriesenen Dorado der *chevaliers errants* (Wilh. Marsch. III, 23), *inter barbaros et naturali quadam armatos feritate*, bot sich ihm die beste Gelegenheit, die kymrisch-bretonischen Sagen, insbesondere die märchenhafte Geschichte des Königs Artus kennen zu lernen, der dort schon seit dem 8. oder 9. Jahrhundert nachweislich als Nationalheld verehrt und verherrlicht wurde. Nur etwa 30 km westlich von Marbods Bischofssitz, bei Montfort, begann der groſse und vielbesungene *fôrest in Brizljân* (P. 129, 6), der sich in südwestlicher Richtung bis in die Gegend von Ploërmel erstreckte. Nördl. von Rennes aber lag *Dinanum*, das heutige Dinan an der schiffbaren Rance, vielleicht W.'s *Dîanazdrûn.* Noch i. J. 1708, zu Beaugendres Zeiten, waren in Angers und Tours uralte Handschriften einzelner Werke Marbods vorhanden: ein Beweis für das Ansehen und die langanhaltende Wirkung der letzteren. Baudri endlich, der 1089 Abt von St. Peter zu Bourgueil, 1107 Erzbischof zu Dol wurde und 1130 starb, wurde allgemein wegen seiner erstaunlichen Leichtigkeit und Gewandtheit im dichterischen Ausdruck gepriesen. Leben und Dichten war für ihn gleichbedeutend. *Explicit* — so sagte er selbst einmal — *apponet mors mea, nil aliud.* Als Verfasser der vielgelesenen, in einer poetisch gefärbten Prosa geschriebenen Geschichte des ersten Kreuzzugs, der *Historia Hierosolymitana*, und als Dichter einiger *carmina historica*, z. B. *De conquistu Angliae*, erfreute er sich auch auſserhalb seiner engeren Heimat eines groſsen Ansehens.

Mit den genannten ist aber die Zahl der angevinischen Dichter jener Zeit keineswegs erschöpft. Von Frodon, der sein Vaterland als Dozent verlieſs und nach einem unruhigen Wanderleben in England verstarb, heiſst es beispielsweise: *labor magnis te vatibus aequipararat.* Leider sind uns nicht einmal die Titel seiner Werke erhalten. Pierre de Saintes, den Lehrer und Erzieher König Heinrichs II., haben wir oben (S. 18) bereits kurz erwähnt. Da

[1] Beaugendre, a. a. O., Sp. 1382 ff.; Migne, a. a. O. 171, Sp. 1738 ff.; weitere Ausgabe von Beckmann, Göttingen 1799. Vgl. auch Martin, Komm. zu P. 791.

wir von ihm nur wissen, dafs er den Untergang Trojas besungen hat (Hauréau, *Mél. poétiques d'Hildebert* 160; Leyser, *Hist. poemat. et poetar. med. aevi* 390 ff.), müssen wir uns ohne Nachprüfung auf das Lob verlassen, das ihm Zeitgenossen spenden: *qui in metris instructus est supra omnes coaetaneos suos qui in Francia sive in Aquitania et usque Pyraeneos montes inhabitant.*

Als dann an der Seite der althergebrachten, in Domschulen, Abteien und Klöstern gepflegten, nach klassischen Vorbildern schaffenden Poesie eine völlig neue, von der Gunst der weltlichen Grofsen getragene Dichtkunst emporwuchs, die in Liebesgeschichten und Abenteuerromanen schwelgte, fand sie in Anjou eine poetisch geschulte und empfängliche Leser- und Hörerschaft. Der älteste Troubadour, von dem wir sichere Kunde haben, safs auf seinem Herrenschlosse in der nächsten Nachbarschaft des angevinischen Gebietes: Graf Wilhelm IX. von Poitiers (1071—1127). Ihm eiferten zu Gt.'s Zeiten ein anderer Graf von Poitiers, Richard Löwenherz und seine Brüder Jung-Heinrich und Gottfried nach, neben denen, wie bereits erwähnt, ihr Vater Heinrich, ihre Mutter Eleonore und die angevinischen Barone von Craon und Sablé als Gönner der Dichter zu nenen sind (s. oben S. 5, 6, 17 f.). Beneeit, der ungefähr zwischen 1175 und 1185 im Auftrage Heinrichs II. seinen berühmten Roman von Troja verfafste, gehörte dem Benediktinerkloster Ste. Maure in der Touraine an, lebte also gleich den Vorgenannten auf angevinischem Gebiete.

Könnte nun nicht eine der erwähnten Dichtergröfsen oder auch ein aus ihrer Schule hervorgegangener dichtender Landsmann zum Preise des regierenden Herrscherhauses jenes Gralgedicht verfafst haben, das nach W.'s Darstellung Kyot in Anjou gefunden haben soll!? Es möge nur daran erinnert sein, dafs Fulko V. von Anjou 1110 durch seine Heirat mit Erenburg die Landschaft Maine und 1129 durch seine Heirat mit Melisende die Anwartschaft auf das Königreich Jerusalem erwarb: gewifs für den dichterisch begabten Bischof oder Erzbischof des Landes und für manchen anderen angevinischen Poeten verlockende Gelegenheiten, den Pegasus zu besteigen! Welch ein Anreiz zu schwungvollen Festgedichten mag aber gar von der Hochzeit ausgegangen sein, die Gottfried, der Sohn Fulkos, mit Mathilde, der Tochter König Heinrichs I. von England, der Witwe Kaiser Heinrichs V., am 9. Juni 1129 feierte?! Handelte es sich doch hierbei um ein Ereignis von der gröfsten geschichtlichen Bedeutung, das dem Herrscherhause Anjou den Zugang zum englischen Throne eröffnete und seinen Ruhm weit in alle Lande erstrahlen liefs! Dafs Hildebert z. B. an dieser bedeutungsvollen Feier persönlich teilgenommen hat, wird ausdrücklich berichtet.

Abgesehen von dem Edelsteinverzeichnis bestehen z. B. zwischen den Werken Hildeberts und Marbods und dem Niederschlag der Gt.'schen Dichtung, wie er sich bei W. zeigt, einige unverkennbare Ähnlichkeiten:

Marbod, *Lib. lap. seu de gemmis*, altfranz. Übersetzung, Prologue (nach **Beckmann**):	P. 792, 1 ff.:
Ke fit de natures de pierres, De lor *vertus* e de lur *maneires*, ... De lor nuns, e de lor culurs, Quel *puissance* unt, e quels *valurs* ... Li mire (Ärzte) i trovent grant succurs; cil ki *minuissent lor valurs*, *A faire medicinement* *I trovent grant seviement.*	Etslîcher lêrte hôhen muot, ze saelde unt ze *erzenîe* gnot was dâ maneges steines *sunderart.* vil *kraft* man an in innen wart, derz *versuochen kunde mit listen.*
Marbod, a. a. O., nach **Beckmann**, S. 10, *De adamante*:	P. 105, 18—21:
Ferrum contemnens, nulloque domabilis igne. Quae tamen *hircino calefacta cruore fatiscit.*	... *bockes bluot* ... daz sluoc er an den *adamas* dô wart er *weicher danne ein swamp.*
Marbod, *Prosa mystica seu moralis applicatio*, § IV, Sp. 1681/82 (nach **Beaugendre**):	P. 71, 20 ff.:
Grifes, *qui eos* (*smaragdos*) *servant*, ...	... *grîfen klâ diez* (das Gold) *dâ bewarten* und es noch hiute aldâ *bewarent.*
Hildebert, *Vita S. Radegundis reginae*, a. a. O., Sp. 902:	P. 435, 25: (über *Sigune*)
Tota ejus vita loquebatur sanctimoniam.	*ir leben was doch ein venje gar.*
Hildebert, a. a. O., Sp. 900:	P. 437, 24:
vestes induta grossiores, quibus cilicium tegeretur.	*si truoc ein hemde hærîn under grâwem rocke zenaest ir hût.*
Hildebert, a. a. O., Sp. 903:	P. 435, 7; 804, 22—25:
Reclusa est haec in cellula, donec Deo spiritum redderet.	*eine klôsen niuwes bûwes* ... *si brâchen zuo zir dar în* ... *und vunden* ... *Sigûnen an ir venje tôt.*
Hildebert, Sp. 474:	P. 463, 4 ff.:
Lucifer et ejus compares ...	*Lûcifern* ... *und sînen nôtgestallen.*
das., Sp. 402:	
Eos fuisse *bonos* in primo exordio creationis constare debet, *id est sine vitio.*	*Sî wâren doch âne gallen*:

Hildebert, Sp. 474:	
versus in superbiam ...	
das., Sp. 1094:	
Ex superbia ... nascitur *invidia* ...	... wâ namen si *den nit* ...
das., Sp. 474:	
dixit (Lucifer) Ascendam in coelum ... et ero similis Altissimo ... et primus ille Angelus et ejus compares *de coelo ceciderunt* ...	dâ von ir endelôser strît zer helle emphâhet sûren lôn? ... *diu liehte himelesche schar* *wart durch nît nâch helle var.*
das., Sp. 474:	P. 463, 15 ff.:
quorum loco supplendo factus est homo.	dô Luzifer vuor die hellevart mit schar, *ein mensche nâch im wart* *got worhte ûz der erden* *Adâmen den werden* ...
das., Sp. 717:	P. 471, 23 ff.:
(Deus Pater) est vivus sermo et efficax, scilicet potens facere quod vult, *et ideo potest damnare vel salvare, si vult* ...	ich enweiz, ob got ûf si verkôs oder ob er si vürbaz verlôs *was daz sîn reht, er nam si wider.*

Schliefslich mögen noch einige mehr nebensächliche Punkte erwähnt sein, die aber doch das gewonnene Gesamtbild ergänzen. Hildebert war zu Laverdin, nahe bei Muntôri, also auf angevinischem Boden, geboren. Baudri trat, nachdem er seine Studien in Angers beendet, dem Benediktinerorden bei und wurde 1079 Abt zu Bourgueil an der Grenze der Provinzen Anjou und Touraine. Marbod begab sich, nachdem er fast ein Menschenalter lang Bischof von Rennes gewesen war, in die Benediktinerabtei Sti. Albini zu Angers, wo er, zuletzt erblindet, seinen Lebensabend zubrachte und 1123 verstarb. Gt. endlich trat, wie bereits erwähnt, in vorgerücktem Alter um 1195 ebenfalls dem Orden der schwarzen Benediktiner bei.

Die bei W. nachweisbaren Entlehnungen aus Solin, Isidor, Honorius von Augustodunum, Otto von Freising und anderen Gelehrten (Martins *Komm.*, Einl. § 7, XLVII) sind anscheinend ebenfalls auf dem Umwege über Gt. in den P. hineingekommen. Solins berühmtes Werk *Collectanea rerum memorabilium* oder *Polyhistor* war in Frankreich schon sehr früh in zahlreichen Hss. verbreitet. Nach Mommsens Ausgabe, Berlin 1895, S. XXX ff., liegen z. B. noch jetzt in Montpellier drei Hss. aus dem 12. Jahrhundert. Auch im Kloster St. Lomes bei Blois, unweit der Grenze des angevinischen Gebiets, waren ehedem zwei Hss. aus dem 10. Jahrhundert vorhanden, von denen sich jetzt eine in Paris, eine in Wolfenbüttel befindet. Da ist es denn sehr leicht möglich,

dafs Gt., sei es bei seinem Aufenthalt in Montpellier, sei es auf seiner Forschungsreise in Anjou usw. den Solin benutzt hat. Was die übrigen Nebenquellen anlangt, so könnte sie Gt. bei einem literaturfreundlichen *ami* oder auch in den Büchereien zu Clairvaux oder Clugny kennengelernt haben. Jedenfalls dürfte die Annahme, dafs alle diese Bücher durch Gt. benutzt worden sind, eine viel einfachere Lösung sein, als die von manchen beliebte Hereinziehung eines grofsen Unbekannten: des „gelehrten Helfers“ unseres W. (vgl. oben S. 5 f.). Und was nun gar den Versuch anlangt, den Ergänzungsstoff zu Cr.'s *Contes del Graal*, insonderheit das gesamte im P. zutage tretende, nicht bei Cr. nachweisbare Wissen auf W. selbst zurückzuführen, so bemerkt schon Martin, *Einl.* XLff. mit Recht, dafs W. eine staunenswerte Kenntnis der englisch-französisch-spanischen Verhältnisse besessen haben müfste, wenn er die Anspielungen auf geschichtliche Ereignisse, sowie auf wirkliche Personen, Orte oder Länder jener Zeit als erster in die Dichtung eingesetzt haben sollte.

Zu welchen Folgerungen die Gleichung Wolfram = Kyot führt, lehrt uns neuerdings das Beispiel Golthers (*P. u. d. Graal*, Stuttgart 1925). Ehemals (*Roman. Forsch.* V, 115—122 und Kürschners *Nat.-Lit.* 163, 215 f.) ein überzeugter Kyotling, übertrumpft er jetzt sogar Foersters Angriffe auf W.'s Wahrheitsliebe. (vgl. *N. B.* 224, Nachtrag). Rückhaltlos stimmt er Gottfried von Strafsburg zu, der W. nicht mit Unrecht als einen „Geschichtenjäger und Schwindler übelster Sorte“ bezeichne (195). Während das Gralsbuch, das Cr. als seine Vorlage nennt, wirklich vorhanden gewesen sein soll, ja sogar seinem vermutlichen Inhalt nach von Golther rekonstruiert wird (7), werden W.'s Angaben über Kyots Quellen[1] in das Gebiet der Fabel verwiesen (138, 200). Nicht Kyot, sondern W. selbst habe den gesamten, zur Vollendung des P. benötigten Ergänzungsstoff geschaffen oder sich beschafft. Als belesener Mann habe er die lateinische, arabische, provenzalische und altfranzösische Literatur benutzt (194, 208). Mit seinen oft absonderlichen, aufs „Geratewohl aufgeschnappten“ Kenntnissen sei er aber dem literarisch geschulten Gottfried als Pfuscher erschienen und von dessen Standpunkt aus mit Recht getadelt worden.

W.'s wiederholte und bestimmte Versicherungen, dafs er nicht lesen und schreiben könne, ja, dafs er als Ritter alle Buchgelehr-

---

[1] Eine lateinische Chrontk von Anjou, die nach Golthers Behauptung W. seinem Strohmann Kyot als Quelle untergeschoben haben soll (200), kommt im *P.* überhaupt nicht vor. W. erwähnt nur die durch Kyot lange gesuchte und endlich gefundene Erzählung, *diu maere* von dem *volc*, *dâzuo gebaere*, *daz es des grâles pflaege unt der kiusche sich bewaege* (455, 2 ff.). Durch Chiasmus wird dann besonders scharf einander gegenübergestellt *er las der lande chrônicâ ze Britâne unt anderswâ, ze Francrîche unt in Irlant. Ze Anschouwe er diu maere vant.* In den Landeschroniken stand sonach nichts über das Gralsgeschlecht, wohl aber in der von Kyot aufgefundenen Gralserzählung, also in einer keineswegs „undenkbaren“ Quelle (138), sondern in einer Vorlage, die mit derjenigen Cr.s völlig auf einer Linie steht.

samkeit gering schätze, seien „absichtliche, humoristisch übertreibende Bemerkungen" (196—198). Anderenfalls müsse man sich „eine ganze Schreibstube voll Berater und Helfer" für W. denken, einen „Stab von Gehilfen". Viel glaubhafter sei doch, dafs er eine Hs. Cr.'s immer zur Hand gehabt und seine eigenen, oft überraschenden Kenntnisse vielleicht nach kurzen Aufzeichnungen verwertet habe (196).

Was nun dieser W., der „seine gelehrten Kenntnisse so gern leuchten liefs" (187), im einzelnen alles benutzt haben soll, ist wirklich staunenswert. Aufser den bedeutendsten Werken der zeitgenössischen deutschen Dichter werden z. B. aufgeführt: Cr.'s *Erec* (150), der altfranzösische *Roman de Thèbes* (172), die lateinischen Etymologien Isidors (187), der lateinische Brief des Priesterkönigs Johannes an den byzantinischen Kaiser (192), der lateinische Bericht des Eusebius über Ninus und Ninive, sowie die ebenfalls lateinische Chronik Ottos von Freising (209, 211), das lateinische Sammelwerk des Solinus (137, 145, 212), Augustins Schrift *De civitate Dei* (213), der deutsche *Lucidarius* (213), die lateinische Stelle eines unbekannten Schriftstellers über den Kalifen von Baldac (210). Ferner habe W. gekannt: Thabit ben Quorah, den berühmten arabischen Astronomen, Astrologen, Mystiker, Mathematiker und Philosophen (202), den arabischen Arzt Kenkeh al Kendi und den französischen Lyriker und Satiriker Guiot von Provins, den er zu einem Provenzalen Kyot mache (139).

Von diesen sonderbaren Ergebnissen eines ernsten, aber voreingenommenen Forschers ist es wirklich nicht mehr allzuweit zu den kühnen Behauptungen zweier älterer Schriftsteller: W. sei überhaupt „kein Ritter, sondern ein Kleriker und Meister der freien Künste" gewesen und habe sich in seinen Werken „als argen Spötter und schneidendsten Satiriker seiner, ja aller Tage" offenbart (*Ber. d. hist. V. im Rezatkreise* 1833, 9 und J. N. Seefried, *Grafen von Abenberg*, München 1869, S. 35).

Rechtfertigen Golthers Ansichten nicht aufs neue, was Wstn. II, 190 schon vor 33 Jahren bemerkt hat:

„Solange wir uns weigern, die Wahrheit der eigenen, ausdrücklichen Versicherungen W.'s anzuerkennen, solange werden wir die Auslegung des P. von unzähligen Schwierigkeiten umgeben finden. Der Versuch, die vorhandenen Rätsel teilweise zu lösen, macht den übrigbleibenden Teil nur noch dunkler. Aber wenn wir als möglich annehmen, dafs W. uns über die Quelle seiner Dichtung die richtige Auskunft gab, wenn wir weiter unseren zugunsten dieser oder jener Theorie vorgefafsten Meinungen entsagen und sorgfältig nur die Berichte prüfen, die die Dichtung selbst uns liefert, dann können wir eine Lösung finden, die mehr oder weniger völlig alle Schwierigkeiten beseitigt."

III. Guiot und die Anjous.

1. Guiots Beziehungen zur Champagne.

Gt. war ebenso wie Cr. ein Sohn der Champagne. Ihre Vaterstädte, nach denen sie genannt werden, lagen in der Luftlinie nur etwa 65 km voneinander entfernt. In Troyes sowohl, wie in Provins befanden sich Residenzschlösser der sangesfrohen und sängerfreundlichen Grafen von Champagne, deren Hof für das geistige Leben Frankreichs eine ähnliche Bedeutung hatte, wie der thüringische für Deutschland (*Cart.* I, 3). Im Schlofs zu Provins war es, wo Graf Theobald von Champagne (1197—1201) seine Lieder auf die Königin Blanka von Navarra an den Mauern und Fenstern eingraben und anmalen liefs.

Aufser Cr. waren z. B. Cuenon von Béthune, Gautier von Arras, Gautier von Épinal, der Mönch Évrart und Ricaut von Barbécieux Schützlinge des Grafen Heinrich I. (1152—1181) und seiner feingebildeten Gemahlin Marie von Frankreich. Unter ihrem Sohne Heinrich II. (1181—1197) lockerten sich diese Beziehungen, da er sein Vaterland verliefs, um am dritten Kreuzzuge teilzunehmen und 1192 durch seine Heirat mit Isabella, der Tochter Amalrichs, König in Akkon zu werden. Gt. hat Vater und Sohn gekannt (324 f., 349 f.). Dem ersteren spendet er das Lob *fut li plus larges hom do mond.* Ebenso gedenkt er 327 und 465 der beiden Brüder Heinrichs I., nämlich des Grafen Theobald V. von Blois (327) und des Grafen Stefan von Sancerre (465), sowie verschiedener (11) Gönner unter den Baronen der Champagne (369, 406, 410, 421, 422/23, 433/34, 451, 466, 467, 468/69, 471). Schmerzlich bedauert er 476 ff. den Verlust an Edelleuten und an Reichtümern, den die Champagne in verhältnismäfsig kurzer Zeit erlitten hatte. In einer *terre malëuree*, die er nicht nennt, in der er aber sehr lange geweilt hat, sehnt er sich zurück nach seiner süfsen Heimat (*Douce contree* C. III, 1 f.).

2. Warum und wann wendete sich Guiot den Anjous zu?

Welche Gründe ihn bestimmt haben mögen, trotz seiner engen Beziehungen zur Champagne die Gunst eines fremden Fürstengeschlechts zu erstreben, wissen wir nicht. Was die Sache besonders rätselhaft macht: die Anjous, denen er sich zuwandte, galten als Erbfeinde des Hauses Blois, das seit 1019 in der Champagne herrschte (Mlet. 148 ff.). Gerade zur Zeit Gt.'s loderte der alte Hafs in neuen Flammen auf: zunächst während des englischen Thronfolgestreites zwischen Stephan und Mathilde, sodann seit 1152 in den mehr denn 50jährigen Kämpfen, die die Krone Frankreichs und die meist mit ihr verbündeten Grafen von Champagne versteckt und offen gegen die Plantagenets ausfochten. Die Gräfin Marie von Champagne († 1198) war zwar eine ersteheliche Tochter der Königin Eleonore von England, der Gattin Heinrichs II. Aber

gerade diese letztere schürte bekanntlich auf angevinischer Seite die Feindschaft gegen Frankreich immer wieder von neuem.

In Gt.s Jugend, die er, seinem eigenen Geständnis zufolge, gründlich genossen hat (*molt usei,* A. 127), mögen ihn wohl Wander- und Abenteuerlust auf die Bahn des *trouvère*[1] gelockt und der Heimat entfremdet haben. Um so mehr, als dort der aufgehende Stern Cr.s alle jüngeren Talente überstrahlte. Mit den Jahren scheinen die Aussichten der letzteren nicht günstiger geworden zu sein. Zwischen 1162 und 1174, also ziemlich in derselben Zeitspanne, wo Gt. zum heiligen Lande zog,[2] dichtete Cr. daheim, am Hofe der Königin Adela von Frankreich, einer geborenen Gräfin von Champagne, den Karren- und vielleicht auch den Löwenritter. 1180/81, als Cr. nach Wechsslers wohlbegründeter Vermutung zu Paris seine *Contes del Graal* begann, stand er fest in der Gunst seiner „durch Schönheit, Klugheit und Keuschheit ausgezeichneten" Landesherrin und des Grafen Philipp von Flandern, des damaligen ersten Ratgebers ihres Sohnes.

Innerhalb seiner engeren Heimat hatte also Gt. sehr geringe Aussichten auf die Gewinnung eines mächtigen und reichen Gönners.

In dem Frankreich Philipps II. bereitete sich dann allmählich für die *trovéors* jener traurige Umschwung vor, den Gt. selbst 125ff. uns beweglich schildert: „Dort und in Burgund sind jetzt die Fürsten tüchtig im Täuschen und Lügen. Gänzlich fehlen *li boin, li fin, li saige* und *li prou*, nicht aber *li fellon, li villain, li eschars* . . . Verschwunden sind die früher so geehrten, weisen und guten Lehnsleute, die ihren Herren rieten, Geschenke zu geben und glänzend Hof zu halten. Sie waren gastfrei und schenkten gern; und die Fürsten gaben ihnen schöne Geschenke wieder und ehrten sie. Jetzt haben die Feste aufgehört. Keiner wagt mehr, anderen eine Freude zu machen. Heruntergekommen sind die schönen Ruhesitze (*li biau repaire,* vgl. P. 180, 25) und die grofsen Paläste,

---

[1] Berufsdichter, *qui de trouver volt vivre*, W. Marsch. V. 11101.

[2] Orr, *Intr.* XIII, setzt diese Reise in die Zeit des 3. Kreuzzugs. Mit Unrecht! Saladin eroberte Jerusalem im Oktober 1187. Durch den Waffenstillstand zwischen ihm und Richard vom Jahre 1192 erhielten die Kreuzfahrer und christlichen Pilger zwar die Erlaubnis, die heiligen Stätten zu besuchen, aber ohne Waffen. (Mchd., II, 515 und Mchd., *Bibl.* II, 723ff.). Da Gt. die Johanniter zu Jerusalem in ihrem vollen Glanze gesehen hat (1789ff.), mufs dies vor 1187 gewesen sein. Orr selbst sagt in seiner Anm. zu V. 1808, S. 138, dafs die Johanniter nach 1187 *s'adonnèrent presque exclusivement au métier des armes*. Gt. wählte anscheinend den Wasserweg. Denn er beschreibt uns, wie oben erwähnt, als erster den Kompafs, den sicheren Wegweiser der Schiffe. Über die häufigen Pilgerfahrten zum heiligen Lande, auch aufserhalb der Zeit der Kreuzzüge, und ihre bedeutenden Erleichterungen vgl. Mchd. I, 546ff. Sie nahmen auch von Anjou aus um 1100 derartig überhand, dafs sogar die Bischöfe davon abrieten. Hildebert (Ausgabe von Beaugendre) schreibt z. B. an Agnes, die Witwe des Grafen Elias von Maine, es sei besser, *Christum sepultum, quam Christi sepulcrum sequi* (Ep. V, Sp. 10). Ein anderes Mal heifst es bei ihm Sp. 118: *Charitatis praestantia . . . sed in patria praestantior quam in via.*

die so geschaffen waren für stolze Hofhaltungen! Wenn dort keine Gaben mehr gespendet werden, sind die Fürsten weder würdig, noch geehrt.“

Zu bedenken ist auch, dafs die Jahre 1173/74 die furchtbare Empörung der Söhne Heinrichs II. gebracht hatten. Ganz England, Schottland und Frankreich wurden damals in zwei feindliche Heerlager zerspalten. Auch die Dichter ergriffen scharf Partei, allen voran die Troubadours. Man denke nur an Bertrand von Born, *ce démon du trouble, cet ennemi juré de la paix* (Mlet. 362 u. 390).

Unbekümmert um die schrecklichen Wirrnisse des Bürgerkrieges dichtete Cr. im sicheren Port fürstlicher Gnade seine politisch farblosen Epen. Gt. hatte zwar in den schönen, ruhigen Friedensjahren, wie die Liste seiner Gönner beweist, sowohl Anhängern, wie Gegnern der Anjous nahegestanden. In den aufgeregten Zeiten, die nun hereinbrachen, war er aber gezwungen, die Zinnen der Partei zu besteigen, wenn er sich frühere Gönner erhalten oder neue gewinnen wollte, die ebenso *puissants*, wie *connoissants* waren, und von deren *bienfaits* und *beaux dons* es sich auskömmlich leben liefs.

In welchem Jahre ungefähr er ins angevinische Lager überging, wissen wir nicht. Vielleicht schon vor seiner orientalischen Reise, vielleicht erst in der Ära der Versöhnung, die Heinrich II. zum Wohle seiner Untertanen 1175 mit grofser Umsicht und Weisheit einleitete.

Das Auftauchen anjoufeindlicher Dichtungen mufste damals dem Herrscherhause den Wunsch nahelegen, die öffentliche Meinung nicht nur einseitig zu seinen Ungunsten beeinflufst zu sehen. Eine der am meisten verbreiteten Schmähschriften war der etwa 1183/84 verfafste *Anticlaudianus* Alains von Lille (Alanus ab Insulis). In dieser allegorischen Dichtung wird König Heinrich II. mit dem grausamen Nero, sein Sohn Jung-Heinrich mit dem goldhungrigen Midas, Richard Löwenherz, der jähzornige Überkrieger, *plus milite miles*, mit Ajax, Gottfried von Bretagne mit dem Venusknecht Paris und Johann ohne Land mit dem hinterlistigen, ränkevollen Davus, dem Urbilde körperlicher und moralischer Häfslichkeit, verglichen (Migne, *Patrol.*, 210, Sp. 492 A u. B; Chesley Martin Hutchings in der *Romania*, Bd. L, Paris, Januar 1924, 1—13). Auch zwei Dichter, die den Plantagenets nahestanden, verfolgt Alanus mit scharfem Spotte. Wace, den er ironisch Ennius noster nennt, führe in seinem zusammengeflickten Epos vom trojanischen Kriege eine pöbelhafte Sprache. Schlimmer noch ergeht es einem Landsmanne des Alanus, Walter von Lille, genannt von Chatillon. Denn ihn, aus dessen Alexandreis (1178—85) später der Grundgedanke der Grabschrift König Heinrichs II. entnommen wurde, vergleicht Alanus mit dem aus Vergil und Horaz bekannten Stänker Mävius.

Es wäre fehlerhaft gewesen, wenn das neue Herrscherhaus derartige Angriffe unbeachtet gelassen hätte. Wessen Dichtkunst also gleich der eines Wace, Beneeit, Walter usw. darauf abzielte, die Plantagenets zu verherrlichen und mit ihren Völkern fester zu ver-

binden, der durfte auch ihre Huld erhoffen. Für einen Trouvère, wie Gt., dessen ganzer Reichtum sein Lied war, gewifs eine verlockende Aussicht!

Sein Gralgedicht, um das es sich für uns in erster Linie handelt, dürfte einige Jahre nach dem *Anticlaudianus*, jedoch nicht vor dem Tode Cr.s entstanden sein. Denn erst nachdem dieser vielgefeierte und gefährliche Nebenbuhler vom Schauplatze abgetreten war, wurde die Behandlung und Vollendung der Percevalsage für andere Dichter gewissermafsen frei.

Diese Annahme führt uns in die 90er Jahre des 12. Jahrhunderts, also in die Regierungszeit König Richards. Wer aber stand dem Herzen der ritterlich fühlenden Zeitgenossen näher, als der gekrönte Ritter und Hammer der Ungläubigen? — so fragt Cart. III, 37 f. mit Recht. Richards Familie mit den Gralkönigen, diesen leuchtenden Vorbildern der Ritterschaft, in Verbindung zu bringen, bildete für einen zeitgenössischen Dichter eine überaus würdige Aufgabe! Für Gt. kam aber um 1193, also gerade in der kritischen Zeit, ein gewichtiger Grund hinzu. Das ihm nahestehende burgundische Grafenhaus Mâcon (oben S. 5) mufste nämlich damals auf die Anbahnung guter Beziehungen zu Richard Löwenherz besonderen Wert legen. Hatte doch Kaiser Heinrich bei den langwierigen Verhandlungen, die Richards Freilassung vorausgingen, namentlich im März 1193 zu Speier, in Aussicht gestellt, dafs Richard die Königskrone des Arelats und des burgundischen Gebietes bis zu den Alpen bekommen solle. Bereits war die feierliche Krönung auf den 17. Januar 1194 festgesetzt, als es noch in letzter Stunde, um Weihnachten 1193, den Winkelzügen Philipps II. gelang, dem Kaiser den Plan zu verleiden (Cart. III, 69, 73). Jedenfalls hat hiernach vom März bis zum Dezember 1193, vielleicht auch schon vorher, Richard als vermutlicher Thronerbe jener Lande gegolten.

Welche Beziehungen lassen sich nun aber zwischen Gt. und den Anjous nachweisen? Nachdem ihr Vorhandensein gänzlich in Abrede gestellt und das *Anschouwe, Anschevîn* für die Erfindung eines nicht französischen Dichters erklärt worden ist (Schönbach, *Anz. f. d. Altert.* 27, 154; Golther, a. a. O. 182; Blöte, a. a. O. 357), müssen wir uns mit diesem Punkte etwas eingehender beschäftigen.

3. Guiot als Hofdichter der Anjous.

a) Gts. Stellung zu den Anjous in seiner Bible.

Zunächst mögen die von Gt. selbst berichteten Tatsachen sprechen. Er gedenkt zwar unmittelbar hinter dem Kaiser Friedrich I. des verstorbenen Königs Ludwigs VII. von Frankreich als eines frommen Fürsten (314 ff.). Ebenso erwähnt er kurz Ludwigs Bruder, Peter I. von Courtenay († um 1180), den er einst in dem vornehmen Schlosse zu Noyers zusammen mit anderen Edlen gesehen habe (426—29). Aber die derben Vorwürfe und ab-

fälligen Bemerkungen, mit denen er 102 ff. die zeitgenössischen Fürsten Frankreichs und Burgunds überhäuft, lassen denn doch keinen Zweifel darüber aufkommen, daſs Gt. dem Hofe Philipps II. ferngestanden hat.

Wie konnte es auch anders sein? „Ein näheres Verhältnis zn Kunst und Wissenschaft oder Literatur hatte Philipp August nicht . . . An den geistigen Bewegungen der Zeit hat er nicht teilgenommen" (Cart. IV, 591, 594). Und für Gt. kam weiter in Betracht, daſs einer seiner Hauptgönner, der in der Bible 334 und C V, 33 ff. erwähnte Graf v. Mâcon, mit der französischen Krone verfeindet war. Schon unter König Ludwig hatte es ernstliche Verwicklungen gegeben (Cart. I, 87 u. Beil. S. 4 Nr. 97; 76 Nr. 101). Und Philipp II. muſste sogleich nach seinem Regierungsantritt für die bedrohten Rechte des Abtes von Clugny und anderer burgundischer Geistlicher gegen den dortigen Adel das Schwert ziehen und neben sonstigen Groſsen auch die Grafen von Mâcon empfindlich züchtigen (Rec. 17, 424 f.).

Ganz anders, als zum französischen Königshause, verhält sich Gt. zu den ihm persönlich bekannt gewordenen Gliedern des Hauses Anjou, die er unter den *princes honoreiz* aufführt und deren Tod er beklagt (318 ff.). Heinrich II. von England, der mit vielen französischen Dichtern Beziehungen gepflogen hat, preist er als *li riches rois*. Von des Königs ältestem Sohne Jung-Heinrich, dem Freunde Bertrands von Born, sagt Gt.: *Qui fu ses filz li jones rois, li biaus, li saiges, li cortois!*[1] König Richard rühmt er, weil er weder habsüchtig (*avers*), noch feige (*couars*) gewesen sei. Eine deutliche Spitze gegen Philipp II.! Denn auſser Geiz wurde diesem seit seiner verunglückten Kreuzfahrt vor allem Feigheit vorgeworfen (Cart. III, 153). *Non ut milites, sed ut lepores timidi* hätten die Franzosen sich benommen, heiſst es z. B. bei Sigebert (M. G. SS. VII, 428). Von dem dritten der Brüder sagt Gt.: *Qui fut Joffrois de Bretagne!* Nur Johann, der jüngste, wird nicht genannt, schon um deswillen nicht, weil er um die Entstehungszeit der Bible noch lebte, Gt. aber nur Verstorbener gedenken will. Daſs mancher Tadel, den er im allgemeinen gegen die unwürdigen Fürsten seiner Zeit richtet, auch auf Johann paſst, ist unbestreitbar. Schlieſslich erwähne ich noch das Lob, das Gt. dem König Amalrich I. von Jerusalem, dem Vatersbruder Heinrichs II. von England, dem zweiten Sohne Fulkos V. und der Melisende von Jerusalem, spendet: *Quel prince ot ou roi Amauri! Molt vi gloriouse sa vie la riche terre de Syrie* (346 ff.).

Andererseits schweigt Gt. in seiner Bible von zwei einfluſsreichen, ihm unbedingt bekannten, bereits verstorbenen Zeitgenossen, die mit Richard Löwenherz besonders schwer verfeindet waren. Der erste von ihnen ist der berühmte Herzog Hugo III. von Burgund

[1] Ähnlich heiſst es von ihm W. Marsch. V. 2637: *qui fu bons et beals et corteis.*

(1162—1192), der bei der Abreise Philipps II. aus Palästina (1. August 1191) den Befehl über die französischen Truppen erhielt, bis zu seinem Tode (1192) mit Richard Löwenherz, seinem Oberbefehlshaber, in heftigen, andauernden Streitigkeiten lebte und schliefslich dessen Sache ganz verliefs. Sogar unflätige Schmählieder liefs er auf Richard dichten (Baudler, a. a. O. 52f.; Cart. III, 25), so dafs dieser nach dem Abzuge dsr Franzosen zu den Seinen sagte: *Chassez le moqueur, et la moquerie s'en ira aussi* (Mchd. II, 516, Anm. 1). Hugos plötzlichen Tod, der kurz vor der Heimfahrt eintrat, betrachteten die englischen Pilger als himmlische Strafe seiner Felonie. Dals Gt., den mit Burgund und den burgundischen Grofsen besonders zahlreiche Beziehungen verknüpften (vgl. z. B. Vers 112ff.), den Herzog nicht gekannt habe, ist ganz unwahrscheinlich.

Unerwähnt bleibt sodann als weiterer Todfeind Richards der Kaiser Heinrich VI. († 1197, im September). Und doch mufs ihn Gt. 1184 auf dem Mainzer Feste gesehen haben. Denn dort trug Heinrich vor allem Volke die Königskrone und empfing zusammen mit seinem Bruder Friedrich die Ritterwürde. Beide sah man unbewaffnet und zwangslos unter den Schaaren der Festgenossen verkehren (Gislebert [Arndt], 143: *post prandia ‚gyrovagari' ceperunt*; nach Du Cange = *huc et illuc ambulare*). Dafs Heinrich VI. in Gt.s Bible nicht neben seinem Vater Friedrich I. erscheint, ist um so auffallender, als ja 318ff., wie wir sahen, hinter dem König Heinrich II. von England dessen drei bereits verstorbene Söhne aufgeführt werden.

b) Angevinische Anspielungen im Parzival.

Zu diesen Tatsachen gesellen sich nun die zahlreichen Anspielungen auf das Haus Anjou, die durch W. von Gt.'schem Boden in den P. verpflanzt worden sind. Über sie sind hauptsächlich zu vergleichen: Weston, *Appendix A*, Bd. I, 291ff.; Wechssler, a. a. O. 173ff.; Martin, *Komm. z. P.* Einl. XXXIXff.

Alle drei Forscher kommen zu dem Ergebnis, dafs die Beziehungen des Gralkönigtums zum Hause Anjou unmöglich von einem Fremden, wie W., erfunden sein können, dafs sie vielmehr aufser Cr. einen orts-, personen- und sachkundigen Autor voraussetzen.

Der Held der Dichtung — so führt Weston aus — werde unter Anwendung eines beträchtlichen Scharfsinns mit dem Hause Anjou fest verbunden, und ein Stammbaum aufgestellt, der P.s Verwandtschaft sowohl mit dem sagenhaften britischen Geschlecht des Pandragon, als auch mit dem neuen Herrscherhause Plantagenet begründen solle. Schon hinsichtlich des Ursprunges des Hauses (Fee als Ahnmutter) bestehe eine gewisse Übereinstimmung zwischen der Darstellung im P. und der angevinischen Überlieferung. Weiter seien, wie im Einzelnen gezeigt wird, mit einander zu vergleichen: Fulko V. und Gottfried Grisegonelle einerseits mit Gahmuret andererseits, die Kaiserinwitwe Mathilde mit Herzeloyde, der rote

Ritter mit Fulko I. Rufus und den vielen Rothaarigen unter seinen Nachkommen,[1] die Ansprüche Ithers gegenüber Artus auf Nantes mit denen der Anjous gegenüber den Herzögen der Bretagne auf die gleiche Stadt.[2] Britannien und Irland, wo Kyot urkundliche Nachrichten über das Gralsgeschlecht gesucht haben solle, seien unter Heinrich, dem Sohne Mathildens, Grafen von Anjou, König von England und Irland, Herzog der Normandie in einer Hand vereinigt worden. Mit den Templern, dem Vorbilde der Templeisen, hätten die Anjous enge Beziehungen unterhalten. Fulko V. z. B. habe ihnen 1120 bei seiner Rückkehr aus Palästina von allen seinen Besitzungen eine Abgabe bewilligt. Heinrich II. aber habe 50 Jahre danach eine Ordensniederlassung zu Vaubourg gegründet, die später sehr berühmt geworden sei. Ebenso enge Verbindungen der Anjous hätten überhaupt mit dem Orient bestanden, und zwar seit der Regierungszeit des Fulko Nerra (987—1040), der dreimal als Pilger in Jerusalem war. Nicht an den Vertreter eines unbekannten Hauses habe König Balduin II. von Jerusalem 1129 die Einladung geschickt, sein Schwiegersohn und Nachfolger zu werden. Mit einem grofsen Heere sei Fulko der Einladung gefolgt. Das orientalische Königtum der Anjous habe auch nicht etwa mit Fulkos Tode sein Ende gefunden. Vielmehr habe er Nachkommen hinterlassen, die ihm auf seinem Throne gefolgt seien (II, 191). Mit diesen geschichtlichen Beziehungen seien die vielfachen Anspielungen des P. auf angevinisch-orientalische Verhältnisse, insbesondere auf die seltsame Persönlichkeit des Feirefiz Angevin zu vergleichen (von ihr handelt ausführlich der Exkursus C, II, 194ff.).

Alle in der Dichtung selbst sich bietenden Beweise sprächen dafür, dafs die zweite Vorlage W.s von einem Anhänger des Hauses Anjou verfafst sei, der selber den Orient gekannt habe. Solch ein Mann würde durch und durch vertraut gewesen sein nicht nur mit den Sagen, die sich um die früheren Beherrscher Anjous gerankt hätten, sondern auch mit der späteren Geschichte dieses Geschlechtes; er würde mit den Templern in einem Lande zusammengekommen sein, wo sie tatsächlich und nicht blofs dem Rufe nach Hüter des Glaubens waren; vor allem aber würde er den Streit zwischen Glauben und Unglauben, Dunkelheit und Licht, Christentum und Heidentum, schwarzer und weifser Rasse, der wenigstens einen Leitgedanken bei der Auslegung des Gedichtes bilde, in bestimmter Form miterlebt und sein Spiegelbild in die Menschenseele verlegt haben.

---

[1] Ich verweise z. B. auf Mlet. 293f., Anm. 2: *Henri II. était roux.* — Guillaume de Tyr, bei Mchd., *Bibl.* I, 141 über Fulko V.: *il avait la barbe et les cheveux roux.* — Das. 154 über Amalrich: *ses cheveux tiraient un peu sur le roux.* — Thoyras, *Liv.* VII, 233 über Richard Löwenherz: *Ses cheveux étoient d'un blond ardent, approchant un peu du rouge.* — Cart. IV, 4 über Arthur von Bretagne: „ein schöner, hochgewachsener, rotblonder Knabe . . ."

[2] Gottfried II. von Anjou, Bruder des Königs Heinrichs II. von England, ist 1156—1157 Gegenherzog in der Bretagne, und *count of Nantes.*

Auch das Hauptrãtsel (*central puzzle*), W.s Vorstellung vom Gral, werde bei dieser Annahme erklärlich. Ein Dichter, der die orientalischen Juwelentalismen und die damit verbundenen, abergläubischen Vorstellungen kennen gelernt und sodann dem völlig rätselhaften Gral Cr.s ratlos gegenüber gestanden habe, könne wegen des zauberhaften, lebenerhaltenden Einflusses dieses Grales recht wohl zu der Schlufsfolgerung gekommen sein, dafs zwischen ihm und jenen zauberkräftigen Edelsteinen wenigstens teilweise eine Wesensgleichheit bestanden habe.[1]

Ist es nicht merkwürdig, wie trefflich das von Wstn. hier entworfene Dichterbildnis auf unseren Gt. pafst, obwohl die Verfasserin ihn nirgends erwähnt und also offenbar gar nicht kennt?! Ist doch Gt. nicht nur ein Anhänger der Anjous und ein Kenner des Orients gewesen; hat er doch insbesondere auch die aus orientalischen Quellen geschöpfte Edelsteinkunde Marbods benutzt! (vgl. oben S. 19—23).

Wechssler lehnt sich an Wstn. an und kommt daher ziemlich zu den gleichen Ergebnissen, wie sie. Er weist u. a. auf die Verwandtschaft hin, die mit der Heirat Melisendes von Jerusalem und Fulkos V. zwischen den Häusern Boulogne-Bouillon und Anjou begründet worden ist. Durch sie erkläre sich, dafs diese beiden Häuser im Gipfel des Stammbaumes erscheinen, den der P. uns überliefere.

Martin endlich macht in seiner kurzen, aber vielumfassenden Übersicht u. a. darauf aufmerksam, dafs Fulko V. von Anjou schon 1120, also neun Jahre vor seiner Königswahl, einmal nach Jerusalem gepilgert sei und sich dort als verheirateter Bruder dem kurz zuvor gestifteten Templerorden beigesellt habe. Sodann geht Martin auf einige Angriffe ein, die Blöte gegen Wechssler und und damit auch gegen Wstn. gerichtet hat. Dafs z. B. der P. Könige von Anjou erwähne, während es doch zu seiner Entstehungszeit nur Grafen von Anjou gegeben habe, beweise keineswegs die ungenügende Bekanntschaft des Dichters mit den Verhältnissen dieses Geschlechts. Denn die früheren Grafen von Anjou seien ja Könige von England und von Jerusalem geworden.[2]

Die Anspielungen auf die Anjous, die von den drei genannten Forschern beigebracht worden sind, lassen sich aber noch vermehren. An zahlreichen Stellen werden die guten Eigenschaften der Anjous gepriesen, ihre schlechten beschönigt, ihre Heldentaten gerühmt, ihre Schandtaten entschuldigt.

Wichtig in mehrfacher Hinsicht ist vor allem die bisher noch nicht erklärte Anspielung, die in dem Zerwürfnis zwischen Kaylet und Hardize verborgen liegt. P. 67, 23 ff. erzählt Kaylet, der König von Spanien, seinem Vetter Gahmuret: *der*

---

[1] Nachdem die Ausführungen der englischen Schriftstellerin bisher in Deutschland nicht so beachtet worden sind, wie sie es verdient haben, habe ich sie etwas ausführlicher wiedergegeben.

[2] Über Bêâlzenân als Hauptstadt von Anjou vgl. oben S. 16f.

herzoge von Brâbant ist gestrichen in ditze lant durch den künec Hardîzen. Sîne swester Alîzen gap im der künec von Gaskôn (= Hardîze), *sîn* (= des Herzogs) *dienst hât vor* (= im Voraus) *emphangen lôn.* Bei den dann folgenden Kämpfen *stach hinderz ors Kayletes hant den herzogen von Brâbant. Der vürste hiez Lämbekîn* (73, 29 ff.). Die Ursache des Zwistes wird von den Beteiligten folgendermaſsen erzählt:

Kaylet zu Hardîze, 89, 8 ff.: *iuwer swester Alîze mir minne bôt, die nam ich dâ. diu* (= Alîze) *ist bestatet anderswâ und werdeclîcher denne ze mir. durch iuwer zuht lât zornes gir. si hât der vürste Lämbekîn. al sül si niht gekroenet sîn, si hât doch werdekeit bekant: Hânouwe und Brâbant ir dient und manec ritter guot.*

Hardîze, 89, 23 ff.: *iuwer rede was ie süeze. swer iuch dar umme grüeze, dem ir vil lasters hât getân, der woldez doch durch vorhte lân. mich vienc iuwer muomen sun.* („Süſs zu reden habt Ihr immer verstanden. Wer Euch herausfordern wollte, weil Ihr ihm viel Schande angetan habt, der würde es doch aus Furcht unterlassen, wenn er, wie ich, ein Gefangener Eures Vetters wäre.")

Kaylet verspricht ihm darauf, sich bei dem edelmütigen Gahmuret für seine Freilassung zu verwenden, hofft auf gänzliche Aussöhnung mit ihm und schlieſst unter dem Gelächter aller Anwesenden mit den Worten 90, 5 f.: *swaz halt mir von iu geschiht, mich enslüege doch iuwer swester niht.* („Was mir auch von Euch geschehen mag, Euere Schwester, die zunächst Beteiligte, würde mich doch nicht erschlagen!")

Es ist einer der schlimmsten Hofskandale des Mittelalters, wenn nicht aller Zeiten, auf den hier angespielt wird. Zwar verschleiert, aber doch für viele Zeitgenossen nur allzugut verständlich!

Alize oder Adelaïde,[1] die jüngste Tochter Ludwigs VII. von Frankreich aus seiner Ehe mit Konstanze von Kastilien, die Halbschwester des späteren Königs Philipp II., war aus Gründen der Politik schon 1169 als achtjähriges Kind mit dem erst elfjährigen Prinzen Richard Plantagenet verlobt und dem Vater ihres Bräutigams, dem König Heinrich II. von England, zur Erziehung anvertraut worden. Als Richard im Alter der Groſsjährigkeit seine Ehe schlieſsen wollte, weigerte sich Heinrich, die Prinzessin herauszugeben. Nach Heinrichs Tode drängte dann Philipp wiederholt auf den Vollzug der Heirat. Aber nunmehr weigerte sich Richard. Denn er hatte inzwischen unwiderlegliche Beweise dafür in die Hand

---

[1] Cart. nennt sie ständig Adelaide. Sie heiſst aber in den Quellen auch Alesia; vgl. z. B. Gesta 2, 70; Roger von Howden 2, 365; *Rec.* XVII, 488, Anm. b; 516 Anm., Spalte 1; 549 E, 554, 576 E; Bened. Petroburg. in *Rec.* XVII, 478, 484 C, 488 B, 489 D, 491 C, 542 C. — Aelis bei Radulf de Diceto, *Rec.* XVII, 29, Anm. a, oder Alais a. a. O. 484 C, 499 C. — Vgl. auch die Urk. bei d'Arbois Jubainville, *Études* 380: *Wilhelmus comes Pontivi et Mosterioli . . . de consensu conjugis mee Aalais, comitisse Pontivi . . .* Wahrscheinlich ist sie am französischen Hofe Adelaide, am englischen dagegen Alice genannt worden. Auch Adelheid von Löwen, die zweite Gemahlin Heinrichs I. von England, wurde Aliz genannt.

bekommen, dafs seine Braut und sein eigener Vater Heinrich mit einander ein regelrechtes Liebesverhältnis unterhalten hatten, dem sogar ein Sohn entsprossen sein sollte. Am Anfang des dritten Kreuzzuges, 1191 zu Messina war es, als Philipp nochmals ernstlich von Richard verlangte, er möge Alize zu seiner Gemahlin nehmen, widrigenfalls er, Philipp, zeitlebens sein Feind sein werde. So schwer bedrängt, mufste Richard wohl oder übel die Wahrheit offenbaren. Nach langen Verhandlungen kam zwischen den Königen Mitte März 1191 ein Vertrag zustande. Richard wurde von seiner Verpflichtung entbunden, Alize zu heiraten, und zahlte dafür 10000 Mark Silbers *ad opus Alesiae* an Philipp. Alize aber sollte nach der Rückkehr Richards aus Palästina dem französischen Hofe ausgeliefert werden. *Philippe prit sans scrupule l'argent et la honte.*[1] In den Jahren 1192 und 1193 versuchte der Gewissenlose zweimal vergebens, die Schwester an Johann, den jüngsten Sohn König Heinrichs II., zu verschmusen (Cart. III, 15f., 33; vgl. auch I, 256, 299). Als dann Richard nach seiner Heimkehr aus der Gefangenschaft, wie er es versprochen hatte, Alize an den französischen Hof zurückgesandt hatte, wurde sie schon bald, nämlich am 20. August 1195, mit einem der Lehnsleute ihres Bruders, dem Grafen Wilhelm von Ponthieu aus dem Geschlechte Montgomery-Alençon, vermählt. Die 10000 Mark Silbers, die Alize als Abfindungssumme von Richard erhalten hatte, spielten bei diesem Handel eine entscheidende Rolle, denn Alize selbst war zur Zeit ihres Eheschlusses bereits 35 Jahre alt und nach der Versicherung des Anonymus von Béthune, 762 H, *une molt laide dame.*

Ein so heikles, im Abend- wie im Morgenlande vielbesprochenes Thema wirkte in der Dichtung am besten, wenn es mit einer gewissen Vorsicht behandelt wurde. Vor allem im Punkte der Namen! Alize, die Heldin des Dramas, ist die einzige, die ihren richtigen Namen führt. Ihr Bruder heifst im P. Hardiz = Hardi, König von Gascogne. Nun wird Philipp allerdings in der Geschichte nicht *le Hardi* genannt. Am französischen Hofe war zur Zeit Karls V. und Karls VI., und im Volksmunde wohl schon früher, der Beiname *le Conquérant* für ihn gebräuchlich. Aber, wie auffällig! Sehen wir nicht gerade in Gt.s Bible 2026 die Adjektiva *conquérant et hardi* mit einander verbunden?! Für den Dichter müssen sie also doch eine derartig ähnliche Bedeutung gehabt haben, dafs ihm gegebenenfalls auch der Gedanke an ihre Vertauschung kommen konnte! Philipp war aber auch König von Gascogne. Diese Provinz gehörte zwar zu dem Herzogtum Guyenne, das die Plantagenets als Lehen besafsen; Lehnsherr war aber der König von Frankreich.

Weiterhin besteht zwischen dem Herzog Lämbekin von Brabant und dem Grafen Wilhelm von Ponthieu wenigstens die

---

[1] Mlet. 368, 419. — Alb. Gruhn, *Der Kreuzzug Richards I. Löwenherz von England*, Berliner Diss. 1892, S. 34—40. — Pauli, *Gesch. Englands* III, 184, 221.

eine Beziehung, dafs ihre Länder unweit des *Pas de Calais* nahe bei einander lagen (Brabant südlich der Schelde- und Rheinmündungen, Ponthieu am Unterlaufe und der Mündung der Somme).

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Und so mufs denn Alize, die durch ihren Fehltritt die Hand des englischen Königs verscherzt und dafür diejenige eines einflufslosen Grafen empfangen hat, sich unverblümt sagen lassen, dafs sie nun nicht gekrönt worden sei: ein Hohn, der dadurch nicht gemildert, sondern verstärkt wird, dafs ihr Tausch als ein gutes Geschäft hingestellt und sie selbst zur Herrin zweier Herzogtümer gemacht wird, in denen sie nichts zu sagen hat.

Vielleicht verbirgt sich auch in dem Namen Lämbekin eine höhnische Spitze. An und für sich ist er allerdings ebenso wie Lambin blofs eine Verkleinerungsform von Lambert. Ein Lambechin de Morenghien und ein Lambechin de Montehieri, *praepositus Parisiensis*, kommen 1214 urkundlich vor (Rec. XVII, 101, e; Cart. IV, 622). Weiterhin erscheinen tatsächlich zwei Grafen Lambert im älteren Stammbaume des Hauses Brabant. Aber schon Scheler bemerkt sehr richtig: *il est très possible que le peuple ait attaché à ce nom propre, comme à tant d'autres l'idée de quelque qualité défavorable; d'autant plus que le son de lam coincide avec celui de lent.* Im Niederländischen bedeutet *lammeken* = bequem, im Englischen *lambkin* = Lämmchen, auch fig., im Alt- und Mittelhochdeutschen *Lambert* sowohl = der Landberühmte (Landobert, Landbert), als auch das Prachtlamm (Schnack, *Vor- u. Taufnamen*, 4. Aufl., Hamburg 1901), im Französischen *l'embéguiné* = der Vernarrte, der Betörte. Da ist denn der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, dafs Gt.s satirische Ader auch in der Wahl dieses Namens sich offenbart.

Was schliefslich Heinrich II. anlangt, den doch in dem berüchtigten Liebeshandel die meisten seiner Zeitgenossen für den schuldigen Teil erklärten, so zielen alle Pfeile vorsichtig an ihm vorbei. Nicht nur wird er durch den Herrscher eines fremden Landes ersetzt, nein, die Hauptschuld an dem Vorgefallenen wird sogar ausdrücklich der Prinzessin Alize aufgebürdet.

Noch einmal, P. 270, 11—22, also in dem stark überarbeiteten dritten Stück des fünften Buches (Jeschutes Versöhnung mit Orilus), wird anscheinend über den eigenartigen Ausgang der besprochenen Liebesgeschichte gespöttelt. „Der von P. besiegte Orilus" — so berichtet W. — „gab der halb entblöfsten Jeschute seinen Pelzmantel zum Anziehen. Der war von reichem Felle, weit, durch Heldenhand zerhauen. Ich habe doch nie (W.: selten) Frauen Waffenröcke tragen sehen, die im Streite so zerschlagen wären. Und dabei wurde doch durch ihren, Jeschutes, Kampfruf nie ein Turnier zusammengebracht und auch nie ein Speer entzweigestochen." . . . *Swâ daz solde sîn, der guote knappe und Lämbekîn die tjost*

zesamene trüegen baz.[1] *sus wart diu vrouwe trûrens laz.* „Wenn irgend einmal so etwas, nämlich ein Turnier, an dem auch Frauen sich beteiligten, abgehalten werden sollte, dann würden der gute Knappe und Lämbekin das Kampfspiel besser zusammen austragen, als Jeschute und Orilus. Die friedfertige Jeschute wurde so, nämlich ohne Kampf, von ihrer Trauer befreit.“ Der Sinn der letzten Stelle ist sehr dunkel. Vergebens haben einige Forscher den guten Knappen in anderen Personen der Dichtung nachzuweisen versucht. Dafs ein waffengeübter Ritter und ein guter Knappe im gegenseitigen Kampfspiele besseres leisten, als ein äufserst friedfertiges Weib und ein streitbarer Mann, ist eigentlich eine ganz überflüssige Bemerkung. Ich möchte deshalb vermuten, dafs W. seine Vorlage nicht richtig verstanden und daher auch nicht richtig übersetzt hat. Vielleicht fand sich im französischen Text das Wort *damoisel*, das sowohl einen Knappen (*dominicellus*), wie ein adeliges Fräulein (*dominicella*) bedeuten kann.[2]

Es ergäbe sich solchenfalls folgender Sinn: „Die adelige Jungfrau (spöttische Bezeichnung für Alize) und Lämbekin (dgl. für Wilhelm von Ponthieu) würden Kampfspiele besser zusammen austragen, als Jeschute und Orilus.“ Volle Klarheit würde zwar auch hierdurch noch nicht gewonnen. Nur das Eine stände wohl fest, dafs wir es mit keiner gutgemeinten oder harmlosen Bemerkung zu tun haben. Ob freilich z. B. ein zweideutiger Witz, wie P. 674, 3—8 oder 139, 17 beabsichtigt war, ob auf eine stürmische Ehe des gräflichen Paares, auf Unverträglichkeit und Zanksucht Alizes, oder auf eine bestimmte Anekdote angespielt werden sollte — wer kann das wissen?!

Unter allen Umständen bildet die Behandlung des schmachvollen „Falles Alize“ eine Leistung, die eines angevinischen Hofdichters durchaus würdig erscheint. Aber sie ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem geschickt entworfenen Gesamtbilde, wodurch das ausschweifende Leben der Plantagenets beschönigt und entschuldigt werden soll. Wer jemals einen genaueren Einblick in den entsetzlichen Abgrund der angevinischen Sittengeschichte gewonnen hat, der wird gewifs unseren Gt. um diese seine Aufgabe nicht beneiden! In den heutigen Strafgesetzbüchern sind unter den Verbrechen oder Vergehen gegen Leib und Leben, fremdes Eigentum, Sittlichkeit und persönliche Freiheit nur wenige zu finden, deren sich die Anjous nicht schuldig gemacht hätten. Von

---

[1] Abweichend von der seit Lachmann herkömmlichen Interpunktion setze ich inmitten des V. 270, 19 vor *Swâ* einen Punkt statt eines Kommas und am Schlusse desselben Verses hinter *sîn* ein Komma statt eines Punktes. Über den Ausdruck *die tjost zesamene tragen* vgl. *Trist.* 16005 ff.

[2] Die Prinzessin Eleanor Plantagenet z. B., die Nichte von Richard Löwenherz, wurde *the damsel of Bretagne* genannt. — Die jungen Prinzen, die noch nicht zu Rittern geschlagen waren, später auch allgemein die jugendlichen Söhne von Rittern, hiefsen *damoisel*, *damisel*. Als Titel ist das Wort bei einigen Geschlechtern, z. B. bei den *damoiseau de Commercy* gebräuchlich. (*Dict. top. de la France* II, 57).

ihren zahlreichen Meineiden und Treubrüchen ganz zu schweigen. *Ils ne remontaient guère dans leur généalogie sans trouver à quelque degré le rapt, l'inceste ou le parricide* (Mlet., 363 f.).

Und mit solch einem Geschlecht, dessen moralischer Tiefstand den Zeitgenossen bekannt war, galt es einen P., das Urbild sittlicher Reinheit, zu verknüpfen! Bei der allgemein gehaltenen „Rettung", ohne die es in dieser schwierigen Lage nicht abging, half sich Gt. genau wie in dem besonderen Fall Alize, indem er die Schuld auf andere abwälzte. Da wird zunächst der Geist der Ahnmutter beschworen, deren leichtsinniges Feenblut in den Adern ihrer Nachkommen rolle (P. 56, 17 ff.; 96, 20 ff.; 585, 5—588, 7). Selbst der noch ungeborene Feirefiz wird vorsorglich für erblich belastet erklärt (56, 1 f.). Dann mufs in der hochpoetischen Stelle 96, 11 f. die süfse Maienzeit für Gahmurets eheliche Untreue einen Teil der Verantwortung übernehmen. Endlich wird Frau Minne zur Hauptschuldigen gestempelt, da sie nicht nur schwache Frauen, sondern auch starke Männer wie willenlose Schachfiguren leite, in tiefe Pein stürze (365, 8 ff.; 586, 15 ff.) und zu schändlichen Taten verführe (291, 19—27).

Hand in Hand mit diesem Vertuschen und Schönfärben geht das Rühmen und Preisen. Die Anjous sind *von hôher art* (21, 13), ein *hôch geslehte* (827, 15). Es gibt *iemer mêr liehten schîn. Ieslîcher sîder krône truoc und heten werdekeit genuoc* (56, 21 ff.). Die Macht des Feirefiz ist *wît unde breit; zweier krône rîcheit stêt vorhteclîche in sîner phlege* (328, 5 ff.). Sein Bruder P. hat drei Länder geerbt und erwirbt auch noch das Gralkönigtum dazu. Auf Wales, das die Plantagenets zu Gt.s Zeiten in vielen heftigen Kämpfen sich vergeblich zu unterwerfen strebten, wird ihnen durch die abenteuerliche Geschichte von der ersten Vermählung Herzeloydes ein Anspruch gewährt; ebenso später durch W. ein solcher auf die Steiermark (N. B. 89 ff.). An vielen Stellen erklingt der Preis ihrer Freigebigkeit (Gahmuret: 53, 16 ff.; 100, 26 ff.; Parzival: 201, 8 ff.; Feirefiz: 784, 30 ff.; Kardeiz: 803, 19 f. usw.), an anderen der ihrer Schönheit (Gahmuret: 23, 24 ff.; 36, 18 ff.; Parzival: 123, 13 ff.; 124, 17 ff.; 308, 1 ff.). Selbst da, wo eigentlich nichts zu loben ist, wird gelobt. Gahmuret z. B., dieser echt angevinische Don Juan und Romanheld wankelmütigster Art, wird als Ritter ohne Falsch, als Urbild männlicher Treue hingestellt (107, 25 ff.; 317, 11 f., 22 ff.; 751, 12 ff.).[1]

Sind in den beigebrachten Beweisstellen nicht bereits alle Merkmale einer schmeichlerischen Hofdichtung gegeben? Aber Gt. gestattet uns noch weitere Einblicke in sein britenfreundliches Herz. Im P. 664, 30 ff., also aufserhalb des Cr.'schen Einflufs-

---

[1] Vgl. sein zutreffendes Charakterbild bei Bahnsch, *Danziger Gymnasialprogr.* 1880, 25 ff, — Marg. F. Richey, *Gahmuret Anschevin*, Oxford 1923, hält ihn für das ritterliche Ideal des rastlosen jungen Helden, für eine Achilles- oder Siegfriednatur.

gebietes, wird erzählt, dafs König Artus den Grafen Ritschart von Nâvers und den Herzog Frîam von Vermandois gefangen nimmt. Adelheid, die Erbin von Vermandois und Valois (1080—1117), die angeblich von König Bernhard von Italien, einem natürlichen Sohne Karls des Grofsen, abstammte, vermählte sich mit Hugo dem Grofsen von Frankreich († 1102), einem kapetingischen Prinzen. Dessen Enkelin Elisabeth, die Erbin von Vermandois, brachte dann diesen ihren Besitz ihrem Gemahl, dem Grafen Philipp von Flandern, zu, nach dessen Tode 1191 König Philipp Vermandois als erledigtes Lehen einzog (Grote, *Stammtafeln*, 317, 289).

Die Gräfin Agnes I. von Nevers und Auxerre aber (1181—1192), die ebenfalls angeblich von Bernhard, dem Sohne Karls, abstammte, heiratete 1184 einen Vaterbruderssohn Philipps II. von Frankreich, Peter II. von Courtenay, der Graf von Nevers und Auxerre wurde (1184—1216), später aber, 1217, Kaiser von Konstantinopel (vgl. Grote, a. a. O. 26, 341, 322). Bei beiden Geschlechtern handelt es sich also nicht nur um Blutsverwandte des französischen Königshauses, sondern vor allem auch um Abkömmlinge des französischen Nationalhelden Charlemagne, den sich König Philipp II. August seit seiner Jugend zum Vorbild genommen hatte (Cart. IV, 599). Dafs Vertreter dieser Familien von Artus, dem Sohne des britischen Nationalhelden Pendagron, besiegt und gefangen werden, dafs sogar Artus selbst aus der Rolle des „milden Idealkönigs und müfsig zuschauenden Gönners der ritterlichen Welt“ (W. Hertz, 485, 47) heraustritt und den noch nie bezwungenen Ritschart höchst eigenhändig überwindet, läfst die Absicht des Dichters deutlich erkennen. Ziehen wir einmal die Besiegung Utepandraguns durch den König Schaffilor von Aragonien 74, 5 ff. zum Vergleiche heran! Als der alte Held durch seinen kräftigen Gegner vom Rosse gestochen wurde, da *stuont bluomen vil umb in.* Sich scherzhaft entschuldigend macht der Dichter vor den Briten eine höfliche Verbeugung: *wê wie gefüege ich doch bin, daz ich den werden Berteneis sô schône lege vor Kanvoleis, dâ nie getrat vilânes vuoz, ob ichz iu rehte sagen muoz, noch lîhte nimmer dâ geschicht.*

Schmeichelhaft für den britischen und kränkend für den französischen Nationalstolz ist auch die Ablehnung des Heiratsantrags der Königin Witwe Amphlise von Frankreich durch Gahmuret Anschevin. Obwohl sie ihm in einem zärtlichen Liebesbriefe (76, 23 ff.) und durch eine besondere Gesandtschaft (97, 19 ff.) Hand, Krone, Szepter und Land anbietet, sagt er Nein, und tief beleidigt ziehen die Gesandten wieder nach Hause (98, 7 ff.).

Der spätere Thronräuber Lehelin (128, 3 ff.), der zweifellos dem walisischen Freiheitskämpfer Llewelyn, dem Todfeinde der Plantagenets entspricht, *muoste dulden einen smaehlîchen pîn*: Gahmuret stach ihn *hinderz ors wol spers lanc, daz in ein rôr geschiftet was.*

Endlich widmet am Artushofe *maneger* dem jungen P. und seinem Vater die folgenden ehrenden Worte 325, 30 ff.: *nu sol ein ieslîch Bertenois sich vreun, daz uns der helt ist komen, dâ prîs mit wârheit ist vernomen an im und ouch an Gahmurete. reht werdekeit was sîn gewete.* Klingt das nicht, als ob in verschleierter Weise die Anjous bei ihren britischen Untertanen empfohlen werden sollten?!

IV. Crestien, Guiot und Wolfram.

1. In welchem Verhältnis stehen ihre Graldichtungen zu einander? Ihre Quellen.

Als eines der wichtigsten Ergebnisse unserer seitherigen Untersuchung dürfen wir buchen, dafs Gt.s Dichtung nicht, wie Wstn., II, 191 und Wechssler 176 angenommen haben, bereits unter Heinrich II., sondern erst nach dem 20. August 1195 (Alizes Verheiratung), also unter Richard Löwenherz, vollendet worden ist. Damit ist zugleich die alte Streitfrage entschieden, ob Cr. seine *Contes del Graal* vor oder nach Gt. gedichtet habe. Cr. ist ja, wie man meistens annimmt, schon um 1190 gestorben. Als gelehrter Kleriker war er wohlbefähigt, seine vermutlich lateinische Quelle, die er dem Grafen Philipp von Elsafs und Flandern verdankte, in das Französische zu übertragen. Wechssler 146 hält ihn für den Cancellarius oder Scholasticus des Kathedralkapitels von St. Peter zu Beauvais und legt aus guten Gründen den Beginn der *Contes del Graal* in das Jahr 1180. Wie lange Cr. an den 9320 Versen seines unvollendeten Schwanengesanges gearbeitet hat, ist ungewifs. Aufser dem Grafen, seinem Gönner, rühmt er in seiner Graldichtung keine Zeitgenossen, namentlich nicht die Anjous. Einem Hofdichter des Hauses Blois hätte so etwas auch schlecht angestanden.

Im Gegensatze zu Cr. ist Gt., wie wir sahen (oben S. 29—40), recht eigentlich angevinischer Hofdichter. Sein neues Gralgedicht ward vermutlich dem aus der deutschen Gefangenschaft heimgekehrten Richard Löwenherz gewidmet, dessen Freigebigkeit ja nach seinem Tode in der Bible gepriesen wird (ähnlich Martin, *Komm.* Einl. XLIII).[1]

Aufser Richard könnte auch seine Lieblingsschwester Johanna in Betracht kommen, die als Witwe des Königs Wilhelm II. von Sizilien Raymund dem VI., Grafen von Toulouse, Herzog von Narbonne (1194—1222) ihre Hand reichte. Unter diesem ebenso kunstsinnigen, wie reichen Fürsten entwickelte sich Toulouse noch mehr, als unter Raymund V., zu einem Mittelpunkte des literarischen

---

[1] Am 16. März 1194 kehrte Richard nach London zurück, am 17. April desselben Jahres wurde er unter begeisterten Huldigungen seines Volkes zu Winchester gekrönt. Am 20. Aug. 1195 wurde seine ehemalige Braut Alize von Frankreich mit Wilh. v. Ponthieu verheiratet.

Lebens. Mit Raymund Miraval z. B. stand er unter dem Namen Albert im Verhältnis der Paria. Seine Schwester Azalais von Béziers, Gräfin von Burlatz, aber wurde durch Arnaut von Mareuil gefeiert. Gt. erwähnt Raymund den V. rühmend unter seinen verstorbenen Gönnern (341). Auch hatte sich dieser letztere sowohl, als sein Sohn einer wohlwollenden Neutralität gegen die Katharer oder Albigenser befleifsigt, deren Lehre, wie wir sehen werden, Gt.s religiöses Empfinden beeinflufst hat (vgl. unten S. 45—50).

Seine Gemahlin Johanna aber begünstigte und förderte Rittertum und Dichtkunst mit gleichgrofser Begeisterung. Der Winchester Annalist nennt sie *a woman, whose masculine esprit overcame the weakness of her sex.* Sie beteiligte sich nicht nur an der beschwerlichen Palästinafahrt ihres Bruders, sondern unternahm sogar 1199 selber einen Feldzug, als feindliche Nachbarn die Abwesenheit ihres Gatten benutzten, um in seine Grafschaft einzufallen. Die Mittel für die Truppenanwerbung verschaffte sie sich durch den Verkauf ihres Geschmeides. Obwohl im Zustande der Schwangerschaft, zog sie nach Richards Tode 1199 von Südfrankreich hinauf bis nach Rouen, um ihrem willensschwachen Bruder Johann, Richards Nachfolger, ihre Hilfe gegen Philipp II. von Frankreich anzutragen: eine Reise, deren Anstrengungen wahrscheinlich ihren Tod mitverschuldet haben. Ihre Hochzeit, die im Oktober 1196 mit grofsem Prunke zu Rouen gefeiert wurde, oder die Geburt ihres Sohnes, des Erbgrafen Raÿmund VII., im Juli 1197 zu Beaucaire an der Rhônemündung, oder auch das Osterfest 1198, das Johanna, Raÿmund und Richard in Rouen zusammen begingen, dürften einen beträchtlichen Teil der anjoufreundlichen Dichterschaar, darunter vielleicht auch unseren Gt., auf den Plan gerufen haben.

Aufser dem arabischen Flegetanis benutzte Gt. die lateinischen Landeschroniken von Britannien, Frankreich und Irland, sowie *diu maere*, die er in Anjou gefunden hatte. Cr.s Gedicht dagegen wird nirgends als Gt.s Vorlage genannt. Das ist ja auch durchaus verständlich. Zu der Zeit, als Gt. sein Werk begann, war Cr.s *conte del Graal* längst Gemeingut der gebildeten Welt Frankreichs geworden. Ein Autor, der es gewagt hätte, als Schriftfreibeuter Teile dieser gefeierten Dichtung in ein Konkurrenzgedicht einfach herüberzunehmen, würde sich unsagbar lächerlich gemacht haben. Nur eine Ergänzung und Fortsetzung, verbunden mit einer teilweisen Umarbeitung und Berichtigung des gewaltigen Werkes versprachen Erfolg und wurden daher auch von mehreren jüngeren Dichtern in Angriff genommen. Aufs neue zeigt uns diese Erörterung, wie zuverlässig W.s Mitteilungen über Gt. sind. Denn er führt auf ihn aufser wenigen, besonders bezeichneten, von Cr. abweichenden Angaben und Einzeldarstellungen 1. *diu rehten maere* und 2. *dirre âventiure endes zil* zurück, also die Berichtigung und den Abschlufs der unvollendeten Dichtung (P. 827, 10f. Vgl. meine N. B. 136f.). Keinem Zweifel unterliegt, worin Gt.s Ergänzungen des Cr.'schen Torsos bestanden haben. Was aber wurde von ihm

berichtigt? Auch darüber gibt uns W. Auskunft. Die Kinder und das hohe Geschlecht P.s waren es vor allem, die Cr. nicht oder nicht richtig *benennet* hatte (827, 15 f.). Dafs P.s ältester Sohn Loherangrin mit dem Schwanritter identisch sei, das hatte wohl W. selbst, einige Verse vorher 826, 20 f., hinzugefügt: *welle wir dem maere rehte tuon, sô was er Parzivâles sun.* Cr. konnte darüber nichts berichtet haben, weil ja sein Gedicht mitten in der Gawanepisode vor der Wiedervereinigung P.s mit seiner Familie abbricht. Ganz anders lag jedoch der Fall hinsichtlich des hohen Geschlechts des Helden. Dafs P. dem Hause Anjou angehört hatte, war deutlich in der Vorlage Cr's enthalten gewesen. Der aber hatte dem *maere unreht getân* und P.s angevinische Abstammung, *sîn hôch geslehte,* einfach unterdrückt. Höchstwahrscheinlich war das auf Veranlassung seines Gönners, des flandrischen Grafen, und zwar aus politischen Gründen geschehen. Wenn nämlich Philipp auch ebensowohl zu England, als zu Frankreich im Vasallenverhältnis stand (Cart. I, 27, Anm. 1 und S. 81) und durch seine Mutter Sibylle, die Schwester Gottfried Plantagenets, selber angevinisches Blut in den Adern hatte, so war er doch andererseits mit dem Hause Blois nahe verschwägert. Denn sein 1173 verstorbener Bruder Matthäus hatte in erster Ehe Maria, die einzige Tochter des Königs Stephan von England, geheiratet.

Bei dem grofsen Aufstand des Jahres 1173 hatte Philipp die Sache des unbotmäfsigen Sohnes gegen Heinrich II. unterstützt, was ihm der letztere niemals vergafs (Cart. I, 191). Auch später, von 1179 an, galt der Graf von Flandern trotz zeitweiliger Annäherung an Heinrich II. meist als Feind der Engländer (Cart. I, 48, 55 ff.). Jedenfalls war er noch 1180, als er Cr. seinen Auftrag erteilte, ein Gegner der Anjous. Das brachte schon seine Stellung als erster Ratgeber des jungen französischen Königs mit sich (Cart. I, 39). Zwar geriet er bereits 1181 mit der Königinwitwe Adela und ihrem Anhang, sodann auch mit dem Könige selbst in heftige, lange andauernde Streitigkeiten. Aber das änderte nichts an seiner anjoufeindlichen Gesinnung. Umso weniger, als Heinrich II. zwischen den Streitenden im April 1182 einen Frieden zustande gebracht hatte, der dem Grafen wenig günstig war (Mlet., 411). „Seine Feindschaft gegen Heinrich II., der ihn im Stiche gelassen, mochte seiner Feindschaft gegen Philipp August, der seine Machtstellung gebrochen hatte, die Wage halten“ (Cart. I, 241).

Ebensogut, wie der Graf von Elsafs und Flandern, könnte auch der Bischof Philipp von Beauvais, ein bekannter Engländerhasser, Cr. veranlafst haben, alle Lobpreisungen der Anjous wegzulassen, die er in seiner Quelle vorfand. Dieser Bischof, ein Vatersbrudersohn König Philipps II., war ein „merkwürdiger Mann, so ungeistlich, wie nur möglich zu einer Zeit, wo solches nicht selten vorkam, durch und durch Krieger und Politiker, ein rücksichtsloser Draufgänger, um die Wahl der Mittel niemals verlegen“ (Cart. III, 18 ff.). Man sagte von ihm, er sei *armis potius deditus,*

quam armariis und gab ihm die Beinamen *Cuers* = *coeur* oder *le comte-evêque* (Cart. I, 280, III, 116f., 142ff., 199). Richard Löwenherz hafste ihn als seinen schlimmsten Feind. Er sei kein heiliger, sondern ein heilloser Bischof, denn er habe ihn, Richard, schändlich verleumdet und überall als Anstifter der Ermordung Konrads von Montferrat verdächtigt. Deshalb hielt ihn Richard auch lange in harter Haft, als er ihn endlich einmal in seine Gewalt bekam. Am Hofe dieses Kirchenfürsten wehte sicherlich eine nicht weniger anjoufeindliche Luft, wie zu Paris oder Troyes. Nun hat aber Cr. erwiesenermafsen den Stoff seines *Cligé* einer Handschrift der Kathedralbibliothek zu Beauvais entnommen, möglicherweise sogar an diesem Orte gelebt und gedichtet (oben S. 40). Falls er vordem noch kein Gegner der Plantagenets gewesen sein sollte, so ist er es sicherlich dort geworden. Insbesondere könnten dortige klerikale Einflüsse ihn, den Kleriker, veranlafst oder doch wenigstens mitveranlafst haben, die Lobpreisungen auf die Anjous, die er in seiner Perceval-Quelle fand, nicht in seine eigene Dichtung herüberzunehmen.

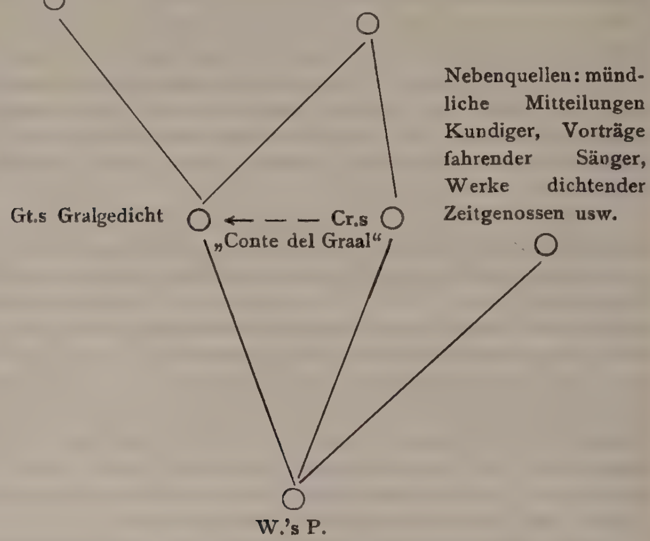
Die unerläfsliche Voraussetzung des Tadels, Cr. habe *dem maere unreht getân*, ist nun aber doch, dafs der Tadler sowohl Cr.s Gedicht, als auch seine Vorlage (*daz maere*) gekannt und beide miteinander verglichen habe. Von W. ist das nicht wohl anzunehmen. Es bleibt also nur die eine Möglichkeit übrig, dafs Gt. selbst Cr.s Vorlage gekannt und seinem Zorn über ihre unrichtige Wiedergabe an passender Stelle Ausdruck verliehen hat (P. 827, 1 ff.) Steht dies fest, so ist es bis zu der letzten und wichtigsten Schlufsfolgerung nur noch ein kleiner Schritt, den ich unbedenklich tue: Die Vorlage, die Cr. vom Grafen Philipp erhielt, und *diu maere*, die Gt. in Anjou fand, sind nur verschiedene Abschriften eines und desselben Gedichtes gewesen.

Wie bereits erwähnt, war Sibylle, die Mutter des Grafen, eine Anjou. Sie und die Gräfin Marie von Champagne, eine Tochter der Eleonore von Guienne, waren dichterfreundlich und führten u. a. die zuerst in Südfrankreich aufgekommenen phantastisch-poetischen *cours d'amour* auch im Norden ein (Mlet. 391). Durch Sibylle könnte recht wohl jenes ältere Gedicht, das ihre Familie rühmend besang, in einer Abschrift von Anjou an den elsässisch-flandrischen Hof gekommen sein. Wenn ja, so wäre *daz maere* vor 1157 zu setzen, da in diesem Jahre Sibylle für immer nach Palästina übersiedelte, wo sie 1165 verstarb. Auch Wstn. II, 194 und S.-Marte, *ZfdPhil.* 15 (1883), 411 halten es für wahrscheinlich, dafs die Grundlage der Dichtungen Cr.s und Gt.s ein Werk gewesen ist, mit andern Worten, dafs Gt.s Quelle sich mit jenem *livre* gedeckt hat, das Cr. dem Grafen von Flandern verdankte.

Über Wolframs Verhältnis zu Cr. und Gt. habe ich mich bereits früher eingehend geäufsert (N. B. 131 ff.). Nach nochmaliger, sorgfältiger Prüfung aller mafsgebenden Punkte mufs ich dabei bleiben, dafs W. zunächst nur Cr.s Dichtung gefolgt ist und Gt.s

Werk frühestens um 1205, also nach der Vollendung eines beträchtlichen Teiles seines Ur-P. erhalten hat.

Unser Ergebnis in der Quellenfrage stellt sich folgendermafsen dar:



2. Warum ging Guiots Dichtung verloren?

Endlich mufs ich noch einmal auf den oft gehörten Einwand zurückkommen, dafs sich auch nicht eine Spur von Kyots Dichtung nachweisen lasse und dafs sie daher überhaupt nicht existiert haben könne (vgl. N. B. 133).

Wechssler meint nicht mit Unrecht, die Verherrlichung des Angevinischen Königshauses sei nach dem Tode Richards unter der jammervollen Regierung Johanns sinnwidrig geworden. An französischen Fürstenhöfen insbesondere, wo allein für die Verbreitung des umfangreichen und kostspieligen Werks habe gesorgt werden können, habe man dessen politische Tendenz verstanden und es daher absichtlich dem Untergang überlassen, weil man an seiner Erhaltung kein Interesse mehr hatte. Diese Ansicht kann man noch durch den Hinweis auf die französisch-nationale Bewegung unterstützen, die seit der Vertreibung der Anjous vom Jahre 1204 ab in ihren ehemaligen festländischen Gebieten um sich griff.

Gt.s Graldichtung sank dort allmählich zu einer bloſsen Familienlegende der vertriebenen Plantagenets herab, von der dasselbe gilt, was Paul Meyer über Wilh. Marschalls Lebensbeschreibung bemerkt, a. a. O. IV, Intr. CXLI: *Les livres du genre de celui-ci ne sortaient guère de la famille pour laquelle ils avaient été composés, ce qui explique leur rareté* . . .

Wstn. I, 323 nimmt an, Cr.s Fassung der Grallegende sei so allgemein beliebt gewesen, daſs eine davon abweichende Darstellung Gt.s gegen sie nicht habe aufkommen können, sondern einfach untergegangen sei.

Ein weiterer Grund für den Verlust des Gt.schen Gedichtes ist meines Erachtens darin zu erblicken, daſs es gewisse Anklänge an die verfemten Lehren der Katharer, Manichäer oder Albigenser enthalten zu haben scheint.

Wie seine *Bible* ausweist, war Gt. noch in vorgeschrittenem Alter als Cluniacenser eine zwar religiöse, aber doch in kirchlichen Dingen ziemlich freidenkende Natur. Man beachte nur einmal folgende Verse, die sich an Innocenz III. wenden und einen fast lutherischen Geist atmen: 660: *Quant li peíre ocist* (tötet) *ses enfans, grant pechiè fait. Ha Rome, Rome, encor orcirrais tu maint home: vos nos ocïez chescun jor, crestïentei ait pris son tor.* (Orr: das Christentum hat seine Natur gewechselt) . . . 769: *Rome nos suce et nos englot* (so liest S.-Marte nach Hs. A, er übersetzt: saugt uns aus und verschlingt uns); *Rome trait et destruit tout, Rome c'est les doiz* (die Quelle) *de malice dont sordent* (hervorsprudeln) *tuit li malvais vice. C'est uns viviers,*[1] *plains de vermine* (Ungeziefer). *Contre l'escriture devine* (die heilige Schrift) *et contre Deu sont tuit lor fait* . . . 694 ff.: Dem Papste täten viele Augen not, damit er scharf die ganze Welt übersehen könnte, aber *sil* (= *ceux-là*) *li ont les euls creveiz qui les autres ont avugleiz* . . . 713 f.: So ist es denn dahin gekommen, daſs der heilige Vater *ne voit et il ne fait ceu que il doit,* . . . *nos ait osteiz* (genommen) *de droite voie et de droite euvre.* Noch weit schärfer greift Gt. die habsüchtigen, simonistischen, religions- und glaubenslosen Kardinäle, die betrügerischen und arglistigen Legaten, die hochmütigen und prassenden Erzbischöfe und Bischöfe, sowie die gröſstenteils ganz verweltlichte niedere Geistlichkeit an. *Haute eglise* — so lautet seine Mahnung — *demande hautesce et honestei et gentilesce.* (995 f.) *Molt devroient estre mäur* (würdig, weise) *li clerc, et net et fin et pur, qui les parolles Deus recordent si sovent* . . . (1021 ff.). Auch die Orden, deren einem Gt. ja selbst angehörte, werden offen und freimütig wegen ihrer Sünden und Fehler getadelt.

---

[1] Im P. 225, 2 läſst W. seinen Helden an einen *sê* kommen, während es bei Cr. eine *riviere* ist. Schwietering (*ZfdA* 60, 259 ff.) und nach ihm Golther (*P. u. d. Gral* 154 f.) vermuten wohl mit Recht, daſs in W.s Vorlage statt *riviere* das obige Wort *viviere* = *vivarium* = „Fischweiher" gestanden habe. In W.s P.-Text steckt also hier vielleicht eine kleine Spur des Gt.'schen Textes. Golther freilich kommt zu einem anderen Schlusse. Für W. werde hierdurch eine besondere Cr.-Hs. erwiesen, die in Einzelheiten von dem uns überlieferten Texte abweiche.

An einem Manne, der für die Gebrechen seiner Kirche einen so scharfen Blick besafs, kann die gewaltige religiöse Gegenbewegung der Katharer nicht spurlos vorübergegangen sein. War doch die Luft, in der Gt. lebte, mit haeretischen Ansteckungsstoffen geradezu überladen. Weite Gebiete Frankreichs, namentlich dessen südliche Provinzen, standen in hellem Aufruhr gegen den Katholizismus. Manes zählte dort bereits mehr Schüler, als Christus, wie Innocenz selbst sagte. Über 1000 Städte und fast alle Grafen und Barone des Landes waren der neuen Lehre zugetan. Ihre Anhänger waren nach dem Ausdruck Wilhelms von Newbridge so zahlreich wie der Sand am Meere (*Rec.* XIII, 108). *À côté de l'église s'élevait une autre église, dont la Rome était Toulouse* (Mlet. 401). „Die katholische Kirche war zum Gespötte geworden, sie war herabgesunken zu einer nur noch geduldeten, überall mit Verachtung behandelten Anstalt“ (Herzog-Hauck, *Encycl.*). Ein eigener Papst namens Niquinta oder Nicetas, der in Konstantinopel residierte, berief das grofse Tolosanische Konzil des Jahres 1167, das von zahlreichen Bischöfen und anderen Geistlichen, sowie von weltlichen Grofsen aus ganz Frankreich, der Lombardei usw. besucht wurde. Viele der Gönner Gt.s zählten zugleich, sei es offen, sei es heimlich, zu den Gönnern der Katharer, z. B. Graf Raymund V. von Toulouse (341 ff.: *certes li mons tous fust en lui bien enploiez*) und Graf Bernhard von Armagnac (379: *des lou tens Lanceloi dou lac ne vit om un baron si prou*).

Nachdem Gt.s Graldichtung verloren ist, sind wir allerdings hinsichtlich seiner — sei es bewufsten, sei es unbewufsten — An- und Übernahme katharisch-albigensischer Elemente nur auf jene Vermutungen angewiesen, die in der deutschen Nachdichtung W.s eine Stütze finden.[1] Obwohl nun W. ein treuer Sohn seiner Kirche und deshalb auch sein P. gut christlich und streng religiös ist, so finden sich doch darin derartig deutliche Spuren eines auffälligen Freisinns und einer beachtenswerten Emanzipation von der streng kirchlichen Richtung, dafs die mehr weltlichen, liberalen Anschauungen des Rittertums, insbesondere der Templer, zu ihrer Erklärung nicht überall ausreichen dürften. Diejenigen manichäischen Lehren, die am schärfsten der katholischen Auffassung widersprachen,[2] fehlen allerdings völlig im P. Auch begegnen uns dort kirchliche Gebräuche, die von den Katharern verworfen wurden. Allein, sobald wir W.s

---

[1] Herrn Privatdoz. D. Engelhard Eisentraut in Würzburg bin ich zu aufrichtigem Danke verpflichtet für die wertvolle Unterstützung, die er mir im dogmatischen Teile der nachfolgenden Untersuchung gewährt hat.

[2] Über die Katharer vgl. Mlet. 377 ff.; v. Hfle. 828 ff.; Ch. Schmidt, *Hist. et doctrine des Cath. ou Albig.*, 2 Bde., 1849; Douais, *Les Albigeois* 1879; J. Guéraud, *Questions d'histoire* 1906; Lombard, *Pauliciens, Bulgares et Bons Hommes en Orient et Occident* 1879; Steude, *Ursprung der Katharer*, *ZfKG* 1882, 1 ff.; Cunitz, *Ein katharisches Rituale* 1852. — Döllinger, *Beitr. zur Sektengesch. des Mittelalters*, 2 Bde., München 1890; Herzogs *Realencykl. für protest. Theologie u. Kirche*, 3. Aufl., besorgt von Hauck, Bd. 13, Art. Neumanichaeer (Katharer).

andere Quelle, Cr.s streng kirchliche *Contes del Graal*, mit dem P. genau vergleichen, offenbart sich uns in einigen nicht gerade unwichtigen Punkten ein immerhin seltsamer Anklang an katharisch-albigensische Anschauungen:

a) Die Katharer verwarfen die Bilder- und Reliquienverehrung (Mlet. 399; Döllinger I, 189 fl.; v. Hfle. 834). Demgemäſs erscheint im P., und nur in ihm, der Gral einfach als ein wundersamer und wundertätiger Edelstein, der jeder religiösen Bedeutung entbehrt und mit den sonst überlieferten christlichen Legenden, insbesondere mit dem Reliquienkultus (Abendmahlsschüssel usw.) nichts zu schaffen hat (vgl. S.-Marte, *ZfdPhll.* 15, 386; Wechssler, *Hl. Graal* 78 ff.).

b) Die Katharer verwarfen das Sakrament des Altars (Mlet. 400, Anm. 1, Z. 1; Döllinger I, 197 ff.; v. Hfle. 834). Dementsprechend ist im P. nicht ein einziges Mal davon die Rede, daſs einer der Ritter kommuniziert habe. Gahmuret z. B. beichtet vor seinem Tode und empfängt auch die Absolution (P. 106, 22 f. und 26); das Viatikum wird aber nicht erwähnt. P. sodann kommt als ein Mann, der Sünde hat, am Karfreitage zu Trevrezent, beichtet ihm und wird auch nach 15 Tagen von ihm absolviert; nirgends aber wird dem Helden angeraten, zu kommunizieren, während doch Cr. seinen Perceval bei der gleichen Gelegenheit österlich kommunizieren läſst. Noch deutlicher spricht der Fall des verwundeten Ritters Urjans zu uns. Bei Cr. verlangt ihn nach Beichte und Abendmahl, um nicht unabsolviert und ungespeist dahinfahren zu müssen; im P. dagegen bittet er Gawan, ihm nach einem Spital fortzuhelfen (P. 522, 10).

c) Die Katharer verwarfen die *horae canonicae*, mit denen man nur die Zeit verderbe (Arnold, *Kirchen u. Ketzer-Historien*, Schaffhausen 1740, I, B. 12, C. 5, § 2 ff., S. 379): Dementsprechend finden wir im P. nur einmal, bei der Schilderung des nach klösterlichen Regeln lebenden Klausners Trevrezent, 485, 23—25, eine Gebetsstunde, die None, erwähnt, während Cr. oft die von ihm geschilderten Ereignisse nach Gebetsstunden (Prime, Tierce usw.) zeitlich bestimmt.

d) Die Katharer wollten nichts von Tempeln wissen, da Gott nicht in Gebäuden von Holz und Stein wohne; sie feierten ihren Gottesdienst überall, wo es ihnen sicher schien (v. Hfle. 834; Wetzer und Weltes *Kirchenlex.* I, 430 f., Art. Albigenser). Während nun bei Cr. P.s Mutter ihn vor seiner Ausreise eindringlich und wiederholt ermahnt, die Kirchen und Münster, die er antreffe, zu besuchen, fehlt dies im P.

e) Die Katharer lehrten, man bekümmere sich vergebens um die Fürbitte der Heiligen, die einem doch nicht helfen könnten (Alanus, *Contra haereticos*, Cap. 72; Migne, *Patrol.* 210, 373 ff.; Ebrardus in der *Magna bibl. vet. patr.* IV, Sp. 1258). Dementsprechend rufen im P. die Helden niemals einen Schutzheiligen an, während sie dies bei Cr. sehr

häufig tun. P. sucht bei drohender Todesgefahr im Gedanken an sein geliebtes Weib neuen Kampfesmut zu sammeln (P. 743, 23 ff.).[1]

f) Die Katharer hielten nichts von den Klöstern (Döllinger II, 40; Herzogs *Encycl.* 13, 764, Zeile 18). Bei Cr. gelobt der aus Biaurepaire ausreitende P. einer Prozession von Mönchen und Nonnen, seine Mutter, falls sie noch lebe, ins Kloster zu bringen. Bei W. fehlt diese ganze Szene.

g) Die Katharer lehrten, dafs man ebensogut vor einem Laien, wie vor einem Priester beichten könne (Mlet. 400, Anm 1, Z. 9). Der im Mittelalter bis in die Reformationszeit hinein gebräuchlichen, ja erst im 17. Jahrhundert aus der Geschichte verschwundenen Laienbeichte lag die Idee zugrunde, dafs im äufsersten Notfall das *votum sacramenti*, d. h. das Verlangen nach dem sakramentalen Sündenbekenntnis, seinen Ausdruck finden soll, um vor Gott und Kirche wenigstens das Menschenmögliche getan zu haben. *Si desit sacerdos, proximo vel socio facienda est confessio, studiose tamen requirendus est sacerdos* (Alanus, *Lib. poenit.* 196 bei Migne, Sp. 362, B f.). Zur Verbreitung der Laienbeichte trug viel die pseudoaugustinische Schrift *De vera et falsa poenitentia* bei, besonders ein Satz aus ihr (Kap. 10, Abs. 25), der folgendermafsen lautet: *Etsi ille, cui confitebitur, potestatem non habet solvendi, fit tamen dignus venia sacerdotis desiderio, qui crimen confitetur socio* (Migne, *Patrologia, series Latina* XL, 1122). So beichtete ja auch der sterbende Vivianz seinem Oheim Willehalm (Wh. 65, 10 ff.) und Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel", († 1524), als er tödlich verwundet war, seinem Stallknecht, weil kein Priester zur Stelle war. In dem angegebenen Sinne sprechen von der Laienbeichte auch die Altscholastiker, wie Bonaventura (in 4 dist. 17, p. 3, art. 1, qu. 1), Thomas von Aquin (Suppl. qu. 8, art. 2) und Alanus de Insulis a. a. O. Duns Skotus dagegen (in 4 dist. 14, qu. 4) rät von der Laienbeichte als unnötiger Selbstdiffamierung ab. Nicht einmal den äufsersten Notfall lassen die Theologen als Entschuldigung für die sakramentale Lossprechung gelten (*Leonis magni epist.* bei Migne 54, Sp. 1211, Abschn. 1431). Eine einzige Ausnahme macht Albert der Grofse, der der Absolution durch Laien in einem solchen Falle sakramentale Wirkung zutraute (in 4 dist. 17, art. 58).

Während nun Cr. mehrere Ritter und Damen am Karfreitag einen blofsen Büfsergang (*penitance a pié*) zu dem Einsiedler unternehmen läfst, spricht W. 446, 16, 29 und 457, 20 deutlich und

[1] Auch Wstn. II, 196 f. erwähnt die oben unter b—e besprochenen Fälle, wundert sich bei dem tiefreligiösen Inhalt des *P.* über die in ihm zutagetretende *complete absence of ecclesiasticism* und ist geneigt, nicht W., sondern seine P.-Quelle dafür verantwortlich zu machen. Andere Forscher führen diese eigentümlichen Erscheinungen auf W. selbst zurück und suchen damit seinen evangelischen Standpunkt zu beweisen. (S.-Marte, *Germania* VIII, 421 ff.; C. Diestel, *Reformatorische Anklänge in W. s. P.*, Halle 1851; I. Seeber, *Die Laienbeichte bei W.*, *ZfdPh.* 12, S. 77—80).

bestimmt von der alljährlich wiederkehrenden *bîhte verte* und *gotes vart* des Fürsten Kahenis und seiner Familie zu Trevrezent. Nicht nur guten Rat, sondern auch *wandel für missetât* vermöge dieser zu geben: *welt ir im riuwe künden, er scheidet iuch von sünden* (448, 25 f. u. 501, 17). Nach Cr.s Erzählung findet sodann Perceval selbst, am Karfreitag bei dem Eremiten, einen Priester als Beichtvater, während der Held bei W. dem frommen Laien Trevrezent sein Sündenbekenntnis ablegt, der ihn auch absolviert (502, 25 ff.). W. weicht also in diesen Fällen stark von der kirchlichen Auffassung ab, indem er die Laienbeichte ohne jede Einschränkung als zulässig behandelt.

h) Die Katharer lehrten, die mit Lucifer gefallenen Engel seien nicht ewig verloren. Ein Gott, der nicht alle retten würde, sei perfid (v. Hfle. 830 f.; Döllinger I, 138 ff.). Hier erscheint also die milde, schon zu Justinians Zeiten verdammte Ansicht des Origines wieder, dafs Christus sich auch für die Engel geopfert habe (S.-Marte, *P.-Stud.* II, 55). Dementsprechend finden wir im P. 454, 26 und 471, 23—25 die Möglichkeit angedeutet, dafs Gott auch die neutralen Engel wieder in Gnaden bei sich aufgenommen habe. Zuerst spricht sich Flegetanis zaghaft (*blûclîche*), sodann, noch etwas vorsichtiger, Trevrezent in diesem Sinne aus. Dafs W. mit seiner Angabe Gt. gefolgt ist, nimmt auch Martin, *Komm.* zu 454, 26 an.

Orthodoxen, von den strengen Auffassungen der Frühscholastik beherrschten Lesern und Hörern Gt.s mufsten jedenfalls in jenen aufgeregten, von heftigen religiösen Kämpfen durchtobten Zeiten alle Anklänge an vielumstrittene und daher allgemein bekannte Lehrsätze der Katharer noch weit mehr auffallen, als uns.

Nachdem dann später Innocenz III. das Verdammungsurteil über die Katharer gesprochen hatte, sie seien ärger als die Sarazenen und daher mit Rumpf und Stumpf zu vertilgen, — da mag in den greuelvollen, entsetzlichen Albigenserverfolgungen die Dichtung Gt.s zugleich mit allen anderen katharisch beeinflufsten oder auch nur angekränkelten Schriften dem Fanatismus der Inquisition zum Opfer gefallen sein.[1]

---

[1] S.-Marte, *P.-Stud.* II, 219 f.: „Gegen die überhandnehmenden Ketzer wandte die Kirche sich nnn mit Feuer und Schwert zum Vernichtungsstreit. Blutströme und Scheiterhaufen bezeichneten den Schauplatz der Waldenser- und Albigenser-Kriege. Die Beschlüsse des Toulouser Konzils (1229) schufen den Gerichtshof der Inquisition, der fortan mit blutgieriger Grausamkeit jede, der triumphierenden Kirche nicht blofs feindselige, sondern auch nur mifsfällige Meinung verfolgte . .“ Zur objektiven Beurteilung des Vorgehens Innocenz des III. darf man nicht übersehen, dafs er die mittelalterliche Rechtsauffassung für sich hatte und vor den Albigenserkriegen auch mildere Mittel versucht hatte, dafs die Katharer tatsächlich eine schwere Gefahr für Kirche und Staat bedeuteten und dafs endlich die grausame und langwierige Art ihrer Bekämpfung zum guten Teile dem Eigennutze des Grafen Simon von Montfort zur Last zu legen ist. Auch Kaiser Friedrich II. ging mit unerhörter Grausamkeit gegen die Ketzer vor. Schon 1224 befahl er z. B. alle der Ketzerei Überführten zu verbrennen oder ihnen die Zunge auszuschneiden. Noch härter waren die

Auch W. ist anscheinend nicht unangefochten geblieben, wie seine eigene Berichtigung P. 798, 1 ff. beweist. In einem ganzen Dreifsigzeiler, der die Merkmale eines nachträglichen Einschiebsels deutlich an der Stirne trägt, bezichtigt sich Trevrezent selbst der Lüge. Um P. von der Gralsuche abzuleiten, habe er ihm früher über die ersten Gralhüter etwas Falsches erzählt. Eine höchst wunderliche Erfindung und Verlegenheitsausrede! (Heinzel 10). In Wirklichkeit kam es W. nur darauf an, den Verdacht einer Irrlehre, die er wohl bona fide aus seiner Quelle übernommen hatte, von sich und seinem Gedicht abzuwenden und sich unzweideutig auf die Seite eines Theophilus, Hieronymus und Augustin zu stellen, deren Lehre von der ewigen Verdammnis der Verfluchten zur Herrschaft in der Kirche gelangt war. (P. 798, 16: *got ist staete mit solhen siten, er strîtet immer wider sie* . . . 21: *êweclîch sint si verlorn*).

Die manichäisch-gnostischen Ansichten, die sich schon zu den Zeiten des hl. Bernhard, mehr aber noch im ersten Drittel des 13. Jahrh. auch in Deutschland verbreitet hatten, wurden durch die geistliche und weltliche Obrigkeit auf das heftigste bekämpft. Wenn während der wüsten Ketzerverfolgungen eines Konrad von Marburg um 1230 zu Trier eine sonst sehr fromme Frau Luckardis verbrannt wurde, weil sie Lucifer für ungerecht verurteilt hielt und ihn wieder in den Himmel zurückversetzt wissen wollte (v. Raumer, *Hohenstaufen* III, 679; v. Hfle. 1016), so zeigt uns dieses Beispiel, wie gefährlich in jenen fieberhaft erregten, verfolgungssüchtigen Zeiten jedes Abweichen von der Richtschnur der kirchlich gebilligten Lehre war. Da begreift man, warum W. im 16. B. seines Gedichts, also noch kurz vor Toresschlufs, sich so entschieden berichtigt und zugleich alle Schuld an seiner früheren, nicht orthodoxen Darstellung dem guten, alten Trevrezent aufbürdet.

Die übrigen Anklänge an katharische Ansichten (oben S. 47 ff. unter a—g) traten nicht so offen in Erscheinung. Gröfstenteils mufsten sie jedem verborgen bleiben, der nicht gleich uns, Cr.s *Contes del graal* genau mit dem P. verglich. Sie brauchten daher auch nicht berichtigt zu werden. Höchstwahrscheinlich hatte W. ihre wahre, innere Natur noch nicht einmal selbst erkannt. Dafs er keinesfalls ein Anhänger katharischer Lehren gewesen ist, beweist schon sein streng kirchlich-orthodoxer Wh. Es kommt aber noch hinzu, dafs sein provenzalischer Gönner, Fürst Wilhelm von Baux-Orange, dem der Wh. gewidmet werden sollte, als ein Hauptgegner der Katharer 1218 von ihnen grausam hingerichtet worden ist: ein Ereignis, das für W. einen der härtesten Schicksalsschläge seines Lebens bedeutet hat (N. B. 161).

Verordnungen des Reichstags von Ravenna (März 1232). Vgl. Winkelmann, *Gesch. Friedrichs II.*, Berlin 1863, 431 ff., und *Friedrichs Constitutionen von Cremona und Padua* (1238 u. 1239), M. G. LL. II, 252, 326.

V. Ergebnisse.

I. Ein uns unbekannter Dichter bearbeitete vor dem Jahre 1157 (?) die Gralsage in einem uns nicht erhaltenen, wahrscheinlich lateinischen Epos (P. 455, 4 und 12). Darin wurden die Grafen von Anjou als Abkömmlinge der Gralkönige gefeiert.

II. Vermutlich durch Sibylle, Gräfin von Anjou, Gemahlin Dietrichs II. von Elsafs und von Flandern, kam eine Handschrift dieses Gedichts an den elsässisch-flandrischen Hof. Philipp von Elsafs und von Flandern (1168—1191), der Sohn Sibylles, gab sie um 1180 weiter an Crestien von Troyes, den berühmten Meister der höfischen Epik in Frankreich, der sie seinem Gedicht von Perceval zugrunde legte. Aus Rücksicht auf sein Herrscherhaus, die Grafen von Blois-Champagne, auf seinen Gönner Philipp von Flandern, den damaligen ersten Ratgeber des jungen französischen Königs, vielleicht auch auf den Oheim des Königs, den Bischof Philipp von Beauvais, einen Todfeind der Plantagenets, tat Crestien *dem maere unreht*, indem er alle Beziehungen der Gralsage zum Hause Anjou, die er in seiner Quelle vorfand, einfach wegliefs. So entstand die gänzlich unpolitische, leider nicht vollendete Dichtung, die uns unter dem Titel *Li contes del Graal* erhalten ist.

III. Nach Crestiens Tode († um 1190?) unternahm es Guiot von Provins, gleich Crestien ein Sohn der Champagne, das unvollendete Gedicht des ersteren zu ergänzen und — soweit das nötig — zu berichtigen. Guiot ist mit Wolframs Kŷôt identisch. Im Gegensatze zu Crestien war er ein Anhänger, wahrscheinlich sogar ein Hofdichter des Hauses Anjou-Plantagenet. Was Wolfram über Kŷôts Quellen mitteilt, ist in der Hauptsache nicht so unglaubhaft, wie die Kyotleugner meinen. Insbesondere gilt dies von seiner Angabe, dafs Kŷôt seine dichterische Vorlage, *Diu maere*, in Anjou gefunden habe. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat es sich dabei um ein und dasselbe Gralgedicht gehandelt, das Crestien vordem in einer anderen Handschrift durch Philipp von Flandern erhalten hatte (vgl. oben Ziff. I—II). Aufserdem benutzte der weitgereiste, literatur- und sprachenkundige Guiot verschiedene Nebenquellen, namentlich die Landeschroniken, sowie die Werke mehrerer Gelehrten, wie Solin, Isidor, Honorius, Hildebert, Marbod usw. Auf diese Weise ward es ihm möglich, Crestiens Torso in mehrfacher Hinsicht, hauptsächlich aber durch eine Vorgeschichte, sowie durch einen angemessenen Abschlufs der Gawan- und Parzivalsage zu ergänzen. Auch gewann unter seiner Hand die Dichtung ihren ursprünglichen, anjoufreundlichen Anstrich wieder, so dafs Wolfram mit Recht von ihm sagen konnte, er habe im Vergleich mit Crestien nicht nur die vollständigere, sondern auch die richtigere Fassung geboten (P. 827, 1—8).

Guiots Gralgedicht wurde nach dem 20. August 1195 vollendet und vermutlich Richard Löwenherz gewidmet, der nicht lange zuvor, am 16. März 1194, aus der deutschen Gefangenschaft heimgekehrt war. Aufser ihm könnte auch seine Schwester Johanna, seit Oktober 1196 Gattin des Grafen Raymund VI. von Toulouse, für diese Widmung in Betracht kommen.

Nachdem Johann, Richards Bruder und Nachfolger, vom Jahre 1204 ab einen grofsen Teil seiner festländischen Besitzungen an Frankreich verloren hatte, mufste dort das Interesse an Guiots anjoufreundlicher Tendenzdichtung mehr und mehr erlahmen. Schliefslich wurde sie wahrscheinlich im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts durch die Inquisition vernichtet, weil sie von den verfemten Lehren der Katharer an einigen Stellen beeinflufst war. So erklärt es sich, dafs sie ebensowenig, wie die meisten Schriften der Anhänger der katharischen Religion auf uns gekommen ist.

IV. Wolfram benutzte zunächst nur Crestiens *Contes del Graal*, späterhin auch Guiots Gralgedicht als Vorlage (vgl. N. B. 131—152). Dem letzteren entnahm er die Fortsetzung, den Schlufs und die Vorgeschichte der Parzivalsage, ingleichen verschiedene Berichtigungen und Ergänzungen, unter denen besonders zu nennen ist: die von allen anderen Überlieferungen völlig abweichende Auffassung des Grales als eines wundersamen Edelsteines.

Albert Schreiber.

Zur französischen Syntax.

(Vgl. Zeitschr. XLVI, 618 ff.)

XXXI.

Verwechselung von Grundbedeutung und Gebrauchsweise in der französischen Tempus- und Moduslehre.

Keine Forderung ist für die Grammatik — oder sagen wir: für die wissenschaftliche Sprachbeschreibung — wichtiger, und gegen keine ist mehr verstofsen worden, als die nach sorgfältiger Scheidung zwischen eigentlicher, essentieller, d. h. Grundbedeutung und akzidenteller, abgeleiteter, d. h. den Gebrauchsbesonderheiten, den sogenannten Anwendungstypen.

Mit Subjekt und Prädikat fing die Sache an, vor Jahrhunderten schon; und immer noch macht die Sprachwissenschaft keine Miene, den alten Fehlgriff wieder gut zu machen, der darin bestand, dafs, was für logische Urteile gilt — dafs sie nämlich aus Subjekt und Prädikat bestehen — einfach auf die ganz anders gearteten Produkte sprachlicher Betätigung, die „Sätze" übertragen wurde, obgleich, wie Meyer-Lübke (*Rom. Synt.* III, 307) treffend bemerkt, „Sprache und Logik nur in sehr loser Beziehung zueinander stehen" und „eine Betrachtung der Sprache vom Standpunkt der Logik aus zwar sehr interessant ist, aber für die Erfassung der sprachlichen Vorgänge und für ihre Darstellung nicht den richtigen Mafsstab abgeben kann". Der Irrtum hat sich in ähnlicher Weise gerächt wie der des Ptolemäus, als er die Erde zum Mittelpunkt seines Planetensystems machte: So wie dieser zu den Epizykeln greifen mufste, um zwischen seinen irrigen Voraussetzungen und der Wirklichkeit wenigstens eine scheinbare Übereinstimmung herzustellen, so mufste die Grammatik zu der höchst gekünstelten Unterscheidung eines „grammatischen", „logischen" und „psychologischen" Subjekts, bzw. Prädikats, ihre Zuflucht nehmen, um die sprachlichen Tatsachen nur einigermafsen in Einklang mit ihrer unzutreffenden Theorie zu setzen. Werden Subjekt und Prädikat richtig definiert, dann schwindet mit einem Schlage jede Notwendigkeit, zu solchen Künsteleien, solchen grammatischen „Epizykeln" zu greifen, dann ist eben Subjekt Subjekt und Prädikat Prädikat, und zwar gleichmäfsig und gleichartig in allen Fällen.[1]

[1] Ein eingehender Beweis und eine ausführliche Darlegung des hier berührten Sachverhalts sind im „Neuaufbau der Grammatik" gegeben. Sie an

Als zweites — und unserem Thema, der französischen Modus- und Tempuslehre, schon näherstehendes — Beispiel mangelnder Scheidung zwischen Grundbedeutung und Anwendungstyp sei hier auf das „*Conditionnel*“ hingewiesen, das, von den französischen Grammatiken in einem unbewachten Augenblick in die Tempusreihe eingeschmuggelt, diesen erschlichenen Platz mit ganz aufserordentlicher Zähigkeit — bis in die jüngste Zeit hinein — zu behaupten gewufst hat. Erst vereinzelte Grammatiken haben letzthin den schüchternen Versuch gemacht, diesen auf einer akzidentellen Gebrauchsweise, einem blofsen Anwendungstyp, beruhenden Terminus, durch einen seine essentielle, temporale Bedeutung berücksichtenden zu ersetzen, leider z. T. nicht durch den einzig zutreffenden, nämlich „Futurum Präteriti“ (*Futur dans le passé*), sondern durch den jedes rechten Sinnes entbehrenden Ausdruck „Imperfektum Futuri“ — augenscheinlich, weil die betreffenden Verbformen vom Infinitiv mittels der (gekürzten) Imperfektformen von *avoir* gebildet sind, dem nachsinnenden Grammatiker dabei also so etwas vom Imperfektum „schwante“. Die Verwendung der Bezeichnung Conditionnel bei der Aufzählung der französischen Tempora — unmittelbar hinter dem Futurum, das also nunmehr die genauere Bezeichnung Futurum Präsentis (*Futur dans le présent*) erhalten mufs — war ntcht nur darum unberechtigt, weil sie ja den temporalen Charakter der betr. Verbformen völlig unberücksichtigt liefs, sich lediglich auf eine Gebrauchbesonderheit, einen Anwendungstyp stützte,[1] sondern auch darum, weil die (abgeleitete) Verwendung zum Ausdruck der Bedingtheit eines Seins oder Geschehens gegenüber der ursprünglichen, zur Bezeichnung der Zukunft vom Standpunkte der Vergangenheit aus, gar nicht einmal die numerisch überwiegende ist, oder, wenn vielleicht auch in der Sprache des gewöhnlichen Lebens, so doch auf keinen Fall in der sich weithin erstreckenden Erzählungsliteratnr, wo infolge des Aufschwungs, den die Kunstform der V. R. (= verkappte, verkleidete, verschleierte Rede)[2] hier seit einem halben Jahrhundert

---

dieser Stelle zu wiederholen, verbietet der Raum, zumal es sich hier nur darum handelt, auf Fälle hinzuweisen, in denen die Grammatik über akzidentellen Gebrauchsweisen die Feststellung der Grundbedeutung vernachlässigt hat.

[1] Diesen als modal zu bezeichnen und von einem „Modus“ Konditionalis zu sprechen, erscheint nicht zweckmäfsig, nachdem die Grammatik das Wort Modus nun einmal als Terminus für den Ausdruck der Beziehung, des Verhältnisses eines Seins oder Geschehens zur Wirklichkeit (ob real oder nicht real) festgelegt hat. Jaberg sagt mit Recht (Germ.-rom. Monatsschr. 1826, S. 2): „Die Sprachwissenschaft bedarf . . . fest umschriebener Begriffe, wenn ein fruchtbares Zusammenarbeiten verschieden gearteter Forscherindividualitäten möglich sein soll“. Durch solche Zwie- oder gar Mehrfachheit der Verwendung kommt zu leicht Unsicherheit und Unklarheit in die grammatische Terminologie. Es genügt ja doch, von einer Bedeutungsmodifikation (-nuance, -schattierung), hier also von konditionaler Bedeutung zu sprechen.

[2] Bally sagt dafür *style indirect libre*, was Lerch mit Recht für zu äufserlich erklärt. Lorcks „erlebte Rede“ ist mir nicht verständlich. Ist es vielleicht ein Schreibversehen für erzählte Rede? Das wäre sicher zutreffend

genommen hat, das Futurum Präteriti zum Ausdruck aller auf die Zukunft bezüglichen Gedanken, Hoffnungen, Befürchtungen, Pläne usw. der handelnd auftretenden Personen nicht nur in abhängigen, sondern auch in selbständigen Sätzen auf Schritt und Tritt anzutreffen ist. Das einzig rationelle Verfahren wäre also, bei der Aufzählung der Tempora in der französischen Grammatik hinter *Futur du présent* ein *Futur du prétérit* (oder *passé*) zu setzen und in der Erläuterung der Tabelle — so wie man ja beim Präsens von seiner Verwendung zur lebhaften Darstellung vergangener oder zukünftiger Ereignisse oder zur Angabe zeitloser Wahrheiten, beim griechischen Aorist von der zuletzt erwähnten Gebrauchsweise als Aoristus gnomicus spricht, beim lateinischen Perfektum neben einen P. historicum ein P. präsens unterscheidet — nun auch die doppelte Funktion des Futurum Präteriti darzulegen: die essentielle temporale und die akzidentelle konditionale.

Aber nicht nur in den landläufigen Grammatiken begegnet man Fehlgriffen der dargelegten Art, sondern auch bei wissenschaftlichen Untersuchungen von Tempus- und Modusfragen, oft reich an interessanten Beobachtungen und belehrenden Feststellungen im einzelnen, erleidet der Gesamtwert des Dargebotenen nicht selten eine bedauerliche Beeinträchtigung dadurch, dafs zur Kern- und Grundbedeutung eines gewissen Tempus oder Modus gestempelt wird, was in Wirklichkeit nur eine von mehreren Verwendungsweisen, also nicht essentielle Eigenart, sondern nur eine akzidentelle Funktion darstellt. Es sei gestattet, dies an einigen der bedeutenderen Publikationen der letzten Zeit nachzuweisen.

A. Tempuslehre.

Drei z. T. recht beachtenswerte Arbeiten auf diesem Gebiete haben erneut das unerschöpfliche Thema der Vergangenheitstempora, insbesondere die Frage des Unterschiedes zwischen Imparfait, Passé défini und Passé indéfini zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht, Lorck, *Passé défini, Imparfait, Passé indéfini* (Heidelberg 1914), Lerch, *Das Imperfectum als Ausdruck der lebhaften Vorstellung* (1922 S. 311 ff. u. 385 ff. dieser Zeitschr.) und Winkler, *Die seelische Grundlage der Imperfektverwendung im Romanischen* (Germ.-rom. Monatsschr. 1924 S. 233 ff.). Im Vordergrunde steht bei allen dreien — Lerch schliefst sich im Grunde der Auffassung Lorcks an, modifiziert nur dessen Formulierung an einzelnen Punkten in der (kaum zutreffenden) Meinung, Lorcks eigentliche Anschauung von der Sache dadurch klarer zum Aus-

---

und sachlich einwandfrei. Aber das Bedenken, das Spitzer gegen „verschleierte Rede" als zu leicht mifsdeutbar (= unaufrichtige Rede) vorbringt — er macht den akzeptablen Vorschlag, „Pseudorede" zu sagen — würde auch den Ausdruck „erzählte Rede" treffen: „Rede von der man erzählt", während hier eine Rede gemeint ist, die der Autor in Erzählungsform wiedergibt.

druck zu bringen — die Frage nach dem Wesen der Bedeutung des Imperfekts. Dafs einzelne Stellen darin reich an fesselnden Betrachtungen und feinen, wertvollen Gedanken sind, dafür bürgen ja schon die Namen der Verfasser; aber ob sie in ihrem Kern und in ihren Endergebnissen stichhaltig sind, ob sie insbesondere jener fundamentalen Forderung strenger Scheidung des Essentiellen und Akzidentellen völlig gerecht werden, ist eine andere Frage. Sie soll den Gegenstand nachstehender Untersuchung bilden.

Zunächst mufs es als besonders verdienstlich anerkannt werden, dafs sie — teils implizite teils sogar explizite — sich von dem alten, fest eingewurzelten und, wie kein anderer, der Wesenserfassung unserer Tempora hinderlichen Irrtum frei zu halten gewufst haben, dafs das *Imparfait* (ich setze dafür von jetzt ab die Abkürzung Ipf.) durative und das *Passé défini* (P. d.) inchoative Bedeutung habe. Indem sie aber das Ipf. als Ausdrucksform für „Phantasie-Denkakte“ (Lorck), für „lebhafte Vorstellungen“ (Lerch), für „Einfühlung“ (Winkler) charakterisieren — legen sie damit diesem „Tempus“ nicht eine Bedeutungskraft bei, die es in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle unzweifelhaft nicht hat? Wie denn ja oft genug von den Grammatiken — und nicht mit Unrecht — dem Ipf. ausdrücklich die Angabe der Nebenumstände einer Erzählung, dem P. d. hingegen die der einander folgenden Vorgänge, Ereignisse, also der wichtigsten Elemente zugewiesen wird. Nehmen wir eine beliebige Novelle, z. B. *Colomba* von P. Mérimée und machen eine kleine statistische Aufnahme. Da finden wir im 1. Kapitel folgende Ipf.-Formen (beim Plusqueparfait usw. setze ich die Partizipien in Klammern hinzu): *appartenait, avait* (*paru*), *était, manquait, comprenais, s'était* (*flattée*), *rapportait, croyait, figurait, étaient* (*partagées*), *voyait, avait, était, avait, pouvait, était, fallait, venait* (*de passer*), *avait, avait* (*entretenue*), *disait* (zweimal), *avait* (*cédé*) *tuait, faisait, consentait, était, ressemblait, parlait, allait, était, était, craignait, aimait, faisait, menaçait, avait, avait* (*été*), *devait, se proposait, devait, allait, avait, était, avait.* In Summa 45, und wieviel davon geben Anlafs zu „Phantasie-Denkakten“ oder zu „lebhafter Vorstellung“ oder zur „Einfühlung“? Die neunmaligen *avait* und ebenso zahlreichen *était* doch gewifs nicht. Eher könnte man eine solche Wirkung von *tuait, aimait, craignait, menaçait* erwarten. Doch handelt es sich auch bei ihnen um nichts weniger als erschütternde oder ergreifende Dinge: *Le colonel rêva* (im Nachtschlaf) *qu'il tuait un mouflon*; *elle aimait par-dessus tout à voyager à cheval*; *elle ne craignait rien*; *elle menaçait d'aller en Asie Mineure* (die beiden vorletzten Ipf. sind Fälle der V. R.). — Diesen 45 Ipf.-Formen stehen nun 28 P. d.-Formen gegenüber: *descendit, se jeta, eut, montra, donna, perdit, invita, raconta, parlèrent, apprit, charma, acheva* (*d'enthousiasmer*), *mit, passa, mit, tira, rêva, dit, répondit, eut, parla, s'enquit, écrivit, fit, embarqua, jura, promit, stipula.* Nicht nur das Zahlenverhältnis, das im Fortgange der Novelle ungefähr dasselbe bleibt, spricht gegen eine besondere Bedeutungs-

kraft des Ipf. — denn je häufiger eine Verbform auftritt, desto mehr blaſst sie doch ab — sondern auch die Art der ausgedrückten Handlungen und Vorgänge. Wer sich durch anhaltendes aufmerksames Lesen die Fähigkeit sicherer und erschöpfender Deutung von Vergangenheitsverbformen erworben hat, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daſs die hier aufgeführten P. d.-Formen beim Lesen — und natürlich auch beim Hören — fast durchweg lebhaftere Vorstellungen erwecken, als die meisten der obigen Ipf.-Reihe. (Das ist auch der Grund, warum vorhin zu Lerchs vermeintlicher Korrektur „lebhafte Vorstellung" für Lorcks „Phantasie-Denkakt" Bedenken geäuſsert wurden.) Die gröſsere „Lebhaftigkeit" der Vorstellungserregung ist entschieden auf seiten des P. d. Und wenn Lerch unter den Belegen für seine Auffassung auch die (von Strohmeyer in seinem „*Der Stil der franz. Sprache*" zitierte) Stelle aus Maupassant, *Une Vie* 262, zitiert: *Lorsque le notaire arriva avec M. J. . . . elle les reçut elle-même et les invita à tout visiter en détail . . . Un mois plus tard, elle signait le contrat de vente et achetait en même temps une petite maison bourgeoise*, so wird man seine Auffassung nicht als richtig, nicht als den Intentionen des Autors voll entsprechend bezeichnen können. Die Formen *arriva*, *reçut*, *invita* führen dem Leser die beteiligten Personen in voller Bewegung und Tätigkeit vor, übermitteln ihm die lebendige Vorstellung des Ablaufs, des Vollzugs der betr. Handlungen (des Ankommens, des Empfangens, des Einladens) durch sämtliche Stadien hindurch, d. h. vom Anfange über die Mitte bis zum Ende hin, während die Ipf.-Formen *elle signait* und *achetait* uns die Heldin, Jeanne, am Schreibtisch sitzend, in einem der Momente der Unterzeichnung — nicht etwa den ganzen Unterzeichnungsakt (was nur durch *signa*, *acheta* ausgedrückt werden könnte) — also in verhältnismäſsigem Ruhezustande vorführen.

Wer nun leugnen wollte, daſs unsere beiden verbalen Ausdruckskategorien, das Ipf. und das P. d., die eben dargelegte objektive Bedeutungsverschiedenheit haben, und etwa — mit Lerch — meint, daſs die Wahl der Verbform immer nur von der subjektiven Intention des Erzählers abhängt, der sei daran erinnert, daſs es der Fälle genug gibt, wo ihm die anzuwendende Form durch die wiederzugebende Situation — ganz unabhängig von seiner gefühlsmäſsigen Einstellung und etwaigen Absicht bezüglich einer in dem Hörer zu erzielenden Gefühlswirkung — unbedingt vorgeschrieben, aufgezwungen ist. So z. B., wenn er von dem Besuch einer Tanzgesellschaft erzählt: *On dansait, lorsque nous arrivâmes, et on dansa jusqu'à minuit*, oder *et on dansa pendant quatre heures encore*. Unmöglich, hier irgend etwas an den Tempusformen zu ändern, sie sind dem Erzähler hier durch die Sprache strikt und unweigerlich vorgeschrieben. Sollte nun etwa — statt des Erzählers — die Sprache sich für die Auffassung entschieden haben, daſs bei Angabe des Zustandes, in den eine

Handlung hineinfällt, immer die Form der „lebhaften Vorstellung“ (oder des „Phantasie-Denkaktes“ oder der „Einfühlung“) zu wählen sei, dagegen bei Fortführung bis zu einem bestimmten Zeitpunkte oder bei bestimmter zeitlicher Ausdehnung immer die andere Vergangenheitsform? Das wird doch wohl niemand im Ernste annehmen wollen. Setzen wir den Fall, dafs der Tanz unmittelbar vor der Ankunft der Besucher begann, dafs er noch nicht einmal eine Minute, dafs er nur eine Sekunde gedauert hatte, es mufs doch — ja, wirklich, es mufs! — *on dansait* heifsen, also „Phantasie-Denkakts“- bzw. „Einfühlungs-Tempus“, keine Möglichkeit, das des reinen Denkens, der nüchternen einfach konstatierenden Darstellung zu setzen; und andrerseits, mag bei der Erinnerung an die durch vier lange Stunden, bis Mitternacht, genossenen Tanzfreuden das Herz des jugendlichen Erzählers auch noch so sehr in Seligkeit schwelgen — keine Möglichkeit für ihn, das Ipf., das doch angeblich dazu dienen soll, eine Gefühlsnote in die Darstellung zu bringen, zu setzen: die Sprache duldet nur *on dansa*! Umgekehrt, wenn er in der denkbar nüchternsten Seelenstimmung — etwa bei Konsultation eines Arztes, der sich nach seiner Lebensweise im letzten Sommer erkundigt oder bei einer Gerichtsverhandlung als Zeuge — sich über das Leben und Treiben in dem von ihm eine Zeitlang bewohnten Kurhause zu äufsern hätte, so müfste er — er mag wollen oder nicht — sagen: *Le soir on dansait ordinairement jusqu'à minuit* (oder *on dansait pendant à peu près quatre heures*), d. h. er dürfte, da es sich um unbestimmte Wiederholung der Geschehnisse, um zeitlich nicht scharf umgrenzte Gebräuche, Gewohnheiten handelt, hier nur das Ipf. gebrauchen.

Kann es einen zwingenderen Beweis dafür geben, dafs das, was die genannten Autoren zum charakteristischen Merkmal des Ipf. machen wollen, nur etwas Akzidentelles, etwas in gewissen Fällen, unter gewissen Umständen Konstatierbares ist? Prüfen wir die Sache ganz unbefangen. Jeder Versuch, die Grundbedeutung einer Ausdrucksform und ihren Wesensunterschied von einer anderen festzustellen, hat stets von solchen Fällen auszugehen, in denen die Sprache nur die eine von beiden zuläfst. Mit der Eruierung der Sonder- und Eigenart des betreffenden Falles ist auch die Erkenntnis der Sonder- und Eigenart der zu untersuchenden Ausdrucksform so gut wie gegeben.

Was lehren uns nun in dieser Beziehung die beiden vorstehend betrachteten Beispiele? Einmal dieses, dafs das P. d. die genauere Ausdrucksform von beiden ist. Es kennzeichnet das betreffende Sein oder Geschehen nicht einfach — wie es nach den Darlegungen der erwähnten Publikationen scheinen könnte — als ein der Vergangenheit angehöriges reales, wie es das Ipf. tut, sondern führt es dem Hörer in seiner ganzen zeitlichen Ausdehnung, in seinem ganzen Verlaufe von Anfang bis zu Ende, und damit zugleich in seiner zeitlichen Begrenzung vor. Hätte der im Vorstehenden supponierte Berichterstatter die Angabe über

seine Lebensweise in der Sommerfrische, bzw. das Leben und Treiben seines Kurhauses auf eine genau umgrenzte Zeit — ganz gleich ob acht Monate oder acht Tage — beschränkt, so hätte er sagen müssen (!): *Pendant huit mois* (*huit jours*), *on dansa jusqu'à minuit* (oder *pendant quatre heures*) *le soir.*[1] Mit der genauen zeitlichen Begrenztheit verbindet sich im P. d. garantierte konkrete Realität. Es ist gänzlich ausgeschlossen bei Vorführung von blofs Möglichem, Gedachtem, Gehofftem, Gefürchtetem usw., ausgeschlossen daher auch bei Visionen und Träumen, wenigstens solange der Erzähler sich dessen bewufst ist, dafs er einen Traum erzählt. Vergifst er das in lebhafter Erregung, dann kann er auch wohl ins P. d. übergehen, begeht damit aber dem Hörer gegenüber eine Fälschung ähnlicher Art, wie es die Anwendung des Präsens bei der Angabe vergangener oder zukünftiger Ereignisse ist. Wie Winkler bin ich der festen Überzeugung, dafs Lerch irrt, wenn er (S. 408) behauptet, das P. d. fände sich auch „hyperbolisch", von nicht tatsächlich eingetretenen Ereignissen. Seine Beispiele mit *étouffer* (oder gar mit *il eut un étouffement*) beweisen nichts, da *étouffer* an und für sich „einen Erstickungsanfall haben" heifst. Bevor er Beispiele mit *mourut*, *périt* (*par étouffement*) beibringt, mufs seine Behauptung „hyperbolischer" Gebrauchsweise als der Grundbedeutung des P. d. zuwiderlaufend bestritten werden. Wo der Franzose *il mourut*, *il périt* usw. sagt, — vorausgesetzt, dafs er den Hörer nicht belügen will — da hat er den Betreffenden entweder selbst tatsächlich sterben, umkommen sehen, oder es ist ihm von einer Seite berichtet worden, die er für absolut glaubwürdig hält und deren Überzeugung er zu der seinigen macht. Jedes nicht zum Abschlufs gekommene, in den Anfangsstadien steckengebliebene Sterben, Umkommen, Ertrinken usw. drückt er durch *il mourait, périssait, se noyait* usw. aus.

Damit ist nun auch gegeben, dafs das P. d. auf keinen Fall „inchoativ" sein kann in dem Sinne, dafs es etwa nur das Eintreten eines Seins oder Geschehens ausdrückte. Wo ein P. d. — und, wie ich aus später zutage tretenden Gründen gleich hinzufügen will, ein lateinisches Perfectum historicum — sich findet, drückt es stets den ganzen Verlauf des betr. Seins oder Geschehens, nie blofs einen Teil, also auch nicht blofs den Anfang aus. Wenn also *j'eus le livre*, genau so wie lateinisch *habui librum*, gelegentlich die Bedeutung „ich bekam das Buch" aufweist, so liegt das nicht an „inchoativer" Bedeutung des P. d., sondern an zwiefacher Bedeutung von *avoir* (*habere*), nämlich 1. haben 2. erhalten, was ja eigentlich schon ohne weiteres daraus hervorgeht, dafs dasselbe

[1] Wie wenig dabei die Frage der (längeren oder kürzeren) Dauer eine Rolle spielt, zeigt das von Seeger angeführte Beispiel (aus Duruy) *Pendant trente années Louis XIV travailla régulièrement huit heures par jour.* — Und wer die Zeit der Berühmtheit Delphis angeben wollte, würde sagen: *Delphes fut pendant mille années l'oracle de l'antiquité.* Ein *était* wäre unmöglich, d. h. es wäre völlig sprachwidrig.

j'eus le livre mit dem Zusatz eines Zeitraums „ich hatte das Buch" heifst, z. B. *j'eus le livre* (*pendant*) *un mois* (oder *jusqu'au* 1er *juin*), *puis je le rendis à son propriétaire.*[1] Dafs durative Verba in allen Formen als inchoative auftreten können, hat G. G. Laubscher in einer aufserordentlich gründlichen und auf erstaunlich umfassenden Vorarbeiten beruhenden Dissertation *The past tenses in French* (Baltimore 1909) gezeigt. Ich möchte noch weitergehen und sagen, dafs virtuell (d. h. überall wo sich sprachlicher Anlafs dazu bietet) im Lateinischen sowohl wie in der romanischen Sprache alle durativen Verba als inchoative und alle inchoativen als durative auftreten können. Mir scheint die am nächsten liegende Erklärung dieser für die Tempuslehre der romanischen Sprachen aufserordentlich wichtigen und höchst eigenartigen Tatsache darin zu liegen, dafs bei durativen Verben das inchoative Element im Imperativ, Futurum, Konjunktiv Präsentis (in Wunschsätzen), bei inchoativen hinwiederum das durative im Präsens und Imperfektum Entstehung und günstigen Nährboden fand. Es liegt also altrömisches, altlateinisches Erbteil vor, wenn *avoir* 1. haben 2. bekommen, *être* 1. sein 2. werden, *arriver* 1. ankommen 2. dasein, *partir* 1. abreisen 2. wegsein, *entrer* 1. eintreten 2. darin sein, *sortir* 1. hinausgehen, herauskommen 2. draufsen sein, aus etwas herausgekommen sein, *naître* 1. entstehen 2. entstanden sein, *monter* 1. (be)steigen 2. darauf sein (also *monter à cheval* 1. zu Pferde steigen 2. reiten), *s'étendre* 1. sich ausstrecken 2. ausgestreckt daliegen usw., usw. heifst, und zwar — wieder virtuell, d. h. wenn Anlafs zu solcher Gebraucsweise vorliegt — in allen Verbformen, vor allem aber in den uns hier besonders beschäftigenden Formen, dem Ipf. und P. d.; so dafs also *Frédéric II fut un penseur profond* nicht heifst „wurde" sondern „war" (nämlich sein Leben lang, also „Totalverlauf") *jusqu'au soir je m'étendis sur l'herbe* (Maupassant, *Sur l'eau* 94) „ich lag ausgestreckt im Grase". *Elle sortait du couvent* „sie war kürzlich aus dem Kloster gekommen". *Le* 4 *septembre* 1768 *naissait à Saint-Malo* ... *Chateaubriand* („war geboren") usw. usw.

Das P. d. also ist nicht inchoativ, das Ipf. nicht durativ; wo sie eine solche Bedeutung zu haben scheinen, ist sie immer schon dem Verb als solchem eigen und läfst sich auch in anderen Verbformen als den genannten nachweisen. Über die eigentliche

[1] Hinsichtlich dieser Doppeldeutigkeit der Verba hatte ich mich bei der ersten Erwähnung (XVIII, 505 f. dieser Ztschr.) auf so kurze Andeutungen beschränkt, dafs die Bedenken, die Meyer-Lübke, gestützt auf Visings ebenso umfassende wie inhaltreiche (aber nicht überall haltbare) Darlegungen, in seiner Rom. Synt. (S. 138) dagegen äufserte, wohl begreiflich waren. Sie erledigen sich dadurch, dafs schon das Lateinische, dessen Gebrauchsweise von Ipf. und hist. Perfekt genau dieselbe ist, wie die des Französischen (und wohl aller modernen romanischen Sprachen), eine solche Bedeutungsduplizität kennt. Dafs man z. B. in *cognoscere* und *occupare* nur inchoative Verba sehen wollte, war ein Irrtum, der für *occupare* schon durch Beispiele in Forcellini, für *cognoscere* jetzt dnrch solche des Thesaurus l. l. widerlegt werden kann.

Bedeutung des P. d.: konkrete, anschauliche, lebhafte Total-Vorführung eines durchaus nur realen Seins bzw. Geschehens der Vergangenheit ist vorhin ausführlich gesprochen worden.

Was ist dann aber die Grundbedeutung des Ipf., wenn Durativität von ihr ausgeschlossen sein und auch Phantasie-Denken bzw. Einfühlung des Erzählers nicht dazu gehören sollen? — Man könnte antworten: Unvollständigkeit und Ungenauigkeit als konträrer Gegensatz zu der beim P. d. festgestellten Genauigkeit (wir sagten dafür Konkretheit) und Totalität. Aber die Sprache liebt bei Schaffung ihrer Ausdrucksmittel nicht die konträren Gegensätze. Sie stellen zu hohe Anforderungen an das Denken, erfordern ein rasches, sicheres Unterscheidungsvermögen, wie es der groſsen Masse, der eigentlichen Trägerin der Sprache, völlig abgeht.[1] Das Ipf. stellt also nicht ein konträres, sondern nur ein kontradiktorisches Gegenstück zum P. d. dar: Wo die Sprache reale vergangene Zustände bzw. Vorgänge nicht mittels des P. d. darstellen kann — vgl. die dazu erforderlichen vorhin erwähnten strengen Voraussetzungen — greift sie zum Ipf. indem sie statt einer genauen totalen, nur eine verschwommene partielle Ansicht darbietet, oder: statt des Ganzen nur ein Spezimen, eine Probe dessen, was zu einer gewissen Zeit da war oder vor sich ging. Vielleicht erleichtert ein vergleichender Hinweis auf jedermann bekannte moderne Veranschaulichungsmittel das Verständnis des eben Gesagten. Man kann sagen: „Die Darbietung des betr. Seins oder Geschehens mittels des P. d. ist kinematographisch, die mittels des Ipf. photographisch". Ist nun eine Photographie eine „durative" Darstellung? Ja und nein. Stellt sie eine Landschaft, einen Berg, Wald, See usw.

---

[1] Dasselbe werden wir später beim Indikativ und Konjunktiv sehen. Übrigens hatte ich schon vor Jahren, bei der Erörterung der Stellung des attributiven Adjektivs Anlaſs, darauf hinzuweisen (vgl. Ztschr. XXV, 340), daſs „bei der schier unerfaſslichen Fülle und Mannigfaltigkeit der Vorstellungskomplexe, mit denen menschliche Rede es zu tun hat, sich neben vielen leicht zu bestimmenden, leicht der einen oder der anderen Kategorie zuzurechnenden doch auch immer eine erhebliche Anzahl solcher Fälle finden wird — man könnte sie indifferente, mediale oder neutrale nennen — in denen es selbst dem schärfsten und geschultesten Denken schwer fallen möchte, eine sachlich begründete Entscheidung, bezüglich ihrer Zugehörigkeit zu treffen, in denen daher ein schlichtes Denkvermögen und selbst der sprachliche Instinkt versagen, sich in ähnlich ratloser Lage wie der Esel des Buridan befinden müſste, wenn ihm für die sprachliche Äuſserung nur die Wahl zwischen konträr Entgegengesetztem gegeben wäre. Ist jedoch nur die Bedeutung der einen Ausdrucksform scharf und darum leicht faſsbar ausgeprägt, die der anderen aber kontradiktorisch zu jener, also negativ eingestellt, so fällt eben ohne weiteres alles, was nicht klar und deutlich die Merkmale der ersteren trägt, der letzteren zu und von einer Schwierigkeit ist nicht mehr die Rede". Das damals Gesagte bezog sich zunächst nur auf drei Fälle: Impf. u. P. d., Indik. u. Konj. und Vor- bezw. Nachstellung des Adjektivs. Inzwischen ist in den Neuphilol. Mitteilungen aus Helsingfors 1926, S. 89/90 Karin Ringenson auch bezüglich des Gebrauchs von *de* und *par* beim Passlv zu einem genau entsprechenden Ergebnis gekommen: *L'agent «actif» est toujours introduit par la prépositions «par»*. Wo kein ausgeprägt aktives Verhältnis vorliegt, steht *de*, z. B. *suivi de son fils*, aber *suivi par la police*.

dar, so faſst der Beschauer sie ohne weiteres durativ auf. Stellt sie aber einen Blitz, eine Explosion, einen ins Wasser springenden Schwimmer dar, so weiſs er sofort, daſs der betr. Vorgang irgend eine nennenswerte Dauer nicht hatte. Wie nun aber, wenn es sich um ein Kind handelt, das einen von der Wand zurückprallenden Ball fängt, oder einen Reifen schlägt, oder einen zu ihm emporspringenden Hund liebkost? Ist das ein länger dauerndes Spiel oder nur eine wenige Augenblicke ausfüllende Betätigung? Die Photographie selbst sagt uns nichts darüber. Und genau so ist es mit dem Ipf.: Es sagt nie etwas über die Dauer des betr. Zustandes; alles, was der Hörer von einer solchen aus dem Ipf. herauszuhören glaubt, ist seine eigene Zutat, Ergänzung auf Grund anderweitig erworbener Kenntnis und Erfahrung, wo diese ihn aber im Stich lassen, bloſse Vermutung, die ebensowohl richtigt wie falsch sein kann. *Le lac était entouré d'une belle forêt* (lange Dauer). *Il éclairait quand j'ouvris les yeux dans la nuit* (kurze Dauer). Aber bei *La fillette attrapait la balle* oder *poussait le cerceau*, *caressait le chien*, oder auch bei der Mitteilung: *Le bébé dormait lorsque j'ai quitté la chambre* liegt für die Beurteilung nicht der geringste Anhalt vor. Da Kinder meist einen langen Schlaf haben, wird der Hörer dem *dormait* wahrscheinlich „durative" Bedeutung zuschreiben. In Wirklichkeit hat es auch nicht die Spur davon in sich. Der Satz würde genau so lauten, wenn das Kind unmittelbar vor dem Hinausgehen des Berichterstatters eingeschlafen und unmittelbar danach wieder aufgewacht wäre, der Schlaf also kaum eine Minute gedauert hätte. Und erst recht wird einer, der von den Römern nichts wuſste, aus dem *était* der Mitteilung (*C'était un brave peuple de l'antiquité*) deutlich durative Bedeutung heraushören, weil er weiſs, daſs Völkerexistenzen sich über lange Zeiträume erstrecken. In Wirklichkeit enthält die Aussage nur eine für einen mehr oder weniger bestimmten Zeitpunkt gültige Angabe (z. B. wenn die Frage mit Bezug auf die Ermordung des Römers Cäsar gestellt wurde) für das Jahr 44 v. Chr. Spricht jemand ohne solche Bezugnahme auf bestimmte Ereignisse von den Römern, führt er sie also in der Totalität ihrer Entwicklung vor, so muſs er durchaus *Les Romains furent un brave peuple de l'antiquité* sagen, so daſs also, wo Durativität wirklich ausgedrückt und nicht bloſs erraten gelassen werden soll, das nur durch das P. d. geschehen kann.[1]

Mit dem vorstehend dargelegten Charakter der Unvollständigkeit, Partialität oder — unter Bezugnahme auf die Photographie — der „Momentbildhaftigkeit" des Ipf. ist nun zugleich ein anderer Umstand verbunden, der für die richtige Beurteilung seines Wesens

[1] Ein Teil der Dauer kann freilich auch bei imperfektischer Aussage ausgedrückt werden — aber nicht durch das Ipf., sondern — durch eine Bestimmung mit *depuis*, nämlich der schon verflossene Teil der Dauer. Eine sich daran anschlieſsende Dauer hingegen kann nur durch ein P. d. gegeben werden.

von gröfster Bedeutung ist: nämlich: völlige Unbestimmtheit des Moments, den der Sprechende bei seiner Ipf.-Aussage im Sinne hat. Machen wir uns auch hier den Unterschied vom P. d. einen Augenblick klar. Mit *Un moment après il entra dans la chambre* ist eine in jeder Hinsicht klare und exakte und abgeschlossene Darstellung des Gesamtvorgangs gegeben; von der ersten Berührung der äufseren bis zum Loslassen der inneren Klinke der Tür. Ganz anders beim Gebrauch des momentbildhaften Ipf. *Il entrait dans la chambre* kann mindestens sechserlei besagen: 1. Er hatte die äufsere Klinke gefafst, 2. Er hatte eine Türspalte hergestellt, 3. Er stand schon in der Türspalte, 4. Er hatte die Tür schon hinter sich, aber noch offen, 5. Er hatte die Tür schon wieder geschlossen, aber die Hand noch auf der Klinke, 6. Er hatte die Klinke schon losgelassen, stand aber noch in der Nähe der Tür. Es ist klar, dafs damit keineswegs alle Möglichkeiten erschöpft sind; verschiedene Zwischen- und Übergangsstufen liefsen sich immer noch einschalten. Soviel verschiedene photographische Aufnahmen seines Eintritts möglich sind, soviele Etappen kommen auch in Betracht. Auch ist die Sprache in Bezug auf Anfang und Ende des Vorgangs weitherzig. Wer den Betreffenden auch nur auf die Zimmertür hätte zuschreiten sehen, könnte schon: *Il entrait dans la chambre* sagen (so dafs damit also der Sinn von *il allait entrer* ausgedrückt wäre), und nicht weniger wäre es einem schon vorher im Zimmer anwesenden erlaubt, von einer kurze Zeit nach dem Eintritt gemachten tadelnden Äufserung des Betreffenden zu sagen: *Il entrait dans la chambre qu'il se mit à nous gronder* ... (so dafs jetzt das *il entrait* gleich *il venait d'entrer* wäre). Sagt doch jemand, wenn er von einem ihm zugegangenen Freundesbriefe erzählt, ganz geläufig: *Mon ami m'écrit* und in der Vergangenheit *m'écrivait que* ... in dem Sinne von *avait écrit* (*dans sa lettre*). Und so läfst auch die oben erwähnte Stelle aus Maupassant (*Une vie* 292): *Un mois plus tard elle signait le contrat de vente* dem Leser die unbeschränkte Freiheit der Wahl bezüglich des vorzustellenden Moments: er kann sich Jeanne zum Schreibtisch gehend, am Schreibtisch sitzend, die Feder ergreifend, schreibend, geschrieben habend, aufstehend, ja sogar am Fenster stehend und die möglichen Folgen ihres Schrittes erwägend vorstellen, aber immer nur einen dieser Momente — genau so wie eine photographische Aufnahme nur einen bestimmten Moment erfassen kann — während ein *elle signa le contrat* sie allesamt umfassen, sie alle nacheinander, vor dem Geiste des Hörers rasch vorüberziehen lassen würde — genau so wie eine kinematographische Vorführung es tun würde.

Und noch einen Schritt weiter ging der Franzose in der Gebrauchsweise des Ipf. Hatte ein *il entrait* erst einmal die Bedeutung eines *il allait entrer* einer-, und eines *il venait d'entrer* andrerseits angenommen, dann lag die Versuchung nahe, das (eigentlich schon unrechtmäfsig okkupierte) Terrain — und zwar

nach beiden Seiten hin — zu erweitern und auszudehnen. Und dieser Versuchung hat er so bereitwillig nachgegeben, dafs er schliefslich dahin gekommen ist, das Ipf. (und zwar Indikativi, also eine Ausdrucksform, die doch nur Wirklichgewesenes, Wirklichgewordenes ausdrücken sollte) nun auch da zu verwenden, wo den an den Vorgängen Beteiligten die Verwirklichung (geknüpft an den Eintritt gewisser Bedingungen) erst in Gedanken vorschwebte: *Sans une pluie torrentielle il marchait sur Vienne.* — *Le Pirée une fois pris, Athènes tombait; Sylla l'attaqua avec fureur* (Seeger I, 17), wo also das Ipf. nur noch *il était à attendre que* ... bedeutet. Und ebenso nach der anderen Seite hin: *Il accorda ce que, deux mois auparavant il refusait* ... (Seeger I, 19), wo es sich nicht mehr um ein *il venait de refuser* sondern um ein (zwei Monate zurückliegendes!) *avait refusé* handelte.

Nach allem bisher über die Wesensart des Ipf. Dargelegten ist ohne weiteres klar, dafs jedes reale oder auch nur von ferne als real aufgefafste Sein und Geschehen der Vergangenheit — abgesehen von dem oben erwähnten Falle mit Zeitraumangabe (*jusqu'à* ...), wo das Ipf. eine *contradictio in adjecto* bedeuten würde — sehr wohl mittels des Ipf. ausgedrückt werden könnte. Es wäre das ein Verfahren, das ungefähr dem der deutschen Sprache entspräche, die ja, wie die Erfahrung lehrt, damit ganz gut auskommt.[1] Dabei wäre dann eben auf die Vorführung des Totalverlaufs der betr. Zustände oder Vorgänge verzichtet. Andrerseits ist von vornherein selbstverständlich, dafs alle Zustände oder Vorgänge der Vergangenheit, auch die, von denen niemand Genaueres weifs, einen in sich abgeschlossenen Verlauf, mit Anfang, Mitte, Ende, gehabt haben. Es steht demnach an sich nichts im Wege, von ihnen allen mittels des P. d. zu berichten. Wir hätten also mit der theoretischen Möglichkeit eines Verfahrens zu rechnen, bei dem der Redende oder Erzählende, wenn ihm die Lust oder die Fähigkeit zu perspektivischer Präsentation seiner auf die Vergangenheit bezüglichen Mitteilungen abgeht, die beiden ihm dafür zu Gebote stehenden Ausdrucksformen völlig regellos und willkürlich durcheinanderbraucht, oder, falls er sich in metrischer und gar gereimter (assonierender) Darstellung versucht, die Formen lediglich nach ihrer Geeignetheit für Vers und Reim wählt — ohne dafs seine Rede, seine Erzählung darum gleich unverständlich würde, zumal wenn es sich um einfache, fernab von jeder philosophischen Spekulation liegende oder sonst irgend welche Denkschwierigkeit darbietende Stoffe handelt.

Diese Theorie nun ist einst in gewissem Grade tatsächlich zur Wirklichkeit geworden, im Altfranzösischnn nämlich, fünf bis

---

[1] Allerdings differenziert sie dafür mehr die Ausdrücke als das Französische. *Il devait partir* = er sollte abreisen, *il dut partir* = er mufste abreisen. *Il pouvait se sauver* = er hätte sich retten können, *il put se sauver* = nun konnte er sich retten. Von *avoir* „haben“ und „bekommen“ usw. ist oben schon die Rede gewesen.

sechs Jahrhunderte hindurch. Und merkwürdigerweise mitten zwischen zwei Epochen, in denen die sinn- und kunstvolle Verwendung der beiden Ausdrucksformen einen nicht zu übertreffenden Höhegrad erreicht hat, zwischen dem klassischen Latein und dem modernen Französisch, die beide in der Verwendung unserer Vergangenheitstempora eine so frappante Übereinstimmung zeigen, dafs, wer von jener Zwischenzeit des Verfalls nichts wüfste, wohl fest von ungestörtester Kontinuität der Entwickelung überzeugt wäre. Um so seltsamer mufs es erscheinen, dafs zu einer Zeit, da in Italien Dante in einer hochpoetischen, die schwierigsten theologischen und philosophischen Probleme behandelnden Dichtung kunstvollster metrischer Form die beiden Tempora mit der Sicherheit und Eleganz der lateinischen Klassiker handhabt, die altfranzösische Literatur, poetische wie prosaische, hierin stellenweise ein Ungeschick, Unverständnis, eine Unfähigkeit offenbart, die an das Stammeln von Kindern erinnert und die Beschäftigung mit ihr manchmal zur Qual macht — so lange wenigstens, bis man es in der Fähigkeit geistiger Selbstentäufserung soweit gebracht hat, um in einem *fu*, *ot*, *tint* usw. ebensowenig von der Natur des historischen Perfekts wie in einem *estoit*, *avoit*, *tenoit* usw. von Imperfektbedeutung zu empfinden, und in ihrer Duplizität kaum etwas anderes als die Zwiefachheit gleichbedeutender Formen, etwa wie im heutigen *je m'assois* und *je m'assieds*, *il florissait* und *il fleurissait*, oder im deutschen „frug" und „fragte" usw. zu sehen. Man kann ziemlich sicher annehmen, dafs, wo ein altfranzösischer Dichter einen Reim auf *-int* brauchte, er ohne Bedenken *tint*, *vint* wählte, mochte der Zusammenhang auch noch so sehr eine Ipf.-Form verlangen. Chrétiens *dui autre vaslet vindrent qui chandeliers an lor mains tindrent* (*Perc.* 230) ist ja ein bekanntes Beispiel dafür. Man kann diesen Mangel an perspektivischem oder architektonischem Sinn mit dem von Kindern beim Zeichnen und Malen vergleichen, die, wenn sie eine Stadt darstellen wollen, die Häuser im Hintergrunde genau so grofs zeichnen wie die vorn stehenden oder im Dorf den Menschen und Tieren die Gröfse von Bäumen und Häusern geben.

Höchst fesselnd ist es, zu sehen, wie dann dem französischen Volk der Sinn, das Verständnis, das Empfinden für die Eigenbedeutung der beiden „Tempora" unter dem Einflufs der Beschäftigung mit der antiken Literatur wieder erwacht und die verlorene Sicherheit der kunstmäfsigen Verwendung ihm in einem Mafse wiederkehrt, dafs es seinen Lehrmeister nunmehr an Feinheiten sogar noch übertrifft.

Dahin gehört die heutige Behandlung und Verwendung des Ipf., insbesondere in der Richtung, die von den drei eingangs genannten Autoren in ihrer Erörterung desselben ins Auge gefafst worden ist. Sicher findet Phantasie und Gefühl im Ipf. einen wirksameren Ausdruck als in dem nüchternen, wenn auch lebhafter darstellenden P. d. Aber es ist das nur eine von zwei verschiedenen Seiten, Ausstrahlungen seiner eigentlichen Bedeutung, deren Wesen,

wie wir zeigten, in Unvollständigkeit (photographischer Momentbildhaftigkeit) und in Phasen-Unbestimmtheit der Vorführung des vergangenen Seins oder Geschehens liegt. Diese Bedeutungs- oder, wenn man will, Präsentationseigentümlichkeit kann sich zwiefach auswirken. Sie kann einmal als Andeutung dafür aufgefafst werden, dafs das so unvollständig und unbestimmt Vorgeführte, das gewissermafsen nur Angedeutete, etwas Nebensächliches, etwas nicht um seiner selbst, sondern nur um der Hauptvorgänge willen, die dadurch erklärt, erläutert, beleuchtet werden, Mitgeteiltes ist („relatives Tempus"); sodann aber wird, wo es zur Vorführung bedeutsamer Vorgänge verwandt wird, gerade der Umstand, dafs es nur andeutet, Phantasie und Empfindung des Hörers (Lesers) stärker in Tätigkdit und Erregung versetzen als das klarer und genauer darstellende P. d. Ist es ja doch eine jedem Pädagogen wohlbekannte Tatsache, dafs Romane, Liebesgeschichten mit verhüllenden Andeutungen jugendlichen Lesern durch Entzündung von Phantasie und Geschlechtstrieb gefährlicher sind als solche, in denen sexuelle Vorgänge mit Klarheit und Offenheit behandelt werden, ja, dafs sexuelle Aufklärung wiffenschaftlicher Art überhaupt keine erotischen Gefühle auslöst. So mufs man es denn als einen geschickten Kunstgriff der modernen französischen Erzähler bezeichnen, dafs sie sich bei den Teilen ihrer Darstellung, die auf Phantasie und Gefühl des Lesers besonders nachhaltig wirken sollen, vorzugsweise des Ipf. bedienen — das ja übrigens gelegentlich schon lange vor ihnen zu Schilderungen verwandt wurde —, dafs z. B. die beiden Goncourt, wie Lerch (S. 330) erwähnt' in ihrem Roman *Renée Mauperin* die Rastlosigkeit des Strebers sehr packend dadurch zum Ausdruck bringen, dafs sie von ihm erzählen (alles nur einmalige Handlungen!): *A deux heures, H. quittait ces messieurs ..., montait à son cercle, parcourait les journaux, puis écrivait lentement sur son calepin quelque chose* usw. usw. Es ist die Vorführungsweise der bunten Bilderbogen, wo jedes Bild einen Fortschritt der Handlung bringt, aber nicht kinematographisch, sondern indem es den Helden in einer neuen Situation darstellt.

So haben denn die Verfasser der erwähnten Artikel bezüglich der faktischen Gebrauchsweise des Ipf. vollkommen richtig beobachtet. Nur hätten sie das demselben von ihnen Zugschriebene nicht als das Wesen des Ipf., sondern als einen Ausflufs seines eigentlichen Wesens, nicht als essentiell, sondern nur als akzidentell bezeichnen sollen.

B. Moduslehre.

Auf diesem Gebiete hat der vorletzte Jahrgang der Zeitschrift (1925) eine nicht nur durch ihren Umfang, sondern auch durch ihren Inhalt, namentlich durch die Neuheit der Untersuchungen beachtenswerte Arbeit gebracht: Moritz Regula, *Über die modale und psychodynamische Bedeutung der französischen Modi im Nebensatze* (*Mit besonderer Berücksichtigung der Meinongschen Annahmen-*

theorie) SS. 129—197. Aber trotz einiger guten Gedanken und scharfsinniger Darlegungen läſst sie den Leser am Schlusse doch unbefriedigt und zwar in dreifacher Hinsicht.

Einmal gelingt es ihm nicht, eine einheitliche Definition des Indikativs und Konjunktivs zu gewinnen. Er bekämpft wohl im Laufe seiner Auseinandersetzungen mit allem Nachdruck die — ebenso beliebte wie unrichtige — Unterscheidung eines Konjunktivs des Willens und eines solchen der Irrealität (oder, wie manche vorsichtiger sagen, der Unsicherheit hinsichtlich der Realität des Geäuſserten), aber das Endergebnis seiner ausgedehnten Untersuchungen ist doch wieder ein Dualismus, Satan ist mit Beelzebub ausgetrieben. Es heiſst nämlich auf S. 197: „Die (S. 196 gegebene übersichtliche) Schluſstabelle lehrt, daſs Indikativ und Konjunktiv zwei (!) Funktionen im Nebensatz[1] verrichten. In modaler Bedeutung drücken die Modi das Verhältnis des Bewuſstseinsinhalts zur äuſseren Wirklichkeit aus, sie bestimmen Realität oder Irealität nach seinem materiellem Gehalt. In psychodynamischer Beziehung charakterisieren sie die Art des dem Bewuſstseinsinhalts zugrunde liegenden Erlebnisses und bestimmen so zugleich den Grad der psychischen Stellungnahme des Sprechenden oder Denkenden ohne Rücksicht darauf, ob dem Bewuſstseinsinhalt eine äuſsere Realität zukommt oder nicht.“ Früher schrieb man dem Konjunktiv die beiden Bedeutungen des Voluntativen und Irrealen bzw. der Realitäts*un*sicherheit zu; Verfasser nun kommt zu dem Ergebnis, daſs Konjunktiv (wie Indikativ) einmal modale, sodann psychodynamische Funktion haben. Ist dabei nun viel gewonnen? Die Anhänger einheitlicher Auffassung, zu denen auch ich mich sowohl in Bezug auf die Tempora — vgl. den vorhergehenden Artikel A — als auch hinsichtlich der Modi bekenne, werden enttäuscht sein. Umsomehr als auf S. 194 noch ein heller monistischer Ton erklang. Denn da hieſs es: „Der französische Indikativ und Konjunktiv sind eine Kraft“; nichts weiter. Sodann „Diese Kraft ist nur in ihrer Potenzialität meſsbar“ und daran anschlieſsend (S. 195) „Die Formel für die Potenzialität der Modi kann nur auf primärem Wege gefunden werden“, was dann auf S. 196 dahin ausgeführt wird: „Die charakteristische Modusgebung im Nebensatz läſst sich in der Formel ausdrücken: „Geurteilte (oder erfragte) Objektive haben den Indikativ, beurteilte (oder befragte) (= thematische) und angenommene den Konjunktiv“, wobei mit „und angenommene“ schon neben der vorhin allein erklingenden psychodynamischen die modale Saite mitschwingt, die dann schlieſslich in der oben angeführten Definition von Indikativ und Konjunktiv zu voller, der anderen ebenbürtiger Geltung gelangt. Die

[1] Daſs die übliche Scheidung in „Haupt“- und „Nebensätze“ sachlich unhaltbar ist, habe ich im „Neuaufbau der Grammatik“ ausführlich dargelegt. Meyer-Lübke hat für „Nebensätze“ in seiner Romanischen Syntax schon längst den treffenderen Terminus „Teilsätze“ — eine Verkürzung aus Satzteil-Sätze — eingeführt. Ihm hätte sich der Verfasser auch anschlieſsen solen.

Erläuterung dazu bildet in der Schlufstabelle die Angabe, dafs „modale" Bedeutung des Konjunktivs in den von Verben des Begehrens und der Annahme (*vouloir etc.*, *supposer*, wozu Verfasser noch den Fall von *Que m'importe que . . . où que non* fügt) abhängigen Sätzen vorliege.

Aber auch wenn wir diese Zwiefachheit der Funktion in den Kauf nehmen, stimmt noch nicht alles, bleiben ungelöste Rätsel übrig. Erstens: Unter die „beurteilten Objektive" sollen nach des Verfassers ausdrücklichen Erklärungen auch alle diejenigen „Nebensätze" fallen, die zum Hauptsatze im Verhältnis des „psychologischen Subjekts"[1] stehen. Sie müfsten (vgl. die obige Formulierung) durchweg den Konjunktiv aufweisen. Der Verfasser gesteht aber selbst ein, dafs dieser sich nach Verben wie *voir*, *savoir*, *sentir avouer* niemals findet und nach *croire* sehr selten ist. Er kann nur zwei Beispiele beibringen, die aufserdem noch als problematisch gelten müssen. Denn einmal entstammen sie Schriftstellern einer Epoche — Pascal und Rousseau — in der die Sprache bezüglich der Modi noch umhertastete, jedenfalls noch nicht zu dem festen Verfahren der heutigen Zeit gekommen war. Sodann beweist ein aus dem Zusammenhange gelöster Satz für unsere Frage gar nichts, Zur Feststellung, ob „psychologisches Subjekt" oder nicht, bedarf es immer genauer Kenntnis des Voraufgegangenen. Bei den von ihm zitierten Sätzen aus Daudet, wo der Charakter des „psychologischen Subjekts" zweifellos ist — *Comprends-tu cela, petite? Nous mangions du cheval! — Je crois bien qu'elle le comprenait (Siège de Berlin)* und *Et ne rions pas tant, s'il vous plaît! et dépêchons nous . . . Je crois bien qu'elles se dépêchaient (Les Vieux)*, findet sich denn auch nach *croire*, wie gar nicht anders zu erwarten, der Indikativ; nicht, wie Verfasser meint, wegen einer gewissen Ironie, die der Dichter in den Ausdruck hineinlegt, sondern völlig normal, dem ständigen Verfahren der Franzosen gemäfs. Schon Lerch hatte sich vergebens bemüht, für ein nach seiner Modustheorie unerläfsliches *je crois bien que* + Konjunktiv irgend einen sicheren Beleg aufzutreiben. Ja, sogar nach verneintem *savoir*, *sentir*, *croire* usw. zeigt ein *que*-Satz als psychol. Subj. den Indikativ: *Il ne sait pas que je suis arrivé.* Es mufs also festgestellt werden: „Es ist nicht richtig, dafs beurteilte Objektive im Französischen stets den Konjunktiv haben", und damit ist eigentlich Regulas Theorie schon widerlegt.

Einen zweiten empfindlichen Stofs empfängt sie durch das Eingeständnis des Verfassers, dafs er mit ihr den Indikativ in den

[1] Dafs die Unterscheidung verschiedener Arten von Subjekten und Prädikaten — logisch, psychologisch grammatisch — auf falscher Auslegung und Anwendung dieser Termini beruht, ist zu Beginn dieser Abhandlung schon bemerkt worden. Was man „psychologisches Subjekt" nennt, ist lediglich der schon kekannte Teil der Mitteilung „psycholog. Prädikat" der neue, unbekannte, wofür Wundt „dominierender Bestandteil des Satzes" vorschlägt. Doch will ich hier die vom Verf. gebrauchte Termini — auch „Nebensatz" — der Einfachhelt halber beibehalten.

irrealen hypothetischen Sätzen mit *si* nicht zu erklären vermag. Sein Trost, dafs derselbe überhaupt noch nicht erklärt sei, ist nicht nur ein höchst bedenklicher Trost — denn, wäre seine Lehre von den Modi zutreffend, dann müfste sie den Schlüssel für alle Fälle des Indikativs und Konjunktivs bieten — sondern er beruht auch auf unrichtiger Annahme. Freilich ist sein Irrtum entschuldbar. Denn die Stelle, an der sich die Erklärung findet — eine Programmbeilage des Falk-Realgymasiums zu Berlin *Der Unterschied zwischen Imparfait und Passé défini und seine schulmäfsige Behandlung* (Berlin 1904) S. 15, Anm. 1 — ist in der Tat recht entlegen. Sie besagt: Statt einer unwirklichen Gegenwartsannahme gebraucht der Franzose eine Wirklichkeitsaussage bezüglich der Vergangenheit, die dann der schon eingeweihte und geübte Hörer ohne weiteres dahin deutet, dafs wenn der betr. Fall nun in der Gegenwart einträte, im Anschlufs daran dasselbe erfolgen würde (Futurum Präteriti!), was immer in der Vergangenheit erfolgte. Es ist also im Grunde dasselbe Verfahren, das der Grieche bei seinem „Aoristus gnomicus“ anwandte: „Immer straften die Götter den Übermut.“ Der Hörer verstand sofort, dafs ihm damit nahegelegt wurde, zu folgern: „Dann werden sie es auch wohl jetzt und in aller Zukunft tun“, den Satz also als eine für alle Zeiten gültige Wahrheit aufzufassen = „Die Götter strafen den Übermut.“ Einem *S'il fait beau, je partirai* entspricht für die Vergangenheit auf das genaueste: *S'il faisait beau, je partirais.* (Leider hat der Deutsche sein: „Wenn es schön war, *wurde ich abreisen“, das die richtige Vergangenheitsentsprechung zu „Wenn es schön ist, werde ich abreisen“ wäre, aufgegeben.) Wird der Satz nun inmitten einer Unterhaltung, mit einem Blick nach dem Fenster, nach dem Wetter hin, gesprochen, dann kann er für die Hörer — genau so wie im Falle jenes griechischen Aorists — ja nur den einen Sinn gewinnen: „Jener Vergangenheitssatz hat immer noch Gültigkeit; wenn es also jetzt schön wäre, würde auch jetzt meine Abreise erfolgen.“ Hätte man nicht so übereilt den (in der Tempusreihe einzig berechtigten) Terminus „Futurum Präteriti“ durch den nur auf einen Teil der Fälle passenden „Conditional“ ersetzt, so würde das wahre Wesen jener hypothetischen Ausdrucksweise viel leichter erfafsbar geblieben sein. Man könnte sie als „ausweichende“ oder als „indirekte“ Aussage bezeichnen. Auf die Frage z. B., ob wohl darauf zu rechnen sei, dafs der Inhaber eines grofsen Zimmers erlaubt, dafs darin getanzt werde, wird geantwortet: „Wenn man ihn bat, (so trat als Folge des Bittens ein, dafs) er es erlaubte“, ganz wörtlich französisch: *Si on le priait, il le permettrait.* Diesen (deutschen und französischen) Satz deutete man (auf Grund der Situation und des Zusammenhanges) als „Wenn man ihn bäte, so würde er es erlauben“ und schuf für die wirkliche Vergangenheitsaussage auf Grund der flüchtigen Ausdrucksweise: *Si on le prie, il le permet* (statt des genaueren *il le permettra*) — die Form: *Si on le priait, il le permettait.* Infolgedessen stempelte

man das „Futurum Präteriti" nun voreilig und unnötig zum „Kondizional" mit der Kennzeichnung als „Modus", wofür (vgl. oben S. 54, A. 1) zur Verhütung von terminologischem Wirrwarr es zweckmäſsiger wäre, von „Bedeutungsschattierung, -modifikation" oder von „Anwendungstyp" des Futurum Präteriti zu sprechen.

Ein drittes Bedenken erregt des Verfassers abschlieſsende Berufung auf Gröbers Definition des Indikativs und Konjunktivs als einer mit dem Ergebnis seiner ausführlichen Untersuchung vollkommen übereinstimmenden. So sehr angesichts der in der heutigen (vierten) Romanistengeneration zutage tretenden Neigung, mit Geringschätzung auf die bewundernswerten, geradezu vorbildlichen Leistungen der früheren Generationen herabzusehen — konnte man doch kürzlich lesen, daſs es das Verdienst der neuen Generation und ihrer idealistischen Auffassung der Philologie sei, die Romanistik aus der niedrigen Stellung einer (natürlich geistig beschränkten!) Ährenleserin zu dem ihr geziemenden Range einer Königin emporgehoben zu haben[1] — also: so sehr ich mich über einen solchen Beweis der Anerkenuung und Wertschätzung des von mir hochverehrten Gelehrten freue, so muſs ich doch sagen, daſs ich eine Übereinstimmung seiner Auffassung der beiden Modi mit derjenigen des Verfassers nicht zu erkennen vermag. Bei Gröber findet sich nichts von einer Unterscheidung modaler und psychodynamischer Faktoren, der letztere Terminus ist ihm sogar völlig unbekannt. „Der französische Subjunktiv", so sagt er, „ist immer nur eines Sinnes: Gegensatz des Indikativs. Während im Indikativ Sein und Geschehen als mit äuſseren oder inneren Sinnen wahrgenommen bezeichnet werden (Modus der Perzeption), so im Subjunktiv nicht wahrgenommenes, nur im Geiste des Redenden vorhandenes, nur vorgestelltes Sein und Geschehen (Modus der Projektion)." Ich stimme mit dem Verfasser vollkommen darin überein, daſs es eine ausgezeichnete Kennzeichnung der beiden in Rede stehenden Modi ist, die — gleichsam in bewundernswerter Intuition — ihr innerstes Wesen erfaſst und es in vollendetster Einheitlichkeit zur Anschauung bringt.

Nur eine ganz unbedeutende Modifikation in der Formulierung scheint mir geboten. Sagt man nämlich vom Konjunktiv, daſs er „nicht wahrgenommenes Sein und Geschehen" bezeichnet, dann trifft es nicht auf den Konjunktiv nach den Verben des Affekts,

---

[1] Solche jugendliche Überheblichkeit scheint indes keine spezielle Errungenschaft unserer Tage zu sein. Schon Goethe hat sie gekannt und dadurch gegeiſselt, daſs er seinem Baccalaureus — dem emanzipierten natürlich — die köstlichen Worte in den Mund legt: „Dies ist der Jugend edelster Beruf: Die Welt sie war nicht, eh' ich sie erschuf; Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf; Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf! . . . Wer, auſser mir, entband euch aller Schranken Philisterhaft einklemmender Gedanken? Ich aber, frei, wie mir's im Geiste spricht, Verfolge froh mein innerliches Licht Und wandle rasch, im eigensten Entzücken, Das Helle vor mir, Finsternis im Rücken." Ist es nicht, als hörte man einen Vertreter der idealistischen Neuphilologie sprechen?

auch nicht auf den in Sätzen wie: *La maison est-elle vide que les portes soient ouvertes?* usw. zu, in denen doch überall wahrgenommenes Sein und Geschehen durch den Konjunktiv ausgedrückt ist. Um diesen Mangel zu beseitigen, braucht man aber nur das Wörtchen „als" zwichen „nicht" und „wahrgenommenes" einzuschieben, so dafs die Stelle nun lauten würde: (ein Sein und Geschehen wird) „im Subjunktiv nicht als wahrgenommenes" und ebenso: (sondern) „nur als im Geiste des Redenden vorhandenes, nur als vorgestelltes" (bezeichnet), also kontradiktorischer Gegensatz zum Indikativ. Nun ist alles in bester Ordnung. Denn wenn ich zu jemand sage: *Je suis content que tu sois venu*, so ist das Kommen des Angeredeten zweifellos ein von mir (mit den äufseren Sinnen) wahrgenommenes, nicht ein nur ein in meinem Geiste vorhandenes, nur vorgestelltes; wohl aber abstrahiere ich beim Ausdruck meiner Freude von dieser Tatsache, betone nicht ihre Realität, sondern deute sie nur als Grund meiner Freude an, stelle sie also nicht als wahrgenommen, sondern nur als in meinem Geiste vorhanden dar. Damit wird der Verfasser (M. Regula) sicher einverstanden sein; denn diese Unabhängigkeit des Ausdrucksverfahrens von der tatsächlich gegebenen Sachlage, so dafs Wahrgenommenes als nur gedacht, Gedachtes als (wenigstens mit dem „inneren Sinne") Wahrgenommenes dargestellt werden kann und von der Sprache tatsächlich oft dargestellt wird, bildet ja einen Kernpunkt seiner Lehre und die Basis für die Ansetzung einer psychodynamischen Funktion unserer beiden Modi.

Liegt nun wirklich eine zwingende Notwendigkeit für diese Ansetzung vor, durch die ja doch die Einheitlichkeit des Modusprinzips in unliebsamer Weise gestört wird (vgl. vorher: 1. modale, 2. psychodynamische Funktion der Modi)? Bei dem Standpunkte des Verfassers sicherlich. Und auch Gröbers Definition deckte sich in ihrer ursprünglichen Fassung, wie wir gesehen haben, nicht völlig mit den Tatsachen. Was aber bedeutete die kleine an ihr vorgenommene Korrektur (Einschiebung eines „als")? Es war die Umwandlung des konträren Gegensatzes in einen kontradiktorischen (vgl. den Artikel *A*, S. 61, Anm. 1). Genau so wie der Unterschied zwischen Ipf. und P. d. nur kontradiktorisch fafsbar war — Passé défini: klare, exakte Darbietung des ganzen Vollzuges eines realen Seins und Geschehens der Vergangenheit mit allen Phasen, Anfang, Mitte, Ende; Imparfait: nichts von alledem; lediglich Konstatierung eines zu einer gewissen Zeit der Vergangenheit vorhandenen (oder doch im Geiste als vorhanden geschauten) Zustands oder Vorgangs — genau so auch der zwischen Indikativ und Konjunktiv, nämlich: Der erstere stellt ein Sein bzw. Geschehen ausdrücklich als real hin[1] — und der letztere, der Konjunktiv? So über-

[1] Selbst wenn diese Realität irrtümlich angenommen ist, wenn objektiv Irrealität vorliegt, z. B. *Il croyait que j'étais mort*; denn das Glauben bezog sich gerade auf die Realität des Totseins. — Ebenso werden bezüglich der

raschend es klingen mag, die Antwort mufs lauten: Er drückt weder Realität noch Irrealität aus, er besagt bezüglich der Realitätsfrage überhaupt nichts, ist modal völlig indifferent und steht in dieser Hinsicht auf gleicher Stufe mit „Gérondif“ (= lat. Gerundium) und Infinitiv.[1] Auch hier ist die Neigung zum „Hineininterpretieren“ den Grammatikern verhängnisvoll geworden, hat das leidige „Hineinlegen“ sich der Wesenserfassung in den Weg gestellt. Aus Erfahrung oder sonstwie mitgebrachter Kenntnis oder aus der Situation heraus legte man in das Imperfektum den Begriff der Dauer hinein, den es weder im Lateinischen noch im Romanischen je gehabt hat und mufste sich mit verwunderter oder anfangs ungläubiger Miene immer wieder sagen lassen, dafs *il dormait* genau so einen Schlaf von einer Minute wie von zwölf Stunden bekunden, dafs ein *il était, avait* sich genau so auf eine Sekunde, ja einen beliebig kleinen Bruchteil einer Sekunde, wie auf ein langes Menschenleben und, wenn es sich um Gestirne handelt, auf Millionen von Jahren beziehen kann — sich auf sie beziehen, aber sie nicht ausdrücken kann; und dafs, wenn man Angaben von Nebensächlichem einer- und „Phantasiedenken“, „Einfühlung“ andrerseits zu seinem Charakteristikum machen will, dies lediglich seinem (blofs andeutenden) Charakter entspringende, durch die Art des Mitteilungsstoffes bedingte Nebenwirkungen, akzidentelle Funktionen sind. Genau so haben all die Dinge, die man schon im Lateinischen in den Konjunktiv hineinlegte: Potenzialität, Dubitativität und dann auch im Französischen: Irrealität, Voluntarität, Affektivität usw. absolut nichts mit dem Wesen, der Grundbedeutung des Konjunktivs zu tun, sondern sind nur Aufzählungen von Fällen, in denen dieser Modus darum am Platze war, weil man bei ihnen völlig von der Realitätsfrage absah. Am seltsamsten mutet es an, wenn Sätze wie *je veux qu'il vienne* usw. als Beweise dafür angeführt werden, dafs der Konjunktiv „auch den Willen“, „auch ein Wollen“ ausdrückt, wo doch mit Händen zu greifen ist, dafs das „Wollen“ durch *je veux* allein ausgedrückt und in *qu'il vienne* hier ebensowenig eine Spur davon vorhanden ist, wie etwa bei *je doute qu'il vienne.* Eher wäre der Irrtum in Ausdrücken wie *Qu'il vienne!*

Negation die beiden Sätze als Einheit gefafst, z. B. *N'allez pas croire que je suis une héroïne = Je ne suis pas une héroïne, ne croyez pas une telle chose.*

[1] Das war bereits im Lateinischen so, mit dem die romanischen Sprachen nicht nur, wie wir in Artikel A gesehen haben, in temporaler Beziehung, sondern auch in modaler übereinstimmen, ja, wenn wir gewisse Anwendungstypen, wie den Potentialis und Dubitativus beiseite lassen und uns nur an die Grundbedeutungen der Tempora und Modi halten, aufs genaueste übereinstimmen. Wenn Cäsar (B. G. VII, 77, 5) sagt: *Qui se ultro morti offerant, facilius reperiuntur quam qui dolorem patienter ferant*, so ist über Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit solcher Männer ebensowenig ausgesagt, wie es der Fall wäre, wenn ich den Gedanken mittels *offerendo — ferendo* (*offerentes — ferentes*) oder *offerre — ferre* ausdrückte Dagegen: *Illi viri se ultro morti offerunt, dolorem patienter ferunt* — vollste modale Klarheit im Sinne der Realität.

entschuldbar, weil die ganz verfehlte übliche Unterscheidung von Haupt- und Nebensätzen[1] zu der unrichtigen Meinung verführte, dafs in *Qu'il vienne* ein „Hauptsatz", ein selbständiger, in sich abgeschlossener Satz vorliege. Wie falsch das ist, konnte schon mit Meyer-Lübkes treffendem Ausdruck „Teilsatz" (d. h. Satzteilsatz) erkannt werden. Ein *Qu'il vienne!* ist genau so ein Satzteilsatz — ich sage der Vorsicht halber „aufgelöster" bzw. „satzförmiger Satzteil", um das Wort „Satz" nur für Vollaussagen zu reservieren — d. h. also ein blofser Satzteil wie „Guten Tag!" (statt „Ich wünsche dir einen guten Tag!") und drückt zwar das, was den Gegenstand, das Ziel, das Objekt eines Willens bildet, aber nicht den Willen selbst aus.

Hütet man sich davor, dem Konjunktiv als Bedeutung zuzuschreiben, was lediglich in dem regierenden Verb oder in der Situation usw. liegt, so erkennt man leicht, dafs dieser Modus eine *carte blanche*, d. h. als Modus völlig farblos, indifferent ist, genau so indifferent wie das „Gérondif" und der Infinitiv. Unterscheidet er sich von diesen ja doch nur durch gröfsere „personale" Genauigkeit, niemals durch gröfsere oder geringere Realitätsbestimmtheit! Statt *Il demande que je dise la vérité* kann ich mit völliger Gleichheit des Sinnes sagen *Il me demande de dire la vérité* und (in schlechtem Französisch, aber modal völlig gleichwertig) **Il me demande disant la vérité* („als einen, der . . ."). Eine Modusübersicht im Französischen — ich entnehme sie dem Neuaufbau der Grammatik — würde also in gedrängtester Kürze lauten: Von den vier Modi des Französischen, nämlich Indikativ, Konjunktiv, „Gérondif", Infinitiv,[2] eignet modale Bestimmtheit nur dem allerersten, dem Indikativ, insofern er das betr. Sein oder Geschehen ausdrücklich als real, als Bestandteil der Wirklichkeit hinstellt, also eine ausgesprochen positive Modalbedeutung hat. Die drei anderen, Konjunktiv, „Gérondif", Infinitiv sind in modaler Beziehung völlig indifferent, entbehren jedes irgendwie greifbaren modalen Charakters und können, je nach den Intentionen des Sprechenden ebensowohl für reale wie irreale Zustände bzw. Vorgänge gebraucht werden.

Kehren wir nach diesen ausführlichen Darlegungen nun zu Regulas Theorie zurück, so können wir sagen: Es bedurfte nicht der von ihm gemachten Scheidung von modaler und psychodynamischer Funktion des Indikativs und Konjunktivs. Sie haben stets nur je eine Bedeutung. Wohl aber kann man diese Aus-

---

[1] Die ausführliche Darlegung und Begründung wird im „Neuaufban der Grammatik" S. 14 ff. gegeben.

[2] Der sogenannte „Conditionnel" ist, wie schon gesagt, überhaupt kein Modus in dem von der Grammatik geschaffenen Sinne. Dieser Terminus bezeichnet lediglich einen Anwendungstyp des (natürlich indikativischen!) Futurum Präteriti. — Auch der Imperativ, ein bewundernswerter „Trick" der Sprache, ist kein „Modus". Er ist eine Mischung, z. B. „komm!" = 1. ich befehle, 2. dafs du kommst.

drucksformen unter einem zwiefachen Gesichtspunkte betrachten: einmal hinsichtlich ihrer modalen Grundbedeutung, wobei (wie wiederholt gesagt) lediglich festzustellen ist, daſs der Indikativ der Modus der ausdrücklichen Realitätskonstatierung, der Konjunktiv sein kontradiktorisches Gegenteil, nämlich der Modus der Nichtrealitätskonstatierung oder, wie man auch sagen kann, der völligen Realitätsindifferenz ist. Zweitens hinsichtlich der Faktoren, die bei der Anwendung dieser beiden Modi mitbestimmend, in Zweifelsfällen für die Wahl zwischen ihnen maſsgebend sind. Und auf diesem Gebiete sind Regulas Darlegungen über die psychodynamische Seite der Sache ebenso verdienstlich, wie es die von Lorck, Lerch und Winkler hinsichtlich gewisser akzidenteller Bedeutungsschattierungen des Imperfekts waren.

XXXII.

Ist die Wesensverschiedenheit zwischen Imparfait und Passé défini, sowie zwischen Indikativ und Konjunktiv eine apperzeptionelle oder eine präsentative?

Bei unseren Darlegungen in den beiden vorhergehenden Artikeln (XXXI A u. B) sagten wir beständig: „Durch das und das Tempus, den und den Modus bezeichnet der Sprechende das und das, drückt er das und das aus, stellt, bietet ein Sein bzw. Geschehen so und so, in dem und dem Lichte dar, präsentiert er es von der und der Seite.“ Ebensogut aber wäre es möglich zu sagen: „Das und das Tempus, der und der Modus stellt sich beim Sprechenden ganz von selbst ein, wenn er ein Sein bzw. Geschehen so und so apperzipiert. Läſst sich hinsichtlich der Frage, welche von beiden Auffassungen — wenn nicht die allein richtige — so doch die richtigere, d. h. die sachlich berechtigtere, also vorzuziehende ist, eine Entscheidung gewinnen?

Diese Frage ist im wesentlichen gleichbedeutend mit der anderen: „Läſst sich der Sprechende (Schreibende) von der Art, wie sich die zu übermittelnden Dinge spontan seinem Geiste darstellen, leiten oder von der bewuſsten Rücksicht auf den Hörer (Leser) in dem Sinne, daſs er jedesmal die Ausdrucksform wählt, die seiner Meinung nach seinem Partner das Verständnis des ihm Mitzuteilenden erleichtert, ja unter Umständen überhaupt erst ermöglicht?“ In einer französischen Darstellung des Krieges von 1870/71 kommt der Satz vor: *Il pouvait encore rejoindre Mac-Mahon.* Das muſs deutsch heiſsen: „Er hätte M.-M. noch erreichen können.“ Wer „er konnte ihn noch erreichen“ sagte, würde im Hörer die Vorstellung erwecken — oder doch erwecken können — daſs er von der Möglichkeit auch erfolgreichen Gebrauch machte und M.-M. tatsächlich erreichte, zu ihm stieſs, also die Vorstellung, die im Französischen durch *il put le rejoindre* ausgedrückt werden wüde. Hat nun der französische Schriftsteller das *pouvait* — und der

korrekte deutsche Übersetzer sein „hätte können" — hier gesetzt, weil sich ihm der zu erzählende Vergangenheitssachverhalt ganz von selbst, völlig reflexionslos als Momentbild einer Situation — im Deutschen einer imaginären Situation — aufdrängte, weil er ihn so apperzipierte, oder hat er es getan, weil er, reflektierend — wenn auch in kaum wiederzugebender Schnelle reflektierend — gerade diese Ausdrucksform als für den Leser klar und unmifsverständlich erkannte, es also für gut fand, ihm den Sachverhalt, den betr. Zustand gerade unter der Form des Imparfait zu präsentieren?

Eine allgemeine Antwort auf eine solche Frage wird sich schwerlich geben lassen; man wird die Sache von Fall zu Fall beurteilen und danach auch von Fall zu Fall die Antwort wählen müssen. Wer vorschnell dazu geneigt sein sollte, an spontane Apperzeption als Grundlage der Tempus- oder Moduswahl zu glauben, der sei daran erinnert, dafs nicht nur Schriftsteller, die denselben Stoff bearbeitet haben, insbesondere Übersetzer, darin vielfach voneinander abweichend sind, sondern dafs sich auch in den verschiedenen Ausgaben, Auflagen eines Werkes bisweilen Abweichungen in den beregten Punkten finden, dafs die Verfasser sich also nachträglich selbst korrigiert haben.[1] Auch bei Erzählern wie Flaubert, Maupassant, die erwiesener- und eingestandenermafsen grofse Sorgfalt auf die sprachliche Formung verwandt, am Ausdruck „gefeilt" haben, wird man es ohne weiteres als sicher annehmen können, dafs sie, wenn auch keineswegs immer, so doch manchmal, vielleicht sogar häufig, die Ausdrucksform weniger auf Grund unwillkürlicher Apperzeption, d. h. sie nicht auf Grund des ihnen im Moment vorschwebenden, vor ihnen auftauchenden Bildes, sondern auf Grund der Erwägung gewählt haben, welche Wirkung sie voraussichtlich auf den Leser ausüben würde.

Und aufser den Schriftstellern und Rednern, also den Künstlern der Sprache, die, weil sie das Wort virtuos beherrschen, wohl immer nur gelegentlich eine der hier in Rede stehenden Erwägungen vornehmen, eine Präsentationsüberlegung anstellen werden,[2]

---

[1] Eine Anzahl solcher Diskrepanzen führt B. Schmitz in seiner Französischen Grammatik[3] (Berlin 1876) an.

[2] Anders bei den Dichtern, wo je nach Stoff und dichterischer Form, ja manchmal je nach Lebensalter sich bedeutende Unterschiede fühlbar machen. Fassen wir das (hier grammatisch gebrauchte) „apperzeptiv" in erweitertem Sinne, als „unmittelbar geschaut, der dichterischen Inspiration entsprungen" und präsentativ als „in der Form durch Reflexion, durch feines Abwägen bestimmt", so können wir z. B. die jedem Leser des „Faust" deutlich fühlbare Verschiedenheit der beiden Teile auf die kurze Formel bringen: „Der erste Teil, das Erzeugnis des Jugend- und blühenden Mannesalters Goethes, ist wesentlich apperzeptiv, unmittelbarem dichterischen Schauen entsprungen, daher auch jeden Leser, vor allem die Jugend fortreifsend, berauschend. Der zweite Teil hingegen ist präsentativ, d. h. seiner sprachlichen Gestaltung wie auch seinem Ideengehalt nach, das Produkt sorgsamster Erwägung, Erzeugnis weisheits- und erfahrungsreichster, geistvollster Reflexion; daher für das Alter eine Quelle nie versiegendes Genusses, für die Jugend aber ent-

kämen innerhalb der ungeheuren Zahl der täglich Sprechenden und Schreibenden noch einzelne weniger redegewandte, aber dabei ernste und gewissenhafte in Betracht als solche, die manchmal beim Sprechen — und besonders beim Schreiben — schwanken und überlegen werden, wie sie das ihnen zunächst geballt, summarisch Vorschwebende im einelnen temporal bzw. modal am besten wiedergeben könnten. Bei der Masse jedoch vollzieht sich der Sprechakt sicher völlig reflexionslos, wobei dann die sprachlich Geschulten, die Gebildeten, das dem Geiste der Sprache Gemäfse, das „Richtige", sofort und ohne Nachdenken, also apperzeptiv treffen, die Ungeschulten und Ungebildeten hingegen, wie in anderen Stücken, so auch in temporaler und modaler Hinsicht sich oft genug ungeschickt, unklar oder gar fühlbar sprachwidrig („inkorrekt") ausdrücken. [1]

Nach dem vorstehend Dargelegten wird man hinsichtlich der am Anfang aufgeworfenen Frage nun wohl sagen können, dafs es gleich richtig ist, bei der grammatischen Erörterung und Charakterisierung gewisser sprachlicher Ausdrucksformen von Apperzeptions- wie von Präsentationsunterschieden zu sprechen. Die erstere Bezeichnung dürfte bei Behandlung ganz elementarer Ausdrucksweisen, insbesondere solcher der populären bzw. vulgären Sprechweise, die letztere hingegen bei allen Ausdrucksdifferenzierungen höherer, feinerer Art am Platze sein. Das ist auch der Grund, warum wir bei der Darlegung der Grundbedeutung von Impf. und P. d. einerseits, von Indik. und Konj. andrerseits immer von „Präsentationseigentümlichkeiten" gesprochen haben, während andere Forscher, z. B. Winkler (a. a. O.), den Ausdruck „Apperzeptionstypen" bevorzugen.

THEODOR KALEPKY.

---

täuschend, unbefriedigend, ungeniefsbar. — Bei Shakespeare wären die Dramen apperzeptive Schöpfungen, die Gedichte dagegen präsentative — besonders die Sonette, bei denen das Künstliche, Gekünstelte, Formvirtuose so mit Händen zu greifen ist, dafs man nicht versteht, wie ernste Forscher auf den Gedanken haben verfallen können, die Black-Lady-Episode als Wiedergabe eines wiıklichen Erlebnisses des Dichters aufzufassen.

[1] Auf die Wirkung, die die Abschwächung des Gefühls für den (im Lateinischen aufs Feinste ausgeprägten) Unterschied der Bedeutung des Impf. und des P. d. im Altfranzösischen gehabt hat, ist in Artikel XXXI A schon hingewiesen worden.

Zur Methodik der etymologischen Forschung.

(Vgl. *Ztschr.* 46, 563—617.)

Gamillscheg hat gegen meine negative Kritik seines *Etymologischen Wörterbuchs des Französischen* einen Gegenartikel in *Ztschr. f. frz. Spr.* 50, 216—298 geschrieben, der aus der Defensive zur Gegenattacke übergeht. Ich könnte eigentlich — mit Ausnahme einiger Worterklärungen G.'s, die ich für richtig halte und gleich nennen werde — über diesen an Entstellungen und Mifsverständnissen reichen Artikel, der eben, um aus einer fatalen Situation herauszukommen, starke Töne anschlägt, mit einem Vidi et risi, wie es Ph. A. Becker einmal in ähnlichem Fall äufserte, hinweggleiten, wenn ich nicht befürchten müfste, dafs jene Fachgenossen, die nicht gerade Spezialisten der Etymologie sind, aus einem Stillschweigen meinerseits vielleicht gar die Berechtigung der „Retourkutschen" G.'s folgern könnten. Da ich ferner die Erfahrung gemacht habe, dafs der Grundsatz, den Ettmayer kürzlich (Nachruf auf Hugo Schuchardt, *GRM* 1927, S. 243) aufstellte: „Gelehrte können irren, — die Wissenschaft kann berichtigen", oft praktisch darin ausläuft, dafs die Wissenschaft einer Zeit irrt, weil Gelehrte nicht berichtigt haben, und da ich auf Schuchardts (von Ettmayer verleise abgelehntem) Standpunkt stehe, eine Stellung, die nicht verteidigt werde, sei es nicht wert bezogen worden zu sein, so habe ich mich dennoch zur Antwort entschlossen, mag auch die zweite Verteidigung einer Stellung für die Zuschauer des Kampfes wenig spannend wirken. Ich werde also in aller Ruhe Punkt für Punkt G.'s Argumente sowohl bezüglich einzelner Erklärungen wie Prinzipiellem — nicht seine begreiflichen Affektausbrüche — durchnehmen, und es wird sich zeigen, dafs ich — bis auf die Fälle aprov. *olhs clucs*, frz. *caboter* (bezüglich der *t*-Ableitung), *brouelte, auvel, écartiller, barbotine* (wegen der Endung), s. unten — alle meine Bemerkungen aufrechterhalten mufs. Nur ein paar Fälle, wo ich nichts Neues vorzubringen habe, lasse ich unerwähnt.

Ich stelle vor allem fest, dafs G. trotz des grofsen Umfangs seines Artikels meine Beanstandungen folgender Erklärungen der 1. Lieferung mit Stillschweigen übergangen hat, also offenbar nichts dagegen sagen kann: *aubère*; *avachir*; *bancal*; *aubaine*; *assener*; *alis*; *agoniser*; *alluchon*; *anicroche*; *ange de mer*; *andouille*; *artison*; *à*; *acabit*; *aganter*; *à l'aveuglette*; *agréner* (und in ähnlichem Verhältnis in den nächsten Lieferungen), dafs er aber auch nicht einmal

bekennt: „Ich habe mich geirrt“, wo doch Preisgabe von Einzelnem ihm gerade die Konzentration seiner Verteidigungsmittel für seine Hauptstellung gäbe.

Sogar jene Übersetzung von *ministre du culte chez les Vaudois* durch ‚Kultusminister bei den Waldensern‘, über die die Romanisten vom Cap Finisterre bis zum Capo di Leuca, vom Guadalquivir bis zur Wolga in homerisches Gelächter ausgebrochen sind, verteidigt G. auf zwei Seiten, vom Herausgeber ungehindert. Für G. ist nämlich ‚Kultusminister‘ nicht das, was der ‚assoziationsbegabte‘ Spitzer (allerdings im Einklang mit 60 Millionen Reichsdeutschen und Millionen von Randdeutschen) mit dem Worte verbindet, nämlich der ‚Chef des Kultusministeriums‘ — weit gefehlt: G.'s Wb. ist ja noch in Österreich entstanden, wo es infolge des noch nicht durchgeführten Anschlusses an das Reich noch keinen ‚Kultusminister‘, sondern nur ‚Unterrichtsminister‘ gibt. Allerdings ist der Anschlufs dringend zu wünschen, wenn es in Österreich einen Universitätsprofessor gibt, der die Bedeutung des deutschen Wortes ‚Kultusminister‘ noch nicht kennt und (obwohl er seinerzeit Stenograph im Kärnthner Landtag war) mit den „parlamentarischen [sic!] Bezeichnungen aufserhalb Österreichs“ so wenig vertraut, ja der so unbeleckt von deutscher Kultur ist, dafs er nicht einmal das in der fernen Stadt Leipzig erschienene Brockhaus'sche Konversationslexikon s. v. *Kultusministerium* befragt. Und es ist wirklich ‚mephistophelisch' von jenem ‚Talmi‘-Österreicher aus Wien, dafs er nicht ‚taktvoll‘, wie die Kritik sollte, über die Naivität, die ein solcher Fachmann des Liturgischen (wenn auch nicht des Parlamentarischen) bekundet und seinen Lesern zumutet, hinweggeglitten ist. Aber warum hat nun G., der doch der Sprache soviel Homonymenangst zutraut, sich nicht gescheut, *ministre du culte* mit demselben Worte zu übersetzen, mit dem er *ministre des cultes* wiedergeben müfste? Warum wich er von Sachs-Villatte's ‚Priester bei den Waldensern‘ ab? 1. weil der Waldenserpriester „ebenso den Anspruch auf eine eigene Bezeichnung wie der Vertreter Gottes bei den übrigen Konfessionen“ habe, der *rabbin* werde ja auch mit *Rabbiner* übersetzt. Welch hehre Nathan-der-Weise-Toleranz, die sich, nur noch weiter als im zurückgebliebenen 18. Jh., auch auf die von Lessing nicht berücksichtigten Waldenser ausdehnt! Nur meine ich, dann hätte *barbe* ‚Waldenserpriester‘ eben mit *barbe* wiedergegeben werden müssen (wobei allerdings einer der typisch-gamillscheg'schen Artikel wie *derby* ‚Derby‘ ... herausgekommen wäre). Der Unterschied zwischen dem Fall *rabbin* ‚Rabbiner‘ und dem Fall *ministre du culte* ‚Kultusminister‘ scheint mir indes darin zu liegen, dafs der *rabbin* ein Rabbiner ist, während der *ministre du culte* kein Kultusminister ist. 2. G. hat aber noch einen ‚tieferen‘ Grund: er denkt nämlich daran, dafs er selbst als Katholik bei der Messe ministriert hat, das Wort ‚Minister‘ hat für ihn einen anderen ‚Gefühlswert‘ als für den Nicht-Katholiken Spitzer, der allerdings so weltlich ist, bei *Minister* an ein *Ministerium* zu denken

und dessen ‚Assoziationsbegabung' diesmal bei der doch so naheliegenden Verbindung *Minister—Ministrant* total versagt: wie kann man nur so einen kleinen Suffixunterschied so philologisch-pedantisch-ernst nehmen! Es zeigt sich, daſs Leute, die nicht selbst ministriert haben, mit den ‚Gefühlswerten', die in der romanischen Philologie aufgestapelt sind, doch nicht vertraut sein können ... „Welche Verheerung muſs diese Art ... in den Köpfen der jungen Studierenden hervorrufen, die noch nicht die nötige Schulung haben, um zu unterscheiden, was Gold und was Talmi ist." Gold ist, wenn man *ministre du culte* mit ‚Kultusminister' übersetzt; Talmi ist, wenn man beim Minister an *ministrieren* zu denken vergiſst. Armes Marburg an der Lahn!... Doch ich will nicht in diesem Ton fortfahren, sondern sachlich die Argumente G.'s widerlegen.

„Spitzer ... möchte das Paradies ohne mühevolle Wanderung durch das Inferno und Purgatorio erklimmen. ‚Geistesblitze' führen ihn zur Wahrheit." Nein, gerade ich wünsche ausführliche Dokumentierung und, wie ich glaube, bringe ich auch solche in meinen etymologischen Aufsätzen (nach dem Geschmack einiger Forscher eher zu viel als zu wenig). Aber der ‚Geistesblitz' ist notwendig, um einen Zusammenhang zwischen anscheinend Unzusammenhängendem, das geistige Band zwischen Unverbundenem herzustellen. Der ‚Geistesblitz' ist ein anderer, früherer Moment der wissenschaftlichen Produktion als der des Dokumentierens. Der Etymologe stöſst zuerst zum Paradies vor, vergewissert sich aber dann durch mühevolle Wanderungen durch Inferno und Purgatorio, ob er tatsächlich im Paradiso angekommen ist. G. gibt ja übrigens selbst zu, daſs ich einen ‚Riecher' habe und dann ad hoc Parallelbeispiele sammle — d. h. daſs zum Geistesblitz erst Material hinzutrat: idee sì ma anche fatti! hat De Lollis einmal gefordert. G. hat ganz recht: ich besitze tatsächlich keinen Zettelkatalog, sondern sammle nur ad hoc und assoziiere nur gedächtnismäſsig, wenn ich in eine bestimmte Richtung vorstoſsen will. Ich glaube nicht, daſs Sich-Hinsetzen und Sich-Fragen, was denn ein bestimmtes Wort sein könnte, zum Ziele führt, sofern es sich nicht gerade um schon durch unsere Wörterbuch-Dokumentation klargestellte Fälle handelt.

„Am Schluſs eines solchen Aufsatzes [Spitzers] fragt man sich vergeblich, was denn Spitzer eigentlich beweisen wollte" — nun, mein Anti-Gamillscheg stellt die Frage Cui bono? und gibt die Antwort: Niemandem. Meine etymologischen Aufsätze sind im allgemeinen mit einem romanischen Wort überschrieben — und ich glaube, dies wird dann in dem betr. Aufsatz behandelt. Meine Stilistica heiſsen nach einzelnen stilistischen Problemen und behandeln sie auch.

Spitzer ist nicht fähig, „logisch zu denken". Diese Unfähigkeit soll dadurch bewiesen werden, daſs ich zuerst *Ztschr. f. rom. Phil.* 40, 695 in *bernard-l'hermite* ‚Einsiedlerkrebs' die Vor-

stellung des Einsiedlers als ursprünglich erachtete, dann *Ztschr.* 40, 758 auf ein *berna* ‚Reiher‘ stiefs, das den Zusammenhang von südfrz. *bernat-pescaire* ‚Reiher‘ nahezulegen schien. Warum soll es nun unlogisch sein, *berna* ‚Reiher‘ für *bernat-pescaire* heranzuziehen, während *bernard-l'ermite* nach wie vor den ‚Einsiedler‘-Bernhard enthalte? Ist Reiher und Krebs dasselbe? Tatsächlich begeht dieselbe Unlogik v. Wartburg, der das Krebswort unter *Bernhard* bringt („Gamillschegs Zurückführung ... auf ein hypothetisches gall. **bernos* weist Spitzer ... mit guten Gründen zurück“), das Reiherwort unter *berna.*

e(s)courgeon ‚sechszeilige Gerste‘: ich bin weiter so naiv zu glauben, dafs *e(s)courgeon* einem *escourgée* lautlich näher ist als *sōdkorn*, und dafs die Formen *socoran*, *soucrillon* wohl überhaupt nicht hierher gehören. Die Behauptung G.'s, „ein solches *escourgeon* ‚einzelner Lederstreifen‘ [das ich herangezogen hatte] findet sich zwar nicht ...“, ist unrichtig, da ich es *Ztschr.* 42, 221 belege.

escandilh: in diesem Fall hat Gamillscheg sich ebenso wie ich geirrt: Lerch, *Jahrb. f. Phil.* 3, 258 ff. und Brüch, *Ztschr. f. frz. Spr.* 50, 340 haben die richtige Etymologie gegeben. Vor deren evidenter Erklärung aus dem lat. **scand-īle* von *scandere* können — ganz im Einklang mit meinem Prinzip — aufserlateinische Kombinationen sich nicht halten.

adresse ‚Geschicklichkeit‘. Gamillscheg nimmt an:

adroit ‚richtig‘ — *adrece* ‚richtiger Weg‘,

nach diesem Muster zu

adroit ‚geschickt‘ gebildet *adresse* ‚Geschicklichkeit‘.

Diese Propositionsbildung ist m. E. kein gerader und richtiger Weg. Sondern ich glaube (nicht wie G. sagt: „Spitzer schliefst also: Eine Tätigkeit (den richtigen Weg gehen) wird mit dem Werturteil identisch“): *avoir l'adresse* ‚den richtigen Weg haben‘ kommt im Satzzusammenhang sozusagen von selbst (ohne Notwendigkeit einer Proportion) zur Bedeutung ‚Geschicklichkeit besitzen‘, vgl. frz. *il a le filon.*

andain: die Logik G.'s, die er gegen meine angebliche Unlogik ausspielt, verblüfft mich nun meinerseits; ich sage: „wenn eine so komplizierte Erklärung wie *andedalgil* = *andain* stimmt, ist *père* = *pater* falsch“, G. antwortet: „weil es schwer ist, aus einer Zahl die sechste Wurzel zu ziehen, ist es schwer, das Produkt aus zweimal vier zu bilden“. G. vergifst hierbei, dafs wir mit Etymologie, nicht mit Mathematik zu tun haben: die 6. Wurzel zu ziehen ist zwar schwerer als $2 \times 4 = 8$, aber beide Operationen lassen sich nach den gesicherten Regeln der Arithmetik durchführen, ohne dafs irgend eine Teilhandlung der Operation gewagt wäre — während die Summe der einzelnen, gewagten Teilhandlungen, die uns G. zumutet, die ganze G.'sche Operation unwahrscheinlich machen. Dasselbe Argument also, das schon G. Paris gegen G. Cohns **bassima* > *bauma* eingewendet hat.

clamare ‚klagen‘: ich soll in der Auseinandersetzung mit Meyer-Lübke „einem wohlüberlegten Gedanken“ nicht gefolgt sein, sondern von Dingen gesprochen haben, „die innerlich mit ihm gar nichts zu tun haben“. Wieso? M.-L. behauptete, afrz. *clamer* ‚anklagen‘ sei Lehnübersetzung aus germ. *harên* ‚anklagen‘ oder *klagôn*, während ich nachwies, daſs schon im römischen Recht lat. *clamare* zur selben Bedeutung gekommen sei.

Afrz. *baille*: angeblich sehe ich nur horizontal, weil ich *baille* ‚mit einem weiſsen Fleck auf der Stirn‘ zu *badius* stelle, während G. vertikal (= historisch) sieht, wenn er an got. *bala* denkt. — Ich sehe, ehrlich gestanden, zwischen got. *bala* und frz. *bai̯* nichts gemeinsam als *ba-*, wogegen v. Wartburg und ich zwischen *bai* (so gesprochen) und *bai̯i̯* (so wird doch *baille* gesprochen) keinen groſsen Hiatus empfanden. Gamillscheg sieht das geschriebene Wort, hört nicht das gesprochene. „Spitzer wird uns also beweisen, wie sich *bai* zu *baille* erweitert“ — es ‚erweitert‘ sich nicht, sondern entwickelt sich aus *badius* wie *Gilles* aus *Ägidius*. „Daſs Spitzer auch den Übergang von ‚braunrot‘ zu ‚mit einem weiſsen Fleck‘ uns deuten wird, ist mir ... nicht zweifelhaft“ — stimmt! aber auch v. Wartburg nicht, der *FEW* 202 bemerkt: „Gerade die rotbraunen pferde haben häufig einen weiſsen flecken auf der stirn.“

arrière-ban. Ich kann G. nicht zugeben, daſs *arrière-ban* ein volksetymologisch umgelautetes *arban*, *herban* auf einer Stufe mit *contrepointe* > *courtepointe*, *contrepointer* sei, weil eben in letzterem Fall der Habitus (Silbenzahl etc.) des Wortes nicht verändert wurde: aus *erban* wäre **reban* oder derlei naheliegender. Was sollte ferner die von mir erwähnte Redensart *le ban et l'arrière-ban*, die G. wohlweislich ausläſst, bedeuten, wenn *l'arrière-ban* schon an sich ‚Heerbann‘ bedeutete, nicht *ban* gegenüberträte (wie der garde die *arrière-garde*)? *le ban et l'arrière-ban* sind auch heutzutage noch bei einem Fest ‚die groſsen Tiere‘ + ‚die Leute 2. Ordnung‘. *arban* wäre dann die ‘geistige‘ Etymologie von *arrière-ban*, wenn *arban* und *arrière-ban* dasselbe bedeuteten, wie dies etwa bei *glouteron* ‚Klette‘ aus *gleteron* ‚Klette‘ der Fall ist.

alérion: ich wende mich gegen die Gleichung *alérion* = **adalaro* aus semantischen und aus lautlichen Gründen: das *-ion*-Suffix deutet auf gelehrten Ursprung (vgl. Wörter wie *ténébrion*), es wird auch zweisilbig gemessen in dem einen, von God. aus dem Renard belegten Beispiel: ist es da sehr wahrscheinlich, daſs wir es mit einer volkstümlichen Erhaltung eines fränk. Wortes zu tun haben (von dem sonst keine Spuren vorhanden sind)? Ferner steht die genaue Bedeutung noch gar nicht so sicher, man kann nur auf eine Adlerart schlieſsen, vgl. G. Wüster, *Die Tiere in der altfranz. Literatur* (Göttingen 1916) S. 113ff. Niemand kann mich zwingen, mehr als einen Zweifel an der bisherigen Etymologie zu äuſsern, wenn ich eine eigene Vermutung vorderhand nicht genügend stützen kann, aber da mich G. zu einer vorläufigen Meinungs-

abgabe auffordert, hier ist sie: Zu *aile*, *aleron* ‚Flügel‘ (das Wappentier wird mit ausgebreiteten Flügeln dargestellt).

frétiller: „Frz. *frétiller* ‚zappeln‘ ist also [nach Spitzer] Abl. von afrz. *freter* ‚reiben‘, das es nicht gibt, dazu ein *fretiller* ‚andauernd reiben‘, das es auch nicht gibt, und, hätte es beide Formen gegeben, so würde die nfrz. Form des darauf aufbauenden Wortes **fretiller* und nicht *frétiller* sein“. Zum letzteren bemerke ich, daſs *peter* (neben *péter*) — *pétiller*, *semer* — *sémiller* ein **freter* > *frétiller* stützen. Von einem „afrz. *freter*“ habe ich *Arch. rom.* 7, 390 nicht gesprochen, wie es nach G. (auch in seinem *Wb.* s. v. *frétiller*) scheinen könnte, sondern nur von aprov. *fretar* ‚reiben‘, berry *freté*; übrigens muſs God. ein afrz. *freter* gekannt haben, da er unter diesem Wort auf *froter* verweist (wo allerdings keine *freter*-Belege stehen). Ein *fretiller* ‘andauernd reiben‘ > ‚hin- und herbewegen‘ ist wahrhaftig keine groſse Kühnheit, da Reiben doch in Hin- und Herbewegen besteht: in dem Beispiel aus Baïf bei God.: *Ny les baisers lascifs des tourtes fretillardes N'aprochent des baisers de nos bouches mignardes* kann man an ein Sich-hin-und-herbewegen oder an ein Sich-aneinanderschmiegen der Täubchen denken. Afrz. *fresteler* ‚Flöte spielen‘, ‚Lärm machen‘, ‚lärmend galoppieren‘ (meist von Pferden) scheint mir tatsächlich semantisch weit entfernt von mfrz. *frétiller* ‚hin- und herzappeln‘: ich vermisse vor allem das Hin und Her.

contropare: die im Gotenlatein belegte Bildung soll auf ein gotisches **gaþaúrpan* zurückgehen, das von G. aber nur erschlossen ist, und wird von ihm mit vlat. **corrēdare* parallelisiert: aber darin liegt ja eben der Unterschied, daſs in **corrēdare* das germ. Wort mit lat. Präfix *con-* versehen wurde nach dem Vorbild einer bestehenden *ge*-Bildung (in *Gerät* etc.). Die Tatsache, daſs die Goten so gut die lat. Wortbildungsgesetze kannten, daſs sie von germ. **rēd-* ein **con-rēd-are* ableiteten, scheint mir dafür zu sprechen, daſs sie auch zu griech.-lat. *tropus* ein *contropare* bilden konnten, um so mehr als *conferre*, *comparare* vorhanden waren. Wozu ein germ. Prototyp, „das es nicht gibt“, für eine an sich aus lat. Mitteln einleuchtende Bildung?

gourde, *nabot*, *poire* für ‚Kumpf‘. G. will aus der Tatsache der geographischen Lagerung dieser Wörter in der Nähe eines Gebietes, wo **cubia* (= *courge*) + *cotarium* zusammenfallen, schlieſsen, daſs die sprachliche Phantasie erst durch diesen Zusammenfall angeregt wurde, um so mehr als diese sich nur dort zeige, „wo sie durch lautliche Vorgänge genährt werde“. Dieses Nur ist eben der groſse πρῶτον ψεῦδος der Gilliéronschen Argumentation, dem G. zu sklavisch folgt: Gilliérons ‚nur‘ bezieht sich immer nur auf seinen frz. Sprachatlas, dessen Netzdichtigkeit weit entfernt ist von der etwa des deutschen Sprachatlasses. Ein biſschen Rundblick könnte dieselben Bedeutungsentwicklungen anderswo zutage fördern, wie ich ja gerade *RFE* 10, 379 für *gourde* und *poire* beweise. Dem Gilliéronschen „diese und diese Spracherscheinung

kommt nur vor wo ..." werden wir erst, wenn wir das vollständige *FEW* v. Wartburgs mit seinem Formenrepertorium haben werden, richtig opponieren können. Tatsächlich scheint mir Gillićrons Voreingenommenheit gegen die schöpferische Phantasie zu der Phantasiefeindlichkeit geführt zu haben, die ich bei G. konstatiere, zu der Vorstellung, dafs ein Bedeutungswandel ein logischer Akt der Sprache, die Sprache selbst etwas Nur-Rationales ist. Wie sollte ich, bei meiner Wandlung von Gilliéron weg zu Vossler hin, die mir G. wie andere verübeln, nicht einen grofsen Teil meines Anteils an der ,Klette' als Jugendsünde auffassen? Diese Wandlung ist vielleicht denen unverständlich, die ihr Leben lang an dem Glauben ihrer Kinderjahre hängen und nicht umlernen müssen; nun sie sich in mir ereignet hat, scheint es mir Pflicht, sie zu bekennen. Daher ich es auch ablehnen mufs, wenn G. zu wiederholten Malen meine Theorien von heute an meiner Praxis von einst mifst (so bei der Frage der Zulässigkeit der Kontaminationen, bei der Bemerkung über die Form meiner Jugendarbeiten usw.).

dame ,Schlackendamm': ich hatte beanstandet, dafs G. das im 17. Jh. belegte frz. Wort auf ein gotisches zurückführe, statt es mit frz. *dame* zu probieren. G. antwortet, das Wort könne eine im Zentralmassiv erhaltene got. Form sein, die sich als ein Ausdruck einer speziellen Technik erst sekundär verbreitet haben kann wie frz. *coyer* ,Kumpf' = lat. *cotarium. Die Parallele pafst nicht: denn *cotarium hat so viele Reflexe in anderen rom. Sprachen (und daneben noch die von **cotiarium*, die es stützen), dafs die Nichtbelegtheit durch die Resultate der Sprachvergleichung kompensiert wird, während ein frz. *dame* des 17. Jhs. ,Damm' = got. *dam* isoliert dastünde. Abgesehen davon, dafs ich eine durch semantische Parallelen reichlich gestützte Erklärung aus frz. *dame* gebe (zu der G. sich wohlweislich nicht äufsert), die uns solcher gewaltsamer Überbrückung von Jahr- und Kilometertausenden enthebt.

Norm. *cadeler* ,schmeicheln'. G. behauptet, ich hätte mit der Ausdrucksweise „das norm. *cadeler* 'schmeicheln' läfst sich sehr gut mit prov. *cadèu* ,kleiner Hund' vereinigen" gemeint, das südfrz. Wort wäre ins Normannische entlehnt oder im Normannischen ,lautlich korrekt' aus lat. catellus fortentwickelt.[1] Nun stammt *cadeler* ,schmeicheln' aus Moisy, der ausdrücklich erklärt: „Cotgrave le met en ce sens". Zwar habe ich den Cotgrave nicht zu meiner Verfügung, aber aus der Tatsache, dafs Heymann, *Franz. Dialektwörter bei Lexikographen des* 16. *bis* 17. *Jahrhunderts* S. 6

[1] Ich habe übrigens heute einen anderen Einwand als G. gegen meine Erklärung: dafs im Südfrz. kein **cadela* ,schmeicheln' belegt scheint. Vielleicht ist an afrz. *chaudel* ,chaudeau', ,trame, intrigue' (afrz. *brasser un chaldel*) anzuknüpfen, vgl. *FEW* s. v. *brace*: niedermaine. *brasö* (= ,brasseur') ,flatteur'. Eine norm. Form **caudela* müfste dann zugrundeliegen (God. belegt aus Gir. de Rouss. ein *cadel* ,Intrige').

das Wort *cadeler* nicht unter den zahlreichen norm. Wörtern bei diesem Autor bucht, schliefse ich, dafs Cotgrave das Wort nicht als dialektal bezeichnete. Also warum sollte ein südliches Wort nicht nach Nordfrankreich gedrungen sein wie meinetwegen *caboche* ins Normannische? Oder das *cabri* im Norden, das Meillet in seiner Rez. *BSL* 27, 119 erwähnt? Frz. *flagorner*[1] scheint ja, wie ich *Lex. aus dem Katal.* S. 71 nahelege, auch ein südliches Wort zu sein. G. fragt zur Stützung seiner Erklärung aus afrz. *chadel* ‚Hauptmann‘: „Ist denn ein Übergang von ‚führen‘, ‚lenken‘ zu ‚umschmeicheln‘ wirklich so ungeheuerlich?“ Ich antworte: ja. Und weiter: G. stützt sich blofs auf einen lautlichen Anklang, was er mir sonst in die Schuhe schiebt.

andain ‚Schwaden‘: die Argumentation G.'s zur Verteidigung seines von Rohlfs und mir abgelehnten gall. **andedalgil* ‚Sensenschnitt‘ zeigt grade, was ich behauptete: seine Voreingenommenheit, seine aprioristische Denkweise: weil es ein Wort der Landwirtschaft ist, mufs es partout ein gallisches Reliktwort sein (ich nehme an, dafs ihn *javelle* beeinflufst hat, aber ist frz. *sillon* = *cilium* gallisch, weil *raie* = *rica* gallisch ist? G. konnte sich den umständlichen Nachweis, dafs die Entlehnungen aus einer fremden Sprache in bestimmten semantisch geeinten Gruppen aufzutreten pflegen, ruhig sparen, da ja schon Meyer-Lübke in der *Einführung* die gall. Lehnwörter nach Bedeutungsgruppen aufteilt). Daher: „Wenn es ein gallisches Wort im Galloromanischen gibt, so ist es das *andain*“. Nun sucht er Gründe, warum *ambitus* nicht geht: der Schnitter geht beim Schneiden nicht ‚herum‘ (*ambitus*), sondern schreitet mit jedem Schritt vorwärts — aber die Sense geht doch ‚herum‘, wenn ein Schwaden fällt, aufserdem heifst in Démuin *ander* (*FEW* s. v. ambitare) ‚mesurer par pas‘. Warum mufs ich zuerst die Ableitung G.'s von prov. *dalh* ‚Sense‘ aus dem Gall. widerlegen, bevor ich mich mit **andedalgil* befreunde — wo doch schon *FEW* s. v. ambitus die südfrz. *dalh*-Formen aus *dacula* erklärt? Wenn Horning, der besondere Kenner des Ostfrz., am Lautlichen von *andain* keinen Anstofs genommen hat, warum soll ich G.'s lautlichem Einwand fürs Ostfrz. glauben? Ferner verschweigt G., dafs *FEW* afrz. *andain* ‚enjambée‘ (in drei Belegen bei God. als Mafs belegt) erwähnt, dafs in Clairegoutte *ãd* = *ambitus* in der Bedeutung ‚Schwaden‘ belegt ist, dafs im Südostfrz. die *andá* ‚gehen‘ mit *andain* ‚Schwaden‘ lautlich zusammenstimmen usw. Man wundert sich über den Widerspruch, wenn G., bei dem eine lautliche, semantische oder formantische Abnormität bei romanischem Wortmaterial die schwersten Bedenken auszulösen pflegt, so un-

[1] Gamillscheg erklärt dies Wort wieder in seiner papierenen Art aus afrz. *flageoler* ‚betören‘ + „afrz. *corner* ‚Hörner aufsetzen‘“ — wunderschön, nur ist das angebliche „afrz. *corner*“ bei God. in Wirklichkeit ein Beleg des 15. Jhs., in dem God. ‚garnir de cornes‘ übersetzt, in dem aber, wie aus dem Zusammenhang ersichtlich (*corner . . . leurs arbalestes!*), von wirklichem (materiellem) Versehen mit Hörnern, nicht von Hahnreihhörnern die Rede ist!

bedenklich, ja skrupellos wird, sowie er ins Vorhistorische und Aufserromanische schreitet: der Mikroskopiker, der als Revanche für die Hemmnisse im Gegebenen — im Phantastischen sich austobt!

bourjaine ,Faulbaum' sollte nach G. ein **eburos* enthalten. Ich hatte den Abfall des *e* und die mirakulose Erhaltung des intervok. *b* beanstandet. Auf letzteren Einwand antwortet G. mit dem Hinweis auf das *suiorebe* Dat. pl. auf gallischen Inschriften (das übrigens Dottin mit Stern versieht, *ματρεβο* wäre ein besseres Beispiel), das erhaltenes *b* zeige: „Das gallische *-b-* wird also im Galloromanischen behandelt wie geminiertes lat. *-bb-*". Schnell fertig ist der Bürogrammatiker mit dem Lautgesetz — aber der Hinweis auf das gall. **gabell-* (ir. *gabail*), das Meyer-Lübke, *Einf.*[3] S. 40 frz. *javelle* zugrunde legt, zerstört wohl dieses fix ad hoc angenommene ,Lautgesetz'. Für den Abfall des *e-* werde ich auf Meyer-Lübke, *Rom. Gr.* 1, § 373 ff. verwiesen, ich lese aber in § 374: „Weit sparsamer sind die Idiome Galliens und der iberischen Halbinsel [mit der Aphärese], vgl. frz. *mie* aus *m'amie* infolge falscher Trennung, *Guienne, Pouille, berne*", also lauter ganz anders geartete Fälle (mit *a-*; Eigennamen usw.). — Meine eigene Anregung, *bourjaine* ,Waid' mit *bourge(r)on* ,Auswuchs' zu verbinden, da in Barletta die Pflanze *cavol-fiore* heifst (mein „Gewährsmann" ist Rolland), gibt G. so wieder: „Das Zwischenglied zwischen dem frz. *bourjaine* und dem frz. *bourgeron* sitzt in Barletta". Nein, sondern in Barletta wie in Frankreich sehen sehende Menschen die Pflanze und können deren auswuchsartige Blüten beobachten. Barletta gibt eine semantische Parallele zu dem frz. Wort.

bitriscus: Ich hatte gesagt: „gegen Al. Brüggers Rekonstruktion eines gall. *bitriscus* aus dem Frz. des 16. Jhs. protestiere ich". G. erinnert mich daran, dafs *bitriscus* in Glossen als Übersetzung eines agls. *wren* ,Zaunkönig' belegt sei. Das war mir bekannt, aber in den Glossen steht doch nicht, dafs *bitriscus* gallisch ist und mit *bituriges* ,Weltkönige' zusammenhängt, wie Al. Brügger will! Da ist mir *bitriscus* als Rücklatinisierung eines Wortes wie *berrichon* ,Einwohner von Berry' (*Bituriges!*) wahrscheinlicher, da ja der ,Zaunkönig' auch heute dialektal *berrichon* heifst.

Die „Kontamination": es ist mir nicht eingefallen, die Möglichkeit von Kontaminationen zu bezweifeln — wozu erinnert mich G. an das *cominciare + principiare*, das wir beide aus Meyer-Lübkes Vorlesungen kennen? Wohl aber rüge ich das allzu fixe Annehmen von Kontaminationen, weil immerhin die Kreuzung etwas Komplizierteres ist als das gradlinige Fortleben eines Wortes und weil ich die einfachere der komplizierteren Lösung vorziehe (G. nennt das letztere Prinzip S. 217 eine Binsenwahrheit — aber eben in der Praxis hält er sich nicht dran). Wenn wir brauchbare Statistiken über solche Dinge hätten, so würde sich, wie ich glaube, zeigen, dafs in unseren europäischen Kultursprachen viel weniger kontaminierte als unkontaminierte Formen sich finden. G. hütet sich, den Fall **impeltare* ,pfropfen' zu erwähnen, wo er mit Kontaminationen

operierte, während die ‚einfache' Etymologie: zu *pelta* ‚Schild' (‚schildförmig pfropfen') alle solche Kontaminationen überflüssig macht. Es ist also kein Widerspruch, wenn ich selbst Kontaminationen annehme — sobald nichts anderes übrig bleibt (so z. B. in der Auseinandersetzung mit Meyer-Lübke über span. *ceño* in *RFE* 13, 279, wo übrigens M.-L. den G. diametral entgegengesetzten Standpunkt vertrat, daſs Kontamination nur eintritt, wenn das eine Wort von auſsen kommt).

boirin: „wo das *-r-* der Ableitung hergenommen ist [falls zu *bouée*] beunruhigt ihn nicht". Nein, weil ich mich durch Tobler, *V. B.* 5, 32ff. (Fälle wie *su-r-eau* etc.) beruhigt fühle.

apprivoiser. G. geht statt (wie G. Paris, *REW*, *FEW*) von **adprivatiare* von **adprivatare* aus, da ersteres „durch nichts gesichert sei": das aprov. *aprivazar* des *REW* kann ich nun tatsächlich ebensowenig wie G. finden und aprov. *aprivadar* spricht wirklich für **adprivatare*; aber G. hat nicht beachtet, daſs wir ein afrz. *privaise* ‚Latrine' = *privatia haben (vgl. G. Paris), das **ad-privatiare* in Nordfrankreich sehr stützt, daſs anderseits *quietare ein *quietiare > afrz. *coisier* neben sich hat. Das afrz. *apriver* ‚zähmen' beweist kein **adprivatare*, sondern ist einfach **ad-privare* (wie afrz. *priver* selbst die Bedeutung ‚apprivoiser' hat: ‚[der Freiheit] berauben'). G. macht mich auf die Literatur über *-atio* > *-oison* bei Cohn aufmerksam, nur hat G. nicht beachtet, daſs Cohn die für mich entscheidende Stelle bei G. Paris, *Rom.* 1889, S. 551 Anm. nicht bringt: ich sehe nicht ein, warum *apprivoiser* auffälliger ist als *pâmoison*. Daſs die stammbetonten Formen urspr. wohl **apprivaise* lauteten, bestreite ich nicht, aber ist dies denn der einzige Fall, wo die endungsbetonten den Sieg davontrugen? Die G.'sche Kreuzung *adprivatare + vitiare ist mir deshalb unannehmbar, weil ich für vitiare im Nordfrz. weder im *REW* noch bei God. die Bedeutung ‚gewöhnen' finde (wie in ital. *avvezzare*): ich sehe nur *voiser* (*se*) ‚se divertir' (ein Beispiel), *veisié* ‚avisé, prudent', *vezier* ‚user de ruse'. Im Prov., wo *vetz* ‚Gewohnheit', *avezat* ‚gewohnt' vorhanden ist, zeigt sich aber die Kontamination *aprivadar* + *avezar* gerade nicht.

allécher: G. fragt: „Ist es wahrscheinlich, daſs ein *alechier* ‚anlecken', das es nicht gibt, und ein *allaitier* ‚säugen', das es gibt, ohne äuſseren Anlaſs die Bedeutung ‚anlocken' angenommen haben . . .?" Vor allem muſs es *alechier* ‚anlecken' gegeben haben, da God. *l'alechement de la bouche* ‚action de lécher', *alechié* ‚part. passé, qui s'adonne à la lècherie, à la gourmandise, à l'intempérence' belegt. Warum sollen denn ‚lecken' nicht zu ‚locken', ‚säugen' nicht zu ‚locken' werden, ganz selbständig voneinander, um so mehr als in beiden Verben, *allécher* und *allaiter*, doch das ‚an'-lockende Präfix *ad-* steckt? Ich gestehe gern meinen Unglauben an jene Art „biologischer Probleme", wie sie G. zeichnet, dieses gilliéroneske Taumeln der Wörter von einer ‚Gefahr' in die andere (*adlectare* ‚anlocken' in den Bereich von *lectus* ‚Bett' gelangend usw.!).

bouse ‚Kuhfladen' ist nach wie vor für G. Kreuzung von *boue* und gall. **mu(d)so* ‚Exkrement', weil die galloromanische Bevölkerung zweisprachig war. Ich habe mich von Meyer-Lübke und Schuchardt deshalb weniger als G. von dem Einfluſs der Zweisprachigkeit auf das Galloromanische überzeugen lassen, weil die Verhältnisse mir im romanisierten Gallien mit denen im alten Österreich nicht parallelisierbar scheinen: das Deutsche herrschte nicht so unbedingt über das Slavische wie das Lateinische über das Gallische. Auſserdem habe ich aus Ronjat's Buch über sein zweisprachiges Söhnlein gelernt, daſs die beiden Sprachsysteme von dem Kinde ziemlich gut getrennt wurden, dieselbe Erfahrung ist von einem serbischen Gelehrten mit einem zweisprachig auferzogenen Kinde gemacht worden. Und ich kann sie aus persönlicher Erfahrung bestätigen: ich habe von meinem, seit $^3/_4$ Jahren mit einer französischen Studentin französisch, sonst in der Familie deutsch sprechenden $5^1/_2$ jährigen Sohne noch nie eine Kontamination eines frz. Wortes mit einem deutschen vom Typus *orteil* = *ordigas* + *articulus* gehört (wohl aber syntaktische Beeinflussungen, Lehnübersetzungen usw.).[1] Und ich kann nicht anders als diese meine praktische Erfahrung für die Theorie der Sprachwissenschaft verwerten. Bei **cremere* für *tremere* habe ich gezeigt, daſs Fälle wie volksfrz. *cravail*, span. *crema* doch den Wandel *tr* > *cr* auch sonst belegen: ob span. *crema* gelehrt ist oder nicht, es steht fest, daſs *cr* gelegentlich statt *tr* ‚verhört' werden kann. Ich füge hinzu, daſs *cravail* wohl nicht von *crever* beeinfluſst sein wird, wie G., Sainéan folgend, vermutet, sondern daſs es eine Kinderaussprache ist (wie ich von unserer Französin weiſs): wenn also heutige Kinder *tr* zu *cr* umgestalten, warum sollen es galloromanische Kinder nicht? In dem Fall *orteil* kann man mit dem Verbleiben von *o* (nicht *ou!*) im Nfrz. die Einmischung von *ordigas* nicht beweisen, da im Fall der Einmischung von *ordigas* das lautliche Problem dasselbe bleibt, abgesehen davon, daſs ich den Lautgesetzspezialisten G. auf Meyer-Lübke, *Hist. Gr. d. frz. Spr.* 1, 94 verweisen darf, wo *ǫrtie* aus *urtica* und andere ähnliche Fälle gebucht sind. Im Falle *bouse* würde ich lieber nichts sagen als eine so unplausible Erklärung zu bieten.

éprendre: eine Kreuzung von *éprendre* mit dtsch. *brennen* kann man nicht mit Fällen wie *gâter* mit *w* > *gu* statt *v* parallelisieren: lautlich ist doch an *éprendre* nichts zu erklären, ich sehe überhaupt zwischen den beiden Wörtern keine Gemeinsamkeit auſser das *r*. Wirklich erklärungsbedürftig ist die Bedeutungsentwicklung (wohl ‚Feuer fangen' > ‚sich entzünden', aber unter welchen

---

[1] Am ehesten lieſse sich noch etwa Folgendes vergleichen: mein Söhnchen sagt *cnaquer des noix* ‚Nüsse knacken', also dtsch. *knacken* wird, offenbar wegen des Anklangs an *craquer*, *croquer*, *claquer*, ins Frz. übertragen — aber wer sieht nicht, daſs hier die onomatopoetische Verwandtschaft des deutschen mit dem französischen Worte Wegbereiterin war?

Kulturumständen?), über die G. nichts sagt. An die *brûler*-Erklärung Baists glaube ich nicht.

Der Etymologe Spitzer ein „Dilettant", weil er nicht auf dem G.'schen Standpunkt steht, „daſs die Lautlehre das kleine Einmaleins der Sprachwissenschaft ist": Die das groſse Einmaleins der Sprache nicht beherrschen, reiten auf dem kleinen Einmaleins herum, sowie die, die die Grimm'sche Andacht zum Groſsen nicht haben, das Grimm'sche Wort von der Andacht zum Kleinen im Munde führen (darüber hat Herbert Cysarz in „Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft" sehr Treffendes gesagt). Da Gamillscheg Schuchardt (allerdings um ihn von mir zu unterscheiden, der ich mit Schuchardt manches gemeinsam haben soll, aber ‚frivole et dangereux' sei) einen „kritischen Denker" nennt, „der über der weiten Rundschau sich den Blick für das Wesen der Erscheinung nicht trüben läſst", so sei es mir erlaubt anzuführen, was Schuchardt über meine etymologische Tätigkeit sagt (*RFE* 8, 400): „. . . no sé nadie que esté mejor preparado que el Sr. Spitzer para estudios etimológicos. Si no llega siempre a resultados definitivos, la culpa no es suya; el material, mejor dicho, la complejidad de los problemas que trata, dificulta mucho sus investigaciones". Ich brauche nicht zu sagen, daſs ich in dem Kampf, der zwischen Schuchardt und Thomas wegen der Frage der gröſseren Wichtigkeit der Lautgesetze oder der Wortbedeutung für die Etymologie entbrannt ist, bedingungslos auf Seite Schuchardts stehe; übrigens schreibt Brüch in demselben Heft der Behrens'schen Zeitschrift S. 345: „für jeden, für den die Bedeutung bei einer Etymologie das Wichtigste ist . . ." und nimmt also denselben Standpunkt wie ich ein. Wenn G. meine lautliche Jugendsünde *arbitrarium* > prov. *viaire* ausgräbt (die ich, was er verschweigt, durch eine bessere Erklärung *AR* 1925, S. 70 ersetzte), so sollte er lieber an seine zahlreichen lautlichen und semantischen, neuerdings verteidigten, Mannessünden (so **eburij̄ena* > *bourjaine*) denken . . . Meine ferneren lautlichen Sünden sind: westfrz. *bouel* ‚trou qui laisse passer le lessif quand on a fait la *buée*' habe ich, dem eben erwähnten Grundsatz Brüchs folgend, mit *buée* zusammengestellt. „Der Anklang von *bouet* auf *buée* genügt, um Spitzer vergessen zu machen, daſs *-ū-* in Westfrankreich nicht zu *-ou-* wird". Das Anklingen von Kollegheft-Erinnerungen genügt, um Gamillscheg vergessen zu machen, daſs im *FEW* s. v. **bukon*: hmanc. *bouaillon*, bmanc. *bwayõ*, mayenne *bouâillon* neben poit. *buaillon* ‚petite lessive', bmanc. *bŭâdyẹ* ‚blanchisseur' neben ang. *buandier* u. a. stehen und daſs v. Wartburg, *Ztschr.* 42, 374 ein *dõ* gesprochenes *Dun-le-Roi* im Dep. Cher als Beleg für recht modernes *ü* > *u* im Westen beigebracht hat. Fiat lex fonologica, pereat mundus! . . . Westfrz. *chagraigner* habe ich mit *dégrigner* zusammengestellt: „Daſs *-ign-* im Westfrz. nicht zu *-aign-* wird, vgl. angev. *chagraigner* neben *dégrigner*, ficht groſse Geister nicht an" — ich finde aber bei Verrier-Onillon neben *chagraigner* die Form *chagrigner* und ferner vergleiche man die materialreiche Verteidigung meiner Etymologie auch nach der laut-

lichen Seite hin bei Lerch, *Jahrb. f. Phil.* 3, S. 269—271. Nun meine Annahme eines **cal(l)uginare* > nördlich **queluignier* > *cligner*: da es *chaleur*, *chaloir* mit *a* heifst, könne nur *kal-* im Norden vorkommen: G. glaubt an die Paragraphen des Schwan-Behrens und verabsolutiert sie zu Heilswahrheiten, aber ich halte es in diesem Fall mit A. Thomas, der *Rom.* 33, 295 sagt: „Au fond, la phonétique de l'*a* atone précédé d'une palatale, quelle que soit la consonne suivante, est pleine d'obscurités": da wir nördlich *gueline* neben frz. *jetine* haben, ist ein **kel-* statt *kall-* nicht ganz ausgeschlossen, jedesfalls nicht so ausgeschlossen wie aus lautlichen Gründen G.'s germ. **hlunkôn* > afrz. *cluignier*. Hier kann man tatsächlich von Scheinheiligkeit des Lautgesetzlers reden: eine kleine Anomalie wird gerügt, die grofse verteidigt. Man könnte auch mit Vofsler von einer ‚kleinen Solidität' sprechen, wo die ‚grofse Solidität' fehlt ... „Wenn Spitzer nur ein wenig Lautlehre studiert hätte, hätte [sic!] er erkannt, dafs *charançon*, *charanton* ein etymologisches *ca-* zugrunde liegt, *sérancer* dagegen etymologisches *ce-*" — da *charançon* erst im 16. Jh. von G. belegt wird, möchte ich wissen, woher er weifs, dafs *charançon* ein urspr. *kar-* enthielt: es kann doch eine Mundartform sein. *charanton*, in Westfrankreich belegt, enthält nun wirklich eine Volksetymologie nach Charente. (Dafs das von Brüch nun beigebrachte aprov. *carence* die Situation ändert, tut hier nichts zur Sache, da Brüch ja auch G.'s Ansatz bekämpft). Irreführung des Lesers liegt im folgenden vor: ich hatte die Ableitung *brouette* aus **berrou* = *birrota* beanstandet. Darauf G.: „In dem vorliegenden Fall kann sich Spitzer erschöpfende Auskunft bei Schwan-Behrens, § 15, Anm. 4 holen, wenn er es nicht vorzieht, seinen linguistischen Horizont durch einen Bick in die *Rom. Gr.* 1, § 602 zu erweitern": was steht dort? an der 1. Stelle (ich vermute, es ist „4, Anm." gemeint) wie an der zweiten sind Fälle von Rekomposition bei Verben (*rétinet* > *retènet*) behandelt! Ein wirklich schlagendes Parallelbeispiel ist erst das von G. beigebrachte frz. *trépied* aus *trípede* und daher ziehe ich loyalerweise meine Einwände gegen **birróta* zurück. Dagegen verstehe ich nicht, wieso G. seine Ableitung von afrz. *esbochier* = **ex-bodĭcare* mit der Bemerkung retten will: „Spitzer ... bringt zwar bei den echten Ableitungen von *bauc* [‚Balken'] keine Belege für *-o-*Schreibungen vor dem 16. Jh., er bringt auch keinen Beleg dafür, dafs *ébaucher* vor dem 16. Jh. wenigstens einmal mit *-au-* geschrieben wurde" — aber ein *abaucher* steht doch bei God. s. v. *esbochier* aus Froissart belegt, der vermutlich ebenso vor dem 16. Jh. gelebt hat, wie Daudet nach dem 17. Jh. (vgl. aber G. über *chose* ‚Dingsda'), im *FEW* s. v. *balko* sind afrz. *bauc*-Reflexe zu finden. Also? Was ich mit der Erwähnung von *halsberg* > aprov. *ausberc* > afrz. *osberc* bezweckte, sollte doch klar sein: wenn schon im 12. Jh. ein aprov. *ausberc*, nach Nordfrankreich dringend, *osberc* ergibt, wie will G. bei einem im 14. Jh. erst belegten *esbochier* aus der Schreibung feststellen, ob *au* oder *o* vorliegt? Im übrigen genügt es auf die radikale Ablehnung, die G.'s Etymologie im *FEW* s. v.

balko gefunden hat, hinzuweisen. *horion* ‚Schlag, Schnupfen‘[1] habe ich in der guten Gesellschaft v. W.'s (auch ein Dilettant in lautlichen Dingen?) = *oreillon* gesetzt, trotzdem *l'* > *y* erst ab 16. Jh. belegt ist, während *orion* schon im 13. Jh. vorkommt — aber wissen wir so genau über die Aussprache des 13. Jhs. Bescheid? G. behandelt die Lautlehre wie eine abgeschlossene Wissenschaft, die alle Geheimnisse uns schon enthüllt hätte: wäre sie das, dann wäre die Etymologisierkunst nicht so schwierig. Wer z. B. an das bekannte Wortspiel mit *Alesia—allisus* denkt, über das Thomas, *Rom.* 38, 350 gehandelt hat und das für das 10. Jh. den Wandel *Alesia* > *Alise* sicherstellt, erkennt bald, daſs wir nur durch einen Zufall vom Alter eines Lautwandels erfahren können, meist sehr viel später von ihm erfahren als er auftritt. Vollends hat das epochemachende Buch von Menéndez Pidal, *Origenes del español*, gezeigt, wie viel älter oft Lautwandlungen sind, die wir bisher als relativ junge angesehen hatten. G. hat die Tendenz, die Lautlehre als eine Wissenschaft mit eigenen Arcana zu behandeln, die man eben kennen gelernt haben müsse — sehr richtig, aber die Sprache selbst enthält noch gröſsere Arcana, die über das Kästchenwerk der Philologen transzendieren. G. verweist gern auf Elementarbücher — er vergiſst, daſs sie nur das Elementare lehren.

Frz. *courge* ‚Tragstange‘ aus **curvia* hatte schon M.-L. bezweifelt. Thomas, *Essais*, S. 85 erwähnt *courge* = **curbia* unter „quelques mots isolés“, von denen die Mehrzahl nicht den Grund des Antritts von *-eus*, *-ius* erkennen läſst, faſst aber jedesfalls das **curbia* nicht wie G. als ‚Konkretisierung‘ eines Abstraktums vom Typus **latia*: ‚Krümmung‘ > ‚Tragstange‘. Wenn ich bei Chambure finde: morvan. *corge* ‚fouet, lanière en cuir ... on a peu à peu remplacé la courroie qui servait au transport de certaines denrées ... par un morceau de bois remplissant plus commodément le même office‘, so scheint mir dies eine für die Wörter und Sachen-Forschung klare Feststellung, an der kein Deuteln eines Lautlehrspezialisten etwas ändern kann: *corge* hat urspr. ‚Tragriemen‘, dann ‚Tragstange‘ im Morvan bedeutet; ob *corge* ‚Peitsche, Lederriemen‘ nun von *corrigia* oder *corrigiata* kommt, es muſs zum Stamm *corrigia* gehören, wie denn im *REW* s. v. *corrigia* etwa schweiz. *ékorž* ‚Peitsche‘ aufgenommen ist; wenn *corge* im Morvan lokale Rückbildung aus *corgée* ‚Schlag mit dem Riemen‘ sein kann, warum nicht anderswo?

charnier ‚Weinpfahl‘: ich habe einen m. W. von Gilliéron nicht veröffentlichten Gedanken vor der Vergessenheit bewahren wollen: *charnier* zu *carpinus*. G. belehrt Gilliéron: „Wegen der lautlichen Unmöglichkeit, *charnier* mit *carpinus* zu vereinigen, vgl. *ALF* 434, 241“; aber auf der K. *charme* ‚carpinus‘ findet man im Dep. Allier *charne-*

[1] Zu *coqueluche* ‚Haube‘ > ‚Schlag‘ > ‚Schnupfen‘ kann ich heute einen Beleg für die Entwicklung ‚Haube‘ > ‚Schlag‘ zitieren: Stendhal, *Rouge et noir* Kap. IV: *un second coup ... donné sur la tête, en forme de calotte ...*

Formen, die zu den um das Dep. Allier herumgelagerten *charnier*-Formen der K. *échalas* passen. Ist etwa die G.'sche Erklärung: zu *charasson* („doch ist die Bildung unverständlich") plausibler?

échanger: ich darf den Lautlehrspezialisten, der sich auf Diez und Ménage dafür beruft, dafs schon vlt. *-ni-* > *ñ* geworden sei, auf M.-L., *Hist. Gr. d. frz. Spr.* 1, 129 verweisen, wo aufser *lange*, *linge* noch *étrange* steht. Ferner, wie will er lautlich **ex-sal-icare* (zu *sale* ‚schmutzig') mit *l'c* > *n'ğ* rechtfertigen? G. entschliefst sich wieder, eher etwas ganz Unerhörtes anzunehmen als eine kleine, im übrigen nicht vereinzelte Unregelmäfsigkeit.

couème ‚Dummkopf'. G. verschleiert den Sachverhalt: er hatte dänisch *kuh-eme* ‚Kuhdampf' für mundartl. *couème* ‚Kuhfladen' vorgeschlagen, während ich an frz. *couenne* ‚Schwarte' anknüpfte. Den dänischen Kuhdampf scheint er nun abzulassen. Aber *couenne* ‚Schwarte' zeige immer *n*, *couème* ‚Dummkopf' (z. B. wall.) immer *m*. Aber darf ich den Lautgesetzspezialisten verweisen auf Haust, *Étymologies wallonnes et françaises* S. 29, der anläfslich wall. *blène*, *blème* ‚contusion' = nl. *blein* ‚Blase' bemerkt: „Le changement de la finale *-ne-* en *-me* est assez fréquent dans nos patois" (lütt. *strème* ‚étrenne', Mons *téme* ‚ténu' etc.), ferner auf Schuchardt, *Ztschr.* 41, 695: „Meyer-Lübke findet das *m* von abr. *crume* [= *cruna* ‚Nadelöhr'] auffällig; solche vereinzelte Vertretungen des dentalen oder gutturalen Nasals durch den labialen neben *u* kommen auch anderswo vor, z. B. bask. *kuma* Wiege, öst. *gmua*, *Humer*"? — warum soll also der labiale Vokal von *ku̯an*, *ku̯en* nicht die Assimilation *n* > *m* bewirken? Gewifs, „man findet ebenso einen begrifflichen Übergang von ‚Dreck' zu ‚Dummkopf' . . . wie von ‚Schwarte'", nur findet man eben bei d'Hautel, *Dict. du bas-langage* (1808) s. v. *couenne* ‚Peau de pourceau. On dit grossièrement d'un homme peu industrieux; d'un nigaud, d'un maladroit, d'un sot, *qu'il est couenne; qu'il est bête comme une couenne*" (ähnliches bei Jaubert) — und vor dieser Realität hört alles Spintisieren auf. Um so mehr als *couème* ‚Kuhfladen' selber nichts als *couenne* ‚Schwarte' ist (vgl. auch zentrfrz. *couenne* ‚motte, plaque de terre' mit dtsch. *Schwarte* ‚begraste Ackerrinde').

barbarus > *bravo*. Ich konstatiere vor allem, dafs auch Menéndez Pidal sich ebensowenig wie ich von der ihm bekannten Übereinstimmung des Ausdrucks der Schreiber des 9. Jhs. *terrae barbarae* mit asp. *bravo* ‚unfruchtbar' hat davon abschrecken lassen, für *bravo* eine andere Etymologie als *barbarus* zu suchen. „Ein merkwürdig scharfes etymologisches Empfinden wird diesen Schreibern des früheren Mittelalters zugetraut" (die asp. *bravo* in *barbarus* latinisierten) — warum sollte man diesen relativ hochgebildeten Schreibern Spaniens nicht im 9. Jh. etymologische Vermutungen zutrauen, wo doch ein Isidor deren genug geäufsert hat? Pidal in dem zitierten Buch setzt an und begründet sehr einleuchtend als Etymologie lat. pravus (l. c. S. 331), so dafs Spitzer in der Ablehnung von *barbarus* doch Recht behält. Aber ich weifs schon, was G. dem

Meister der Hispanistik entgegenhalten wird: „*p*- > *b*- ist lautlich unmöglich!“ — Ferner darf ich den Lautlehrspezialisten darauf aufmerksam machen, dafs „ein *barbarus* gleichgebautes zweites Wort“ doch besteht: *farfarus* ‚Huflattich‘, das in tarent. *farfo* jedesfalls anders dissimiliert wurde, dafs weiter gerade im Span. die *REW* 3194 erwähnte, übrigens wahrscheinlich onomatopoetische *fárfar*-Sippe sehr üppig blüht (z. B. *fárfara*) und dafs gerade das Span. solche Proparoxytona neugebildet hat (vgl. Menéndez Pidal, *Sufijos átonos en español*, in *Bausteine z. rom. Phil.*), also weit entfernt davon ist, sie abzuschaffen.

barhain, *bréhain*, fem. *bréhaigne* ‚unfruchtbar‘ hatte ich aus afrz. *haignier* ‚quälen‘ + *bes*-, *ber*- abgeleitet. G. wendet ein: 1. dafs es ein **bes*- oder *ber-haignier* nicht gibt — gewifs, sonst wäre die Etymologie leichter zu finden gewesen; aber es gibt *meshaignier* in der Bdtg. ‚verstümmeln‘, ‚quälen‘, 2. dafs ein postverbales Adjektiv von diesem Verb **berhain*, **berhain* lauten müfste, während es *barain* oder *brehain* wird. Aber auch bei *meshaigner* haben wir *mesaignier*-Schreibungen. Wer will die *h*-Schreibung resp. -Nichtschreibung im altfranzösischen Inlaut irgendwie als Beweismittel verwenden (vgl. afrz. *espier*)? Und bereitet **brabanea* (aus *barbara*) nicht mehr lautliche Schwierigkeit?

ahanner, südfrz. *afanar* wird von G. zu gall. **adu̯anno* gestellt, wobei letzteres die gall. Entsprechung von air. *fand* ‚schwach‘ (die auch in frz. *faner* ‚welken‘ vorliege) enthalten soll. Nun, ‚welken‘, ‚schwach werden‘ > ‚sich abplagen, arbeiten‘ ist nicht gerade sehr einleuchtend. Was soll bei diesem Verb die gall. Präposition *ad*- wie in ai. *adbhal* ‚wüst, schrecklich‘? Morphologisch also auch nicht empfehlenswert. Und nun sollen wir noch glauben, dafs *du̯* sich so zu *f* entwickelt haben soll wie germ. *hu̯* zu *f* in *écofier* und wie lat. *pitu̯ita* zu *pépie*? Ein durch Approximationen gestützter Lautwandel, zusammen mit morphologischen und semantischen Unmöglichkeiten! Ich frage ferner, warum -*f*- (aus -*du̯*-) sich nicht im Galloromanischen so entwickelt wie defensum (nordfrz. *defois*, prov. *deveza*)? Aber ich ahne schon, -*f*- aus gall. -*du̯*- ist ein anderes -*f*- als das lateinische; oder in *defensum* hat man das Simplex (-*fensum*) gespürt, in **adu̯anno* nicht ... Dafs ein Verbum für Stöhnen, Keuchen einem belegten *han!*-Ausruf entstammt, scheint mir denn doch einleuchtender. Dafs der Südfranzose *afan!*, der Nordfranzose *ahan!* stöhnt, wie ich bei meiner Erklärung annehme, ist allerdings sehr auffallend: aber auch sehr, dafs das deutsche Kind *au* schreit, das italienische oder französische *ahi* (*aïe*)!

bannière hatte ich als ‚Geliebte, Braut des *bannier*‘ erklärt und damit frühere Zweifel an dieser Animisierung von Gegenständen im Anti-Chamberlain zurückgezogen, natürlich, wie G. richtig vermutet, unter dem Einflufs einer anderen, wie ich glaube, poetischeren Sprachbetrachtung. Ich verweise G. darauf, dafs diese Erklärung nichts ist als die von Meyer-Lübke für *partigiana* (Braut des *partigiano*) gegebene und dafs ich in dem von G. bewitzelten Artikel

auch Belege für die Anschauung der Waffe, des Werkzeugs usw. als Braut oder Geliebte des Soldaten bringe. Natürlich ist *braconnière* ‚Schurz von Panzerketten' nicht die Braut des Wilddiebs, sondern ‚das zu ihm Gehörige', wie eben Frau zu Mann. Das Feminin wird zum Ausdruck der Zugehörigkeit und Beziehung. Es liebt tatsächlich die Welt das Strahlende zu schwärzen: nämlich die Poesie der Sprache.

„Die Absonderung von Suffixen, um den Stamm etymologisch zu klären.“ [1] G. meint, „schon Ménage hat sich an dies Prinzip gehalten“ — ich glaube nicht, dafs G. dies Wb. sehr oft benützt hat: denn gerade Ménage erklärt z. B. *pantoufle* = dtsch. *Bein* + *toffel*, *tobel* ‚Sohle', ohne *-oufle* erst abzusondern. Tatsächlich hat noch ein Etymologe wie Schuchardt ein *calotte* als Ganzes einem *κάλυπτρα* gleichgesetzt, statt *-otte* erst abzuziehen und dann den Stamm von *caler* zu erkennen. G. vollends konstruiert sein **andedalgil*, ohne von *andain* zuerst *-ain* abzuziehen. Die radikale Forderung, zuerst es mit den geläufigen Endungen des betr. Sprachsystems zu versuchen und erst, wenn man mit diesen nicht weiterkommt, an Übernahme ganzer Wörter aus Fremdsprachen zu denken, habe ich nirgends gelesen, und ich werde mir auch weiterhin erlauben, dies erarbeitete ‚Prinzip' anzuwenden. Es ist verkehrt, wenn mir G. Fälle wie *saumure* = sal-mūria entgegenhält, wo mein Prinzip zur Abtrennung *saum-ure* führen würde: zu den Bildungsmitteln der Sprache gehört natürlich auch die Zusammensetzung, und da wir *muire* im Trévoux haben, anderseits Komposita wie *saupoudrer*, *saugrenu*, span. *salpicar* und endlich in den meisten rom. Sprachen *sal* + *muria* enthalten ist (it. *salamoja* neben *moja*, sp. *salmuera* etc.), so müfste man von selbst auf *sau-mure* kommen: weil ich zuerst mit Innersprachlichem probiere, schliefse ich natürlich die Sprachvergleichung als Kontrolle nicht aus.

---

[1] Mit der Zerlegung des it. *pit-occo* ‚Bettler' ist Rohlfs, *Ztschr. f. frz. u. engl. Unterr.* 26, 614 noch immer nicht einverstanden: meine Belege für Suffix *-occo* (ebda. S. 135) scheinen ihm deshalb nicht entscheidend, weil das Suffix *-occo* im Ital. nicht lebenskräftig sei: gewifs sind die Horning'schen Beispiele meist dialektal oder veraltet, die wenigsten schriftsprachlich (so *filastrocca*), aber ist es ein Wunder, wenn ein so offenkundig volkstümliches Suffix wie das *-kk*-Suffix sich schwer in die akademische Sprache Bahn bricht (Horning hat schon *Ztschr.* 20, 353 gegen eine ähnliche Kritik G. Paris' bemerkt: „man kann tausend und abertausend französische Bücher lesen, ehe man bei Zola auf ein *drolichon* oder *maigrichon* stöfst“)? Und ich will ja gerade beweisen, dafs *pitocco* urspr. ein vulgäres, dialektales Wort war, das sich in die akademische Sprache ‚emporgedient' hat — wie so viele Dialektwörter (vgl. etwa das frz. *cabri*, das ein sonst dialektal häufiges *-ittus*-Suffix im Schriftfrz. in einem Beispiel zeigt). Neben ital *filastrocca* ‚Wortschwall' vermifst Rohlfs ein Stammwort **filastra*; das kann ich auch nicht belegen, wohl aber *filatera*, *filatessa* ‚id.', urspr. ‚Amulett', die *REW* S. 847 auf griech. *phylakterion* (so zu lesen statt *phylakteron*) zurückführt (vgl. auch Du Cange s. v. *phylacterium*, aach die *φυλακτον*-Formen). Das Wort *filastrocca* ist zuerst in burlesken Reimen überliefert, also offenbar eine Entstellung der genannten Wörter. Volksetymologisch mischte sich wohl *filare* ein.

Nun zu *pantoufle*! Wenn G. wirklich den Ménage benützte, so würde er dort die Worte Budäus' gelesen haben: „*Φελλὸς* à Graecis suber dicitur: unde nos *pantophellos* appellamus crepidas, quarum solum subere constat ... Cujus dictionis olim me admonuit Janus Lascaris, vir Graecus, justicio praestanti, atque Lingua eruditione eximia praeditus." Also Budäus hat einen etymologischen Einfall Lascaris' weitergegeben und behauptet auch gar nicht, dafs es ein griech. *παντόφελλος* gäbe (sondern nur: „nos p. appellamus"!). Jeder Philologe, der diesen Passus liest, mufs sagen: vom Bestehen eines griech. *παντόφελλος* kann ohne weitere Zeugnisse nicht gesprochen werden. Gamillscheg gibt sich allerdings mit sehr trügerischen Parallelen zufrieden, wenn er gr. Bildungen wie *παντοκράτωρ, παντοδύναμος*, die doch ‚alles beherrschend, vermögend' heifsen (mit akkusativischem Objekt), heranzieht für eine Bildung, die ‚Ganzkork' heifsen müfste. Ich habe alle Bildungen mit Vorsilbe *παν-, παμ-* bei Mitsotakis durchmustert — nicht eine, die genau parallel wäre (*παντοῦφλα* ist im Ngr. selbst Fremdwort)! Auch die deutschen Parallelen G.'s *Ganzseide, Ganzleinen* sind anders geartet: sie bedeuten nicht Gegenstände, die ‚ganz aus Seide (Leinen)' gemacht sind, sondern ‚ganze [= ungemischte] Seide'. Wenn G. wieder eine lautliche Schwierigkeit darin sieht, dafs ein aus dem frz. *pantoufle* entlehntes ital. Wort **pantúfola*, nicht *pantófola* heifsen dürfte, so bitte ich ihn wieder einmal, eines der geläufigsten ital. Wörterbücher einzusehen, nämlich Petrocchi, wo aus Varchi *pantúfola* (übrigens auch die dem Frz. noch nähere Form *pantòfla* aus Pistoja, 15. Jh.) belegt ist, oder, wenn dies Wb. ihm zu fern liegt, Diez (der übrigens schon sagt: „sicher nicht von der ungeschickten griechischen Zusammensetzung *παντόφελλος*").

„Die Schallwörter." G., der in der Sprache vor allem das Logisch-Rationale sieht, nicht das Hallende hört, kann sich nur lustig machen über die Naivetät, ein Wort für Schielen, Blinzeln usw. aus einem lautmalenden Wort zugewinnen: aber, wenn wir bask. *kliska* ‚clignotement', ‚coup de fouet, heurtoir, loquet' oder rum. *clipí* ‚blinzeln: nach Tiktin zu slav. *klepati* ‚hämmern', bulg. *klepač* ‚Augenlid', dtsch. *zuklappen* neben *klappern* (ebenso megl. *clipęlă* ‚Augenlid') haben, so ist doch an dem Faktum nicht zu zweifeln, auch wenn G. vor ihm ratlos steht, weil es nicht in seine Anschauungen von der Sprache pafst. G. wundert sich über die semantische Expansion, die ich solchen Wörtern gönne: aber es ist doch auch Tatsache, dafs die Sprachen *jeter un coup d'oeil, die Augen aufschlagen, in ictu oculi* sagen; es ist auch Tatsache, dafs dtsch. *paff, baff* ‚verdutzt'[1], frz. *paf* ‚betrunken' heifst, warum also

[1] Es ist dies nichts als ein klanglich ausgemaltes *auf den Rücken fallen* (vor Erstaunen u. dgl.), vgl. Havers „Völkerkunde" (1927), S. 191 f. Schuchardt, *Ztschr.* 41, 698 hat wohl nicht Recht, wenn er meint: „Die Verblüfftheit, die Verdummung des Augenblicks wird ... durch das sie hervorrufende Geräusch ausgedrückt".

nicht *blaff-* für ‚verdutzt, totenbleich' annehmen? Wenn Annahmen wie rum. *apucà* ‚anpacken' zu onomatopoet. *pukk* „aus der Kneipzeitung" stammen, dann ist Meyer-Lübke (offenbar einer jener „reifen Männer", die sich von „dem Glanz der Spitzerschen Diktion" bl*a*ffen lassen) auch in das Milieu des Bierrummels gelangt, wenn er *Dacorom.* 4, 642 schreibt: „... dafs ich, Spitzers gedanke[n] auffangend, eine deutung in andere[r] richtung für ebenso berechtigt halte [wie *aucupari*]. Ich möchte in *puk* eines jener schallwörter sehen, die wie *puf* die entladung einer inneren anstrengung sind. Man mag sagen ein subjektives Schallwort ...", dann ist vor allem Schuchardt auf dem Holzweg gewesen, wenn er *toucher*, *toccare* ‚anfassen' als *tok! tok!* erklärt. Ich kann nicht dafür, dafs mit einer Silbe mit hellem Vokal wie *zipp-* zwei Dinge angedeutet werden können: 1. ein hoher, schwacher Ton, 2. ein hoher, durchdringender, gellender Ton — G. mufs dafür die Konstruktion der menschlichen Sprachwerkzeuge selbst zur Verantwortung ziehen. Ihm pafst das nicht, weil hier einmal von der Sprache offensichtlich sein Prinzip der Homonymenvermeidung durchkreuzt wird: es kommt zur ‚Gegenbildung', die er, wenn nicht mir, so vielleicht dem Germanisten Szadrowski auch in anderen Fällen als onomatopoetischen glauben wird. Ich kann auch weiter nichts dafür, dafs die Schallwörter dann sekundär Tätigkeiten oder Dinge bezeichnen, die keinen Schall geben: *Puffärmel* geben z. B. keinen Schall mehr. *Cela fait pouf* diente ursprünglich ‚pour exprimer le bruit du canon' (Leroux), dann ist es aber auch ‚Dicton usité à Paris. Signifie cela brille ..., cela a de l'éclat' — aus dem Dunkel-Dröhnenden ist etwas Fein-Flimmerndes geworden. Marty hat in solchen Fällen von ‚indirekter' Onomatopöie, Öhl von ‚Bildwörtern' gesprochen. G. verschweigt, dafs ich solche Entfernung vom ursprünglichen Schallsinn stets durch Parallelen belege (rum. *țip* ‚fontaine jaillissante' — *ațipì* ‚einnicken' wie *picurà* ‚schläfrig einnicken' — *picuriș* ‚das Tröpfeln'),[1] dafs die von G. gefürchtete „Beweglichkeit der Schallbildungen" dadurch ein kritisches Gegengewicht erhält, dafs eine Schallbildung auf den verschiedensten Gebieten erst nachgewiesen werden mufs, dafs meist Ablautvarianten, dafs gewisse typische Lautfolgen vorhanden sind, usw.: daher verfehlt die Argumentation: „*barguigner* ‚feilschen' ist Schallbildung ...; so ist wohl auch *bourse* ‚Börse' Schallbildung" ihre Witzkraft: ein **burs-* gehört nicht zum elementarverwandten Bestand der verschiedensten Sprachen und hat keine Ablautvarianten neben sich. It. *bronzo* ‚Bronze' lautmalend zu erklären ist deshalb nicht gewaltsam, weil es sich einreiht in die Schuchardtsche Formel der Ausdrücke für Donnern, Brummen:

$$\text{Explos.} + r + \frac{o}{u} + \frac{n}{m} (+ \text{Kons.}).$$

[1] S. Pellegrini meint sogar *Arch. glott.* 1927, S. 148 [„... lo Sp. si dà cura sempre di legittimare i passaggi di senso di una parola [onomatopeica] (cura forse eccessiva, poichè pel linguaggio, cioè per lo spirito umano, non esistono salti impossibili)"], diese meine Bemühung sei überflüssig.

G.'s vollkommen absprechende Haltung den Schallbildungen gegenüber verrammelt uns gerade die Möglichkeit, Kriterien zu finden, durch die wir Ungesichertes von Gesichertem scheiden können. Was besagt endlich das Argument, dafs, weil ein Bursche einmal in Wien *aü* gerufen habe, doch nicht ein Verb **aüen*, ein Subst. **aüterer* gebildet worden sei? Werden denn im übrigen Wortschatz individuelle Neubildungen sofort rezipiert, werden sonst von jeder Interjektion sofort Ableitungen gebildet (**ahåen* von *ahá* könnte man höchstens als Neubildung wagen, aber in derselben Lage befindet sich das Verb **echoen*, das ich nur aus der Romanphrase „jawohl! echote die Versammlung" kenne)? Die Puşcariusche Abhandlung schätze ich ebenso hoch wie G. (sie hat an Leskiens seinerzeitiger über die Verba aus Interjektionen im Litauischen einen Vorläufer) — aber, was für das Litauische und Rumänische recht ist, sollte auch fürs Französische billig sein. Im Grunde ist die Abneigung gegen die Annahme von Schallbildungen bei den Romanisten ein Widerhall der Abneigung der französischen klassischen Literatur[1] gegen deren Verwendung, d. h. also, die Sprachphilosophie unserer Linguisten beruht auf der Sprachphilosophie einer bestimmten ästhetischen Haltung. In Deutschland, wo die Schallbildungen literatur- und hoffähig sind (man denke, ob Goethes

[1] Daher denn die Kreise, die das klassische Ideal verteidigen, gegen die Anwendung der Onomatopöie in der heutigen Literatur protestieren, vgl. etwa Boulenger-Thérive, *Les soirées du grammaire-club* S. 159: „Il ne s'agit pas seulement ... de la grossièreté faubourienne, mais plutôt d'une démarche de l'esprit toute différente de la pensée cultivée: interjections, ellipses, onomatopées, voilà ce qui traduit cette démarche ... Pour que des bourgeois aient pris de telles habitudes de parole, ... il a fallu un phénomène singulier. La guerre n'en rendrait pas seule compte; il faut supposer aussi un fléchissement certain dans la tenue des esprits, une veulerie générale". Man muls wissen, dafs die Autoren gegen den ‚Sieg des Lebens' in der Sprachentwicklung polemisieren und Haltung und Ordnung dem wüsten Sprachleben gegenüber predigen. Genau so wehren sich unsere Grammatiker gegen den ‚Mangel an Haltung', mit dem sich die Linguisten, die Schallwörter allzu willig annehmen, gegen die sakrale Ordnung ‚der Grammatik' versündigen. Dagegen nehmen neuere Expressionisten beherzt für die Primitivität solcher Urlaute Partei, vgl. etwa Luc Durtain, *Ma Kimbell* S. 11 (der Roman eines Automobilfahrers): „*Tap*, *tap*, *tap*: le piston, à grands coups tels que des coups de hache, me détache de toutes choses. *Top*, *top*, *top*: ça ralentit. *Mn*, *mn*, *mn*: j'ai, en tournant, à demi fermé les manettes. *Torr*, *torr*, *torr*: ça reprend. *Tap*, *top*, *mn*, *torr*: voilà tout mon langage. Toute ma littérature. Je ne dis pas que Bossuet n'ait pas eu son mérite ... Moi, tout ce qu'il me faut, prose et poésie: quatre syllabes". Der österreichische Dichter E. Lucka schreibt sehr richtig (*Die Literatur* 27, 2): „Ein Dichter, dem der Sinn für das lautliche Element der Sprache fehlte, wäre zu weit von den Ursprüngen entfernt, zu wurzelfremd dem Sinnlichen, denn die tönende Sprache ist ein Urgut des Menschen, das nicht verwelken kann, solange das Instinkthafte, das Blühende, das Lebendige in der Kunst nicht erstorben ist. Die Dichter sind die Hüter dieses Erbes, fortgebildete Intellektualität und psychologische Meisterschaft als das Ideal der Dichtkunst hinzustellen und gegen die primitive Sprachfreudigkeit und -sinnlichkeit auszuspielen, verrät den Bettelstolz des Verstandes, ist Rationalismus und Armut". Dasselbe gilt aber auch für das Ideal des Sprachforschers.

„Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal" bei Racine, Voltaire, Hugo, Baudelaire und selbst Verlaine möglich wäre!), sollten wir uns nicht hindern lassen, die im Volke allenthalben mächtigen Schöpfungstriebe ins Licht zu setzen. „... wie eine schlechtgezogene Kaninchenmama verschlingt die Sprache wieder, was sie erzeugt hat, um es neu zu gebären" — dafs *baubari* vor *aboyer* weicht, kann sich G. nicht erklären: gerade dies ewige Vergehen und Neuzeugen ist das, was mich persönlich an den Schallbildungen interessiert: das Schallwort hat eine Sonderstellung innerhalb der Sprache, indem es von den Lautwandlungen bald erfafst, bald nicht erfafst wird: Meyer-Lübke hat über die Wandlung von *ululare* im Romanischen Überzeugendes geschrieben; sind *toucher*, *toccare* oder *tomber*, *tomar* noch ausdrucksvoll genug, mufs die Sprache nicht, wenn sie das Akustische hervorheben will, zu neuen Bildungen greifen? Der Grammatikalisierung wirkt wie anderwärts affektische Neuschöpfung gegenüber.

Als Frucht von Sp.'s Bemühungen um die Schallwörter prophezeit G. eine Forschung, die ein ‚Urromanisch' konstruiert, „in dem man mit *flick* und *flack*, *tik*, *tok*, *tak*, *bri*, *bro*, *bra* usf. die tiefsten Gedanken ausgedrückt hat" — es dürfte bekannt sein, dafs die meisten Sprachphilosophen (z. B. Cassirer, Marty, Schuchardt, Wundt) eine onomatopoetische Urstufe der menschlichen Sprache annehmen, die sehr gut in das Urromanische weiterwirken kann, da sie ja bis ins Neuromanische wirkt: frz. *toucher* heifst u. a. auch ‚(seelisch) rühren' — und es sind also tiefe Dinge tatsächlich durch lautmalende Wörter ausgedrückt.

„*runcinus* ‚Lastpferd' ist eigentlich ein ‚Raunzer', gehört zu span. *roncear* ‚murren, schmeicheln', das brummige Pferd ist ‚natürlich ein minderwertiges Pferd', so wörtlich *ZRP* 44, 198f. Wer hat noch nie ein Pferd murren gehört?" G. hat auf sein Konto das österreichische Wort ‚raunzen' zu buchen, das bei mir nicht steht. Er verschweigt aber, dafs ich die Bedeutungen ‚ausschlagen' (vom Pferd), ‚säumig, widerwillig arbeiten' neben ‚murren, brummen' für den m. E. onomatopoetischen Wortstamm **ronk-*, **ronz-* belege.

„Spitzer ist nicht zum Vorkämpfer der Lehre von der lautnachahmenden Schöpferkraft der Sprache geworden, weil er ‚hört', sondern weil Schuchardt einige überzeugende Belege dieser Schallnachahmung gefunden hat." G., Seelenforscher wider Willen, möchte Spitzer zum „frivolen und gefährlichen" Schuchardt-Epigonen machen. Aber seine Behauptung wäre nur dann richtig, wenn meine Ansicht über die Schallwörter aus dem Rahmen meiner sonstigen Anschauungen über die Sprache herausfiele. Das tut sie aber mit nichten, da ich in der Lautnachahmung besonders schön das Schöpferische der Sprache zu ‚hören' meine, da eben nur die onomotopoetischen Bildungen die Herstellung einer direkten Beziehung zwischen Schall und Sinn der Wörter ermöglichen. Ich kann auch nachweisen, dafs ich erst langsam mich zu Schuchardts Anschauungen über Lautsymbolik bekehrt habe (in meinen *Auf-*

sätzen z. rom. Synt. u. Stil. steht noch manches Skeptische darüber), eben in dem Mafse, als ich von der rationalen Betrachtungsweise meiner Jünglingsjahre abkam.

éparvin ‚Spatkrankheit des Pferdes' hatte ich zu *épervier* ‚Sperber' gestellt. Hierzu G.: „Der Anklang ist da, damit ist für Spitzer auch schon das tertium comparationis gegeben." Vorher wird von meiner „nicht zu leugnenden Begabung des inneren Sehens" gesprochen, allerdings nur als Verzerrung der Wirklichkeit. Nun mufs ich bemerken, dafs, was G. verschweigt, obige Gleichung von drei wirklichen Sehern schon ausgesprochen wurde (Schuchardt, *An Adolf Mussafia* S. 30 schreibt über *éparvin*: „Ménage leitete das Wort von *épervier* ab, und Diez spendete Beifall; dem hüpfenden, ungeschickten Gang des Sperbers liefse sich in der Tat das zuckende Heben der vom Spat befallenen Gliedmafsen des Pferdes vergleichen, und die katalanische Form pafst besonders gut dazu") und dafs G. seine eigene Konstruktion gegen mein Gesehenes zu halten verabsäumt: fränk. **spad-wâni* ‚Verfall durch die Spatkrankheit'!!

caboter, cabotage: ich habe an der Abl. von sp. *cabo* beanstandet 1. dafs *cabo* im Frz. nicht belegt ist — ich sehe nicht, dafs G. einen Beleg zutage schafft, ja, ich sehe aus seinen Bemerkungen, dafs er selbst an dem Nyropschen Beleg Zweifel hatte, dafs er aber nicht gründlich genug war, diese Zweifel in irgend einem Sinn zu lösen; 2. dafs die *-t*-Ableitung im 16. Jh. bei Nyrop nicht belegt ist — ich nehme gern aus G.'s jetzigen Nachweisen zur Kenntnis, dafs sie schon im 14. Jh. möglich war.

„Spitzer ist also imstande, alles innerlich zu erleben, was sein Gehör bzw. das Nachschlagen in Wörterbüchern aneinanderrückt" — G. betont immer den „Geistesblitz" auf Grund von „Anklängen" bei mir, während er selbst offenbar ‚methodisch' bei der Klärung einer Etymologie vorgeht: in Wirklichkeit steht es so, dafs auch bei G. das Nachschlagen in den Wörterbüchern ‚Anklänge' hervorruft, z. B. der folgenden Art: frz. *marmite* ‚Kochtopf' = *mar-* ‚mal' + afrz. *miste* ‚nett, reinlich', also *marmite* ‚unreinlich' (wie *malpropre*) — und fertig ist der Kochtopf ... Was diese Beschuldigung selbst betrifft, so ist klar, dafs alle etymologische Wissenschaft natürlich als Eclaireur in unbekanntem Gebiet zuerst den lautlichen Anklang verwendet, dem dann die Kontrolleure in Gestalt der phonetischen und semantischen Erfahrung des Forschers nachfolgen. Also die ‚Anklänge' entscheiden nicht, aber sie bringen einen auf neue Spuren. Wie hätte Schuchardt das Baskische mit den Berbersprachen zusammenstellen können, ohne die ‚Anklänge' zu benützen? Seien wir froh, dafs wir auf galloromanischem Gebiet soviel Kontrollmöglichkeiten haben und nicht nur auf die „mirages" der doch notwendigen lautlichen und semantischen Phantasie angewiesen sind!

camus: G. entstellt meine morphologischen Einwände gegen ein gall. **kom-mūsos*; ferner möchte ich doch Belege für die Bedeutungsentwicklung ‚schnauzig', ‚mit Schnauze versehen' > ‚platt-

näsig‘ haben, die G. nicht liefert. Und endlich habe ich nicht im geringsten zu erkennen gegeben, daſs ich auf meine frühere Deutung „kein Gewicht mehr lege“.

équinter ‚einen Riemen spitz zuschneiden‘, 19. Jh., hatte G. erklärt: „vielleicht für afrz. *escointer*, d. i. Nebenform von *acointer* ‚instandsetzen‘“, wozu ich schrieb: „Echtester Gamillscheg!“ G. hat aber nicht verstanden, woran ich ‚ihn‘ erkannte: ein afrz. *escointer* gibt es, soweit ich aus G. sehe, nicht (auch kein **escointier*, wie es wohl heiſsen soll) — es ist eine Unart, keinen Stern bei selbsterschlossenen Formen zu setzen —, es gibt nur ein einmal bei God. belegtes *escointe*, Adj. = *acointe*. Dieses *acointier* heiſst nach God. u. a. ‚entreprendre‘ (z. B. *ceste guerre*, *mon oirre*), ‚arranger, disposer‘ (*tel chose*), von ‚instandsetzen‘ ist also keine Rede. Auf ein nichtbestehendes **escointier* ‚*instandsetzen‘ des 13. Jhs. soll also ein *équinter* des 19. Jhs. zurückgehen, das ‚die Riemen spitz zuschneiden‘ bedeutet, weil „die historische Bedeutungslehre“ in ihrer kathedratischen Würde lehrt, daſs Verba, die mit Lederbereitung zusammenhängen, von Verben des Herrichtens kommen. Die Verabsolutierung der Bedeutungsgesetze als Folie zur Verabsolutierung der Lautgesetze! Dagegen vergleiche man nun südfrz. *esquinta* ‚déchirer, mettre en lambeaux‘ und *esquinto* ‚pan d'un habit ou d'une robe‘, *esquissa* ‚déchiré, taillardé‘, span. *desguince* ‚cuchillo con que se corta el trapo en el molino de papel‘ usw.

bigler ‚schielend‘ zu *big-* ‚Ziege‘ enthält natürlich ein diminutives *-el-* (**bigu-el-er*). Mein künstlerisch-poetisches Auge wird nicht ‚unpoetisch‘, wenn ich mit Rabeleis im Einklang die Ziege als augenverdrehendes Tier sehe.

égrillard ‚Straſsenräuber‘, ‚ausgelassen‘ soll nach G. zu *gris* ‚benebelt‘ gehören — warum heiſst es aber nicht **égrisard*; und ist der ‚Straſsenräuber‘ ein Mann, der sich ‚benebeln‘ darf? Ich hatte die Zugehörigkeit zu *grille* nahegelegt: G.'s Spott wird wohl verschwinden, wenn ich ihn darauf aufmerksam mache, daſs bei Montfleury *l'œil égrillard*, das noch heute gebräuchlich ist, vorkommt (bei anderen *air*, *minois égrillard*), was doch offenbar zu dem bei Duez belegten *esgrailler* ‚esquarquiller les jambes‘ (champ. *s'égrailler* ‚id.‘), argotfrz. *esgrailler l'ornie* ‚prendre la poule avec un hameçon, propr. lui faire écarquiller les yeux‘ (Sainéan, *Les sources de l'argot ancien*), sav. *égralyi* ‚entrouvrir‘ (les bogues des châtaignes), *égrilyi* ‚ébarouir, disjoindre les douves‘, burg. *s'égrailli* ‚se divertir‘ paſst: Littré, der auf letztere Form hinweist, erklärt schon aus *grille*, „comme qui dirait celui qui sort des grilles, des bornes“, und stützt seine Deutung durch *égrillard*, *égrilloir* ‚Fischreuse‘. — Also *œil égrillard* urspr. ‚ein (lüstern) aufgerissenes Auge‘, *égrillard* ‚Straſsenräuber‘ = ‚der outlaw‘.

couper court: G. hatte *cours* in diesem Ausdruck gesehen, ich *court* Adverbium. G. beruft sich auf das *couper court à*, aber er vergiſst, daſs Molière auch ohne *court* sagt: *coupons au discours* (Littré s. v. 14), so daſs also die Regel G.'s: „Fehlt das *court*, dann

hat *couper* ‚abbrechen‘ seinen normalen Akkusativ nach sich“, nicht stimmt, ferner daſs die Stelle bei Pasquier (God. s. v. *couper*) . . . *M. le chancelier* le *lui coupa court* ‚l'interrompit au milieu de son discours‘ ein *cours* unmöglich macht, ebenso auch der Beleg aus Larivey: *de les* [les histoires] *coupper courtes*, daſs ferner nfrz. *tourner court* im Englischen *to turn shourt* entspricht, daneben noch *demeurer court*, *trancher court* (bei Loret *je tranche assez court cette affaire*), *s'arrêter court* (z. B. Sainte-Beuve, Caus. du Lundi XIII, 347: *le lecteur, s'arrêtant court sur des scènes* . . .) neben *trancher*, *s'arrêter net* vorhanden ist. Ich finde für *cours* sprechend nur die von G. erwähnten *couper chemin à qch.* (1577), *rompre cours à qch.* bei Molière, sowie nfrz. *donner cours à une nouvelle*, aber in alter Zeit, die doch allein für die Entstehung der Wendung in Betracht kommt, finde ich kein *couper cours*, kann also höchstens für spätere Zeiten eine Kontamination der beiden Wendungen zugeben.

barbotine: hier habe ich zu bekennen, daſs ich statt *barbotine* hätte *barboteuse* ‚Spielhöschen für Kinder‘ schreiben sollen, ein Versagen meines Gedächtnisses, das ich um so unerklärlicher finde, als ich selbst eine solche *barboteuse* 1924 in einem Pariser Bazar erstand. Aber um so merkwürdiger, daſs die französischen Gewährsmänner G.'s nicht sofort die Korrektur vornahmen. Als ‚Text‘, den G. verlangt, erlaube ich mir die Aufschriften der Rayons der Pariser Warenhäuser (Louvre, Printemps etc.) anzuführen, so daſs der böse Verdacht, den G. ausspricht, es sei dies Wort ein Relikt aus der Zeit, wo „der kleine Siegfried Leo in ‚Spielhöschen‘ mit seiner Gouvernante Französisch lernte“, ins Nichts zurückfällt: zur Zeit, als ich Französisch lernte, gab es noch keine eigenen Spielhöschen. Das Wort *barboteuse* ist daher erst 10—15 Jahre alt.

embrasure: ich habe nicht beanstandet, daſs G. *embrasure* als normale *-ure*-Ableitung von *embraser* weggelassen habe, sondern daſs er es weggelassen hat, obwohl gerade diese Ableitung *ébraser* ‚Türen- und Fensteröffnungen ausbrechen‘ erklären konnte. G. verschweigt, daſs ich eine ‚geradlinige‘ Erklärung der krummen G.'schen (*briser* + *écraser*) gegenüberstelle. Er weiſs nicht, von welcher Bedeutung auszugehen sei: natürlich von afrz. *embrasure* ‚Schieſsscharte‘, das zu afrz. *embrasure* ‚Glut‘, *embraser* ‚in Brand stecken‘ paſst: die Vermutung Littré's, die ich übersehen hatte, ist ganz richtig: *ébraser* widerspricht nicht, da afrz. *esbraser* = *embraser* ist. Vgl. den Text bei Schultz, *Das höfische Leben* 2, 439: Heinr. Chron. Livon. III, c. 28, 5: *Ad horam itaque nonam Estones magnos incendunt ignes, foramen in munitione magnum aperiunt, de quo rotas ignibus impletas demittentes super turrim* [der Belagerer] *dirigunt.* Welche Erklärung ist also lebendiger, mittelalterlicher, die meine oder die überall- und nirgendwohafte G.'sche *briser* + *écraser*?

se moquer comme de l'an quarante: ich finde nach wie vor die Umgestaltung *alcoran* > *an quarante* unwahrscheinlich. G. macht mich auf Littré s. v. *alcoran* aufmerksam, wo man *je n'y entends pas plus qu'à l'alcoran* findet, das sich in eine Reihe ähnlicher Aus-

drücke einordnet wie *c'est de l'hébreu pour moi* usw.; ich mache ihn aber auf Littré s. v. *moquer* aufmerksam, wo sich findet: „*je m'en moque comme de l'an quarante*, sous-entendu de la république, dicton employé par les royalistes pour exprimer qu'on ne verrait jamais l'an quarante de la république", wobei 40 doch eine Rundzahl wäre. — Ich habe den Satz von Clément Vautel: „Ces dames et ces demoiselles ont tout l'air de se moquer *comme de leur première combinaison*" zwei Franzosen vorgelegt und sie gefragt, welche ähnliche Ausdrücke ihnen einfielen: keinem von beiden ist *communion* als ‚geistige Etymologie' dieses *combinaison* eingefallen wie G., vielmehr beiden ... *comme de sa première chemise*; *combinaison* ist einfach eine scherzhafte Modernisierung von *chemise*. Ich antworte also, wie G. voraussieht: „ganz unmöglich, denn ein *se moquer comme de sa première communion* ist im Französischen nirgends belegt" (auch nicht sehr wahrscheinlich in einem trotz allem echt katholischen Lande).

brassicourt ‚Pferd mit Bocksbeinen': ich hatte G. vorgehalten, daſs ein **brac + si + court* ‚einwärtsgebogen und kurz' deshalb unmöglich sei, weil *si* im Afrz. nur bei Satzverbindung vorkomme. Verteidigung G.'s: bei God. kommt ein Beleg vor, in dem zwei Sätze durch *si* ... *si* aneinandergereiht werden, und von einem solchen *si* ... *si* (das aber doch nur Sätze verknüpft!) könne das erste *si* wegbleiben: also *[*si*] *brac si court* ‚ebenso einwärts gebogen wie kurz'. Und da wehrt sich G. gegen den Vorwurf des Nicht-Altfranzösisch-Könnens und der Schreibtischlinguistik! Ich möchte den Naturmenschen sehen, der sich mit ‚ebenso ... wie' ausdrückt! Aber versteht der Logiker G. nicht, daſs bei seiner Erklärung drei Anomalien angenommen sind: 1. *si* Wörter verknüpfend, 2. ein *si* weggeblieben, 3. *brac* mit verstummtem *c*? Und eine vierte Schwierigkeit erwähnt v. Wartburg *FEW* s. v. *brachium*: die Nichtübereinstimmung der Formen *brassicourt*, *brachicourt* mit denen von *braque* ‚Bracke'. Im *FEW* steht übrigens die richtige Erklärung (*-i-* ist nicht auffällig nach *ch*, vgl. vor *ch* dialektal *marichal* statt *maréchal*, aber auch Fälle wie *aubifoin* neben *aubefoin*). „Und so sehe ich, bis mir Spitzer eine bessere Erklärung bringt, in dem *si* in Clairvaux *courcibot* [‚untersetzt'] neben wall. *court et bot* den Rest eines solchen *si* ..." Es ist nicht nötig, eine ‚bessere' Erklärung zu liefern, um eine andere als schlecht zu erweisen: wenn *si* nicht einzelne Wörter verbindet, so taugt eben eine darauf aufgebaute Erklärung nichts.

„Sinnliche Phantasie". G. ist offenbar in Goethe nicht genug bewandert, um das Goethe-Zitat in diesem von mir gebrauchten Ausdruck zu erkennen. Sonst wüſste er, daſs nicht ‚erotische' Phantasie gemeint ist, sondern Phantasie bei der sinnlichen Anschauung der Dinge. Dieselbe Bedeutung hat natürlich der von G. tendenziös gesperrt gedruckte Satz, „daſs die sinnlichste Bedeutung die ursprünglichste ist". Hier wie bei *ministre du culte* kann ich auch dem Herausgeber den Vorwurf nicht ersparen, daſs

er doch seine Redaktorentätigkeit dahin ausdehnen sollte, offenkundige Wahrheitsverdrehung seinem Mitarbeiter zu verwehren.

poularde habe ich mit ‚Kapaun' übersetzt. Soll als Stütze des Gegenangriffes auf mein mangelndes französisches Sprachgefühl dienen. *poularde* übersetzt S.-Vill. ‚verschnittenes Huhn', das *Dtsch. Wb.* mit *Kaphuhn* (s. v. *Kaphuhn*).

„Die sexuelle Begabung Spitzers": ich sehe nicht, dafs G. mit seiner „bescheidenen erotischen Phantasie" für vlat. **cappare* ‚ausschneiden' etwas anderes ausfindig machte als „belegtes *capus*, *capo* ‚der Verschnittene'" — also ebenfalls etwas Erotisches. Ich weifs auch nicht, was G. gegen die Heranziehung der sexuellen Sphäre, soweit sie auf die Bedeutungsentwicklung oder Benennung von Einflufs ist, wissenschaftlich einwenden kann. Was denkt er dann wohl von Clédat, der einen Artikel über *foutre* geschrieben hat? Was von G. Rohlfs, der mehr als 10 Jahre nach meinem Aufsatz in *W. u. S.* V (1913) „phallische Vergleiche bei technischen Ausdrücken", und „sexuelle Tiermetaphern" studiert hat? Hat G. nicht selbst meine Etymologie von *cocotte* in sein Wb. aufgenommen? Oder ist er vielleicht der spiefsbürgerlich-muckerischen Ansicht, dafs die sexuellen Dinge zwar vorhanden sind, aber dafs man von ihrer Existenz nicht reden dürfe? G. bestreitet sogar, dafs bei einem *poularde* die Vorstellung ‚kastrieren' erweckt werde: ich rate ihm, sich Littré s. v. *poularde* anzusehen: ‚poule à laquelle on a enlevé les ovaires'. Ferner bitte ich ihn, den von mir seinerzeit besprochenen Sperberschen Aufsatz in *Imago* 1912 durchzusehen, der die typischen Bedeutungsverzweigungen der deutschen Wörter für ‚coïre' aufzeigt.[1] Die Deutung, die ich für *époularder* ‚Tabaksbündel reinigen' gebe, mag falsch sein, aber sie unterscheidet sich von der G.'schen (volksetymol. Umgestaltung von *épouter* oder neuprov. *poulidá* ‚reinigen' zu *époularder*) dreifach: erstens versuche ich es eben ‚gradlinig' mit *poularde*, bevor ich Kontaminationen annehme, zu denen man ebensogut noch andere fügen könnte: warum nicht *épousseter* + *poularde*?; zweitens suche ich der Bildung einen Sinn abzugewinnen, der bei der ‚volksetymologischen Umgestaltung' G.'s gerade verunklärt würde (warum wurde gerade *poularde* eingemischt?), drittens zitiere ich „rasch" eine Stelle aus Voltaire, gebe also einen Beleg aus einer eigenen Lektüre, die ich bei G. vollkommen vermisse.

„Spitzer als Kritiker" liest Roques die Leviten, weil er die ‚Klette' nicht unter den Huldigungen zu Gilliéron's 60. Geburtstag erwähnt habe — nein rügt, dafs er den Anteil, den Österreich und Deutschland an der Ausbreitung der Gilliéron'schen Lehre gehabt haben, verschwieg; beschuldigt Meillet des wissenschaftlichen

---

[1] Dieser Aufsatz könnte auch Rohlfs von der Ansicht abbringen, dafs sexuelle Bilder bei den Germanen seltener seien als bei den Romanen, „die bekanntermafsen in rebus pudendis nun einmal sehr viel weniger zurückhaltend sind als wir Germanen" (*Sprache u. Kultur* 1928, S. 17). Aber jedenfalls stellt sich auch Rohlfs auf den Standpunkt, dafs die sexuellen Vergleiche im Romanischen „besonders interessant sind".

Chauvinismus, weil er die idealistische Neuphilologie, der Spitzer sich als Neophyt ergeben hatte, verurteilt habe: nein — weil er behauptet hatte, seit 1870 sei die deutsche Sprachvergleichung im Abflauen und weil er das Stück Humboldt an dem neueren Idealismus nicht würdigte.

Spitzers Artikel ist in Hast und Eile gemacht. „Alles ist voller Druckfehler“ [in meiner Kritik G.'s]: ich bitte G. um Angabe dieser Druckfehler (aufser den von ihm in meinen fünf Bogen monierten „gallorum.“ statt „gallorom.“, *escofir* statt *escofier*, „zurückleiten“ statt „zurückführen“, *brie* statt *bric*, *appetescens* statt *apetescens*). G.'s Antwort ist in Hast und Eile gemacht, weil auf S. 259 **escointer* statt **escointier*, S. 278 *griñar* statt *guiñar*, S. 288 „setzt vor“ statt „fort“, S. 291 „zu einem boîte“ statt „von ...“, S. 292 „RDiR“ statt „RLiR“ steht ...

Sp. hätte „gegen besseres Wissen dem Autor Dinge unterschoben, von deren Unwahrheit er überzeugt ist“; Sp. habe gewufst, dafs G. sein Wb. vor dem v. Wartburg'schen in Arbeit habe, dafs also von einem Konkurrenzunternehmen nicht die Rede sein könne — soweit ich weifs, hat v. W. mit seinen Vorarbeiten schon vor G. begonnen und ist auch mit den ersten Lieferungen seines Wbs. vor ihm an die Öffentlichkeit getreten; nach geläufigem Sprachgebrauch sagt man aber, B mache A Konkurrenz, wenn B später auftritt als A. Und weiter: Tatsache ist, dafs das G.'sche Wb. dem v. W.'schen Werke schwere Konkurrenz macht, ohne einen Fortschritt über v. W. hinaus zu bieten oder an Qualität mit ihm vergleichbar zu sein. — Sp. hätte den Passus von der „durch die Titelgleichheit [mit v. W.'s Werk] hochmütig angemeldeten Konkurrenz“ streichen sollen, als die zweite Lieferung nicht mehr den gleichen Titel wie das v. W.'sche Werk trug — ich war so naiv, den Titel der ersten Lieferung für den (definitiven) Titel des Buchs zu halten: hat man schon gehört, dafs ein in Lieferungen erscheinendes Werk seinen Titel ändert, ohne dafs der Bezieher darauf extra aufmerksam gemacht würde? Ich gestehe sogar, dafs ich erst nach G.'s Artikel diese Titeländerung gewahr wurde und ich sehe auch nicht, dafs die Rezensenten Meillet, García de Diego, Rohlfs die Titeländerung bemerkt hätten.

„Spitzer hat den Mut, meinen literarischen Anstand in Zweifel zu ziehen, ... weil ich dort, wo ich eine frühere eigene Erklärung aufgebe oder modifiziere, den Opponenten, d. h. Spitzer, nicht nenne“. Ja, ich habe diesen Mut. Es ist etwas anderes, wenn man etymolog. Erklärungen anderer übersieht, etwas anderes, wenn man seine Meinung auf Grund einer geistigen Auseinandersetzung mit einem Fachgenossen ändert: in letzterem Fall verdankt man diesem einen Fortschritt zur Wahrheit und sollte man das vor der Öffentlichkeit bekunden. Da ich selbst immer peinlich bestrebt bin, das literarische Mein vom literarischen Dein zu trennen und eher zuviel als zuwenig zu zitieren, bin ich offenbar in diesem Punkte etwas penibel. Man glaube nicht, dafs ich auf die paar Kleinigkeiten,

die ich zur Romanistik beigesteuert habe, besonders stolz bin — ich weiſs, daſs es im Grunde gleichgültig ist, wer etwas geklärt hat, wenn es nur geklärt ist. Aber immerhin zeigt es wenig ‚estime pour ceux qui travaillent à l'oeuvre commune' (G. Paris), wenn man einen Autor nur zitiert, wo man ihn ablehnt. Und im Namen dieser Versündigung gegen den Gemeinschaftsgeist aller Wissenschaft habe ich protestiert.

Um zu zeigen, „welche Vorstellung Spitzer von den Verpflichtungen eines Rezensenten hat", wird angeführt, daſs ich einen G.'schen Artikel dahin zusammenfasse, daſs er die Bedeutung von rom. *cornu* ‚Ecke' von germ. *Horn* ‚Ecke' ableite — wogegen G. zwei germ. Wörter, die im Ablautverhältnis miteinander stünden, deren eines ‚Horn', deren anderes ‚Ecke' bedeute, für die romanischen zwei Bedeutungen ‚Horn' und ‚Ecke' heranziehe. Man wird nächstens nicht mehr das Wesentliche herausheben dürfen, ohne der Flüchtigkeit geziehen zu werden: mir handelt es sich doch nur darum, daſs ein Bedeutungswandel eines rom. Wortes, der innerhalb des Romanischen ohne weiteres sich erklärt, nicht von Auſserromanischem hergeleitet werde.

Gern bekenne ich dagegen, daſs ich das *écartiller* der Sat. Ménippée und das aprov. *cluire* = *cludere* übersehen hatte, gebe auch gern zu, daſs *clucar* = **cludicare* richtig erklärt ist. Dagegen sehe ich nicht, wie G., ohne den Kuckuck heranzuziehen, aprov. *olhs cucs*, also die *l*-lose Nebenform von *olhs clucs*, erklären will. Im übrigen werden mir in diesem Abschnitt änläſslich astur. *esclucar* (das natürlich nur als lautliche Parallele in Frage kommt) und Cuenca. *cucar el ojo* (das semantische Parallele ist — bewiesen ist die Zugehörigkeit zum ‚Kuckuck' durch Schuchardt-Kretschmersche Forschungen über *gucken* — rom. **kukare* ‚blinzeln' etc.) Dinge in die Schuhe geschoben, die ich nicht gedacht habe. Ebenso sind die mir unter *bertauder*, *abroutir*, *abandon* angekreideten Verstöſse querelles d'allemand.

araignée zerlegt in *araign-ée* und zur Scheidung von ‚Spinngewebe' und ‚Spinne' *tèle* (= *toile*) an die Stelle von *-ée* einrückend — nein, das werde ich nie und nimmer anders denn als Schreibtischlinguistik bezeichnen können; und natürlich ist für mich auch *faumanche* nicht *faucil*, indem bedeutungsloses *-il* durch *manche* ersetzt wäre — warum dann nicht, wenn schon, *faucemanche*? —, sondern **falci-manicum*. Ich glaube auch nicht an die Erklärung, die Dict. gén. für *tête-bêche* gibt, daſs auch *béchevet* dadurch entstanden sein soll, daſs *chef* nicht mehr erkannt (eigentlich lag doch *chevet* vor!) und ein bedeutungslos gewordenes *bêche* an *tête* angefügt wurde (auch Rabelais' *à teste beschevel* beweist nur, daſs man *beschevel* ‚bei den Füſsen' verstand: ‚den Kopf auf der Fuſsseite') — für mich ist *bêche* eine *bec*-Ableitung, etwa wie afrz. *bechier* ‚frapper du bec', clairv. se *bequer* ‚se rencontrer bec à bec, se heurter avec' und die Wendung heiſst einfach: ‚mit dem Kopf anstoſsend', höchstens ist *bêche* angeregt durch *beschevet*.

escarbillat ,aufgeweckt, boshaft' soll — ich hatte wieder einmal G.'s komplizierte Erklärung leichtsinnig verkürzt — nach G. sein Partizip von südfrz. *escarabilha* ,heiter stimmen', dies Gegenbildung von nprov. *caravilha* ,sticheln, betrügen' und dies = *caravirar* ,das Gesicht drehen, die Partei wechseln'. Ich frage, was hat ,Partei wechseln' mit ,betrügen, sticheln' und dies mit ,heiter stimmen' zu tun? Ist das „die historische Bedeutungslehre" G.'s?

„Spitzer hat schon wieder einen Geistesblitz. Das Wort [*calais*] gehört vielmehr zu katal. *calaix* ,Schublade', ,Totenbahre', wohl weil man Kohl, Salat nach Schubladen oder Totenbahren mifst." Hier kopiert G. meinen Stil — aber ob mit Glück? vgl. frz. *calais* ,sorte de panier, particulièrement à l'usage des marchands des halles. À la halle de Paris, mesure adoptée pour certains légumes, tels que la chicorée sauvage; il contient 12 têtes' (Littré), ,panier contenant douze têtes de salade' (Dict. gén.) und katal. *calax* ,caxonet ab divisions d'uns dos o tres travessos de dit de fondo, en los quals s'hi posan las pesadas de la xocolata pera que prenga la forma de rajola'.

Nach G. ist *choucas* ,Nebelkrähe' = gall. **kauakalla* gebildet wie *caracalla* ,Kapuzenmantel': „ich sage also, dafs die gleiche Art der Deminutivbildung, die bei *caracalla* neben *cara* belegt ist, bei einem anderen gallischen Wort bestanden haben dürfte". Ja, und diese Art Argumentation bestreite ich eben: man bedenke, wegen aprov. *caucala* wird ins Gallische ein **kauakalla* zurückprojiziert, weil in dem aus dem Gallischen entlehnten lat. *caracalla* ,Kapuzenmantel' möglicherweise ein *-kalla* steckt, das aber selbst auch nur wegen aprov. *cara* ,cilice' angenommen wird[1] und auch anders erklärt werden kann (Stokes teilt ab *carac-alla* und stellt den zweiten Bestandteil zu lat. *palla*). Und ich wiederhole, ein Suffix *-kalla*, das an ein Wort für ,Nebelkrähe' und an eins für ,Kapuzenmantel' angehängt werden kann! Besser gar nichts sagen!

bobine ,Webspule' — hier sind die Rollen merkwürdig vertauscht: diesmal ,hört' einmal G. ,ein artiges Stottern' der Webspule! Nur dafs der älteste Beleg des 14. Jhs. mit *balbiner* mir nichts für die Etymologie *balbus* sagt, weil bekanntlich schon *nevuld* im Oxforder Roland nicht für ein Etymon mit *l* spricht. Dies dem Lautlehrspezialisten!

anchiflure: dafs Abstrakta konkretisiert werden können, brauchte mir nicht auf einer Druckseite bewiesen zu werden: es handelt sich darum, 1. ob **eschefleüre* (zu *eschefler* ,déchirer, meurtrir') ,Zerstörung' zu ,Wurmloch' werden konnte (*meurtrissure* heifst eben ,Quetschung'), 2. dafs noch ein Präfixwechsel angenommen werden mufs.

aubifoin. Ich finde bei Rolland, *Flore pop.* 7, 150 und auch auf den folgenden und vorhergehenden Seiten kein mlat. *album foeni*, von dem G. spricht.

---

[1] Dies selbst ist übrigens angesichts der von Thomas, *Nouv. ess.* 132 verzeichneten Nebenformen *quaira*, *cheira* weit von der Klärung entfernt.

crenot, *-et* ‚Brachschnepfe‘: „Dafs also der Schallstamm **korl-* in der frz. Schweiz zu *kornot* grammatikalisiert wurde, ist die einzige nicht beweisbare Behauptung“. Vielmehr müfste *kornot* einen Stern bekommen, da es von G. blofs erschlossen ist. Und wieso ist plötzlich G. so gefügig bei dem Schallstamm **korl-*? Darf der so ohne weiteres in **korn-* übergehen? Aufserdem verstehe ich das Wort „grammatikalisiert“ in obigem Satze nicht.

balbutier — habe ich von einem irgendwo im Frz. belegten **balbutir* gesprochen?

Nprov. *balandrau* (*-an*) ‚Mantel‘ und ‚Pumpenschwengel‘. Wenn ein Wort zwei so auseinandergehende Bedeutungen hat, so kann doch nur eine Vorstellung, die beiden gemeinsam ist, die Namengebung bedingt haben, also hier die des Schwingens, Wallens usw. — und so zog ich nprov. *balandrà* ‚hin- und herschwanken‘ heran, während G. dies Verb nur als ‚Kontaminationsgespons‘ eines mlat. *galandravum* ‚ländliches Kleidungsstück‘ des 13. Jhs. heranzieht, dessen Ursprung aber selbst unbekannt ist. Empfiehlt es sich da nicht, dies *galandravum* selbst aus *balandr-* zu erklären? Dafs ein lautmalendes Verb erst im 19. Jahrhundert belegt ist, hat doch nichts Auffälliges.[1]

agio: ich verstehe noch immer nicht, wieso *adjectum* > *agiau* gibt.

Afrz. *afiert* ‚es gehört dazu‘. Ich sehe noch immer nicht, warum G. *afiert* = *affertur* setzt, statt wie ich *icel plait afert a la curune le rei* ‚diese Sache trägt bei‘ (absolut gebraucht, statt sonstigem *mult afert*, *bien afert* od. dgl.), d. h. also aus dem Frz. zu erklären.

appétissant: G. beweist mir noch immer nicht das Vorhandensein eines frz. **apeticier*, um das es mir geht.

aspic: für *-c* führte ich *basili(s)c* an. G. lehnt das ab, weil *aspic* im 13. Jh. vorkommt, *basilic* erst im 16. Jh., die Formen des letzteren im Afrz. aber *basilisc* oder *baselique* sind. Höre ich nicht mehr oder ist doch in letzteren Formen ein deutliches *-k* enthalten? Ich gehe nächstens aus Angst vor dem Lautlehr- zu dem Ohrspezialisten.

Bezüglich *auvel*, nprov. *auvèu* hat G. recht.

Afrz. *baïf*: warum soll man *baïf* ‚gaffend‘ nicht direkt an *naïf* ‚niais‘ anschliefsen?

bâillon war von Meyer-Lübke als auffällig bezeichnet worden.

**beggen*: ich kann für mich *FEW* s. v. **beggen* anführen, der meine Auffassung mit der Brüchs kombiniert.

boîter ‚hinken‘. Das afrz. *botier* mit einem Beleg hat neben sich drei Belege von *boitoier*, so dafs die Umdeutung von (*pied*) *bot* in *boitoier* von vornherein ebenso möglich ist wie das Um-

[1] García dn Diego, *RFE* 13, 389 zu G.'s Wb.: „La fijación cronológica de la aparición de una voz es ... interesante, a condición de no dar a este dato el valor de testimonio fidedigno y como judicial, que inocentemente (!) a veces se le asigna en palabras que antes de esta partida de nacimiento llevaban muchos siglos de robusta vida“.

gekehrte. Man mufs zuerst *boîte* in *boîter* zu rechtfertigen suchen, bevor man anderes heranzieht: im *Dtsch. Wb.* s. v. *pfanne* finde ich folgenden — dichterischen! — Beleg:

hiermit traf er Äneias das hüftgelenk, wo des schenkels bein in der hüfte sich dreht, das auch die pfanne genannt wird.

boîter heifst also wohl ‚in dem Hüftgelenk sich drehen‘ (vom Bein gesagt), d. h. natürlich ‚nicht fest (normal) im Hüftgelenk sitzen‘. Warum werde ich erinnert, dafs *boîte* nicht ‚Hüftgelenk‘, sondern allgemein ‚Gelenkpfanne‘ bedeutet, wo doch fürs Hinken nicht das Armgelenk in Frage kommen kann?

chambranle, afrz. *chambrande*: warum nicht zu *brandir*, *branler* + *cha* (caput)?: *chambranler* heifst in Maine ‚osciller, remuer‘, nicht mehr ‚den Kopf schütteln‘. Der Witz „offenbar weil ein Gesims, eine Fenstereinfassung den Kopf schüttelt“ wird sofort verpuffen, wenn man denkt, dafs *chavirer* auch nicht mehr ‚den Kopf drehen‘ heifst.

catiche, m. E. = **kast-īcia*, von *Kasten*. Nach G. schwierig, weil das *n* des germ. Wortes in alter Ableitung nicht schwinden könnte. Aber dtsch. *balken* entspricht afrz. *bauc* (*FEW*), warum also *kasten* nicht afrz. **chast-*?

courbaton ‚Gabelholz‘, *courbeton* ‚gekrümmter Holzpflock‘ usw. G. belehrt mich, dafs *-attus* nur zur Bezeichnung von Tierjungen dient. Aber ebenso sicher ist, dafs eine Bedeutungsentwicklung ‚junges Tier‘ > Name des betr. Tieres durchaus möglich ist, wie z. B. afrz. *corbat* den ‚Raben‘ bedeutet, weil bekanntlich die Namen der jungen Tiere sich durchsetzen (vgl. *poulet*, *mulet*). Übrigens zeigt *bec-de-corbin* auch eine Diminutivendung. Dafs Adjektivbildungen auf *-attus* „Monstra“ sind, ist etwas kühn gesagt angesichts span. *cegato* ‚blind‘, *novato* usw.

creton ‚Speckgrieben‘: auf meine Frage, warum zu *crotte* ‚Kotkügelchen‘ und nicht zu **cret-* = crepitare, antwortet G.: „Weil ich nebeneinander *croton*, *craton*, *crolin*, *creton* belege . . .“ G. verschweigt, dafs im Altfrz. nur *creton*, *craton* belegt sind (afrz. *croton* ‚creux‘ gehört zu *crypta*) und dafs nfrz. etc. *crotton* ebensogut von *crotte* sekundär beeinflufst sein kann (so Haust, *Étym. wall. et fr.* S. 62). Vgl. die auf ein Knistergeräusch weisenden Ausdrücke für ‚Speckgrieben‘, die Rohlfs, *Ztschr.* 47, 398 f. anführt.

battre la dèche. *dèche* macht, was G. verschweigt, morphologische Schwierigkeiten neben *déchet*, falls zu *déchoir* gehörig. Was hindert plötzlich G., das im 19. Jh. belegte Argotwort an ein aprov. *deca* und heutige Dialektwörter anzuknüpfen, die noch eine ursprünglichere, ‚sinnlichere‘ Bdtg. zeigen, wie anjou. *dèche* ‚tare héréditaire, maladie congénitale‘, ‚ruine, pauvreté‘? Das Argot nimmt doch auch sonst Dialektwörter auf. *Déchéance* dagegen ist ein hochliterarisches Wort, daher keine volkstümliche Redewendung wie *battre la déchéance* möglich ist. G. fragt mich: „kann man denn prov. *batre la deco* sagen?“ Das kann ich zufällig nicht belegen,

aber anjou. *battre la dèche* ,décliner, sentir la misère, la déchéance', *rester en dèche* ,ne pas pouvoir payer'.

dedenz, deça sollen sich nach G. aus attributivischen Wendungen wie *infans ille de deintus, infans ille de deforis* erklären: aber, wenn auch afrz. *li Sarrazins dedenz* (Rol.) oder *de çals defors et çals dedenz* (Trojarom.) vorkommt, so ist doch nicht etwa afrz. *dens* in nicht-attributivischer Verwendung gegenüber *dedenz* in attributivischer zu belegen (ähnlich bei *dedevant, dedesuz, dedevers* usw.).

délivre: *dellibera* im Ritmo cass. neben frz. *délivre* beweist noch nicht vlat. Entstehung, da ja im Ital. diese Bildung häufig ist (Ettmayer, *Vademecum* S. 166 führt mit Recht ital. *trovo* an); auch ist nicht richtig, dafs das Franz. der historischen Zeit diesen Bildungstypus nicht als lebendigen gekannt hätte: vgl. vieles was bei Speich in *Ztschr.* 33 steht und die Erörterung Bally's über genf. *je suis tout trempe* (Mél. Boyer S. 23).

encoquer: G. leitet das Wort ab von nddtsch. *kunke* (**enconquer* dissimiliert zu *encoquer*). Ich meine, wir können ebensogut romanisches *concha* mit Schuchardt zugrundelegen und dann **enconquer* zu *encoquer* sich dissimilieren lassen. G. schiebt mir in die Schuhe, ich hätte gemeint, **enconquer* sei „eine für das Niederländische rekonstruierte Form".

G. sieht als Verdienst seines Wbs. vor allem die „kritische Überprüfung des etymologischen Materials" — meint er damit die Überprüfung der sprachlichen Formen, die in den vorhergehenden Wbb. angeführt sind, so mufs ich sagen, er hat zu unserem Wissen wenig aus eigener Lektüre hinzugefügt, er ist beim Wörterbücher-Wälzen geblieben (Lerch konnte in seiner Jahrbuch-Kritik sogar nachweisen, dafs die altfrz. Belesenheit G.'s sehr minderwertig ist); meint er die kritische Überprüfung der etymologischen Vorschläge der Gelehrten, so habe ich die Jurisdiktion gegen andere und gegen mich selbst als parteiisch, ein Schuchardt hätte das Aburteilen „lautlich bzw. begrifflich bzw. geographisch unmöglich" peinlich empfunden. Dafs G. nicht allzu sorgfältig vorgegangen ist, zeigt etwa ein Artikel wie *montjoie* ,Haufe Steine', ,Schlachtruf im Rolandlied': „vermutlich erst sekundär an *mont* ,Berg' und *joie* ,Freude' volksetymologisch angeschlossen; was zugrundeliegt, ist unsicher; vielleicht ein fränkisches **mündgawi* ,Schutzgau, Grenzgau', zu agls. *mund* ,Schutz' und deutsch *gau* . . ., kaum afrz. *murgier* . . ., auch nicht *mons Jovis* . . . oder *meum gaudium*" — ja hat denn tatsächlich G. nie im Kolleg die Theorien über das afrz. Epos behandelt, in denen doch der *mons gaudii* eine grofse Rolle spielt (vgl. etwa Bédier, *Légendes épiques* II, 225 ff., Wilmotte, *Le Français a la tête épique* S. 90, Schürr, *Das altfrz. Epos* S. 219, Serra, *Via romane e romee nel Canavese* (1927) S. 252, Scheludko, *Ztschr. f. frz. Spr.* 1927, S. 14)? — ist das Ignoranz oder Ignorieren? Und was soll ich von diesem papierenen Schlachtruf ,Schutzgau!' denken?. Ich sehe nicht, dafs die zahlreichen Heimatwehren des Nachkriegs eine Devise „Schutzgau!" aufgebracht hätten.

Gegenüber Gamillscheg und auch Meyer-Lübke[1] muſs ich, was auch immer im einzelnen gegen Sainéans Buch „Les sources indigènes de l'étymologie française" eingewendet wird, doch feststellen, daſs das Prinzip „Gebet dem Romanischen was des Romanischen ist" noch nie mit solcher Eindruckskraft ausgesprochen wurde: man braucht nur daran zu denken, daſs Etymologien wie frz. *baragouin* = *Berecynthia* oder bret. *bara* ‚Brot' + *gwin* ‚Wein' in meiner Jünglingszeit ernsthaft tradiert wurden (von G. übrigens noch heute!), um zu ermessen, welchen Fortschritt wir dennoch gemacht haben, wenn auch oft nur zum Weniger-Glauben von Phantastischem. Und in den Fällen, wo wirklich einleuchtende Etymologien auch in unserer Zeit gefunden werden, kommen sie vorwiegend mit dem schon bekannten Wortvorrat aus: was hatte man nicht alles über ital. *balenare* ‚blitzen' gefabelt (Suffix von *altalena* ‚Schaukel', griech. *βέλεμνον*, lat. *albus*) — nun weist G. Rohlfs einfach nach (*Sprache u. Kultur* 1927), daſs *balena* ‚Walfisch' (der Walfisch wie der Delphin [prov. *dalfi* ‚Blitz'] als Sturmerreger!) vorliege! Da war in frz. *prône* ein griech. *pronaos* oder *prothyron* gesehen worden — und siehe da, Haust erklärt das Wort aus einer im Frz. reichlich vorhandenen Nachkommenschaft von dtsch. *Sparren* (Mél. Thomas S. 203)!

G. schlieſst mit den Worten: „Wem soll es zum Nutzen gereichen, daſs über einen anderen Unflat ausgeschüttet wird?" G. sieht begreiflicherweise nur sich als Angegriffenen. Ich habe aber mit den Mitteln teils der Argumentation teils der Satire (letztere ein seit Voltaire und Lessing erlaubtes Kampfmittel im Dienst eines Ethos) einen Betrieb der Wissenschaft töten wollen, der mir vor dem Forum des Lebens, vor dem die Wissenschaft sich immer zu rechtfertigen hat, wenig Gnade zu verdienen scheint: eben jene Wissenschaft, die selbst nicht lebendig, auch nicht Leben zu zünden weiſs. Ich kann es nicht ruhig mit ansehen, wie durch die Entlebendigung der Sprachwissenschaft die wertvollsten Kräfte der Jugend lahmgelegt werden, wie über den Hörsälen der Linguisten eine bleierne Langeweile lastet, während in denen der Literaten Geist, Gemüt, seelische Teilnahme auflebt — dieser Gegensatz ist nicht bloſs durch den der Materien, sondern auch durch den der Behandlungsweisen zu erklären: die Kräfte des Gemüts, der Phantasie, des Scherzes werden

[1] Aus Meyer-Lübkes Bemerkung (*Neuere Sprachen* 35, 570 Anm.) lieſse sich schlieſsen, daſs ich Diez, Tobler, Schuchardt, G. Paris, Thomas einen „furor teutonicus" zuschriebe und „ein Urteil in Bausch und Bogen" über deren Forschung abgebe. An der von M.-L. zitierten Stelle spreche ich gar nicht von Diez und seinen Nachfolgern, sondern von einer Etymologie eines jüngeren Fachgenossen, die zufällig schon von Diez vorsichtig ventiliert wurde (sp. *azcona* ‚Speer' „vielleicht" zu germ. *ask-* ‚Esche'), und schlieſse mich einer Ansicht Schuchardts an, die das Wort aus dem Romanischen erklärt. Darauf fallen die Worte: „Für den Romanisten gilt es heutzutage einen ardor romanicus an die Stelle des so beliebten furor teutonicus zu setzen". Selbstverständlich zielte ich mit dieser doch offenkundig humoristisch gemeinten Bemerkung vor allem auf Gamillscheg (weniger Brüch). Sachlich ist ja Meyer-Lübke selbst mit mir über den nichtgermanischen Ursprung von *azcona* einer Ansicht.

von den Sprachwissenschaftlern gern vernachlässigt. Mag sein, dafs andere (Lerch, ich usw.) übertreiben und dabei Fehler machen — aber machen nicht die noch ärgere Fehler, die ‚untertreiben‘, die die Sprache entpoetisieren? Mag sein, dafs *cabotage* ‚Küstenschiffahrt‘ = ‚Krötensprung‘, *éparvin* ‚Spat‘ = ‚sperberartiger Gang‘ falsch gesehen ist, aber der Forscher bemühte sich wenigstens zu sehen. Ist aber eine Deutung wie die G.'s: *une chouette fille* aus *suavis* (mit allerlei Kunststücken) der aus dem ‚Käuzchen‘ vorzuziehen? Sollen wir tatsächlich daran glauben, dafs *marmite* ‚Kochtopf‘ = *mal-miste* ‚un-nett, unreinlich‘ ist (sind denn die Kochtöpfe wirklich immer unrein?). Sollen die im Recht sein, die in *bourdalou* ‚vase de nuit ... sur lequel était peint un oeil entouré de légendes grivoises‘ statt des Namens des Predigers das prov. *bourdalho* ‚Unrat‘ sehen? G. versteht sich, um mich lessingisch auszudrücken, wunderbar auf die Kanzleisprache der Grammatiker, aber nicht auf die Sprache der Sprache: da haben wir allerlei Kästchen: „die historische Lautlehre“, „die historische Bedeutungslehre“, „die Sprachgeographie“ — aber das Leben der Sprache flutet hinweg über diese Vitrinen. G. wirft mir „begriffloses Denken“ vor (übrigens eine Leo Jordan[1]-Reminiszenz!), er vergifst aber, dafs die Begriffe, die er seiner Wissenschaft zugrunde legt, traditionelle, unerlebte sind, die das Leben denn doch nicht meistern können; dafs seine Ansichten über das Sprachwerden aus dem Dictionnaire des idées reçues stammen. Ich mufs bei G. an das denken, was ein ‚richtiger‘ Philologe wie Hildebrand an Fiedler 1879 über den, so könnte man sagen, esprit géométrique Wundts schreibt: „Bezüglich Wundts ist es das, was ich sagen wollte: Es ist nicht ihre Spekulation, ihre Schlufsfolgerung, ihre Kombination, die mich bei den Gelehrten beunruhigt. Das ist alles sehr fein. Es ist ihre Beobachtungsgabe, das, was sie sehen. Da sind sie konventionell, ohne Feinheit. Es liegt nicht die Frage zwischen Resultat und geistiger Arbeit, sondern es choquiert mich die Voreingenommenheit der Sinne, wodurch der andere Teil der geistigen Arbeit mir gleichgültig wird. Es scheint mir da überhaupt ein kranker Fleck der heutigen Wissenschaft zu sitzen. Die Leute nehmen das sinnliche Material als ein gegebenes, selbstverständliches an, es ist aber nur das Triviale, mit dem sie arbeiten. Zu wertvollen Beobachtungen gehören eben ausgebildete, unbefangene, feine Sinne, das fehlt ihnen und sie

[1] Dieser beschuldigt mich neuerdings ‚untreuen‘ Zitierens (*Ztschr.* 46, 712 Anm.): an der fraglichen Stelle bei mir ist das „sein können“, auf das Jordan Wert legt. durch die Punkte meines Zitats angedeutet: für das Problem des afrz. *fait* ‚sagt er‘ hatte Jordan blofs physiologische Bedingungen tatsächlich herangezogen, so dafs ich die Möglichkeit der physiologischen Erkläru g nicht betonen mufste. L. Jordan (*Ztschr.* 46, 366) verdächtigt ferner die Motive meiner (und anderer) Zusammenarbeit mit Vofsler und seiner Schule: soll ich betonen, dafs weder Faszinertheit von Vofslers Persönlichkeit noch ‚gütiges Schicksalspielen‘ Vofslers mich primär zu dieser Zusammenarbeit trieb? Meine „Italienischen Kriegsgefangenenbriefe“ sind 1920 Vofsler gewidmet, als ich ihn sozusagen kaum persönlich kannte.

glauben, das durch Maschinen zu ersetzen. Da steckt der Irrtum".[1]

Ich glaube sagen zu können, dafs G. bei seinem Porträt meines ‚Talmi-Geistes' doch nicht ganz gutes Gewissen hat. Seine Äufserungen tragen die typischen Zeichen des Ressentiments. Daher seine schüchterne, etwas linkische Parteinahme für Schuchardt: ich erinnere mich noch der Zeiten, wo G. mir von der Art Schuchardts schrieb, „überall zu schürfen, nirgends zu bohren", und mir gestand, dafs er die Schuchardtschen Arbeiten nicht lesen könne. Nun hat er sich entschlossen, Schuchardt den Blick für das Wesentliche zuzugestehen, allerdings seine Anhänger als „frivole et dangereux" erklärt. Der „lujo vital para todo lo humano", den Américo Castro in seiner ausgezeichneten Schuchardt-Monographie (in „Lengua, enseñanza y literatura" 1924) dem modernen Humanisten Schuchardt zuschreibt, ist Gamillscheg fremd, beunruhigend und ungemütlich.[2]

---

[1] „G. — ein Schreibtischlinguist und homme livresque". G. erwidert auf diesen Vorwurf, auch ich stütze mich auf Bücher und schriftliche Quellen. Diesen Vorwurf trage ich gern mit gröfsten Romanisten, so Schuchardt. Immerhin mufs G. zugestehen, dafs es nicht sehr livresk ist, ein Buch wie „Puxi" oder auch nur mein Hungerbuch zu schreiben und dafs ich, mit Saussure zu sprechen, mich oft der ‚linguistique de la parole' gewidmet habe. Es handelt sich aber bei dem Vorwurf des Schreibtischgelehrten gar nicht darum, wo man sein Material findet, ob in Büchern oder ‚auf dem Terrain' — sondern wie man es behandelt, ob als etwas Lebendes oder etwas Totes. Schuchardt hat aus gedruckten Quellen Leben zu zaubern verstanden, Salvioni hat aus mündlich mitgeteilten nicht die gleiche Flamme emporlodern lassen können. Ich möchte übrigens meinen, dafs jeder Sprachforscher ‚auf dem Terrain' forscht, ob er nun Dialekten oder Schriftsprachen seine Forschung widmet, denn „Sprache ist ein Kontinuum". — In diesem Zusammenhang wirft mir G. auch vor, dafs ich meine Forderung, man müsse ein Wort, um es zu erklären, „in der zwanglosen Umgebung des Zuhause, nicht in offizieller Wörterbuchtoilette" aufsuchen, selbst nicht erfülle, da ich rumänische Wörter, die ich erkläre, nicht in Rumänien selbst belauscht habe — aber sind denn die Wörter nicht zwanglos ‚zuhause' auch in der Sprache von Rumänen, die in Deutschland weilen?

[2] Ich habe dieselbe Feststellung des Fehlens des Lebendigen in den meisten der Kritiken seines Wbs., die ich zu lesen bekommen habe, in irgend einer Form wiedergefunden:

Rohlfs, *Ztschr. f. frz. Spr.* 49, 171: „Was G.'s eigene Etymologien und Erklärungen betrifft, so macht man immer wieder die Feststellung, dafs sie sich mehr durch Scharfsinn als durch glückliche Intuition auszeichnen ... Seine Vorliebe für kühne Konstruktionen, komplizierte Gebäude, scharfsinnige Kombinationen ... Man hat .. geradezu den Eindruck, als ob wir uns einer neuen Periode der Keltomanie näherten".

Lerch, *Idealist. Phil.* 3, 189: „Leider mufs gesagt werden, dafs gerade diese Veröffentlichung in der vorliegenden Form nach Anlage und Ausführung eine schwere Enttäuschung bedeutet" (wegen der Vernachlässigung des Kulturgeschichtlichen).

García de Diego, *RFE* 13, 389: „... si la literatura de cada artículo es segura y a veces completa, la explicación de la etimología y de los significados es reducida y seca".

Meillet, *BSL* 1927, S. 118f.: „... l'ouvrage ne fournira pas ce que l'on attend aujourd'hui d'un dictionnaire étymologique. En somme, il n'y a guère que l'‚etymon' des mots ... Là où il y a changement de sens, ce changement est à peine esquissé".

Diese Auffassung vom ‚Lebendigen' ist es, die mich im Lauf der Jahre immer mehr an Schuchardt gefesselt hat, und eher als Aufforderung zur Erfüllung eines Ideals als mit dem Gefühl der Befriedigung über Erreichtes werde ich stets die Worte lesen, die dieser 1918 im *Lbl.* Sp. 287 mir widmete: „Er [Spitzer] hascht beständig nach dem lebendigen Puls der Sprache; er schlägt Funken aus jedem Stein, an dem er vorüberkommt; er wägt mit Vorliebe Unwägbarkeiten; er findet immer Neues und bietet immer Eigenes." Und es wird stets mein Stolz sein, dafs Schuchardt seine Briefe an mich öfters mit der Anrede „L. M." (d. i. „Lieber Mitkämpfer [im Kampf gegen das Routiniertum in der Wissenschaft und für deren lebendige Erneuerung]") eröffnete. Ich glaube nicht, dafs Schuchardt mit seinem „Blick fürs Wesentliche" zu jenen reifen Männern gehörte, die sich vom „Glanz der Spitzerschen Diktion" blenden liefsen; ich glaube allerdings auch nicht, dafs Diktion, Stil allein, ohne ein dahinterstehendes Ethos blenden können, ja dafs es überhaupt einen *à vide* funktionierenden Stil gibt. Ich glaube weiter nicht, dafs ausgerechnet Vofsler, den G. zitiert, als Negierung seiner These, der Universitätsunterricht habe die Studenten von der Werbekraft der Schlagworte frei zu machen, meine ganze[1] wissenschaftliche Tätigkeit betrachten würde: Gamillscheg weifs ganz gut, dafs Vofsler mit jenen Worten seiner Rektoratsrede ganz andere Kreise treffen wollte und dafs gerade Vofsler meinem wissenschaftlichen Wirken private und öffentliche Anerkennung gezollt hat.

Und nun noch ein letztes Persönliches bei diesem Kampfe, der trotz dem Anschein nicht blofs ein Kampf verschiedener Menschen, sondern ein Kampf etymologischer Glaubensbekenntnisse, ja zweier Wissenschafts- und Weltanschauungen ist: G. appelliert mit schönen Worten von G. Paris an die gegenseitige „estime de ceux qui travaillent à l'œuvre commune": er dürfte wissen, dafs ich für die Solidarität der Wissenschaftler lange Jahre gekämpft und sie auch ihm gegenüber bewiesen habe; aber ich frage nun Gamillscheg — wenn ich ihn vor mir hätte, so würde ich ihm gerade und tief in die Augen sehen —: hat er mir gegenüber jene notwendige Verbundenheit der wissenschaftlichen Gemeinschaft, jenes Eingehen auf fremde Gedanken gezeigt, das ich den seinigen entgegenbrachte? Habe ich nicht, wie er selbst zugibt, seine Erstlingsarbeiten mit dem Willen des Verstehens besprochen, habe ich etwa ein Wort wie „sein Forschen geht mehr in die Breite als in die Tiefe" über G. geschrieben (ein Wort, das Lerch jetzt recht

---

[1] Notabene: G. findet in meiner „ganzen" wissenschaftlichen Tätigkeit „eine Apotheose des Schlagwortes in wissenschaftlicher Verbrämung". Ich möchte fragen, woher G. die Berechtigung ableitet, z. B. über meine stilpsychologischen Arbeiten ein Urteil abzugeben? Hat er sich selbst auf diesem Gebiet schon ausgewiesen? — Gern will ich eine — so drückt es ein Freund aus — ‚Verliebtheit in die Sprache' (nicht blofs in einzelne Sprachen) zugeben — aber, mufs man nicht die Sprache als Instrument zu benützen lieben, wenn man sie als Instrument studieren will?

grausam gegen seinen Urheber wendet: „G.'s eigene Forschung geht weder in die Breite noch in die Tiefe")? Da endlich G. meine etymologische Arbeit auf der ganzen Linie in seinem Wb. ablehnt, so habe ich meine Sehweise verteidigen und zeigen müssen, auf was für tönernen Füfsen der Kolofs eines sogenannten ‚Elementar- oder Handbuchs' steht. Mein Anti-Gamillscheg sollte nicht Unflat auf einen Kollegen häufen, sondern die Wahrheit, wie ich sie sehe, sagen (amicus Plato, magis amica veritas). Er sollte uns alle[1] zur Toleranz und Elastizität gegenüber der Meinung Andersdenkender ermahnen, gerade aus „estime pour ceux qui travaillent à l'œuvre commune". Denn alle Polemik, alle Eris soll doch einem Eros dienen, dem zur Wissenschaft.

Nachtrag. Zu *se moquer comme de l'an quarante* führt mir noch Herr Dr. W. Gottschalk die Erklärung des Dict. des proverbes français, 2. éd., Paris 1821 von De la Mésangère (S. 240) an: „Sans doute par allusion à la fin du monde, qui devait arriver en l'an mille ou deux mille quarante" und verweist auf den Zukunftsroman von L. S. Mericer, *L'an deux mille quatre cent quarante* vom Jahre 1770.

LEO SPITZER.

---

[1] „Die ‚salutaire méfiance de soi-même' ist ihm [Spitzer] unbekannt", sagt G.: hierzu vgl. Spitzer, *Jahrb. f. Phil.* 1, 129: „Selbstverständlich sind meine ... Ratschläge ... bis zu gewissem Grade subjektiv ... Mögen andere Fachgenossen andere Erfahrungen äufsern und so meine Bemerkungen korrigieren!", 130: „tatsächlich bin ich mir bewufst, in meiner eigenen etymologischen Tätigkeit alle die Fehler praktisch begangen zu haben, die ich theoretisch monieren mufs"; *Ztschr. f. rom. Phil.* 46, 581: „Seitdem mag ich viel im einzelnen geirrt haben ..."; 569: „... als ob nicht jeder Etymologe, überhaupt jeder Wissenschaftler wissen müfste, dafs ein ‚Erstes Semester' den erfahrensten alten Professor durch Heranbringen einer neuen Tatsache oder eines neuen Arguments blamieren kann".

Anm. der Schriftleitung: Für die Ztschr. gilt der Streitfall als abgeschlossen.
A. H.

VERMISCHTES.

I. Zur Wortgeschichte.

1. Vulg.-lat. *fruga.*

Das Hauptgebiet, wo die Nachfolger von lat. *frūx* bzw. *frūges* kräftige Wurzeln geschlagen haben, ist Rätien mit den Grenzländern (aven., averon., mail., comask. usw.); davon ganz getrennt findet sich nur noch log. *frua.* Aufser Pallioppi (Diz. dels idioms romauntschs I, 300, 310), dem Artikel im REW 3546, wo auch die wichtigste Literatur angegeben wird, und den Belegen bei Schneller, Rom. Volksm. S. 235, vgl. nun auch C. Martin Lutta „Der Dialekt von Bergün" (71. Beih. zur ZRPh.) S. 91, 184: *la freja* „Frucht, Saatfrucht", dazu das Vb. *ɛl ffre·ja* „er erntet", *ffrie:r* „ernten", wo sich *e* aus **i < ü* erklärt, da die Ergebnisse von lat. *ī* ünd *ū* in Bergün zusammenfallen, vgl. Lutta S. 87 ff.; über *ej* aus *ī*, *ū* im romanischen Hiatus ebendort S. 91.

Die rätorom. Formen auf *-a* gegenüber lat. *fruge* wurden von verschiedenen Forschern verschieden gedeutet. Ettmayer (Rom. Forsch. XIII, 579) leitet sie von einem Neutr. plur. **frūgia* (nach **fructa*) ab; Lorck (Altbergam. Sprachdenkm. 172) geht von **fruare* (statt *frui*) aus und ihm schliefst sich auch Wallberg (Saggio sulla fon. di Celerina S. 89, Anm. 4) an. Battisti (Die Nonsb. Mundart, SBPhHKlAW, Wien, Bd. 160, III. Abh., S. 131) setzt die klassische Form *frūge* + fem. Endung *-a* an, wobei er wohl dieses *-a* als einen späteren, erst romanischen Zuwachs betrachtet; er weist dabei auch auf *strige* + *a* hin.

Das richtige trifft Lutta a. a. O., S. 184, Anm. 6, der **fruga* (nach **fructa*) ansetzt. Ein romanisches *fruga* wird nämlich durch das gleichlautende slovenische Lehnwort vollkommen gesichert. In einer Hs. des ehemaligen Landesmuseums in Görz aus dem Jahre 1794 finde ich *fruga* (s. Ljubljanski Zvon 1893, S. 430, Z. 6); dann bei Štrekelj, Morphologie des Görzer Mittelkarstdialektes S. 485 (SBPhHKlAW, Wien, CXIII. Bd.) *frýγa* (= *früga*) „Feldfrüchte", ferner weiter gegen Nordosten am Krainer Karst etwa bis Postojna (Postumia, Adelsberg) *frûga* in der gleichen Bedeutung. Das velare *g* im slov. Lehnwort setzt nicht nur ein romanisches, sondern naturgemäfs auch ein sehr altes lat. *frūga* voraus. Die Endung *-a*

ist jedenfalls älter als die Palatalisierung des *g* vor *e*, *o*, *i*, zumindest stand zur Zeit des Übertrittes von *fruges* zu den *a*-Fem. der lat. Laut dem *g* noch näher als dem *i̯*, so dafs wir ohne weiteres berechtigt sind, *fruga* in die vorromanische Zeit zu versetzen und es an *junića* anzureihen, welches von Meyer-Lübke (Rom. Gramm. II, 39) als einziges sicheres altes Beispiel für den Übertritt aus der lat. dritten in die erste Deklination angeführt wird. Ob dabei gerade **fructa* (vgl. Ettmayer und Lutta a. a. O.) oder ein anderes Neutr. oder Fem. auf *-a*, *-o* vorbildlich war, mag dahingestellt bleiben. Wie die zahlreichen einzelsprachlichen Beispiele lehren (vgl. Rom. Gramm. II, 39 f.), kann man schon allein in dem Bestreben der Sprache, das Geschlecht der Hauptwörter auch äufserlich zum Ausdruck zu bringen, beziehungsweise im analogischen Ausgleiche des Ausganges nach der stärksten Gruppe der Feminina, einen genügenden Grund zu diesem Übertritte erblicken.

Die rätoromanischen und wohl auch die übrigen im REW und sonst angeführten romanischen Formen sind nach Rom. Gramm. I § 438 aus einem älteren *fruga* lautlich ohne weiteres verständlich: jene sind das Ergebnis der Palatalisierung von *-ga*, diese der Velarisierung des intervokalischen *g*.

Das slov. Lehnwort ist nun auch sonst in mancher Beziehung wichtig und lehrreich. Es beweist zunächst, dafs das Wort im Romanischen einst bedeutend üblicher und weiter verbreitet war als heute, dafs es namentlich im Altfriaulischen bekannt sein mufste. Ich gehe bei dieser Annahme von der Tatsache aus, dafs das Gros der romanischen Elemente im Slovenischen — von der jüngsten Zeit abgesehen, wo auch venezianische Formen zur Geltung gelangen — aus dem Friaulischen stammt, eine Tatsache, die einen Beweis eigentlich nicht nötig hat, wenn man sich vor Augen hält, dafs das Friaulische noch vor gut 100 Jahren — in der tergestinischen Periode — unter den romanischen Mundarten so gut wie ausschliefslich die Sprachgrenze gegen das Slovenische im Nordosten bildete. Für die friaulische Herkunft der meisten Lehnwörter sprechen jedoch auch wichtige Erscheinungen ihrer Lautform. Es mögen hier nur die bedeutendsten Momente kurz hervorgehoben werden: a) die Erhaltung der Gruppen Kons. + *l*[1]; — b) *č* < rätorom. *č* < k^e, k^i in älteren Lehnwörtern[2]; — c) *č* < rätorom. *č* < *-́-ti̯*[3] und *ki̯*[4]; — d) *ć*, *č* < rätorom. *t́* (*ḱ*) < k^a in jüngeren Lehnwörtern[5]; — e) *i̯* < friaul. *d'* < g^a[6] und aus it. *dž*[7]; — f) *i̯* < friaul. *d'* oder *i̯* < *di̯*, g^e usw.[8] — Andere Merkmale, so die Erweichung der intervokalischen Tenuis zu Media, teilt das Friaulische mit dem Oberitalienischen, doch liegt natürlich kein zwingender Grund vor, die Quelle für die Lehnwörter mit intervok. Media in

---

1 Vgl. Verf. im „Časopis za slovenski jezik, književnost in zgodovino" (Zeitschr. f. slov. Spr., Lit. u. Gesch.) VI, 81 ff.

2 Ebend. 46 f., 49.

3 Ebend. 61.

4 Ebend. 64.

5 Ebend. 53 f.

6 Ebend. 54.

7 Ebend. 62 f.

8 Ebend. 66 ff.

Oberitalien zu suchen. Da ferner das heutige Friaulisch vielfach venezianisierte Lautformen aufweist, liegt es auf der Hand, dafs auch bei einem ausgesprochen venezianischen Gepräge häufig das Friaulische die Entlehnung vermitteln konnte. Dies gilt ganz besonders für landwirtschaftliche und verwandte Ausdrücke, die nur auf dem Wege direkter Beziehungen oder infolge des Zusammenlebens beider Nachbarvölker entlehnt werden können, und *fruga* kann man als ausgesprochenes Bauernwort unbedenklich zu dieser Gruppe von Ausdrücken rechnen. Lautlich würde zwar auch ein aven. **fruga*, welches man im Hinblick auf slov. *fruga* als ältere Stufe des späteren aven. *frua* ebenfalls unbedenklich ansetzen kann, befriedigen, doch glaube ich auf Grund der oben angedeuteten Tatsachen unbedingt von einem altfriaul. **fruga* ausgehen zu müssen. Ob im heutigen Friaul. ein **frui̯e* — wie die Form wohl lauten sollte — existiert, bleibt zu ermitteln; bei Pirona ist es jedenfalls nicht verzeichnet und *frujàd* (Pirona S. 174), *frùjo*, *frujòn* und *frujâ*, *fruvâ* (ebend.) gehören wohl insgesamt zu *frui*. Dagegen finde ich bei Joppi (Arch. glott. it. IV, S. 214, Z. 28) in einer Strophe aus dem Jahre 1431 den Vers „A ciri *la frue* ramagnude", worin *fruga* unzweifelhaft zu erkennen ist. Der frühe Schwund des **i̯* < *g* vor *-e* < *-a* überrascht einigermafsen, da es sonst im Afriaul. und auch heute noch sehr häufig zu bestehen pflegt, namentlich in nachtoniger Stellung. Ich finde bei Joppi in dieser Stellung nur noch *fadio* (a. a. O. S. 192 vom Jahre 1392), *fadie* (S. 203 vom Jahre 1411) und vielleicht *payn* (S. 209, zwischen 1400 und 1430), wenn nicht etwa *pai̯in* zu lesen ist. In allen diesen Fällen kann man sich jedoch den Schwund des *i̯* durch das Aufgehen im folgenden, bzw. vorausgehenden *i* erklären, was bei *frue* nicht tunlich ist, da die Aussprache *ü* für lat. *u̧* im Friaul. wohl nirgends bekannt ist und *ü* im slov. Lehnwort eine slov. dialektische Erscheinung ist. Etwas häufiger ist der Schwund vor dem Tone, vgl. *lial* (a. a. O. S. 192 vom Jahre 1380?), *obleado* (S. 202 vom Jahre 1425), *dislial* (S. 216 vom Jahre 1432), *briade* (S. 221, 16. Jahrh.).

Ein *frue* belegt Schneller (a. a. O.) auch in den Statuten von Pergine, ferner *frua* im Valtelin und Poschiavo. Es ist wohl möglich, dafs *frue* in dieser Form gar nicht die organische friaulische Entwicklung darstellt, sondern eine Entlehnung aus ven. *frua* ist. Es besteht jedoch doch wohl auch die Möglichkeit der Entwicklung *fruga* > **fruw̯a* > **frua* > *frue* innerhalb des Friaulischen, wonach also auch im Friaulischen — wie in Oberitalien und sonst — das *g* nach *u̧* noch vor der Palatalisierung der Gruppe *-ga* velarisiert worden wäre, vgl. *dòve* < *doga* (Pirona S. 144).[1] Steht die Sache so, dann wäre das nur ein Beweis, dafs die Velarisierung älter ist

[1] Vgl. andere Fälle der Velarisierung in der Gruppe *-uga* im Engad. bei Ascoli, Arch. glott. it. I, S. 211 u. 240, N. 184. — Fälle der Velarisierung vor *o* und *u* gehören natürlich nicht hierher und sind im Rätorom. gerade so bekannt wie sonst.

als die Palatalisierung der Gruppe -*ga*. Wenn es sich jedoch in *frue* um eine Entlehnung aus dem Ven. handelt, so schliefst das die Existenz eines afriaul. *fruga* nicht aus, denn dieses wird durch das slov. Lehnwort unbedingt gefordert. Die Frage, ob friaul. *frue* als organisches Ergebnis aus *fruga* oder als Entlehnung zu betrachten ist, fällt jedoch für unsere Betrachtungen nicht ins Gewicht. Wichtig ist dagegen der Umstand, dafs slov. *fruga* zu einer Zeit entlehnt wurde, da das velare *g* noch nicht oder höchstens noch sehr schwach palatalisiert oder, wenn man will, velarisiert war. Jedenfalls erweist sich die rätoromanische Palatalisierung des nachvokalischen *ga* als eine verhältnismäfsig junge Erscheinung, und das ist der zweite Punkt, der hier betont und einigermafsen beleuchtet werden soll.

Über die Frage des relativen Alters der rätorom. Palatalisierung der Velare vor *a* in allen ihren Einzelheiten möchte ich mich noch nicht äufsern, da meine diesbezüglichen Untersuchungen wegen der Unzulänglichkeit der mir zu Gebote stehenden einschlägigen Literatur noch nicht so weit gediehen sind, um ein sicheres Urteil zu ermöglichen. In diesem Zusammenhange will ich mich blofs auf einige Bemerkungen über die Frage der Palatalisierung des nachvokalischen *ga* beschränken, trotz der Überzeugung, dafs die Palatalisierung der Velare vor *a* auch in anderen Stellungen damit aufs engste zusammenhängt. Es soll jedoch schon jetzt hervorgehoben werden, dafs zur Lösung dieser sowie auch mancher anderen Fragen über das Alter des Lautwandels im Friaul. die Kenntnis des romanischen Elementes im Slovenischen von überaus grofser Wichtigkeit ist, wie es sich schon aus den folgenden Betrachtungen zeigen wird.

Soweit ich vorläufig aus der mir zugänglichen Literatur urteilen kann, beschränken sich die meisten Forscher bei der Frage über das Wesen und Alter der erwähnten rätorom. Palatalisierung auf allgemeine, mehr oder weniger glückliche, ziemlich vorsichtige Äufserungen.

Aus den Schreibungen in den altfriaul. Texten bei Joppi (Arch. glott. it. IV, 188 ff.) gewinnt man den Eindruck, dafs im 14. Jahrh. die Palatalisierung des nachvokalischen -*ga* den heutigen Zustand bereits erreicht hat; vgl. *preya* (S. 193 vom 14. April 1380), *pajament* (S. 197 vom Jahre 1394), *lial* (S. 192 vom 14. April 1380?), *fadio* (S. 192 vom Jahre 1392), *apayaz* (S. 197 vom Jahre 1395), *apagiay*, *pagiá* (S. 200 vom Jahre 1400), *caliar* (S. 194 vom Jahre 1381), *chaliar* (S. 189 vom Jahre 1355) u. a. Dazu kommen zahlreiche Beispiele von umgekehrten Schreibungen: *g* für *ʒ* oder im Hiatus, vgl. *arigint* für *arʒint*, *ariint* (S. 192 vom Jahre 1389), *aulega* für *auleja* < **Awoleja* < **Agoleja* < **Aculeja* < *Aquileia* (S. 194 vom Jahre 1381), *fiergis* für *fieris* (ibid.), *gallegis* für *galeis* (S. 195 vom Jahre 1380), *storiga* für *storia* (ibid.); s. auch andere Beispiele aus dem 14. und 15. Jahrh. in den Anmerkungen Ascoli's zu den Texten Joppis (Arch. Glott. it. IV, 354 f.). Wenn daher im 14. Jahrh.

Schreibungen mit *ga* noch weit häufiger begegnen als jene mit *ja* oder *gia*, so mag eine grofse Zahl solcher Fälle eben auf Rechnung der noch nicht normierten Orthographie gesetzt werden; in einzelnen Fällen wird es sich auch um eine venezianisierte Aussprache handeln.

Viel zahlreicher sind Schreibungen mit *j*, *y*, *i*, *gi* oder auch Schwund des *i̯* im 15. Jahrh.; vgl. *chaliar* (S. 201 vom Jahre 1406), *chialiar* (S. 213 vom Jahre 1428), *caliar* (S. 209 vom Jahre 1400—1430), *dislial* (S. 216 vom Jahre 1432), *fadie* (S. 203 vom Jahre 1411), *leiá* (S. 211 vom Jahre 1434), *obleado* (S. 202 vom Jahre 1425), *oblegiado* (S. 210 vom Jahre 1432), *pagiá* (S. 210 vom Jahre 1432), *pagiat* (S. 202 vom Jahre 1419), *payn* (S. 209 vom Jahre 1400—1430), *paiá* (S. 213 vom Jahre 1427), *paiat* (S. 205 vom Jahre 1413), *paie* (S. 211 vom Jahre 1435), *paio* (S. 208 vom Jahre 1424), *payant* (S. 214 vom Jahre 1429), *payat* (S. 204, 205 vom Jahre 1413), *payo*, *paiavo* (S. 208 vom Jahre 1424), *prey* (S. 215 vom Jahre 1432) u. a. Zahlreich sind in diesem Jahrh. auch Beispiele von umgekehrten Schreibungen. Aufser den Beispielen bei Ascoli (a. a. O.) vgl. etwa noch: *Aulege* (S. 216 vom Jahre 1439), *fradage* für *-aje* < *-alia* (S. 216 vom Jahre 1439), *gun* für *jun*, *jugn* (S. 212 vom Jahre 1435), *gul* für *jul* (S. 210 vom Jahre 1435). Schreibungen mit *g* kommen natürlich auch im 15. Jahrh. noch häufig genug vor, vgl. *page* (S. 204 vom Jahre 1413; 208 vom Jahre 1417, zweimal; 209 vom Jahre 1400—1430) u. a.

Beispiele aus den folgenden Jahrhunderten anzuführen wäre wohl zwecklos, da wir Anhaltspunkte genug haben, die Palatalisierung im 14. Jahrh. als vollzogen betrachten zu können. Es fragt sich nun, wieweit wir den Eintritt derselben nach abwärts rücken können. Die lat. Urkunden aus dem Mittelalter, soweit mir solche aus dem rätorom. Sprachgebiet bis jetzt zugänglich waren, bieten keinen sicheren Anhaltspunkt; die Ausbeute dürfte in diesem Punkte überhaupt gering sein. Das „älteste rätorom. Sprachdenkmal“, zuletzt abgedruckt und erläutert in Gartners „Handbuch der rätorom. Spr. u. Lit“ S. 274 ff., weist noch keine Spuren der Palatalisierung auf, was jedoch die Möglichkeit einer solchen im 12. Jahrh. nicht ausschliefst, da die Orthographie weit hinter der tatsächlichen Aussprache zurückzubleiben pflegt, was man gerade auf dem Gebiete der Palatalisierung am besten an den traditionellen Schreibungen des lat. *ce*, *ci* in den heutigen romanischen Sprachen sehen kann und was wir schliefslich auch in unserem Fall aus der Schreibweise der altfriaul. Texte entnehmen können, die die palatale Aussprache des *-ga-* in sehr vielen Fällen gar nicht zum Ausdruck bringen. Sind wir daher, wenn wir nur die rätorom. Texte und die lat. Urkunden ins Auge fassen, über die Anfänge der Palatalisierung in einem ziemlich vollständigen Dunkel, so sind wir gerade an Hand des romanischen Elementes im Slovenischen in der Lage, wenigstens über den äufsersten Zeitpunkt, der der Palatalisierung noch vorausging, einiges Licht zu verbreiten. Da ist nun zunächst hervorzuheben, dafs die

ältere Schicht der Lehnwörter das velare *g* durchwegs bewahrt[1] und aufser *štrija* (neben *štriga*) < friaul. *strìje* < *strīga* (REW 8308) nur wenige dialektische Entlehnungen in der Resia *ž* aufweisen.[2] Slov. *fruga* gewinnt dadurch an Bedeutung, dafs man das Alter der Entlehnuug wenigstens nach unten ziemlich genau bestimmen kann. Dafs das Wort im Slov. nicht sehr alt sein kann, geht schon daraus hervor, dafs es das anlautende *f-* bewahrt, während alte Lehnwörter im Slov., wie übrigens auch schon im Urslav., fremdes *f*, da ein solches nur in schallnachahmenden Ausdrücken bekannt war, durch den homorganen Verschlufslaut *p* oder auch durch *h* (= χ) substituieren,[3] vgl. *palíska, po-* < altfriaul. **falisca* oder istr. *faliska* < **falliva* + germ. *falaviska* (REW 3226; Jagić' Festschr. 40), *pilun* (aus dem Serbo-kroat.) < dalm. *filianu* (Bartoli, Dalm. I, 284, II, 373), wohl in Anlehnung an den Typus *-ún* < *-ọne* (s. Bartoli, Jagić' Festschr. 54; Štrekelj, Zur slav. Lehnwörterkunde 17), *pogača* < altfriaul. **fogača* (jetzt *fujàce*) < *focacea* (REW 3396), *prosōra* < ven. *fersora* oder friaul. *farsòrie* < *frīxoria* (REW 3524) u. a. — Dazu kommt, und das ist viel wichtiger, dafs in der ältesten Schicht der Lehnwörter romanisches und überhaupt fremdes *ụ̄* und *ọ̄* unterschiedslos den Wandel zu *y* und in der weiteren Entwicklung zu *i* noch mitmachen.[4] Die meisten Beispiele stammen aus der Toponomastik, aber auch alte Appellativa entziehen sich nicht dieser Entwicklung. Da nun der Wandel *ụ̄* (*ọ̄*) > *y* > *i* im Slovenischen erst zu Beginn des 11. Jahrh. abgeschlossen ist,[5] kann slov. *fruga* mit erhaltenem *ụ̄* wohl nicht vor dem 11. Jahrh. entlehnt worden sein. Hiermit wäre die äufserste Grenze ermittelt, über die man mit der Palatalisierung des rätorom. nachvokalischen *-ga-* nicht hinausgehen kann. Da sie andererseits im 14. Jahrh. unzweifelhaft schon abgeschlossen ist, wird man nicht fehlgehen, wenn man diesen und wohl auch die übrigen verwandten Vorgänge in die Zeit zwischen dem 11. und 14. Jahrh. versetzt.

FR. STURM.

---

1 Vgl. die Beispiele bei Verf. im „Časopis za slov. jezik etc," (s. die Anm. 1, S. 115) VI, 57 (12 b).

2 Ebend. (12 a).

3 Vgl. Ramovš, Historična gramatika slov. jezika (Hist. Gramm. d. slov. Spr.) II, 162.

4 S. das Material bei Bartoli, Jagić Festschr. 42, 45 und die dort angeführte Literatur; dazu noch Ramovš, Slavia I, 27 ff., Revue d. Ét. Slaves III, 48 ff.; Skok, Časopis za slov. jezik etc. III, 25; Vondrák, Vgl. Gramm. d. slav. Spr. I[2], 131, Aksl. Gramm.[2] 80 f.; Meillet, Slave Commun 48, 51 u. a.

5 Vgl. Ramovš, Slavia I, 32 f.; zur Frage auch Arch. f. Slav. Phil. IV, 406.

2. *Auques, auquetes* = ‚sehr'.

Soviel ich weiſs, hat zuerst Ebeling in Zs. f. frz. Spr, XXV², 36 und 6 darauf aufmerksam gemacht, daſs *auques* neben ‚etwas' oft ‚gar sehr', ‚ein Beträchtliches', ‚viel' heiſst; an letzterer Stelle verweist er auf Burguy II, 268, wo in der Tat schon einige Beispiele mit dieser Bedeutung zu finden sind. Ich habe denn auch, Ebeling folgend für den ‚Ritter mit dem Fäſslein' 351 diesen Sinn angenommen und ihn weiter zu Jehan le Nevelons ‚Vengeance Alixandre' 1246, 1289, 1337 sowie zu V. 154 des Yder (Archiv 137, 229) festgestellt. Nachdem dann auch nach Friedwagner zur ‚Vengeance Raguidel' 45 ihn anerkannt und Spamer in seiner Dissertation ‚Die Ironie im altfrz. Nationalepos', Straſsburg 1914, S. 101 nicht weniger als sieben einschlägige Stelien aus dem ‚Folque de Candie' beigebracht hat, würde ich nicht wieder auf die Sache zurückkommen, wenn es nicht nach Tobler, Wb. scheinen könnte, als ob unsere Bedeutung nicht existierte. Freilich habe ich dazu aufs Neue im Archiv 141, 321 Stellung genommen, aber nun bringt W. v. Wartburg, im FEW. wieder nur ‚*quelque peu*', ‚*quelque temps*', dazu noch ‚*presque*'[1], und die Herausgeber fahren fort, an Stellen, wo es zweifellos ‚sehr' heiſst, unrichtig mit ‚*un peu*' zu glossieren, so Bédier zum ‚Lai de l'ombre' V. 328, so Brunet zu S. 41 der ‚Fille du comte de Ponthieu', oder es auch ganz unberücksicht zu lassen, so Kluckow im ‚Prothesilaus' 1521.

Es mögen zunächst noch ein paar weitere Belege folgen: *alqes haïs* in Waces Brut 7208², in der Manekine 3511 (*auques plain de contraire*), 4971 (*vieus hom ert et auques d'eage*) und besouders oft in den Nouvelles franç. en prose ed. Moland et d'Héricault S. 5, 8, 11, 20, 31, 95, 115, 118, 129, 137, 149; letzteres ist den Herausgebern nicht entgangen und sie machen auch S. 5, A. 2 eine Bemerkung dazu, die freilich wenig zutreffend ist. Für *alques* im Roland 1099 s. weiter unten.

Der gleiche Sinn ‚sehr' läſst sich sogar für das Diminutiv *auquetes* feststellen, das beiläufig bemerkt, in seinem Ausgange von *auques* beeinfluſst ist, so Barl. u. Jos. ed. Appel 7327 (fehlt im Glossar), welche Stelle Tobler, Wb. mit ‚einigermaſsen' glossiert, ferner Ipomedon 6970, 9779 und wohl auch 7391. Auf Alexanderroman 172, 18 komme ich nachher noch zu reden.

Was das Provenzalische betrifft, so führt Ebeling S. 6 zutreffend Flamenca 5415 an und fügt hinzu: ‚und sonst', doch wären weitere sichere Beispiele erwünscht gewesen; ich habe nur Crescini, Manuale³ 46, 27 zur Hand (Glossar nicht richtig: ‚alcun paco'). Kolsen erklärt in Zs. 38, 298 das in Stück a V. 26 begegnende ‚alques' mit

---

[1] Das heiſst es eigentlich nicht. W. fuſst hier auf God. I, 237c, aber in den vier Beispielen bedeutet es ‚zum groſsen Teile', ‚ziemlich' und nähert sich mit der letzten Bedeutung nur an zwei Stellen dem Sinne ‚fast'.

[2] So wohl auch V. 7359 (*d'auques loing*), doch läſst sich hier immerhin zur Not mit ‚aus einiger Entfernung' auskommen.

‚ein gut Teil‘, ‚ein Beträchtliches‘, doch könnte hier auch ‚etwas‘ genügen; der Verweis auf Zs. 33 (lies 34), 500 fördert nicht. Für *un pauc* in unserem Sinne liefse sich P. Vidal ed. Bartsch 29, 20 (*un pauc enics*) und Flamenca 5766[1] anführen, und vielleicht ist iu diesem Zusammenhang noch *en partida* bei Azalais de Pormiragues (Prov. Dichter. I, 16) zu nennen, das ich früher anders erklären wollte, das aber wie mhd. *ein teil* ‚in hohem Mafse‘ bedeuten kann.

Auch im Lateinischen kann ja *aliquid* und noch mehr *aliquantum*[2] ‚etwas Bedeutendes‘ heifsen, und es nicht unmöglich, dafs *auques* ‚viel‘ eine Fortsetzung lateinischer Redeweise darstellt, denn zuweilen finden wir *auques* auch als Objekt im Sinne von ‚viel‘, so im Roland 1099, wo es mir wenigstens nicht zweifelhaft ist, dafs man diese Bedeutung zu erkennen hat. Wie dem auch sei, interessanter scheint mir die Frage, wie es denn überhaupt zu solcher Verwendung gekommen ist. Von ‚Prägnanz‘ zu reden würde die Erkenntnis nicht fördern, wohl aber dürfte man dem Richtigen mit der Annahme nahe kommen, dafs eine *ταπείνωσις* vorliegt, die sich von der Litotes dadurch unterscheidet, dafs sie nicht nur schlicht, sondern stark verkleinernd ist, und die, wie mir scheint, ihren letzten Grund in der Ironie hat. Es erhebt sich nun aber gleich die weitere und zwar delikate Frage, ob wir es mit einem von den Schriftstellern erfundenen und bewufst gehandhabten Stilmittel zu tun haben, oder mit einer in der gesprochenen Sprache wurzelnden Ausdrucksweise. Beides ist möglich, aber es will mir scheinen, dafs die mündliche Rede das eigentliche Ursprungsgebiet ist. Der Sprechende gebraucht, meine ich, einen verkleinernden oder auch einen geradezu etwas Gegenteiliges bezeichnenden Ausdrnck, weil er bewufst annimmt, oder instinktiv fühlt, dafs der Hörende bei einem solchen Worte stutzen und sich fragen wird, was damit eigentlich gemeint sei, jedenfalls überrascht sein, also länger dabei verweilen und so einen stärkeren Eindruck empfangen wird, als wenn er das gewöhnliche Wort vernimmt. Wenn wir sagen: „Reden Sie mit ihm, aber ‚etwas‘ deutlich“!, oder „Das ist eine ‚schöne‘ Geschichte“, so ist das ‚etwas‘ (oder ‚schön‘) für den Hörer eindrucksvoller, als ein ‚sehr‘ (oder ‚übel‘). So erkläre ich mir auch die Entstehung von lat. *esse aliquem*, frz. *être quelqu'un*, span. *hidalgo*. Dabei ist oft schwer zu entscheiden, ob und inwieweit der Redende sich dessen immer bewufst bleibt, dafs er mit einem Worte oder einer Wortverbindung etwas anderes sagt, als er meint, oder anders gefafst, ob der ironische Ausdruck als solcher in seiner Vorstellung nicht allmählich ganz verblafst und geradezu die Bedeutung von dem annimmt, was er meint, aber so nicht ausgedrückt hat wie er es meint. Sage ich: ‚Jawohl, gehorsamer Diener!, oder

[1] Lewent in Zs. 45, 605 will hier ändern, aber das ist nicht nötig, wenn man *un pauc* im Sinne von ‚sehr‘, ‚stark‘ fafst.

[2] Auch adverbiales *aliquanto* steht beim Komparativ im Sinne von ‚um Vieles‘. Man vergleiche *li auquart* ‚viele‘, s. Zs. 46, 322 zu Eliduc 376.

‚nette Bescherung', so weifs ich wohl noch, dafs ich ironisch spreche für ‚Kein Gedanke daran, weit davon entfernt!' oder ‚üble Sache'. Oder, um zu ‚etwas' zurückzukehren, sage ich: „Wir wollen ihn einmal ‚etwas' hineinlegen", so bin ich mir hier wohl der (scherzhaften) Ironie bewufst, aber zweifelhafter ist die Sache schon bei „Diese Handlungsweise mufs man ‚etwas' niedriger hängen", oder „Komm hierher, aber ‚etwas' schnell", und kaum noch gefühlt sein dürfte die Anwendung von ‚etwas' in „Das ist doch ‚etwas' stark". Ähnlich liegen die Verhältnisse für die Beurteilung der einschlägigen altfranzösischen Textstellen. Wenn der Verfasser des Roland in V. 1099 Olivier zu Roland, der das Horn nicht hat blasen wollen, angesichts der herandringenden Feindesscharen sagen läfst: *Voez en alques!*, d. h. ‚Sehet viel von ihnen', so spricht der ganze Zusammenhang dafür, dafs er sich wohl bewufst ist, was er mit *alques* im Sinne hat, und daran würde sich nichts ändern, wenn man den Satz, was an sich auch möglich ist, als Fragesatz auffafste,[1] denn der Unterschied bestände nur darin, dafs beim Imperativsatz *alques* allein ironisch ist, während beim Fragesatz die ganze Frage ironisch sein würde, vgl. unser ‚Merkst Du etwas?', d. h. ‚Du siehst es doch wohl ganz deutlich'. Besonders klar tritt die Ironie im Alexanderroman 172, 18 zutage: Dem zurückweichenden Gadifier ruft Corineus höhnisch zu: *Vasal, c'or trestornés; por coi vus avillies? Laidement en ales, car del vo i laies. Hui nos aves de pres laidement encauciés; or estes, ce m'est vis, aucaites refroidiés*, d. h. ‚jetzt seid Ihr in Eurem Kampfeseifer sehr stark abgekühlt'. Daneben stehen nun verschiedene Beispiele, bei denen man schwanken kann, ob die besondere Art der Ausdrucksweise noch gefühlt wurde, und daneben wieder solche, namentlich aus späterer Zeit, in denen man *auques* offenbar glatt als = ‚sehr' empfand. Für letzteres beweisend sind u. a. Manekine 3511 *auques plain de contraire* (s. oben) und *qui aukes fu bielle et gente* (Nouv. franç. en prose S. 149). Man mag vielleicht sagen, dafs, genau genommen nur Stellen wie die letzteren in das Wörterbuch gehören, die anderen aber in der Stilistik zu behandeln seien, und dem könnte man wohl zustimmen.

O. Schullz-Gora.

[1] Das tut freilich kein Herausgeber, vielleicht weil sonst im Roland nur ein zweifelloses Beispiel einer Bestätigungsfrage mit pronominalem Subjekt (V. 2000) begegnet, s. Morf in Rom. Stud. III, 204. An letzter Stelle ist das Pronomen ausgesetzt und V. 1099, falls eine Frage vorliegt, wäre es das nicht, aber dies brauchte nicht irre zu machen, vgl. Tobler in Zs. III, 144—5 und A. Schulze, Fragesatz S. 189.

3. Ein interromanisches Hirtenwort.

Unter den Fachausdrücken, die ich im Frühjahr 1926 in der oberen Vallée d'Aure (Hautes-Pyrénées) in der Gegend von Tramezaygues einem Schafhirten entwinden konnte, war für mich am interessantesten *suƀałá* 'die Schafe an der hinteren Körperhälfte scheren'. Ich wurde dabei an einen alten Bekannten aus Kalabrien erinnert: kosentinisch (Aprigliano) *subbełare*, (Longobucco) *subbeg̈g̈are*, ostkalabr. (Cotrone) *sumbełare*, (Isola Capo Rizzuto) *sumbeñare* 'die Schafe an der hinteren Körperhälfte, besonders rings um den After, scheren, damit die lange Wolle nicht beschmutzt wird', kosent. (Cerisano) *subbéła* 'Schur der Schafe an der hinteren Körperhälfte', (Bisignano) *subbéła* 'ganz kurzer Haarschnitt' (vom Menschen).[1]

Das Wort kehrt auch in der Ostromania wieder: mazedorumänisch, meglenitisch *suiłá* 'die Schafe unter dem Bauch, Hals und Schwanz scheren' (Convorbiri Literare 39. 522).[2] Erweist sich letzteres einwandfrei als ein **sub-iliare* (zu *ilia* 'Weichen') und kann auch das Pyrenäenwort seine Herkunft aus der gleichen Grundlage nicht verleugnen, so ergeben sich einige Schwierigkeiten hinsichtlich der kalabresischen Formen. Da **sub-iliare* in Kalabrien hätte *suviłare* (bzw. *suvig̈g̈are*) ergeben müssen, *-bb-* aber auf ein mit *v-* oder *b-* anlautendes Stammwort schliefsen läfst, wäre zu erwägen, ob sich etwa *vellus* (: **sub-velliare*) 'Schafwolle', 'Schafvlies' eingemischt hat? Letztere Vermutung findet eine vorläufige Bestätigung durch ein in Glossen bezeugtes *subvellaneum* 'Unterleib der Schafe', vgl. ὑποκοίλιον προβάτου : *subvellaneum* Corp. gloss. lat. II, 466. 37.

GERHARD ROHLFS.

II. Zur Literaturgeschichte.

1. Die Problemstellung im Erec.

Die Voraussetzungen, auf welchen Kristian im Erec den Konflikt mit all seinen Weiterungen aufgebaut hat, die Fragen, weshalb Enide, die doch alles besitzt, was sich eine Frau nur wünschen kann, trotz aller Liebe Erecs unglücklich ist, warum ferner Erec plötzlich zu seiner Abenteuerfahrt aufbricht und Eniden mitnimmt, sind in mancher Diskussion erörtert worden. Als letzter hat Meyer-Lübke (Zs. frz. Spr. Lit. 44, 129, Chrestiens von Troyes Erec und Enide) die Ansichten seiner Vorgänger untersucht. Von diesen stellen Förster, Gröber und M. Borodine das „Verliegen"

---

[1] Vgl. auch irpin. *subbugliá* 'tosare la lana alle code delle pecore' Nittoli, Vocabolario di varî dialetti del Sannio, S. 226.

[2] Vgl. Puşcariu, Etym. Wörterb. d. rumän. Sprache 155. — Dalametra, Dicţionar macedo-român notiert p. 200 *suiłàri* 'die Schafe rings um den Schwanz scheren'.

des Ritters in den Vordergrund, nach G. Paris wollte Kristian durch das Beispiel der Enide den sittlichenden Einfluſs einer hochstehenden Frau auf den Mann zeigen, M. Roques dagegen sieht den Ausgangspunkt des Konfliktes in der egoistischen Liebe Erecs, der es nicht verstehen könne, daſs Enide ihn wegen seiner chevalerie von sich lassen wolle. Aus seiner selbstischen Neigung erkläre sich auch die Tatsache, daſs er Enide zwar bestrafe, sich aber von ihr nicht trennen will und sie deshalb auf seine Abenteuerfahrt mitnimmt. „La lecon s'il faut en tirer une c'est que l'amour le plus profond, le plus féconde en joie, n'est pas l'amour exclusif qui se subordonne toute la vie, mais celui qui tient compte de la vie et se tient satisfait d'en avoir abelli tous les instants (Rom. XXXIX, 379).

Als Nachtrag zu den Zs. frz. Spr. Lit. 44 erwähnten Untersuchungen sind noch die in Amerika erschienen und der Beantwortung obiger Frage gewidmeten Beiträge heranzuziehen, welche seinerzeit von Meyer-Lübke infolge der Kriegsverhältnisse nicht eingesehen werden konnten. Sheldon (Why does Chrestien's Erec treat Enide so harshly? The Romanic Review V, 1914) sieht den Ausgangspunkt des Konfliktes in dem Ausruf Enidens: Con mar i fus, v. 2507, den Erec allein gehört hat und der ihm nun den Anlaſs bietet, an ihrer Liebe zu ihm und an ihren Erklärungen, diesen Ausruf zu rechtfertigen, Zweifel zu hegen. B. M. Woodbridge: Chrétien's Erec as a cornelian hero, Romanic Review VI, 1915 erblickt die Motivierung des Konfliktes in der Möglichkeit, die Worte Enidens als Zweifel an der Ritterschaft Erecs aufzufassen. B. Ogle (The Romanic Review IX, 1918, The Sloth of Erec) bekämpft W. Nitze (Mod. Phil. XI, 445), der im Verliegen Erecs das alte Motiv erblicken will, demzufolge ein Ritter in der Liebe zu einer Fee auf sein Rittertum vergesse. Ogle weist vielmehr darauf hin, daſs die klassische lateinische und auch die mittelalterliche Literatur oft das Thema behandeln, wie wenig zuträglich Liebe für Heldentaten sei.

All diesen Erklärungen gegenüber kommt Meyer-Lübke zu einem andern Schluſs. Er sieht den Ausgangspunkt des Konfliktes in der Auflehnung, die sich Eniden durch ihre Kritik von Erecs Verhalten zu Schulden kommen lieſs. „Aber seine (Erecs) Auffassung von der Stellung der Frau und der Liebe, die sie haben muſs, ist die der unbedingten Unterordnung. ‚Er soll dein Herr sein‘, ihre Liebe soll nicht nur bedingungslose Hingabe sein, sondern auch rückhaltslose Bewunderung. Dagegen verstöſst Enide, und wenn Erec im innersten Herzen ihr Recht geben muſs, so kränkt es ihn doch in seinem Mannesstolze, daſs die Frau ihn auf seine Vernachlässigung aufmerksam machen muſs. Und bei seiner Auffassung von der Liebe der Frau versteht er nicht, daſs die Liebe auch eine Kritik des Geliebten nicht ausschlieſst, er kann in dem Tadel nur einen Mangel an Liebe und eine Auflehnung gegen die Stellung der Frau dem Manne gegenüber sehen. Daher prüft er ihre Liebe und ist erfreut, als er sieht, daſs sie diese Prüfung

besteht.“ Gegen Försters These vom „Verliegen des Ritters, der von der Minne des Weibes berückt, sich ihm ganz hingibt und Ritterpflichten völlig vernachlässigt und so seine Ehre einbüfst“ (Wörterbuch 43/44*) wendet M.-L. wohl mit Recht ein, „das Verliegen ist nicht Zweck, sondern Mittel zum Zweck. Das völlige Aufgehen oder besser Untergehen des Mannes in der Liebe ist wohl nicht nur für die ritterliche Auffassung etwas Tadelnswertes; wenn aber ein Dichter das zum Hauptvorwurf seines Romanes macht, so kann vernünftigerweise nicht die Frau, sondern mufs der Mann die Strafe dafür in irgendeiner Art tragen. Das ist bei Ivain, aber nicht bei Erec der Fall, denn die Kämpfe, die Erec besteht, sind vom Standpunkt des höfischen Lesers aus Proben seiner Tüchtigkeit, nicht Strafen. Die Leidende ist durchaus Enide, das Verliegen ist lediglich der Anlafs, den der Dichter nimmt, um den Charakter der Frau ins glänzendste Licht zu stellen.“

Alle diese Erklärungen haben trotz ihres oft gegensätzlichen Standpunktes eine Gemeinsamkeit: Sie übertragen unsere modernen Anschauungen von den Rechten der Frau in das Mittelalter, ohne zu überlegen, dafs in der epischen Literatur vor Kristian solche Voraussetzungen für eine derartige Rolle der Frau überhaupt nicht bestanden. Aus diesem Trugschlufs ergeben sich die verschiedenen Textinterpretationen, welche Bedeutungen ermöglichen, die den gesellschaftlichen Voraussetzungen des XII. Jahrhunderts vollständig fremd waren.

Man mufs daher für die Beantwortung der Frage, auf Grund welcher Prämissen überhaupt Kristian der Frau das Recht der Wertung des Mannes zugestehen konnte, die Anschauungen der Zeit heranziehen, die dem damaligen Leser eine Erklärung für Enidens Überhebung und Erecs Verhalten ermöglichten. Wir finden diese Erklärung in der Interpretation, welche die provenzalische Minnedoktrin im Epos gefunden hat und der Kristian im Ivain mit den Worten Ausdruck verlieh: Seroiz vois or de caus . . . Qui por lor fames valent mains? Honiz soit de sainte Marie, Qui por anpirier se marie! Amander doit de bele dame Qui l'a a amie ou a fame, Ne n'est puis droiz que ele l'aint Que ses los et ses pris remaint (Ivain 2488 ff.). Nach dieser epischen Modifikation der Doktrin übt die Liebe zu einer edlen Frau eine sittlichende Wirkung aus, die sich durch kühne Taten erweist. Chevalerie und amor sind in in enge Beziehungen zueinander gebracht, erstere wird durch letztere begründet. Wir sehen in allen Romanen, dafs den Frauen das Recht der Wertung des Mannes zugestanden wird. Es ergibt sich also für das Epos eine Zweiteilung der Rollen von Mann und Frau, wobei letztere nach dem Vorbild der provenzalischen Herrin immer als über dem Ritter stehend betrachtet wird. Diese Voraussetzungen sind auch für den Erec anzunehmen, da sie von Kristian ausdrücklich erwähnt werden. Denn nach der Versöhnung will Erec wieder wie früher seiner Dame gehorchen: Tot a *vostre comandemant* Vuel estre des or an avant *Aussi con j'estoie devant*

(v. 4926). Die ganze Problemstellung im Erec ergibt sich aus dem Zwange, wie Kristian den übernommenen Conte mit dem Minneproblem zusammenbringen kann. Denn im ersten, ursprünglichen Teil ist Erec durchaus nicht als der höfische Liebhaber gezeichnet, der er nach obiger Versicherung zu sein scheint, ihm ist hier Enide nur ein Mittel zum Zweck, den Kampf um den Sperber zu begründen. Die Werbung Erecs klingt fast wie eine Entschädigung dafür, dafs dar vavassor ihm die Waffen überläfst und die Erlaubnis erteilt, den Kampf zu Ehren seiner Tochter auszufechten. V. 658 ff. Mes je vos promet et otroi Se vos d'armes m'aparelliez Et vostre fille me bailliez Demain a l'espervier conquerre, Que je l'an manrai an ma terre, Se Deus la victoire me done. Die Werbung wird auf dieser Voraussetzung auch sofort angenommen, das Verhältnis der beiden Gegenspieler zueinander ist gleichfalls ganz nüchtern geschildert. v. 679 Erec lieemant la reçut 685 Mes moult estoit joianz et liee De ce que li iert otroiee. Por ce que preuz iert et cortois. Es fehlt hier also der Versuch, das Erwachen der gegenseitigen Neigung aus den Voraussetzungen des Minnemotives zu erklären, es fehlt ferner die Wertung von Erecs tapferem Verhalten aus dem Spiritualismus der Minne, da der Zweikampf mit Yder eine Folge erlittener Unbill ist. Kristian scheint sich seines Versäumnisses, die Exposition der Liebesdoktrin aufser Acht gelassen zu haben, erst später bewufst geworden zu sein, da er das Bestreben zeigt, durch Einzelheiten die früher übergangenen Fragen nachzuholen. Denn erst nach der Verlobung der beiden, also noch im alten conte, erklärt er das Entstehen der Neigung aus cortesie, biauté und deboneireté (v. 1505), wobei trotz des Unterschiedes im Adelsrange der beiden die Gleichstellung Enidens mit Erec auf Grund ihrer Vorzüge, also ganz nach den Regeln der Minne, betont wird, v. 1509 Que nus qui le voir vossist dire, N'an poist le mellor eslire Ne le plus bel ne le plus sage. Mout estoient d'igal corage. Damit ist den Voraussetzungen des Motives Genüge getan, der Leser weifs, dafs die Neigung der beiden durch die höhere Wertung der höfischen Minne begründet wird.

Nun kommt aber für die weitere Beurteilung des Konfliktes im Erec ein Umstand hinzu, der bisher zu wenig beachtet wurde: Die Notwendigkeit, die epische Aktivität des Helden aus dem Gehalte der Minnedoktrin zu erklären. Während in allen späteren Abenteuerromanen die Entstehung der Liebe und die epische Rolle des Helden vor der Vereinigung der beiden Gegenspieler vorgeführt wird, die Ehe demnach den Abschlufs der Abenteuer bildet, mufs Kristian darauf bedacht sein, Erec nach der Hochzeit noch einmal hinauszuführen und dies nach dem neuen Programm zu begründen. Daraus ergibt sich die Problemstellung: Der Held soll durch sein Verhalten Anlafs zum Zweifel geben, dafs seine Liebe zu Enide eine wahre, höfische Minne sei, die durch die Kriterien der höfischen Ritterschaft, die Betätigung der Chevalerie zu Ehren seiner Dame, bewiesen wird. Erec ist nach seiner Hochzeit diesen Beweis

schuldig geblieben und Enide kann demnach mit vollem Rechte über sich und Erec klagen (v. 2496 ff.). Denn während Erecs Tapferkeit vor der Vermählung den Ruhm seiner amie und jungen Frau verkünden, demnach als Zeichen seiner höfischen Liebe gelten können, mufs infolge der Wechselwirkung von amor und chevalerie die Untätigkeit Erecs nach der Hochzeit das Schwinden seiner Liebe und auch seiner Ritterschaft vermuten lassen. Enide wird demnach nach höfischen Anschauungen disqualifiziert, da sie nicht imstande war, echte, dauernde Liebe einzuflöfsen, und so können ihre Worte auch verstanden werden, v. 2562 Et dient tuit reison por quoi, Que si vos ai lacié et pris Que tot an perdez vostre pris Ne ne querez a el antandre, wobei die Betonung von lacié und pris darauf hindeuten, dafs Enide nach der Ansicht der Leute verwerfliche Mittel anwendete, um Erec an sich zu fesseln. Wir sehen demnach, dafs durch Erecs Untätigkeit nicht nur der Held, sondern auch seine Frau in der Beurteilung des höfischen Lesers herabgesetzt wird, daher ist es erklärlich, dafs sie an der ritterlichen Betätigung ihres Mannes den gröfsten Anteil nehmen mufs, da sie ja als Inspiratorin von Erecs Liebe und Chevalerie gilt. Aus dieser vielleicht zu wenig herausgearbeiteten Voraussetzung ergibt sich die weitere Führung der Handlung. Erec mufs sich nicht nur vor der Welt, sondern auch vor seiner Frau rechtfertigen, daher nimmt er sie auf seine Abenteuerfahrt mit. Kristian hätte Eniden auch am Hofe lassen können, um Erec allein ruhmbedeckt an diesen zurückzuführen. Dies hätte aber die ganze Frage insofern verschoben, als dann Enide das Recht erhalten hätte, allein über Erecs Verhalten zu entscheiden, was sie ja gar nicht beabsichtigte, da sie sich ja mehr oder weniger zum Sprachrohr der anderen machte. Während im Ivain der Held eine wirkliche Schuld auf sich lud, indem er die von der Herrin gestellte Frist überschritt, ist Erec de facto Enide gegenüber ohne jede Schuld, deshalb hat es Kristian vermieden, sie über Erec zu stellen, indem er die Entscheidung in ihre Hand gab. So bleibt nur der Ausweg übrig, Enide neben Erec zu belassen, wobei der Dichter vielleicht bewufst den Zug des Motives variiert, dafs der Anblick der Herrin dem Ritter Mut und Kraft verleihe, die schwersten Abenteuer glücklich zu überstehen. Erec vollführt, um Eniden von seiner Ritterschaft zu überzeugen, seine Heldentaten, welche nach den höfischen Anschauungen eigentlich ihr zu Ehren unternommen werden, Enide wieder zeigt durch ihr Verhalten, dafs sie Erec noch immer liebt und bereit ist, diese Treue mit dem Opfer ihres Lebens zu bekunden.

Es bleibt nun noch eine Frage zu beantworten, wie denn die Worte Erecs, der v. 4931 von einem Vergehen Enidens spricht, zu verstehen seien. Denn er betont ausdrücklich v. 4929 Et se vous rien m'avez mesdite, Jel vos pardoing tot et claim quite Del forfet et de la parole. Erec unterscheidet demnach zwischen zwei Verfehlungen Enidens und zwar durch Worte und Taten. Erstere werden durch v. 2487 Que ele dist une parole und v. 2507 Lors

li a dit: Con mar i fus! erklärt. Mit dem früher Gesagten, das Problem des Erec aus dem Gehalte des Minnemotives resultieren zu lassen, steht nun die Erklärung Enidens in vollem Einklang. Sie konnte Erec nicht zu neuer Ritterschaft anspornen und hat ihn deshalb entehrt: 2505 Donques l'ai je honi por voir. Sie mufs sich demnach als Ursache von Erecs Unglück betrachten, der sie zur Unzeit kennen gelernt hat, daher: Con mar i fus! Indem aber Kristian ausdrücklich betont (v. 2544 ff.), dafs Enide erst durch das Gerede der andern zu dieser Ansicht kam, mildert er ihre Schuld Erec gegenüber und läfst auf diese Weise die spätere Versöhnung leichter gestalten. Parole und forfet gehen dadurch in eins über, indem Enide sich durch Aufsenstehende beeinflussen liefs, an Erecs Ritterschaft und damit auch an dem Bestande ihrer höfischen, veredelnden Minne zu zweifeln. Erec reagiert auch sofort darauf, indem er Eniden auf seine Abenteuerfahrt mitnimmt, um ihr Gelegenheit zu geben, sich von der Grundlosigkeit ihrer Annahme zu überzeugen, um ihre Achtung und Liebe wieder zu gewinnen. Er konnte gar nicht anders handeln, da er ja die scheinbare Berechtigung des Vorwurfes anerkennt. 2576 „Dame", fet il, droit an eüstes, Et cil qui m'an blasment ont droit. Während nun die früheren Interpretationen Enidens Teilnahme an Erecs Abenteuerfahrt als Strafe betrachten oder aus gekränkter Eitelkeit erklären, zeigt die Bezugnahme auf die Abstrakta des Minnesanges, dafs Erec eigentlich um Enidens Achtung wirbt und sie deshalb mit sich führt. Der Held kann ihr am Abschlufs seiner Probezeit wohl mit Recht das Kränkende ihre Verdachtes vorhalten und auf Grund der beiderseitigen Prüfungen sagen: 4923 Qu'or vos aim plus qu'ainz mes ne fis, Et je resui certains et fis Que vos m'amez parfitemant. Und in dieser Überzeugung der gegenseitigen Liebe ist er wieder der höfische Ritter, der seiner Dame in allem gehorcht: 4926 Tot a vostre comandemant Vuel estre des or an avant, Aussi con j'estoie devant. Der Dichter weist so am Ende des Konfliktes auf die Voraussetzungen hin, mit welchen er den Ausgang bewertet wissen will.

So steht also auch bereits der Erec unter dem Einflufs des Minnesangs und die Problemstellung dieses Romans ist der erste Versuch, die Forderungen der neuen Kunst auf epischem Gebiete zu verwirklichen.

STEFAN HOFER.

---

2. Beiträge zu Kristian.

I. Zur Frage der Ovidiana.

Seit Försters Interpretation der Eingangsverse des Cligés:

Cil qui fist d'Erec et d'Enide
Et les comandemanz d'Ovide

Et l'art d'amors an romanz mist
Et le mors de l'espaule fist
Del roi Marc et d'Iseut la blonde
Et de la hupe et de l'aronde
Et del rossignol la muance ...

werden die comandemanz Ovide und die art amors als Bearbeitungen der Ars amatoria und vielleicht noch der remedia erklärt, um im Verein mit den andern wahrscheinlichen Bearbeitungen Ovids den notwendigen Spielraum für die Entwicklung unseres Dichters zu gewinnen. Allerdings schränkt Förster selbst seine Behauptung durch den Nachsatz ein: „Doch sind es bloſse, freilich sehr wahrscheinliche Vermutungen" (Wörterb. S. 24*). Nun hat Verfasser bereits in einem früheren Artikel (Zs. rom. Ph. 1921, 409: Beiträge zu Kristians Werken II, Ovidiana und Minnelyrik) auf die Tatsache hingewiesen, wie dürftig eigentlich im Erec die Einzelheiten der Minnetheorie vertreten sind, was nach einer intensiveren Beschäftigung mit Ovids ars amatoria und remedia amoris wohl kaum anzunehmen ist. Auf Grund dieser durch den Text gestützten Beobachtung wurde als wahrscheinliche Reihenfolge die vom Dichter selbst angegebene vorgeschlagen: Tristan, Erec, Ovidiana. Nun sei hier auf eine Möglichkeit hingewiesen, die oben genannten Worte des Dichters in einem bisher nicht beachteten Zusammenhang zu deuten und dadurch eine Bestätigung der früher erwähnten Ansicht zu sehen, die Ovidiana, wenn sie in diesem Umfang überhaupt geschrieben wurden, nach dem Erec zu datieren. Muſs man nämlich die Worte Kristians:

Cil qui fist d'Erec et d'Enide,
Et les comandemanz Ovide
Et l'art d'amors an romanz mist ...

unbedingt mit Förster so erklären, daſs man in dem Ausdruck „an romanz mist" an eine Übersetzung ins Französische denkt? Der Ausdruck „an romanz metre" ist doppelsinnig, er kann neben der ursprünglichen Bedeutung auch die weitere haben: „in einen Roman verarbeiten" und dies umsomehr, als der Begriff „Roman" als Erzählung bereits von Wace gebraucht wird. Schwebte dem Dichter nicht die Tatsache vor Augen, daſs er im Erec den ersten höfischen Liebesroman mit seinen auf Ovid basierenden Voraussetzungen geschrieben hatte? Denn tatsächlich ist ja der provenzalischen Auffassung der Minne das erste Mal im Erec bewuſster Ausdruck verliehen worden, was sich, abgesehen von den kleineren verstreuten Partien, in denen der Dichter seine Kenntnis der Doktrin erweisen konnte, in der Problemstellung des Romans (siehe früher), dann aber in der groſsen Episode der „Joie de la cort" zeigt, welche ganz auf der südlichen Auffassung vom Frauenkult beruht. Aus diesem Grunde konnte Kristian wohl mit Recht von sich sagen, die Lehren Ovids „en romanz", das heiſst also in den Roman gebracht zu haben. Dazu könnte noch Försters Hinweis heran-

gezogen werden, dafs der Erec in Komposition, Sprache und Verskunst noch näher den Chansons de Geste steht und demnach tatsächlich den Beginn von Kristians epischem Schaffen zu bedeuten scheint.

II. Kristian und Macrobius.

V. 6763 ff. des Erec beschreibt Kristian den Königsmantel, den Erec bei seiner Krönung trägt. Er führt als Zeugen seiner Angabe Macrobius an, in dessen Buche er die Einzelheiten seines Textes gefunden haben will. Die Stelle im Erec lautet v. 6763 ff.:

Lisant trovomes an l'estoire
La description de la robe,
Si an trai a garant Macrobe,
Qui au descrivre mist s'antante,
Que l'an ne die que je mante.
Macrobes m'ansaingne a descrivre
Si con je l'ai trové el livre,
L'uevre del drap et le portret.

Diese „uevre" besteht aus der Darstellung von Geometrie, Arimetique, Musique und Astronomie, deren Rollen definiert werden. Davon haben geometrie, arimetique und astronomie das gemeinsam, dafs sich ihre Tätigkeit durchweg auf „ciaus, terre, tot le monde, l'eve de mer, estoiles, lune, soleil" bezieht. Überprüft man die Angabe Kristians bezüglich seines Gewährsmannes Macrobius, so ergibt sich die Tatsache, dafs der lateinische Schriftsteller dem Franzosen wirklich alle Elemente zum Mosaik seiner bunten Beschreibung des Mantels gegeben hat. Ein Vergleich der beiden Texte beweist nämlich überzeugend, dafs Kristian den antiken Schriftsteller gelesen haben mufs, da die beiden Versionen gerade in den charakteristischen Punkten übereinstimmen. Im Kapitel XX des ersten Buches seiner Kommentare zum Somnium Scipionis (ed. Ludovicus Janus, Quedlinburg und Leipzig 1848) spricht Macrobius über die Gröfsenverhältnisse der Sonne, der Erde, des Himmels und erklärt dann: (Liber I, cap. XX, 17) Haec omnia geometricis evidentissimisque rationibus probare possumus. Die Geometrie wird dann im gleichen Kapitel 32 als Beweis für die früher gemachten Behauptungen angeführt: Constat autem geometricae rationis examine, cum de duobus orbibus altera diametros duplo alteram vincit, illum orbem, cuius diametros dupla est, orbe altero octies esse maiorem. Kristian übernimmt nun die bei Macrobius gegebene Voraussetzung. Auch hier ist die Geometrie in die gleiche Nachbarschaft gerückt wie in der lat. Vorlage. V. 6745 ff.:

L'une i portrest geometrie,
Si com ele esgarde et mesure,
Con li ciaus et la terre dure,
Si que de rien nule n'i faut,
Et puis le bas et puis le haut,

Et puis le le et puis le lonc;
Et puis esgarde par selonc,
Con la mers est lee et parfonde,
Et si mesure tot le monde.

Zu beachten ist, daſs Macrobius in seiner Erörterung oft das Wort „Mensura" (18, 21 und auch früher schon) verwendet, das auch bei Kristian wiederkehrt. Da nun bei Macrobius Kap. XIX und die auf Kap. XX folgenden Abschnitte ausführlich über die Sterne handeln, ist es klar, warum die Astronomie im französischen Texte erscheint. Die Rolle dieser Wissenschaft wird folgendermaſsen charakterisiert: v. 6782 ff.:

. . . as estoiles se consoille
Et a la lune et au soloil.
An autre leu ne prant consoil
De rien qui a feire li soit;
Cil la consoillent bien a droit.
De quanque ele les requiert,
Et quanque fu et quanque iert,
Li font certainnement savoir.

Diese Stelle kann als das Résumé der im Kapitel XIX gemachten Ausführungen über die Rolle der Gestirne betrachtet werden. Die Erwähnung der arimetique ist gleichfalls durch den häufigen Hinweis auf die Bedeutung der mathematica corpora, Comm. I, 5, 7; 6, 35 ff., II, 2, 4 zu erklären, die kurze Erwähnung der Musik könnte eine Erinnerung an l. II, cap. IV, 13 sein, wo über die verschiedenen Arten der Musik gesprochen wird, von denen zur Zeit des Macrobius noch zwei bestanden, was der Zweiteilung in Chant und Deschant bei Kristian entspricht,

Aus dem Gesagten ergibt sich demnach mit voller Bestimmtheit, daſs die Behauptung Kristians, Macrobius sei sein Gewährsmann gewesen, nicht bloſse Wichtigtuerei ist, sondern auf Wahrheit beruht. Diese Übereinstimmung setzt aber mehr als eine flüchtige Lektüre des lateinischen Dichters voraus, Kristian muſs vielmehr seinen Text sehr genau im Kopfe gehabt haben, da er bei der Charakteristik der vier Gestalten die wichtigsten Stellen der lateinischen Vorlage beibehält oder sich durch sie beeinflussen läſst. Es ist der gleiche Vorgang, der bereits in einem früheren Falle (Zs. rom. Phil. 42, 343) festgestellt worden ist. Kristian verwendet geschriebene Vorlagen, die er frei verändert, um sie in dieser neuen Form seinem Texte einzufügen.

III. Hat Kristian Nantes gekannt?

Anläſslich der Beschreibung des Krönungszuges macht Kristian ganz bestimmte Angaben über die Lage der Königsburg in Nantes und der Kathedrale, in welcher die Krönungsmesse gefeiert wurde. Diese Angaben lauten: v. 6889:

Si s'an vont a la mestre eglise
Oïr la messe et le servise;
A l'eveschié s'an vont orer.
6899 Ancontr'aus s'an ist tote fors
O reliques et o tresors
La processions del mostier.

Dieser mostier wird 6911 wieder erwähnt: Toz an fu li mostiers plains. Nach diesen Bestimmungen liegt also die mestre eglise neben dem Bischofspalaste (eveschié) beide wieder in der unmittelbaren Nähe des königlichen Schlosses. Man muſs sich nun fragen, ob Kristian hier nicht etwa persönliche Erinnerungen, die sich an Tatsachen knüpfen, verwertet hat. Die Möglichkeit, daſs der Dichter in der Zeit, welche für die Komposition des Erec anzusetzen ist, in Nantes geweilt habe, wäre bei der Rolle, welche diese Stadt in den politischen Ereignissen der Jahre 1155—1165 spielte, nicht von der Hand zu weisen. Wie nun Verfasser, der selbst neun Monate in Nantes verbrachte, aus eigener Wahrnehmung bestätigen kann, entsprechen die Angaben Kristians genau und noch heute der Wirklichkeit. Die mestre eglise ist die Kathedrale, neben welcher sich die Ruinen des alten Bischofspalastes, heute „l'ancien Evêché" erheben. Das Schloſs der Herzoge der Bretagne flankiert die andere Seite der Kathedrale, so daſs also die Angaben Kristians jetzt noch zutreffen. Der „Palais" des Schlosses, von welchem v. 6825 gesprochen wird, El palais l'an ont amenee, ist der älteste Teil der Burg und enthält die Prunkgemächer des ehemaligen Residenzschlosses. Wenn man auch einwenden könnte, daſs die obige Beschreibung ein epischer Gemeinplatz sein kann, so bleibt doch die Übereinstimmung mit den topographischen Verhältnissen auffällig und läſst den Schluſs zu, daſs Kristian Nantes aus eigener Anschauung kennt und seine Erinnerung im Erec verwertet, wenn er diesen Teil (oder den ganzen Roman) nicht etwa selbst in Nantes schrieb. Denn die Annahme, Kristian habe in Nantes geweilt, erlaubt einen weiteren Schluſs, der Dichter kann den conte von Erec, den nach seiner eigenen Bemerkung die Spielleute „devant rois et contes Depecier et corronpre suelent", in der Hauptstadt der Bretagne gehört haben, wo er auch mit dem Tristanstoff bekannt wurde, den er selbst nach dem Erec anführt. Vielleicht haben die Zeitereignisse Kristian, der nach seinen eigenen Angaben ein nicht unbelesener clerc gewesen sein muſste, nach Nantes geführt, wo er dann Gelegenheit fand, sein Wissen oder sein Talent zu verwerten.[1] Hervorzuheben wäre für diesen Punkt noch die Erwägung, daſs infolge der Kämpfe, in deren Mittelpunkt damals die Hauptstadt der Bretagne stand, ein derartiger Austausch

---

[1] Eine Anfrage an die Archive von Nantes um Auskunft blieb unbeantwortet. Vielleicht geben diese Zeilen Anregung zu weiteren archivalischen Forschungen.

von Sagen und Erzählungen, wie ihn Kristians Worte andeuten, gerade hier am leichtesten möglich war und auch dort am ehesten zur Kenntnis des Dichters gelangen konnte.

STEFAN HOFER.

---

3. Eine altfranzösische Liebesklage.

(Handschrift Bibl. Nat. Paris fr. 837.)

Das Liebeslied bedarf, um erneuert zu werden, entweder starker Individualität oder Formgewandtheit. Die erste Bedingung ist an eine seltene Gabe gebunden, die zweite bei gewisser dichterischer Tradition immer vorhanden. Die Troubadourlyrik zeichnet sich nur in einzelnen Fällen durch die Tiefe und Innigkeit der Empfindung aus, die in sämtlichen romanischen Literaturen, im Vergleich zu den germanischen nur abgeschwächt, gedämpft erscheint, sie war mehr Formkunst und Verstandespoesie. Dieser Zug ist bei den nordfranzösischen Dichtern vorherrschend und die Theorie, die auf eine urwüchsige, natürliche französische Lyrik aufgebaut ist, wird durch jede Textausgabe oder vergleichende Untersuchung abgeschwächt.[1] Die Formkunst im Süden war an die Sangbarkeit, an die begleitende Melodie gebunden. Das Gefühl für die ästhetische Wirkung dieser, auf das gregorianische System aufgebauten Musik ist uns verloren gegangen; der Einflufs derselben auf die Struktur und den Gedankengang der lyrischen Gattungen ist unverleugbar. Im Norden scheint schon im Mittealter das musikalische Gefühl nicht so lebhaft gewesen zu sein, die eintönige Vortragsweise der *chansons de geste* ist ein Beweis dafür. Mit der Zeit trat das musikalische Element in der Lyrik auch zurück und die höfischen Dichter ahmten die Troubadours im Strophenbau und Reimgeklingel nach, übernahmen oder vernachlässigten die Melodie. Die gelehrte und die bürgerliche Dichtung hatte noch geringeren Sinn für die geschlossene musikalische Form, trachtete nach der gedankenmäfsigen Erneuerung oder Erweiterung der lyrischen Kunst. Es entstanden Zwitterformen, die alte Benennung wurde beibehalten, der Inhalt verändert oder die Bestimmung war dieselbe, die Ausdrucksweise änderte sich. Die Entwicklung können wir bei der als selbständige Gattung wenig berücksichtigten *Complainte* beobachten.

Ursprünglich war die Benennung gleichbedeutend mit prov. *planh* oder *complancha*, worunter man ein Klagelied auf den Tod eines hochstehenden Gönners verstand.[2] Nachdem der Inhalt oft politischen Charakters war, konnte dasselbe der Sirventesgattung zugezählt werden. Es gab auch solche, die eine Geliebte oder einen Freund beweinten. In Nordfrankreich war die *complainte*

---

[1] A. Jeanroy, *Les origines de la Poésié lyrique en France au moyen âge.* Paris, 2. A., 1904.

[2] K. Bartsch, *Grundrifs der provenzal. Literatur.* Elberfeld 1872. S. 34.

eine Todesklage, z. B. auf den Tod der Maria von Burgund[1] oder des Königs Eduard I.[2] Religiösen Inhalts ist die Marienklage im *Raoul de Cambrai*,[3] eine besonders in Italien sehr fruchtbare Gattung, wo aus diesem Kern das kirchliche Drama entstand. In Frankreich wurde durch die Umwandlung der *complainte* eine Liebesklage oder ein Sendbrief, im Provenzalischen *breus* und *letras* genannt.[4] Floire und Blancheflor schreiben sich *letres de salus et d'amors*.[5] Philippe de Beaumanoir verfaſste ein *Salu d'amours*, dem ein *Conte d'amours* oder *Complainte* folgt, die der Herausgeber als selbständige Gattung der Liebeslyrik nicht erkannte, weshalb er gewissen Zweifel zulieſs: „à la fin elle n'a rien de plaintif".[6] Die Inhaltsangabe des verstümmelten Gedichtes zeigt uns die typischen Züge der Liebesklage. Der lyrische Charakter ging mit der Zeit verloren, die Allegorie, die dialogische Behandlung drangen vor. Eine gewisse Erfahrung mag immer zugrunde liegen, aber was uns die Dichter bieten, ist literarische Tradition, Nachahmung oder Theorie. Ovids Liebeslehre, die Abhandlung des Andreas Capellanus sind die lateinischen Quellen, der *Rosenroman*, eine wahre Fundgrube von Gemeinplätzen, dient als ewiges Vorbild. Demselben wurde der blühende Garten, worin ein Bach rauscht und Vogelgesang ertönt, das Schloſs der Liebe, die Allegorie des Liebespfeiles, die Wanderung im Traum oder das Gesicht im Schlaf entlehnt.[7] Belehrenden Inhalts ist der Streit über die Frage, ob in der Liebe Ritter oder Kleriker vorzuziehen sei, deren lateinisches Muster *Altercatio Phillidis et Florae*, in den französischen Gedichten über *Florence et Blancheflor*, *Hueline et Aiglantine*, *Melior et Idoine* Nachahmungen fanden.[8] Persönliche Gefühle und Wünsche gelangen zum Ausdruck in den *Confrere d'amors*, *Complaint d'amors*, *Puissance d'amors*, *Purgatoire d'amors* benannten Gedichten, die sämtlich zu derselben Gattung gehören. Die Handschriften (Bibl. Nat. in Paris fr. 795 u. 837) vereinten manchmal die Stücke ähnlichen Inhalts. Eine der weniger bekannten befindet sich im *Musée Condé* in Chantilly (Nr. 897),[9] wo zuerst zwei *Complaintes* erhalten sind:

fol. 1 Helas, helas! que fera la doulente
Qui seullette se detort et tormente . . .

fol. 2 Choix assouvy, merveilleuse beaulté,
Mirouer d'honneur, abisme de bonté . . .

---

[1] *Complainte pour le trépas de Marie de Bourgogne.* ZfrPh. 26, 641.
[2] *Complainte sur la mort d'Édouard Ier.*, en vers. Romania 15, 337.
[3] *Complainte Nostre Dame* (Raoul de Cambrai). ZfrPh. 4, 462.
[4] Bartsch, *a. a. O.* S. 40.
[5] P. Meyer, *Le salut d'amors.* Bibl. de l'Éc. des chartes 28, 1867, 124.
[6] *Les oeuvres complètes de Philippe Beaumanoir* p. par Suchier B. I, S. LXI, B. II, S. 233.
[7] Gröber im *Grundriſs der rom. Phil.* II, 858.
[8] E. Faral, *Recherches sur les Sources latines des Contes et Romans courtois du moyen âge.* Paris 1913, S. 172, 216, 217—240.
[9] *Catalogue du Cabinet des Livres* B. II, S. 101. Die Handschr. in 4°, aus dem 15. Jh. zählt 44 Pergamentblätter in Marokinband und dem Wappen Bourbon-Condé.

Es folgt dann ein *Purgatoire d'amour* genanntes allegorisches Gedicht (gedr. Paris 1520 in 8⁰):

La saison que Silla renouvelle
Ce doulx trembler pour mieulx cytharisa ...

Im dritten Teile finden wir merkwürdigerweise *Le Miroir de Mort*[1] von Georges Chastellain, dem Hofdichter und Geschichtsschreiber Philipps des Guten von Burgund:

Je fus indigne serviteur
Du temps de ma prime jeunesse ...

Es ist eine Liebesklage, verbunden mit einer Todesklage, und einer Totenschau. Die verstorbene Geliebte ermahnt den Dichter an die Vergänglichkeit und eine lange Galerie von berühmten Toten wird als Beweis vorbeigeführt. So entstand eine *Complainte*, die dem Ursprunge des Begriffes näher steht und das Liebesleid dem ernsten, formlosen Charakter der burgundischen Dichtung entsprechend behandelte.

Eine Pariser Handschrift (Bibl. Nat. fr. 837) aus dem 13. Jahrhundert wurde zu Textpublikationen oft herbeigezogen.[2] Dieselbe enthält mehrere Dits, darunter die von Rustebeuf, den *Roman de Renart*, *Tournoiement aus dames* usw. Merkwürdigerweise blieben darin zwei *Complaintes*, die Gröber[3] mit unbekanntem Inhalt registrierte, bis zur letzten Zeit unberücksichtigt. Die eine *Confrere d'amors* in zwölf sechszeiligen Alexandrinerstrophen veröffentlichte A. Långfors,[4] der es jedoch versäumte die zweite in sein Verzeichnis der *Incipit* aufzunehmen.[5] Dem Inhalt nach ist dieses Gedicht unbekannt und damit eine Analyse mit Textproben begründet. Zu einer kritischen Ausgabe müſste das Vorhandensein weiterer Abschriften oder Drucke festgestellt werden. Ein verläſsliches Verzeichnis dieser Gattung, die zwischen Lyrik und Allegorie steht, fehlt bisher.

Complainte d'amour.

(Hs. Bibl. Nat. f. fr. 837.)

Il est resons que cil se teise fol. 355 b
Qui ne set dire rien qui plese.
J'ai avant cest proverbe tret,
Por ce que souvent m'entremet
De fere ce dont ne sui digne,
Nes de parler, quar n'ai pas signe

---

1 *Oeuvres de Georges Chastellain* p. par Kervyn de Lettenhove B. VI.
2 *Romania* B. I, VI, VIII, IX, X, XIII, XIV, XVI, XX, XXI, XXX.
3 *Grundriſs der rom. Phil.* II, 1, S. 861 mit Berufung auf P. Paris, *Les Mrs fr. de la Bibl. du Roi* 6, 413.
4 *Romania* XXXVI, 1917, S. 29. Naetebus, *Die nichtlyrischen Strophenformen* LXXXVII, 14, führte ihn auf diesen Text.
5 A. Långfors, *Les Incipit des poèmes français antérieurs au XVIe siècle*. Paris, s. a.

De sens aquis d'art ne de lettre,
Que je me deüsse entremettre
De tretier ce qu'a moi n'afiert
Et que mon sens pas (?) ne requiert.
Mes seulement por ce le faz
Que j'en ai en moi grant solaz,
Et s'autres deduit en avoit,
Ma joie greignor en seroit.
Mes s'el ne pooit a nul plere,
Certes il me vendroit miex tere.
Si pri cels qui orront cest dit,
Que s'il i avoit riens mesdit
Dont je blasmez estre deüsse,
Que j'escusez estre peüsse
Par la franchise de leur cuer,
Quar mon sens n'est pas de grant fuer.
Mes selonc ma povre science
Un petit dit jolif commence
Por mon corage conforter:
Si se porront bien deporter
En l'oïr cil qui l'orront dire,
Quar jolive en est la matire.

En may que li tens renovele,
Arbre florissent, pree est bele,
Et cil oisel lor chans commencent,
Bones amors es cuers semencent
De cels qui aiment lëaument:
Chascune chose se reprent
A joie selonc sa nature,
Quar li yvers et la froidure
Et la seson morte est passee.
Por la seson de novel nee
Chascune chose rentre en joie.
Amors qui orguilleus mestroie
M'avoit adonc de novel point
Si fort que ne cuidoie point
Estre d'amors si apointiez,
Ainz m'en ere desacointiez
Avant, ne amer ne daignoie,
Les malades d'amors moquoie,
Et disoie qu'il se plaignoient
De noent, quar nul mal n'avoient.
Ainsi disoie comme fous,
Quar n'avoie sentu les cols,
Que Amors done a ses cheris.
Es amors estoie si fiers
Que ne daignoie point amer.
Por ce que je veoie aler

Les amanz amont et aval,
Me sembloit qu'il n'eüssent mal,
Quar je les veoie agenciez,
Bien vestuz et estroit chauciez.
Por ce disoie aucunes foiz
Que s'il fussent du mal destroiz,
Ne peüssent du lit lever,
Ainz les couvenist reposer.
Cortoisement me responoient
Et en souspirant me disoient
Que l'eure voudroient vëoir
Qu'Amors eüst en moi pooir
Et que sentisse ses assaus,
Si savroie quels est lor maus.
De bon cuer firent lor priere,
Quar amors en tele maniere
Me navra, pas ne demora
Par un petit ne m'acora.
Por ce que me moquoie avant,
Fui navrez plus crueusement:
Quar amors un dart me lança
Et au lancier si s'avança
Li dars que tel cop me feri
Dont ja ne feüsse gari;
S'amors de moi merci n'eüst,
La plaie crueuse feüst,
Quar je fui feruz moult parfont.
La verité du dart vos cont:
Regart apele l'en la coche,
Par le regart li dars descoche
Ou cuer, n'autrement n'i puet estre,
Quar il est du cuer la fenestre.
Li enpanon ont non penssee
Qui apres regart est l'entree
Par ou li dars droit au cuer vient.
Le fil qui les enpanons tient
Doit estre apelez, ce me sanble,
Biau sanblant, quar il lie ensanble
Les cuers ausi com le fil fet,
Les enpanons du dart retret.
Biau sanblant fet les gens amer,
Quar il oste du cuer l'amer:
En lieu d'amer i entre amors.
Ja ne sera cuers si rebois,
Se l'en li moustre biau sanblant
Ou soit felonie assanblant,
Se trahison n'est en la porte
Du cuer qui felonie porte.

Puisque biau sanblanz li est fais,
En mauves n'a que mauves trais;
S'en bon cuer entre felonie,
Biau sanblant le cure et le nie.

Die Umschreibung der Liebessehnsucht ergänzt die Allegorie.

Li fus du dart qu'amors set trere,
Se son non vueil a droit retrere,
Doit estre desir apelez,
Qui en souspir est ostelez
. . . .

Das Spielwerk wird in Betrieb gesetzt um die Liebe zu erwecken:

Quant regars en la corde est mis fol. 356a
Et penssers gentement assis,
Et biau senblant vient ou pensser
Qui le tient ferme sanz torner,
Et souspirs est au desir joint:
Lors est certes le cuer point.

Der Verfasser selbst erlebte eine bittere Enttäuschung, nachdem er durch die Liebe betrogen wurde:

Quar assise ert sus cuer felon,
Qui me fist pis que Guenelon
Ne fist aus douze pers de France.
Ne dura pas lor meschëance,
Quar toz furent mors en un jour:
Mes toz jors durra ma dolor.

Der Verliebte, durch Liebespein gequält, wendet sich mit seiner Klage zum Liebesgott, der ihm Trost zuflöſst. Als er eines Morgens erwachte, verfaſste er dieses Lied:

He! aloete joliete, petit fol. 357a
De mes maus amor venist
A pleisir que me vousissent sesir
De la blondete, saverousete,
J'en fëusse plus baus.
He! aloete etc.

Amors tant com li plera
Ces maus soufrir me lera.
Ja por destrece qu'en moi mete
Ne serai crois li faus.
He! aloete etc.

Ne vueille amors endurer
Ces maus longuement durer,
De la doucete qui tant convoite
Ne sent de ses assaus.
He! aloete etc.

Die folgende Erzählung hat eine konventionelle Landschaft zum Hintergrund, deren französisches Urbild im Rosenroman zu suchen ist. Der Verliebte gelangt in eine durch Blumen geschmückte Wiese, die ein Bach durchrieselt. Ein Baum steht in der Mitte [*b*], davor eine Marmortreppe, durch eine Kette aus Silber gesperrt.

Der Verfasser greift nun zum Wunder, das Christian von Troyes am Anfang seines *Cligès* benutzte. Der Verliebte schleudert übermütig einen Stein in das Wasserbecken bei der Quelle, worauf ein Gewitter entsteht, das sich bald legt. Vogelgesang ertönt wieder, durch deren Musik der Liebhaber eingeschläfert und der Erde entrissen wird. Er hat das Traumgesicht einer Fahrt in ein wunderbares Land [*c*, *d*]. Die Gegenstände und die Ereignisse erhalten dort eine symbolische Bedeutung mit Beziehung auf die Liebe [ff. 358—362]. Von der Reise kehrt er geheilt zurück und schliefst seine Liebesklage mit einem Liebesgelübde:

Ce du dieu d'Amors enportai d
Et en mon cuer adés penssai,
Qu'Amors lëaument serviroie,
Tant que joie en deserviroie.
Lëaument l'ai adés servie,
Se j'en ai joie deservie,
Li diex d'Amors prochainement
M'en doinst joïr joieusement.

Explicit la Complainte
d'Amors.

LUDWIG KARL.

---

4. Cervantes als Dichter.

Zu den gröfsten Epikern der Weltliteratur zählt der Dichter des *Don Quijote* und ist doch nur als Meister der spanischen Prosa bekannt. Einundzwanzig Jahre alt schrieb er seine ersten Verse (1568), die bald gedruckt wurden und bediente sich der dichterischen Form bis zu seinem Lebensende. Die Fortsetzung seiner *Galatea* beschäftigte ihn noch in den letzten Tagen. Die Zahl seiner Verse beträgt 15000, die in zahlreichen Abschriften und Ausgaben zerstreut erhalten sind. Autographen besitzen wir nur von der Redondilla auf den Tod der Königin Isabella von Valois und von der Ode an den Grafen von Saldaña (Rius, *Bibl.* I, 200). Die Gedichte gehören zur lyrischen, epischen und dramatischen Gattung, teilweise sind es Gelegenheitswerke oder Bruchstücke. Es war eine lohnende Aufgabe die erhaltenen Verse kritisch zu sichten, die Verfasserschaft, die äufsere Form festzustellen und in einem Sammelbande zugänglich zu machen. Dieselbe wurde durch Ricardo Rojas in einem durch die La Plata Universität veröffentlichten Bande zur Centenarfeier gelöst (Buenos Aires 1916).

Es ist recht peinlich und oft müfsig von Europa aus die Entwicklung der spanischen Philologie in Amerika zu verfolgen, trotz der Bereitwilligkeit der Universitäten, ihre Ausgaben den Bibliotheken und wissenschaftlichen Instituten zukommen zu lassen. Es scheinen die Verleger und Buchhändler daran schuld zu sein, besonders in den südamerikanischen Staaten. Das erwähnte Buch von Rojas wurde auch durch Fitzmaurice-Kelly übergangen (Waterhouse, *The Year Book*, Cambridge 1920). Die Ausgabe der *Novellas* von Prof. Rennert, die Lebensgeschichte des C. von Schevill und ein Beitrag von D. José Toribio Medina (Santiago de Chille, 1918) werden daselbst nur erwähnt. In Südamerika wird es wahrscheinlich auch nicht leicht sein, die europäische Cervantes-Literatur, aufser der spanischen, zu verfolgen; manche Lücken in der gewissenhaften Einleitung von Rojas werden damit erklärt. Das Problem, Cervantes als Lyriker, ist doch so anziehend, dafs wir es, der Einleitung folgend, einer kurzen Betrachtung würdigen.

„Sobre sus versos, en cambio, no conozco ninguna obra especial" (Rojas XI) mag wohl richtig sein, da Rius nur einen Artikel von Menéndez y Pelayo (1874) und Valledor eine Auswahl von Silvela erwähnt. Manche Verse des Cervantes sind jedoch der Form und dem Inhalt nach bei J. J. A. Bertrand gewürdigt: *Cervantes et le romantisme allemand* (Paris 1914). Es sei hier nur auf die Übersetzungen von Friedrich und Wilhelm Schlegel, von Tieck und anderen (Kap. VII) verwiesen. Das verdienstvolle Buch Bertrands scheint in Buenos Aires auch nicht zugänglich gewesen zu sein.

Besafs Cervantes ein lyrisches Talent, nachdem er eine beträchtliche Zahl von Versen schrieb? Beweisen dieselben eine Originalität, die den Homer gleichzustellenden Epiker (?) über das Durchschnittsmafs erheben? Diese Frage kann nicht durch eine günstige oder ungünstige Deutung der Selbstkritik im *Viage del Parnaso*,[1] noch durch die sich darauf berufende Autorität des Don Martín Fernández de Navarretes (1765—1844) gelöst werden. Heute besitzen wir eine ziemlich vollständige Übersicht der zeitgenössischen Lyrik und die ästhetische Kritik ruht auf geschichtlicher Grundlage. Trotz der relativen Fülle lyrischer Gedichte, die in der *Galatea*, in den Novellen und Dramen zerstreut sind, war Cervantes nur Gelegenheitsdichter und er folgte der Mode, als er Lieder in seine Prosawerke flocht. Das einzige selbständige Gedicht, *Viage del Parnasso*, ist doch keine lyrische Gattung, sondern ein satirisches Lehrgedicht. Es entsprang derselben Gesinnung wie der *Don Quijote* und ist das kongenialste unter seinen Gedichten, wie auch Rojas meint. Als Eklogendichter erneuert Cervantes kaum die in der Renaissance süfslich und weich gewordene antike Tradition. Seine Sonette auf den Tod der Isabella von Valois überragen kaum die ähnlich gestimmten Trauerverse des Mathia Flecha, der Elisabath

---

[1] Eine Nachahmung des *Viaggio in Parnaso* (1582) vom Italiener Cesare Caporali.

von Österreich, die Witwe Karls IV. von Frankreich, beweinte.[1] Es waren gewifs die ersten Versuche und die Grabverse Philipps II. enthalten schwungvollere Gedanken. Die Dramen sind aufser der *Numancia* mifslungen; wenn darin kräftigere Töne erklingen, so entspringen dieselben der dramatischen Situation und sind keine subjektive, lyrische Güsse. Das Urteil von Lope de Vega ist auch nicht mafsgebend, nachdem er mit Cervantes wegen eines ihm zugeschriebenen Sonetts auf Kriegsfufs stand und sich seiner erst nach seinem Tode rühmlich erinnerte.

Ohne echter Lyriker zu sein, war der Verfasser des *Viage del Parnaso* echter Dichter, dem die sprachlichen Mittel ebenso zur Verfügung standen, wie das Gefühl des Rhythmus und des Reimgeklingels. Der schlagendste Beweis dafür ist der Prosatext des *Don Quijote*, worin wir langen rhythmischen Abschnitten begegnen. Die Sätze zerlegen sich in vier-, acht-, vierzehnzeilige Blankverse. Dieser Erscheinung begegnen wir bei grofsen Rednern wie Bossuet, bei Schöngeistern, die vorgelesen werden wollen, wie Montesquieu, wie das uns Lanson geschickt gezeigt hat (*L'Art de la Prose*). Einige Lieder beweisen jedoch genügend, dafs Cervantes volkstümlich dichten konnte und alle musikalischen Mittel der Sprache beherrschte (*Bailan las gitanas — Miralas el Rey* oder die *Oración cristiana* in der *Gran Sultana: A li me vuelvo, gran Señor, que alzaste*). Er schrieb etliche fünfzig Sonette, worunter er besonders das erwähnte Grabgedicht auf Philipp II. hochschätzte (*Voto a Dios*, ed. Rojas S. 454). Dazu hielt er viel auf den Brief an Mateo Vázquez (ib. S. 485), den er im Drama *Trato de Argel* in den Mund des autobiographisch bezeugten Fernando Saavedra legte. Seine Dichtungen sind volkstümlich und natürlich, sie drücken persönlich Empfundenes in oft nachlässiger Form aus. Cervantes als Dichter gehört daher zur Gruppe der Klassiker Lope und Quevedo, denen er den Weg zeigte, während er als Verfasser des *Don Quijote* die Unsterblichkeit errang.

LUDWIG KARL.

---

[1] *ASNSL* 150, 209—219.

BESPRECHUNGEN.

Idealistische Neuphilologie. Festschrift für Karl Voſsler, zum 6. September 1922, herausgegeben von V. Klemperer und E. Lerch. Heidelberg 1922.

Dieser Festband von 288 Seiten wird mit einem Geleitwort eröffnet, für das an G. Rohlfs schneidendes *chastiement* in der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur erinnert sein mag, wie auch an die ziemlich weitgehende wissenschaftliche Abkehr von Voſsler, die Klemperer in seinem offenen Brief an diesen im Jahrbuch für Philologie I inzwischen ausgesprochen hat.

Es folgt dann ein Verzeichnis der Schriften Voſslers (65 Nummern), das hinsichtlich der Besprechungen und Berichte nicht vollständig sein will.

Von den fünfzehn Beiträgen sind im Rahmen dieser Zeitschrift zu nennen:

1. Eugen Lerch, *Typen der Wortstellung*. Im allgemeinen ist der Aufsatz ansprechend und gelungen, doch scheint mir besonders die impulsive Stellung zugunsten der rhythmischen zu sehr zurückgedrängt. Im einzelnen folgendes.

Wenn Lerch von dem in den Augen Voſslers geringen Wert („kaum verwertbar") der bisherigen Untersuchungen zur Wortstellung spricht, so muſs man sich fragen, weshalb er sie dann so stark in einer Festschrift für eben diesen benutzt.

Soeben hat Lerch (S. 86) von dem Mangel ahistorischer Methode gesprochen und schon läſst er sich dazu verleiten, die logische Wortstellung (kurz gekennzeichnet durch die Ordnung Subjekt, Prädikat, Objekt, adv. Bestimmungen), der doch erst die neufranzösische ziemlich nahekommt, an die Spitze zu stellen. Ich glaube, die von ihm gewünschte, aber nicht erreichte Einfachheit der Darstellung wäre eher zu schaffen gewesen, wenn er von einer primitiven Art der Wortstellung ausgegangen wäre.

Das Wesen der logischen Wortstellung beruht für Lerch auf dem Kausalprinzip, und er will dies zeigen an dem Sätzchen „die Köchin brät ein Huhn". Dies ist mir zu apodiktisch. Ich kann wirklich nicht einsehen, daſs die Köchin das Braten „veranlaſst", sondern der Grund oder Anlaſs für das Braten (immer transitiv) mag ein Festtag oder dergleichen sein, und es wird lediglich über die Köchin ausgesagt, daſs sie das Braten ausführt. Schon das Prinzip zeitlicher Abfolge kann hier vieles erklären (es war da eine Köchin; die schickte sich an zu braten; und zwar ein Huhn), und auch das Visuell-Gegenständliche oder Konkrete einer Köchin darf nicht unberücksichtigt bleiben und kann als Ausgangspunkt genommen werden. Es ist, wie dann auch in langen Sätzen vom

Schlage *Caesăr postquam etc.*, der ruhende Pol in der Flucht der Erscheinungen, oder das „Gib mir, wo ich stehe" des Archimedes.

Um sodann zu verstehen, weshalb in dem Satze „Aus Eifersucht tötete er seinen Freund" die adverbiale Bestimmung an der Spitze steht, mufs ich erst wissen, was vorausgeht; denn die Abfolge der Gedanken könnte die sein: und seine Eifersucht ward dann so grofs, dafs er seinen Freund tötete.

Dafs der Lateiner die Endstellung des Zeitworts bewahrt, soll (S. 88) darauf beruhen, dafs er ein „aktives Volk" darstellt; ich meine aber, durch das Gesetz der Trägheit ist dies ebenso wohl erklärt. Wenn sich aber im Altfranzösischen noch Beispiele für diese Stellung finden, so ist das nach Lerch Anordnung nach der Konkretheit. Wo bleibt da der Zusammenhang der Entwicklung?

Die rhythmische Wortstellung wird sodann an einem (genauer $1^1/_2$) Horazvers (Prof. Lerch, zerstreut, druckt Ovid-Vers) ziemlich unglücklich veranschaulicht. In *Aequam memento rebus in arduis Servare mentem*, würden die beiden wichtigsten Worte *aequam* und *mentem* auf die beiden stärksten Tonstellen (Anfang und Schlufs) verteilt, und das sei die natürliche Betonung. Hier finde ich „natürlich" ziemlich nichtssagend; das starke Abweichen von der primitiven Kontaktstellung wie auch von der logischen (beides Lerch bewufst) ist schon ein Hinweis, dafs wir hier schon ein hochentwickeltes Stellungsverfahren vor uns haben, und auch von *magno vir ingenio* bis zu ihm ist immer noch ein weiter Schritt.

Nun aber wird der arme Vers durchrhythmisiert, ohne dafs irgendwie das Versmafs berücksichtigt wird, und es heifst: „nach dem starken Ton auf *Aequam* ist die Stimme verbraucht [das bei einem „aktiven Volke"!]; es ist eine Erholungspause notwendig, und diese Pause wird ausgefüllt durch *memento*. Davon wird *servare* getrennt, damit vor dem starkbetonten *mentem* Kraft gesammelt werden kann" usf. Bedarf es, um uns ein rhythmisches Prinzip glaubhaft zu machen, solcher Übertreibungen? Ist wirklich *mĕmentō* (beachte Versakzent, der sogar mit dem Wortakzent zusammenfällt, und Quantität) nur eine Erholungspause, also ein dekadentes Geflüster? Wenn ich wirklich eine Pause machen will, kann ich sie an passender Stelle zwischen die Wörter legen. So kann ich mir sehr wohl eine Pause hinter dem wuchtigen *memento* und hinter *arduis* denken, eine Möglichkeit, deren Lerch gar nicht gedenkt.

Das rhythmische Prinzip kann man ruhig anerkennen, aber man darf anderes nicht darüber vergessen, und es können doch auch einer bestimmten Stellung mehrere Vorteile eignen. In *magno vir ingenio* z. B. ergab die wohl erstlich unüberlegt impulsive Vorausnahme des *magno* sowohl eine durch das Hyperbatische noch gesteigerte Hervorhebung wie eine angenehme rhythmische Wirkung und etwa *pugna apud Salaminem facta* (nicht bei Lerch) eine glückliche Umklammerung, die dann künstlerisch gesteigert zu *Aequam* ... *mentem* führen konnte, also erst Zangenstellung für einzelne Begriffe, dann für ganzen Satz. Ich kann nicht anders, als auch in *uxores habent deni duodenique inter se communes* die Stellung von *uxores* als zunächst impulsiv ansprechen. So betrachtet (nach Lerch S. 89) auch Kühner (594) den Rhythmus als Folge der Enklisis, und ich finde nicht mit Lerch, dafs *Caesar cum* der Logik widerspricht, sondern dafs es vielmehr eine gesteigerte Logik verrät, die sich zu *Cum Caesar* in gescheiten Gegensatz zu setzen weifs und die

Betonung auf einen konkreten und besonders wichtigen Begriff gründet; denn das ist *Caesar* als Subjekt auch des Nachsatzes.

Auch in den nun folgenden zahlreichen altfranzösischen Beispielen sind bei der bekannten freien, weil primitiven Wortstellung des Altfranzösischen (die noch nicht in Rationalistik einseitig befangen, aber nicht unkünstlerisch war und sich von primitiven Werten gefühl- und verständnisvoll tragen liefs) noch manche impulsive und zugleich rhythmisch wertvolle Wortfolgen zu erkennen.

Dafs nun aber die rhythmische Folge mit einem betonten Wort beginnt und schliefst (S. 91 Anm. und S. 92), erklärt uns Lerch, so sehr er es stabiliert, auch nicht irgendwie zwingend aus dem Rhythmischen; zur Erklärung mufs schon anderes (s. o.) herhalten.

Ich finde (S. 92), dafs die Folge *Rollanz ad pris le chastel* in *ad* und *le* (bzw. *le chas-*) auch ihre Ruhelage hat, und *Messe e matines ad li reis escultet* möchte ich wieder vorzugsweise impulsiv erklären.

Sollte sodann die Beliebtheit des altfranzösischen Typs *R. le chastel ad pris* nicht noch auf lateinischem *illum castellum prehensum habet* beruhen (bis auf Umstellung von *habet*)?

S. 95 soll nachgewiesen werden, dafs die impulsive Wortstellung nicht identisch ist mit der rhythmischen; das schliefst aber nicht aus, dafs beide Stellungen mehr oder weniger zusammentreffen oder zusammengehen können.

Die beherrschte, auf den Hörer eingestellte Wortstellung wird (S. 94f.) dadurch gekennzeichnet, dafs die wichtigste Vorstellung an das Ende komme; aber diese Kennzeichnung ist eigentlich schon für die überschätzte rhythmische Stellung verbraucht, wie auch die der impulsiven zugewiesene Anfangsstellung der Hauptvorstellung. Sollte hier nicht die „rhythmische" Stellung zweimal eine Anleihe gemacht haben?

Unter Nr. 7 sind zwei weitere Möglichkeiten der Wortstellung angekündigt, aber nur eine (die impressionistische) wird erörtert.

Damit wollen wir von diesem Beitrag, der es verdient, aufmerksam (aber kritisch) gelesen zu werden, scheiden.

2. Gertraud Lerch steuert unter dem Titel *Die uneigentlich direkte Rede* einen Auszug aus ihrer ungedruckten Doktorarbeit bei. Hier haben wir prächtige Ausführungen in reifem Stil und klarer, von Wiederholungen freier Darstellung. Es fehlen aber zumeist die Beispiele, die einen Vortrag so beschweren. Der Meister wird seine Freude daran haben, wie seine Aussaat im Herzen dieser Schülerin emporgediehen ist. (Im vorletzten Satz tilge „h" in Protheus.)

3. Leo Spitzers Beitrag, verhältnismäfsig lang, weitschweifig und ermüdend (man denke an den Ausländer!), ist betitelt: *Das synthetische und das symbolische Neutralpronomen im Französischen* und teilt sich in I. Frz. *cela, ça, ce*, II. Symbolisches neutrales *il*. Er bewegt sich fast ausnahmslos im Neufranzösischen, bringt aber vergleichsweise manches aus anderen romanischen Sprachen. Da dem Scharfsinn und der Belesenheit Spitzers manche Richtigstellung fremder Ansichten und mancher Fund gelingt, ist die Arbeit für den mutigen Leser anregend und gewinnbringend. Hie und da wünschte man sich mehr Scheidung zwischen der Sprache des gemeinen Mannes und der des Künstlers. Was z. B. für ersteren längst nicht mehr mythisch ist

(latent), kann es für letzteren wieder werden (patent). In diesem Sinne finde ich die Betonung des mythischen Charakters der neutralen Wendungen etwas übertrieben.

4. Für die prächtigen Ausführungen von C. de Lollis über *Arnaldo e Guittone* (Arnaut Daniel und Guittone d'Arezzo) möge ein Hinweis genügen.

5. Gustav Ehrismann, *Dantes Göttliche Komödie und Wolframs von Eschenbach Parzival.*

Von berufener Seite wird uns hier zu willkommenem Vergleich einmal der Wolfram des Willehalm und des Parzival nahegebracht. Die wohlgelungene Gegenüberstellung der beiden Grofsen (Dante und Wolfram), die, besonders mit dem wuchtigen Schlufs, wie eine Festrede anmutet, ist auch für weitere Kreise zu empfehlen.

S. 177, Anm. 1 spricht Ehrismann von Parallelen zwischen der Göttlichen Komödie und dem Anticlaudianus des Alanus de Insulis. Dazu sei bemerkt, dafs Vossler in der neuen Auflage seines *Dante* (II, 546) dem nicht stattgibt und sagt, der Anticlaudianus ist Dante „fremd geblieben".

Kann man (S. 181) wirklich sagen, dafs die Komödie nur das Emporsteigen der Seele, nicht auch deren Fall schildere? Es wird uns doch in der K. gezeigt, wie der in die Sünde verstrickte Dante, von der Vernunft (Virgil) geführt, die vielstufigen Arten der Sünde in ihrer Verkehrtheit und Abscheulichkeit erst erkennen mufs, um sich dann geläutert von ihnen abzukehren; aber E. verbessert sich selbst, indem er kurz darauf sagt: „Diese Sündenwelt, den zweiten Akt des Seelenschauspiels, durchlebt er in den Gestalten der Hölle und des Fegfeuers . . ."

Ist es (S. 187) geschickt zu sagen, Dante schöpfe seine „sittlichen Anschauungen aus dem Laientum", zumal wo es noch auf derselben Seite heifst: „Dantes Emporstieg ist rein geistig und nicht belastet mit der Rücksicht auf irdische Werte"?

6. Helmut Hatzfeld, *Der Geist der Spätgotik in mittelfranzösischen Literaturdenkmälern.*

Es handelt sich um den Patelin, den „kleinen" Prosaroman *Le Petit Jehan de Saintré* und Villon. Sie sollen „in ein etwas germanisch-flämisches Milieu gehören" (S. 198), und bei ihnen „viele realistische Schilderungen nicht so sehr auf Phantasie und Erleben als auf gesehene Illustration in Manuskripten und auf Wandgemälde zurückgehen". Es liege nahe, dafs „La Salle an mehr als einer Stelle Bilder beschreibt, und nachdem er daran die Technik des Realismus gelernt haben mag, hat er sie wohl frei ausgestaltet". „Szenenbilder und Gemälde scheinen auch der Ausgangspunkt des Villonschen Realismus zu sein." — Bei Villon kann sich Hatzfeld in einigem auf G. Paris berufen, aber mufs man nicht zunächst annehmen, dafs die Literaten den Hang und die Fähigkeit zu realistischer Schilderung ebendaher haben, woher sie die Maler und Schauspieler haben, nämlich aus dem Zeitgeist?

Die Schilderung der *Belle Heaulmiere* (soweit Hatzfeld sie S. 201 mitteilt) steht übrigens Kristian noch sehr nahe; vgl. z. B. die Schilderung der Blancheflor im *Conte del Graal* (Baist 1786, Potvin 3002).

Das mit dem Exorzismus (S. 202) scheint mir etwas schief geraten. Derartige Dinge (wie auch das Totentanzmotiv) sind (und zwar in schelmenhafter Aufmachung) am ehesten in derbvolkstümlichen Kreisen zu finden (vom

Glauben an diese Dinge ganz abgesehen) und daher reichlich bei Villon, nicht im *Petit Jehan*. Die Stola in gleicher exorzistischer Verwendung, aber ohne das Burleske findet sich auch Jaufre 5428.

Der Manneken-Pis-Brunnen (Hatzfeld druckt Männekenpifs-!) in Brüssel stammt erst aus 1619 (Bädeker), kann also hier nichts beweisen.

An die unanständige Unbefangenheit der Villonstelle (S. 203) glaube ich nicht.

Druckfehler: Fastendispenz st. -s (S. 201); *esguilletz* st. *etez* (S. 204); teils *Jean* teils *Jehan*.

7. Von den Beiträgen allgemeineren Inhalts sei Karl Bühler, *Vom Wesen der Syntax* erwähnt.

H. BREUER.

Idealistische Philologie. *Jahrbuch* Bd. III, Heft 1/2, 1927 (*Romanistica*).

Das Jahrbuch für Philologie heifst nun wieder Idealistische Philologie. Darüber unterrichtet uns Klemperer wie folgt:

„Ist es ein Gefühl der Untrennbarkeit und des Trotzes, was mich den alten Titel aufgreifen . . . läfst?“ Das stellt es in Abrede. Und definiert:

„Idealistische Philologie ist eine solche, die einem Ideellen zustrebt, d. h. die im Sprachkörper das Geistige sucht, und die das Einzelne um des Ganzen willen erforscht.“

Sehr wohl. Aber, was hat das mit dem von uns bekämpften Vosslerschen Idealismus zu tun?

„Der Idealist sucht das Kausalitätsprinzip in der menschlichen Vernunft, der Positivist sucht es in den Dingen“, ist der eine phänomenologische Grundsatz von *Positivismus und Idealismus*: Wenn also Klemperer im Sprachkörper das Geistige sucht, so ist das „Positivismus“ im Vosslerschen Sinne.[1]

„Einen Organismus kann man zerstören, aber nicht in seine natürlichen Teile zerlegen“ ist der andere induktionsfeindliche Grundsatz des Vosslerschen Idealismus: Das Einzelne um des Ganzen willen erforschen, wie es Klemperer will, ist also wiederum „Positivismus“ im Vosslerschen Sinne.

Man kann dieses deduktionslustige Vosslersche Programm auch nicht auflösen oder halbieren, modifizieren oder entwickeln. Seit es ein primitives, nur durch Instinkt orientiertes Menschentum gibt, bestehen jene monistischen Grundsätze: Organismen sind wie „mein Ich“ unteilbare Ganzheiten, die Seele entschlüpft, wenn man die Ganzheit „zerstört“. Darum war den ägyptischen Ärzten jeder Eingriff gesetzlich verboten. Darum blieb ihnen und allen Totemisten nur das extatisch-erotische „sich in den anderen Hineinversetzen“, das, was Bergson, Croces und Vosslers geistiger Vater, *Intuition* taufte. Diese urzeitliche autoerotische Doktrin bekämpfen wir als verführerische, unseren

---

[1] Ich wiederhole, was ich schon einmal sagte: Vossler hat nie genau gewufst, was Positivismus ist. Der Grundsatz des Positivismus war: *étudier l'homme par l'humanité*, steht also dem Vosslerschen Idealismus sehr nahe. Was Vossler Positivismus nennt, nennt man heute etwa Realismus. Aber Vossler unterschied auch nie genau zwischen „Realismus“ und „Mechanismus“.

Instinkten entgegenkommende Prälogik. — Der verdienstvolle Herausgeber dieser Zeitschrift ist wegen meiner Kritik an Vosslers das Einzelne vernachlässigendem Essay im Jahrbuch brieflich geradezu bedroht worden. Die Herabsetzung Vosslers, hiefs es in einem Brief, sei eine Schande. Vielleicht; aber nicht für uns. An anderer Stelle wurde mein Urteil über Vosslers Fritz Reuter-Französisch als Pamphlet bezeichnet. Wirklich ein Pamphlet?

Poverté n'est pas vice heifst es auf der Zweitdruckseite 194 der *Sprachphilosophie.* Und dann: „Der Einzelne könnte innerhalb des Neufrz. gerade so gut wie *poverté n'est pas vice, la poverté n'est pas un vice* sagen.“ Und noch einmal unten: „*La poverté n'est pas un vice.*“ Die *Armut kommt von der Povertät*, pflegte doch Fritz Reuter zu solcherlei zu sagen! Und sicher hätte er den Spruch Vosslers auf derselben Zweitdruckseite: *Tout qui reluit n'est pas or* als Motto dieser ganzen Sprachpseudophilosophie vorgeschlagen.

Dies bekämpfen wir: Mangel an Wissen, Mangel an Achtsamkeit, Leichtfertigkeit des Urteils, Deduktion an Stelle von Induktion, Monismus, Prälogik.

Klemperers Programm dagegen bekämpfen wir nicht, können wir nicht bekämpfen, weil es unser eigenes und das Programm unserer Lehrer war. Und Klemperer hat ganz recht hinzuzusetzen:

„Es sollte keine andere Philologie geben, und idealistische Philologie müfste ein Unsinn sein wie nächtliche Nacht.“

Aber das war ja gerade der Sinn des Vosslerschen Idealismus, dafs es eine andere, nicht analysierende, nicht induzierende, sondern intuitiv aufs Ganze gehende Philologie gäbe! Wo blieb die?! *Passez muscade!* —

Leo Spitzer, ‚*Puxi*‘, *eine kleine Studie zur Sprache einer Mutter*, S. 35, 101. Notierung und Deutung einer üppig spriefsenden weiblichen Wortflora für den Familiengebrauch; also nicht nur ungezwungen, d. h. von soziologischen Regeln unbeeinflufst, sondern absichtlich diesen Regeln trotzend: S. 108: „Die Zärtlichkeit strebte Entfernung von den gebräuchlichen Worttypen an.“ Die Erklärung ist im allgemeinen erfragt, also indiskutabel. Ein nützliches Dokument für jeden, der auf eins der wichtigsten sprachbildenden Zentren, die Familie, zurückgreift; nützlich, soweit man nicht annimmt, dafs die Familie das wichtigste oder gar das einzige Zentrum ist, und soweit Spitzers Phantasie diesmal aus dem Spiele blieb.

Helmut Hatzfeld, *Don Quijote und Mme. Bovary*, S. 54, 116. Da mir die Arbeit noch problematischer scheint als das Thema, gebe ich ihre Rechtfertigung durch den Autor: S. 131 „Studien wie die vorliegende haben trotz ihrer dokumentarischen Fundierung niemals den Sinn einer exakten Erhärtung historischer Einflüsse, die ja gerade im ästhetischen Sinn ein Adiaphoron darstellen. Aber solche Betrachtungen scheinen mir methodisch gerade deshalb auch einen Erkenntniswert für die Grenzen der Literaturwissenschaft im Sinne Lansons zu besitzen.“

Wie meint das der Verfasser: Thema und Beantwortung befänden sich jenseits der Grenzen, dienten also dem einsichtigen Leser als ein „Bis hierher und nicht weiter?“ Dann hätte ich dieser Selbstkritik nichts zuzufügen. Vf. schliefst: „Es war also hier mit wissenschaftlichen Mitteln wahrscheinlich zu machen, was man über das künstlerische Verhältnis Flauberts zu Cervantes zwingend fühlt, aber niemals wissen kann.“ Mit wissenschaftlichen Mitteln

zu dem, was man nicht wissen kann? Wie definiert denn Hatzfeld Wissenschaft? Lucus a non lucendo?

V. Klemperer, *Spiel*, S. 71. In jedem Menschen steckt nach Nietzsche ein Kind, das will spielen: Für Klemperer ist die Verbindung von Wort und Begriff eine äufserst lose und dient ihm mit Vorliebe als Tennisplatz. *Vide* Göttingen, wo uns in einem brillanten, ja blendenden Vortrag zugemutet wurde zu glauben, dafs die „Lyrismen“ im älteren französischen Roman und Drama der Ersatz für die fehlende „Lyrik“ gewesen seien.

Meine Kritik an seiner *Einführung in das Mittelfranzösische* beantwortet er: „Das ist, wie jedem Unbefangenen sofort einleuchten mufs, vor allen Dingen ein literarisches Buch. Und ich bin der Meinung, dafs die literarhistorische Kenntnis der mittelfranzösischen Epoche im Argen liegt, und dafs es für einen künftigen Lehrer von grofsem Gewinn ist, in den Geist Joinvilles usw. eingeführt zu werden, ja — horribile dictu — ich halte solche Einführung für notwendiger als eine genaue Kenntnis des Diphthongen *oi*. Damit soll nicht verschleiert werden, dafs meine Einführung sprachliche Fehler aufweist.“

Klemperer ist zu bescheiden. Die *Einführung* weist nicht sprachliche Fehler auf. Sie wimmelt von solchen Fehlern: *glutto* und *glutus*, *placidum placitum*, *dolus* und *deus*, *comparare* „vergleichen“ und *comparare* „bezahlen“ gehen durcheinander; *feu* „verstorben“ kommt von *essere*, *chalengier* von *calendarium*. Zu *ma fille et mon très amé gendre* wird S. 88 erklärt: *gendre* —*genre* „Geschlecht, Sprofs“! Wer schützt uns davor, dafs *le Gendre de Mr. Poirier* uns nicht demnächst als „das Geschlecht, der Sprofs des Herrn P.“ vorgestellt wird?

„Vor allen Dingen ein literarisches Buch.“ Was sind Worte? Der Titel war doch: *Einführung in das Mittelfranzösische*?! Dann als Untertitel: *Texte, Erläuterungen*. Fünfundzwanzig Seiten *petit* dieser Erläuterungen sind philologischer Art, mehrere betreffen lautliche Dinge, selbst der verpönte Diphthong *oi* kommt S. 8, 15, 16, also oft genug vor. Wann war da Klemperer aufrichtig? Als er Titel und Buch herausgab, oder als er diesen Titel ins Literarische umdeutete?

Idealistische Philologie erhält ein „realistisches Programm“, *Kinderspiel* ist „kein Spiel“, *Einführung in das Mittelfranzösische* hat hauptsächlich „literarische Tendenzen“, sachliche Kritik an Vossler und seiner Gruppe, der Nachweis, dafs das Programm *Idealismus* ein leeres Wort ist, das die Schüler nicht mehr ernst nehmen, das ist nach Klemperer „Falschspiel“. Jedenfalls bekennt sich also Klemperer als Spieler. —

Meiner Ansicht nach, und ich weifs, dafs diese Ansicht geteilt wird, ist es „Falschspiel“, wenn man bewufst ein modisches Feldgeschrei wählt, an das man nicht glaubt und das man nicht befolgt. Wenn man bewufst eine Sprache lehrt, welche man nicht ordentlich lernte. Wenn man berechtigte Kritik durch Drohbriefe und Beleidigungen einzuschüchtern sucht, statt sie zu widerlegen oder umzulernen. Ich sage *bewufst* und weifs, dafs es schwierig ist, den Bewufstseinsgrad eines anderen festzustellen. Bei dem Vosslerschen Idealismus und seiner Instinktlehre, vor allem bei der Ansteckung und Ausbreitung dieser Lehre wirken selbstverständlich massenpsychologische Vorgänge, also

Bewufstseinsminderungen mit. Wenn aber nach erreichtem Ziel der Name Idealismus bleibt, jedoch der Inhalt sich ändert, dann fragt man sich wiederum: Wufsten die Verführten wirklich nicht, was dieser *Idealismus* bedeutete?

Das terminologische Festhalten bei begrifflichem Abrücken vom Idealismus wird nicht nur von mir bemerkt: „Im übrigen soll doch noch erwähnt werden, dafs ... E. Lerch ... kürzlich im Vorwort seiner ... Syntax den Unterschied zwischen Idealismus und Positivismus auf ein recht geringes Mafs herabdrückt", schreibt O. Funke in *Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie*, Bern 1927, S. 114. Auch wird nicht nur von mir bemerkt, dafs die Schüler, trotz Abrückens von der dilettantisch-philosophischen Basis ihres Meisters, noch sehr viel unbefriedigender sind als er: „Der Ertrag von dieser Geisteswissenschaft von der Sprache ist unbefriedigend, — das bleibt als Eindruck aus aller Durchführung der Vosslerschen Sprachphilosophie.

„Der Eindruck des Ungenügens verstärkt sich beim Blick auf die Arbeit der Vosslerschen Schule", schreibt Gunther Ipsen in IDG. Jb. 1927, I, S. 23.

Es wird nicht nur von mir bemerkt, dafs Vosslers Basis in Philosophicis „flüssig" und „lückenhaft" (Funke S. 104, 113) ist.

Vgl. auch, was Kastil über Geist und Kultur in der Sprache in *Herrigs Archiv* 1927, S. 97, sagt: Er beginnt mit Vosslers Unbefangenheit in Psychologicis; stellt dann fest, dafs Vossler aus der Not eine Tugend macht und Psychologie als sprachwissenschaftliche Methode ablehnt, und fährt nun fort:

„Für die Philosophie, die hier geboten wird, bedarf es keiner soliden psychologischen Schulung, denn sie besteht darin, dafs solchem, was in konkreter Form schlicht ausgesprochen, banal erscheinen müfste, durch eine mit Abstractis und Metaphern aufgeputzte Redeweise der Schein von Bedeutung und Erklärungswert gegeben wird, und sprachliche Bilder und Fiktionen zu metaphysischen Kategorien erhoben werden."

Und genau wie ich, summiert auch Kastil diese Nachweise in der Klassifizierung: „Feuilleton".

„Wie uneuropäisch!" wird Klemperer sagen.

Uneuropäisch ist aber nur der Zustand, welchen Vossler und seine Schüler durch gegenseitiges parteimäfsiges Fördern, durch „souveräne Behandlung der Gegner" (Funke S. 97) und durch Unterbieten der Leistungen Anderer erreichten. Und eine der interessantesten Feststellungen Funkes ist, dafs Deutschland mit seinem romantischen und idealistischen, also vorwissenschaftlichen Sprachbetrachtungsprogramm isoliert ist; dafs der Geist der Sprachbetrachtung in Skandinavien, England, Frankreich (auch in Italien und der Schweiz, wie ich zufüge) empirisch-psychologisch ist.[1]

Und er schliefst daraus: Wenn eine Reihe von Forschern unabhängig voneinander denselben Weg gehen, so dürften sie auf dem richtigen Wege sein.

---

[1] „Eine erfreuliche Tatsache ist mir, dafs die aufserdeutsche Sprachphilosophie der Gegenwart nahezu einhellig auf dem empirischen Boden steht" (Funke, S. 139).

Hier erhellt ohne Wortverschiebungsmanöver, wer „uneuropäisch" ist, wir oder die Vosslerleute. Es erhellt aber auch, wer auf dem richtigen Wege ist und wer nicht. Und darum handelt es sich vor allem für den, der nicht mitspielen will, — weil er erkennen will.

Und es erhellt, dafs wir gegen eine materiell mächtige, ideell überaus schwache Gruppe kämpfen, um der deutschen Wissenschaft den Anschlufs an Fortschritte zu ermöglichen, welche im Auslande längst gemacht wurden.

Dafs es hierbei nicht immer sanft hergehen kann, liegt an der geistigen Rückständigkeit, an der positiven Macht, an der rücksichtslosen Kampfesweise unserer Gegner.

LEO JORDAN.

Otto Funke, *Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie.* Bern 1927.

Ein gutes Buch, das hoffentlich recht viele lesen.

Es beginnt mit einem Aufsatz über J. Harris' *Hermes*, einer sprachphilosophischen Arbeit des 18. Jhs. Diese Einleitung scheint insofern nicht recht in den Rahmen des Buchs hineinpassend, als man ernsthafte Sprachphilosophie erst mit ernsthafter Sprachwissenschaft beginnen kann: Denn Sprachphilosophie ist ja nichts anderes als die Summe von Allgemeinbegriffen, Unterscheidungen und Beziehungen, welche logisch über das eigentlich Sprachwissenschaftliche hinaus erwächst.

Wo also keine Sprachwissenschaft ist, kann es auch keine Sprachphilosophie geben, sondern höchstens Sprachessayistik, Sprachfeuilletonistik, also „Vorwissenschaftliches". Immerhin ist es gut, dafs man an einem einleitenden Beispiele sieht, wie diese vorwissenschaftliche Essayistik gewöhnlich verläuft:

Sie neigt stets dazu, Sprache und Sinn zu konfundieren, weifs mit dem Einzelnen und der Gesellschaft nie etwas Rechtes anzufangen und flüchtet darum stets zu *a priori*, rein Gedachtem, Allegorischem (*Zeitgeist!*), Symbolischem, Fetisch oder Totem.[1]

Und hier zeigt Funke sehr schön, wie Plato den Samen dieser Vorurteile streute, und wie schon Aristoteles sich bemühte, zu zeigen, dafs diese Ideen des Plato Prälogismen sind (S. 41).

So schliefst sich an solche idealistische Sprachessayistik des 18. Jhs. ganz folgerichtig die romantische Sprachbetrachtung von Humboldt und Steinthal an, welche in dem Neukantianismus Cassierer's ausläuft (S. 51 ff.): Die mystische Bedeutsamkeit der Sprache bei diesen Autoren ist lediglich eine Folge davon, dafs sie Sprache ungenügend analysierten. Analysiert man sie nämlich, so

---

[1] Dies Symbolische ist bald mehr „Gleichsetzung zweier", also *Totem*, bald mehr „Setzung des Teils für das Ganze", also mehr *Fetisch*. Stets handelt es sich um prälogisches Fühlen, wie denn überhaupt Prälogik die Methode der Vorwissenschaft ist. Allerdings ist Prälogik nicht gleich Vorwissenschaft: Sie ist wesentlich weiter umfassend als diese. In unserem Falle gehören hierher: Beschwörung, Zauberformel, magische Zeichen, Nomen et Omen, ominöse Zahlen, Buchstaben und Worte, — bis zur Gleichsetzung von Begriff und Wort.

kommt man zu Spannungen zwischen Erfahrung und Wirklichkeit, zwischen Sprache und Sinn, zwischen Sprache und Sprache: Die Sprache von Einst ist nicht die Sprache von Heute, und die Sprache von A. nicht die Sprache von B. Mit dieser Beobachtung zerstäubt alle Mystik.

Es gilt also raumzeitliche Prozesse zu erfassen, welche wiederum nicht Original, sondern Echo sind.

Man wird im Gegensatz zu solcher Methode markante Beispiele von Verwechslung von Bild und Bedeutung, wie von Bezeichnungs- und Begriffswandel aus Cassierers Buch stammend S. 65 ff. lesen.

Es folgen Besprechungen der Systeme von Porzig und Weifsgerber und dann schliefst der Autor Vosslers Schule nicht der Romantik an, sondern bespricht sie als eigene Gruppe, als ästhetisch-idealistische Richtung (S. 94).

Auch hier zeigt sich der Autor als trefflicher Kritiker, der verstanden hat, dafs Vossler mit dem Begriff Positivismus ganz willkürlich um sich warf, dafs er etwa die Rollen verteilte, wie Buben beim *Räuber und Gendarm* spielen: „Ich bin der Gendarm und du der Räuber." Er geifselt die Flüchtigkeit des Selbstunterrichts, die Labilität der Terminologie und der Begrifflichkeit, die Emotionalität. Er verkennt gewisse Vorzüge nicht: Den Sinn für Begründung, für Bewertung. Aber er zeigt, dafs diese Vorzüge dadurch in sich zusammenfallen, dafs eine Begründung ohne sachliche Elemente zur Begründungssucht, eine Bewertung ohne Kritik zum Ästhetizismus, zur Überbewertung, sachlich zum Essay, zum Feuilleton führen müssen (S. 113, 114).

Der letzte dritte Teil gilt der empirisch-psychologischen Richtung und bespricht: H. Paul, Fr. Brentano, A. Marty, K. Bühler. Er gipfelt in der sehr beachtenswerten Feststellung, dafs die vorwissenschaftlichen romantischen und idealistischen Strömungen der Sprachphilosophie nur noch auf Deutschland beschränkt sind, und dafs Skandinavier, Romanen und Engländer (Italien und die Schweiz) alle schon auf empirischem Boden stehen.

Sie marschieren getrennt und werden darum vereint schlagen, auf einem Wege, den bereits Aristoteles ahnte (S. 139).

Es tut mir leid, dafs Vf. meine *Kunst des begrifflichen Denkens* nicht noch mit besprechen konnte. Denn es verbinden uns manche verwandten Züge. Jedenfalls unterschreibe ich: „Universalismus und Individualismus in der Sprachbetrachtung fallen nicht auseinander, sondern sie drängen zu einer höheren Einheit."

Man kann Sprache (oder irgend ein Psycho-Soziologisches) weder nur psychologisch betrachten, noch nur soziologisch.

Betrachtet man sie nur psychologisch, so sieht man nur KANN und Kunst. Betrachtet man sie nur soziologisch, so sieht man nur Gesetz, MUSS, Sprachgeist, Zeitgeist und dergleichen „Steine" statt „Brot" (S. 101), d. h. Allegorien.

Erst in der psychosoziologischen Betrachtung sieht man die Wechselwirkung, welche aus Sprechen Sprache macht.

Das Tor aber zu solcher psychosoziologischen Betrachtung ist die Gewöhnung an raumzeitliches Erfassen der Sprachvorgänge, also Studium der Sprachgeschichte und der Sprachgeographie.

Sprache besteht als Wirklichkeit aus sich mannigfaltig kreuzenden Sprachakten von Einzelnen, Mundarten, Dialekten, bis zur Reichssprache oder

Koine, welche aus diesen unzähligen Fäden und dem literarischen Gebrauch der Sprache sich nährt und rückwirkend auf Dialekte, Mundarten und Einzelne durch Lektüre und Schule Einflufs ausübt. Bald schwächer, bald stärker.

Wie soll man ein so kompliziertes Geschehen erfassen, wenn man nur Dichter(!), oder nur moderne Mundarten; oder nur Familiengebrauch, oder nur Reichssprache betrachtet?

Jeder dieser Standpunkte, wie jedes Unterbieten unserer allerdings komplizierten, wie die Wirklichkeit komplizierter Methode kann nur zu Mifsverständnissen führen.

Nur insgesamt und verschränkt, als Erfolg langer Übung im raumzeitlichen und psychosoziologischen Denken, kann man sie erfolgreich zusammendenken. Zu diesem Ziele hat Funke ein Erhebliches beigetragen.

Leo Jordan.

Friedrich Schürr, *Das altfranzösische Epos*, München, Huber, 1926.

In unterhaltender, plastischer und leicht fafslicher Weise unterrichtet Schürr über das französische Volks- und Kunstepos, im Sinne neuzeitlicher Einstellung. Er gibt ganz geschickte Inhaltsangaben, ansprechende Charakterbilder der Dichter, glaubhafte ästhetische Wertungen, im Allgemeinen annehmbare Parallelen zu anderen Künsten.[1]

Das haben also Becker und Vossler erreicht, dafs die jüngere Generation in geschmackvoller Weise über Literatur und Kunst schreiben kann.

Aber diese formale Glätte ist nicht die Wirkung der Lösung alter Probleme, sondern entstammt ihrer systematischen Unterdrückung.

Die ältere Generation hatte auf Grund sprachlicher Analyse, vor allem der Reime, in vielen Volksepen Schichtungen nachgewiesen. Beckers, Bédiers, Wackers und anderer Leute Kritik hätte diese Nachweise auf ein richtiges Mafs beschränken sollen. Allein wie immer wurde das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Statt dieser verdunkelten Fragen interessieren nun Schürr andere. Das Motto seiner Arbeit ist einer Kirchenbaukunst entnommen und lautet:

„Die Gothik . . . mufste so sein wie sie geworden ist, weil es der Zeitgeist so wollte".

Von diesem Axiom ausgehend versucht er sehr merkwürdige zeitliche Schichtungen innerhalb der Gattung „Epos" nachzuweisen:

So heifst es S. 253: „Der Dichter entwirft ein Porträt seines Helden! Das ist gegenüber dem Stil der Chanson de geste, in der Zeit, in der Alberich schrieb, so ungotisch, dafs sich diese Erscheinung hier nur durch Herübernahme aus antikem Vorbild erklärt".

Und über die Karlsreise lesen wir: „Um so weniger berechtigt war man aber, dieses Gedicht so nahe an das hochgespannte gotische Epos . . . heranzuschieben . . ., zu deutlich ist die gotische Weltstimmung hier in Auflösung begriffen".[2] (S. 160). — Wenn aber die Dichter der Gotik dem Zwang des Zeit-

---

[1] Ungünstiger urteilt über das Formale W. Mulertt, Herrigs Archiv 1927.

[2] Man sieht wie die vereinheitlichende Allegorie „Zeitgeist" die ständische Uneinheitlichkeit verdunkelt: Die Karlsreise scheint ungotisch, weil sie nicht aristokratisch ist.

geistes auch noch so einhellig gehorchen, so bleiben sie als Dichter dennoch Schöpfer.[1] Und wir lesen: „Die Liedersammeltheorie ist bereits überwunden, und dies nicht nur infolge ihrer rein hypothetischen Natur, sondern vor allem aus inneren kunsttheoretischen Gründen, erschien danach doch das fertige groſsangelegte Epos nicht als Schöpfung einer Dichterpersönlichkeit, sondern als Endglied in der Kette einer mechanischen Entwickelung. Die Theorie, die ihre hauptsächliche Ausgestaltung im Zeitalter des Positivismus erhalten hatte, muſste mit der mechanistischen Weltanschauung fallen".

Sind denn die Determinationen, die ein Zeitgeist ausübt, weniger mechanisch[2] als die Zwänge von Vorbildern und Publikumseinwürfen in der Volksdichtung? Ich stand bisher auf folgendem Standpunkt: Volksdichtung ist naturgemäſs exogener, gebundener und daher regelmäſsiger in ihrer Art, — Kunstdichtung ist indogener, freier, individualistischer und daher differenzierter. Darum sind beide zu unterscheiden.[3]

Schürr aber unterrichtet uns: „Von dem verschwommenen romantischen Begriff der Volksdichtung müssen wir uns fernhalten" (S. 32).

Er „hält" sich aber selber nicht „fern" davon. Denn er schreibt S. 52: „Die schriftkundigen Kleriker steigen bei Eintritt gewisser kultureller Umstände zu den Niederungen volkssprachlicher Dichtung herab". Inwiefern sind das *Niederungen*? In meinem Sinne „geringerer Differenzierung"? Oder in einem anderen? Wenn ein Begriff verschwommen scheint, so ist es doch wohl dieser.

Wenn aber der Ependichter auch in solch dunstige Niederungen herabsteigt, so bleibt er dennoch und wiederum ein „Schöpfer":

Und es heiſst S. 93: „Da stellt sich aber gleich die Frage, ob wir das Rolandslied so wie wir es haben, bzw. aus den erhaltenen Fassungen erschlieſsen, auch als persönliche Schöpfung eines Dichters auffassen können. Es wird so die Frage erhoben nach der künstlerischen Einheit und Geschlossenheit der Dichtung. Was man dagegen auch eingewandt hat, wir glauben diese Frage bejahen zu können".

Gut. Aber 40 Seiten weiter lesen wir von den gotischen Kirchen dem Zeitgeiste zum Trotz das Gegenteil:

„Auch die gotische Kathedrale als Kunstwerk", heiſst es S. 133, „ist ja anonym und Generationen haben an ihr gearbeitet".

Das Rolandslied ist also „persönliche *Schöpfung* eines Dichters" (*endogen*), während die gleichzeitige Kirche „*Generationenkunst*" (*exogen*) ist.

Der Zeitgeist „will" und die Gotik „muſste", — aber das Rolandslied entzieht sich diesem exogenen Muſs.

Wenn sich die Karlsreise oder Alberich von Besançon diesem Muſs entziehen, so ist die Karlsreise „ungotisch" und Alberich ein „Übersetzer".

Und wenn der Rolanddichter sich dem Zeitgeiste entzieht, so ist er ein „Schöpfer".

In welche Zeit sollen wir da nun Schürr selber versetzen? In die Periode der mechanistischen Weltanschauung oder in diejenige der idealistischen?

---

1 Ein Schöpfer, der muſs, — ein Freier in Ketten, — Lucus a non lucendo!

2 *Mechanisch* bedeutet: „Zwangsläufig", „gesetzmäſsig", „ohne Ausnahme".

3 Der Volksvortrag wird durch die Kritik des Einspruchs geschliffen, — der literarischen Dichtung fehlt diese unmittelbare, exogene Art der Korrektur.

Er selber bekannte sich entschieden zum Idealismus.

Aber nun lesen wir S. 233 über Abaelard:

„Er wandte sich von der durch den extremen Realismus gegebenen Lösung ab, ohne daraus die letzten metaphysischen Konsequenzen zu ziehen: Das heifst, er langte auf Umwegen wieder bei pantheistischen Anschauungen an. Die Allgemeinbegriffe hatten für ihn keine wirkliche Existenz, unabhängig von den Einzeldingen, sondern waren Begriffe des menschlichen Verstandes (conceptus), . . . Die Umdeutung der Einzeldinge, des Diesseitigen in ein jenseitiges Allgemeines wurde so aufgegeben, aber die Konsequenz nach der anderen Seite, nach der Betonung der allein wahren Existenz der Einzeldinge nicht gezogen".

Das ist ein ausgezeichneter Grundsatz: Allein wahr sind nur die Einzeldinge. Dann kann man aber nicht ein ganzes Buch von dem nicht durch Induktion gewonnenen Allgemeinbegriff *Zeitgeist* deduzieren. Denn wenn die Einzeldinge allein Wirklichkeit haben, mufs man auch von ihnen ausgehen, weil man ja sonst in die Luft baut. Und wenn man der Ansicht ist, nur die Einzeldinge hätten Wirklichkeit, so kann man sich weder zu jener primitiven Soziologie des Positivismus bekennen, die irgend einen erreichbaren soziologischen Zustand studiert und dann analogisch auf eine ältere Zeit überträgt, ohne damit zu rechnen, dafs sich Kulturstufe und Milieu verschieben — noch zum Idealismus, der all das durch Einfühlung, also aus sich heraus macht.

Ich verweise hier auf manche eigene Äufserung in früherer Zeit und vor allem auf die trefflichen Seiten in Lévy-Brühl *Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures* S. 4 ff. und S. 3: *„Les représentations collectives ont leur lois propres, qui ne peuvent se découvrir — surtout s'il s'agit de primitifs — par l'étude de l'individu . . . civilisé"*.

Die moderne Art das Volksepos zu klassifizieren ist ja nichts als primitiver Positivismus; der „Ependichter als Schöpfer", als das also, was der Schreibtischdichter sein möchte, ist eine naive, echt positivistische Deduktion aus der Einstellung der eigenen Zeit: *Comte „a construit sa doctrine d'après le développement de la civilisation méditerrannéenne; mais il ne doute pas a priori, que les lois ainsi découvertes ne soient valables pour toutes les sociétés humaines"* (op. cit. S. 5).

Wo das mittelalterliche Epos versagt und nicht aus sich heraus verstanden werden kann, da gibt es nur eine Methode, auf die ich ebenfalls schon öfters hinwies: das ist sich seine Kriterien bei modernen primitiven Völkern zu holen, also z. B. beim Balkanepos, wie ich selber das schon ein paarmal versuchte.

Man versteht nun vielleicht, wie töricht alle diese Schlagwörter sind: Nichts sieht dem *Positivismus* ähnlicher als der sog. *Idealismus*. Der erste war ein doktrinäres Deduktionsverfahren mit allerhand Mystik verbrämt, der zweite ist ein mystisches Deduktionsverfahren mit allerhand Doktrin und Dialektik aufgeblasen.

Es gibt in der Wissenschaft nur eine wichtige Stellungnahme: Ob man anerkennt, dafs das einzige normale Verfahren Induktion ist, oder nicht. Alle übrigen Fragen lohnen die Diskussion kaum. Und sind wohl auch im Allgemeinen nur zu Reklamezwecken aufgeworfen.

Daſs das deduktive Verfahren besseren persönlichen Erfolg verspricht als das Induktive, hat auſser seiner gröſseren Bequemlichkeit zwei Gründe:

Der erste Grund ist, daſs primitive Völker auf dem Standpunkt des *credo quia absurdum* stehen. Ein Unglaubliches gibt es für sie nicht. Im Gegenteil ist ihnen das Tatsächliche stets suspekt. Aber diese primitive Einstellung *Alles Geschehen ist mystisch begründet* bleibt atavistisch. In japanischen Romanen noch des 18. Jhs. geschehen Staatsaktionen, weil ein Thronprätendent ein Zeichen in der Pupille hat, das ihn als Verbrecher qualifiziert. Noch heute legt die chinesische Wissenschaft nicht Erfahrung, sondern tausendjährige Vorurteile zugrunde, worüber Lévy-Bruhl op. cit. S. 444: *Ce travail se poursuit à l'infini, toujours vain, toujours satisfait de lui-même ... il ne serait pas plus difficile de dégoûter l'Europe de ses savants que de faire renoncer la Chine à ses professeurs de Fung-Chui. Fung-Chui* ist ein deduktiver Passe-Partout, genau wie Idealismus oder Positivismus.

Der zweite Grund ist, daſs die „in System gebrachte Deduktion", der aristotelische *Syllogismus*, heute noch unseren Forschern im Blute steckt. Comtes Grundsatz: *Il ne faut pas définir l'humanité par l'homme, mais au contraire l'homme par l'humanité*", ist syllogistisch gedacht:

1. Die Menschheit handelt unter den Umständen A nach dem Schema B
2. NN ist ein Mensch
3. Folglich handelt NN unter den Umständen A nach dem Schema B.

Man sieht deutlich, wie der Syllogismus dreigliedrig, also dreidimensional, schon das Geschehen nicht mehr fassen kann, geschweige denn psychosoziologische Dimensionen: NN ist ein Mensch, d. h. er hängt endogen und exogen von seiner Zeit, von seinen Trieben, Reflexionen und der jeweiligen Situation ab. Er handelt also nach dem Schema B, oder auch nicht! Damit hat man dann die beste, weil streng logische Kritik des echt positivistischen Grundsatzes, den Schürr sich als Motto wählte, *der Zeitgeist wollte und die Gothik muſste.* Kein Mensch muſs müssen,[1] hat Lessing solchen dogmatischen Schlagworten[2] entgegengehalten. Aber in jedem Menschen steckt atavistisch ein Primitiver, der mystisch Determiniertes lieber glaubt als Begründetes, das von der Natur der Dinge und Menschen ausgeht und diesen Wirklichkeiten nicht Gewalt durch irgend einen Ismus antut. Wer es aber umgekehrt hält,

---

[1] Ich möchte *Charakter* als „Summe der Widerstandskräfte gegen exogene Einflüsse" definieren.

[2] Welche Kreise das andere Schlagwort und Vorurteil „der Künstler ein Schöpfer" zieht, entnehme man folgender merkwürdigen Auslassung in der Voss. Ztg. (28. 12. 1928): „Ganz anders ist nun der liberale Humanismus orientiert, das dritte der groſsen Lebenssysteme, die in Deutschland Macht über die Gemüter haben. Er bejaht die Lebensformen der modernen Welt, weil er in ihr die Entwicklung schöpferischer Kräfte zu entdecken glaubt. Diese Selbstentfaltung des Menschlichen ... stellt der liberale Humanismus dem christlich asketischen Ideal der Heiligkeit gegenüber". Man möchte dem Verfasser und den Hintermännern dieses schöpferischen Unsinns ins Stammbuch schreiben:

Wenn es keinen Schöpfer gibt,
Sind wir selber Schöpfer!

wer Dinge und Menschen im Allgemeinbegriffe einzwängen will, dem werden diese Allgemeinbegriffe, ihrer luftigen Natur nach stets und immer böse Streiche spielen. Man möchte Schürr um die Belege seiner Klassifizierung Abaelards unter die Pantheisten bitten. So weit ich unterrichtet bin, hat dieser wackere Bekämpfer des dummen Realismus gerade zeigen wollen, dafs die Haltlosigkeit absoluter Begriffe zu Pantheismus führen mufs, wie das denn z. B. bei Schelling und anderen auch eintraf.

Das merkwürdigste ist aber, dafs Abaelard, dieser ausgezeichnete Analytiker, dem ich sehr zu Dank verpflichtet bin, als Phänomenologe (!) dargestellt wird. Schürr würde sich wohl wundern, wenn er in der *Logica Ingredientibus* (ed. B. Geyer S. 10) läse: *significare vocum est*, *significari rerum*. Und er würde dann sicher bis zu den berühmten Unterscheidungen von Form und Wesen durchdringen.

Schürr ist ein sprachwissenschaftlich sehr begabter Kopf. Ich habe mich schon oft darüber gefreut, wie er sich auf seinem Gebiete von Einseitigkeiten und Schlagwörtern, unserem Zeitgeiste, frei hielt.

Aber hier, als er Kunst und gar Philosophie nach modernen synthetisch-homöopathischen Rezepten über einen Kamm scheren wollte, geriet er mit diesen Disziplinen und wohl auch mit sich selber in Konflikt.

Wozu denn Essayisten und Feuilletonschreibern Konkurrenz machen?

Da ist es nun eine leidige Tatsache, dafs heute zu einer romanistischen Professur romanistische Arbeiten eher hinderlich als förderlich sind.

LEO JORDAN.

Fr. Schürr, *Sprachwissenschaft und Zeitgeist*, 2. Auflage.[1]

Schürr hat der zweiten, im übrigen unveränderten Auflage seiner an dieser Stelle bereits besprochenen Studie ein Nachwort beigegeben, in dem er sich — zum Teil unter Wiederholung der in der Deutschen Vierteljahrsschrift f. Literaturw. u. Geistesgesch. I S. 264 ff. vorgetragenen Ideen — mit Gedankengängen anderer Forscher auseinandersetzt — Gedankengängen, die zum Teil eben durch jene Arbeit erst angeregt waren. Demgemäfs ist die Anlage des Nachworts mehr aphoristisch als systematisch; der Verf. berührt in bunter Folge eine Reihe von Problemen, die teils eingehender behandelt, teils flüchtig gestreift werden.

Schürr scheut nicht vor Paradoxien zurück, wo es ihm darauf ankommt, das Neue, das ihn beschäftigt, gegensätzlich herauszuarbeiten, und gerät durch Übersteigerungen, die man in seiner eigenen Redeweise als „expressionistisch" bezeichnen könnte, manchmal auf gefährlichen Boden. So wird seine Be-

---

[1] Die Analogie — das Problem der Sprachwerdung und die innere Sprachform — der Erkenntniswert der Sprache — Fritz Mauthner — die Husserlsche Phänomenologie — die „Wesensschau" in der expressionistischen Formgebung — Rationales und Irrationales der sprachlichen Ausdrucksform — die neue „Methode".

trachtungsweise der Phänomenologie nicht gerecht, von der wir die reichste Befruchtung des grammatischen Denkens zu erhoffen haben; es geht doch wohl nicht an, diese geistige Bewegung mit der kurzlebigen Zeiterscheinung der expressionistischen Kunst in eine Linie zu rücken. Die phänomenologische Wesensschau sucht durch das gegebene Individuelle hindurch zum wahren Wesen vorzudringen: dieser Sachverhalt kommt in Schürrs Formulierung, daſs die Ph. „durch Anschauung des gegebenen Individuellen ... zur Erfassung des ‚wahren Wesens' zu gelangen sucht", nur unklar zum Ausdruck. Auch daſs für die prinzipielle Einstellung eines Sprachforschers seine Auffassung „vom Grundproblem des Sprachursprungs" so unbedingt entscheidend sein sollte, wird man nicht unbedingt zugeben können; es hat Forscher genug gegeben, die eine klare Einstellung zur Sprache hatten, ohne jenem Problem je näher getreten zu sein. Was Schürr selbst über diese Frage sagt (S. 85), ist durchaus beachtenswert: die denkende Objektivierung, der die Sprache entspringt, besteht in der Herstellung irgend einer Beziehung des inneren Erlebnisses zum Nicht-Ich. Die Beziehung auf das Ich-Fremde, anf die Welt mit ihren Gegenständen, den Objekten, die sich unserem Willen in den Weg stellen, ist in der Tat das für die Sprache im Gegensatz zur bloſsen Ausdrucksbewegung wesentliche Moment; Sprache liegt erst da vor, wo es Bezeichnungen von Gegenständen, wo es „Namen" gibt, und an eben diesem Punkte entspringt auch die Satzform, die ja wesentlich die Form der Aussage über einen benannten Gegenstand ist und also Benennungen voraussetzt.

Mag von dem in Schürrs sprachphilosophische Aufsätzen Ausgesprochenen manches Bedenken unterliegen, so wird man doch immer seine Freude haben an dem frischen Kampfgeist und Wagemut, der manchmal den Widerspruch geradezu herauszufordern scheint. Wo Neues im Werden begriffen ist, wird ein Hinausschieſsen übers Ziel nicht zu vermeiden sein. Möge denn das Buch auch in seiner neuen, erweiterten Gestalt aufrüttelnd wirken, möge es auch weiter zum Nachdenken über die schweren und entscheidenden Fragen anregen, die sein Verfasser aufwirft und in unermüdlichen Anläufen der Lösung näher zu bringen sucht.

H. Ammann.

W. Meyer-Lübke, *Das Katalanische. Seine Stellung zum Spanischen und Provenzalischen.* Sprachwissenschaftlich und historisch dargestellt. — Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, hrsg. von W. Meyer-Lübke. V. Reihe: Untersuchungen und Texte. 7. Band. Heidelberg 1925, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Unter den romanischen Idiomen gibt es neben solchen, deren Selbständigkeit nie von jemandem angezweifelt worden ist, einige, deren Stellung im Laufe der letzten Jahrzehnte sehr verschieden aufgefaſst worden ist. Ich erinnere nur an die Diskussionen über das Rätische oder an die Wandlnngen in der Auffassung und Zuweisung des Frankoprovenzalischen. Zu diesen gehört auch das Katalanische. Während die einen das Katalanische als mundart des Provenzalischen auffassen, weisen es andere als besondere Sprache der Gruppe des Galloromanischen zu; wieder andere, und diese Ansicht war in der letzten Zeit von den meisten Romanisten zur ihrigen gemacht worden, sehen im Kata-

lanischen eine besondere Sprache des iberoromanischen Zweiges. Dagegen hatte sich allerdings in der allerletzten Zeit lebhafter Widerspruch erhoben, besonders von seiten des sachkundigen Griera.

Alle Argumente, die bisher geltend gemacht worden sind, haben blofs auf gewissen Einzelheiten aufgebaut. Noch nie war es versucht worden, im Rahmen einer Gesamtdarstellung die Beweiskraft und den relativen Wert der einzelnen Charakterzüge des Katalanischen gegeneinander abzuwägen. Diesen Weg beschreitet nun Meyer-Lübke.

Das Buch bietet uns also Lautlehre, Formenlehre, Wortbildungslehre, Syntax und eine Studie über die charakteristischen Elemente des Wortschatzes des Katalanischen, stets verglichen mit dem westlichen und dem nördlichen Nachbarn. Eine solche umfassende und durchgreifende Studie konnte nur derjenige zu schreiben wagen, der auf allen diesen Gebieten einzelsprachlich und interromanisch schon so vielfältige Arbeit geleistet hatte, wie Meyer-Lübke. Gibt es doch kein Kapitel, in dem er sich nicht auf von ihm selbst vollführte Vorarbeiten stützen könnte. Ist schon der ganze Aufbau des Buches sehr originell, so wird zweifellos am meisten das Kapitel über den Wortschatz das Interesse der Romanisten auf sich ziehen. Hier wird zum erstenmal der Versuch gemacht, den lexikalischen Charakter einer Sprache grosso modo zu umschreiben, und zwar indem der Verfasser von einem Lebens- und Sachgebiet zum andern fortschreitet. Dadurch bleibt das Wort in seinem natürlichen semantischen Zusammenhang, und es bietet sich die Möglichkeit, abzuwägen, auf welchen Gebieten der Zusammenhang zwischen den in Frage stehenden Sprachen am stärksten gewesen ist, wo sie sich am stärksten beeinflusst haben usw.

Meyer-Lübke gelangt zum Ergebnis, dafs das Lautsystem des Katalanischen nicht iberoromanisch sei, sondern galloromanisch. Allerdings hat es mit dem Spanischen manche Züge gemeinsam, die dem Provenzalischen abgehen, wie etwa die Palatalisierung von *ll* und *nn*, aber in wichtigsten Punkten stimmt es doch eher mit den nördlichen Nachbarn überein. Dazu sind etwa zu rechnen die Diphtongierung von *ę* und *ǫ* im Spanischen, oder die Verschiedenheit im Rhytmus, wie sie die Entwicklung der Nachtonvokale offenbart (sp. *huésped*, aber pr. kat. *oste*). Das Flexionssystem hingegen steht durchaus dem Spanischen näher als dem Provenzalischen. So ist es auffallend, dafs wichtige Neuerungen, wie *illui*, *illaei*, *illorum* in der doppelten Funktion als Possessiv- und Personalpronomen das Katalanische sowenig wie das Spanische mehr erfafst haben, wohl aber das Provenzalische. Auch zeigen das Spanische und das Katalanische keinerlei Spuren jener für das Galloromanische so charakteristischen Zweikasusdeklination. Diese und andere Züge verknüpfen die Formen des Katalanischen viel stärker mit dem Spanischen als mit dem Provenzalischen. Wer, wie ich, geneigt ist, der Morphologie einer Sprache für ihre Charakteristik und Verwandtschaftsbeziehungen eine weit gröfsere Bedeutung zuzumessen, als etwa der Lautlehre oder der Syntax, wird bedauern, dafs Meyer-Lübke in seiner Zusammenfassung S. 155 ff. das Meiste aus diesem Gebiete unter den Tisch fallen läfst, nachdem er doch S. 68—102 die einschlägigen Probleme gründlich überprüft hat. Im Wortschatz endlich fällt auf, dafs das Katalanische eine ziemliche Anzahl gallischer Elemente mit dem Provenzalischen gemeinsam hat, die dem Spanischen fehlen, während umgekehrt diesem viel Westgotisches eignet, das nicht bis nach Barcelona oder Narbonne gelangt ist. Auch sonst

scheint nach den interessanten Gegenüberstellungen Meyer-Lübkes das Katalanische in dieser Beziehung eher zum Provenzalischen zu neigen. So ist Meyer-Lübke im ganzen geneigt, das Katalanische eher dem galloromanischen System zuzuweisen, als dem iberoromanischen.

Im zweiten Abschnitt des Buches werden die historischen Verhältnisse dargelegt, welche zur Scheidung zwischen spanisch und katalanisch geführt haben. Hauptsächlich auf Grund der Ortsnamen gelangt Meyer-Lübke zu dem Schlufs, es müsse der Nordosten der iberischen Halbinsel eine starke lateinische Besiedlung durch Bauern erlebt haben, ähnlich wie die Gallia Narbonensis, während der Rest des Landes neben einer hohen lateinischen Städtekultur eine überwiegend nicht römische Landbevölkerung gehabt habe. Die Vertreter des lateinischen Elementes standen hier auf einer hohen Stufe der Bildung; deshalb waren sie sprachlich konservativ, und dem entsprach auch der Charakter des Lateins, welches sie nach und nach den einheimischen Bauern übermittelten. Daraus erklärt Meyer-Lübke den archaischen Charakter des Spanischen. Im Nordosten aber, wo das Latein vielfach durch die ungebildeten Klassen vertreten war, konnten sich Neuerungen ungehemmter ausbreiten. Die Scheidung zwischen katalanisch und provenzalisch geht allerdings vielleicht noch weiter hinauf, da wiederum die Ortsnamen darauf hinweisen, dafs die gallische Besiedlung in Südfrankreich ungleich stärker gewesen ist als im heutigen Katalonien. Die vorkeltische Bevölkerung des Roussillon behauptete sich auch nach dem Eindringen der Kelten, und ihre Stammesgrenze deckt sich mit der heutigen Sprachgrenze. Von den beiden Grenzen, die das Katalanische umschliefsen, ist also die nördliche älter (vielleicht 5. Jahrhundert v. Chr.), die westliche erst römischen Verhältnissen zu verdanken und erst etwa vom 4. Jahrhundert n. Chr. an so recht zur Ausbildung gelangt. Dafür wäre sie aber stärker und einschneidender als jene. Dieses ursprüngliche Verhältnis zwischen den drei Sprachen ist natürlich durch spätere Ereignisse und Beziehungen da und dort etwas modifiziert, aber nicht zerstört worden.

Bei der Lektüre des Buches empfindet man überaus wohltuend die ruhig abwägende Betrachtungsweise Meyer-Lübkes. Man spürt stets, dafs es sich für ihn nicht darum handelt, irgendeine These zu verfechten, dafs ihm nichts liegt an dem Schlachtruf hie iberoromanisch, hie galloromanisch. Gerade heute, wo überall aufserwissenschaftliche Tendenzen und vorgefafste Meinungen sich geltend machen, ist man froh über ein so voraussetzungslos geschriebenes Buch. Wir sehen, wie eine zwischen verwandte Idiome eingekeilte Mundartengruppe oder Sprache in lebendigem Kontakt bleibt mit jenen, und wie sie je nach den historischen Verhältnissen bald nach rechts, bald nach links neigt. Dieses Aufweisen der tatsächlichen Ereignisse ist instruktiver als ein ganzer Band theoretischer Erwägungen über Mundartgrenzen es sein könnte.

Bei einem Buch, das, wie vorliegendes, neue Bahnen geht, wird jeder aufmerksame Leser auf Dinge stofsen, die ihm methodisch oder sachlich anfechtbar erscheinen, und die ihn zwingen, mit einer durchgehenden Zustimmung zu den Resultaten zurückzuhalten. Einige dieser Einzelheiten, deren Tragweite sehr verschieden ist, möchte ich im folgenden noch anschliefsen. S. 24 wird kat. prov. *ǧ* < *g* $^{e, i}$ dem span. *y* gegenübergestellt. Bekanntlich steht aber das Portugiesische hier dem Katalanischen näher als das Spanische. Es könnte daher dieser Zug kaum geltend gemacht werden als Beleg für das Absprengen

des Katalanischen vom Iberoromanischen. Häufig ist eben die sprachliche Einheit der Halbinsel durch die Neuerungen des Spanischen gesprengt worden, während die beiden Extreme, das Katalanische und das Portugiesische den älteren Stand bewahrt haben. Aus diesem Grunde, der schon von Menéndez Pidal geltend gemacht worden ist, wäre es oft wünschbar gewesen, Meyer-Lübke hätte das Portugiesische mehr in den Kreis seiner Betrachtungen einbezogen. Andererseits greift ja das *y-* in der genannten Stellung auch in den südlichen Teil des Gaskognischen über. Es ist klar, dafs ein Zug, der das Spanische und das Gaskognische gegenüber dem Katalanischen und Languedokischen eint, anders bewertet werden mufs, als wenn das ganze Südfrankreich auf Seiten des Katalanischen steht. Darum kann auch § 16 mit seiner lakonischen Fassung („lat. *f* ist span. *h* aufser vor *r* und *ue*, bleibt kat., prov.") nicht nach irgendeiner Seite als beweiskräftig angenommen werden (vgl. port. *f-*, gask. *h-*). Ähnlich läfst § 39 aufser Betracht, dafs *mb* > *m* auch im Gaskognischen sich findet. — S. 55. Es ist mir nicht recht verständlich, dafs *-n'r-* > *-rn-* als die spanische Entwicklung dem kat. *-ndr-* gegenübergestellt wird, da doch Formen wie *pondré* im Spanischen gerade so häufig sind, wie diejenigen vom Typus *tierno*. — S. 58. Es ist irreführend, wenn Meyer-Lübke sagt, auslautendes *n* schwinde im Katalanischen und Provenzalischen. Im Katalanischen ist dieser Schwund doch erst neueren Datums und durchaus nicht allgemein, vgl. Butlletí de dialectologia catalana 8, 27. — S. 59. Auch der Schwund des auslautenden *r* ist im Katalanischen durchaus nicht so allgemein, wie man nach dem Text Meyer-Lübke's glauben könnte, vgl. BCat 8, 25 und 9, 25. — S. 66. Soviel ich sehe, ist in Südfrankreich die Form *esquerdo*, fem. zu *esquer* sehr schwach vertreten. Aufser den Formen bei dem unzuverlässigen Mistral finde ich nur Toulouse *d'esquert* „du mauvais côté", *esquertié* „gaucher", beide aus Visner, also nur modern. — S. 68. Die Form *sastre* „Schneider" ist auch béarn., aveyr., langued. — S. 77. Zur geographischen Verbreitung des Artikels *ipse* wäre Archivum Romanicum 4, 421 zu vergleichen gewesen. — S. 91. Schwankungen im Genus kommen so häufig vor, dafs sie manchmal fast unübersehbar werden. Deshalb scheinen sie mir nicht sehr geeignet, um bei Abgrenzungen mit herangezogen zu werden. So ist z. B. *destral* im Neuprovenzalischen auch m., *somnum* im lang. prov. *souèn* auch m., usw. — S. 92. *-amen* ist im Spanischen nicht selten, vgl. aufser den von Meyer-Lübke angeführten Beispielen noch *corambre*, *pelambre*, *cochambre*, *calambre*, usw. — S. 93. *-unus* ist im Provenzalischen durchaus nicht so selten, vgl. RLR 53, 440. — S. 112. Es ist nicht richtig, dafs frz. *endroit* „Ort" erst seit dem 16. Jh. auftrete. Die Beispiele bei Godefroy gehen ins 12. Jh. hinauf. — S. 120 ff. Auch kat. *varó* „Mann". Der ganze Abschnitt über *baro* hätte vielleicht eine etwas andere Darstellung erfahren, wenn der einschlägige Artikel *baro* in meinem FEW herangezogen worden wäre. Überhaupt hat die summarische Gegenüberstellung der Worttypen seine grofsen Gefahren. Es geschieht so leicht, dafs durch Wortwanderungen ursprüngliche Verhältnisse verdeckt werden! Jedenfalls ist es hier viel schwieriger, die verschiedenen Epochen auseinanderzuhalten, ursprüngliche Verhältnisse von sekundären zu scheiden. Nach ALF 144 scheiden sich z. B. das Katalanische und das Galloromanische säuberlich: hier frz. *bois*, dort der Typus *ligna*. Und doch ist diese Grenze erst modern. Andererseits besteht immer die Möglichkeit, dafs ein Worttypus bei genauer Durchforschung in einem Sprechgebiete

zum Vorschein kommt, wo man ihn bisher nicht vermutet hat. So leben z. B. *logre* „Gewinn“ auch im Languedokischen, *perna* „Bein“ im Béarnesischen, der Typus **pollicaris* in weit auseinanderliegenden Gebieten des Galloromanischen, *trippa*, *caseus* im Neuprovenzalischen, *fungus* im Aveyron usw. Grofs ist auch die Gefahr, dafs wichtige und alte Wortgrenzen übersehen werden. So wären manche Typen nachzutragen, die das Katalanische mit dem Spanischen verbinden und von Südfrankreich trennen, darunter so tief einschneidende wie sp. *tener* „haben, besitzen“, kat. *tenir* gegenüber nprov. *avé*, ferner — ich zitiere nur, was mir gerade in die Hand kommt, ohne systematisch den Wortschatz durchzuarbeiten — sp. *bajar*, kat. *baxar* gegen nprov. *dessendre*; sp. *plato*, kat. *plat* gegen gallorom. *assiette*; sp. kat. *plata* gegen gallorom. *argent*; sp. *pronto*, kat. *prompte* gegen nprov. *lèu* „bald“; der Typus *saxeus* (s. Meyer-Lübke, REW 7629), der nur im Spanischen und Katalanischen sich findet, usw. — S. 135. Die Etymologie von kat. *eixorc*, die ich LBl 1920, 267 zu begründen versucht habe, wäre vielleicht trotz der Gegenbemerkungen Spitzers in seinem Buche Lexikalisches aus dem Katalanischen erwägenswert gewesen. Selbstverständlich mufste das von mir vorgeschlagene gall. **jorcos* kat. **jorc* ergeben. Es hat sich aber das Präfix *ex-* beigemischt, in dem der Anlaut von **jorc* aufgehen mufste. — S. 157. *Carrasca* scheint im Katalanischen doch nicht so vereinzelt vorzukommen, wie Meyer-Lübke angibt. Wenigstens steht es in fast allen Wörterbüchern, wie Labernia, Bulbena e Tosell; für Valencia gibt Escrig sogar *carrasca* f. und *carrasch* m. — S. 171. Mit den Walliser Alpen die sprachentrennende Macht hoher Berge zu exemplifizieren, ist nicht eben glücklich, da gerade hier historische Vorgänge die Sprachgrenzen über die geographischen Grenzen hinübergeschoben werden.

Ich möchte nicht von dem Buche Abschied nehmen, ohne nochmals auf seine hohe methodische, nach gewissen Richtungen bahnbrechende Bedeutung aufmerksam zu machen.

W. v. WARTBURG.

Gerhard Rohlfs, *Griechen und Romanen in Unteritalien. Ein Beitrag zur Geschichte der unteritalienischen Gräzität.* Mit einer Karte uud sechs Abbildungen. Genève, Leo S. Olschki 1924. (Biblioteca dell' Archivum Romanicum. Serie II, Linguistica Vol. 7). VIII, 178 S. 8°.

Vor etwa hundert Jahren drangen die ersten Nachrichten in die wissenschaftliche Welt, dafs in der Südspitze von Kalabrien und der Terra d'Otranto je einige Dörfer mitten in italienischer Umgebung immer noch griechisch sprächen. Was war natürlicher, als dafs man in diesem Griechisch die letzten Reste der Sprache des alten „Grofsgriechenland“ sah? Erst durch die Abhandlungen von Giuseppe Morosi, die in den siebziger Jahren erschienen, kam die Ansicht auf, das heutige unteritalische Griechisch stamme von einer griechischen Einwanderung in byzantinischer Zeit und habe mit den altgriechischen Kolonien in Unteritalien nichts zu tun. Dem Urteil dieses ersten genauen Erforschers entzogen sich nur wenige Gelehrte; vor allem hat G. N. Hatzidakis, der Führer der neugriechischen Sprachforschung, seit Jahrzehnten Morosis Beweisführung kritisiert und eine Unterbrechung des Griechischen in Unteritalien abgelehnt, ohne damit viel Beachtung zu finden. Nun unter-

nimmt es ein junger Romanist, die Frage durch eine umfassende Untersuchung zu entscheiden; die Grundlage dafür bietet ihm die direkte, durch drei Reisen in den Jahren 1921—1924 gewonnene Kenntnis der romanischen und griechischen Mundarten Unteritaliens und ausgiebige Heranziehung des zerstreuten gedruckten Materials. Der Entscheid fällt zugunsten der ununterbrochenen Fortdauer des Griechischen.

Leicht war es, Morosis Schlufsfolgerungen als haltlos zu erweisen (Kap. IV): dafs das heutige unteritalische Griechisch in allen Teilen neugriechischen Charakter hat, ist selbstverständlich; niemand wird verlangen, dafs z. B. das heutige Wallonische altfranzösisch sei; so wenig wie hier darf man dort aus dem modernen Sprachstand auf neuere Einwanderung schliefsen. Und in Ciceros Wort von der Magna Graecia *quae nunc quidem deleta est* (Laelius IV 13) steht nichts von der Sprache, es bezeugt also keineswegs das Aussterben der altgriechischen Sprache in Unteritalien.

Die positive Darlegung von Rohlfs stellt zunächst (Kap. I) aus literarischen Zeugnissen und aus zahlreichen nach Norden zu immer spärlicher werdenden griechischen Lehnwörtern der romanischen Mundarten Kalabriens fest, dafs es noch vor wenigen Jahrhunderten ein gröfseres einheitliches griechisches Sprachgebiet in Kalabrien gegeben hat, von dem sich nur das Gebiet von Bova, am schluchtenreichen Südabhang des hohen Aspromonte dank der Abgelegenheit halten konnte. Den entsprechenden Beweis für die Terra d'Otranto führt Kap. II: auch dort sind für das 15. Jh. noch 27 Griechendörfer bezeugt; am Anfang des 19. sind es noch 15, heute noch 9. Einige der griechischen Lehnwörter im Romanischen der T. d'O. gehen um den Golf von Tarent herum und stellen die Verbindung mit dem kalabresischen Griechisch her, und es ergeben sich drei Stadien: 1. ein zusammenhängendes griechisches Gebiet über ganz Unteritalien, 2. Rückzug des Griechischen auf die T. d'O. und die südliche Hälfte von Kalabrien, 3. der heutige Enklavenzustand. Zum zweiten Stadium stimmen die Grenzlinien gewisser syntaktischer Eigenheiten, die dem Griech. und Roman. ber beiden Südzipfel Italiens gemeinsam (Kap. III, dazu die Karte) und griechischen Ursprungs sind: der Verlust des alten Infinitivs, die Verwendung des Imperfekts für den Irreal, das Fehlen des Typus *habeo amatum* (dafür *amavi*). Daran könnte sich Kap. VII anschliefsen, das zeigt, wie die unterit. griech. Urkunden des Mittelalters gerade in den Gebieten, die am längsten griechisch geblieben sind, am stärksten mit einheimischen griech. Sonderwörtern durchsetzt sind.

Damit ist freilich noch nicht bewiesen, dafs dieses einheitliche griechische Sprachgebiet nicht erst aus byzantinischer Einwanderung stammt. Deshalb bei Rohlfs Kap. V „Von der Antike bis Byzanz". Vom Fortleben des Griech. in Unteritalien sprechen mehrere Schriftsteller der ersten christlichen Jahrhunderte. Strabo nennt neben Neapel gerade Rhegium und Tarent. Das späteste Zeugnis (6. Jh.) wäre Cassiodor (Migne Patrologia Latina 70, 1008); es spricht aber nur von „Beschäftigung" kalabresischer Mönche mit dem Griechischen und bezeugt nicht, wie Rohlfs S. 82 annimmt, einheimische griech. Umgangssprache. Leider lassen uns die griech. Inschriften ziemlich im Stich: Nordkalabrien liefert gar keine (aber auch keine lateinischen!), Südkalabrien einige wenige (bis ins 5. Jh.). Dagegen in Sizilien sind die Privatinschriften, namentlich die christlichen Katakombeninschriften, bis ins 4. und

5. Jh. überwiegend griechisch, und in Neapel werden griech. Inschriften erst vom 4. Jh. an seltener. Diesen Tatbestand werden wir mit Rohlfs so deuten dürfen: das Griech. erhielt sich in den untern Schichten und auf dem Land besser; aber je ungebildeter die Bevölkerungsschicht oder die Gegend ist, umso weniger Inschriften hinterläſst sie; das Christentum, das ja sogar in Rom seine Gottesdienste noch im 2. Jh. griechisch abhielt, stützte das Griechische. Eine weitere Stütze war die rund 500-jährige byzantinische Herrschaft seit Belisars Zug von 535. Die byzantinische Kirche herrscht in Unteritalien nm 700 völlig, sie hat später sogar die politische Herrschaft von Byzanz weit überdauert; Bova wird noch im 12. Jh. neue griech. Diözese; in der T. d'O. sind Reste des griech. Ritus noch im 17. Jh. zu finden, und Kirche und Sprache gingen natürlich Hand in Hand. Es ergibt sich also, daſs tatsächlich Fäden vom Altertum zur byzantinischen Zeit laufen, aber doch nur schwache: das Christentum hat, wie sich Rohlfs S. 86 ausdrückt, „die erglimmende[1] Asche des Hellenismus zu neuer Glut entfacht" (vom Referenten gesperrt). Diese Auffassung ist schlieſslich nicht so weit von derjenigen Morosis entfernt, wie Rohlfs glaubt. Der Unterschied liegt nur darin, daſs Morosi das Fünkchen von Glut leugnet. Der Tiefstand in der hellenistischen Zeit läſst es auch verständlich erscheinen, daſs die altgriechischen Spuren von Morosi und andern übersehen worden sind. Dazu kommt, daſs das Griechische andrer Randgebiete, etwa das kappadokische oder kretische, die Rohlfs gern zum Vergleich mit dem unteritalischen benutzt, keine solchen Knickungen zeigt, also doch wesentlich verschieden ist.

Kap. VI, betitelt „Der archaische Charakter des Italogriechischen", ist sprachgeographisch. Neben die schon bekannten lautlichen und morphologischen Eigentümlichkeiten des unterit. Griech. stellt Rohlfs 28 Wörter, „die auſserhalb Italien auf griechischem Boden keine Spuren hinterlassen haben" (S. 109). Es tauchen da als lebendig Wörter wieder auf, die uns aus dem Altgriech. kaum bekannt sind: *δέλλις* „Wespe", *ἴξαλῆ* „Ziegenfell", *κολαβρίζω* „verspotte", *κίρβα* „Brotsack" (nur in einer Hesychglosse, als *girba* beim Afrikaner Cassius Felix und im lat. Dioskurides; es ist wohl eine unteritalische Entlehnung aus dem Punischen). Dazu kommen 24 „Randwörter", die Rohlfs als Reste eines provinzialen unterit. Griech. betrachtet, die der byz.-neugriech. Gemeinsprache nicht zum Opfer gefallen seien (z. B. *ἰππάριον*, *μέρμερος*, *νηπιον*, *χίμαρος*). Hier bin ich bei allem Scharfsinn der Darlegungen öfter nicht überzeugt worden; das mag zu einem guten Teil daher rühren, daſs bei Rohlfs der Begriff „archaisch" zu verschwommen ist: er achtet nicht genügend auf die Entstehungszeit der Wörter; z. B. *ὧδε* „hier" und *φρέαρ* „Zisterne" können den Doriern Unteritaliens schon durch die hellenistische Gemeinsprache zugekommen sein: *δráka* „Handvoll" dagegen ist eine erst byzantinische Umgestaltung des altgriech. *δράξ*; *βούταμον* „eine Art Binse" ist überhaupt nur neugriech. belegt. Wenn also diese Wörter irgendwo erhalten sind, so sind diese „Archaismen" gerade für das Hauptproblem des Buchs nicht gleichwertig. Dieselbe Unklarheit hat Rohlfs im Ausdruck „Koine": meist versteht er darunter die byz. Gemeinsprache, aber doch oft auch die hellenistische, die in der griech. Sprachgeschichte schlechtweg „Koine" heiſst. Landschaftliche

[1] Es sollte wohl heiſsen: verglimmende.

Unterschiede in der byz.-neugr. Sprache sind selbstverständlich, in der hellenistischen Koine, die einer weiten und starken Kultureinheit entspricht, sind sie nur ganz vereinzelt nachgewiesen oder vermutet. Darum ist der Satz: „Alle diese archaischen Sprachelemente, die seit früher Zeit der Koine verloren gegangen sein müssen, können unmöglich erst in byz. Zeit nach Italien geflossen sein, sondern man wird annehmen dürfen, dafs sie, seitdem es Griechen in Unteritalien gibt, auch auf diesen Gebieten alteingesessen sind" (S. 118) mindestens stark übertreibend und verallgemeinernd.

Recht besonnen geht Rohlfs im Aufspüren altdorischer Elemente vor (S. 119 ff.): auch Unteritalien wie die übrigen altgriech. Dialektgebiete hat nur wenige Dialektreste und nur lexikalische in die Neuzeit gerettet. Interessant sind besonders zwei: *tamissi* „Lab", von dessen Vorfahren uns nur eine Glosse *ταμίσιον · coagulum* CGL III 315, 14 und *τάμισος* bei Theokrit 7, 16; 11, 66 in dorisch-sizilisch gefärbten Hirtengedichten bekannt sind; sodann *kasèntaru* „Regenwurm", das Rohlfs S. 121 f. überzeugend auf *γᾶς ἔντερον* zurückführt (altgriech. ist *γῆς ἔντερον* in diesem Sinne genügend belegt). Dagegen ist mir unverständlich, wie Rohlfs S. 124 in otr. (in Zollino) *accettú* „Efeu" einen Attizismus (*κιττός*) sehen kann, da doch überall im Neugr., auch in Kalabrien, das zu erwartende unattische *κισσός* herrscht. Attizismen in neugr. Volkssprache sind nur dann denkbar, wenn sie in die hellenistische Koine übergegangen sind, was eben bei *κιττός* nicht der Fall war. Es mufs also für das vereinzelte *accettú* eine andre Erklärung gesucht werden.

Kap. VIII, überschrieben „Lateinisches Lehngut bei den unteritalienischen Griechen", ermittelt zeitliche Anhaltspunkte aus lautlichen Tatsachen: die ältesten lat. Lehnwörter des unterit. Griech. haben die italienische Palatalisierung von *pl* usw. noch nicht, sind also lange vor 1200, wo nach Schreibungen in griech. Urkunden die Palatalisierung vollzogen war, entlehnt worden. Bei kalabr. *χaccia* „Beil" aus germ. *hapja* „Sichelmesser" ist romanische Vermittlung ausgeschlossen, da die Romanen für das germ. *h* keinen Ersatzlaut hatten; also müssen die kalabr. Griechen das Wort direkt von den Germanen in Unteritalien, d. h. vor der Mitte des 6. Jhs., übernommen haben (S. 137 Anm. 1). Im Nachweis direkter Beziehungen zwischen Griechen und Romanen in Unteritalien sieht Rolfs auch eine Bestätigung der Jud'schen Hypothese[1], nach der die roman. Lehnwörter der allgemeinen neugr. Sprache in erster Linie aus Süditalien stammen; in der Tat ist die Liste solcher Lehnwörter des Neugr., die im Ital. nur an der Adria und am jonischen Meer leben, recht beträchtlich (S. 138 f.).

Kap. IX gibt nach einem kurzen Überblick über den allgemeinen kulturellen Einflufs des Altgr. auf Unteritalien eine Zusammenstellung von 33 Lehnwörtern aus dem Griech., die auf die roman. Mundarten Süditaliens beschränkt sind.

Acht Seiten Textproben des unterit. Griech., einige Nachträge, ein Wortindex und sechs gute Abbildungen zu sprachlich und sachlich interessanten griech. Wörtern schliefsen das Buch.

Neben dem eben gewürdigten Gesamtergebnis gehen noch verschiedene nicht unwichtige Nebenergebnisse her. Um nur einige zu erwähnen: Aus

[1] Z. f. rom. Phil. 38, 1917, S. 28.

den auffallenden Übereinstimmungen in sprachlichen Besonderheiten erkennt Rohlfs richtig, dafs die lat. Übersetzung des Dioskurides und ebenso die sog. Hermeneumata Montepessulana (CGL III, 283 ff.) aus Unteritalien stammen (S. 101. 122; 130 f.). Ferner zeigt sich, dafs der Reggio gegenüberliegende Zipfel Siziliens noch heute einen starken griech. Einschlag im It. hat (S. 46, 1; 64, 1; 88, 1). Aufgefallen ist mir, wie stark oft die verwandten Wörter der griech. und rom. Mundarten von Dorf zu Dorf wechseln; oft bleibt, wie Rohlfs z. B. S. 35 hervorhebt, als Ähnlichkeit nichts als der Silbenrhythmus übrig (vgl. Schuchardt Z. f. rom. Phil. 40, 1920, S. 326), ohne dafs an der „etymologischen Gleichheit" zu zweifeln wäre.[1] Man vergleiche z. B. die vielen Varianten für den „Mauergecko" (S. 41): *zimamíδi*, *salinida*, *susumiglia* usw. usw. Die Gründe wurden in dem starken Eigenleben der Dörfer und in dem starken Hervortreten des Spieltriebs und der Kindersprache in volkstümlichen Bezeichnungen alltäglicher Dinge und Wesen liegen.

Einige Einzelheiten mögen hier noch verbessert oder sonst besprochen werden:

Für **κοινο-άριος* S. 21 und **κοινονάριος* S. 168 ist *κοινωνάριος* zu lesen.

carássa „Spalte" im Griech. und Roman. der T. d'O. ist nicht Deverbativum aus *χαράσσω* (S. 58 f.); ein aus dem Präsensstamm gebildetes Deverbativum hat keine Wahrscheinlichkeit für sich. Vielmehr ist *carássa* ursprünglich romanisch und zwar Rückbildung aus dem schon spätlat. *c(h)araxāre* „spalten, einkratzen", das allerdings seinerseits aus dem griechischen Aorist *χαράξαι* stammt wie lat. *campsāre* aus *κάμψαι*; vgl. Thes. l. Lat. unter *charaxare*, wo auch Meyer-Lübke ein altneap. *carassare* erwähnt, das sich also dem von Rohlfs erwähnten sard. Verbum an die Seite stellt.

S. 99 ist ein Grammatiker Diodorus unbekannter Herkunft (Pauly-Wissowa Realencykl. VII 709 f.) mit dem bekannten Historiker Diodor aus Agyrion auf Sizilien verwechselt.

S. 103 und 169 *μάγις*: lies *μαγίς*.

S. 104 findet sich das hybride Älianos (S. 105 Älianus), ebenso S. 107 Paulos von Ägina. Mögen die Altphilologen der Mode der Gräzisierung griechischer Namen im Deutschen folgen, ein Romanist sollte diese unhistorische Verleugnung des Weges der antiken Kultur über Rom (, Frankreich) und unsre Klassiker nicht mitmachen, oder wenn schon, dann folgerichtig!

S. 104. **μινυβρέξις* „feiner Regen" ist sicher viel jünger als Rohlfs denkt. **βρέξις* „Regen", das die hellenistische Bedeutung von *βρέχω*, „regnen", voraussetzt, ist kein direkter Fortsetzer von *βρέξις* „Benetzung", das Xenophon einmal braucht und vielleicht für den Augenblick gebildet hat (wie wir manche Wörter auf *-ung* fast so frei wie Verbalformen bilden), sondern ein neues, frühestens hellenistisches Wort; auch die Betonung des Kompositums stimmt keinesfalls zum Altgriechischen.

S. 106. *fito* und ähnl. für „Kreisel" in Nordkalabrien und der T. d'O. führt Rohlfs gewifs mit Recht auf *φοιτᾶν* „hin und her gehen" zurück. Wenn er aber von einer „hohen Zeit" spricht, in die man „die Aufnahme

---

[1] Das soll nicht heifsen, dafs alle derartigen Zusammenstellungen von Rohlfs über jeden Zweifel erhaben seien; z. B. bin ich trotz allem doch noch zu viel „Lautschieber", um die Gleichsetzung otr. *plaúni* „lenzuolo" < **πλαγιούνιον* mit tarent. *ghiascione* u. dgl. (S. 53) ohne weiteres anzunehmen.

des griechischen Wortes wenigstens in Kalabrien hinaufzurücken" habe, so berücksichtigt er nicht, dafs der Lautwandel *oi* > *i* (8./9. Jh.?) dieser Aufnahme einen ziemlich späten terminus a quo setzt..

S. 122, Zeile 25. „von einem dorischen χαλή": lies „. . . χᾱλά".

So wären noch manche Einzelheiten nachzuprüfen; namentlich, wie schon hervorgehoben, wäre es wünschenswert, dafs der Verfasser das Kapitel über die „archaischen" Wörter mit verfeinertem Werkzeug überarbeiten würde. Im Ganzen allerdings ist das Buch reich an Stoff, fördernden Betrachtungen und guten Einfällen und beweist, dafs der Verfasser die Forschungsmethoden der Romanistik beherrscht und auf ein besonders interessantes Grenzgebiet sachkundig anzuwenden versteht. Seine Hauptthese, dafs das heutige unterit. Griechisch die direkte Fortsetzung des Altgriech. sei, glaube ich (in der oben gegebenen Beschränkung) annehmen zu dürfen, obwohl die Kluft der ersten christlichen Jahrhunderte durch Schriftsteller- und Inschriftenzeugnisse gerade für die heutigen Kerngebiete des unterit. Griech. nur sehr schwach überbrückt ist.

Jena. A. DEBRUNNER.

Adriano Garbini, *Antroponimie ed omonimie nel campo della zoologia popolare.* (Saggio limitato a specie veronesi). Parte I. Antroponimie. Verona-Ostiglia, Mondadori 1919 (Estratto dagli Atti dell' Accademia d' agricoltura, scienze e lettere di Verona. Serie IV, Vol. XXI, Anno 1919). 115 S. — Parte II. Omonimie. Vol. I. § I. Nomi derivati da temi animali. Verona, Tipogr. veronese 1925, in vendita presso la Libreria A. Mondadori, Via Mazzini 74, Verona. (Accademia di agricoltura, scienze e lett., Vol. fuori serie). 1071 S. Vol. II. Omonimie. § II. Nomi derivati da temi tecnici. § III. Nomi derivati da temi oggettivi. § IV. Nomi derivati da temi varî. Verona, Tipogr. Veron. 1925, in vendita presso la Libreria A. Mondadori. S. 1075—1598.

Neben die im Jahre 1924 erschienene zweibändige Flora popolare italiana von Penzig[1] ist nun das oben verzeichnete umfangreiche und gehaltvolle Werk von Adriano Garbini getreten: Damit hat Italien so etwas wie seinen Rolland erhalten. Die Publikation von Garbini, auf die ich hier die Aufmerksamkeit der Sprachforscher und Folkloristen lenken möchte, steht in mancher Beziehung über den eben genannten Sammlungen; hinter der Faune populaire von Rolland steht sie insofern zurück, als sie nicht alle Tierarten Italiens berücksichtigt, sondern blofs diejenigen, die auch im veronesischen Gebiete vorkommen und als prinzipiell nur die Tiernamen aufgeführt werden, die zu Anthroponymien oder Homonymien (s. unten) Anlafs gegeben haben. Trotzdem wird ein grofser Teil der italienischen Fauna erfafst worden sein.

Die Beschränkung der Vulgärnamensammlung auf die veronesischen Spezies erklärt sich durch die früheren Studien des in Verona heimischen Gelehrten: Er hat sich zunächst neben seinen rein zoologischen Arbeiten mit der zoologischen

---

[1] O. Penzig, Flora popolare italiana. Raccolta dei nomi dialettali delle principali piante indigene e coltivate in Italia. A cura dell' Autore. Orto Bot. della R.a Università. Genova 1924.

Namengebung und mit dem Folklore seiner engeren Heimat beschäftigt[1] und ist erst nach und nach dazu gekommen, seine Sammlungen auf ganz Italien auszudehnen. Der Bau, wie er vor uns steht, verrät auch darin die Spuren eines ursprünglich viel bescheideneren Planes, daſs der ungeheure Reichtum des Gebotenen sich nicht so ganz in die Kategorien fügen will, die sich der Verfasser ausgedacht hat. Hätte er von Anfang an voraussehen können, welche Dimensionen sein Werk annehmen würde, so hätte er ihm wohl die Form eines Thesaurus der italienischen Fauna popolare gegeben und die theoretischen Erörterungen in einem besonderen Bande untergebracht.

Im Gegensatz zu Rolland und zu Penzig begnügt sich nämlich Garbini nicht damit, Material zu sammeln, sondern es liegt ihm daran, es zu gruppieren und die Benennungen soweit als möglich zu erklären. Die Einleitungen zu den einzelnen Bänden und Abschnitten enthalten höchst lesenswerte und auch für den Sprachforscher instruktive allgemeine Betrachtungen; speziellere Erörterungen sachlicher und linguistischer Natur findet man bei den einzelnen Artikeln.

Das Prinzip der Gruppierung ersieht man aus den oben genau wiedergegebenen Untertiteln. Unter Antroponimie versteht G. Benennungen, die von Personennamen hergenommen sind, unter denen die Heiligennamen eine hervorragende Rolle spielen (Beisp. 'giannino' = „Fruchtwurm"). Die Zusammenstellung nach dem Prinzip der Homonymien geht von der Beobachtung aus, daſs die Namengebung bei verschiedenen Tieren oft denselben Benennungsfaktor verwendet oder daſs geradezu der Name eines Tieres, sei es tale quale, mit näheren Bestimmungen, oder in abgeleiteter Form auf ein anderes Tier übertragen wird. Die durch Übertragung anderer Tiernamen entstandenen Benennungen werden in § I der Omoninimie (Nomi derivati da temi animali) verzeichnet. Vgl. cavalletta = „Heuschrecke". § II (Nomi derivati da temi tecnici) enthält die Namen, bei deren Schaffung die Analogie des Verhaltens des Tieres mit irgend einer künstlerischen, handwerklichen oder anderweitigen Betätigung maſsgebend gewesen ist. Vgl. *filandera*, *mamma-fila* etc. für die „Gottesanbeterin", eine groſse Heuschreckenart, die einer Spinnerin gleicht, wenn sie sich aufrichtet und das eine Vorderbein ausstreckt, das andere gegen die Brust legt. In § III (Nomi derivati da temi oggettivi) werden die selteneren Fälle zusammengestellt, wo das Tier mit irgend einem Gegenstande verglichen worden ist. Vgl. 'forbici' = „Ohrwurm" wegen des scherenförmigen Hinterteils. § IV faſst einige sonstwie nicht unterzubringende Begriffe zusammen, die zur Namengebung gedient haben (diavolo, gobbo, matto). Wie man sieht, bilden die Tertia comparationis die Grundlage der Gruppierung des Materials, was den Nachteil hat, daſs vielfach Zusammengehöriges auseinandergerissen, die Benennungen für dasselbe Tier gruppenweise über das ganze Werk zerstreut werden.

Es ist klar, daſs sich vieles nicht ohne Gewalt in diese Einteilung hineinpressen läſst. Ich erinnere nur an die onomatopoetischen Bildungen, die

---

[1] Vgl. seine „Fauna del Veronese" in „La provincia di Verona". Monografia statistica-economica-amministrativa raccolta e coordinata dal conte Sormani-Moretti. Venezia, Franchini 1898—1904. (129 S. in folio mit vielen Vulgärnamen). — In Vorbereitung ein umfangreiches folkloristisches Werk: „Appunti per una monografia demologica del Veronese" (ca. 800 S.).

vollständig unter den Tisch fallen müfsten und an die vielen etymologisch dunklen Wörter. Glücklicherweise hat Garbini gesunden Menschenverstand genug, um sich nicht von seinem Schema unterkriegen zu lassen, um es zu durchbrechen, wenn die Tatsachen stärker sind. Er ergänzt sehr häufig die systematische Darstellung durch allerhand Intermezzi, die sonst nicht unterzubringende Namen verzeichnen, so z. B. im Anschlufs an das Thema forbici die nicht homonymischen Namen des Ohrwurms, die nicht in andern Kategorien untergebrachten Bezeichnungen der Maulwurfsgrille, einige Namen vom Typus mentula und die nicht homonymischen Namen des Hundertfüfslers. Aber auch andere Beigaben erfreuen den Sprachforscher, so z. B. die Benennungen des Spinngewebes und die Terminologie der Bienenzucht, wo die reiche Zusammenstellung der Bezeichnungen für die Wabe besonders bemerkenswert ist. Neben die Kärtchen, die die Verbreitung gewisser Benennungsfaktoren zeigen, treten solche, die die Verbreitung verschiedener Benennungen desselben Tieres nach der in omomasiologischen und sprachgeographischen Arbeiten gebräuchlichen Methode darstellen. Im übrigen machen ausführliche Register gut, was durch die unrationelle Anordnung des Materials etwa gesündigt worden ist.

Dafs sich Garbini, der Zoologe ist, auf linguistischem Gebiete etwa einmal verhaut, oder schon Entdecktes neu entdeckt, ist nicht verwunderlich. Im allgemeinen ist er aber, sobald er den trügerischen Boden der Etymologie betritt, zurückhaltend und bringt seine Einwände gegen Erklärungen, die in dem oft etwas lebensfremden Lande der Sprachforschung gewachsen sind, mit Reserve vor. Nicht selten ist man geneigt, ihm gegen die Linguisten recht zu geben; denn er besitzt, was dem Sprachforscher im allgemeinen auf diesem Felde abgeht: eine bis ins einzelne gehende Sachkenntnis, eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe und — was über sein naturwissenschaftliches Spezialgebiet hinausreicht — eine bewundernswerte Vertrautheit mit dem italienischen Volksleben und mit dem volkstümlichen Denken, das ja oft besser als zoologische Fakta die Tiernamenbildung zu erklären vermag. Man vergleiche nur etwa, was über die Rolle der Kinder bei der zoologischen Namengebung im allgemeinen, über gewisse Kinderspiele im besonderen, über das gefühlsmäfsige Verhältnis des Unteritalieners zum Hausschwein usf. gesagt wird. Viel folkloristisch interessantes Material — ich verweise z. B. auf die zahlreichen Kindersprüchlein — ist da und dort eingestreut. Eine sehr glückliche Idee war es, die volkstümlichen zoologischen Benennungen nicht auf die wissenschaftlich festgestellten Spezies zu beziehen, sondern den Begriff der zoologischen Elemente einzuführen, worunter Garbini die zoologischen Begriffsbildungen versteht, die das Volk vornimmt und die mit den wissenschaftlichen durchaus nicht übereinzustimmen brauchen. Der Sprachforscher wird gut tun, dem Beispiel des Zoologen zu folgen. Garbini hat gewifs recht, wenn er feststellt, dafs die Tiere onomasiologisch zu um so gröfseren Gruppen zusammengefafst werden, je weniger Bedeutung sie für den Menschen haben und je weniger sie sonst seine Aufmerksamkeit erregen. Letzteres gilt besonders bei niedrigen Tieren: daher die Vieldeutigkeit von Wörtern wie 'verme', *bao*, 'biscia', 'grillo' etc. Man beachte auch die Äufserungen des Verfassers über das Thema Wortarmut und Wortreichtum.

Glücklich und durchaus in der Richtung moderner Wortforschung liegend ist es, wenn G. nicht auf die Etymologie, sondern auf die Feststellung der

„onomastischen Faktoren“ ausgeht, d. h. wenn er — wofür er als Zoologe und Folklorist ja besonders qualifiziert ist — die Eigenschaften des Benannten und die Anschauungsformen des Benennenden festzustellen versucht, die zur Namengebung oder zur Namenumgestaltung geführt haben. Die Überlegenheit des zoologischen Fachmannes über den Sprachforscher kommt gerade hier oft frappant zum Ausdruck. So war mir beim Studium der Karte farfalla des AIS (Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz) der trentinische Ausdruck *basatèra* = bacia-terra rätselhaft geblieben; Garbini erklärt ihn Omon. I, 472 durchaus einleuchtend: das Wort bezieht sich auf die Schmetterlinge, die sich scharenweise auf kleinen, besonnten Stücken trockenen oder feuchten Bodens niederlassen. S. 504 wird die von Salvioni vorgeschlagene Ableitung von *viola* „Herrgottskäfer“ aus *aviola* < APIOLA gewiſs mit Recht abgelehnt[1] und auf das veronesische *sviolar* „correre in modo regolare e leggermente, così da sfiorare appena il terreno“ oder auch „volare silenziosamente come scivolando nell' aria“ hingewiesen, wo ich freilich noch andere Faktoren zur Erklärung beiziehen möchte. Bertoni wird Omon. I, 230 belehrt, daſs der Fischer den an der Angel befestigten Regenwurm nie ruckweise bewegt, daſs dieses Faktum also nicht die Grundlage des veronesischen Namens *saltagnin* sein kann. Gegenüber Marchesini und Salvioni führt der Verfasser überzeugende sachliche und sprachgeographische Argumente an, um veron. *battisesola* „Turdus iliacus Linné“ zu *sesa* „Hecke“ zu stellen usf.

Der Sprachforscher, der das Werk G.'s als Quelle benutzt, wird nach der Vollständigkeit und nach der Zuverlässigkeit des vorgelegten Materials fragen. Absolute Vollständigkeit ist natürlich auf diesem Gebiete nicht zu erreichen; aber was gegeben wird, übersteigt, von den oben angedeuteten Einschränkungen abgesehen, alles, was für Italien bis jetzt geleistet worden ist. Die Belege, die der Verfasser z. B. für die Benennungen der Fledermaus gibt, gehen in die Tausende. Das Material hat er zum groſsen Teil an Ort und Stelle gesammelt, anderes von zuverlässigen Korrespondenten erhalten; daneben sind zoologische und linguistische Arbeiten in weitgehendem Maſse ausgezogen worden. Besonders wertvoll ist, daſs die Quellen überall angegeben und die Belege genau lokalisiert sind, es sei denn, daſs die geschriebenen Quellen das nicht gestatteten.

Die phonetische Transkription ist für lexikologische Untersuchungen genügend. Fremde Transkriptionen hat Garbini, soweit ich nach der Wiedergabe der Materialien urteilen kann, die ihm Jud und ich geliefert haben, recht geschickt umgeschrieben. Dabei kam ihm seine beneidenswerte Vertrautheit mit den italienischen Dialekten sehr zu statten. Mehr läſst die Korrektur zu wünschen übrig, wobei die groſsen Schwierigkeiten zur Entschuldigung dienen, mit denen Garbini zu kämpfen hatte. Es sind recht viele Druckfehler und Versehen stehen geblieben. So wurden S. 707 bei den Namen der Fledermaus die Belege von Prosito und Ligornetto verwechselt; ebenda S. 892 wird uns ein phonetisch im Vicentinischen natürlich unmögliches *rondulejn* in die Schuhe geschoben, wo wir *bàrbastrìyę* mitgeteilt haben; 954 steht *ucé-metsmùors* statt *ucémetssuors*, S. 167 *zbelerk* „Schnecke“ statt *sbelercc* (in unserer Transkription *zbęlẹ́rć*) usw.

[1] Vgl. dazu auch Jud, Arch. Stud. u. Spr. 127 (1912), 419.

Doch wer möchte bei Kleinigkeiten verweilen, wenn ihm so viel Schönes und Wertvolles geboten wird? Wer weiſs, was es heiſst, ein halbes Leben an ein Sammelwerk hinzugeben, wer einmal erfahren hat, wieviel Energie, Organisationstalent und Aufopferung dazu nötig sind, der wird der gewaltigen Leistung dieses Provinzialgelehrten seine aufrichtige Bewunderung nicht versagen. Salvioni, dessen Andenken das Werk gewidmet ist, war gut beraten, als er den Verfasser ermunterte, es durchzuführen. Es ist zu hoffen, daſs G. auch die reichen Materialien, über die er noch verfügt, der Wissenschaft zugänglich machen und daſs es ihm gelingen wird, das in Aussicht gestellte groſse folkloristische Werk bald zu veröffentlichen.

K. Jaberg.

Léon Zéliqzon, *Dictionnaire des patois romans de la Moselle.* Première partie: A—E [mit einer Übersichtskarte]. Deuxième partie: F—M. Troisième partie: N—Z. Strasbourg-Paris, Librairie Istra. 1922/24. 718 S.

Das vorliegende, inzwischen von der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres preisgekrönte Werk des rührigen Lothringer Dialektforschers, der sich bereits durch seine Sammlungen lothringischer Volkslieder[1] und seine Studien über die Mundart von Malmédy[2] einen Namen gemacht hat, vereinigt den Wortschatz jener lothringischen Mundarten, die auf den bis zum Jahre 1918 politisch zu Deutschland gehörigen Gebieten gesprochen werden. Begrenzt wird die von Z. bearbeitete Region im Westen also durch die ehemalige deutsch-französische Grenze, im Osten durch die von This festgestellte deutsch-romanische Sprachgrenze.

Was die mundartliche Gliederung dieses Gebietes betrifft, so unterscheidet Z. sieben 'groupes dialectaux', doch sind, wie sich bei einer so kleinen Zone von selbst versteht, die Divergierungen meist auf die lautliche Entwicklung beschränkt. Lexikalisch bilden wenigstens die um Metz gruppierten Zentralmundarten (Messin, Isle, Pays-Haut, Nied) im allgemeinen eine geschlossene Einheit. Gröſsere Abweichungen zeigen die nördlicher gelegenen Gebiete (patois de la Fentsch) und die Mundarten des Südens (Saunois, Vosgien), die bereits den Übergang zu den Vogesenmundarten bilden. Schriftfranzösischer Einfluſs im Lexikon macht sich besonders im Norden bemerkbar und hängt wohl mit der im Becken von Briey hochentwickelten Eisenindustrie zusammen.

Die Anlage des Glossaire ist praktisch und übersichtlich, der Stoff geschickt zusammengedrängt, die Drucküberwachung mustergültig, die phonetische Umschrift auch dem Laien leicht verständlich, so daſs man Zéliqzons ‚Glossaire' geradezu als Vorbild für Dialektwörterbücher hinstellen möchte.

Was das Werk aber ganz besonders auszeichnet, ist das tiefe und liebevolle Versenken in die Sachkultur. 59 meist höchst wertvolle Illustrationen begleiten die mir bisher vorliegenden zwei Bände, Beigaben, für welche man dem Herausgeber wirklich nicht dankbar genug sein kann. Da finden wir u. a. Abbildungen von Küchenherden (173, 280), Backöfen (277), Feuerketten

---

[1] Veröffentlicht meist im Annuaire de la Société d'Histoire et d'Archéologie lorraine.

[2] In dieser Zeitschrift 17, 419 ff. und 18, 247 ff.

(173), Möbeln (172, 335), Geräten der Hanfbereitung (84, 86, 90), Typen von Körben (323, 327, 381), Skizzen eines Pfluges (128), der Wagenteile (125), des Dreschflegels (273), des Backtroges (416), Grundrisse von Bauernhäusern (430) etc. Besonderes Interesse erregt die altertümliche Weinpresse (119), die aus einem $13^1/_2$ m langen (als einarmiger Hebel wirkenden) Eichenstamm besteht. Die Vorrichtung deckt sich ziemlich genau mit ähnlichen Weinpressen, die Referent in Sizilien und in den Abruzzen beobachtet hat, und entspricht im Prinzip noch der altrömischen Weinpresse, wie sie beispielsweise in der Villa Rustica in Boscoreale[1] zu Tage gefördert wurde.[2] Die S. 212 abgebildete Garnwinde (*dẹvīdü*) ist dem Referenten in gleicher Gestalt auch in Apulien (Gegend von Lecce und am Gargano) begegnet.

Auch die Folklore kommt bei Zéliqzon, und zwar in ausgedehntem Mafse, zu ihrem Recht. Wieviel wertvolles und interessantes Gut ist da von dem aufmerksamen Beobachter des lothringischen Volkslebens geborgen worden! Man vergleiche z. B., was er unter *hāle* 'hâle' (S. 323) sagt: „Au printemps, quand le soleil commence à devenir plus chaud, les jeunes filles cherchent à embrasser un garçon en disant: *Peut māle, prands m'hāle*, vilain mâle, prends mon hâle. A quoi celui-ci répond, en les embrassant à son tour: *Peute femèle, je m'dèhèle*, vilaine femelle, j'ôte mon hâle. Des deux côtés, on croit avoir moins à souffrir, pendant la belle saison, des rayons du soleil." — Den Volkskundler, der sich mit Hochzeitsgebräuchen beschäftigt, wird ein merkwürdiger Brauch interessieren, der darin besteht, dafs „une cadette qui se marie avant sa sœur aînée lui doit une chèvre ou un mouton" (S. 440). — Weitverbreitet im Metzischen war einst der Gebrauch, am 1. Mai den heiratsfähigen Mädchen einen Maienbaum vor das Fenster zu pflanzen. Dabei bedeutete für das Mädchen ein Holunderzweig, dafs es nicht geliebt wurde, ein Eichenzweig bedeutete Liebe, ein Zweig des Spindelbaums Vorwurf unsoliden Lebens; Tannenzweige erhielten die störrischen, Weifsbuchenzweige die sittsamen Mädchen. Dafs die Eiche auch sonst als Zeichen der Liebe und Symbol der Brautwerbung gilt, ist bekannt. Hingewiesen sei bei dieser Gelegenheit auf einen in Unteritalien (besonders in Kalabrien und Nordkampanien) auftretenden Gebrauch, nach dem der Freier sich in den Wald begibt, eine Eiche mit dem Wurzelstock ausgräbt und sie nach Hause trägt, wo Schwestern und Eltern sie mit bunten Bändern schmücken. Dann trägt des Abends der junge Mann den Eichenstamm ('ceppone'), der offenbar die Funktion des Wachstums verkörpert,[4] vor die Haustür der Geliebten, um die ganze Nacht dabei Wache zu halten. Am folgenden Morgen öffnet der 'pater familias' die Tür des Hauses, sieht den Baumstock auf der Schwelle und ruft (Mundart von Gallo, Nordkampanien) hinaus[3]:

---

1 Ein Modell derselben befindet sich im Museum zu Pompeji.

2 Vgl. auch Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern, I^2, S. 347.

3 Eine andere Auffassung vertritt H. Bächtold, Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit (Schriften der Schweizer Gesellschaft für Volkskunde, Bd. XI), der in der Annahme des Baumklotzes das Symbol für die Aufnahme in die Herdgemeinschaft erblicken will.

4 Raff. Corso, Das Geschlechtsleben des italienischen Volkes (Nicotera 1914) belegt diese Sitte auch für Venezien, Friaul und die Abruzzen. Nach Finamore (Tradizioni popolari abruzzesi, 1894, S. 33) wählt man in Tornareccio

„*ki a ngəppunāta*
la fila mę́a pu[1]

Der Freier antwortet:

„*ę́w, pər dę́w!*“[2]

Sagt dem Vater der Freier zu, so entgegnet er:

„*pila ru ćəppǫ́nə*
e ttrāsərə a la kāsa mę́a
ka lə sáŋgu tūw vá ku lə mę́w.“[3]

Da uns bisher für die lothringischen Mundarten nur die unvollständigen und oft nicht immer zuverlässigen Sammlungen von Jaclot de Saulny (Vocabulaire patois du pays messin, Paris 1854), E. Rolland (Romania II, 437 ff., V, 189 ff.) und D. Lorrain (Glossaire du patois messin, Nancy 1876) zur Verfügung standen, füllt Zéliqzons prächtiges Werk eine empfindliche Lücke in der französischen Dialektographie aus. Möchte das schöngelungene Mundartenwörterbuch andere Sammler heimischer Rede und Volkssitte zu ähnlichen Leistungen anspornen!

GERHARD ROHLFS.

Deutsches Dante-Jahrbuch, Band 8 u. 9. Berlin 1924, Weimar 1925.[4]

Eines der am häufigsten behandelten Themen macht Engelbert Krebs in seinem Aufsatz „Erlebnifs und Allegorie in Dantes Commedia“ aufs neue zum Gegenstand seiner Untersuchung (Bd. 8, p. 11 und Bd. 9, p. 98). Aber trotz allem aufgewandten Scharfsinn vermag er nichts erspriefsliches Neues zutage zu fördern. Darin hat Krebs gewifs recht, dafs er das Erlebnis in den Vordergrund stellt (p. 17) und Beatrice und Virgil und ebenso alle anderen mit Eigennamen auftretenden Gestalten der *Commedia* in erster Reihe als Menschen von Fleisch und Blut auffafst. Aber diese Auffassung ist keineswegs, wie er meint, eine ungwöhnliche, keineswegs erst von Pochhammer gefunden und braucht keiner neuen Begründung (p. 12 f.). Dafs die *Commedia* polysens ist, der Satz steht über der Pforte zu aller Danteerklärung; er ist schon im

---

(Prov. Chieti) einen mit Früchten behangenen Kirschbaum. Ein mit Früchten und Bändern geschmückter Waldbaum dient auch in der Ukraine als Brautwerbungssymbol (Volkov, Anthropologie II, 308 ff.). An Stelle des Baumes tritt in der Val Verzasca (Tessin) ein Holzscheit auf (Bächtold, Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit, 46), in Sizilien ein Eichenklotz (Pitrè, Usi e costumi . . . del popolo siciliano II, 26).

[1] Chi ha 'incepponato' la figlia mia?

[2] Io, per Dio!

[3] Piglia il ceppo e portalo nella mia casa, perchè il tuo sangue corrisponde al mio.

[4] Der Aufsatz ist bereits im August v. Js. geschrieben und besprach in Einleitung und Schlufs Mängel der beiden Bände, die mit der damaligen Leitung des Dante-Jahrbuchs in ursächlichen Zusammenhang zu bringen waren. Durch einen Wechsel in dieser Leitung sowie durch die beschlossene Neu-Orientierung waren die genannten Ausführungen als überholt zu betrachten und wurden auf Wunsch des Verfassers ausgeschaltet. Dagegen hat sich derselbe mit der Veröffentlichung des verbleibenden rein sachlichen Teils, der nach wie vor seinen Wert behält, einverstanden erklärt. A. H.

Widmungsschreiben an Can Grande ausgesprochen und, wenn auch mit Schwankungen im einzelnen, doch im grofsen und ganzen als fester Leitsatz von allen verständigen Erklärern festgehalten worden. Dagegen bestreitet Krebs mit Unrecht, dafs Beatrice letzten Endes wirklich die Trägerin einer Hauptallegorie der *Commedia* ist (Bd. 9, p. 98). Nicht nur „ihr einzelnes Handeln nur drückt allgemeine Wahrheiten aus", sie kann dem Dichter nicht nur, „wie alle Seligen des Himmels, die ewigen Geheimnisse der Theologie mittheilen". Nicht nur aus den von Krebs aufgeführten Sätzen „allgemein geltender theologischer Lehre" ist sie zu ihrer Aufgabe legitimiert. Zum Beistand Dantes wird sie ausdrücklich und höchst persönlich durch die Jungfrau Maria aufgerufen (Inf. 2, 94). Ihr Führeramt bei Dante sodann tritt sie in der denkbar feierlichsten Form an in dem Triumphzug auf dem Gipfel des Fegeberges, wodurch sie doch auf das allernachdrücklichste aus der Schar der „vielen anderen Seligen" herausgehoben wird. Wie diese allegorische Bedeutung Beatricens aufzufassen sei, ist, zusammen mit derjenigen Virgils, von Dante selbst mit aller wünschenswerten Klarheit ausgesprochen, Mon. III, 16, § 7 ff., wie namentlich Scartazzini immer wieder betont hat: zu der *beatitudo huius vitae* führt uns *humana ratio, quae per philosophos tota nobis innotuit*; zur *beatitudo eterna* die *supernaturalis veritas*, die der heilige Geist *per prophetas et agiographos*, *per coeternum sibi Dei filium Jesum Christum et per eius discipulos — revelavit*, worin wir also mit den Hauptstrichen die ganze Prozession des Fegebergs samt Beatricens Entschleierung wiederfinden. Diese Parallele läfst sich in keiner Weise beiseite schieben, und sie führt ungezwungen zu dem Ergebnis: Virgil, *quel savio gentil che tutto seppe* und der Sänger des kaiserlichen Rom, vertritt die weltliche Weisheit und den geistigen Gehalt des Kaisertums; Beatrice die offenbarte himmlische Wahrheit und den geistigen Kern der Kirche. Das ist der Schlüssel, der in allen Fällen schliefst und den wir uns durch unnötiges Feilen nicht verderben wollen. Diese ganz entschieden allegorische Bedeutung Virgils und Beatricens beeinträchtigt aber keineswegs deren konkretes warmes Leben, das immer und überall für sie die Grundlage bildet, ebenso wie Dante selbst die scharfumrissene Persönlichkeit ist und zugleich der Vertreter der irrenden Menschheit.

Schliefslich kann auch Krebsens neuartiger Versuch nicht gebilligt werden, in der *corona*, die Beatricen auf ihrem Sitz in der Himmelsrose umstrahlt, ihr „das Kränzlein" der „reinen Jungfrau" zu vindizieren (Bd. 9, p. 101). Bonaventura, der hier zu hören ist, unterscheidet (*Diaetae salutis* IX, cap. 2) von den drei Kronen *pudicitiae*, *sapientiae* und *perseverantiae*, als vierte die *corona gloriae immortalis* oder *felicitatis aeternae*, und eben diese Krone schmückt Beatricen auf ihrem Himmelssitz.

Die Behauptung aber, dafs Dante seine Geliebte „absichtlich nie mit ihrem wahren Namen genannt" habe (l. c.), stützt sich lediglich auf eine falsche Auslegung der oft zitierten Stelle im Eingang der *Vita nuova*, die richtig verstanden nur besagt: „Die von vielen, welche nicht wufsten, was sie damit sagten [also: wie wahr sie sprachen], Beatrice genannt ward" (cf. Berthold Wiese, Das neue Leben, Reclam 1921). Dante legt also spielend dem wirklichen Namen einen bedeutsamen Sinn, „die Beseligerin", bei, wie er dies auch sonst tut, bei Sapia, Dominicus, und wofür er selbst in der *Vita nuova* XIII[5] den allgemeinen Satz anführt: *Nomina sunt consequentia rerum*. Aber der

Name ist der wirkliche, wie ja auch die Koseform *Bice* bezeugt. Auch findet sich in der ganzen Commedia kein Beispiel, dafs sich Dante eines fingierten Namens für eine wirkliche Person bedient hätte. Boccaccios Zuverlässigkeit, die übrigens von neueren Forschern wieder mehr und mehr anerkannt wird (cf. Moore, *Studies* II, 168 f.; Hauvette, *Études sur la D. C.*, Paris 1922, p. 46 f.), besteht also weiter, und der, wie so oft, gegen ihn erhobene Vorwurf der „Klatschsucht" ist hinfällig.

Hier sei gleich ein Aufsatz von Friedrich Beck erwähnt „Über die Wesensähnlichkeit zwischen Beatrice und der *Donna gentile* nach Dantes *Vi.a nuova* und *Convivio*" (Bd. 9, p. 68),[1] der das gleiche Thema: Allegorie oder Realität in Beatrice, in Zusammenstellung mit der *Donna gentile* behandelt und zu einer vollkommenen Ablehnungen der Realität für beide gelangt. Doch auch diese Beweisführung vermag, trotz ihrer erstaunlichen Beharrlichkeit, nicht zu überzeugen. Die oben schon geltend gemachten Gründe gelten hier in noch höherem Mafse: Dantes Dichtung ist polysens. Im Vordergrund steht die leibhafte Wirklichkeit, dahinter erst die allgemeine Bedeutung, zu deren Trägern er seine Gestalten bestimmt. Das gilt zunächst für die Beatrice der *Commedia*, findet aber natürlich auch Anwendung auf die Beatrice der *Vita nuova* und auf deren Gegenspiel, die *Donna gentile*, bezüglich deren gerade der im *Conviviv* so nachdrücklich betonte apologetische Zweck ihre feierlich ausgesprochene Qualifikation als Philosophie nur als nachträgliche Umdeutung aufzufassen mahnt.[2] Das entspricht am besten dem Wesen des Dichters, in dem sich die sinnliche Lebendigkeit mit philosophischem Tiefsinn und mystischer Glut aufs wunderbarste mischt und liefert allemal die gesundeste Lösung, die neben der transzentendesten Deutung noch der lebenswärmsten Poesie Raum läfst. Gerade in dieser Verschmelzung von Lebensfülle und höchster Abstraktion liegt der einzigartige Zauber Dantes, und wir töten geradezu seine Dichtung, wenn wir das lebendige Fleisch austilgen und nur die reinlich präparierte Abstraktion dem Leser bieten wollen.

Aufsätze wie der hier besprochene sind es, die Benedetto Croce die Waffen liefern für seine grundsätzlich verfehlten Angriffe auf die Danteforschung als solche. Und je mehr wir die fruchtbare Danteforschung gegen Croces entstellende Beschuldigungen zu schützen die Pflicht haben, um so entschiedener müssen wir auch aussprechen, dafs derartige einseitige Überspannungen die Erkenntnis Dantes und das Interesse an ihm zu fördern nicht geeignet sind.[3]

Der Aufsatz Ferdinand Koenens über „Dantes Zahlensymbolik" (Bd. 8, p. 26) behandelt ein an sich anbauwürdiges Gebiet und gibt über Wert und Sinn der Zahlen im Mittelalter manches für das Verständnis der Zahlen

---

[1] Cf. dazu vom gleichen Verfasser „Das neue Vita-Nova-Problem", Zeitschrift f. rom. Phil. XLV, 28 ff.

[2] Wie der Altmeister Scartazzini mit seinem nüchternen Verstand längst erkannt und ausgesprochen hat (Dante-Handbuch, Leipzig 1892, p. 203; Dantologia, Mailand 1894, p. 108 ff.).

[3] Auch Luigi Valli mit seinem *Segreto della croce e dell' aquila*, Bologna 1921, dessen starrer Fanatismus einen an sich richtigen Gedanken zu unmöglichen Konsequenzen übersteigert und die ganze *Commedia* auf eine einzige Formel glaubt bringen zu können, ist von ähnlich schädlicher Wirkung. Cf. meine Besprechung Lit. Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1924, Sp. 45 ff.

bei Dante Dienliche. Doch stöfst man auch auf auf vieles Unklare, das nicht überzeugen kann, oder auf geradezu Falsches, das nur Verwirrung zu stiften geeignet ist.

Auf das erstaunliche Wirrsal mit den „drei einzigen tugendhaften Männern", Prg. 16, 121, hat schon Wiese, l. c., hingewiesen. Es trifft nicht zu, dafs nach ihnen „die Erklärer so lange vergeblich gesucht haben und noch suchen werden" (p. 38). Denn Dante beeilt sich ja in der nächsten Terzine, alle drei selber zu nennen. Diesmal ist also der im Sinne Benedetto Croces und Vosslers den leidigen Erklärern zugedachte Hieb vorbeigegangen, und es bleibt das Exempel, dafs es doch ganz gut ist, sich einigermafsen um die „Allotria" des materiellen Inhalts zu kümmern.

Die peinliche Deutung des Traums vom verzehrten Herzen in der *Vita nuova* auf ein „animalisches Erlebnis" (p. 39), weil er in der „vierten Nachtstunde" erfolgte, ist keineswegs zwingend, da ja Dante selbst darauf bedacht ist, diese vierte Stunde (es ist die XVI. kanonische Stunde, abends 9—10 Uhr) mit Nachdruck als *la prima ora de la nove ultime ore de la notte* (*V. n.* cap. 3[8]) zu qualifizieren, womit er sie der in der ganzen *Vita nuova* verfolgten Tendenz dienstbar macht, alle Vorzüge dieser Jugendliebe mit der Zahl neun zu verknüpfen; cf. besonders cap. 28 und 29.

Mit der Zahl fünf verfährt Koenen ganz willkürlich. Auf der einen Seite ist sie ihm die „Untugendzahl", bei den „fünf Räubern", Inf. 26, 4, „unglückverheifsend" bei den fünf Monaten der Todesfahrt des Ulysses. Dann aber wieder soll die Fünf als Zahl der Finger „Tätigkeit, Arbeit" bedeuten (p. 44) und für DXV einen Mann ergeben, „der aufserordentlich tätig und tüchtig sein wird", ein Ergebnis von einer Indifferenz, das doch gewifs solchen Aufwand an Prophetie nicht lohnen würde.

Erwähnt sei noch, dafs die Deutung der sieben P auf *poenitentiae* statt der von jeher angenommenen *peccata* (p. 37) gewifs nicht haltbar ist. Diese P sind auf der Stirne mit dem Schwert eingegraben, sind *piaghe* genannt (Prg. 15, 80), werden eins um das andere weggetilgt, was alles zur Vorstellung *peccata*, nicht aber *poenitentiae* pafst.

Die gleiche Schwäche, feststehende Deutungen ohne genügenden Grund wieder in Zweifel zu ziehen, bieten zwei weitere Aufsätze des gleichen Verfassers im 9. Band.

Die „drei Tiere" (p. 36) will er, „von der Systematik der Scholastiker" ausgehend, auf die wenig scharf unterschiedenen Begriffe „Fleisch, Teufel, Welt" deuten, was gegenüber der klaren Prägung und Steigerung der alten Deutung: Fleischeslust, Hoffart, Habsucht sicher kein Fortschritt ist. Koenens Bedenken insbesondere, dafs Dante in der Lebensmitte nicht von der Habsucht, „dem Laster des Greisenalters" habe bedrängt werden können (p. 40), löst sich einfach damit, dafs dieses Laster eben auch die Verschwendung umfafst, und dafs in diesem Sinne Dante an diesem Laster ebenso gelitten hat wie Statius (Prg. 22, 34), ja, wie uns durch Schuldurkunden bestätigt wird, gerade gegen seine Lebensmitte durch dieses Unmafs in die schlimmsten Geldsorgen verwickelt worden ist.

In dem weiteren Aufsatz „Einige Anmerkungen zum fünften Gesang der Hölle" (p. 44) ist es höchst merkwürdig zu sehen, mit welchem Aufwand von Geist und Gelehrsamkeit der Verfasser Dantes Hölle der Liebessünder mit der

„Höllenlehre der Scholastiker“ (p. 46) in Einklang zu bringen versucht. Doch vergifst er dabei, dafs das Aneinandergebundensein von Paolo und Francesca keineswegs die Regel für die Liebessünder der Commedia ist. Unter den anderen *donne antiche e cavalieri* führt Dante sonst keine mehr paarweise auf, selbst Helena und Paris sind getrennt genannt, auch Tristan ohne Isolde. Das unselige Paar, das den fünften Gesang krönt, ist vielmehr unter seinen Leidensgenossen besonders ausgezeichnet durch ein höchstes Mafs von Leid und Liebesseligkeit, das ihnen bedingt wird eben durch ihr unauflösliches Verbundensein.

Auch die Deutung von *e 'l modo ancor m' offende* als „Modus der Liebe Paolos und Francescas“, der mit dem heiligen, gerechten und wahrhaften Modus der Liebe, wie ihn Thomas von Aquino fordere, nicht übereinstimme (p. 55), ist gewifs verfehlt. Die Worte gehören ohne Frage nicht zu dem Hauptsatz *amor prese costui della bella persona*, sondern zu dem Nebensatz *che mi fu tolta*, an den sie mit einem stockenden Seufzer anschliefsen: — *e 'l modo ancor m' offende*, ein Zug von wunderbarer Poesie und ergreifendster Wahrheit, der mit Scholastik schlechterdings nichts zu tun hat. Dante macht sich wohl die Scholastik dienstbar, wie alles Wissen seiner Zeit. Aber immer bleibt er der Dichter und Herzenskündiger, und mehr als irgendwo in der Francescaepisode.

Ebenso fruchtlos bemüht sich der Verfasser um Francescas Wort vom verlorenen Glück und um die Frage, wer unter dem *dottore* zu verstehen sei. Er läfst sich durch die seltsam verfehlte Argumentation L. G. Blancs (Versuch I, p. 59f.: Hat Francesca denn den Boethius gelesen? hat sie, vor ihrer Ermordung!, von Dantes Verehrung für Boethius, aus dem *Convivio*, Kenntnis genommen?) in die Irre führen und durch vermeintliche Anklänge bei kirchlichen Autoritäten, Hieronymus, Bonaventura, Ambrosius bei der nichtssagenden Deutung festhalten, Virgil werde hier, nicht im Hinblick auf irgend eine Stelle in seiner Dichtung (die es nicht gibt), sondern lediglich auf Grund seiner Lebenserfahrung als Zeuge für die allgemeine Wahrheit aufgerufen, dafs die Erinnerung an verlorenes Glück der gröfste Schmerz sei. Schon die Flachheit des Gedankens hätte vor dieser Deutung warnen sollen. Dafs es sich um ein wirkliches Zitat und zwar aus Boethius handle, war schon längst mit guten Gründen wahrscheinlich gemacht. Die Gewifsheit dafür ergibt, wie ich nachgewiesen zu haben glaube (cf. Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1927, Sp. 121), ein längerer Passus bei Albertus Magnus, *Ethicor.* I, VII, cap. 2 u. 11, der unzweifelhaft für mehrere Stellen des Francescagesangs die Anregung gegeben hat und das berühmte Boethiuszitat, *De consol. phil.* II, *pros.* 4, bedeutsam umrahmt von den Merkworten *miseria* und *recordatio*, im vollen Wortlaut aufweist. Also nicht das Kirchlich-Dogmatische bringt die Lösung dieses alten Danterätsels, sondern wiederum der viel angefochtene Gewährsmann Albertus, der *doctor universalis*.

Dieses eklatante Beispiel einer Anregung Dantes durch Albertus Magnus kommt uns gelegen gegenüber einem anderen Aufsatz des Dante-Jahrbuchs (Bd. 9, p. 1), dem Festvortrag Martin Grabmanns „Die Wege von Thomas von Aquin zu Dante“. Die These, dafs Thomas als ausschlaggebender Führer Dantes zu gelten habe, scheint sich fast zum Glaubenssatz steigern zu wollen, seit sie in der päpstlichen Enzyklika zu Dantes Säkularfeier proklamiert worden

ist. Grabmann kann auf eine Reihe namhafter katholischer Gelehrter hinweisen, darunter drei Dominikaner und zwei S. J., die in neuerer und neuester Zeit wieder für Dantes Thomismus eingetreten sind. Und diesen schliefst sich der Verfasser aufs nachdrücklichste an. Dabei sucht er, wie dies auch Vossler (Dante als religiöser Dichter, Bern 1921, p. 15) getan hat, die Bedeutung des Albertus Magnus nach Möglichkeit abzuschwächen. Aber es ist durchaus irreführend, wenn Grabmann behauptet, die zwischen Albertus und Dante nachgewiesenen Übereinstimmungen beträfen „vielfach gedankliches Gemeingut der damaligen Scholastik" und liefsen sich ebensogut durch Zitate aus Bonaventura, Thomas etc. etc. ersetzen (p. 5). Es ist im Gegenteil gerade in hervorragendem Mafse Sondergut Alberts, in dem die auffallenden Übereinstimmungen mit Dante zutage treten, die uns immer wieder einen Schlüssel für vordem verschlossene Rätsel der *Commedia* darbieten. So das oben besprochene Boethiuszitat aus der Ethik Alberts zu Inf. 5, 123; ebenso zu Inf. 12, 4, wie schon Benvenuto Rambaldi nachweist, Albertus, *Meteor.* III, II, cap. 18, wo die Notiz über den Bergsturz bei Marco unverkennbar Dante zur Vorlage gedient hat; oder zu Inf. 14, 31, ebenfalls von Benvenuto schon nachgewiesen, Albertus, *Meteor.* I, IV, cap. 8, wo der feurige Schneefall aus Alexanders Heereszug mit allen von Dante gegebenen Einzelheiten geboten wird. Aber nicht nur auf dem Gebiet der Naturwissenschaft war Albertus der Gewährsmann des Dichters, auch in theologischen und philosophischen Fragen erweist er sich immer wieder als seine ausgesprochene Quelle. So überall, wo Dante platonischen Gedanken Raum gibt, z. B. Par. 4, 22 oder 13, 52; so Par. 4, 124, wo die schwierige Frage, ob *vero* oder *intelletto* das Subjekt zu *posasi* sei, über die Vossler und Kern noch so eifrig und fruchtlos gestritten haben (D. L.-Ztg. 1914, Sp. 1263 u. 1646), durch einige Stellen aus Albertus (cf. Anhang zu meiner Par.-Übersetzung), ohne weiteres für *intelletto* entschieden wird; so Par. 10, 39, wo Dante bezüglich der Zeitlosigkeit der Engel entschieden dem Albertus und nicht dem Thomas folgt (cf. meine Nachweisung l. c.) und so fort in unzähligen Fällen. Immer wieder ist es nicht das scholastische Gemeingut, sondern das Sondergut Alberts, was die Aufklärung gibt, die früher bei Thomas vergeblich gesucht worden war. Was aber das Gemeingut betrifft, so könnte er das freilich auch aus Thomas geschöpft haben, der ihm ja natürlich nicht unbekannt war. Aber da sich dies, eben als Gemeingut, auch bei Albertus Magnus findet, so ist nicht einzusehen, warum es Dante nicht ebensogut aus diesem geschöpft haben sollte, der ihm sein Sondergut unstreitig geliefert hat.

Noch im 8. Band p. 47 behandelt Adolf Kolsen das oft diskutierte Thema „Dante und der Trobador Arnaut Daniel". Doch scheinen mir die früher gewonnenen Resultate durch die neuerhobenen Bedenken nicht erschüttert. Dantes unbestreitbar vollgültiges Zeugnis, dafs Arnaut *in versi d' amore e prose di romanzi* alle überwunden habe, spricht nach wie vor unmifsverständlich dafür, dafs Arnaut in beiden Dichtungsarten Unerreichtes geleistet hat.

Auch die Vorschläge zur Änderung der provenzalischen Verse, die Dante Arnaut in den Mund legt, haben nichts Überzeugendes. Insbesondere ist das wohlverbürgte *escalina* nicht zu beanstanden, da die Treppe, die Arnaut meint, nichts mit der goldenen Himmelsleiter des Saturnhimmels gemein hat, sondern nur die ist, die, durchweg als schmale Stiege bezeichnet, bis zum Gipfel des Fegebergs führt, dem Sehnsuchtsziel der Büfser (Prg. 27, 124).

Ebenso ist es irrig, Dante habe aus Mifsverständnis Arnaut unter die Sünder wider die Natur versetzt. Eines Mifsverständnisses haben sich nur die Ausleger schuldig gemacht, die unter den hermaphroditischen Sündern, in deren Schar Arnaut dahinzieht, Sünder wider die Natur verstehen. Man mufs nur klar ins Auge fassen, dafs in den Flammen des siebenten Simses doch alle Fleischessünder insgesamt büfsen. Und diese sind nun in zwei Scharen geschieden, die in entgegengesetzter Richtung ziehen und von denen die eine, die Schar Sodoms, mit dem Beispiel Cäsars, der „Königin" (Prg. 26, 78), die homosexuellen, die andere, die hermaphroditische, nach dem ovidischen Beispiel der liebestollen Naiade Salmacis, die hemmungslosen, aber doch dem Trieb der Natur folgenden, bisexuellen Sünder umfafst. Der von diesen ausgerufene Name Pasiphaë ist nur auf die vertierende Züggellosigkeit ihrer Begier zu deuten (*che s' imbestiò nell' imbestiate schegge*, Prg. 26, 87). Mit diesen hermaphroditischen Sündern zieht Arnaut samt Guinicelli, und in der gleichen Richtung schreitet Dante selbst. Für beides aber können wir uns an seinem Zeugnis wieder genügen lassen.

Zu dem Rettungsversuch, dessen Arnaut tatsächlich nicht bedurfte, mag Kolsen allerdings durch Vosslers Auffassung veranlafst worden sein, der (G. K. p. 659, jetzt 448) von Arnaut schrieb: „Dafs dieser Mensch als sexuell pervers galt und von Dante unter die Sünder wider die Natur versetzt wurde, braucht uns nicht zu wundern." Doch stehen die besten der modernen Erklärer (Scartazzini, Passerini, Casini-Barbi) zu der von mir vertretenen einfachen, eigentlich selbstverständlichen Deutung. Der Fall ist wieder ein lehrreiches Beispiel, wie notwendig es ist, den vermeintlichen Rätseln Dantes mit dem von Vossler so verpönten „Philologismus" zu Leibe zu gehen, der nichts anderes ist als der mit klarem Auge und fester, sorgsamer Hand die Wirklichkeit erfassende gesunde Menschenverstand.

Das Thema „Dante und die Kunst" behandelt Ludwig Volkmann mit seinen „Neuen Beiträgen zur *Iconografia Dantesca*" (Bd. 8, p. 60), die sich als eine Fortführung seiner *Iconografia* von 1897 bis auf die Gegenwart darstellen. Der Aufsatz zeigt auch die gleichen Vorzüge und Mängel, die an jenem Werke zu bemerken waren (cf. meine Besprechung Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1898, Nr. 10). Das Material ist mit altbewährtem Bienenfleifs zusammengetragen. Vielen Einzelurteilen über Neuerscheinungen an bildlichen Darstellungen und einschlägigen Büchern kann vollauf zugestimmt werden, namentlich, wo es sich um die Ablehnung moderner Übersteigerungen und Entgleisungen handelt. Das abfällige Urteil über den von Ghirardini geschriebenen Text zu der von E. Valle veranstalteten schönen *Iconografia Dantesca del pittore G. A. Koch*, Valdagno 1904 (p. 68) ist nicht gerechtfertigt. Ghirardini beherrscht in der erwünschtesten Weise die Dichtung und besitzt dadurch eine feinfühlige Sicherheit für die Würdigung von Kochs Leistungen, die mancher andere Textverfasser (z. B. Schubring, Dantes G. K. in Zeichnungen deutscher Romantiker, Leipzig 1921) empfindlich vermissen läfst.

An fruchtbaren allgemeinen Gedanken fehlt es diesem Nachtrag ebenso wie einst dem Hauptwerk der *Iconografia*. Volkmann haftet immer noch an dem starren Glaubenssatz, dafs nur von der Zeichnung, nicht von der Malerei das Heil für die Danteillustration zu erwarten sei. Dabei verweist er heute wie damals mit besonderem Nachdruck auf Otto Greiner, den früh er-

loschenen, auf dessen „Griffelkunst“ er besondere Erwartungen für die Dante-Illustration gesetzt hatte. Bezüglich Greiners hatte ich ehemals noch Volkmann beigestimmt, ohne daraus freilich grundsätzliche Konzessionen folgen zu lassen. Doch seit ich Greiner bald darauf persönlich kennen lernte und in Rom an der Arbeit sah, bin ich von dieser günstigen Einschätzung, daſs er der berufene Illustrator Dantes sei, abgekommen, und es wurde mir klar, warum seine Bemühungen um Dante so bald ins Stocken geraten muſsten. Er klebte zu sehr am Modell, konnte nie des Behelfs der von Fall zu Fall von der Wirklichkeit abgeschriebenen Einzelzüge entbehren, aus denen er seine Bilder immer wieder mühsam zusammenstellte. Ist ihm ja doch bei solchem Zusammenstellen das Miſsgeschick begegnet, daſs er auf der Lithographie seiner Sirenen an dem in voller Fahrt gedachten Schiff des Odysseus das Segel in der entgegengesetzten Richtung schwellen läſst, als die Gefährten sich in die Ruder legen, ein Beweis, daſs das Bild niemals als einheitliche Konzeption klar vor seiner Seele gestanden hat. In Greiners Brust wohnte nur eine Seele. Er hielt mit klammernden Organen an der Welt und tastete sich Schritt für Schritt an der Erde weiter. Wer Dante folgen will, muſs beide faustischen Seelen besitzen: er muſs sich liebevoll in die greifbare Wirklichkeit vertiefen; aber er muſs auch sich vom Dust heben können zu den höchsten Gefilden des Geistes. Das entscheidet auch die müſsige Frage Volkmans, ob der Maler oder Zeichner der Berufene sei, Dante zu illustrieren. Jeder kann es leisten, der Maler wie der Zeichner; aber ebenbürtig muſs er dem Dichter sein. Nur die Famuli Wagner werden ihm niemals folgen können, mit keinem Vehikel.

ALFRED BASSERMANN.

Paul Piur, *Petrarcas „Buch ohne Namen“ und die päpstliche Kurie.* Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der Frührenaissance. Max Niemeyer Verlag, Halle Saale 1925 (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, herausgegeben von Paul Kluckhohn und Erich Rothacker, Buchreihe 6. Band). XVI u. 416 S. gr. 8⁰. br. 18 M.; geb. 20 M.; für Abonnenten der Vierteljahrsschrift br. 14,40 M.; geb. 16 M.

Mit einem Gesetze vom 11. Juli 1904 N. 365 hat das italienische Parlament eine kritische Nationalausgabe der Werke Francesco Petrarcas beschlossen, deren erster Band mit der „Africa“, herausgegeben von Nicola Festa, 1926 endlich erschienen ist. Inzwischen hat Piur dem Herausgeber der Briefe in dieser Sammlung die Aufgabe für das „Liber sine nomine“, wohl eine der schwierigsten, in vorbildlicher Weise gelöst, soweit man mit dem bis jetzt vorliegenden Handschriftenmaterial zu einer Lösung kommen kann. Der hergestellte Text ist der der endgültigen Fassung Petrarcas, und daran wird in Zukunft schwerlich etwas zu ändern sein, wenn nicht neue Handschriftenfunde gemacht werden. Piur hat aber nicht nur die handschriftliche Überlieferung aufs sorgfältigste geprüft und einen endgültigen Text mit Varianten und Quellennachweisen geliefert, sondern einleitende Kapitel und angehängte Untersuchungen und Erläuterungen erörtern alle die zahllosen Fragen, welche diese 19 Briefe aufwerfen lassen. Piur hat sie gröſstenteils beantwortet oder einer Beantwortung entgegengeführt, nur bei verhältnismäſsig wenigen muſste er zu

einem non liquet kommen. Aus der Fülle der neuen Ergebnisse hebe ich besonders die erfolgreiche Darlegung hervor, dafs die sine nomine Briefe nicht verärgerter Laune oder gar gemeiner Rachsucht entsprungen sind, sondern dafs Petrarca diese Angriffe auf die Kurie mit seinem Herzblute geschrieben hat. Dieser Beweis wird auf breitester Grundlage aufgebaut, der Darstellung der Weltuntergangserwartung und des Welterneuerungsglaubens der Zeit des Dichters und seiner Stellung dazu. Danach werden Petrarcas Anklagen gegen die Kurie und seine politischen und religiösen Anschauungen scharf umrissen, und es wird ein nicht zur Ausführung gelangter Plan einer dichterischen Darstellung der Verderbtheit Avignons nachgewiesen, von dem die Briefe, einige Eklogen und metrische Episteln und die bekannten drei Sonette gewissermafsen Bruchstücke sind. Ein Personen- und Sachregister macht die Benutzung des Bandes sehr bequem. Kurz, „illa horrida et inmitis barbaries" (S. N. XVII, S. 227, Z. 8) hat hier wieder einmal ein Werk geschaffen, welches selbst die Nachkommen der stolzen Römer werden anerkennen müssen.

BERTHOLD WIESE.

Edmondo Rho, *La lirica di Agnolo Poliziano. Vol. I. La poesia volgare.* Torino-Genova, S. Lattes & Co. Editori 1923. 132 S. 8°. Lire 8.

Dies ist eine mit wohltuender jugendlicher Begeisterung geschriebene ästhetische Studie zu Polizians italienischen Dichtungen. Verf. hat das Seelenleben Polizians gut erfafst, und die Zergliederung einzelner Stellen zeigt oft feines Verständnis für die Eigenart des Dichters. Vielleicht gewinnt er ihm durch seine Ausführungen noch mehr Freunde als er bisher schon hatte. Die Zeiten sind nicht gerade ungünstig dafür.

BERTHOLD WIESE.

Luigi di Benedetto, *Rimatori del dolce stil novo. Guido Cavalcanti — Lapo Gianni — Gianni Alfani — Cino da Pistoia — Dino Frescobaldi. Introduzione e note. Con tre tavole.* Torino, Unione tipografico-editrice torinese o. J. (1923). (Collezione di classici italiani con note. Seconda serie diretta da Gustavo Balsamo-Crivelli. Volume XXX.)

Eine recht handliche Sammlung von Gedichten des süfsen neuen Stiles unter Voranstellung der berühmten Kanzone Guido Guinizellis, welche die Vorarbeiten und vorhandenen Ausgaben ganz gewissenhaft benutzt hat. Die Kennzeichnung der einzelnen Dichterpersönlichkeiten in der Einleitung hätte man gerne selbständiger gewünscht. Was S. XV, Anm. 2 über das zweite Geleit der Kanzone Lapo Giannis gesagt ist „quei versi che a torto nelle stampe formano un componimento a parte" stimmt nicht ganz mit den Tatsachen überein. Lamma druckt das zweite Geleit, das tatsächlich nur inhaltlich, nicht metrisch als solches anzuerkennen ist, allerdings für sich; vgl. aber seine Anmerkung in der Ausgabe Imola 1895, S. 51—2. Zu Cinos Gedichten konnte Zaccagninis Ausgabe noch nicht benutzt werden. Durch falsche Erklärung des Sonettes *Lasso! pensando* will di Benedetto die Annahme beseitigen, dafs Cinos Geliebte Selvaggia aus dem Geschlechte der Vergiolesi stammte. Vgl. aber

Zaccagnini in seiner Ausgabe (Genève, Olschki 1925), S. 212. An manchen Stellen hat B. sich auch, um seine Auffassung herauszuerklären, gröfsere Eingriffe in die Texte erlaubt, die ich durchaus nicht immer als richtig anerkennen kann. Er hätte mehr Ehrfurcht vor der Überlieferung zeigen sollen. Die Aufsätze, in denen er seinen Standpunkt zu rechtfertigen sucht, sind mir leider nicht erreichbar. An den Anmerkungen, die doch wohl den Zweck haben minder Bewanderten, also namentlich Schülern höherer Lehranstalten und Studierenden, eine Handhabe zur richtigen Auffassung des Textes darzubieten, habe ich zu tadeln, dafs sie vielfach zwar den Sinn der Worte richtig wiedergeben, aber dem Lesenden keine Möglichkeit bieten festzustellen, wie er aus den Worten herauskommt. Ich vermisse mit einem Worte häufig eine philologisch genaue Erklärung.

Ich stelle nun eine Anzahl gemischter Beobachtungen zu den Texten und Anmerkungen zusammen, wobei ich aber Cino de Pistoia kaum berücksichtige, weil Verf. darüber eine Arbeit im Giornale storico della letteratura italiana verheifst, die ich abwarten möchte.[1]

Die Erklärung zu *che . . . i* S. 4, V. 13 ist richtig, ganz unphilologisch ist aber die Bemerkung „*che* è pronome relativo, il cui uso fu nei primi due secoli della nostra lingua molto vario e libero". Es liegt die bekannte Konstruktion vor, die ich im Elementarbuch § 111, S. 186—187 besprochen habe. Daselbst in der Erklärung zu V. 25—30 wird nicht klar, dafs V. 26 *Amor* und *'l foco caldo* Subjekte sind. V. 40 (S. 5) ist mit Pellegrini verkehrt erklärt: „e il cielo (si sottintende) non l' acqua, dovrebbe imitare costui!" Die Verse 38—40 heifsen wörtlich übersetzt: „Wenn er von der Tüchtigkeit her nicht ein edles Herz hat, so trägt er den Strahl wie das Wasser, aber der Himmel behält die Sterne und den Glanz", d. h. er bleibt gemein, wird nicht veredelt, wie das Wasser durch die glänzenden Strahlen nicht verändert wurde (vgl. V. 31). In V. 47 (S. 6) ist *d'* nicht pleonastisch. Es bezieht sich auf *l'om gentil* V. 49 und bedeutet „sein". Zur Erklärung der Kanzone Guido Cavalcantis *Donna mi prega* hätte B. gut getan auch Goldschmidts Versuch heranzuziehen (Die Doktrin der Liebe bei den italienischen Lyrikern des 13. Jahrhunderts, Breslau 1889, S. 28 ff.) und Appels Anzeige im Lblgrph. XIII (1892), Sp. 29. V. 19 (S. 12) *sensato* ohne weiteres mit *sensibilità* zu erklären ist ungenügend. V. 25 bleibt unerklärt und V. 26 ist der Gegensatz von irdischem und göttlichem Ursprung nicht hervorgehoben. V. 29—31 ist bei Goldschmidt viel besser. Was heifst *virtù?* (Potenz der Seele). V. 35 ff. ist vom Seelentode die Rede, was B. gar nicht erkannt hat, der blindlings Azzolina folgt. Eine genaue Übersetzung der Verse gibt Appel a. a. O., wonach auch B.'s Erklärung von V. 39—42 richtig zu stellen ist. V. 57 (S. 14) gehört *simil* zu *complessione* und nicht zu *sguardo*; vgl. Appel ebenda. Zu V. 68 (S. 15) wäre B. verpflichtet gewesen Beispiele für *rade* in der Bedeutung *di rado* beizubringen. Ich kenne keine. Wenn B. IV, 2 (S. 17) *e fa tremar di chiaritate l'âre* mit *E fa risplendere l'aria* umschreibt, so verwischt er das Bild vollständig. V. 13 ebenda heifst *salute* nicht *virtù* sondern „Läuterung", „Heil", wir sind nicht so begnadet. IX, V. 12 (S. 26) hat B. willkürlich gestaltet. S. 31 XVI, V. 14 wird in der Erklärung das *sua* „mit ihnen" unterschlagen. XVII, 4

---

[1] Jetzt in Bd. LXXXVII, S. 140—160 erschienen.

(S. 32) ist verkehrt erklärt. Man lese mit allen Handschriften *pon* und vergleiche XIX, 10—11; V. 10 ist *c' omo* besser als *come.* XIX, 12—13 (S. 34). Es ist V. 12 *d' un uom* statt *di niun* zu lesen und zu übersetzen: „Dann schaue ich nach jemand aus, der ...“ (nicht: *stupisco di*, wie Rivalta meint). XX, 12—14 (S. 35) fasse ich ganz anders (seit wann heiſst denn *chiave* soviel als *arco*?). Man lese mit der Hs. *rotta* statt *ritta* und übersetze: „Andrerseits hat sie vor mir den Schlüssel (vgl. XXIII, 13, S. 37) ihres Unmutes gegen mein Herz zerbrochen, so weine ich daher aus Kummer (V. 9—11) und aus Freude (V. 12—13).“ XXIV, 13 (S. 38) heiſst *per veduto segno* nicht *qual bersaglio ben mirato*, sondern: „weil es das Zeichen (V. 10) gesehen hat“, und *dove* V. 14 bezieht sich auf *cor.* XXV, 7 *che 'l cor la saluta: Che essa* (*la*) *beatifica il cuore? 'l cor* ist doch Subjekt! Die Erklärung zu XXVII, 20—24 (S. 41) ist ganz unklar. Der Sinn V. 22 ff. ist vielmehr: der (der *spirito dolente*) nicht stark genug ist, um mir durch Schmerz den Tod zu bringen. XXVIII, 7—8 (S. 42) sind die beiden Besserungen *che* zu *chi* und *tanto* zu *tant' ò* völlig überflüssig. XXXV, 12 (S. 51) heiſst *di sicur* „sicherlich“, nicht *all' improvviso.* Das *coltellin* XXXVI, 2 das. diente auch zum Federn schneiden. XXXVII, 11 (S. 53) l. *sottile*, wie auch VI, 31 (S. 80) besser *crudele.* Die Anm. 12 zu XLII (S. 60) umschreibt wieder nur mit Del Lungos Worten statt genau zu erklären. Ebenso heiſst es S. 62 unten zu V. 4 *senza tiro d' ostra*: *in favorevoli condizioni.* Wer die Redensart kennt, braucht keine Erklärung, wem sie aber unbekannt ist, der ist so klug wie zuvor. XLVI, 9 (S. 66) ist *per* nicht zu *pur* zu bessern; *non pò venire per la vostra mente* heiſst: es kann Euch nicht einfallen, in den Sinn kommen. In Orlandis Antwort S. 67, V. 4 heiſst *ingegno* nicht *congegno*, V. 8 *mai*: *altro* ist miſsverständlich; *non — mai che* heiſst: nur einen einzigen, keinen andern. II V. 10 (S. 75) dreht die Anmerkung die Sache wieder um: *ogni mio spirito* ist Subjekt und *'l* Objekt. III V. 1 (das.) *di bon' are* heiſst nicht *di gentile aspetto*, sondern: freundlich, gütig; wörtlich: „von guter Herkunft“. V. 11 ist *di ciò* nicht pleonastisch, und *de la gioi'* V. 13 hängt von *contento* in V. 12 ab. VII, 5 (S. 81) ist das Komma nach *Amore* zu tilgen; *ancella* ist immer „Dienerin“, und *nova* heiſst nicht *insolita*, sondern „jüngst geworden“ wie X, 20 (S. 87), wo es auch nicht *mirabile* bedeutet. V. 7 *intesa* ist „verständig“, „umsichtig“, nicht *bene informata.* V. 9 weicht viel zu sehr von der handschriftlichen Überlieferung ab. Wenn V. 17 *la serena fonte di beltate* mit *regina di serena bellezza* wiedergegeben wird, so ist ein ganz anderes Bild an die Stelle des vom Dichter gebrauchten gesetzt. V. 48 (S. 83) *non mi donar di gelosia errore* soll bedeuten *Non mi attribuire la colpa d'esser geloso.* Es heiſst aber wörtlich: „Gib mir nicht die Bedrängnis der Eifersucht“, d. h. Gib mir nicht Anlaſs zur Eifersucht. Zu *errore* vgl. Gaspary, Sizilianische Dichterschule, S. 71 ff. In IX (S. 85) hat B. das Metrum nicht richtig erkannt. Er hat übersehen, daſs auch jeder sechste Vers der Strophen Binnenreim hat. Der Binnenreim findet sich in Strophe 1 in den Versen 2, 3, 5 nach der siebenten, in 6 nach der fünften und in 8 nach der siebenten Silbe angebracht; in der zweiten Strophe umgekehrt in den Versen 2, 3, 5 nach der fünften, in 6 nach der siebenten und in 8 nach der fünften. In Strophe 3 endlich in den Versen 2, 3, 5 nach der fünften wie in Strophe 2, in 6 und 8 aber, wie in Strophe 1 nach der fünften beziehungsweise siebenten. V. 22 ist also für *amante* somit *amanza* einzusetzen. V. 32 *avea*

ist Assonanz zu *perdenza* statt vollen Reims wie schon vorher 18—19 *compagnare -quale.* X, 1 (S. 87) Auch hier ist *novella gioia* nicht *mirabile donna*: Neuer Dank der neuen Geliebten (vgl. oben zu VII, 5). V. 5 ist das Komma nach *avanti* zu streichen, und *lei* gehört wahrscheinlich auch noch zu *'nchinate.* Zu solcher Stellung ἀπὸ κοινοῦ vgl. meine Bemerkung in dieser Zeitschrift Bd. XLV, S. 359. V. 21 (S. 88) *non m' è aviso* heifst „ich glaube nicht", und V. 23 ist *che* nicht als pleonastisch, sondern als epanaleptisch zu bezeichnen. Vgl. Elementarbuch § 119, S. 190 und hier XLII, V. 4, S. 158. XI, V. 24 (S. 89) kann *la sua franchigia* ebensogut Subjekt sein und *è quella che la sua franchigia avanza* bedeuten: „sie ist es deren Freiheit wächst". Vgl. auch Par. XVIII, 60, und zu der Konstruktion *che la sua*: „deren" siehe Elementarbuch § 111, S. 186—187 und hier unten II, 2, S. 242 und VIII, 7, S. 247. XIII, V. 6 (S. 93) heifst *ragion vi moverebbe ne' sembianti*: „so würde die Vernunft Euch in Euren Zügen wandeln" — bis dahin waren sie hart und unerbittlich. V. 31 (S. 94) bedeutet *'ngegno* nicht *retta conoscenza di sè*, sondern einfach „seinen Geist". Wenn V. 53 (S. 95) *pensare* für *penare* Konjunktur ist, so ist die Änderung ganz überflüssig. Die Verse 59—61 (S. 96) waren unbedingt zu erklären: „wenn mir auch die Zuflucht der „Sofferenza" genommen würde, könnte ich nicht mehr gegen Euren Stolz an." I, 10 (S. 103) ist verkehrt erklärt, weil *pingea* ganz willkürlich durch *piangea* ersetzt ist. Vgl. V, 17 (S. 108). IV, 3 (S. 107) mufste *ribandito* erklärt werden. V, 15—16 (S. 108) ist wieder verkehrt verbessert und erklärt. Man lese mit dem cod. chig. *che tese lo su' arco ad Amore*: „dafs sie Amor (Dativ) den Bogen spannte". VI, 21—22 (S. 109) war näher zu erklären. Das Bild V. 23 ist doch wohl von dem bekannten, oft auch in der Malerei dargestellten Mantel der Gnade der Mutter Gottes hergenommen. II, 2 (S. 242) heifst: „deren Licht uns den Schatten der Sonne verscheucht". Zur Konstruktion vgl. oben zu XI, V. 24, S. 89. III, V, 13 (S. 243) ist die richtige Lesart *che per mezzo lo fianco il cor m'apristi.* Vgl. z. B. S. 254, V. 32 ff. Es wird nicht klar, wie B. VIII, 7—8 (S. 247) konstruiert, d. h. ob er *il lume* als Subjekt oder Objekt fafst. In ersterem Falle, den ich für den richtigen halte, haben wir die eben II, 2 erwähnte Konstruktion. In letzterem Falle wären Beispiele für transitives *lucere* erwünscht gewesen. IX, V. 5 (S. 247) kann *novo* nicht *insolito*(*soave*) heifsen, die Geliebte ist ja tatsächlich grausam. Das *pace* V. 13 (S. 248) wird durch XI, 2 (S. 249) besser erklärt. XI, V. 6 (S. 249) *coperto* heifst „heimlich"; die Anmerkung zu V. 7—8 ist daher nicht richtig. XII, 2 (S. 250) *d'Amore* mufs bleiben (B. *Amore*); es scheint auch in allen Handschriften zu stehen. XV, 14 (S. 253) ist die Lesartänderung ganz überflüssig: *se non vi fosse grave* bezieht sich auf das *soave* V. 12 und heifst: „wenn nicht etwa Euch schmerzte..." Auch die Änderung 20—21 ist überflüssig. V. 27 (S. 254) lies *per* statt *par*: *non per che* ist „nicht etwa dafs". Die Besserung V. 30 von *sì* zu *sin* scheint zu beweisen, dafs B. nicht weifs, dafs Altitalienisch *sì* auch „bis" heifst. V. 47 soll *ed*: *subito* bedeuten. Es ist das bekannte den Nachsatz einführende Bindewort. Vgl. Elementarbuch § 117, S. 189. V. 54—55 (S. 255) heifst: „und die ebensowenig daran denkt mich zu töten wie Amor". XVI, V. 21 (S. 257) war das Bild vom Vogelsteller hervorzuheben. V. 22 heifst *perdono* nicht *chiedo pace*, sondern „ich verzeihe ihr". Die Verse 23—26 fasse ich ganz anders: „ihr liebliches Verschmähen eines jeden, der sie anschaut, bitte

ich, da es mich zu Tode bringt, mich darüber zu beruhigen, daſs mein Leben Feindschaft ist". Die Verse 27ff. sind die Begründung dafür. XVIII, V. 26 (S. 262) *a guida di leon* heiſst nicht: *guidato da leoni*, sondern einfach „wie ein Löwe". Dieser *leon* hat mit den folgenden gar nichts zu tun, die den Dichter zudem ja auch nicht führen. V. 45 heiſst *scorto* natürlich „bemerkt", „gesehen". XXI, 8 (S. 269) kann das handschriftliche *da morta* bleiben. Das Sehnen steigert die Angst der Seele oft bis zu einem solchen Grade, daſs sie tot scheint „als ob sie tot wäre". V. 15 bedeutet *Questo non è*: „Dies geschieht nicht etwa". V. 19ff. (S. 270) ist ohne Grund geändert. Bis V. 18 ist gesagt: Mein Leben ist entsetzlich. V. 19 *Che s' tu volessi* ...: „Wenn du aber meiner Begründung folgen wolltest ... würden wir sie liebenswürdig und demütig machen". V. 23 *Poi non se'* ...: „Du bist aber nicht so freundlich, daſs Du, obwohl Du deutlich vernimmst, daſs ich sie zur Herrin erkoren habe, von ihrer Sprödigkeit redest" (d. h. sie ihr zum Vorwurfe machst, so daſs sie sich bekehrt). V. 43 (S. 271) ist *tu* zu *ti* geändert. B. sollte wissen, daſs im Altitalienischen oft das Subjektspronomen beim Imperativ ausgesetzt wird. Vgl. z. B. Meyer-Lübke, Grammatik der romanischen Sprachen III, 354, § 334. Auch die Änderung V. 44 *stretta* zu *strutta* ist überflüssig. Zu Cino bemerke ich nur, daſs B. ebensowenig wie Zaccagnini den V. 8 des Sonettes *Or dov' è, donne, quella in cui s' avvista* richtig verstanden hat. Zaccagnini liest *ch' i' morrò solo d'amorosa vista*, wo *vista* Konjunktur ist. B. bessert ganz unmöglich zu *sì ch' io morrò sol d'amorosa lista*, wo *lista* den Sinn *schiera* haben soll. Die richtige Lesart liegt viel näher als man denkt. Der cod. chig. L. VIII, 305 (C[1]) hat *ch io morro sol d amorosa sista*, d. h., richtig abgeteilt, *ch' io morrò sol d'amor, o s'asista*: „so daſs ich bloſs von Liebe sterben werde, oder man helfe mir" (d. h. wenn man mir nicht hilft).[1] V, 10 würde ich dazu *vosco* statt *voi* lesen. Eine arge Entgleisung ist die Erklärung CVIII, V. 6 (S. 225) *al ben segnato giorno* mit *dall' apertura ben delineata*. Es heiſst natürlich „an jenem glückbringenden Tage" (*albo signanda lapillo*). Die beigegebenen drei Tafeln sind ganz abscheuliche Wiedergaben, die so besser weggeblieben wären. Ich bemerke übrigens, daſs auf der ersten Tafel, einem Triumph der Liebe, aus dem cod. vat. barb. der Documenti d'Amore, Amor Raubvogelkrallen an den Füſsen hat, eine Erläuterung zu Zrph. Bd. XLV. S. 461. Der lateinische Kommentar bringt zu dem Bilde freilich, wie nicht anders zu erwarten war, nur die symbolische Erklärung: „Pedes falconis habet ad denotandum quod amore divino iungitur homo deo" (Ausgabe der Società Filologica Romana, Bd. I, S. 15, Rom 1905).

BERTHOLD WIESE.

Enrico Carrara, *Il „Diaffonus" di Giovanni del Virgilio*. Bologna, Stabilimenti poligrafici riuniti 1925. 54 S. 4° und eine Tafel. (*Estratto dagli „Atti e Memorie" della R. Deputazione di Storia Patria per le Romagne*. Quarta Serie, vol. XV, fasc. I—III).

In der nunmehr dem Vatikan übergebenen Biblioteca Rossiana findet sich in einer Niederschrift, die aus der zweiten Hälfte des 14. Jhds. stammt,

---

[1] Vgl. jetzt Barbi, Studi Danteschi XI (Florenz 1927) S. 162 zu *sista*. Ich bleibe für obige Stelle bei meiner Erklärung.

wie ein Faksimile zeigt, ein poetischer Briefwechsel zwischen Giovanni del Virgilio, der zur Abfassungszeit, etwa 1315—1316, diesen Ehrentitel noch nicht führte, und einem Ser Nuzio aus den Marken, der 1314 Richter in Bologna war. Es sind drei Briefe Giovannis und zwei Nuzios, letztere ganz unbedeutend, erstere aber, deren zweiter und dritter in 239 Distichen ein Liebesabenteuer mit allerlei Ausschmückungen schildern, mit manchen aus dem Leben gegriffenen Zügen. Die verschiedenartigen Quellen, die in der Darstellung zusammenflossen, sind von Carrara gut gekennzeichnet, die Gedichte in sauberem Texte vorgelegt und mit reichlichen, auch die Parallelen hervorhebenden Erläuterungen versehen. Könnte man V, 313 nicht *Per Orci sanctissima numina* (Hs. *oddi*) lesen?

BERTHOLD WIESE.

Fritz Knöller, *Der Diener zweier Herren.* Lustspiel in zwei Aufzügen von Carlo Goldoni. 1925. Verlag des Bühnenvolksbundes Berlin. M. 3,30. (Italienische Dramen. Eine Dramenreihe.)

Aufser dem Texte enthält der Druck am Schlusse nur Bühnenbild- und Kostüm-Angaben. Kein einziges einleitendes Wort berichtet über die Art der Bearbeitung. Ob Herr Fritz Knöller Italienisch kann, vermag ich nicht festzustellen, jedenfalls hat er den Text Goldonis schwerlich in der Hand gehabt. Er hat sich vielmehr damit begnügt, Friedrich Ludwig Schröders Bearbeitung für die Hamburger Bühne, die ja in der Hendelschen „Bibliothek der Gesamtliteratur" als Nr. 1871 [1905] neu gedruckt ist, umzugestalten — nicht immer zu ihrem Vorteile. Über letztere findet man Näheres bei Mathar, Carlo Goldoni auf dem deutschen Theater des XVIII. Jahrhunderts (Münchener Dissertation, Buchdruckerei P. Weifs Erben, Montjoie MCMX).

BERTHOLD WIESE.

Heinz Pflaum, *Die Idee der Liebe.* Leone Ebreo. Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte, herausgegeben von Ernst Hoffmann und Heinrich Rückert Nr. 7. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1926. IV und 158 S. 8°. M. 6.

Die beiden hier veröffentlichten Abhandlungen stehen in engem Zusammenhange miteinander. Durch die Darstellung der Idee der Liebe in ihrer Entwicklung vom Mittelalter zur Renaissance in der ersten schafft sich Pflaum die Grundlage für die Herausarbeitung des Eigenen und Neuen in der Philosophie des Leone Ebreo und seiner Stellung innerhalb der Renaissancephilosophie. Dann legt er in einem ausführlichen Lebensbilde Leones, das manches Neue beibringt, den Bildungsgang des gelehrten Arztes klar und die verschiedenartigen Geistesströmungen, die auf seinen empfänglichen Geist gewirkt haben: die jüdische Tradition und die neue Gefühlswelt, die sich ihm am Hofe von Neapel erschlofs, und gibt zum Schlusse eine äufserst sorgfältige Auseinandersetzung der in den Dialoghi d'Amore enthaltenen Philosophie, die sich in erster Linie um die Begriffe Liebe und Schönheit bemüht, unter steter Berücksichtigung der Quellen und Hinweisung auf die eigenartige Entwicklung dieser Begriffe bei Leone. Die von gründlichsten Wissen getragenen Darlegungen geben nicht nur für die Geschichte der Philosophie, sondern auch für die Literatur-

geschichte eine Fülle von Anregungen. Solche finden sich auch noch in der kurzen Übersicht über die Nachwirkungen der Dialoghi und in dem Anhange über die literarischen Erwähnungen des Leone Ebreo.

Die in Anhang III gegebenen Besserungen zum Texte der Dialoghi kann ich leider nicht nachprüfen — und das ist wohl sicher kein grofser Schade — weil mir in meiner Bücherei nur die Ausgabe von Giorgio de' Cavalli Venedig 1565 zur Verfügung steht, und daher das Aufsuchen der Stellen zu mühsam wäre. So will ich nur feststellen, das & für *è* sowohl in Handschriften als auch in Drucken des 15. und 16. Jhds. vorkommt (zu 14 b 1), dafs *cerco* = *cercato* 32 a 1 und 32 a 5 durchaus richtig ist, und dafs 133 b 6 *in se crese perfettione* richtig sein wird, da es ja dasselbe bedeutet wie das vorgeschlagene *crese di perfettione*. Vf. hat übersehen, dafs *crese* hier transitiv ist und „wachsen macht", „erhöht" bedeutet. S. 13 ist an *Per dir degli ostinati tuoi il vero* auch nicht zu rütteln: „Weil ich über deine hartnäckigen Anhänger die Wahrheit sage".

BERTHOLD WIESE.

Luigi Pirandello, *Novellen*, eingeleitet und herausgegeben von Dr. C. S. Gutkind, Dozent an der Universität Florenz. Neuere italienische Schriftsteller XVI. Heidelberg, Julius Groos Verlag 1926. VIII u. 191 S. 8⁰. M. 3.

Diese Auswahl aus Pirandellos zahlreichen Novellen in der neusten Gestaltung ist vortrefflich, auch die kurze Kennzeichnung des Schriftstellers in der Einleitung ist wohlgelungen, und der Druck ist gut überwacht. Nicht einverstanden aber bin ich mit den kurzen Anmerkungen, die fast ausschliefslich aus Übersetzungen den Anfängern weniger bekannter Worte bestehen. Die Auswahl ist rein zufällig, und es hätten ebenso viele andere mit demselben Rechte übersetzt werden können. Hier mufs man sich zum Grundsatze machen, Worte, die in einem Italienisch-Deutschen Wörterbuch zu finden sind, sagen wir einmal in dem vortrefflichen Hecker, dem Leser zum Nachschlagen zu überlassen. So würden über neun Zehntel der Übersetzungen wegfallen können, um an vielen Stellen Übersetzungen und Erklärungen Platz zu machen, wo sie unbedingt nötig sind, weil die Wörterbücher versagen. Ich zähle eine Reihe auf: S. 2 *occhi a sportello*, S. 8 *ride nella gola*, S. 20 *s' era messo all' acqua*, S. 23 *non raffermano sempre*, S. 39 *schiumata*, S. 40 *berrette a lingua* (vgl. S. 88 *berretto a barca*), S. 42 *vi vedo*, S. 51 *richiamo*, S. 56 *affitto affitto*, *schizzar*, S. 69 *in punta in punta*, S. 73 *Tu m'insegni*, S. 74 *sgrottato*, S. 75 *lumini filanti*, S. 79 *progetti di massima*, S. 80 *condotte forzate*, S. 86 *che la portava via il fiato*, S. 89 und öfter *che gli facciano veleno*, S. 91 *giro giro*, S. 97 *che è che non è*, S. 101 *pende à capanna*, *o perchè già pronto in tavola*, S. 109 *singhiozzando*, S. 110 *vocino d'ombra*, S. 111 *per maggior consolazione* (ironisch), S. 113 *accontate*, S. 126 *mi son fatta una ragione*, S. 129 *calzate di giallo*, S. 130 *scalettina a collo*, S. 131 *vivi, scovati e non scovati*, S. 136 *mozzica il ditino*, S. 138 *abbozzare*, S. 151 *esposta*, S. 154 *invagati*, S. 155 *spalmando*, S. 160 *festelli*, S. 162 *non sento ragione*, *bobona*, *toserelle*, S. 175 *strabuzzando*, S. 179 *proprio per la quale, che neanche in paradiso*.

Eine ganze Anzahl der gegebenen Übersetzungen sind auch ungenau oder geradezu fehlerhaft. S. 11, 2 (auch S. 102) *batti oggi e batti domani* war zu

erklären. Es heifst nicht „von Tag zu Tag“, dann wäre es ja neben *a poco a poco* überflüssig, sondern „infolge täglicher Einwirkung, durch stetes Zurückkommen auf eine Sache“; 14. 6 besser *Nachtmahl*; 24, 6 nicht *sich kratzen*, sondern *sich reiben*; 29, 1 ist *schiva scheu*, nicht *verdriefslich*; 36, 1 heifst *fondaco* nicht *Stapelplatz*, sondern *Gasthaus*; 37, 2 *boccheggiante* nicht *röchelnd*, sondern *nach Luft schnappend*; 40, 2 *zimbello* nicht *Hanswurst*, sondern *Zielscheibe des Spottes*; 42, 3 *col volto atteggiato di tedio e di disgusto* heifst „er hatte eine verdriefsliche und ärgerliche Miene aufgesetzt“, was soll „zurechtgemacht“ heifsen? 42, 5 *guardatacce* sind *scheele Blicke* nicht *Augen*; 49, 1 *spilorceria* ist *Knauserei*; 52, 3 ist *invischiato* ohne Erklärung mit *eingesponnen* schlecht wiedergegeben: *gefangen, versunken*; 54, 4 *guatò* (wie 144, 1) nicht *lugen*, sondern *betrachtete*; 55, 1 ist *risucchiarsi* nicht *in sich hineinschneuzen* (!), sondern *einsaugen*, 2 *arrangolando* nicht *in Wut geraten*, sondern *in Schmerz ausbrechend*; 59, 3 *dar nell' occhio* ist *auffallen*, mit *augenfällig* ist nichts anzufangen. Vf. meinte wohl *auffällig*; 66, 1 *solino* ist *Kragen*, nicht *Hemdbrust*; 70, 1 *ombrava* nicht *scheu sein*, sondern *scheute*; 70, 4 *accorava* nicht *das Herz bewegen*, sondern *ging zu Herzen*; 71, 2 *giulebbare* = *scheel ansehen*? *potrò farmi giulebbare dal suocero* heifst vielmehr *ich kann mich von dem Schwiegervater geniefsen lassen*, d. h., der wird mich gehörig mit Beschlag belegen; 74, 3 *belletta* ist *Schlamm*, nicht *Kot*; 74, 6 *tino* nicht *Fafs*, das ist *botte*, sondern *Maischbottich*; 75, 1 hat Verf. nicht erkannt, dafs auf Bartolis bekanntes Buch „Il torto e il diritto del non si può“ (Rom 1655) angespielt wird; 76, 1 *cipiglio* nicht *Mifsvergnügen*, sondern *finsteres Gesicht*; 85, 1 ist *biroccino* mit *Wägelchen* zu ungenau wiedergegeben. Es handelt sich um den bekannten kleinen zweirädrigen Wagen, dessen sich die Landleute bei ihren Besorgungen bedienen; 85, 3 *rottorio* ist kein Fluch, ist vielmehr Apposition zu *quelli vivi* und heifst *die unausstehliche Gesellschaft*; 86, 1 *bugigattolo* ist *Loch*, nicht *Schlupfwinkel*; 91, 2 mufste nach dem *bello raso* unbedingt der *porretto peloso arricciolato* erklärt werden, nämlich dafs Warzen, Muttermale usw. aus Aberglauben nicht mitrasiert werden; 95, 2 *s' abbiosciò* nicht *weich werden*, sondern *er verlor den Mut*; 96, 2 *le lagrime in pelle* nicht *mit dicken Tränen*, sondern *nahe daran zu weinen*; 101, 1 *rintanato* = *einsam*? Das gibt keinen Sinn. Pirandello fährt ja fort: „Non già per paura“. Es heifst *verkrochen*; 101, 2 *palco morto* nicht *Verschlag*, sondern *Hängeboden*; 101, 4 *abbarbagliante* heifst nicht *dumpf*, sondern im Gegenteil *blendend*; 101, 5 *passinate* sind nicht die *Deckenbalken*, sondern *der Raum zwischen ihnen*; 101, 7 *a levarti ti voglio* mit *auf!* übersetzt ist zu kurz: „nun versuche mal, wie du aufkommst“; 102, 1 *lozioni* besser *Klistiere* als *Einspritzung*; 108, 4 *smania di stomaco* nicht *Magenknurren*, sondern *Magenbeschwerde*; 109, 2 *guazzasse* nicht *plätschern*, sondern *schwelgte*; 110, 1 *mannaggia* war zu erklären (*malanno aggia* = *abbia*); 111, 4 *inciprignirgli le piaghe* nicht *reizen*, sondern *verschlimmern*; 129, 1 *starnazzando* nicht *sich stäubend*, sondern wie S. 134 *mit den Flügeln schlagend*; 131, 1 *catapecchie* nicht *Hütte*, sondern *vorfallene Häuser*; ganz mifsverstanden sind 131, 2 die Worte *prese a cinghiate mattina e sera ... dai mariti*, die G. mit *eingeschirrt* übersetzt. Sie bedeuten vielmehr, *sie bekamen morgens und abends von ihren Männern Hiebe mit dem Riemen* (wenn sie ihre Hosen an- und ausziehen, haben sie den Leibriemen zur Hand): 132, 4 *rodimento* nicht *Kummer*, sondern *Ärger*; 132, 5 *tizzo* nicht

Holzscheit, der braucht ja nicht schwarz zu sein, sondern *Feuerbrand*; 133, 1 *merluzzi* nicht *Zinnen*, sondern die *Spitzen* des Hühnerkammes; 134, 1 *razzolio* nicht *Stöbern*, sondern *Scharren*; 137, 1 *zaffato* nicht *zuschütten*, sondern *zugespundet*; 138, 3 *imporrita* nicht *vom Holzwurm zerfressen*, sondern *verfault*; 139, 1 *moscerini di luce* nicht *Lichtfünkchen*, sondern *Tagesfliegen*; 141, 4 ist *ingombro* nicht ein Eigenschafts-, sondern ein Hauptwort; 151, 2 *affilato* nicht *verfallen*, sondern *spitz, scharf, schmal*; 152, 5 *torso erto* nicht *gereckter Rumpf* (?), sondern *gerader, aufrechter Oberkörper*; 153, 2 *bilico* nicht *Kippe*, sondern *Gleichgewicht*; 153, 3 *impastocchiati* nicht *aufgebunden*, sondern *hineingestopft*; 154, 4 kann die Anrede der Amme an das Kind in dem Wiegenliede *fammi la ninna* doch nicht *singe mir das Wiegenlied* bedeuten! Es heifst natürlich wie immer *schlafe*; 160, 3 *fiocchi* nicht *Festbänder*, sondern *Schleifen*; 160, 4 *brecciale* nicht *Geröll*, sondern *Schotter*; 166, 2 soll *Spaghetti ai volgoli Rollnudeln* bedeuten! Was sind das für Nudeln? *volgoli* hat nichts mit dem tosk. *volgolo* zu tun, sondern es ist das neap. *vongole*, und der Ausdruck heifst *Fadennudeln mit Miesmuscheln*, ein bekanntes Lieblingsgericht der Neapolitaner und Sizilianer; 177, 2 *sparpagliato* nicht *weltverloren*, sondern *zerstreut*; 177, 3 *saccente* nicht *vorlaut*, sondern *superklug*; 178, 1 *rimbozzolito* nicht *umgiefsen* (?), sondern *eingekapselt*; 185, 3 *tanfo* nicht *Moder*, sondern *muffiger Geruch*. Druckfehler habe ich aufser der Verwechslung von 2 und 3 S. 20 nur S. 124 *seccatissimo* bemerkt, das doch wohl *seccantissimo* heifsen mufs. Vielleicht nützt G. in einer wohl bald nötig werdenden neuen Auflage meine Bemerkungen.

BERTHOLD WIESE.

Resurrección Ma de Azkue, *Morfologia vasca*, Bilbao 1925, 930 págs.

Un resúmen del contenido de esta *Morfologia* dará una idea de la importancia de la obra que acaba de publicar el autor del clásico *Diccionario vasco-español-francés* (1905). La primera parte de la *Morfologia* trata de los afijos vascos que pueden ser nominales, adjetivales, numerales, graduativos, adverbiales, determinantes, declinativos y conjunctivos. La segunda parte trata de las categorias gramaticales que son: nombre, adjetivo, interrogativo, pronombre, adverbio, posposiciones y verbo. Después de exponer los elementos de la conjugación y la fonética de la misma en 56 paradigmas, da toda la conjugación de los verbos auxiliares transitivos y intransitivos de la lengua vasca. Unos índices de materias, de autores y de vocablos ejemplares facilitan en gran manera la consulta de la obra. Como en otra parte tratamos extensamente de esta obra sólo nos ocrurre una observación después de leer esta *Morfologia* y es la sorprendente abundancia del elemento románico en la lengua vasca, procedente, en gran parte, del gascón medioeval. La riqueza de este elemento revela cuan intensa ha sido la influencia gascona sobre el país vasco. La obra de Azkue es un arsenal inexplorado de grande utilidad para el que quiera descubrir nuevos elementos románicos en el vasco, siguiendo el camino trazado por el gran maestro Schuchardt.

A. GRIERA.

R. Menéndez Pidal, *Manual de Gramatica histórica española*, quinta edición corregida y aumentada, Madrid 1925, 325 pags.

El éxito que ha acompañado las cinco ediciones del manual del actual presidente de la Academia española es la mejor prueba de la bondad de este libro que ha pasado a ser clásico para aquellos que quieren conocer la historia del español. No hay lengua románica que posea un manual semejante, elaborado con tanta precisión y método. Jud y Steiger (Rom. XLVIII, pags 137—149) han analizado detalladamente la cuarta edición de este Manual y sus observaciones han sido tenidas en cuenta en esta nueva. El capítulo *Elementos del idioma* es posible que nos dé un numero demasiado reducido de los elementos preromanos tan interesantes en nuestra península, toda vez qne el vasco puede proporcionar materiales abundantes. Nadie, no obstande, se ha preocupado de inventariar los elementos que penetraron en el latín de España; nadie ha reunido el léxico vasco que, como el catalán, ha penetrado en el español por medio de la industria y del comercio; y poco o nada se ha escrito referente a la influencia del francés y del italiano sobre el español, especialmente durante la época del renacimiento. Muchas veces, empero, los elementos extraños de una lengua no son aceptables cronologicamente; el elemento celta y el elemento germánico, por ejemplo, no ham penetrado con las tribus celtas o germánicas; como he podido comprobar con el catalán *balma*; hay palabras celtas y palabras góticas que han penetrado en los últimos tiempos.

Mas interesante que el estudio del elemento extranjero en el español es la historia de las vicisitudes del español en España y fuera de España. Nadie como Menéndez Pidal puede informarnos de las vicisitudes del español en Cataluña, de las reliquias españolas en el flamenco, del estado del español en América o de su situacion dificil en las Filipinas. Wagner (RFE IX, pags. 221—265) ha escrito un capítulo interesante de la historia del español en la isla de Cerdeña y ha reunido los elementos españoles introducidos en el sardo.

No quiero seguir párrafo por párrafo la fonética y la morfologia del español tratados en este manual: los resultados de las evoluciones fonéticas con sus excepciones estan detallados admirablemente, encontrandose abundantes referencias al español antiguo y a los dialectos modernos; las explicaciones, son casi siempre satisfactorias. Los manuales de Gramática histórica todavia no nos han dado la explicacion de la pérdidada de la declinacion, del origen dəl articulo románico, como se introdujo la diptongación, porqué en la primera época del románico predomina la formacion de las palabras por medio del prefijo y en los tiempos mas cercanos a nostros es el sufijo el que mas describe en la matización del significado. En especial interesa de este Manual el capítulo IV que trata de los *cambios fonéticos esporadicos*, de los *fenómenos de inducción entre los varios elementos del lenguaje*, del *refuerzo de la articulación* y del *error linguistico*. Muy interesantes son también los capítulos dedicados al *nombre*, *pronombre*, *verbo* y *partículas*. Dos indices, uno etimológico y otro de materias completan este magnifico manual.

A. GRIERA.

Fritz Krüger, *Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete*, ein Beitrag zur spanischen und portugiesischen Volkskunde mit 23 Abbildungen im Text, 26 Tafeln und einer Übersichtskarte. — Hamburgische Universität, Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde, Band 20, Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Band II. Hamburg 1925, 322 pags.

El contenido del libro de Krüger es el que sigue: Prólogo, explicación de los signos de transcripción fonética, índice, introducción — Parte I: Los fundamentos geográficos, económicos y espirituales que constituyen la cultura de Sanabria y regiones vecinas: Los fundamentos geográficos: 1. Sanabria, 2. La zona meridional de la provincia de León, 3. El noreste de la provincia de Orense, 4. Bierzo y Cebrero. II. Las vias de comunicación, los medios de comunicación, la comunicación misma: 1. Carreteras principales, 2. Los caminos naturales, 3. Los pasos de los rios, 4. Medios de comunicación, 5. La comunicación, 6. Resúmen: comunicaciónes y cultura, 7. Las vias y medios de comunicación y tráfico en León y en Orense. III. La colonización. IV. Las condiciones de le vida. V. Corrientes modernas. VI. Vida cultural. — Parte II: I. Formas en que se manifiesta la cultura actual de Sanabria y regiones vecimas: 1. La casa cubierta, 2. El techo, 3. La cubierta, 4. Puertas, ventanas y agujeros, 5. Escalera y balcón, 6. Interior de la casa, 7. Cocina y hogar, 8. Resúmen. II. Herramientas de la casa. — Parte III: 1. El patio, 2. El corral, 3. Los pajares y los graneros, 4. Cabañas y graneros de madera, 5. El horrio. — Parte IV: El moler y amasar: 1. El molino y el moler, 2. El horno, 3. El amasar, 4. El pan. — Parte V: Prados y campos. — Parte VI: La cria de animales: 1. El pastor, 2. El ganado, 3. Los cencerros, 4. El hombre y el ganado. — Parte VII: La agricultura y aperos de labranza: 1. Riego de los prados, 2. El yugo, 3. El arado, 4. El carro, 5. El rastro y el aplanador, 6. La hoz y la guadaña, 7. El yunque y la piedra de afilar, 8. Las azadas, 9. La horca y la pala, 10. El azote de mallar el trigo. — Parte VIII: La preparación del lino: Hilar, tejer batanar 1. Desgranar el lino, 2. Embalsar y agramar, 3. Espadar, 4. Peinar, 5. Hilar, 6. Aspar, 7. Ovillar, 8. Tejer, 9. Batanar. — Parte IX: El vestido. — Explicación de las láminas. Índice de fuentes generales. Abreviaturas de revistas. Abreviaturas de los nombres de lenguas y dialectos. Índice de nombres propios de lugar y de región procedentes de Sanabria y regiones limítrofes. Índices de palabras y de nombres propios: 1. Índice de palabras latinas, árabes y germánicas, 2. Índice de palabras románicas, 3. Índice de nombres topográficos, 4. Índice de nombres de lugar y de región.

Dentro de un breve espacio de tiempo se han publicado tres estudios ejemplares sobre la historia de la lengua y la cultura en el dominio románico meridional: Wagner, *Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache* (Heidelberg 1921), P. Rokseth, *La culture des céréales à Majorque* (Barcelona 1923) y el estudio de Krüger que nos ocupa. La cultura de Cerdeña, la cultura de Mallorca y la cultura de Sanabria nos dan una idea de las culturas muy atrasadas de los puntos mas conservativos de los paises románicos meridionales. La comparación de los materiales que estos tres estudios nos ofrecen deja adivinar una unidad de cultura que tiene por base, como su lengua, lo civilización romana.

En la introducción del libro de Krüger, formada por su primera parte, se analizan las condiciones geográficas y económicas de Sanabria; en ella encontramos a faltar una breve noticia de la distribución eclesiástica del pais y de la influencia que sobre él ha ejercido la Iglesia. En el estudio de la lengua y en el estudio de la cultura por su mediación, sucede lo mismo que con el estudio de la historia del arte: el barroco en los paises del norte es inesplicable sin la influencia de una orden religiosa asi como los diversos tipos del arte románico solo se comprenden cuando se conoce el espíritu de los benedictinos o cistercienses. Hecha esta pequeña observación, podemos asegurar que la cultura de Sanabria es un pedazo de la cultura romana de los pueblos montañeses de la península y, posiblemente, la misma de los Alpes. El tipo de casa de Bierzo (fig. 4, pag. 55) coincide con el tipo de la barraca de los carboneros y *artigaires* de los Pireneos catalanes y con la planta de las navetas mallorquinas. La casa redonda (lam. XI, 33) coincide con las cabanas catalanas de la region de Solsona, con las barracas de Tarragona, Penadés y Bages,[1] recuerda el *talaiot* mallorquín, la *torre* de Menorca y la *pinneta* sarda (Wagner, *Das ländl. Leben Sardiniens* pag. 154, fig. 105). Las casas de San Ciprián (Lam. VI, 8 y 16—17), Porto (Lam. VII, 18—19), Ruitelán (Lam. X, 29), etc. no difieren mucho de las casas de los altos valles pirenaicos (Aneu, Arán) o de las que reproduce Wagner de Cerdeña (Ib. 96—97). Y a esta unidad arquitectónica corresponde una unidad léxica, a pesar de las múltiples creaciones nuevas y abundantes del dialecto: los *cañizos* para secar castañas (pag. 52) coinciden con los *canyissos* de secar higos y manzanas del dominio catalán occidental; el *fumeiro* (Ib.) es el *fumeral* catalán; el *cabañal* coincide con el *cabanya* catalana y el curioso *astrego* (53), el vasco *ate* y el cat. *era* recuerdan un ATRIU; el *arca*, el *escaño* y la *corte* son conocidos del catalán por *arca*, *escon* y *cort*. El *paller* de Cataluña y el nombre de la region del *Pallars* son, seguramente, reminiscencias de un tipo de casa muy estendido por los pirineos, semenante al tipo de casa de Sanabria cubierta de paja, y del cual quedan todavia algunos ejemplares en las bordas de Caneján (Arán). Por otra parte sabemos que los *horrios* del norte de la península conocidos también en el pais vasco, tienen una reminiscencia en los *garbers* de la región norte de Cataluña.

Los nombres de las partes de la casa prueban también esta unidad: comp. *tellado* (Villanueva, Las Hedradas), vasco *tellatu*, Benasc *tellat*, ribagorçà *tella* 'teja'; *biga* 'viga', vasco *biga* 'ternera', cat. *biga*; las *llatas* que en su origen eran un tejido del tejado son *llates* en catalán; la *terça* (Bierzo) puede compararse con los *cairats* catalanes; la *tezoira* con las *estisores*; los *tirantes* con los *tirants* y el *faldon* (pag. 71) con el catalán *faldà*. Lo mismo cabe decir de la puerta y demas aberturas de la casa: La *tronera* de San Ciprian no difiere de la *tronera* catalana, el *sequeiro* (pag. 80—81) tiene un paralelo en el *sequer* catalán y en la cocina el *tizuneiro*, los *trebedes*, las *tenazas*, el *marrano del llare*, la *garmallera*, la *cadena*, etc. no son desconocidos en Cataluña o Cerdeña.

---

[1] Vid. *BDC* II, pag. 63 ss; J. Rubió, *Construccions de pedra en sec*, *Anuario de la Asociación de arquitectos*, Barcelona 1914.

S. 151 f.: W. Schulz: M. V. Depta, *Pedro Calderón de la Barca*. Leipzig 1925. [„Für den Fachmann, aber auch für weitere Kreise bestimmt."]

S. 153—156: M. Friedwagner: A. Procopovici, *Probleme vechi şi nouă* (*Iarăşi mente şi minte — legi fonetice — e neaccentuat > i — frasin, buvons, dumică — -as, -es > i, evoluţii acustice*). Klausenburg 1922. [Gründliche Besprechung.]

S. 157—161: Fr. Slotty, Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für Wilhelm Streitberg. Heidelberg 1924. [Streng wertend. Besonders G. Ipsens Beitrag über das alte Morgenland und die Indogermanen wird im Auszug mitgeteilt.]

S. 166: H. Sparnaay, Verschmelzung legendarischer und weltlicher Motive in der Poesie des Mittelalters. Groningen 1922. [„Lesenswertes Buch".]

149. Band, 3/4.

Abhandlungen.

S. 246—257: L. Jordan, Beiträge zur Wirtschafts- und Handelssprachgeschichte der Karolingerzeit. II. [J. sagt selbst S. 256: „Wenn ich meine Leser nicht in jedem einzelnen Punkte überzeugt habe." Nun, um zu überzeugen, bedurfte es gröſserer Klarheit im Sachlichen und fortlaufender genauer Begriffsbestimmung auf einem Gebiete, das vielen Lesern so gut wie unbekannt ist. Ich finde z. B. nicht, daſs Isidor von Sevilla (S. 248 Mitte) etwas anderes als eine Erklärung von *arra* 'Angeld' bietet. Auf derselben Seite ist die Deutung von Glosse 324 recht sinnreich; *recipere* = 'zurücknehmen' ergäbe einen platteren Sinn. — S. 250 Mitte kann es von *arrabon* ruhig heiſsen: ist hebräisch (und der vorausgehende Satz mit seinen Gedankenstrichen ist ziemlich miſsraten). — Die Deutung von *duplex poena*, Reich. Gl. 935 als *poena dupli* (S. 251 unten) ist zu gewagt, und die Anmerkung spricht nur dagegen.]

S. 258—264: I. Bacinschi, Zur Pluralbildung im Italienischen und Rumänischen. [In diesem klugen Aufsatz wendet sich B. gegen Meyer-Lübkes lautliche Herleitung des *-i* aus *-es* und *-as*. Man wird hier dem Meister selbst das Wort zur Erwiderung lassen müssen, doch möchte ich so viel bemerken, daſs B. in seinen Ausführungen die ital. Einsilbigen auf *-s* und die Verbalformen nicht berücksichtigt.]

Kleinere Mitteilungen.

S. 269: G. Becker, Eine indische Parallele zur Parabel vom Echten Ring.

S. 272: R. Riegler, Rätorom. *mammadonna* und verwandte Schmetterlingsnamen.

S. 275: A. C. Ott, Neufrz. *patraque*. [Von it. *pat(r)acca* 'geringwertige Münze usw.', dieses von *ʿabū ṭāqa*.]

S. 278: O. Schultz-Gora, Zum Prothesilaus (V. 8851/52). [Man lese *l'e[s]camonie* und *[a] alumer*. Weshalb aber *[s]*, da doch *s* in Hs.!]

Beurteilungen uud kurze Anzeigen.

S. 289: G. Rohlfs: H. Hatzfeld, Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre. München, Hueber, 1924. [„Inhalt und Form dieses 'Leitfadens' muſs zu den schwersten Bedenken herausfordern." Nach den mitgeteilten

Proben strotzt der Leitfaden von den unglaublichsten Flüchtigkeiten, die, wenn das möglich wäre, die deutsche Wissenschaft in Verruf bringen könnten. Man mufs daher den idealistischen Verfasser an jene Worte „Ehre und Verantwortung akademischer Lehrtätigkeit“ erinnern, die in dem Geleitwort der Festschrift für Vossler prangen. Wie kann man aber auch über Bedeutungswandel schreiben wollen und dabei das Etymologische so über das Knie brechen!]

S. 292: W. Suchier: P. Studer and E. G. R. Waters, *Historical French Reader. Medieval Period.* Oxford 1925. [Das Buch reicht vom Volkslatein bis 1500 und hat eine besondere Abteilung für mundartliche Texte. „Trotz aller Ausstellungen im kleinen ist der wissenschaftliche Wert und die praktische Brauchbarkeit des Buches nicht zu bezweifeln.“]

S. 293—298: O. Schultz-Gora: J. Audiau, *La pastourelle dans la poésie occitane du Moyen-Age. Textes publiés et traduits avec une introduction, des notes et un glossaire.* Paris, de Boccard, 1923. [Gründliche, ausgedehnte Besprechung. Zu den Texten „bleibt doch noch mancherlei zu bemerken und zu berichtigen übrig“.]

S. 299: H. Gelzer: K. S. Gutkind, *Sette secoli di poesia italiana. Scelta e Commento.* Heidelberg, Groos, 1923. [Der *commento* befriedigt nicht; einige Versehen.]

S. 300—303: A. Zauner: *Libro de Apolonio. An old Spanish poem, edited by C. Caroll Marden.* I u. II. Baltimore u. Paris bzw. Princeton u. Paris 1917 bzw. 1922. [Gute, besonnene Würdigung mit einigen Richtigstellungen.]

S. 303f.: M. Friedwagner: J. Popovici, *Ortoepia şi Fonetica. Lucrări de fonetică. Publicaţiunele laboratorului de fonetică experimentală al Universităţii din Cluj.* 3. Klausenburg 1923. [„Überblickt man den Inhalt der ganzen Schrift, so fällt ihre mehr rückschauende Art auf, die eine Zusammenfassung des Erstrebten und Erreichten, nicht aber ein Fortschreiten ist.“]

S. 312: Sammlung Romanischer Übungstexte. 1. G. Rohlfs, Sechs Altfranzösische Fablels. 2. K. Warnke, Vier Lais der Marie de France. Halle, Niemeyer, 1925. [Eine Anzahl Ausstellungen zu 1.]

S. 313: Fr. Aeppli, Die wichtigsten Ausdrücke für das Tanzen in den romanischen Sprachen. Halle, Niemeyer, 1925. [Gründliche und ausführliche Untersuchung.]

S. 314: A. Tobler, Altfranzös. Wörterbuch, 8. Lieferung. (Bemerkung zu *boivre* Sp. 1040.]

S. 315: Eine mittelniederfränkische Übertragung des *Bestiaire d'amour*, sprachlich untersucht und mit afrz. Paralleltext herausgeg. von J. Holmberg. Upsala 1925. [Der altfrz. Text ist „zufriedenstellend behandelt“. S. 184, Z. 21 „möchte man *vollent oïr* schreiben“ statt *volle on.*]

S. 316: K. Michaëlson, *Le passage d > r en français.* Upsala 1924. [Gründliche Besprechung einer „eindringenden Untersuchung“.]

S. 316—318: K. Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur. 3. Auflage. Halle, Niemeyer, 1925. Sehr gerühmt; doch ist Sch.-G. hinsichtlich der Ursprünge der Lyrik anderer Meinung. Eine Anzahl wichtiger Einzelbemerkungen.]

S. 319: C. Appel, Zu Marcabru. S.-A. aus Ztschr. f. rom. Phil. 43, 403 bis 469 (nicht 103—169). [„Es ist nicht nur eine zusammenfassende Dar-

stellung des bisher über Marcabru Ermittelten, sondern auch eine Neuuntersuchung des ganzen in Betracht kommenden Materials mit neuen Momenten und Ergebnissen, so dafs wir in dem Verständnis dieses eigenartigen Trobadors mehr als einen gesicherten Schritt vorwärts gekommen sind."]

S. 320: *Li chantari di Lancelotto*, ed. . . . by E. T. Griffiths. Oxford 1924. [„Gute Neuausgabe".]

S. 321: W. Meyer-Lübke, Das Katalanische. Heidelberg 1925. [Äufserung zur *u* : *ü*-Frage.]

S. 321: M. de Cervantes Saåvedra, Don Quijote de la Mancha. Kritische Ausgabe mit Kommentar, besorgt von A. Hämel. Bd. I. Halle, Niemeyer, 1925. [„Verdienstliches Unternehmen." „Der Leser ist durch den Variantenapparat in den Stand gesetzt, sich selbst bei den einzelnen Stellen ein Urteil zu bilden."]

S. 321: Fr. Krüger, Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete. Hamburg 1925. [„Sehr gerühmt."]

S. 322: Fitzmaurice-Kelly, Geschichte der spanischen Literatur, übers. von Elisabeth Vischer, hrsg. von Ad. Hämel. [„In deutscher Übersetzung völlig umgearbeitet"; „enthält auch einen Abschnitt über die bedeutendsten spanischen Schriftsteller der Gegenwart"; „das grofse Nachschlagebuch für alle".]

150. Band.

Abhandlungen.

S. 63—82: W. Meyer-Lübke, Zu 'Griechen und Romanen in Unteritalien'. [Zu G. Rohlfs prächtiger Arbeit über die alte unteritalienische Gräzität äufsert sich M.-L.: „Ich halte den Beweis für erbracht und will nun im einzelnen die Gründe darlegen, dabei manches wohl noch verstärkend, anderes etwas einschränkend".]

S. 209—219: L. Karl, Der Benediktinerabt Mathias Flecha und seine Werke.

S. 220—227: J. Bolte, *Les joyeuses adventures*, ein französisches Schwankbuch des 16. Jahrhunderts.

Kleinere Mitteilungen.

S. 104—109: Panconcelli-Calzia, Phonogramme in römischer Mundart.

S. 109—111: R. Riegler, Marder und Mahre (Mahrt). [Marder und Iltis werden primär als Druckgeister oder Mahren nachgewiesen.]

S. 235—242: W. Mulertt, Über zwei Handschriften der *Dichos de los sabios*.

S. 242—246: A. Risop, Vertretung des Gattungsbegriffes durch die Formen beider Geschlechter und Verwandtes. [Zahlreiche Beispiele vom Typus *alons nous en tuites et tuit* oder *combien qu'il fust vieil et encyen* und ähnliches].

S. 246—252: W. Staub, Dialektische Exkursion des romanischen Seminars der Universität Zürich. 17.—20. Juli 1925. (Sehr lesenswert. Möchten recht viele Mitglieder des „zürcherischen" Seminars die treffliche Ausbildung damit lohnen, dafs sie zeitlebens der Arbeit an Mundart und Volkstum, aber nicht etwa nur als *sujets*, treu bleiben!]

Sitzungsberichte der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1924.

Von den hier im Auszug mitgeteilten Vorträgen sind zu nennen: S. 112: P. Schmidt, Notwendigkeit einer Neuorientierung der Volksliedforschung. [Besonders wichtig nach der musikalischen Seite] und S. 113: K. Lewent, Ein Kapitel aus der Geschichte des französischen Infinitivs. [„Es handelt sich um den präpositionalen Infinitiv mit 'logischem Subjekt' in Obliquusform; Typ: altfrz. *il le baignierent por sa color revenir.*"

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

S. 121 f.: W. Suchier: *Poem on the Assumption*, ed. by J. P. Strachey; *Poem on the day of Judgment*, ed. by H. J. Chaytor; *Divisiones mundi*, ed. by O. H. Prior. Cambridge, University Press, 1924.

S. 122—129: W. Schulz: P. Boissonnade, *Du nouveau sur la chanson de Roland.* Paris, Champion, 1923. [In einem kürzeren berichtenden Teile — hier zu lesen *Pin[ab]els* Leben und Wiltzen = (!) Liutitzen — wird die umfassende Arbeit in ihren Grundzügen gewürdigt und gekennzeichnet, dann in einem längeren kritischen Teile, der sich leider einer zu grofsen Knappheit befleifsigt, eine lange Reihe von gewichtigen Beanstandungen gebracht, die eine grofse Vertrautheit mit den Entwicklungsfragen des alten Volksepos verraten. Die Methode Bédier-Boissonnade wird bekämpft: „die alte deutsche Schule und die des Altmeisters Gaston Paris ist richtig". In der Hauptsache kann man die skeptische Haltung von W. Schulz nur teilen; Boissonnade hat seinem Vorgänger Bédier wohl nur eine gemischte Freude bereitet.]

S. 130—132: C. Appel: L. Jordan, Altfranzösisches Elementarbuch. Bielefeld und Leipzig 1923. [*Laudatur a laudato viro.*]

S. 132—134: A. C. Ott, *Anglo-Norman Lapidaries* by P. Studer and J. Evans. Paris 1924. [„Verdienstvolle Ausgabe". Beanstandungen.]

S. 134 f.: A. Pillet: P. de Ronsard, *Sonnets pour Hélène*-Sonette für Helene. München 1923.

S. 136—139: A. Günther: L. Pfandl, Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts. Kempten 1924. [„Ein hervorragendes Werk".]

S. 139 f.: L. Pfandl: *Teatro antiguo español* 5. *Lope de Vega*, *La Corona merecida*, publicada por J. F. Montesinos. Madrid 1923.

S. 140 f.: W. Mulertt: W. S. Hendrix, *Some native comic types in the early Spanish drama* (in *The Ohio State University Bulletin* I, 1924).

S. 141 f.: H. Gelzer: F. Krüger, Einführung in das Neuspanische. Leipzig-Berlin 1924. [Mit Recht gelobt; „beste mir bekannte Einführung".]

S. 259—261: W. Suchier: A. H. Krappe, *The legend of Rodrick, last of the Visigothkings, and the Ermanarich cycle.* Heidelberg 1923. [Guter, skeptischer Bericht.]

S. 267 f.: F. Krüger: Au. M. Espinosa, *Cuentos populares españoles recogidos de la tradicion oral . . . Stanford University, California.* [„Sowohl dem Volkskundler wie dem Sprachforscher hochwillkommen". Wichtige Literaturangaben Krügers".]

S. 303 f.: O. Schultz-Gora, Zeitschrift für Romanische Philologie 44. [Hier Erklärung Sch.-G.s zur Existenz von lomb. und piem. *rabadan.*]

S. 304 f.: Ders., Dreifsig Stücke altprovenzalischer Lyrik zum erstenmal kritisch bearbeitet von A. Kolsen (Sammlung romanischer Übungstexte). Halle 1925. [Eine Anzahl Beanstandungen.]

S. 305: Ders., Jaufre, ein altprov. Abenteuerroman des 13. Jahrhunderts. Nach W. Foersters Kollationen . . . hg. von H. Breuer (Gesellsch. für roman. Literatur, 46). Göttingen 1925. [*trons* ist in der Tat durch ein Versehen nicht in das Glossar aufgenommen worden, dagegen ist *moure* unter *morre* verzeichnet. *pietz le seria* steht V. 132 (nicht 172), *moure* V. 234.]

S. 306: Ders.: A. Zauner, Romanische Sprachwissenschaft. II. Vierte, verbesserte Auflage. Sammlung Göschen, Bd. 250. Berlin und Leipzig 1926. [Gerühmt.]

S. 307: Ders.: K. Voretzsch, Reinhart Fuchs. Reinke de Vos. S.-A. aus Altdeutsche Textbibliothek 8 und 7. Halle 1925. [Anerkennend.]

S. 307 f.: Ders., Eine altfranzösische Liedersammlung. Der anonyme Teil der Liederhandschriften KNPX hg. von H. Spanke. Roman. Bibliothek, 22. Halle 1925. [Eine Anzahl Ausstellungen und Besserungen. Z. 9 vom Ende lies XVII st. XIX.]

S. 308: Ders.: G. Cohen, *Le livre de conduite du régisseur et le compte de dépenses pour le Mystère de la Passion joué à Mons en* 1501, *p. pour la prem. fois et précédés d'une introduction.* Strafsburg 1925. [„Sehr sorgfältige und verdienstliche, für das Wörterbuch besonders ergiebige Publikation".]

S. 308: Ders.: N. A. Bees, Der französisch-mittelgriechische Ritterroman Imberios und Margarona und die Gründungssage des Daphniklosters bei Athen. Texte und Forschungen zur Byzantinisch-Neugriechischen Philologie. Berlin-Wilmersdorf, 1924. [„Handelt vornehmlich von den vulgärgriech. Bearbeitungen des französischen Ritterromans von Peter von der Provence und der schönen Maguelonne".]

S. 310: Ders.: V. Crescini, *Manuale per l' avviamento agli studi provenzali. Terza ediz. migliorata.* Mailand 1926. [„Gediegenes Buch". Besserungen.]

S. 312: Ders.: K. Pietsch, Zur spanischen Grammatik. S.-A. aus *Homenaje a Menéndez Pidal.* [„Gehaltvoller Aufsatz".]

S. 312: Ders.: N. Zingarelli, *Per la genesi del Poema del Cid. Alcuni confronti con la crónica general.* S.-A. aus den *Rendiconti del R. Istituto Lombardo di scienze e lettere* vol. 58, 1925. [Wichtig.]

Hermann Breuer.

Giornale Storico della Letteratura Italiana. Anno XLIV, Vol. LXXXVII, fasc. 1—2.

C. Foligno, *Un poema d'imitazione dantesca sul Savonarola.* In einer Oxforder Handschrift ist ein Gedicht in 14 Capitoli gegen den Ketzer Savonarola unter dem Titel „Fiore di Verità" erhalten. Es ist eine Höllenwanderung unter Führung des Heiligen Augustin in sklavischer Nachahmung Dantes, verfalst von dem Florentiner Francesco Gerini (1455 oder 1456—1526). Foligno gibt einige Lebensnachrichten über den Verfasser und dessen Familie, zergliedert das rührend unbeholfene und ganz wertlose Gedicht und druckt einige Proben daraus, darunter das ganze letzte Capitolo, in welchem Gerini die Hinrichtung

Savonarolas auf der Piazza della Signoria schildert. Es bietet insofern einiges geschichtliche Interesse, als es anderweitig bekannte Tatsachen bestätigt. Das *Eperechagli* S. 33 v. 130 meint doch wohl *E per rechargli.*

P. Molmenti, *Carlo Gozzi inedito.* Im Kriege ist leider das Gozzische Familienarchiv, das sich in Vicinale in Friuli befand, zum gröſsten Teile vernichtet worden. Der jetzige Besitzer, Graf Gasparo Gozzi, hat das Wenige gerettet, was noch zu retten war, darunter eine erste Niederschrift der *Memorie*, die in manchen Beziehungen von der von Gozzi besorgten Ausgabe Venedig 1797 abweicht. Daraus druckt Molmenti ein unveröffentlichtes, sehr interessantes Kapitel über die erste Ausgabe der Werke Carlo Gozzis in acht Bänden bei Colombani, Venedig 1772, ab und ein anderes, das eine Verteidigung der Catarina Tron gegen die unwürdigen Angriffe Pierantonio Gratarols enthält. Am Bedauernswertesten ist der Verlust der Briefwechsel, die sich im Archiv befanden. Was gerettet ist, je ein Brief Gasparo und Carlo Gozzis und fünf Briefe an Carlo, wird hier veröffentlicht, erstere beiden in Faksimile. Einer von letzteren wirft ein Schlachlicht auf Carlos Verhältnis zu der Schauspielerin Teodora Ricci, zwei andere beschäftigen sich mit dem Theatererfolge Gozzis in Neapel und Rom.

VARIETÀ:

S. Debenedetti, *Intorno àd alcuni versi di Dante.* Ein lebhafter Sturmlauf gegen die Ansicht, welche Casella in seinem Aufsatze Studi sul testo della „Divina Commedia“ in Barbis Studi Danteschi VIII, S. 6 ff. vertritt, daſs Dante in gewissen Fällen zweisilbiges *io, mio, tuo* gebraucht habe. Ich gebe Debenedettis Darlegungen in allen Stücken recht und halte solche Zweisilbigkeit bei Dante für völlig ausgeschlossen.

C. Calcaterra, *Il capitolo di Paolo Rolli a Giampietro Zanetti.* In diesem bisher unveröffentlichen Capitolo aus dem Jahre 1716 schildert Rolli launig sein Leben in London in Gesellschaft seiner Freunde Antonio Conti, Giuseppe Riva und Giuseppe Greco, die alle drei artig abgeschildert werden. Calcaterra fügt Anmerkungen zum Verständis hinzu.

G. Gallavresi, *Contributo al carteggio giobertiano.* Gallavresi druckt hier den zum gröſseren Teile unveröffentlichten, 1834 beginnenden Briefwechsel zwischen Gioberti und dem Doktor Giulio Robecchi (1806—46), der in Paris in der Verbannung lebte. Gioberte widmete seinem Andenken seinen *Gesuita moderno* (1847). Das Dankesschreiben, welches Giulios Bruder Giuseppe für diese Widmung an Globerti richtete, ist angehängt.

RASSEGNA BIBLIOGRAFICA:

Dante e la Liguria. — Studi e ricerche di E. G. Parodi, P. Revelli, A. Ferretto, F. L. Mannucci, O. Grosso, S. Caramella, A. Redaelli, C. Calcaterra, S. Bellotti, C. Guerrieri-Crocetti, A. Schiaffini, L. Valle. *Con* 31 *illustrazioni* (L. Negri). — Guido Zaccagnini, Le rime di Cino da Pistoia (L. D. Benedetto, herbe, nicht immer berechtigte Kritik). — *Giambattista Basile. — Il Pentamerone ossia la Fiaba delle fiabe, tradotta dall' antico dialetto napoletano e annotata da* Benedetto Croce (L. di Francia).

BOLLETTINO BIBLIOGRAFICO:

D. Guerri, *Le opere minori di Dante commentate.* — G. Zonta, *Dante Alighieri. Il canzoniere.* — F. Nicolini, *L' arte napoletana del*

Rinascimento e la Lettera di P. Summonte a M. A. Michiel. — A. Magnaghi, *Amerigo Vespucci. Studio critico, con speciale riguardo ad una nuova valutazione delle fonti e con documenti inediti tratti dal Codice Vaglienti.* — A. Farinelli, *Divagazioni erudite: Inghilterra e Italia, Germania e Italia, Italia e Spagna, Spagna e Germania.* — A. Mortier, *Un dramaturge populaire de la Renaissance italienne: Ruzzante* (1502—1542). *Tome I.* — A. De Carli, *L'influence du Théâtre français à Bologne de la fin du XVII*e *siècle à la grande Révolution.* — G. Galli, *Nel Settecento. I poeti Giambattista Felice Zappi e Faustina Maratti (con lettere, documenti inediti e ritratti).* — A. Farinelli, *Aufsätze, Reden und Charakteristiken zur Weltliteratur.* — U. Biscottini, *Fiorita di poesie côrse. Scelta, introduzione e note.*

ANNUNZI ANALITICI.

COMUNICAZIONI ED APPUNTI:

G. Bertoni, *Terza nota sulla lingua dei più antichi rimatori.* Aufzählung der sechs Arten unvollkommenen Reimes, die durch Nachahmung der Sizilianer bei den Toskanern entstanden und von denen die beiden Arten *é—è* und *ó—ò* bis heute geblieben sind. Daran werden eine Anzahl verständiger Bemerkungen geknüpft, so daſs wir über die Entwicklung des Reimes in Italien in der ältesten Zeit nnnmehr wohl im Klaren sind. — L. Manicardi, *Un sonetto inedito di Muzio Iustinopolitano nelle „Rime" di Lodovico Agostini* (1536—1612). Manicardi druckt aus einem cod. Oliv. ein Sonett Muzios auf die berühmte Sängerin Virginia Vagnoli und berichtet dabei manches über Muzios Beziehungen zu Agostini und über des letzteren Leben und Schriften. —

Pasquale Vannucci, *„Il gelsomino notturno" di Giovanni Pascoli.* Das Gedicht entstand nicht aus Anlaſs der Geburt eines Sohnes Gabriele Brigantis, sondern zu seinem Hochzeitstage.

CRONACA:

Zeitschriften, kurze Mitteilungen, neuerschienene Bücher, Nachrufe für Francesco D'Ovidio (G. Bertoni), Mercurino Sappa (C. Calcaterra), Luigi Galante (N. Terzaghi), Pietro Toldo (F. Neri), Attilio Hortis (V. Cian).

Anno XLIV, LXXXVII, fasc. 3.

F. Barbieri, *Alcuni caratteri della controriforma in Lombardia. Il rinnovamento degli studi ecclesiastici e la riforma della letteratura profana.* B. gibt eine leider nur recht skizzenhafte Darstellung der gegenreformatorischen Bestrebungen des Kardinals Carlo Borromeo, wobei, wie natürlich, auch mancher Seitenblick auf seine zahlreichen Mitarbeiter geworfen wird.

G. Gambarin, *Pietro Giordani, il Canova e i Manzoni di Forlì* (*con lettere inedite*). Nach meist unveröffentlichten Briefen von 1808 an, die zum gröſsten Teile an die Frau des Bankiers Domenico Manzoni in Forlì gerichtet sind, stellt Gambarin das Freundschaftsverhältnis Giordanis zu dieser Familie dar und berührt gleichzeitig das zu Canova, der auf Bitten Giordanis dem Bankier die Statue einer Tänzerin überlieſs. Giordanis Denkart und Charakter tritt aus den Briefen deutlich hervor. Von den Briefen der Manzoni ist leider nur ein einziger, wohl der letzte an Giordani gerichtete vom 13. Juli 1848, erhalten und hier ebenfalls wiedergegeben.

VARIETÀ:

C. Calcaterra, *„Ben venne a dilivrarmi un grande amico"*. Verf. tritt mit Recht für die aufrichtige, von keinem Zweifel angekränkelte Gläubigkeit Petrarcas ein und gewinnt von hier aus neue Gesichtspunkte für die Beurteilung seines Charakters und einzelner Gedichte. Seine Erklärung des berühmten Sonettes des „Vecchierello" (XVI) ist überzeugend. Vgl. die großzügigen Ausführungen Piurs zu Petrarcas Charakter in seiner Ausgabe des „Buches ohne Namen" (Halle, Niemeyer 1923), S. 133 ff.

RASSEGNA BIBLIOGRAFICA:

V. Zabughin. — *Storia del rinascimento cristiano in Italia* (V. Cian, sehr berechtigte Einwürfe). — *Tutte le opere edite o inedite di Giuseppe Parini, raccolte da* Guido Mazzoni (G. Natali).

BOLLETTINO BIBLIOGRAFICO:

Jacopo da Varagine, Leggenda aurea. Volgarizzamento toscano del Trecento a cura di A. Levasti. — L. Chiappelli, *Intorno all' origine ed al probabile autore delle „Storie Pistoresi"*. — G. Mercati, *Per la cronologia della vita e degli scritti di Niccolò Peretti arcivescono di Siponto.* — G. Calvi, *I manoscritti di Leonardo da Vinci dal punto di vista cronologico, storico e biografico.* — C. De Lollis, *Chi cerca trova, ovverosia Colui che cercò l'Asia e trovò l'America.* — C. Radu, *Influenţa italiană in „Ţiganiada" lui Ion Budai Deleanu. Cu o prefaţă a D.-lui Ramiro Ortiz.* — *P. Rolli, Liriche, con un saggio su la melica italiana dalla seconda metà del Cinquecento al Rolli e Metastasio e note di* C. Calcaterra. — M. Conigliani, *Il dramma di un poeta: G. Leopardi.* — R. Valentini, *„De gestis et vita" di A. Campano.*

ANNUNZI ANALITICI.

CRONACA:

Zeitschriften, kurze Mitteilungen, neuerschienene Bücher, Nachruf für Vittorio Fiorini (M. Menghini).

Anno XLIV, Vol. LXXXVIII, fasc. 1—2.

M. Catalano, *Messer Moschino (Beoni e buffoni ai tempi di Ludovico Ariosto).* Im Orlando Furioso XIV, 124 erwähnt Ariost einen Trunkenbold Moschino. Catalano stellt fest, daſs es der Höfling Antonio aus dem adligen Geschlecht der Magnanino ist und berichtet auf Grund archivalicher Studien und aus unveröffentlichten Zeitberichten allerlei Interessantes über Antonio Magnanino selber und seine Zechgenossen. Endlich gibt er noch Nachrichten über andre Spaſsmacher am Hofe von Ferrara, mit denen Ariost in Berührung gekommen ist. Der Wert der Studie liegt in mancherlei Beleuchtung des Hoflebens in Ferrara und auch Mantua zu jener Zeit.

VARIETÀ:

E. Carrara, *Per un sonetto di Benvenuto Cellini.* Carrara gibt die unzweifelhaft richtige Erklärung des Eingangssonettes in Cellinis Selbstbiographie. Er bahnt sich den Weg dazu durch eingehendere Betrachtung der Dichtweise Cellinis und seiner sich in den Gedichten offenbarenden Lebensphilosophie, wenn man es so nennen darf. Das *ha* statt *han* in V. 5 ist bei nachstehenden Subjekten durchaus nicht ungewöhnlich, vielmehr die Regel.

Vgl. Zrph. Bd. XLV, S. 567, 39. Carrara sollte uns endlich eine vernünftige Ausgabe der Gedichte Cellinis bescheren.

A. De Rubertis, *Vincenzo Gioberti e la cattedra di filosofia morale all'Università di Pisa.* Eine auf hier abgedruckten Urkunden gestützte Darstellung der Verhandlungen mit Gioberti in den Jahren 1842—43 zwecks Übernahme der Professur der Moralphilosophie an der Universität Pisa. Sie zerschlugen sich schliefslich in erster Linie an dem Widerstande des Leiters der Zentralzensur in Florenz Neri Corsini.

R. Dusi, *Il primo problema dell' arte letteraria.* Dusi hat sich schon verschiedentlich eingehend mit Croces Ästhetik und ihrer Anwendung in ablehnender Weise befafst. Hier richtet er seinen Angriff gegen die Grundlage des Systems: die Auffassung der Kunst als Ausdruck des Gefühls unabhängig vom Intellekt. So behandelt er nacheinander nach einer Einleitung: Il nesso logico. — Il nesso crociano. — I fantasmi, le immagini e le rappresentazioni. — Le rappresentazioni espressive e le rappresentazioni artistiche. — Il nesso artistico. — L' unità artistica. — L' idea artistica direttrice. — I due modi fondamentali del nesso artistico. Esempî. — Dann folgt noch ein kurzer Schlufs mit hartem Urteil über Croces literarische Kritik.

RASSEGNA BIBLIOGRAFICA:

A. A. Michieli, *Chi fu e che cosa fece Rusticiano da Pisa* (*estr. dagli Atti del R. Istit. veneto di scienze, lettere ed arti*, 1924—5, *t. LXXXIV, P.* 2ª, *pp.* 321—337) (L. Foscolo Benedetto, ganz unbrauchbar. Rezensent stellt fest, dafs die richtige Namensform *Rustichello* ist). — C. Chiorboli, *Le „Rime sparse“* (E. Carrara, anerkannt mit kleinen Zusätzen). — A. Mauro, *Francesco del Tuppo e il suo „Esopo“* (L. Di Francia, macht Ausstellungen). — C. Nardi, *La vita e le oper di F. S. Salfi* (G. Natali, gelobt). — A. Luzio, *La Massoneria e il Risorgimento italiano* (V. Cian).

BOLLETTINO BIBLIOGRAFICO:

Cartojan, *Legendele Troadei in Literatura veche românească.* — Trombadori, *Jacopone da Todi.* — Barbi, *Studi danteschi voll. IX—X.* — *Deutsches Dante-Jahrbuch, IX.* — Valli, *La chiave della Divina Commedia. Sintesi del simbolismo della Croce e dell'Aquila.* — Naselli, *Domenico Cavalca.* — Calcaterra, *La „data fatale“ nel „Canzoniere“ e nei „Trionfi“ del Petrarca.* — Olgiati, *L' anima dell' umanesimo e del rinascimento.* — Sarri, *Il venerabile Bartolomeo Cambi da Salutio* (1557—1617), *oratore, mistico, poeta.* — Molmenti, *Storia di Venezia nella vita privata, dalle origini alla caduta della Repubblica. VI. edizione in parte rifatta. Parte terza: Il decadimento.*

ANNUNZI ANALITICI.

COMUNICAZIONI ED APPUNTI:

L. Berra, *Per la dedica di un sonetto del Guidiccioni.* Das Sonett *O messagger di Dio* ist nicht Ochino gewidmet, wie Minutoli und Chiorboli angeben, sondern dem Konventualen Cornelio Musso aus Piacenza. — A. Levi, *La lonza di Dante* behauptet, aber beweist nicht, dafs Dantes *lonza* der Jagdleopard ist. Für mich ist sie nach wie vor der Panther, wie Camus endgültig bewiesen hat, vgl. ZrPh. XXXIII, 502. — A. Gandiglio, *Intorno al testo di alcuni carmi latini dell'Ariosto* zeigt an drei Beispielen wie verbesserungs-

bedürftig der Text der lateinischen Gedichte Ariostos ist und wie schlecht auch die neueste Ausgabe Fatinis. — V. Cian, *Per la storia del secentismo. — Adventante saeculo XVII. — Saeviente saec. XVII.* Hinweis auf zwei Vorläufer des Secentismus aus dem sechzehnten Jahrhundert, eine Kanzone auf eine Eselin, deren Milch die Heilung der Herzogin Margarete von Savoyen herbeiführte, aus dem Jahre 1560 und einen Brief des Heiligen Filippo Neri vom 11. Oktober 1585 an die Nonne Maria Vittoria Trevi in Florenz, und auf eine Brunneninschrift in Zara vom Jahre 1659. — C. Calcaterra, *Un' edizione rolliana invano cercata.* C. führt den Nachweis, dafs eine Ausgabe der Gedichte Rollis, London 1727, die von der bekannten der Canzonette und Cantate verschieden ist und mehr Gedichte enthält, nicht vorhanden gewesen und dafs die Annahme ihres Vorhandenseins nur einer ungenauen Angabe in der Vorrede zu der Ausgabe Verona 1733 zu danken ist. — F. Patetta, *Lettera del Leopardi a Francesco Paolo Ruggiero.* Ein kurzer Brief Leopardis an den Advokaten Francesco Paolo Ruggiero in Neapel vom 23. Oktober 1832, worin er ihn um umgehende Auskunft über Ranieris Krankheit bittet.

CRONACA:

Zeitschriften, kurze Mitteilungen, neuerschienene Bücher, Nachruf für Tommaso Sandonnini (G. Bertoni).

Anno XLIV, Vol. LXXXVIII, fasc. 3.

V. Cian, *Pietro Bembo* (*Quarantun anno dopo*). Ein ansprechendes Bild des Kardinals, aus einer Gedächtnisrede in Padua bei Enthüllung einer Inschrift in dem einst von Bembo bewohnten Palast entstanden, nebst drei unveröffentlichten Briefen Bembos an Bibbiena.

C. Bertani, *Sul testo e sulla cronologia delle satire di Ludovico Ariosto. I. Il testo.* Der Ansicht Tambaras gegenüber in seiner Ausgabe der Satiren Ariostos von 1903 zeigt Bertani, dafs der ersten (unberechtigten) Ausgabe der Satiren Ariostos von 1534 eine andere Handschrift zugrunde lag als die auf der städtischen Bibliothek in Ferrara erhaltene, die ihrerseits den Text für die Ausgabe Giolitos von 1550 geliefert hat. Dann widerlegt er auch die Aufstellung von zwei Gruppen von Besserungen in der Handschrift in der Weise, dafs die einen mit dunklerer Tinte geschriebenen autograph, die anderen in hellerer Tinte von anderer Hand und ohne Wert sind. Zwei Gruppen von Besserungen sind allerdings vorhanden, sprachliche und textändernde, beide gehen aber unzweifelhaft auf Ariosto selber zurück. Somit kann Tambaras Ausgabe, die nur die eine der von ihm aufgestellten Gruppen von Besserungen in der Handschrift benutzt und auch die Rechtschreibung ändert, nicht voll befriedigen. Der neue Herausgeber, hoffentlich Bertani selbst, hat sich viel genauer an die Handschrift zu halten.

VARIETÀ:

E. Passamonti, *Cesare Tapparelli d'Azeglio e Vittorio Alfieri.* Mitteilungen über den Vater Massimo d'Azeglios und sein Verhältnis zu Vittorio Alfieri. Seine unbegrenzte Bewunderung für diesen wird durch den Abdruck zweier bisher unveröffentlichter Prosaschriften in der Form von Visionen bezeugt, worin die Tramelogedia Abele und Alfieris letzte Tragödie Alceste verhimmelt werden.

RASSEGNA BIBLIOGRAFICA:

Sebastiano Vento, *La prima allegoria del poema dantesco. Ricerche e studi* (V. Cian, mit Recht abgelehnt). — Letterio di Francia, *Novellistica. Vol. I: Dalle origini al Bandello* [*Storia dei generi letterari italiani*] (*G. Rua*).

BOLLETTINO BIBLIOGRAFICO:

Francesco Ercole, *La politica di Machiavelli.* — Letterio di Francia, *The real source of a Novella by Bandello* (I, 41) *on the Loves of Sophonisba and Masinissa.* — I. Ceccoli, *L' eroina alfieriana.* — Arturo Parisi, *Contributo allo studio dell' Enciclopedismo nel Ducato Estense.* — Alfredo Galletti, *La poesia e l' arte di G. Pascoli. Seconda edizione.* — Alberto Mocchino, *Il gusto letterario e le teorie estetiche in Italia.* — N. Abbagnano, *Il problema dell'arte*; L. Pagano, *Il Vangelo e il Breviario: celebrazione dell' estetica crociana*; U. Ojetti, *Commenti.*

ANNUNZI ANALITICI, PUBBLICAZIONI NUZIALI.

COMUNICAZIONI ED APPUNTI:

E. Rho, *A proposito del sonetto*: „*Amore e monna Lagia e Guido ed io*". Durch Ortiz auf dessen Erklärung dieses schwierigen Sonettes in den *Studi sul canzoniere di Dante* (*Bucarest* 1923) aufmerksam gemacht, nimmt Rho seine Zustimmung zu Corbellinis Erklärung im Gsli Bd. LXXXVI, S. 172—173 teilweise zurück, stimmt aber auch Ortiz nicht ganz zu und will nun das *un ser costui* mit Komma hinter *ser* schreiben und meint, dieser *ser* „sia proprio un sesto personaggio a noi ignoto . . . (adoperando il ‚costui' a indicarlo quasi fosse presente"). Es ist doch ganz undenkbar, daſs mit *costui* auf einen Anwesenden hingedeutet wird, der noch nicht erwähnt war! Nach meiner Ansicht hat es garnichts Befremdendes, wie Rho meint, daſs *Amore* in V. 4 die Geliebte ist, nicht der Liebesgott, der in dem *cui* steckt, wie V. 8 deutlich zeigt. Zudem verlangt das *questi tre* in V. 4, daſs in V. 1 auſser Dante noch drei Personen genannt sind. Ich stimme nur nicht mit Ortiz darin überein, daſs *Amore* Versteckname für Beatrice ist. Es ist kein Versteckname für eine bestimmte Dame, sondern allgemeiner Ausdruck für die Geliebte, kann daher von jeder Geliebten gebraucht werden. Hier ist es sehr wahrscheinlich *quella ch' è sul numer de le trenta.* Der *ser costui* ist dann Lapo Gianni. Unklar in den Einzelheiten bleibt das Sonett aber auch so nach wie vor. — V. Cian, *Un aneddoto di bibliografia dantesca.* In einem Briefe Libris aus Paris vom 23. Dezember 1843 an einen Unbekannten bittet er diesen, dem Leiter der Königlichen Bibliothek in Turin, Costanzo Gazzera mitzuteilen, er habe eine alte Handschrift erworben, in die Dante eigenhändig die Worte *Di Dante Alighieri* eingetragen habe. — G. Bertoni, *Pietro Giannone e Lodovico Antonio Muratori.* Obwohl die beiden gelehrten Historiker keine persönlichen Beziehungen hatten, schätzten sie sich doch gegenseitig sehr. Aus den Briefen Costantino Grimaldis an Muratori, die in Modena aufbewahrt werden, wird einiges Neue beigebracht. — P. Zorzanello, *Derivazione di una canzonetta vittorelliana.* Die Ode „*La nutrice*" ist in Gedanken, Worten und Bildern zwei Schriften des Jesuiten Giambattista Roberti (*Lettera di un bambino di sedici mesi*, *colle annotazioni d' un filosofo* und *Discorsi di due accademici sopra le fasce dei bambini*) entlehnt.

CRONACA:

Zeitschriften, kurze Mitteilungen, neuerschienene Bücher, Nachrufe für Emilio Costa (V. Cian) nnd Cesare Levi (F. Neri).

BERTHOLD WIESE.

Arhiva. *Revistă trimestrială de filologie, istorie și cultură romînească.* Iași. Bd. 29—31; 1922—24.

Die zuletzt hier, 43, 231 ff., angezeigte Zeitschrift der Philologen und Historiker der Universität Jassy ist in den Jahren 1922 bis 1924 regelmäfsig weitererschienen. Seit Jänner 1925 ist die Veröffentlichung der Zeitschrift unterbrochen worden, und es wäre zweifellos sehr zu bedauern, wenn diese Unterbrechung zu einer vollständigen Einstellung führen sollte.[1]

Der gröfste Teil der Zeitschrift wird von dem Herausgeber Ilie Bărbulescu, dem Slawisten der Universität Jassy bestritten. Es sind daher gerade die Untersuchungen über die slawisch-romanischen Wechselbeziehungen, die dieser Zeitschrift ihren besonderen Wert verleihen, so dafs sie als Ergänzung der anderen rumänischen, in erster Linie die Romanischen Elemente berücksichtigenden Zeitschriften volle Existenzberechtigung hat.

Bărbulescu hat 1904 in einem Buch: Fonetica alfabetului cirilic în textele Române din veacul XVI si XVII, București, Tipografia „Universitară" den Nachweis zu erbringen gesucht, dafs die bisherigen Umschreibungen der in cyrillischen Lettern geschriebenen altrumänischen Texte an der Tendenz kranken, die Sprache altertümlicher erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit war. Das Buch ist leider in romanistischen Kreisen vollständig übersehen worden. Bărbulescu benützt daher mit Recht seine Zeitschrift dazu, immer wieder auf die Mangelhaftigkeit der bisherigen Ausgaben altrumänischer Texte und Urkunden hinzuweisen. So in einem Aufsatz: Falșificări culturale în transcrierea lui ъ și ь prin *ă* și *ŭ* latine, 1923, 51 f., in dem Angaben über die verschiedenen phonetischen Schulen bei den Bulgaren zu finden sind: dann ebenda 63 ff. unter dem Titel: Filologia romînă și direcția noastră filologică, mit Berichtigungen und Mitteilungen über den Lautwert von *în*, *ñ*; ebd. 192 ff.: Limba unei Cazanii după vechia direcție filologică bringt, Bemerkungen über *ea*, *iachiu* und *ius*; ebd. 387 weist Bărbulescu darauf hin, dafs die Graphie *o* + *uc* nicht diphthongisches *-ou-* bezeichnen mufs, dafs also meine Folgerungen über die lat. Grundlage von rum. *urechie* hier 43, 233 nicht begründet sind.

Was in den einzelnen kleineren Aufsätzen und Besprechungen zerstreut liegt, hat Bărbulescu in einer Reihe gröfserer Abhandlungen zusammengefafst, so 1922, 1 ff. in: Originea celor mai vechi cuvinte și instituții slave ale Romînilor; 1922, 161 ff.: Inceputurile scrierii cirilice în Dacia Traiana; 1922, 321 ff.; 1923, 241 ff.; 1924, 81 ff.: Nașterea individualității limbii romîne și elementul slav und in einer Ergänzung 1924, 1 ff.: Une école littéraire cyrillique inconnue chez les Slaves et les Roumains. Bărbulescu vertritt hier die schon früher ausgesprochene Anschauung, dafs die Konstituierung des Rumänischen als

---

[1] (Korrekturnote.) Diese Besprechung liegt seit über zwei Jahren bei der Redaktion der Zs. Unterdessen ist die *Arhivă*, wie es scheint, regelmäfsig weiter erschienen.

selbständiger romanischer Sprache sich aufserhalb des von Slawen bewohnten Gebietes vollzogen hat. Als Heimat der Rumänen sieht er namentlich das Gebiet des heutigen Oltenien an. So fällt es ihm nicht schwer, nachzuweisen, dafs die Serben an der Konstituierung des Rumänischen keinen Anteil haben, wie es Jorga unlängst aus politischen Gründen behauptet hat. Denn die ältesten slawischen Lehnwörter des Rumänischen zeigen z. B. keine Spur des für das Serbokroatische charakteristischen Wandels von idg. *-tj-* zu *-ć-*, wohl aber liegen zahlreiche Belege für die entsprechende Entwicklung des Bulgarischen zu *-št-* vor. Nach Bărbulescu hat eine Berührung zwischen Serben und Rumänen erst im 13. Jhdt. eingesetzt und etwa bis ins 17. Jhdt. gedauert. Ebenso läfst sich unschwer feststellen, dafs die russischen, namentlich kleinrussischen Elemente des Rumänischen nicht zu den ältesten Bestandteilen gehören. Die Ortsnamen kleinrussischer Herkunft in der Moldau zeigen Lautformen, die deutlich auf Übernahme nach dem 12. Jhdt. hinweisen. So zeigen sie den kleinrussischen Wandel von *g* zu *h*, der erst im 12. Jhdt. beginnt. Für Übernahme in früherer Zeit findet sich keinerlei Beleg. Von den 364 festgestellten ins Rumänische eingedrungenen Wörtern derselben Herkunft ist die Mehrzahl auf die Moldau beschränkt. 135 sind auch walachisch; diese können aber auch Entlehnungen aus viel späterer Zeit sein, als die Russen das Land besetzt hielten. Keines dieser Lehnwörter zeigt aber lautliche Merkmale, die eine Entlehnung vor dem 12. Jhdt. erschliefsen liesen. Die Sprachgeschichte bestätigt also, was Historiker schon längst angenommen haben, dafs die Rumänen der Moldau ursprünglich mit denen der Walachei zusammenlebten (auch das Moldaurumänische zeigt die nur bei Entlehnung aus dem Bulgarischen verständliche Wiedergabe des urslawischen *-tj-*, *-dj-* durch *-št-*, *-žd-*) und erst nach dem 12. Jhdt. in die Moldau vordrangen.

Schwieriger ist der Nachweis, dafs auch die slawischen Elemente mit spezifisch bulgarischer Lautentwicklung erst nach dem 10. Jhdt. eingedrungen sind, dafs also die ältesten slawischen Lehnwörter des Rumänischen nicht aus dem Altbulgarischen stammen, sondern aus dem Mittelbulgarischen, d. i. der Sprache des 11.—12. Jhdts. Ist die These Bărbulescus richtig, dann müfsten sich die Mazedorumänen, die vielfach die ältesten slawischen Lehnwörter mit dem Dacorumänischen gemeinsam haben, erst nach dem 10. Jhdt. von den Dacorumänen getrennt haben. Das widerspricht zwar der zeitlichen Festsetzung der urrumänischen Periode in das 7.—9. Jhdt., wie Weigand will; doch ist diese Festsetzung keineswegs gesichert, da ja z. B. Sandfeld-Jensen, 9. Jb. des Rum. Inst. in Leipzig, 125 den urrumänischen Untergang des lat. Inf. aus sprachlichen Gründen auch erst in die Zeit nach 1000 verlegt. Bei dieser Annahme wird auch verständlicher, dafs schon vor dem Eindringen der ältesten slawischen Lehnwörter ins Rumänische die wesentlichen Lautveränderungen im romanischen Bestand der Sprache bereits vollzogen waren, wie schon Puşcariu festgestellt hat, während doch z. B. die fränkischen Elemente des Nordfranzösischen umgekehrt die wesentlichen Merkmale des lateinisch-nordfranzösischen Wortschatzes aufweisen. Es liegt auf der Hand, dafs der Beweis für das späte Eindringen der bulgarischen Wörter nur durch die Slawistik erbracht werden kann. Bărbulescu sucht daher zu erweisen, dafs, wenn zwischen der altbulgarischen Form eines Wortes und der entsprechenden rumänischen Form Lautunterschiede bestehen, diese Unterschiede nicht die Folge der internen Entwicklung

des Rumänischen darstellen, sondern auf die Weiterentwicklung innerhalb des Bulgarischen zurückgehen; dafs auch das Dakoslawische, d. i. die heute untergegangene slawische Mundart, die sich zwischen das serbo-kroatisch-bulgarische Sprachgebiet einerseits und das Slowakische andrerseits einschob, in alter Zeit diese Unterschiede nicht aufwies. Der Beweis dafür, dafs mittelbulgarische Lautentwicklung die unmittelbare Vorstufe für die rumänische Lautform solcher Lehnwörter abgibt, ist noch nicht vollständig erbracht. Bărbulescu hat einstweilen angekündigt, dafs er die Entwicklungsgeschichte der Laute Jor und Jer, Jus und Ea, Jori, Jachiu, der Gruppen *trъt*, *trьt*, *tlъt*, *tlьt*, der Suffixe *-eaninъ*, *-ianinъ*, von *-vьn* und des epenthetischen *-l-* bringen will. Die Ergebnisse der Untersuchung sollen schon in einem mir nicht zugänglichen Buch Bărbulescus, Problemele capitale ale Slavisticei la Romîni erschienen sein. In der Arhivă ist einstweilen nur der Teil veröffentlicht, der sich mit den Entsprechungen von altbulgarisch ъ und ь, d. i. Jor und Jer, beschäftigt. B. stellt die folgenden 6 Gruppen von Entsprechungen zusammen: 1. die abulg. Laute bleiben ohne Entsprechung: *prăpăd* = abulg. *propadь*; rum. *rînd* = abulg. *rędъ*; *sfoara* = abulg. *sъvora*; 2. ъ erscheint erscheint im Rumänischen als *ă* bzw. *î*; 3. beide Laute erscheinen als *-o-*; 4. beide Laute als *-e-*; 5. beide Laute als *-u-*; 6. abulg. ь erscheint rum. als *ă* bzw. *î*. Demgegenüber ist für das Altbulgarische für -ъ- die Lautung des rum. *-ă-* erwiesen (Leskien, Handbuch des Altbulgarischen S. 5 schreibt: ъ ist vielleicht als kurzer *ŏ*-artiger Laut gesprochen worden, ähnlich wie in heutigen bulgarischen Mundarten); abulg. ь war nach Bărbulescu ein geschlossenes *-e-*, das mit dem -ъ-Laut nahe verwandt war. Es fragt sich, ob dieses -ь- nicht die Entsprechung des in meinen Oltenischen Mundarten S. 19 mit *-ẹ̊-* bezeichneten Lautes war, der tatsächlich mit *-ă-*, d. i. bei mir *å*, aufs engste verwandt ist. Es ist ferner ohne weiteres einleuchtend, dafs die Lehnwörter, in denen den abulg. Lauten -ъ- und -ь- nichts entspricht, erst in mittelbulgarischer Zeit entlehnt wurden. Schwieriger wird es sein, die Fälle auszuscheiden, in denen die abulg. Nasale im Rumänischen mit *-n-* erscheinen. Aber selbst wenn einzelne der slawischen Lehnwörter ihrer Form nach schon vor dem 10. Jhdt aufgenommen sein müssen, bleibt die Hauptthese Bărbulescus, dafs die Entlehnung aus dem Bulgarischen erst in mittelbulgarischer Zeit gröfseren Umfang angenommen hat, bestehen. Denn solche abulg. Lehnwörter können für die Entstehungsgeschichte des Rumänischen keine gröfsere Bedeutung haben als etwa die wenigen germanischen Elemente vorfränkischer Zeit im Nordfranzösischen, die nicht ein Zeichen engen Zusammenlebens romanischer und germanischer Kreise sind, sondern wirkliche Lehnwörter darstellen (im Gegensatz zu den Wortrelikten), wie solche jede Spache kennt. Es hat übrigens auch Weigand (Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde, 1910), wie Bărbulescu erwähnt, vermutlich nach diesem anerkannt, dals nur sehr wenige slawische Wörter im 7.—9. Jhdt. ins Rumänische eingedrungen sind, die meisten aus dem Mittelbulgarischen und nur in das Dakorumänische. Hier wird also die weitere Forschung einsetzen müssen. Sie wird feststellen müssen, ob diese dem Dakorumänischen und Mazedorumänischen gemeinsamen slawischen Lehnwörter nicht unabhängige Doppelentlehnung darstellen, und ob die Form dieser Entlehnungen eine Aufnahme vor dem 10. Jhdt. als zwingend erscheinen läfst.

Für die Geschichte der slawischen Lehnwörter im Rumänischen ist auch bewerkenswert, dafs das Dakoslawische, das, wenn die These Bărbulescus

von der Urheimat der Rumänen in Oltenien richtig ist, wohl in erster Linie bei der Durchsetzung des Rumänischen mit bulgarischen Elementen beteiligt gewesen ist, sprachliche Merkmale zeigte, welche das Dakoslawische als Übergangsmundart zwischen dem eigentlichen Bulgarischen und dem Slowakischen erweisen. So ist dem Dakoslawischen wie dem Russischen, Slowakischen die Form *robъ*, nicht wie bulg. *rab*, eigen; daher rum. *rob* „Gefangener"; entsprechend *rovină* nicht **ravină* „Sumpf"; auch im Wortschatz und in stilistischen Wendungen zeigen sich Übereinstimmungen zwischen dem Slowakischen und Bulgarischen, die im Rumänischen wieder auftauchen. Das sieht gerade so aus, als ob diese Dakoslawen das hauptsächlichste Element bildeten, das mit den Rumänen, etwa in der Zeit zwischen dem 11. und 12. Jhdt. verschmolzen wäre, vielleicht in der Zeit des Eindringens der Magyaren, das eine Abwanderung der slawischen Elemente in Pannonien nach dem Süden zur Folge hatte.

Daſs die Kenntnis der rumänischen Sprachentwicklung für die Slawistik ebenso wichtig ist wie umgekehrt die Kenntnis der Slawistik für den Rumänologen zeigt B. an literarhistorischen Fragen 1924, 42 ff.: Slavistica romînă indispensabilă slavisticei Slave.

Margareta Ştefanescu setzt ihre Studien über die kleinrussischen Bestandteile in der rumänischen Toponomastik fort. So behandelt sie 1922, 64 ff. Ortsnamen vom Typus kleinruss. *dolh-*, bulg. *dlъgъ* „lang", die in den rum. Ortsnamen als *Dolh-* bzw. *Dâlg-* auftreten; entsprechend die Wortpaare *haliţa* — *galiţa* usf. Die Verbreitung der kleinrussischen Ortsnamen mit *-h-* ist dieselbe wie in den von der gleichen Verfasserin Arhivă 76 ff.; 218 ff., s. hier Bd. 43, 236, behandelten Worttypen. Auffällig ist, daſs sich Namen vom Typus *Hulub* weit über das gewöhnliche kleinrussische Beeinflussungsgebiet hinaus finden. Es dürfte daher wohl die Zusammenstellung dieser Namen mit kleinruss. *holub* „Taube" unrichtig sein. Ein Aufsatz der Verfasserin: Toponomice romîneşti cu terminaţiunea *-ăuţi*, 1922, 499 ff., behandelt die Verbreitung der entsprechenden auf slaw. *-ovci*, d. i. den Plural des die Herkunft bezeichnenden Suffixes *-ovec* zurückgehenden rumänischen Ortsnamen. Eine Zusammenfassung der kleinrussischen Bestandteile in der rumänischen Toponomastik ist die Studie: Rusismele-rutenismele din toponimia romînească, Arh., 1924, 199 ff., aus der hervorgeht, daſs die ältesten urkundlichen Belege kleinrussischer Ortsnamen in der Moldau nicht vor das 15. Jhdt. zurückgehen, womit auch die Lautgestalt der Namen übereinstimmt.

Über das sprachliche Gebiet des Rumänischen hinaus gehen zwei Aufsätze von Iorgu Iordan. 1922, 216 ff. Noţiunea „muncă" în limbile romanice soll die Geschichte der Ausdrücke für „Arbeit", „arbeiten" in den romanischen Hauptsprachen geben. Der Verfasser bemüht sich, die Bedeutungsverschiebungen der entsprechenden Wörter aus den kulturellen Verhältnissen zu deuten. Die Arbeit ist noch durchaus unreif. Daſs die Ausdrücke für „arbeiten" vielfach ursprünglich „sich abplagen" bedeutet haben, ist schon oft beobachtet worden. Wenn aber abulg. *monka* „Plage" zu rum. *muncă* „Arbeit" und „Plage" wird, so soll sich dieser Übergang nur daraus erklären, daſs *muncă* ein lat. Wort ersetzt hat, das schon beide Bedeutungen besessen hätte, weil die Rumänen immer schon unter bedeutend schwierigeren Verhältnissen gelebt hätten als etwa die Nordfranzosen, so daſs also gerade bei den Rumänen kein Anlaſs

für einen Bedeutungsübergang von „Plage“ zu „Arbeit“ vorlag. Das ist keine Verbindung von Kulturgeschichte und Sprachgeschichte, kein sprachlicher „Idealismus“. Dafs der Mensch die ihm aufgezwungene Arbeit als „Plage“, „Mühe“ bezeichnet, ist allgemein menschlich. Afrz. *avoir mestier* übersetzt man mit „Not haben“, „notwendig haben“, aber es bedeutet niemals *nécessité* „Mühe“, „Plage“, die Entwicklung von *ministerium* hat also mit den Ausdrücken für „Mühe“ bzw. „Arbeit“ nichts zu tun. Dafs sich *ministerium* in Nordfrankreich erhalten hat, nach Italien und Spanien als Lehnwort gedrungen ist, läfst sich auch nur mit der Entwicklung des Feudalismus in Frankreich in Zusammenhang bringen, wenn man lat. *ministerium* „Dienstleistung“ mit neulat. *ministerium* „Ministerium“ verwechselt. Die Scheidung zwischen volkstümlich entwickelten und gelehrt aufgenommenen Wörtern wird nur zum Teil durchgeführt; die Entlehnungen aus einer Sprache in die andere nur zum Teil berücksichtigt; die Zeit der einzelnen wirklichen oder vermeintlichen Übergänge übergangen. Der Verfasser ist noch reiner „Positivist“, d. h. er ist noch nicht vom Wortklang zur Wortwertung vorgedrungen. Auch positivistisch wird er noch manches zu lernen haben. Der Bedeutungsübergang von lat. *lucrari* „gewinnen“ zu rum. *a lucrà* „arbeiten“ hängt nicht damit zusammen, dafs man bei der Arbeit immer einen Zweck vor Augen hat, so dafs die Bezeichnungen für „gewinnen“ und „arbeiten“ vermengt werden, sondern beruht auf der Fähigkeit des Vulgärlateinischen, an Stelle der lat. Deponentia Reflexivverba gleicher Bedeutung zu schaffen, von denen aus neue Transitiva gebildet werden, also über *sibi*, *se lucrare* „gewinnen“ ein *lucrare* „zu Gewinn machen“, „verwerten“. Von „verwerten“ führt der Weg ohne Schwierigkeit zu „erarbeiten“, „arbeiten“. Dafs das Wort als Ausdruck der Viehwirtschaft ins Ostromanische gedrungen ist, hat Iordan später, 1924, 75 ff. selbst erkannt.

Der zweite Vorsatz Iordans, Dialectele italiene de sud și limba romînă, 1923, 35 ff., 148 ff.; 1924, 207 ff. sucht nachzuweisen, dafs zwischen dem Süditalienischen und Rumänischen engere Beziehungen herrschen als zwischen dem Rumänischen und irgend einer anderen mittelromanischen oder westromanischen Mundartengruppe. Den Grund dafür sucht Iordan in den besonderen Verkehrsverhältnissen, zum Teil auch im Nachwirken desselben ethnischen Substrats. Die Frage, wie lange das Rumänische mit der übrigen Romania in direkter Verbindung gestanden hat, ist bekanntlich umstritten. Wenn es Iordan gelingt nachzuweisen, dafs sprachliche Veränderungen des Süditalienischen auch nach dem Zusammenbruch des römischen Reichs in das Rumänische dringen konnten, so wäre ein solcher Nachweis natürlich von grofser Bedeutung. Ohne Wert sind aber Zusammenhänge, die sich aus der gemeinsamen Grundlage des Vulgärlateinischen erklären. Das einzige, was aus den Ausführungen Iordans hervorgeht, ist aber höchstens, dafs im Vulgärlateinischen auf süditalienischem und urrumänischem Boden gewisse Gemeinsamkeiten in der Wortbildung bestanden, die anderwärts nicht nachweisbar sind. Dabei wäre noch zu untersuchen, ob sich nicht ebenso zahlreiche Gemeinsamkeiten auch zwischen Rumänisch und Mittelitalienisch oder Oberitalienisch nachweisen liefsen. Dieser Teil, eine notwendige Ergänzung der Arbeit, ist aber gar nicht versucht worden. Iordan hat selbst der Meinung Ausdruck verliehen, dafs nicht alle der von ihm angeführten sprachlichen Gemeinsamkeiten von ent-

scheidender Bedeutung sind. Von wesentlichen, nachweisbar nicht vulgärlateinischen Veränderungen des Süditalienischen läſst sich aber geradezu nichts im Rumänischen nachweisen. Die These Iordans ist daher zweifellos verfehlt. Puşcariu schreibt einmal (Locul limbii române între limbile romanice, S. 9), daſs eine Reihe schwacher Argumente eine Theorie nicht bestätigt, sondern entkräftet. Das trifft auch für die Beweisführung Iordans zu. Das Vortreten eines *a-* vor Nomen oder Verbum im Süditalienischen beruht entweder auf falscher Abtrennung des femininen Artikels oder auf Weiterwuchern des Präfixes *ad-* beim Verbum. Ganz anders im Rumänischen, worüber z. B. SAWien 172, 6, 143 ff. einzusehen gewesen wäre. Teramo *ajire* „gestern" enthält temporales *ad* wie span. *ayer*; das Fehlen des *a*-Vorschlages im Meglenitischen ist nur scheinbar. Hier ist eine Rückbildung eingetreten, die auch jedes etymologische *a-* ergriffen hat. Wieder wertlos ist die Übereinstimmung in der Erhaltung von *foras* gegenüber *foris*, da *foras* auf dem gröſsten Teil der Romania erhalten ist. *abbreo* = *ebbreo* findet sich auch im Norden bis ins Trientinische hinein und ist von hier ins Grödnerische aufgenommen worden. Der Wandel von unbetontem *e* zu *i* im Kalabresisch-Sizilianischen hat mit dem gleichen Lautwandel in rumänischen Mundarten nichts zu tun, da in dem gleichen süditalienischen Gebiet auch betontes *-ē-* bedingungslos zu *-i-* wird. Desgleichen beweist nichts die Erhaltung des Nachtonvokals in Fällen wie *persicus*, abruzz. *perzeche*, rum. *piersec* gegen tosk. *pesca*, da hier eine gerade im Mittelitalienischen charakteristische Weiterbildung vorliegt. Das Umgekehrte wäre eher beweiskräftig, also etwa gleichmäſsiger Schwund des Nachtonvokals. Beim Typus *digĭtus*, rum. *deget*, neap. *jideto* u. ä. ist nicht die Bewahrung des Nachtonvokals bemerkenswert, sondern die Erhaltung des *-g-* zwischen den beiden palatalen Vokalen, also wieder eine Erscheinung, die Erhaltung einer alten Lautform des Vulgärlateins erweist, nicht eine gemeinsame sekundäre Veränderung. Die Übereinstimmung von rum. *-en-* zu *-in-* etwa in *bine*, *mine* mit dem Übergang von lat. *arena* zu kalabr., sizil. *rina* ist wieder nur scheinbar, da in den angeführten süditalienischen Mundarten jedes *-ẹ-* zu *-i-* wird. Entsprechendes gilt für die Belege für lat. *-ọ-*. Abruzz. *-uo-* für *-ǫ-* in gedeckter Stellung und rum. mundartl. *-uo-* in *uom*, *cluoţă* stehen in keinerlei innerem Zusammenhang, da in den Abruzzenmundarten alle Vokale gedehnt und in der Folge diphthongiert werden, also auch *-ọ-*, *-ẹ-*, selbst *-i-*, wie z. B. aus Rolin, Mitteilung 14 der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen hervorgeht, aber auch in den geläufigen Handbüchern verzeichnet steht. Daſs in ganz Süditalien lat. *-ŭ-* erhalten geblieben ist, ist möglich, aber keineswegs sicher, da hier auch *-ọ-* heute als *-u-* erscheint. Wahrscheinlich ist also auch hier zunächst *-ŭ-* zu *-ọ-* geworden, dieses dann zunächst vor *-i* und *-u* zu *-u-* umgelautet worden, bis sich von gewissen in der Deklination entstehenden Doppelformen her ein allgemeines Schwanken zwischen *u* und *o*, endlich Verallgemeinerung des *-u-* durchgesetzt hat. Erhaltung des lat. *-au-* beweist natürlich wieder nichts. So spricht im Vokalismus nichts für eine nähere Verwandtschaft zwischen dem Rumänischen und dem Süditalienischen. Ganz unannehmbar ist ursächlicher Zusammenhang zwischen der *-je*-Aussprache für jedes anlautende *e-* des Rumänischen und Fällen wie südital. *jeu* = io! Nichts beweist die Erhaltung der intervokalischen Verschluſslaute; unrichtig ist, daſs süditalienisch vortoniges *-o-* zu *-a-* wird, denn

accupato, *accasione*, *accide* zeigen Präfixwechsel, nicht Lautwandel. Die Palatalisierung der Labiale vor *-i-* bzw. *-j-* ist in den beiden Sprachgruppen an ganz verschiedene Bedingungen gebunden, ist auch innerhalb des Italienischen nicht für den Süden allein charakteristisch; desgleichen die Verkürzung des Infinitivs, wie übrigens Iordan selbst bemerkt. *Lepore* ist auch im Französischen Maskulinum; schon nach Priscian ist das Wort in beiden Geschlechtern üblich; Übereinstimmung im Geschlecht von *pulice* beweist nichts, da die *-ice*-Bildungen in der Form beide Geschlechter haben können, daher gerade hier vielfach Geschlechtswechsel eingetreten ist. Die Erhaltung der *-ora*-Plurale ist nur ein Zeichen konservativen Verhaltens der beiden Sprachgruppen. Auch aus der Wortbildung ist kaum etwas für die These Iordans zu gewinnen. Die stilistischen Gemeinsamkeiten werden von Iordan selbst als sehr zweifelhaft bezeichnet. Sprichwörter wie „Hunde, die bellen, beifsen nicht", „das Hemd steht einem näher als der Rock"; bildliche Ausdrucksweisen wie „aufgeblasen sein", „mit jemand gut stehen" u. ä. können sich unabhängig voneinander entwickelt haben, sind auch vielfach junge Lehnübersetzungen, wie dies E. Richter namentlich für Ausdrücke der Naturgeschichte betont hat. Auch werden sich ähnliche stilistische Gemeinsamkeiten mit jeder anderen romanischen Sprachgruppe nachweisen lassen. Iordan hätte sich besser darauf beschränkt, Fälle wie das angeführte *ardica* für *urtica* „Brennessel" zu sammeln und damit einen Beitrag zur mundartlichen Differenzierung des Vulgärlateins in der späteren Kaiserzeit zu liefern.

Die rumänische L a u t l e h r e findet in kleineren Aufsätzen Behandlung. Barbulescu, 1924, 39 ff. weist volles vortoniges *-a-* für rum. *-ă-* aus Vîlcea und vereinzelt sonst nach. Ich bezweifle übrigens, dafs es sich hier um Erhaltung des lat. *-a-* handelt, glaube eher, dafs Rückbildung von *-ă-* zu *-a-* vorliegt, wie ich es Oltenische Mundarten 55 ausgesprochen habe. *-a-* Formen in Vîlcea hat auch Weigand festgestellt. Scriban berichtet, 1924, 138, Ceva despre vocalele întonate în limba romîneascā über sekundäre Diphthongierung betonter Vokale namentlich in der Moldau. Bărbuleseu zeigt 1924, 147, dafs im Personennamen *Zdrăila* im Banat, der zu Israel gehört, der *-d-* Einschub schon slawisch ist und belegt *Izdrail* aus dem 10. Jhdt.; ebenso geht rum. *nărav* nicht auf ablg. *nravъ* zurück, sondern auf schon im 9. Jhdt. belegtes *nъravъ*.

Puşcariu hat ZRP 41, 76 ff. vermutet, dafs mundartliches *casa lu Petru* für *lui Petru* die ursprüngliche Form der possessiven Unterordnung darstellt, dafs *lui* jünger als *lu* ist. Bărbulescu 1923, 73 ff. weist dagegen *lui* in dieser Funktion schon im 15. Jhdt. nach. Die Erklärung Puşcariu's wird dadurch nicht hinfällig, nur mufs die Zeit der Verschmelzung der auf lat. *illum* zurückführenden Konstruktion mit der *lui* Verbindung früher stattgefunden haben als dies P. ursprünglich annahm.

Über das aus dem Slawischen entlehnte Suffix *-ăţ*, Plural *-ţi*, das die Herkunft bezeichnet, handelt nochmals Bărbulescu, 1922, 122 f.; 1923, 60 ff.; über *-ar* gleicher Funktion Jordan, 1922, 429 ff.; Bărbulescu, 1923, 60 ff. Bemerkenswert ist, dafs *-ar* auch im Bulgarischen, hier aus deutschem *-er* entlehnt, die Herkunft bezeichnet. Genaueres über diese Frage in der Besprechung von Dacoromania 2 und 3; Bărbulescu weist ferner 1922, 270 ff. *-escu* als Suffix der Herkunft für die Moldau im 15. Jhdt., für die Walachei im 16. Jhdt. nach, während man bisher das Suffix als Neubildung des 17. Jhdts. ansah.

Die Syntax ist noch immer Stiefkind der Sprachwissenschaft. Einzig ein kleiner Aufsatz von Jordan, 1923, 224 bewegt sich auf diesem Gebiet. J. sucht adverbielles *tot* in *tot pe vale*, dem schon in der Peregrinatio Ätheriae *totum per valle* entspricht, eine Ellipse für *totum tempus* zu sehen. Das ist unwahrscheinlich und überflüssig, da hier nichts anderes als adverbieller Gebrauch des Adjektivs vorliegt, was aus der romänischen Syntax reichlich belegbar ist.

Wortgeschichte. *prag* „Wasserfall“ bei Miron Costin ist Lehnübersetzung aus kleinrussisch *porog*, Bărbulescu, 1922, 122f.; das Wort, das sonst nur „Schwelle“ bedeutet, findet sich in der Bedeutung „Wasserfall“ auch bei späteren Chronikern, Pascu, 1922, 243; *-n-* in *cinste*, dann im mazedorumänischen Ortsnamen *Minciu* ist nicht urslawisch, Weigand, Jb. 21—25, 62., sondern sogenanntes sekundäres *-n-* des Bulgarischen, das noch heute mundartlich in *censt* für abulg. *čьstь* vorkommt; Bărbulescu, 1922, 273ff. *mierlă* als Eigenname schon im 15. Jhdt. belegt, Bărbulescu, 1923, 62f.

Von den zahlreichen etymologischen Versuchen führe ich nur die an, die von allgemein romanischem Interesse sind.

Scriban, 1922, 49. *liór* „Hanffasser“, so in Botoşani, aus lat. *liber* „Bast“, ist möglich; *piez* „schief“, „schräg“, zu *piezi răi* „schlechtes Vorzeichen“ bei Miron Costin, ist der letzte Rest des Plurals von lat. *pede*, arum. **piade*; die Bedeutungsübertragung wegen des alten Volksglaubens, daſs es darauf ankommt, mit dem rechten Fuſs aufzustehen. Auch Puşcariu, Etym. Wb. 1305 erschlieſst aus anderen Gründen, daſs im Rumänischen ehemals Entsprechungen von lat. *pede* vorhanden waren. Die Etymologie ist wohl richtig, aber nicht neu, s. Dacoromania 2, 611 Anm.; ebd. 239 *cap-intortur* als Vogelname, aus **intortulus*, d. i. dem. Abl. von lat. *intortus* „gedreht“? Eher zu dem von Scriban angeführten *cap în tortură* bei Sadovean, so daſs ursprünglich ein neutrales *tort* „Drehung“ zugrunde liegen könnte; ebd. 475ff. der Name Moldova zu urslawisch **bilt*, ist lautlich weder rumänisch noch slawisch gerechtfertigt; *scărpuiesc*, Moldau, „ich trete den Boden, um ihm für den Wasserabfluſs eine Neigung zu geben“, aus ital. *scarpare*, das von italienischen Maurern eingeführt worden wäre. 1923, 394f. *cimpoi* „Dudelsack“, zu *symphonia*, ital. *zampogna* steht schon bei Şaineanu, Dict. Rom. germ. und Tiktin, der *-tš* Laut für lat. *s-*, kann nicht aus dem Rumänischen heraus erklärt werden, wie die angeführte italienische Form zeigt; beweist daher nichts für die Herleitung von *căciulă* aus *casibula*; *ciutură* „Eimer“, auch *citura* kann auch wegen des *-i-* Lautes nicht auf *situla* direkt zurückführen; *cioarice* neben *soarice* zeigt Assimilation an den Inlaut; die übrigen Wörter mit Doppelformen auf *č-* und *š-* sind nicht lateinischer Herkunft, die *š* Formen vermutlich mundartliche Weiterbildung von *-č-*; 1924, 36ff.; *berc* „schwanzlos“ zu frz. *brèche*, deutsch *brechen*, so daſs also ein vlat. Wort germanischer Herkunft auch im Rumänischen nachgewiesen wäre, ist weder lautlich möglich, noch begrifflich wahrscheinlich; die deutschem „brechen“ entsprechende Form des Westgermanischen wäre *brĕcan*, dazu als Subst. vielleicht **bruc* „Bruch“, die beide lautlich nicht genügen. Eine gotische Form **brikan* befriedigt ebensowenig; *bosunflat* „aufgeblasen“ „mürrisch“ wird mit prov. *botenflat*, frz. *boursouflé* zusammengestellt; die Zusammenstellung ist wohl richtig, doch liegt wohl ein junges Lehnwort aus dem Französischen vor. Ein lat. **bosus* für **botus*, dieses Rückbildung von *botulus* ist dagegen wieder unmöglich; 1924, 243ff.;

însura soll nicht *uxorare* sein, sondern Abl. von *soră* „Schwester", also ursprünglich „sich vergeschwistern" bedeutet haben. Ein Grund, die Herkunft von *uxorare* zu leugnen, liegt nicht vor, da das Verbum auch italienisch ist, wie aufser bei Puşc. Etym. Wb. z. B. in der Leggenda di S. Alessio, ed. Monaci, RALincei 16, 130 zu sehen ist; *morugă*, *murugă* „stark gesalzene Speise, Wasser" wird mit frz. *morue* zusammengestellt; aber abgesehen davon dafs in dem Gebiet zwischen Rumänien und Nordfrankreich Vertreter des Wortes fehlen, kommt gerade der Stockfisch ungesalzen, an der Luft getrocknet in den Handel, das Tertium comparationis fehlt also; *otrăţel*, eine Sumpfpflanze, lat. *utricularia vulgaris*, zu *utricellus*, ist wohl richtig, doch kann das rumänische Wort nicht unmittelbar aus dem Lateinischen stammen, oder es hat sich ein zweites Wort beeinflussend eingefunden. Scriban verweist auf ungarisch *atracel*, tschechisch *jitrocel* „Wegerich", Şaineanu vergleicht *arăţel* „Hundszunge"; die genauere Geschichte des Wortes ist also noch aufzuklären; *vioăra* als Femininum zu *vior* „lebhaft" wäre mit *vioăra* „Fidel", frz. *vielle* eins; das wäre denkbar, wenn das Wort nur im Rumänischen vorkäme, nicht aber bei der tatsächlichen Verbreitung des Wortes; 1922, 532 *rezemà* „stützen", „lehnen", wäre umgestellt aus **remeza*, dieses zu lat. *medius*, also über **remediare* „zur Seite stellen", ist begrifflich und lautlich unwahrscheinlich. Ein **remedio* wäre zu **remiez* geworden, dazu etwa *remăzà*; es liegt kein Grund zu einer Umstellung vor, vgl. auch die Besprechung von Dacoromania 2 und 3; begrifflich ist Zusammenhang des Verbums mit *medius* „mittler" unverständlich; ganz unmöglich die Zurückführung von *razăm*, *reazăm* „Stütze" auf ein **rémedium*, das den Akzent auf dem Präfix hätte. Der Vergleich mit der Akzentverlegung bei *mercuri* zu *miercuri* stimmt nicht, da nicht selbständiges *Mercurius* zugrunde liegt, sondern das zusammengesetzte Wort *Mercurî dies*, das nach vlat. Akzentregeln auf der Anfangssilbe einen Nebenakzent erhält; 1923, 32 *adintà* „sehnsüchtig, gierig schauen", so altmoldauisch, zu lat. *hiare*, also über **adhiantare*, ist lautlich schwierig; eine solche vlat. Grundform wäre zu **adjantare* geworden, daraus rum. **ajânta*; das Wort gehört wohl zu *dinte* „Zahn"; *gheară* „Kralle" zu lat. *viria* „Armband" ist lautlich nicht möglich, begrifflich unwahrscheinlich; 1923, 189 *brînză* „Primsenkäs", aus lat. *zaberna* ist unmöglich; desgleichen *urdă* „Ziegenkäse", *urdori* „Augenbutter" zu lat. *horridus*; *u* aus *-ŏ-* läfst sich nicht durch *curte* = lat. *cohorte* stützen, da *cŭrtis* gemeinromanisch ist, dagegen *hŏrridus* dort wo es sicher erhalten ist, stets die Entsprechung von lat. *-ŏ-* zeigt; *purureà* zu *porro* ist etymologisch sehr unwahrscheinlich, s. Puşcariu, Etym. Wb. 1411. 1923, 273ff. gibt Scriban eine Liste der rumänischen Wörter ungarischer Herkunft.

Auch Jordan hat zur Aufklärung des rumänischen Wortschatzes beigetragen. 1924, 49f. verteidigt er die Zusammengehörigkeit von *înţărcà* „entwöhnen" und *ţarc* „Hürde", „Pferch"; ebd. 131f. *alivanta* „à la culbute" soll aus judenspanischem *alevanto* „drauf los" stammen?; *alivenci* „Käsekuchen", d. i. Plural von *alivancă* und *alivenci* „Art Kreistanz" sind ein und dasselbe; ebd. 281f. *a pesti* „zögern", „verweilen", nicht **pensitare*, Pascu, sondern zu abulg. *pŭstovati*, ruthenisch *pestyty* „warten", „pflegen", „liebkosen"; 1922, 527ff. *desmăţà* „in Unordnung bringen", zu lat. *mattea* „Keule", bzw. rum. **maţ* als Entsprechung von ital. *mazzo* ist nicht begründet, da sich unsicheres *maţ* nicht durch eine noch unsichere Etymologie, die erst zu beweisen ist,

stützen läfst; auch ist gegen die Zusammenstellung von *desmăța* mit *maț* „Eingeweide", Tiktin, nichts einzuwenden; *stînjeni* „Abbruch tun", „verhindern", mit Abruzzen *stingenà* „mifshandeln" aus vlat. *extinguere* + *inare* dürfte richtig sein; *a lua împrejur* „verhöhnen" und gleichbedeutendes *a lua în căruță* wird aus der alten Rechtsgewohnheit erklärt, dafs ein eines Verbrechens schuldig Befundener in mangelhafter Bekleidung durch den Ort geführt wurde; 1923, 221 *apriat* „klar", „deutlich", als Lehnwort aus ital. *aprire* „öffnen" ist begrifflich, morphologisch und wortgeschichtlich unwahrscheinlich; 1922, 430f. *brînză zburată* „Art Schafkäse" wird zusammengestellt mit ital. *cacio sburrato*, *latte sburrato*, diese zu *sburrare* „die Sahne abschöpfen"; wäre nur möglich, wenn man für das Rumänische an Entlehnung aus dem Italienischen denken könnte; dies ist aber aus begrifflichen Gründen unwahrscheinlich.

Einen bemerkenswerten Beitrag zur Ortsnamenkunde liefert P. Papahagi, 1923, 165ff.: Din toponomia aromânească. Numiri de localități aromînești formate cu prepoziția a (= lat. ad). Auf die Frage „wo" bzw. „wohin" antwortet das Mazedorumänische mit der blofsen Angabe des Ortsnamens, zeigt also hier Erhaltung der lateinischen Konstruktion bei Städtenamen; z. B. *mi duc Sărună* „ich gehe nach Saloniki". Bei Personen oder Sachnamen steht aber die vlat. Präposition ad, also *mi duc a peru* „zum Birnbaum". Wenn nun solche Appelativa zu Ortsnamen werden, verschmilzt das etymologisch berechtigte *a* = lat. *ad* mit dem neuen Ortsnamen, daher Namen wie *Ameru* u. ä. für *Meru*. *Aminciu* (Weigand, Aromunen 1, 149) steht so für *Minciu*, das nichts mit dem Slawischen Wort für „Bär" zu tun hat, sondern Deminutivum von *Dimitriu* ist; *Agură* ist entstanden aus *a-gură*, letzteres in der Bedeutung „Quelle". *Lunga* ist nicht slawisch *lǫga* „Hain", „Wald", sondern Femininum zu *lung* „lange"; *Sărac* ist ursprünglich Personenname, als solcher abgeleitet von dem Personennamen *Saru*, hat mit rum. *sărac* „arm" nichts zu tun. *Moscopole* lautet älter *Voscopole*, gehört nicht zu dem Blumennamen *moscus* und slawisch *polje*; doch ist die Herkunft nicht sicher zu bestimmen.

Jordan sucht den ON *Lăunele* in Argeș und Olt zu *leone* „Löwe" zu stellen; das ist begrifflich wenig einleuchtend, vgl. auch die Besprechung von Dacoromania 2, 667.

J. Jordan gibt ferner Berichte über die Entwicklung der romanischen Philologie im Westen. So berichtet er etwas verspätet über die Sprachgeographie, 1922, 99ff., hat jedoch vergessen anzugeben, dafs seine Belege fast durchwegs aus Jabergs Programmschrift Sprachgeographie, Aarau 1905 entnommen sind. Über die in der letzten Zeit geplanten und in der Ausführung begriffenen Sprachatlanten unterrichtet er 1924, 282ff. Auch die Vofslerische Richtung sucht J. seinen Landsleuten näherzubringen, so 1924, 27ff; 101ff. Erwähnung verdient, dafs sich J. Jordan 1924, 134 mannhaft gegen den Chauvinismus gewisser rumänischer Kreise wendet, die anläfslich des Orientalistenkongresses zwar sich unter die Kulturvölker rechneten, die Deutschen aber einer Einladung nicht für würdig erachteten.

Auch in den Rezensionen ist manches Gute zu finden, zum Teil schon erwähnt worden. Dagegen mufs ganz entschieden verurteilt werden, dafs perönliche Abneigung zwischen Referenten und Autoren sich so stark in der Besprechung widerspiegelt, wie es vielfach in dieser Zeitschrift zum Ausdruck

kommt. So bespricht G. Pascu, 1922, 287 eine kleine Arbeit Puşcariu's: Sufixele -tor(-sor) şi -oare in *Lui Nicolae Jorga Omagiu.* Pascu beanstandet daſs Puşcariu ein Suffix *-soare* erfindet und stellt fest, daſs das Suffix *-oare* ist und an den Partizipialstamm antritt, also *închisoare* Ablt. von *închis* usf. Puşcariu selbst behauptet genau dasselbe, wenn er schreibt: „Von Verben mit starken Partizipien haben wir *închide* — *închis* — *închisoare.* Ebenso im Recht ist Puşcariu, wenn er die *-oare* Abl. von Partizipien in der Bedeutung eines Werkzeugs als feminine Entsprechungen des *-or* Suffixes, d. i. lat. *-orium* erklärt; unhaltbar ist es, wenn Pascu, Suffixe 50ff. in den entsprechenden *-oare* Bildungen die Fortsetzung von lat. *-ore* in *timore* u. ä. sieht, das sich im Vulgärlateinischen zur Ableitung von Adjektiven spezialisiert hat, wie schon längst bekannt ist, niemals aber an den Partizipialstamm des Verbums in verbaler Funktion antritt.

Bărbulescu bespricht 1922, 292ff. die klassische Untersuchung von Puşcariu, zur Rekonstruktion des Urrumänischen, doch fehlen ihm die nötigen Kenntnisse aus der Romanistik, um ein richtiges Urteil abgeben zu können. *răspund* bei Miron Costin neben *şedz, vădz* spricht nichts gegen die Theorie Puşcarius, daſs schon urrumänisch mundartlich Formen von beiden Typen des 1. Sgls. Praes. vorhanden waren; so weist Puşcariu selbst darauf hin, daſs z. B. im Codex Voroneţianus Formen wie *audu* und *credzu* nebeneinander vorkommen, (26. Beiheft, ZRP S. 23) und schreibt selbst, ebd. S. 22, daſs in der Moldau „noch im 17. Jhdt. *audz* gesprochen wurde". Das heiſst doch nicht, daſs im 17. Jhdt. nur Formen von diesem Typus in Gebrauch standen. Auch ist bei *răspund* zu berücksichtigen, daſs *respondēre* schon vlat. in die *-ēre* Klasse übergetreten ist. B. scheint anzunehmen, daſs schon vulgärlateinisch ein Wechsel zwischen *-d-* und *-z-* möglich war, da er mit den Doppelformen *văz* und *văd* das Nebeneinander von ital *credenza* und prov. *crezensa* vergleicht, also verkennt, daſs das *-z-* in *văz* der Reflex von lat. *-dj-* ist. Ungerechtfertigt sind auch die Bedenken gegen die Annahme Puşcarius, daſs schon urrumänisch, mundartlich geschieden, in der 1. Sing. Imp. Ind. neben der alten lautgesetzlichen Form vom Typus *lăuda* eine analogisch gebildete Form *lăudam* bestanden hat. Sämtliche rumänische Mundarten haben heute das *-m* der 1. Sing.; doch ist es durchaus unwahrscheinlich, mit Bărbulescu anzunehmen, daſs unabhängig voneinander auf allen vier Sprachgebieten die gleiche Analogie gewirkt hätte. Noch weniger anzunehmen ist, daſs schon vlat. *laudabam* neben *laudaba* bestanden hätte, also *lăudam* etwa *laudabam* fortsetze, dagegen *lăuda* lat. *laudaba.* Dagegen mag der Einwand methodisch berechtigt sein, daſs das Fehlen des Umlauts im Typus *carte* — *carţi* im Istrorumänischen sekundär sein kann und manches andere. Daſs aber das Urrumänische mundartlich nicht gegliedert gewesen sei, wie B. gegen Puşcariu annimmt, wird durch die Einwände Bărbulescus keineswegs erwiesen.

Ernst Gamillscheg.

Verzeichnis der bei der Redaktion bis 1. Januar 1928 eingelaufenen Druckschriften.

Friedrich Baethgen, Magister Boncompagno, Rota Veneris, ein Liebesbriefsteller des 13. Jahrhunderts hgb., Rom, W. Regenberg, 1927 = Texte zur Kulturgeschichte des Mittelalters, hgb. von Fedor Schneider. 2. Heft. 26 S.

Gertrud Bäumer, Europäische Kulturpolitik. Berlin, F. A. Herbig, 1926. 51 S.

Carl Beck, Mittellateinische Dichtung. Eine Auswahl mittellateinischer Gedichte aus dem 8.—13. Jahrhundert. Mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar hgb., Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1926 = Sammlung Göschen 927. 97 S.

Egid Beitz, Caesarius von Heisterbach und die bildende Kunst. Augsburg, Dr. Benno Filser, 1926. 136 S.

A. Borgeld, Vrowenlist. Verbreiding en oorsprong van een novelle uit den Decamerone. Groningen, J. B. Wolters, 1926 = Neophilologische Bibliothek 7. 83 S.

Hennig Brinkmann, Geschichte der lateinischen Liebesdichtung im Mittelalter. Halle, Max Niemeyer, 1925. 110 S.

Ders., Entstehungsgeschichte des Minnesangs. Halle, Max Niemeyer, 1926. XI u. 172 S.

Vincenzo Crescini, Postille goliardiche. Venezia, Carlo Ferrari, 1926 = S. A. Atti del R. Istituto veneto di scienze, lettere ed arti, t. LXXXV (1925/26), p. 1065—1088.

Edmond Faral, Les arts poétiques du XII[e] et du XIII[e] siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du moyen âge. Paris, Éd. Champion, 1923 = Bibliothèque de l'École des Hautes Études, fasc. 238. XVI u. 384 S.

Pierre Fouché, Études de phonétique générale. Paris, Société d'édition: Les Belles Lettres, 1927 = Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, fasc. 39. 132 S.

Emil Goldmann, Beiträge zur Geschichte des fränkischen Rechts. I. Teil. Wien u. Leipzig, Franz Deuticke, 1924. 62 S.

Adalbert Hämel, Grundlagen und Bedeutung der romanischen Kulturen = S.-A. Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung III (1927), 568—576.

George Livingstone Hamilton, A new Redaction (I 3a) of the Historia de preliis and the date of Redaction I3 = S.-A. Speculum II (1927), 113—146.

O. Hellinghaus, Hundert auserlesene, wunderbare und merkwürdige Geschichten des Zisterziensers Caesarius von Heisterbach († um 1240) in deutscher Übertragung hgb. Aachen, Deutschherren-Verlag, 1925. XII u. 136 S.

Emil Hochuli, Einige Bezeichnungen über den Begriff Strafse, Weg und Kreuzweg im Romanischen. Aarau, H. R. Sauerländer & Co., 1926. XIV u. 171 S.

T. Atkinson Jenkins, On Newness in the Novel = S.-A. PMLA. XLII (1927), XLIII—LIX.

Otto Jespersen und Holger Pederson, Phonetische Transkription und Transliteration nach den Verhandlungen der Kopenhagener Konferenz im April 1925. Heidelberg, Carl Winter, 1926. 36 S.

Leo Jordan, Les idées, leurs rapports et le jugement de l'homme. Genève, Leo S. Olschki, 1926 = Biblioteca dell' „Archivum Romanicum", serie I, vol. 6. 234 S.

J. Jud, Problèmes de géographie linguistique romane = S.-A. Revue de linguistique romane I (1926), 181—236.

Joseph Klapper, Die Sprichwörter der Freidankpredigten. Proverbia Fridanci. Ein Beitrag zur Geschichte des ostmittelhochdeutschen Sprichworts und seiner lateinischen Quellen. Breslau, M. & H. Marcus, 1927 = Wort und Braeh. Volkskundliche Arbeiten namens der Schles. Ges. f. Volkskunde, hgb. Th. Siebs u. M. Hippe, 16. Heft. 112 S.

Victor Klemperer, Romanische Sonderart, geistesgeschichtl. Studien. München, Max Hueber, 1926. 471 S.

Alexander Haggerty Krappe, Tiberius und Thrasyllus = S.-A., American Journal of Philology XLVIII (1927), 359—366.

Ders., Santa Lucia. Aquila, Officine grafiche Vecchioni 1926 = S.-A. Nuovi Studi medievali II (1926), 253—263.

Paul Lehmann, Pseudo-antike Literatur des Mittelalters. Leipzig, B. G. Teubner, 1927 = Studien der Bibliothek Warburg, hgb. Fritz Saxl, XIII. 108 S.

Ders., Gesta Ernesti ducis. München, R. Oldenbourg, 1927 = Abh. d. Bayer. Akad. d. Wiss., philos.-philolog. u. hist. Klasse, XXXII, 5. 56 S.

Otto Lerch, Von der Einheit aller Wissenschaft. Linz a. Donau, Franz Winkler, 1927. 22 S.

Ezio Levi, L' unità del mondo latino. Roma, Fratelli Treves, [1926] = Pubblicazioni dell' Istituto Cristoforo Colombo 18. 54 S.

Karl Lokotsch, Etymologisches Wörterbuch der europäischen (germanischen, romanischen und slavischen) Wörter orientalischen Ursprungs. Heidelberg, Carl Winter, 1927 = Indogerm. Bibl. I, 2: Wörterbücher 3. XVIII u. 243 S.

Clemente Merlo, Postille al ‚Romanisches etymologisches Wörterbuch' di W. Meyer-Lübke. Pisa, Mariotti-Pacini, 1926 = S.-A. Annali delle università toscane XI, 22—90.

Ders., Lazio Sannita ed Etruria Latina? = S.-A. L' Italia dialettale III (1927), 1—10.

W. Meyer-Lübke, Introducción a la lingüística románica. Versión de la tercera edición alemana, con notas y adiciones por *Américo Castro*. Madrid 1926 = Publicaciones de la „Revista de filología romana", vol. I. 463 S.

Reiner Müller, Die Geographie der Peutingerschen Tafel in der Rheinprovinz, in Holland und Belgien = S.-A. Geographischer Anzeiger 1926. 8 S.

Hans Oppermann, Eine Pythagoraslegende = S.-A. Bonner Jahrbücher, Heft 130, 284—301.

Ramiro Ortiz, „Fortuna labilis." Storia di un motivo medievale. Bucarest, Cultura naţională, 1927. 168 S.

Louis John Paetow, Morale scolarium of John of Garland (Johannes de Garlandia), edited, with an introduction on the life and works of the author,

together with facsimiles of four folios of the Bruges manuscript. Berkeley, California, Univ. of California Press, 1927 = Memoirs of the Univ. of California, vol. 4, no. 2; History, vol. 1, no. 2, 69—273.

Carlo Pellegrini, Il Sismondi e la storia delle letterature dell' Europa meridionale. Genève, Leo S. Olschki, 1926 = Biblioteca dell' „Archivum Romanicum", serie I, vol. 7. 168 S.

Elise Richter, Sprachwissenschaftliche Probleme = S.-A. Festschrift „30 Jahre Frauenstudium in Österreich" 1926. 6 S.

Karl Rocher, Der Wechsel von *o — au* im Lateinischen = S.-A. Glotta XVI, 74—84.

Gerhard Rohlfs, Sprache und Kultur. Braunschweig, Georg Westermann, [1928]. 34 S.

Mario Roques, Jules Gilliéron 1854—1926. Notes biographiques et bibliographie. Paris 1926 = Extr. de l'Annuaire de l'École pratique des Hautes Études, section des Sciences historiques et philologiques 1926/27. 22 S.

Guiseppe Rotondi, Il ms. Braidense Ad—X—43 di Enrico da Settimello. Milano, Ulrico Hoepli, 1926 = S.-A. R. Istituto lombardo di scienze e lettere, Rendiconti, vol. LIX, fasc. XI—XV, 1926. 15 S.

Fedor Schneider, Rom und Romgedanke im Mittelalter. München, Drei Masken-Verlag, 1926. XI u. 309 S. Mit 32 Tafeln.

Friedrich Schürr, Literaturwissenschaft als Geistesgeschichte = S.-A. Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 1927. 15 S.

Ernst Schwarz, Die germanischen Reibelaute *s, f, ch* im Deutschen. Reichenberg, Gebr. Stiepel, 1926 = Schriften der Dt. wiss. Ges. in Reichenberg, hgb. E. Gierach. 78 S.

J. E. Shaw, The „Donna Angelicata" in The Ring and the Book = S.-A. PMLA. XLI, 55—81.

Johann Sofer, Lexikalische Untersuchungen zu den Etymologiae des Isidorus von Sevilla = S.-A. Glotta XVI, 1—47.

Leo Spitzer, Zur Geschichte des romanistischen Lehrstuhls = S.-A. Festschrift „Die Philipps-Universität zu Marburg 1527—1927". Marburg, N. G. Elwert, 1927, 726—734.

Wilhelm Stapel, Des Archipoeten erhaltene Gedichte. Metra quaedam Archipoetae. Der mittellateinische Text mit wörtlicher Übersetzung und Einführung in das Verständnis hgb., Hamburg, Hanseat. Verlagsanstalt, 1927. 224 S.

Karl Strecker, Walter von Chatillon und seine Schule = S.-A. Ztschr. f. d. Alt. 1927, 97—126; 161—189.

Ders., Die Gedichte Walters von Chatillon, hgb. u. erklärt. I. Die Lieder der Handschrift 351 von St. Omer. Berlin, Weidmann, 1925. XIX u. 64 S.

Ders., Die Cambridger Lieder hgb., Berlin, Weidmann, 1926. XXVI u. 138 S.

Ernst Tegethoff, Märchen, Schwänke und Fabeln. München, F. Bruckmann, 1925 = Bücher des Mittelalters, hgb. Fr. von der Leyen IV. XV u. 387 S.

Robert Ulich und Max Manitius, Vagantenlieder. Aus der lateinischen Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts. Carmina Burana. Jena, Eugen Diederichs, 1927. VIII u. 175 S.

W. de Vreese, Kwade praktijken = De Dietsche Gedachte II (1927), 49—51.

Walther v. Wartburg, Französisches etymologisches Wörterbuch, Lieferung 9—11. Bonn, Fritz Klopp.

Heinrich Watenphul, Mittellateinisches Lesebuch Proben lateinischen Schrifttums von der Zeit der Merowinger bis zum Ausgang des Mittelalters, ausgewählt und erklärt. I. Text, II. Kommentar. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1927. XII u. 230 S. + 131 S.

Albert Wesselski, Hokuspokus oder Geborener Narr ist unheilbar. Prag, A. Haase, 1926. 14 S.

Charles Allyn Williams, Oriental Affinities of the Legend of the hairy anchorite, Part. II: Christian = Univ. of Illinois Studies in Language and Literature, vol. XI (1926), no. 4, 57—139.

Edgar Zilsel, Die Entstehung des Geniebegriffes. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1926. VIII u. 346 S.

Edward C. Armstrong, The Authorship of the Vengement Alixandre and of the Venjance Alixandre. Princeton, N. J., Princeton Univ. Press & Paris, Les Presses Universitaires de France, 1926 = Elliott Monographs in the Romance Languages and Literatures, ed. by Edward C. Armstrong 19. XIV u. 55 S.

Ivor Arnold, L'apparicion maistre Jehan de Meun et le Somnium super materia scismatis d'Honoré Bonet. Paris, Société d'édition: Les Belles Lettres, 1926 = Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, fasc. 28. LXXVI u. 137 S.

Anton Bettelheim, Balzac, eine Biographie. München, C. H. Beck, 1926. 478 S.

D. S. Blondheim, Poèmes judéo-français du moyen âge publiés et étudiés. Paris, H. Champion, 1927. 87 S.

Georges Bonnard, Manuel de phonétique française. Lausanne, Payot et Cie., 1927. 112 S. u. 38 S. (Textes en orthographe ordinaire.)

Arthur C. L. Brown, A Note on the Nugae of G. H. Gerould's „King Arthur and Politics" = S.-A. Speculum II (1927), 449—455.

Fritz Brücker, Die Blasinstrumente in der altfranzösischen Literatur. Gieſsen, Selbstverlag des Romanischen Seminars, 1926 = Gieſsener Beiträge zur Roman. Philologie, hgb. D. Behrens, Heft 19. 81 S.

Henri Chamard, Le mystère d'Adam. Texte du manuscrit de Tours et traduction nouvelle. Paris, Armand Colin, 1925. XII u. 103 S.

Karl Christ, La Regle des Fins Amans, eine Beginenregel aus dem Ende des XIII. Jahrhunderts = S.-A. Voretzsch-Festschrift 1927 (Halle, Max Niemeyer), 173—213.

Annie Cella, La Tragédie de la Femme dans le Théâtre d'Alfred de Musset. [Paris 1926]. 96 S.

Otto Clausnitzer, Die Kampfschilderung in den ältesten Chansons de geste. Diss. Halle 1926. IX u. 115 S.

Nemours H. Clement, The Influence of the Arthurian Romances on the five books of Rabelais. Berkeley, California, Univ. of California Press, 1926 = Univ. of California Publications in modern Philology, vol. 12, no. 3, pp. 147-257.

Gustave Cohen, Histoire de la mise en scène dans le théâtre religieux français du moyen âge. Nouvelle édition, revue et augmentée. Paris, Honoré Champion, 1926. LVI u. 333 S.

Louis Cons, L'auteur de la farce de Pathelin. Princeton, N.J., Princeton Univ. Press u. Paris, Les Presses Universitaires, 1926 = Elliott Monographs 17. X u. 179 S.

M. Delbouille, Les origines de la pastourelle. Bruxelles, Marcel Hayez, 1926. 44 S.

Adolphe Jacques Dickman, Le rôle du surnaturel dans les chansons de geste. Paris, Honoré Champion, 1926. XIII u. 208 S.

Bateman Edwards, A Classification of the Manuscripts of Gui de Cambrai's Vengement Alixandre. Princeton u. Paris 1926 = Elliott Monographs 20. VII u. 51 S.

Manne Ekman, Opuscules sur la grammaire par l'abbé de Dangeau, réédités d'après les éditions originales avec introduction et commentaire. Uppsala, Almqvist & Wiksells, 1927. XLIV u. 236 S.

Karl Ettmayer, Zur Lehre von den parataktischen Konjunktionen im Französischen. Wien u. Leipzig, Hölder-Pichler-Tempsky, 1927 = Sitzungsber. Akad. d. Wiss. in Wien, philos.-hist. Kl., 205. Bd., 3. Abhandl. 66 S.

Joan Evans and Paul Studer, Saint Joan of Orleans. Scenes from the fifteenth century Mystère du Siège d'Orléans. Oxford, Clarendon Press, 1926. XXXI u. 191 S.

E. Gamillscheg, Germanisches im Französischen = S.-A. Festschrift der Wiener Nationalbibliothek 1926, 235—250.

Emilio García Gómez, „La forêt aux pucelles" = Boletín de la real Academia de la historia, t. XC(1927). 23 S.

Heinr. Gelzer, Guy de Maupassant. Heidelberg, C. Winter, 1026. 208 S.

Herbert Werner Gewande, Guillaume de Déguileville. Eine Studie zum Pelerinage de vie humaine. Diss. Göttingen 1927. 58 S.

Kurt Glaser, Altfranzösisches Lesebuch des späteren Mittelalters. Halle, Max Niemeyer, 1926 = Sammlung kurzer Lehrbücher der roman. Sprachen u. Literaturen, hgb. K. Voretzsch, IX. XII u. 208 S.

Eunice Rathbone Goddard, Women's Costume in French Texts of the eleventh and twelfth centuries. Baltimore, The Johns Hopkins Press & Paris, Les Presses Universitaires, 1927 = The Johns Hopkins Studies in Romance Literatures and Languages, vol. VII, 263 S.

Johannes Gombert, Eilhart von Oberg und Gottfried von Strafsburg. Beitrag zur Tristanforschung. Diss. Amsterdam. Rotterdam, Nijgh & van Ditmar, 1927. 213 S.

Valentin Grode, Das Übersinnliche bei George Sand. Giefsen, Selbstverlag des Roman. Seminars, 1926 = Giefsener Beiträge zur Roman. Philologie, hgb. D. Behrens, Heft 18. 62 S.

J. Haas, Kurzgefafste französische Literaturgeschichte von 1549—1900. IV. Band: 1820—1900. Halle, Max Niemeyer, 1927. XII u. 348 S.

George L. Hamilton, Studies in the Sources of Gower. I. The Latin and French Versions of „Barlaam and Josaphat", and of the Legendary History of Alexander the Great = S.-A. Journal of English and Germanic Philology XXVI(1927), 491—520.

G. Hanf, Die Gedanken des Arbeitsunterrichts und der Konzentration im Französischen = S.-A. Lehrproben u. Lehrgänge 1926. IV. (Heft 163). 17 S.

Friedrich Hiller, Tydorel, ein Lai der Marie de France. Diss. Rostock 1927. VII u. 75 S.

Paul Hodann, François Villon, Kind seiner Zeit und sein Verhältnis zur Religion. Eine psychologisch-historische Studie. Diss. Marburg 1927. 80 S.

Louis Karl, Une ballade morale et François Villon. Paris, Honoré Champion, 1926. 21 S.

Victor Klemperer, Stücke und Studien zur modernen französischen Prosa. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1926. 86 S.

Kurt Koch, Fünfzig Fabeln von Lafontaine in deutschen Versen mit 63 Scherenschnitten von Alfred Thon. Halle, Waisenhaus, 1927. 125 S.

Alexander Haggerty Krappe, Balor with the evil Eye. Studies in Celtic and French Literature. Columbia University, Institut des Études Françaises, 1927. 229 S.

Elisabeth Kredel, Hundert französische Schlagworte und Modewörter. Gießen, Selbstverlag des Roman. Seminars, 1926 = Gießener Beiträge zur Roman. Philologie, hgb. D. Behrens. III. Zusatzheft. 188 S.

Eugen Lerch, Romain Rolland und die Erneuerung der Gesinnung. München, Max Hueber, 1926. 332 S.

Raphael Levy, The astrological Works of Abraham Ibn Ezra. A literary and linguistic study with special reference to the Old French translation of Hagin. Baldimore, The Johns Hopkins Press & Paris, Les Presses Universitaires, 1927 = The Johns Hopkins Studies in Romance Literatures and Languages, vol. VIII. V u. 172 S.

Roger Sherman Loomis, Celtic Myth and Arthurian Romance. New York, Columbia University Press, 1927. XII u. 371 S.

Myrrha Lot-Borodine et Gertrude Schoepperle, Lancelot et Galaad mis en nouveau langage, avec une introduction par Roger Loomis. New York, Oxford University Press, 1926 = Oxford French Series by American scholars, ed. Raymond Weeks. XII u. 226 S.

John Lucas, The Oxford Book of French Verse XIII[th] Century — XX[th] Century. Oxford, Clarendon Press, 1926. XXXV u. 553 S.

Friedrich Ludwig, Die geistliche nichtliturgische und weltliche einstimmige und die mehrstimmige Musik des Mittelalters bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts = S.-A. Handbuch der Musikgeschichte, hgb. Guido Adler. Frankfurt a. M., Frankfurter Verlags-Anstalt, [1926], 127—250.

Ders., Guillaume de Machaut, musikalische Werke. 1. Band: Balladen, Rondeaux und Virelais, hgb. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1926 = Publikationen älterer Musik I, 1. 103 S.

Friedrich Maertens, Untersuchungen zu Ottes Eraclius. Diss. Göttingen 1927. VII u. 43 S.

Paul Menzerath, Beiheft zur Französischen Lauttafel. Bonn, A. Marcus & E. Weber, 1926. 28 S.

Karl Michaëlson, Études sur les noms de personne français d'après les rôles de taille parisiens (rôles de 1292, 1296-1300, 1313). I. Thèse. Uppsala, A. B. Lundequist, 1927 = Uppsala Universitets Årsskrift 1927, filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper, 4. 195 S.

Georg Misch, Wolframs Parzival. Eine Studie zur Geschichte der Autobiographie = S.-A. Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte V, 213—315.

E. S. Murrell, "Girart de Roussillon" and the "Tristan" Poems. Chesterfield, Bales & Wilde, 1926. 208 S.

William A. Nitze, Geoffrey of Monmouth's King Arthur = S.-A. Speculum II (1927), 317—321.

Louis John Paetow, The Battle of the Seven Arts, a French poem by Henri d'Andeli, trouvère of the thirteenth century, edited and translated, with introduction and notes. Berkeley, Univ. of California Press, 1914 = Memoirs of the Univ. of California vol. 4, no. 1, History vol. 1, no. 1. 64 S. u. 10 plates.

Lucy Allen Paton, Les Prophecies de Merlin, edited from ms. 593 in the Bibliothèque Municipale of Rennes. New York, D. C. Heath & Co., 1926/27. I. Introduction and Text. XXXIX u. 496 S. II. Studies in the contents. 405 S.

Holger Petersen, Destrees, frère Chartreux et poète du temps de Marguerite d'Autriche. Helsingfors, Centraltryckeri, 1927 = Societas scientiarum Fennicae. Commentationes humanarum litterarum I, 8. 168 S.

Edgar Piguet, L'évolution de la pastourelle du XIIe siècle à nos jours. Bâle, Helbing & Lichtenhahn, 1927 = Schriften der Schweizer Ges. f. Volkskunde 19. 207 S.

John Revell Reinhard, The Old French Romance of Amadas et Ydoine. An Historical Study. Durham, North Carolina, Duke University Press 1927. 218 S.

J. Armitage Robinson, Two Glastonbury Legends: King Arthur and St. Joseph of Arimathea. Cambridge, The University Press 1926. XI u. 68 S.

Joachim Rolland, Le théâtre comique en France avant le XVe siècle (Essai bibliographique). Paris, Éditions de la „Revue des Études littéraires" 1926. 135 S.

Mario Roques, Pour le commentaire d'Aucassin et Nicolette *„esclairier le cuer"* = S. A. Mélanges d'histoire du moyen âge offerts à M. Ferdinand Lot par ses amis et ses élèves. Paris, Édouard Champion 1925, 723—736.

Henriette Roumiguière, Le français dans les relations diplomatiques. Berkeley, California, University of California Press 1926 = Univ. of California Publications in modern Philology, vol. 12, no. 4, pp. 259—340.

Tauba Schorr, Über Casimir Delavigne. Gießen, Selbstverlag des Roman. Seminars 1926 = Gießener Beiträge zur Roman. Philologie, hgb. D. Behrens, Heft 20. 104 S.

Georgette Schüler, Studien zu Romain Rollands „Colas Breugnon" (Teildruck). Diss. Marburg 1927. (Die vollständige Arbeit erscheint in RFg. XL, 3).

Alexander Herman Schutz, The Peasant Vocabulary in the Works of George Sand = The University of Missouri Studies II (1927), 1-114.

S. Singer, Die Artussage. Bern u. Leipzig, Paul Haupt 1926. 24 S.

K. Sneyders de Vogel, Syntaxe historique du français. Deuxième édition revue et augmentée. Groningue, J.-B. Wolters 1927. VIII u. 443 S.

Milton Hammond Stansbury, Foreign Languages and Interpreters in the Chansons de geste. Philadelphia 1926 = Univ. of Pennsylvania. Publications of the Series in Romanic Languages and Literature, no. 18. 112 S.

M. A. Thiel, La figure de Saül et sa représentation dans la littérature dramatique française. Amsterdam, H. J. Paris 1926. 138 S.

Karel Titz, La substitution des cas dans les pronoms français. Brno 1925 (en commission à la Libr. anc. Honoré Champion, Paris). 86 S.

Tobler-Lommatzsch, Altfranzösisches Wörterbuch. 9.—11. Lieferung. Berlin, Weidmann 1926/7.

Hermann Urtel, Guy de Maupassant. Studien zu seiner künstlerischen Persönlichkeit. München, Max Hueber 1926. 294 S.

Auguste Vincent, Les noms de lieux de la Belgique. Bruxelles, Libr. générale 1927. XVI u. 184 S.

Johan Vising, L'emploi de *de* dans *près de*, *approcher de* etc. = S. A. Mélanges de philologie et d'histoire offerts à M. Antoine Thomas par ses élèves et ses amis. Paris, Honoré Champion 1927, 473—478.

Karl Vossler, Jean Racine. München, Max Hueber 1926. 189 S.

Ira O. Wade, The „Philosophe" in the French Drama of the eighteenth century. Princeton, N. J., Princeton Univ. Press u. Paris, Les Presses Universitaires 1926 = Elliott Monographs 18. XI u. 143 S.

Ernst G. Wahlgren, Le nom de la ville de Marseille. Uppsala, Almqvist & Wiksells 1927 = S. A. Studier i modern språkvetenskap X. 40 S.

Emmanuel Walberg, Jean de Salisbury, biographe de Thomas Becket, modèle ou copie? = S. A. Mélanges Antoine Thomas. Paris, Honoré Champion 1927. 10 S.

Eduard Wechssler, W. Grabert u. F. W. Schild, L'Esprit français. Ein Lesebuch zur Wesenskunde Frankreichs. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1926. VII u. 256 S. nebst 12 Tafeln.

B. H. J. Weerenbeck, Participe présent et gérondif. Nimègue-Utrecht, Dekker & van de Vegt u. Paris, Honoré Champion 1927. 339 S.

Paul Weingärtner, Quellenverhältnis und Allegorie in der Prise amoureuse des Jehan Acart de Hesdin. Diss. Würzburg 1926. 90 S.

Frank Howard Wilcox, Prévost's Translations of Richardson's Novels. Berkeley, California, Univ. of California Press 1927 = Univ. of California Publications in modern Philology, vol. 12, no. 5, pp. 341—411.

Emil Winkler, Die textliche Stellung der Handschrift 2597 der Wiener Nationalbibliothek (René von Anjou, Livre du cuer d'amours espris) = S. A. Festschrift der Nationalbibliothek 1926, 861—870.

Paul Wollmann, Französische Textproben zur Konversation und zu Diktaten für alle Klassen höherer Lehranstalten hgb., Braunschweig, Georg Westermann [1926]. 61 S.

Fredrik Wulff, Om oredan i den modärna franska värsläran. Lund, C. W. K. Gleerup u. Leipzig, Otto Harrassowitz [1927] = Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1. Bd. 23. Nr. 5. 52 S.

Hinne Zwanenburg, *posse* et son évolution en vieux-français. Diss. Amsterdam, H. J. Paris 1927. XII u. 111 S.

Jean Bourciez, Recherches historiques et géographiques sur le parfait en Gascogne. Bordeaux, Feret et Fils 1927 = Bibliothèque des Universités du Midi, fasc. XVIII. XVI u. 251 S.

Vincenzo Crescini, Manuale per l'avviamento agli studi provenzali. Introduzione grammaticale, crestomazia e glossario. Terza edizione migliorata. Milano, Ulrico Hoepli 1926. XXIII u. 493 S.

Ders., Le caricature trobadoriche di Pietro d'Alvernia. Terza e ultima nota. Venezia, Officine grafiche Carlo Ferrari 1927 = S. A. Atti del r. Istituto veneto di scienze, lettere ed arti LXXXVI, 1203—1258.

Karl Heisig, Studien zur Chanson de la Croisade contre les Albigeois. Diss. Breslau 1926. 35 S.

E. Hoepffner et P. Alfaric, La Chanson de Sainte Foy. Paris, Société d'édition: Les Belles Lettres 1926 = Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, fasc. 32/3. t. I: Fac-similé du manuscrit et texte critique, introduction et commentaire philologiques par Ernest Hoepffner. VIII u. 376 S. — t. II: Traduction française et sources latines, introduction et commentaire historiques par Prosper Alfaric. VI u. 206 S.

Jean de Poitiers, Les Chansons d'Amour et de Joy de Guillaume de Poitiers, IXe duc d'Aquitaine. Précédées de „La Vie tumultueuse de ce troubadour" avec trois reproductions en hors texte. Paris, Eugène Figuière 1926. 127 S.

Alfred Jeanroy, Anthologie des troubadours XIIe — XIIIe siècles. Introduction, traductions et notes. Paris, La Renaissance du Livre [1927] = Les Cent Chefs-d'œuvre étrangers. 160 S.

Biblioteca neolatina a cura di C. de Lollis 5. Poesie provenzali sulla genesi d'amore. Roma, Libr. di scienze e lettere 1927. 40 S.

Werner Mulertt, Der Trobador Guillem Peire de Cazals. Mit 4 Faksimile-Beilagen = S. A. Festschrift für K. Voretzsch. Halle, Max Niemeyer 1927, 255—284.

William P. Shepard, The Oxford Provençal Chansonnier, Diplomatic edition of the Manuscript of the Bodleian Library Douce 269 with introduction and appendices. Princeton, N. J.: Princeton Univ. Press u. Paris, Les Presses Universitaires 1927 = Elliott Monographs 21. XX u. 251 S.

John Bailey, Carducci. The Taylorian Lecture 1926. Oxford, Clarendon Press 1926. 36 S.

Vincenzo de Bartholomaeis, Le carte di Giovanni Maria Barbieri nell' Archiginnasio di Bologna. Bologna, L. Cappelli 1927 = R. Accademia delle Scienze dell' Istituto di Bologna, classe di scienze morali. 151 S.

Matteo Bartoli, Italia linguistica. Abbozo dell' Italia dialettale e alloglottica, estratto dalla Grammatica storica della lingua italiana del Meyer-Luebke, nuova edizione curata da M. Bartoli. Torino, Giovanni Chiantore, Succ. Ermanno Loescher 1927. 12 S.

Ders., Per l'Atlante linguistico italiano = S. A. Atti del IX Congresso geografico italiano, Genova, Aprile 1924, vol. II (Genova 1926), appendice. 3 S.

Ders., Ancora Veglia ed aree vicine = S. A. Archivio glottologico italiano XX (1926), 132—139.

Vittorio Bertoldi, Per la storia del lessico botanico popolare = S. A. Archivum Rom. XI (1927), 14—30.

Ders., Una voce moritura, ricerche sulla vitalità di CORYLUS(>*colurus = S. A. Revue de linguistique romane I (1926). Rez. Archivio glottologico italiano XX (1926), 172—180.

Ders., Parole e idee. Monaci e popolo, calques linguistiques e etimologie popolari. Con illustrazioni e una cartina geografica. Paris, Éd. Champion 1927. 26 S.

Geoffrey L. Bickersteth, Leopardi and Wordsworth. Annual Italian Lecture of the British Academy 1927. London, Oxford Univ. Press, Humphrey Milford. 34 S.

Anton Burkard, Italienische Sprachlehre. Laut-, Wort- und Satzlehre der Umgangssprache. Lahr in Baden, Moritz Schauenburg 1926. I. Teil Übungsbuch. VIII u. 147 S. II. Teil: Grammatik. VIII u. 190 S.

Charles H. Grandgent, From Latin to Italian. An historical outline of the phonology and morphology of the Italian language. Cambridge [Mass., U. S. A], Harvard University Press 1927. VIII u. 191 S.

Domenico Guerri, Il Commento del Boccaccio a Dante. Limiti della sua autenticità e questioni critiche che n'emergono. Bari, Gius. Laterza e Figli 1926 = Scrittori d'Italia. VIII u. 250 S.

Herman Hefele, Politik. Eine Auswahl aus Machiavelli, übersetzt und eingeleitet. Stuttgart, Fr. Frommann (H. Kurtz) 1927. XXIV und 109 S.

K. Jaberg & J. Jud, Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. Die Mundartaufnahmen wurden durchgeführt von P. Scheuermeier, G. Rohlfs u. M. L. Wagner. Subskriptionseinladung für Zofingen (Schweiz), Ringier et Cie. Der erste von 8 Bänden erscheint im Herbst 1928. Jedes Jahr folgt ein weiterer Band, so dafs das Werk im Jahre 1935 beendigt sein wird. Die Subskriptionsfrist dauert bis zum 31. März 1928. Subskriptionspreis bei doppelseitiger Bedruckung: in Mappen = 165 Goldfranken, gebunden = 175 Goldfranken; bei einseitiger Bedruckung: in Mappen = 175 Goldfranken, gebunden = 185 Goldfranken. Preis des Einführungsbandes (br.) Fr. 12.

L'Italia dialettale, rivista di dialettologia italiana diretta dal Prof. Clemente Merlo, vol. II (1926) und III (1927). Pisa, Tipogr. Ferdinando Simoncini.

Emilio Lovarini, La prima poesia italiana. Bologna, Stabilimenti poligrafici riuniti 1927. 15 S.

Nunzio Maccarrone, Le denominazioni del „tacchino“ e della „tacchina“ nelle lingue romanze = S. A. Archivio glottologico italiano XX (1926), 1—118 nebst 6 Sprachkarten.

Giacomo Melillo, Note lessicali sui dialetti della Capitanata e dell' Irpinia. Avellino, Tipogr. Pergola 1927. 11 S.

Alfred Mortier, Un dramaturge populaire de la Renaissance italienne: Ruzzante (1502—1542), t. I. Paris, J. Peyronnet et Cie. 1925. 286 S.

Elvira Olschki, Giorgio Vasari, Vite de' più celebri pittori, scultori e architetti. Auswahl und Kommentar. Mit 30 Abbildungen. Heidelberg, Julius Groos 1926. VII u. 346 S.

Ramiro Ortiz, Per la fortuna di un motivo madrigalesco italiano in Ispagna e in Rumania. Palermo, Gaetano Priulla 1924 = S. A. Studi critici in onore di G. A. Cesareo. 11 S.

Karl Rocher, Praktisches Lehrbuch des Italienischen auf lateinischer Grundlage für Schulen und zum Selbstunterrichte für Lateinkundige. Leipzig, G. Freytag 1926. 324 S.

Margaret Rooke, Libro del Poema Chiamato Città di Vita, Composto da Matteo Palmieri Florentino. Transcribed from the Laurentian Ms XL, 53 and compared with the Magliabechian II, 2. 41. Part I: Books I—II, 15. Northampton, Massachusetts 1927 = Smith College Studies in Modern Languages, vol. VIII, 1/2. XXVII u. 241 S.

S. Santangelo, La canzone „Ben m'è venuto" di Notar Giacomo. Testo critico, ritraduzione siciliana, data di composizione. Catania, Soc. tip. editrice siciliana 1927 = S. A. Annuario del R. Istituto Magistrale di Catania (1925—26). 30 S.

Paul Scheuermeier, Im Dienste des Sprach- und Sachatlasses Italiens und der Südschweiz = S. A. Festschrift Gauchat 1926. 12 S.

Giandomenico Serra, Contributo toponomastico alla descrizione delle vie romane e romee nel Canavese (con una carta stradale). Cluj, Cartea Românească 1927 = S. A. Mélanges d'histoire générale, 243—322.

Carlo Tagliavini, Il dialetto del Comelico. Genève, Leo S. Olschki 1926. 200 S.

A. Tellini, L'Atlante linguistico italiano (Alit) con un saggio di Atlante Emiliano-Romagnolo 1927. 192 S. in Hektographie.

Pietro Verrua, Umanisti ed altri „studiosi viri" italiani e stranieri di qua e di là dalle Alpi e dal Mare (con 2 tavole). Genève, Leo S. Olschki 1924 = Biblioteca dell' „Archivum Romanicum", serie I, vol. 3. 233 S.

Karl Vossler, Italienische Literaturgeschichte. Vierte, durchgesehene u. verbesserte Auflage. Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1927 = Sammlung Göschen 125. 148 S.

Max L. Wagner, Sopra alcune pratiche magiche in Sardegna. Catania, Libr. Tirelli di F. Guaitolini = S. A. Il Folklore Italiano II (1926), no. 3. 15 S.

Guido Zaccagnini, Le rime di Cino da Pistoia. Genève, Leo S. Olschki 1925 = Biblioteca dell' „Archivum Romanicum", serie I, vol. 4. 311 S.

Ders., La vita dei maestri e degli scolari nello Studio di Bologna nei secoli XIII e XIV. Con due appendici e trentatre tavole illustrative. Genève, Leo S. Olschki 1926 = Biblioteca dell' „Archivum Romanicum", serie I, vol. 5. 239 S.

Hymen Alpern, La Tragedia por los Celos, comedia famosa de Don Guillén de Castro y Bellvis, edited after a 17th century suelta, with an introduction, variants, and notes. Paris, Honoré Champion 1926. 50 S.

C. E. Anibal, Mira de Amescua. I: El Arpa de David, Introduction and critical Text. II: Lisardo — his Pseudonym. Columbus, Ohio 1925 = The Ohio State University. Univ. Studies, vol. II, 6, Contributions in Languages and Literatures 2. 201 S.

César Barja, Literatura española. Libros y autores modernos. New York, G. E. Stechert & Co. [1924]. XXVI u. 644 S.

Aubrey F. G. Bell, Franisco Sánchez el Brocense. Hispanic Society of America, Hispanic Notes and Monographs VIII: Oxford University Press, Humphrey Milford 1925. XII u. 166 S.

P. Bohigas Balaguer, Los textos españoles y gallego-portugueses de la Demanda del Santo Grial. Madrid 1925 = Revista de filología española. Anejo VII. 151 S.

Caroline B. Bourland, The short Story in Spain in the seventeenth century with a bibliography of the Novela from 1576 to 1700. Northampton, Massachusetts 1927 = Smith College Anniversary Series. XI u. 217 S.

Juan de M. Carriazo, Mosén Diego de Valera, Crónica de los Reyes católicos. Edición y estudio. Madrid 1927 = Revista de filología española. Anejo VIII. CLIV u. 314 S.

Américo Castro, El pensamiento de Cervantes. Madrid 1925 = Revista de filología española. Anejo VI. 408 S.

F. Castro Guisasola, Observaciones sobre las fuentes literarias de „La Celestina". Madrid 1924 = Revista de filología española. Anejo V. 194 S.

D. Julio Cejador Frauca (1864—1927). Zaragoza 1927 = S. A. „Universidad" Revista de cultura y vida universitaria. 22 S.

Conferencias dadas en el Centro de Intercambio Intelectual Germano-Español: I. Francisco Rodríguez Marín, Las supersticiones en el "Quijote" (1926). 19 S. — II. Angel González Palencia, Los archivos españoles y las investigaciones histórico-literarias (1926). 19 S. — III. Vicente Castañeda y Alcover, Contribución para el estudio de las Bibliotecas públicas en España (1926). 12 S. — IV. Pedro de Répide, Imágines de Madrid (1926). 19 S. — V. Zacarías García Villada, La vida de los escritorios españoles medievales (1926). 20 S. — VI. Cayetano Alcázar Molina, La colonización alemana de Sierra Morena (1926). 15 S. — IX. Mercedes Gaibrois de Ballesteros, Las Jornadas de María de Hungria (1606—1646) (1926). 24 S. — XI. Rafael Altamira, Cómo concibo yo la finalidad del hispanoamericanismo (1927). 14 S. — XIII. Miguel Artigas, Aspectos del hispanismo en la Alemania actual (1927). 15 S. — XIV. Luis Recaséns Siches, Aspectos de la vida académica y científica germana en la post-guerra (1927). 19 S.

Boletín Bibliográfico del Centro de Intercambio Intelectual Germano-Español. Director: José Gavira. Redactores: Gerhard Moldenhauer y Edmund Schramm. Madrid, Noviembre de 1927, Año I, No. 1. 20 S.

J. P. Wickersham Crawford, Spanish Drama before Lope de Vega. Philadelphia 1922 = Publications of the University of Pennsylvania. Extra Series in Romanic Languages and Literatures, No. 7. 198 S.

Max Victor Depta, Pedro Calderón de la Barca. Leipzig, Quelle und Meyer 1925. V u. 262 S.

Ders., Lope de Vega. Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt 1927. IV u. 343 S.

Johannes Dornhof, Johann Nikolaus Böhl von Faber, ein Vorkämpfer der Romantik in Spanien. Hamburg, Seminar für romanische Sprachen und Kultur 1925 = Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie, Band VII. VIII u. 46 S.

William J. Entwistle, The Arthurian Legend in the Literatures of the Spanish Peninsula. London and Toronto, J. M. Dent & Sons; New York, E. P. Dutton & Co. 1925. VII u. 271 S.

William L. Fichter, Lope de Vega's El Castigo del Discreto together with a study of conjugal honor in his theater. New York City, Instituto de las Españas en los Estados Unidos 1925. 283 S.

James Fitzmaurice-Kelly, Spanish Bibliography. The Hispanic Society of America, Oxford University Press, Humphrey Milford 1925 = Hispanic Notes and Monographs. Bibliography Series II. 389 S.

Ders., A new History of Spanish Literature. London etc., Humphrey Milford, Oxford University Press 1926. XVI u. 551 S.

Ders., Geschichte der spanischen Literatur, übersetzt von Elisabeth Vischer. Herausgegeben von Adalbert Hämel. Heidelberg, Carl Winter 1925. XV u. 654 S.

Angel Flores, Spanish Literature in English Translation. A bibliographical Syllabus with an Introduction by Edward Everett Hale, Jr. New York, The H. W. Wilson Company 1926. 82 S.

R. Foulché-Delbosc et L. Barrau-Dihigo, Manuel de l'hispanisant, t. II. New York, The Hispanic Society of America 1925. XI u. 447 S.

Manuela Gallardo y Gómez, Leyendas del Rhin. Prólogo del Señor Cardenal Benlloch. Madrid, Tip. del Hospital del Niño Jesús [1923]. 259 S.

Emilio Garcia Gómez, Un cuento árabe, fuente común de Abentofáil y de Gracián. Madrid 1926 = S. A. Revista de archivos, bibliotecas y museos XXX (1926). 99 S.

Wilhelm Giese, Waffen nach der spanischen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts. Hamburg, Seminar für romanische Sprachen und Kultur 1925 = Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie, Band VI. IX u. 133 S.

Ders., Cuadros de la cultura en la época del Cid. Conferencia leída en los Cursos de vacaciones del Instituto Iberico-Americano de Hamburgo, 1926 = Boletín de la Biblioteca Menéndez y Pelayo 1926. 17 S.

Ders., Anthologie der geistigen Kultur auf der Pyrenäenhalbinsel (Mittelalter) mit Erläuterungen, Glossar und 9 zum Teil mehrfarbigen Tafeln und 1 Übersichtskarte. Hamburg und Berlin, Hanseatische Verlagsanstalt 1927. XV u. 375 S.

Joàn Givanel i Mas, Catàleg de la Collecció Cervàntica formada per D. Isidro Bonsoms i Sicart i cedida per ell a la Biblioteca de Catalunya. Barcelona, Institut d'Estudis Catalans. vol. I (anys 1599—1800) 1916. XXII u. 412 S. — vol. II (anys 1801—1879) 1919. VIII u. 551 S. — vol. III (anys 1880—1915) 1925. XII u. 660 S.

Jg. González-Llubera, Nebrija, Grammatica de la Lengua Castellana (Salamanca, 1492), edited with an Introduction and Notes. London etc. Humphrey Milford, Oxford University Press 1926. LXII u. 272 S.

Rudolf Grofsmann, Das ausländische Sprachgut im Spanischen des Río de la Plata. Ein Beitrag zum Problem der argentischen Nationalsprache. Hamburg, Seminar für romanische Sprachen und Kultur 1926 = Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie, Band VIII. VI u. 224 S.

Pierre Groult, Les mystiques des Pays-Bas et la littérature espagnole du seizième siècle. Louvain, Uystpruyst 1927 = Univ. de Louvain. Recueil

de travaux publiés par les membres des Conférences d'Histoire et de Philologie, 2e série, 9e fasc. XI u. 288 S.

Alejandro Guichot y Sierra, Noticia histórica del Folklore. Orígines en todos los países hasta 1890, y desarrollo en España hasta 1921. Sevilla, Hijos de Guillermo Alvárez, Impresores 1922. 256 S.

Adalbert Hämel, Miguel de Cervantes Saavedra, Don Quijote de la Mancha. Kritische Ausgabe mit Kommentar in 5 Bänden. Halle, Max Niemeyer. Bd. I (1925). XV u. 256 S. — Bd. II (1926). 275 S. = Roman. Bibliothek 23/4.

Ders., Die spanischen Universitäten = S. A. Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung I (1925), 774—782.

Ders., Gang und Wesen der spanischen Literatur = S. A. GRM. 1924, 364—375.

Ders., Studien zu Lope de Vegas Jugenddramen nebst chronologischem Verzeichnis der comedias von Lope de Vega. Halle, Max Niemeyer 1925 = Studien über Amerika und Spanien, philol.-liter. Reihe, hgb. A. Franz und Ad. Hämel, 1. Heft. VI u. 74 S.

Ders., Arturo Schopenhauer y la Literatura Española = Universidad de Madrid. Faculdad de filosofía y letras. Conferencias y trabajos de los Profesores Adalbert Hämel, Max Dessoir, Francisco Alcayde y Vilar y Lucio Gil Fagoaga durante el curso de 1924—1925. Madrid, 1926, 1—47.

Arthur Hamilton, A Study of Spanish Manners 1750—1800 from the Plays of Ramón de la Cruz. The University of Illinois 1926 = Univ. of Illinois Studies in Language and Literature, vol. XI, No. 3. 72 S.

Harry Cliffon Heaton, El Ingrato agradecido by Juan de Matos Fragoso, edited from the manuscript in the Biblioteca Nacional. New York, Hispanic Society of America 1926 = Hispanic Notes and Monographs. LXIII u. 180 S.

William Samuel Hendrix, Some native comic Types in the Early Spanish Drama. Columbus, Ohio 1924 = The Ohio State University Bulletin, Vol. I, No. 3. Contributions in Languages and Literatures, No. 1. 52 S.

John Van Horne, El Bernardo of Bernardo de Balbuena. A Study of the poem with particular attention to its relations to the epics of Boiardo and Ariosto and to its significance in the Spanish Renaissance. Urbana, University of Illinois Press 1927 = University of Illinois Studies in Language and Literature, vol. XII, No. 1. 182 S.

Juan Hurtado y J. de la Serna y Angel González Palencia, Antología de la literatura española. Madrid 1926. VI u. 587 S.

Junta para ampliación de estudios y investigaciones cientificas. Un ensayo pedagógico. El Instituto — Escuela de segunda enseñanza de Madrid (organización, métodos, resultados). Madrid 1925. XV u. 414 S.

— Memoria correspondiente a los cursos 1922—3 y 1923—4. Madrid 1925. XV u. 419 S.

— Memoria correspondiente a los cursos 1924—5 y 1925—6. Madrid 1927. XVI u. 480 S.

José María Izquierdo, Obras, t. I—V. Sevilla, Tip. Zarzuela 1923—5.

L. Karl, Notice sur le fonds espagnol de la Bibliothèque Nationale à Vienne. Paris, Honoré Champion 1925 = S. A. Revue des Bibliothèques 1925. 26 S.

Hayward Keniston, Fuero de Guadalajara (1219), edited. Princeton, N. J., Princeton University Press u. Paris, Les Presses Universitaires 1924 = Elliott Monographs 16. XVIII u. 55 S.

F. Krüger, Einführung in das Neuspanische. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1924. XVIII u. 216 S.

Letras Españolas, Colección de obras selectas de nuestros autores clásicos y modernos publicada bajo la dirección de Juan Hurtado y J. de la Serna y Angel González Palencia. Madrid, Bruno del Amo 1925 sq. I. San Juán de la Cruz, Poesías. Recopilación y prólogo de Fr. Gerardo de S. J. de la Cruz. 118 S. — II. Baltazar del Alcázar, Poesías. 91 S. — III. Mira de Amescua, El Esclavo del Demonio. 178 S. — IV. Luis de Góngora, Poesías. 97 S. — V. Romances viejos castellanos. 101 S. — VI. Santa Teresa de Jesús, Poesías. 74 S. — VII. Quiñones de Benavente, Entremeses. 87 S. — VIII. Garcilaso de la Vega, Poesías. 92 S. — IX. Fray Luis de León, Poesías. 99 S. — X. Lope de Vega, Romances y Sonetos. 95 S. — XI. Luis Zapata, Miscelánea (selección). 96 S. — XII. Jorge Manrique, Coplas, con sus glosas. 93 S. — XIII. Francisco de Quevedo, Poesías escogidas. 96 S. — XIV. Luis de Camoens, Poesías castellanas. 96 S. — XV. José Zorrilla, Poesías escogidas. 111 S. — XVI. Poetas líricos románticos I. 95 S. — XVII. Poetas líricos románticos II. 127 S. Exclusivas de venta: Editorial Voluntad (S. A.).

Ezio Levi, Il Principe Don Carlos nella leggenda e nella poesia. Seconda edizione con 7 tavole. Roma, Fratelli Treves s. a. = Pubblicazioni dell'Istituto Cristoforo Colombo. 427 S.

[D. Juan Manuel]. Der Dechant von Badajoz, altspanische Novelle aus dem 14. Jahrhundert. Morgenland Verlag [1925] = Die schönsten Geschichten der Welt, hgb. Emanuel bin Gorion, unpag. (11 S.)

Concha Meléndez, Amado Nervo. Nueva York, Instituto de las Españas en los Estados Unidos 1926. 85 S.

R. Menéndez Pidal, Poesía juglaresca y juglares. Aspectos de la historia literaria y cultural de España. Madrid 1924 = Publicaciones de la „Revista de filología española", vol. VII. 488 S.

Ders., Orígines del español. Estado lingüístico de la península ibérica hasta el siglo XI. Madrid 1926 = Revista de filología española. — Anejo I. XII u. 579 S.

Gerhard Moldenhauer, De los origines de la leyenda de „Barlaam y Josafat" en la literatura española = S. A. Investigación y Progresso I (1927), 57—8.

Francisco de B. Moll, Comentarios a la reforma de la Real Academla Española. Conferencia de divulgación. Palma de Mallorca, Tip. F. Soler 1927. 36 S.

J. F. Montesinos, Die moderne spanische Dichtung. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner 1927. VIII u. 214 S.

Ders., Lope de Vega, El Marqués de las Navas, publicada. Madrid 1925 = Teatro antiguo español. Textos y estudios VI. 213 S.

A. Morel-Fatio, Études sur l'Espagne. Quatrième série. Paris Édouard Champion 1925. 494 S.

S. Griswold Morley, Spanish Ballad Problems. The native historical Themes. Berkeley, California, University of California Press 1925 = Univ. of California Publications in modern Philology, vol. 13, No. 2, pp. 207—228.

Werner Mulertt, Los estudios hispanistas en Alemania durante los últimos veinticinco años = Buletín de la Biblioteca Menéndez y Pelayo [1926]. 22 S.

Ders., Lesebuch der älteren spanischen Literatur von den Anfängen bis 1800. Halle, Max Niemeyer 1927 = Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen, hgb. K. Voretzsch X. XIV u. 391 S.

Åke W:son Munthe, Kortfattad spansk språklära. Andra upplagan. Uppsala u. Stockholm, Almqvist & Wiksells [1923]. I. Uttalslära. — Formlära. — Allmän syntax. 74 S.

Ders., Spansk läsebok. Andra upplagan, ebda. [1924]. 82 S.

George Tylor Northup, An Introduction to Spanish Literature. Chicago, Illinois, The University of Chicago Press [1925]. X u. 473 S.

Felix Perles, Jüdisch-Deutsch und Jüdisch-Spanisch = S. A. Der Morgen I, 370—388.

H. Petriconi, Die spanische Literatur der Gegenwart seit 1870. Wiesbaden, Dioskuren Verlag 1926. VII u. 199 S.

Edwin B. Place, La casa del placer honesto de Alonso Jerónimo de Salas Barbadillo, together with an Introduction in which his Life and Works are studied. Boulder, Colorado 1927 = The University of Colorado Studies, vol. XV, No. 4, pp. 257—466.

Bertha Schmidt, Übersicht der Spanischen Literatur. Heidelberg, Julius Groos 1924. VIII u. 210 S.

Edmund Schramm, Corneilles „Héraclius" und Calderons „En esta vida todo es verdad y todo mentira". Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien im 17. Jahrhundert = S. A. Revue Hispanique LXXI (1927), 225—308.

Hilda Schulhof, Spanische Prosadichtung des Mittelalters in deutscher Übersetzung (Juan Manuels „El Conde Lucanor"). Reichenberg i. B., Franz Kraus 1925 = Prager Deutsche Studien, 34. Heft. 64 S.

Alberto Sevilla, Sabiduría popular murciana, refranes comentados. Murcia, Imp. Sucesores de Nogués 1920. 165 S.

Albert A. Shapiro, A Beginner's Spanish Grammar. Chapel Hill, N. C.: The University of North Carolina Press u. London, Humphrey Milford, Oxford University Press [1924]. VI u. 263 S.

Robert K. Spaulding, History and Syntax of the progressive Constructions in Spanish. Berkeley, California, University of California Press 1926 = Univ. of California Publications in modern Philology, vol. 13, No. 3, pp. 229—284.

Eleuterio F. Tiscornia, „Martín Fierro" comentado y anotado, t. I: Texto, notas y vocabulario. Buenes Aires, Coni 1925. XX u. 501 S.

Gertrud Wacker, Spanisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur Spaniens. Mit 31 Abbildungen im Text. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1927. XVI u. 131 S.

M. L. Wagner, Die spanisch-amerikanische Literatur in ihren Hauptströmungen. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1924. VI u. 81 S.

Friedrich Walther, Das Spiel vom Sündenfall und von der Geburt Christi von Lope de Vega übersetzt und bearbeitet. Berlin, Verlag des Bühnenvolksbundes 1925 = Spanische Dramen, eine Dramenreihe. 106 S.

Hermann Weisser, Calderón und das Wesen des katholischen Dramas. Eine ästhetisch-dogmatische Untersuchung. Freiburg i. Br., Herder & Co. 23 S.

Ernst Werner, Des Päpstlichen Nuntius Nicolini Reise nach Spanien im Jahre 1686 hgb. = S. A. Revue Hispanique LXVIII (1926), 220—320.

Ders., Blütenlese der älteren spanischen Literatur, zusammengestellt und erläutert. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1926. XII u. 180 S.

Wolfgang Wurzbach, Lope de Vega, ausgewählte Komödien zum ersten Male aus dem Original ins Deutsche übersetzt. Wien, Anton Schroll & Co. I. Castelvines und Monteses (Cappelletti und Montecchi) s. d. XI u. 143 S. — II. Der Richter von Zalamea (El Alcalde de Zalamea) s. d. 115 S. — III. Die Jüdin von Toledo (Las Paces de los Reyes y Judia de Toledo) s. d. 176 S. — IV. Der Herzog von Viseo (El Duque de Viseo) 1922. 186 S. — V. König Ottokar (La Imperial de Oton) 1923. 213 S. — VI. Die treue Hüterin (La buena guarda) 1925. 274 S.

Spanischer Unterricht und Schulausgaben.

Heinz Böhm u Karl Botzenmayer in Verbindung mit Adalbert Hämel, Spanische Grammatik für höhere Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. Leipzig, G. Freytag 1926. XVI u. 67 S.

Dieselben, Spanisches Lehr und Übungsbuch, ebda. 1925. XVI u. 134 S.

Henry Grattan Doyle, Spanish Studies in the United States. Washington, Government Printing Office 1926 = S. A. Bulletin of the Pan American Union, March 1926. 13 S.

Diesterwegs neusprachliche Lesehefte. Nr. 53 (1926): Manuel José Quintana, Vida del Cid, hgb. Alfred Günther. 33 S. — Nr. 54 (1926): Fernán Caballero, La Noche de Navidad, hgb. A. Günther. 34 S. — Nr. 55 (1926): Ramón de Mesonero Romanos, Dos cuadros de costumbres, hgb. A. Günther. 17 S. — Nr. 56 (1926): Romances del Cid, hgb. A. Günther. 34 S. — Nr. 57 (1926): Romances históricos, hgb. A. Günther. 34 S.

Freytags Sammlung fremdsprachiger Schriftwerke. Spanisch, hgb. A. Hämel. 11 (1925): Cervantes, Comedia de los Tratos de Argel, hgb. Ludwig Pfandl. 125 S. — 12 (1925): D. Modesto Lafuente, Breve historia de España, hgb. Alfred Günther. 180 S. — 14 (1927): Armando Palacio Valdés, Novelas cortas. 46 S.

R. Grofsmann, Das Ibero-amerikanische Institut 1917—1926. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt = S. A. Iberica. 12 S.

R. Kron u. F. W. Schröter, Stoffe zu spanischen Sprechübungen. Freiburg i. Br., F. Bielefeld 1935. 92 S.

Paul Lertgetporer, Die schwierigen Zeitwörter der spanischen Sprache in alphabetischer Reihenfolge bearbeitet. Heidelberg, Julius Groos 1926. VIII u. 106 S.

Meyers Sprachführer. Spanischer Sprachführer, Taschenwörterbuch für Reise und Haus neubearbeitet von Georg Fliedner. Leipzig, Bibliographisches Institut 1926. 395 S.

Ediciones Moerlins, Colección de autores castellanos, Berlin. 1/2 (1924): José M. de Pereda, Escenas montañesas. 279 S. — 3 (1924): Rubén Darío, Azul. 147 S. — 6 (1924): R. Cansinos-Assens, El llanto irisado (cuentos). 159 S.

Ricardo Ruppert y Ujaravi, Spanisches Lesebuch mit Einführung in die Kultur Spaniens für Anfänger und Fortgeschrittene. I. Teil. 2. Auflage, München, J. Lindauer. VIII u. 143 + 22 S.

Sammlung spanischer Schulausgaben. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 10 (1927): Modesto Lafuente, España en el reinado de Carlos Quinto, hgb. Alfred Günther. 133 S. — 11 (1927): Leandro Fernández de Moratín, El Sí de las Niñas, hgb. Gade. 96 + 23 S. — 12 (1927): Jacinto Benavente, El Príncipe que todo lo aprendió en los libros, hgb. E. Vogel. XI u. 103 S.

Sauer-Ruppert, Spanische Konversations-Grammatik zum Schul- und Privatunterricht. 16. Aufl. Heidelberg, Julius Groos 1926. XII u. 472 S.

Amado Alonso, La subagrupación románica del catalán = S. A. Revista de filología española XIII (1926), 225—261.

Butlletí de la Biblioteca de Catalunya, vol. VI (1920—1922). Barcelona, Institut d'Estudis Catalans 1923. 424 S.

Bernat Metge, Lo Somni. Text, notes i glossari de Josep M.a de Casacuberta, introducció de Lluis Nicolan d'Oliver. Segona edició. Barcelona 1925 = Els Nostres Clàssics, 1. 197 S.

Miquel Coll i Alentorn, Notes per a l'estudi de la influència de les Cançons de gesta franceses damunt la Crònica de Bernat Desclot = S. A. Estudis Universitaris Catalans XII. 15 S.

Diccionari Català—Valencià—Balear redactat de Mn. Antoni M.a Alcover y Sureda y En Francesch de B. Moll y Casasnovas. Barcelona, Verdaguer u. Palma de Mallorca, fasc. 1—4. LXXI u. 176 S.

Estudis Universitaris Catalans, vol. XI. Barcelona 1926. 231 S. — vol. XII. Barcelona 1927. 314 S.

Antoni Griera, El català és un dialecte de la llengua d'oc.? = S. A. Butlletí del „Club Pirenenc“, no. 21, 3.

Institut d'Estudis Catalans, secció filològica. Memòries, vol. I, fasc. 1: Pompeu Fabra, La coordinació i la subordinació en els documents de la cancilleria catalana durant el segle XIVè. Barcelona 1926. 30 S. — vol. I, fasc. 2: Joseph Anglade, Las flors del gay saber. Barcelona 1926. 91 S.

Cròniques Catalanes publicades sota la direcció del Institut d'Estudis Catalans. II. Barcelona 1925. LXXIII, 8 Tafeln u. 167 S.

M. de Montoliu, Breviari Crític 1923—24. Barcelona, Libreria Catalònia 1926 = El Ram d'Olivera III. 353 S.

Francesc Pujol i Joan Punti, Observacions, apèndixs i notes al „Romancerillo Catalán“ de Manuel Milà i Fontanals. Estudi d'un exemplar amb notes inèdites del mateix autor. Barcelona 1926 = Obra del Cançoner

Popular de Catalunya. Materials, vol. I, fasc. 1. Fundació Concepció Rabell i Cibils, Vda. Romaguera. 91 S.

Alvaro de las Casas, Poetas portugueses del siglo XIX: Antonio Nobre. Madrid 1927 = Conferencias dadas en el Centro de Intercambio Intelectual Germano-Español XII. 34 S.

Otto Antscherl, J. B. de Almeida Garrett und seine Beziehungen zur Romantik. Heidelberg, Carl Winter 1927 = Sammlung roman. Elementar- u. Handbücher II, 5. XII u. 218 S.

César Barja, En torno al lirismo gallego del siglo XIX. Northampton, Mass.: Smith College und Paris, E. Champion 1926 = Smith College Studies in Modern Languages VII, 2/3. IX u. 149 S.

Aubrey F. G. Bell, The Oxford Book of Portuguese Verse XIIth Century — XXth Century. Oxford, Clarendon Press 1925. XXXI u. 320 S.

Luise Ey, Eça de Queiroz. Auswahl aus seinen Werken mit einigen deutschen Übersetzungen und einer Einleitung hgb. Heidelberg, Julius Groos 1926 = Neuere portugiesische Schriftsteller VII. XXIV u. 144 S.

Das Deutsche Institut in Coimbra = S. A. Iberica IV (1925). 12 S.

Boletím do Instituto Alemão da Universidade de Coimbra I, 1 (1926). 32 S.

Silvio Pellegrini, Don Denis. Saggio di letteratura portoghese con appendice di traduzioni. Belluno, La Cartolibreria 1927. 41 S.

Georg Buchner, Bibliographie zur Ortsnamenkunde der Ostalpenländer. München, Alpine Verlagsanstalt H. Stock & Co. 1927. 36 S.

Ernst Gamillscheg, Die romanischen Ortsnamen des Untervinschgaus = S. A. Festschrift zum XIX. Neuphilologentag. Berlin 1924 (unpaginiert).

Glossaire des patois de la Suisse romande, élaboré avec le concours de nombreux auxiliaires et rédigé par L. Gauchat, J. Jeanjaquet E. Tappolet avec la collaboration de E. Muret. Neuchâtel und Paris, Éditions Victor Attinger 1924 ff., fasc. 1—4, p. 1—256.

August Kübler, Die romanischen und deutschen Örtlichkeitsnamen des Kantons Graubünden. Heidelberg, Carl Winter 1926 = Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher III, 4. XII u. 252 S.

Basile Luyet, Dictons de Savièse. Contribution à l'étude des langues et du folklore de la Suisse romande. Genève, chez l'auteur à Petit-Lancy [1927] = S. A. Petites annales valaisannes, mars et juin 1927. 51 S.

Nozze Luciano di Gaspero Rizzi & Vittorina Tellini, 10 Gennaio 1924. Udine. Sentimenti ed affetti nella poesia popolare dei Ladini del Friuli. 79 S.

Ant. Velleman, Grammatica teoretica, pratica ed istorica della lingua ladina d'Engiadin' Ota. Seguonda Part: Il Verb. Zürig, Orell Füssli 1924 = Bibliotheca rhaeto-romana II, 2. XI, p. 448—1147.

N. Cartojan, Legendele Troadei in literatura veche românească. Bucureşti, Cultura Naţională 1925 = Academia Română. Memoriile secţiunii literare III, 3. 74 S.

Dacoromania IV (1924—1926). Partea 2. Cluj, Ardealul 1927, p. 641—1641.

Silviu Dragomir, Vlahii şi Morlacii. Studiu din istoria românismului balcanic. Cluj, Imprimeria Bornemisa 1924. 136 S. nebst einer Karte.

Ephemeris Dacoromana. Annuario della Scuola Romena di Roma. Roma, Libr. di Scienze e Lettere. I (1924): Alexandru Marcu, Riflessi di storia rumena in opere italiane dei secoli XIV e XV, p. 338—387. — II (1927): Ders., La Spagna ed il Portogallo nella visione dei romantici italiani, p. 66—223.

Mathias Friedwagner, Rumänische Volkslieder aus Bessarabien. Cernăuţi 1927 = S. A. Revista filologică I, 51—65.

E. Herzog şi V. Gherasim, Glosarul dielectului Mărginean. s. l. nec a. 47 S.

Iorgu Iordan, Un fenomen fonetic românesc dialectal: ă neaccentuat > *a* = S. A. Revista filologică I (1927), 117—154.

Ders., Hugo Schuchardt (1842—1927) = S. A. Arhiva 1927. 6 S.

Leca Morariu, Războial Troadėi după codicele Const. Popovici (1796) cu 7 clişee. Cernăuţi, Glasul Bucovinei 1923. 107 S.

Giorge Pascu, Naravuri filologice = S. A. Revista critică din Jaşi 1927, 16 S.

Al. Rosetti, Nouĭ contribuţiunĭ la studiul rotacismului lui *-n-*. Bucureşti, Cultura Naţională 1927 = S. A. Omagiu lui I. Bianu, p. 309—319.

Mario Roques, Les premières traductions roumaines de l'Ancien Testament. Palia d' Orăştie (1581—1582). I. Préface et livre de la Genèse publiés avec le texte hongrois de Heltai et une introduction. Paris, Édouard Champion 1925. LXXI u. 213 S.

Studi Rumeni pubblicati a cura della Sezione rumena dell' Istituto per l' Europa orientale, direttore: Carlo Tagliavini, vol. I. Roma, Anon. Romana Editoriale 1927. 164 S.

Carlo Tagliavini, Un frammento di storia della lingua rumena nel secolo XIX (L' Italianismo di Jon Heliade Râdulescu). Roma, Anon. Romana Editoriale 1926 = Pubblicazioni dell' Istituto per l' Europa orientale I, 10. 51 S.

Ion D. Ţicĕloĭu, Exerciţii de gramatică. Câmpulung-Muşcel, Gheorghe N. Vlădescu şi Fiul 1927. 56 S.

Ders., Studii de fonetică. 1. Nuanţele lui *i* din limba noastră românească. 2. Semnele *s* şi *z* din ortografia noastră oficială. Ebda. 1927. 15 S.

Gustav Weigand, Ethnographie von Makedonien. Geschichtlich-nationaler, sprachlich-statistischer Teil. Mit einem Trachtenbild. Leipzig, Friedrich Brandstetter 1924. VIII u. 104 S.

H. Schuchardt, Das Baskische und die Sprachwissenschaft. Wien und Leipzig, Hölder-Pichler-Tempsky 1925 = Akad. d. Wiss. in Wien, philos.-hist. Kl., Sitzungsberichte, 202. Band, 4. Abhandlung. 34 S.

A. H.

Zu Ebelings Artikel „Zur Bedeutungsentwicklung romanischer Partikeln", Ztschr. f. rom. Phil. 47, 644 ff.

a) It. **tanto** ,so wie so' (*come disse colui che cadde da cavallo*: *tanto volevo scendere* ,so wie so wollte ich absteigen'), wie ich mit Hecker in den meisten Fällen bei Ebeling übersetzen möchte. Ebeling faſst *tanto* mit Recht als ursprüngliche Vertretung eines ganzen Satzes (= *tant' è*), allerdings in der Bedeutung: ,so viel ist, besteht': (mit Hinweis auf das Folgende, also: ,ich wollte absteigen'). Ich würde fassen: ,ebenso viel ist es' = ,gleichgültig [in etymologischem Sinn: gleich-geltend] ist es', d. h. ,es ist gleich, ob ich vom Pferde gefallen bin oder nicht: ich wollte ja doch absteigen'. Wir hätten also die genaue Analogie zu dtsch. *so wie so* [,*sò wie só* wollte ich absteigen' = ,ob nun mit Herunterfallen oder nicht'] und es wäre keine Verweisung auf das Folgende ausgesprochen, sondern in *tanto* liegt eine Wertangabe. So erklärt sich zwanglos das von Ebeling belegte *tanto e tanto* (*tanto e tanto non ci andrete* ,so wie so'), nämlich als noch genauere Analogie zu dtsch. *so wie so*, wobei die beiden *tanto* zwei verschiedene Fälle im Auge haben: ,so viel [gilt's] und soviel [gilt's]' = ,in beiden Fällen gilt es gleich, kommt es auf dasselbe heraus' = ,so wie so'.[1] Ich glaube also nicht, daſs wir hier die Verstärkung durch zweimalige Setzung eines Wortes haben wie in *ho passato mesi e mesi*.

Ebeling konstatiert die Verwischung der ursprünglichen Pause, die in manchen Texten noch durch den Beistrich sichtbar gemacht ist (*Tanto, era l' ultima volta*). Ich möchte bemerken, daſs das *tanto* in der Bedeutung ,so wie so' mit einem ganz anderen Tonfall gesprochen wird als etwa das *tanto* in einem Satz *tanta era la tristezza dell' ultima volta*: jenes erklingt höher und mit schleifender Intonation, oft hört man eine deutliche Zweigipfeligkeit des Tonvokals. Die syntaktische Eingliederung des *tanto* ist also nicht restlos vollzogen. Vielleicht ist es diese Sonderstellung des *tanto*, die die Autoren durch den Beistrich andeuten wollen (daher auch der eine Fall im Nebensatz bei Franceschi: *Non faccia furia . . . perchè tanto, alle mani di Burrasca si va sul sicuro* mit Beistrich!: ich habe überhaupt beobachtet, so auch an meinem Marburger italienischen Assistenten, daſs die spezifische Aussprachsweise des *tanto* im Nebensatz nicht verschwindet).

b) Moldau.-rum. **aşa** ,i bewahre, ach was, denk nicht dran': *câştigă câte 8 până la 10 francĭ pe dĭ, dar gândeştĭ poate că aŭ banĭ? Aşa! Şed la cafenele până ce cheltuesc tot până la o para . . .* ,meinst du etwa, daſs sie Geld haben? I bewahre! Sie sitzen in den Kaffeehäusern, bis sie alles auf den Pfennig ausgeben . . .' Ebeling faſst auch hier *aşa* als Satzäquivalent mit Hinweisung des ,so' auf das folgende: ,so ist es: Die sitzen in den Kaffeehäusern . . .'. Das Moment des Abweisenden in *aşa* käme nur dadurch zustande, daſs die durch ,so ist es' vorbereitete Tatsache die Bejahung der Frage ausschlieſst. Ursprünglich hätte nach *aşa* ein Kolon zu stehen, das Ausrufungszeichen wäre erst sekundär. Das ist nun ziemlich unwahrscheinlich: der Ausruf ist doch im allgemeinen das Ursprüngliche und so würde ich *aşa* einfach als

---

[1] Die deutsche Redensart *das ist mir wurst* [sc. ob so oder so] erklärt ja Behaghel, *Von dtsch. Spr.* S. 239 aus den zwei Enden der Wurst.

ironisch gefafste Bejahung nehmen: das Wb. der rum. Akademie sagt: „*Prin așà se afirmă — cu tărie — cevà*"; *așà -este*, *așa -i*, *așà* werden übersetzt ‚c'est ainsi, vous avez raison, parfaitement, oui, si, bon, c'est ça' (besonders als Antwort auf eine Frage gebräuchlich), *așa!* ist auch Ermunterungsruf (= ‚bravo!'). Der ironische Gebrauch ist für *așa zău!* belegt: „*când afirmăm ceva de necrezut s. de mirare (mai ales in glumă)*". Auch im Deutschen haben wir ein ironisches *ja! jawohl!* (wiener. *ja schmarrn*, berl. *ja kuchen*, frz. [*ah bien*] *oui!*, *ouiche!*, *oui mon oeil!*). Die eigenartige Betonung des dtsch. *jáwohl!*, falls ironisch gebraucht, legt nahe, dafs die Akzentzurückziehung auch im Rumänischen [*aș(i)*] nicht unders zu erklären ist als im Deutschen (die Vermutung Ebelings: *așa -i* > *ași* > *aș* scheint mir gegen sich zu haben, dafs sonst *așa -i*, also wenn nicht ironisch gebraucht, keine solche Akzentverlegung zeigt). *așa* enthält also in sich schon das Moment des Abweisenden und deutet nicht auf das Folgende. — Nach Niederschrift des Bisherigen wandte ich mich um Auskunft an meinen stets hilfsbereiten Freund I. Iordan, der meine Deutung voll bestätigt (Brief vom 1. II. 1928): „Man hat *așa!* ‚ach was!' gesagt, wenn man ironisch, überrascht, mifstrauisch u. ä. war. Es wurde zuerst *dșa!* gesprochen, dann wurde das zweite *a* immer schwächer (vielleicht hat es, da es unbetont geworden war, auch die Zwischenstufe *ă* durchgemacht), bis es ganz schwand. Die Akzentversetzung erklärt sich durch den Affekt, indem das ganze Gewicht auf die erste Silbe verlegt wird (vgl. *spúrcat* statt *spurcát*, Tiktin s. v.). Heute ist *aș* nicht nur sehr energisch betont, sondern es hat auch ein sehr langes *a*, was im Rumänischen eben nur bei affektgefärbten Wörtern vorkommt wie z. B. *dā* ‚ja', wenn es ironisch, drohend, zweifelnd gebraucht wird. Indem man das erste *a* lang (vielleicht zweigipfelig) aussprach und sehr stark betonte, mufste man die Endung von *așa* notwendigerweise sehr schwach aussprechen. Ein *așa -ĭ* ist nicht nur nicht nötig, sondern unmöglich: *așa!* allein leistet denselben, ja besseren Dienst als ein *așa -ĭ*".

c) Sp. **ello**, ptg. **(lá)isso**. Über diesen Typus ist, mit besonderer Beziehung auf das gleichartige mallorkinische *ell*, von Tallgren, *Neuph. Mitt.* 1914, S. 77, 1918, S. 87, von mir ebda. 1920, S. 130 und wieder von Tallgren 1920, S. 133 gehandelt werden. Ich bin mit der Deutung Ebeling's (= *ello es*) einverstanden, nur würde ich wieder nicht Satzeinung und Hinweis des Demonstrativs auf das Folgende annehmen, sondern eher Satzabbruch infolge von Verlegenheit: *ello* [*es que* . . .], *no tiene duda que* . . ., ähnlich ptg. *lá isso* [urspr. *lá isso* . . .] *Deus me mate com gente nova*. Man sieht den Unterschied gegenüber der Ebeling'schen Auffassung: ich betone mehr das Gefühlsmäfsige, das die Rede nicht anders zu formen gestattet, während Ebeling mehr an automatisches Zusammenwachsen von ursprünglich selbständigen Teilen denkt.

d—e) Ital. ***lo stesso***, sp. ***lo mismo*** ‚trotzdem'. Ich sehe nicht ein, warum in *li vedrete lo stesso* ‚ihr werdet sie trotzdem sehen' ein zweiter Satz *lo stesso* = *è lo stesso* angenommen werden mufs: die Stellung am Satzende (gegenüber dem sp. *lo mismo*) ist gewifs ein Problem, aber ich sehe bei dem ital. *ugualmente* ‚trotzdem', das Ebeling unter i) behandelt, auch im allgemeinen Endstellung (nur in einem Fall nicht, genau wie bei einem Fall von *lo stesso* ‚trotzdem'). Man versteht übrigens diese Endstellung sehr gut, da der Ausdruck doch ursprünglich elliptisch ist: *li vedrete lo stesso* [*se si può visitare il bastimento o no*]. Das span. *lo mismo* ist schon mehr grammatikalisiert und

redensartlich, vgl. ähnliches bei frz. *tout de même*. Ebeling hält ein *li vedrete lo stesso, sarei venuto lo stesso* sonst für unerklärlich: „denn was soll es heifsen: ‚Ihr werdet sie dasselbe sehen‘; ‚Ich wäre dasselbe gekommen‘?“ Aber haben wir denn nicht auch sonst Akkusativobjekt > Adverb (*quanto è bello!* etc.)? Gerade *è lo stesso* kann zeigen, wie ‚es ist dasselbe‘ zu ‚es ist ebenso‘ werden kann. Und das span. *lo mismo* ist ja doch nicht anders zu erklären. Warum sollte also neutrales ‚dasselbe‘ nicht zu ‚ebenso‘ werden? Vgl. noch den von Pfau, *Ein Beitrag z. Kenntnis d. mod. frz. Volksspr.* (Marburg 1901) S. 35 zitierten Beleg aus Gyp: *Ils avaient faim la même chose tous, la femme et les têtes de bagne* ‚sie waren alle gleich hungrig‘.

f) Frz. **tout de même** ‚trotzdem‘ ist von Ebeling sehr einleuchtend erklärt: *il* [*le dessert*] *arrivait un peu tard, mais ça ne faisait rien, on allait tout de même le caresser* ‚man würde ihm [den Nachtisch] freundlich zusprechen, ebenso wie man ihm zugesprochen hätte, wenn er rechtzeitig gekommen wäre‘, so kommt es durch die Vergleichung mit dem Vorherigen zur Gegensätzlichkeit: ‚man würde ihm doch freundlich zusprechen‘. Ich möchte nur etwas hinzufügen über Fälle wie *Sapristi, vous êtes joliment bien, tout de même* ‚Ihr wohnt immerhin sehr hübsch‘, in denen ein Gegensatz nicht vorzuliegen scheint. Ebeling erklärt: [*on a beau dire*], *vous êtes joliment bien, tout de même*. Ich würde hier meinen Terminus ‚die Last des Lebens‘ heranziehen: d. h. das Leben erscheint als etwas so Unerfreuliches, so wenig zum Optimismus Berechtigendes, dafs, wenn einmal etwas Gutes konstatiert wird, dies abgehoben werden mufs von so und soviel weniger angenehmen Dingen: ‚trotz allem was man Übles sagen kann, dies eine Mal mufs es heifsen: . . .‘ (vgl. meine Erklärung von *par exemple* in *Stilstudien* I). Deutsch etwa: ‚Ihr wohnt denn doch ganz gut‘. Ich wende mich also nicht gegen die Erklärung Ebelings mit der Hinzuergänzung eines ursprünglich mitgedachten *on a beau dire*, ich suche sie im Gegenteil psychologisch verständlich zu machen aus einer menschlichen Haltung dem Leben gegenüber. Hierher gehört auch das *pure* in it. *Era pure una singolare creatura!* (Ebeling S. 661).

Die Fälle, wo *tout de même* allein, ohne Satz, steht, möchte ich dagegen anders als Ebeling auffassen: Bazin, Donatienne 8 [eine Bretonin sucht ihren Mann in Paris zu trösten] *elle comprit qu'elle n'avait pas dit tout ce qu'il fallait, et murmura: — Mon pauvre Jean, tout de même!* Ebeling ergänzt hinzu: *Mon pauvre Jean,* (*c'est d'un triste*) (*mais il faut partir*). Vor allem klingt mir *c'est d'un triste* unmöglich an dieser Stelle, dann ist die Aufforderung zum Abreisen doch ganz hinzugedichtet. Vielmehr liegt die Tröstung eben in der Diskretion des elliptischen Ausdrucks: die Trösterin äufsert nichts als einen Einwurf gegen die Haltung des ‚armen Jean‘: ‚immerhin . . .‘, gibt also nur zu verstehen, dafs sie mit dieser Traurigkeit nicht einverstanden sei; dadurch, dafs sie den Einwurf aber nicht substanziell unterbaut (nicht etwa sagt: ‚immerhin, [so schlimm ist es doch nicht]‘), gelangt sie nicht zu einer kräftigen Opposition: die Trösterin will gegen die Unglücksstimmung des Mannes sozusagen ohne Opposition opponieren; sie will zeigen, dafs er nicht recht habe, ohne die Stimmung des Armen durch Streitigkeiten noch zu verschlechtern. Der ‚Gegensatz‘ besteht also in der Kritik der Trösterin gegenüber der Haltung des Leidenden, die Ellipse schwächt diese Gegensatzstimmung

ab.[1] Zu erklären ist eigentlich weniger das *tout de même* als die Ellipse des Restsatzes. *Tout de même* meldet einen Einspruch formal an, der dann sachlich nicht erfolgt: nach meinem Gefühl ist die Ellipse in heutiger Rede schon fast verwischt, so dafs *tout de même* fast nichts mehr ist als der Hinweis auf das Übertriebene oder Unberechtigte einer Äufserung des Gesprächspartners; vgl. etwa von mir gehörte Fälle wie: *Vous pouvez me réveiller à n'importe quelle heure de la nuit.* — Antwort: *Tout de même . . .* ‚das geht denn doch zu weit'. Bei Bauche, *Le lang. pop.*[2] S. 14 lese ich in der Einleitung: *Cela n'est déjà plus, dira-t-on, de la linguistique. Tout de même . . .* (Punkte im Text) ‚immerhin [läfst sich gegen diese Auffassung manches sagen]'.

Den Grund, warum nur *tout de même* ‚doch', nicht *de même* gesagt wird, hat Ebeling nicht angegeben: André Gide, *Incidences* (1924) S. 72, gibt die Lösung: „. . . le glissement qui s'est produit pour *tout de même* ne me paraît pas déplorable, il était fatal; et l'on voit de reste comment, parti de *de même, tout de même* en vient à signifier *nonobstant*. ‚Ils mettent des bâtons dans les roues, mais nous avançons *tout de même.*' Je dirai plus: il est naturel, il est bon, que le sens des deux locutions se différencie et qu'elles ne fassent pas double emploi". Also: Synonymenunterscheidung (vgl. etwa *de suite* ‚in einem fort' neben *tout de suite* ‚sofort')!

g) Kanadafrz. **pareil** ‚trotzdem' (*j'irai pareil*). Ebeling geht von einer Proportionsbildung aus: *des chemins pareils* = *des chemins de même* (das in seinem Text, der Hémon'schen *Maria Chapdelaine*, öfters in der Bedeutung ‚comme cela' vorkommt),[2] danach *pareil* analogisch für *de même* in obiger Wendung. Nur ist zu bemerken, dafs Ebeling ein *de même* ‚trotzdem' (ein **j'irai de même*) nicht belegt, und ich habe bei meiner Nachprüfung des Romans auch keinen gefunden. Nun mufs man beachten, dafs man im Kanadafrz. wie übrigens auch im Volksfrz. *pareil comme* statt *pareil à* sagt (Geoffrion, *Zigzags autour de nos parlers* I, 126 f.): in einem *son habillement est pareil comme celui de sa sœur* (Geoffrion) aber wird *pareil* pleonastisch, und man kann sich vorstellen, dafs so eine Wendung wie (Maria Chapdelaine S. 79 der Originalausgabe, die ich benützen konnte) *Et même dans les chantiers, à cette heure, ils sont nourris pareil comme dans les hôtels* zustande kam, also mit einem adverbialen *pareil*, das Ebeling in seiner verkürzten Ausgabe nicht gefunden hat. Von hier, aber nicht nur von hier aus ist schon ein adverbieller Gebrauch von *pareil* gegeben, der ja naheliegt (vgl. etwa sp. *igual*: *nadando . . . ¿como una foca? . . . igual* ‚ebenso' bei Baroja, zitiert bei Toro-Gisbert, *Los nuevos derroteros del idioma* S. 167, Ruyra, *Marines y borcatjes* S. 237 *En la naturalesa passa aixís mateix, lo mateix qu'en la faula, igual, igual*). Das adverbiale *pareil* ‚so' entwickelte sich dann wie

---

[1] Eine ganz ähnliche Stelle: Bernanos, *Sous le soleil de Satan*, S. 32: *Je ne te reproche rien, ma belle, mais tout de même! . . .* [Punkte im Text] *Allons! Allons! ne pleure plus.*

[2] Das *de même* ‚so' findet sich auch in westlichen Dialekten Frankreichs, vgl. anjou. *de même* ‚semblable, pareil, tel, ainsi fait' (*je n'ai jamais vu ein drôle de même pour être maufaisant*), ‚de cette façon, ainsi' (*tu devrais avoir grand honte de mentir de même; faut t'y prendre de même*), siehe Verrier-Onillon.

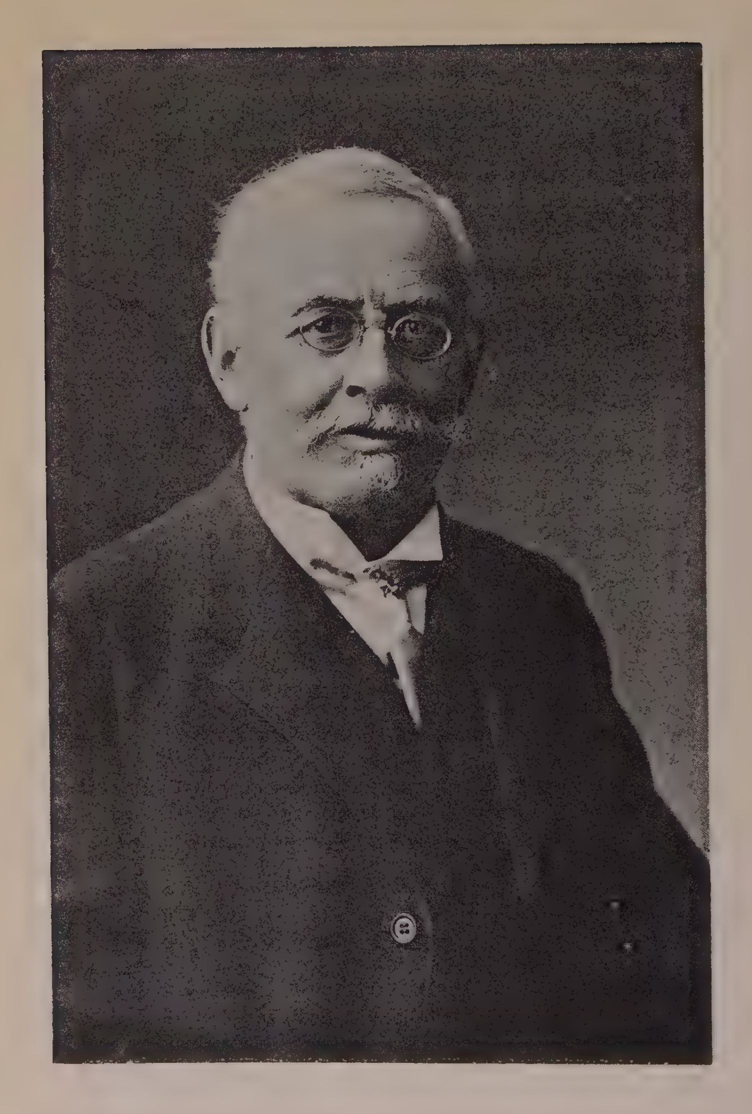
ital. *lo stesso* zu ‚trotzdem‘. Dafs übrigens auch ein *pareil!* = *c'est pareil* nicht so ganz ausgeschlossen ist, wie Ebeling behauptet, zeigen die Sätze *ta sœur ressemble à ma cousine, c'est ditel; ta robe est faite pareille comme la mienne, c'est ditel*, in denen Geddes, *Study of an acadian-french dialect* (1908) S. 192 *d'itel* ‚semblable‘ (zu afrz. *itel*) erkannt hat.

LEO SPITZER.

Zu Raimbaut von Orange.

In meiner eben erschienenen Studie: Raïmbaut von Orange (Abhandlungen der Ges. der Wissensch. zu Göttingen, phil.-hist. Kl., neue Folge, Bd. XXI, 2, Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1928) wird auf S. 83 der V. 26 des Liedes *Aissi mou* übersetzt: „Was macht es mir aus, wenn es (das starke Regnen) ein Ei ohne Finger zerbricht?“ Das ist natürlich falsch, und es ist seltsam, dafs ich das Versehen immer wieder überlesen konnte. Ich weifs aber auch einstweilen nichts recht befriedigendes einzusetzen, und so möchte ich jetzt nur selbst auf den Lapsus hinweisen.

C. APPEL.



Hugo Schuchardt †.

O voi, che avete gl' intelletti sani,
Mirate la dottrina che s' asconde
Sotto velame ...
Inf. IX, 61—63.

„Die Geschichte der Wissenschaft ist die der Forscher, wie die Geschichte der Kunst die der Künstler." [1] ... „Wenn der Erweiterung des Wissensgebietes der objektive Charakter eignet, so der subjektive der Vervollkommnung der Arbeitsweise, welche ja den eigentlichen Fortschritt der Wissenschaft bedeutet. Daraus ergibt sich, welch tiefes Interesse die Betrachtung der individuellen Anlagen und Neigungen des Forschers uns einflöfsen mufs, wie nicht blofs die Neugier uns zu einem flüchtigen Blick in seine Werkstätte reizt" [2] ... „Ohne Individualität ist der Fortschritt der Wissenschaft undenkbar, er vollzieht sich nicht wie der gleichmäfsige Vormarsch gut eingeübter Truppen ... Jeder lebhaftere Pulsschlag der Wissenschaft ist an persönliche Eigenart geknüpft ... Der Fortschritt besteht nicht allein in der Vermehrung des Wissens, der Erweiterung des Wissensgebietes; es mufs sich ihr — und das geschieht eben dank der individuellen Kraft — die Erhöhung des wissenschaftlichen Standpunktes, die Weiterbildung der Methode zugesellen ... Wie das Individuelle den ganzen Fortschritt der Wissenschaft, die Erreichung immer höherer Werte regelt, so bestimmt es auch den Wert der Wissenschaft im Verhältnis zu dem allgemeinen Wert der Kultur und zu dem allgemeinsten, dem des Lebens." [3]

In diesen seinen Worten, die wie eine nachdrückliche Wiederholung desselben Gedankens sich ausnehmen, ist im grofsen und ganzen nicht nur die Auffassung Schuchardts von den Aufgaben

---

[1] *ΣΤΡΩΜΑΤΕΙΣ*, Grazer Festgabe zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Graz 1909, S. 156. Vgl. dazu auch Literaturbl. f. g. u. rom. Philologie XXXVIII, 1.

[2] Liter.-Bl. 1887, VIII, 13.

[3] *ΣΤΡΩΜΑΤΕΙΣ* S. 156—58. Vgl. auch Z. f. rom. Phil. XV, 123. Ganz unpersönlich, wohl unter Einflufs der „Lautgesetze", fafst Rich. Heinzel (Kleine Schriften S. 136) die Stellung des Forschers auf: „Die Wissenschaft ist eine rauhe Herrin ...; es ist ihr gleichgültig, was ihre Diener sind, wenn sie nur die unerbittliche Arbeit mit immer gleicher Treue und Gewissenhaftigkeit besorgen".

der Wissenschaft und seiner Stellung in ihr gegeben, sondern auch der Weg gewiesen, auf dem wir am ehesten der Persönlichkeit und dem Werke des grofsen Forschers gerecht zu werden vermögen. So zahlreich und umfassend seine Schriften sind,[1] und so ungewöhnlich er selbst, so schwierig wird die Kennzeichnung. Diese Aufgabe wird uns allerdings dadurch erleichtert, dafs Schuchardt in seinen Werken gern aus sich heraustrat, so in seinen 1876—78 erschienenen „Keltischen Briefen“, in der Schrift „Der Individualismus in der Sprachforschung“ 1925, in seinen Buchbesprechungen, die manchmal den Umfang einer selbständigen Abhandlung annahmen, und besonders in den (nicht wenigen) für einen gröfseren Leserkreis geschriebenen Aufsätzen, Flugschriften und Zeitungsartikeln. Auch formenschöne Gedichte hat er gelegentlich veröffentlicht. Obwohl diese schriftstellerische und öffentliche Tätigkeit hier nur flüchtig gestreift werden kann und die künstlerische Seite seiner Begabung erst recht übergangen werden mufs, gehören sie zu seinem Wesen, das aus einer nur fachlichen und daher einseitigen Beleuchtung nicht ganz verständlich wäre. Viele dieser Gelegenheitsschriften sind heute unauffindbar, andere in Zeitschriften und Zeitungen verstreut, manche aber unter anderem durch Leo Spitzers „Schuchardt-Brevier“ (Halle 1922) teilweise zugänglich gemacht. Diese schöne Festgabe zum 80. Geburtstag[2] und die dort gegebene Charakteristik seines Schaffens hat auch den Beifall des „Verfafsten“, wie er sich launig ausdrückte, gefunden, und so diente uns das Buch öfters als Quelle, wo die Urform einer Veröffentlichung nicht erhältlich oder nicht so leicht zugänglich war. In der „Erforschung des Forschers“, zu welcher Schuchardt in der genannten Schrift über den „Individualismus“[3] ein „Bild seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit . . . nicht sowohl wie sie ist, als wie sie geworden ist“ gab, kann die Anregung zu einer „neuen Wissenschaft, einer psychologischen Hülfswissenschaft“ gesehen werden. Wir wagen es nicht, vorliegenden Versuch schon dazu zu zählen. Als schlichtes Gedächtnisblatt wird er seine Aufgabe eher erfüllen.

Schuchardt war Thüringer. Es mag sein, dafs genaue Kenner dieses Landes schon daraus gewisse Züge abzuleiten vermögen. Er selbst glaubte nicht an Vererbung der ersten Antriebe zu sprachwissenschaftlicher Tätigkeit[4] aus verwandtschaftlichen, und vielleicht auch nicht irgendwelcher sonstiger Anlagen aus landschaftlichen Verhältnissen. Sein Vater, den er „eine scharf ausgeprägte Individualität“ nennt, nachmals Justizrat in Gotha, wo Hugo am 4. Februar 1842 geboren wurde, hatte sich zunächst auch für die Philologen-

[1] Ein von ihm 1916 als Ms. gedrucktes Verzeichnis enthält 685 Nummern, wozu seither noch fast ein weiteres Hundert gekommen ist.

[2] Unseren Aufsatz im ersten Morgenblatte der „Frankfurter Zeitung“ vom 7. Februar 1922 erwähnen wir nur deshalb, weil dort die menschlichen Eigenschaften Sch.'s eingehender, als es hier geschehen kann, beleuchtet worden sind.

[3] Sitz.-Berichte der Wiener Akademie 1925, Nr. 204/2, S. 7—19.

[4] Individ. S. 8.

laufbahn vorbereitet und war 1828 als neunzehnjähriger Student einmal Goethes Gast gewesen.[1] Hugos Mutter war die Tochter eines französischen Schweizers und Nichte des Dechanten von Montreux, Philippe Bridel, des bekannten Verfassers vom *Glossaire du patois de la Suisse romande* (1866). So kann man sich die Wahl von Schuchardts Studium und der ersten Universität (Jena) von väterlicher Neigung beeinflufst und das starke Form- und Stilgefühl sowie manchen persönlichen Zug als von Seite der Mutter ererbt vorstellen. Französin scheint aber die von ihm sehr geliebte Mutter[2] nicht mehr gewesen zu sein, da er selbst erzählt, wie er als Zweiundeinhalbjähriger zu einer Französin geschickt wurde, bei der er „französisch sprechen und lesen“ lernte, wobei er von der „fremden Sprache“ spricht.[3] Er hat sie aber wie eine zweite Muttersprache erlernt und sich ihrer auch in schriftlichem Gebrauch öfters bedient, wie übrigens noch so mancher anderen „fremden“ Sprache, obwohl er meint, er könne kaum seine eigene. Wenn er schon als Knabe Hebräisch und Arabisch, die „Deutung und Lesung“ der Hieroglyphen aber „erst[4] im zwölften Jahre“ lernte, so wundert man sich kaum noch, wenn er später mit Kelten, Basken, Magyaren, Arabern, um nur nichtromanische Sprachen zu nennen, sich in ihrer Landessprache unterhalten konnte und auch keine andere europäische Zunge für ihn unverständlich blieb. Und doch ist es nicht Ziererei, wenn er meint, von seinem Sprachtalent sei „nicht viel Rühmens zu machen“; wenn er den angeborenen „Mangel an feinem Gehör“[5] hervorhebt und köstliche Proben von seiner Sprachmischung gibt. „Die Bildung“, sagt er ein anderes Mal,[6] „besteht nur in der Vertrautheit mit fremden Literaturen, und diese wird allerdings durch jene [Kenntnis fremder Sprachen] vermittelt. Ausgeübte Sprachkenntnis, das ‚Parlieren‘, hat mit Bildung gar nichts zu tun, sonst fänden sich nirgends gebildetere Leute als in den Handelsstädten des Morgenlandes.“ Und etwas gemildert: ... „Natürlich wird man sich mit einer fremden Sprache auch einen wesentlichen Teil der Kultur aneignen, die sich in ihr ausprägt; aber dafs irgend Jemand über die höchsten Interessen in zwei oder gar drei fremden Sprachen ebenso klar und geistvoll, richtig und mühelos sich auszudrücken vermöchte, wie in seiner Muttersprache, das ist wohl unerhört.“[7] Und so ist denn die früh-

---

[1] Vgl. Goethe-Jahrbuch VII, 276.

[2] Ihr hat er sein Buch „Romanisches und Keltisches“, Berlin 1886 gewidmet und im Vorwort reizend von seiner Kindheit erzählt. Der Name seiner Villa „Malwine“ in Graz wird wohl nach ihr gewählt sein. Sch. war Junggeselle geblieben.

[3] Vgl. Individ. S. 8.

[4] Vgl. Individ. S. 9.

[5] Individ. S. 10.

[6] „Wissen und Leben“, Zürich 1915, VIII, 611.

[7] Almanach der Wiener Akademie 1904, S.-A. S. 11—12. In einem Vierteljahr erlernte er das Baskische in hinreichendem Mafse, „um dann daheim, nur auf Bücher angewiesen, auch in ihre geheimen Winkel einzudringen“, vgl.

zeitige Anregung zum Nachdenken über die Sprache nicht oder doch nicht allein aus der praktischen Erlernung sovieler, sondern aus dem wachgewordenen Interesse für die heimatlichen Mundarten hervorgegangen. Es wundere ihn noch jetzt, sagte er 1925, dafs er nicht „Germanist oder Mediävist geworden“ sei.

An der Universität Jena war Schleicher sein Lehrer, dessen Ansichten[1] er später entschieden zu widerlegen suchte; in Bonn wo er am 3. Mai 1861 immatrikuliert worden war, hörte er drei weitere Semester bei Ritschl und Diez, promovierte dort 1864 mit der Dissertation „De sermonis Romani plebei vocalibus“, aus welcher 1866 der „Vokalismus des Vulgärlateins“ erwuchs, und widmete dieses berühmt gewordene dreibändige Werk den beiden Lehrern. Er stand damit an der Schwelle der Romanistik und doch auch schon tief drinnen; und wenn er später oft und längere Zeit andere Felder bebaute, gar nicht mehr zur Zunft gerechnet schien und die romanische Sprachwissenschaft in ihrer Begrenzung als solche nur als „Universitätsfach“, nicht als eigene Wissenschaft[2] betrachtet wissen wollte, weil es nur eine einzige, die sogenannte „allgemeine“ Sprachwissenschaft gebe, so bezeugen doch die meisten seiner Schriften, und durch die ganzen Jahre hindurch besonders seine zahllosen romanischen Etymologien, dafs er „Romanist“ — und der gröfsten einer — war, ja, dieses sein ursprüngliches „Fach“ sogar in den Mittelpunkt aller Sprachwissenschaft gestellt wissen wollte.[3] Am 30. April 1870 habilitierte er sich an der Universität Leipzig mit der kleinen Schrift: „Über einige Fälle bedingten Lautwandels im Churwälschen“ und der Probevorlesung „Über die Klassifikation der romanischen Mundarten“,[4] die schon einen Neuerer ankündigte. Einen Ruf als Nachfolger Eberts an dieser Universität lehnte Schuchardt, der bereits 1873 Ordinarius in Halle geworden war, ab, ging aber doch 1876 nach Graz, wo er im Jahre 1900 mit 58 Jahren in den Ruhestand trat, um frei von drückender werdenden amtlichen Pflichten sich ganz der Wissenschaft widmen zu können. Ihr schenkte er dann noch eine grofse Zahl gelehrter Arbeiten und blieb unermüdlich auch schriftstellerisch

---

Abhandl. der Berliner Akad. 1922, 1, S. 4: „Zur Kenntnis des Baskischen von Sara“. Und zu Beginn dieser Abhandlung: „Die beste Grundlage für den wissenschaftlichen Betrieb einer Sprache ist eine wenn auch nur bescheidene praktische Kenntnis von ihr“.

[1] Obgleich Behaghel, Lit.-Bl. f. g. u. r. Phil. VII, 441, es komisch findet, „wenn man uns Schleicher als den Vater der neueren Anschauungen erweisen will“, wie es Joh. Schmidt von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze zu tun unternommen (vgl. Schuch.-Brev. S. 84), hielt doch Sch., der als Schüler Schleichers es wissen konnte, im Lit.-Bl. VII, 82 daran fest: „Ich habe in dem junggrammatischen Satze die Nachwirkung Schleicher'scher Betrachtungsweise erkannt . . .“

[2] Vgl. Schuch.-Brev. S. 251. „Romanist ist nur ein äufseres Kennzeichen; dem inneren Beruf nach ist man Sprachforscher — oder man ist es nicht“, ebendort S. 253.

[3] Sch.-Brev. S. 104, 252, 256.

[4] Erst 1900 in Graz gedruckt (150 Stücke) und nicht im Buchhandel.

tätig. Seine Forschung, seit jeher die schwierigsten Fragen bevorzugend, wie z. B. die Herkunft des Baskischen, und die verschiedensten Gebiete mit gleicher Beherrschung meisternd, drang in immer dunklere Tiefen und suchte zuletzt (1919) selbst bis zum Ursprung und die Urgestalt der menschlichen Sprache, zum Rätsel der „sprachlichen Menschwerdung" vorzudringen.[1] Er konnte dieses Problem natürlich nicht zweifelsfrei lösen, aber doch ahnend unserem Vorstellungskreis näher bringen. So ist er nach längerem Krankenlager[2] in Graz am 21. April 1927 in seinem 86. Lebensjahre „völlig vollendet" verschieden.

Sein äufserer Lebensgang ist bald erzählt gewesen und hat nichts sehr Ungewöhnliches oder Überraschendes, soweit es die Laufbahn betrifft. Der Staat verfuhr, wie in Beamtenangelegenheit, nach dem üblichen Schema, die Akademie der Wissenschaften in Wien aber wählte ihn auf Vorschlag[3] Mussafias hin, der ihn einst in Gotha aufgesucht und zur Übersiedlung nach Graz veranlafst hatte, dann sogar seinen Lehrstuhl mit ihm zu tauschen bereit war, frühzeitig zum Mitglied, und bald folgten ihr andere gelehrte Gesellschaften, so dafs Schuchardt am Ende seines Lebens fast allen Akademien in Europa, von Lissabon bis Petersburg und Bukarest, von Rom bis Oslo, und vielen wissenschaftlichen Instituten und Vereinigungen auch aufserhalb unseres Erdteils angehörte. Vom Glanze seines Namens fiel ein heller Schein auch auf die Universität Graz, deren berühmtester Lehrer und Ehrendoktor seiner Zeit er gewesen, und auf die reizende Murstadt, die ihm zur zweiten Heimat geworden.

Gehen wir in der „Erforschung des Forschers" von den äufseren Verhältnissen, die angenehm und bis zur Auflösung aller Vermögen durchaus erfreulich blieben, nun auch etwas auf seine Lebensgewohnheiten und Sinnesart ein. Schuchardt nannte (Indiv. 18) sich einen „geborenen Autodidakten"; er war aber immer das Gegenteil eines Stubengelehrten. Schon die oben berührte, bis ins höchste Alter lebhafte Teilnahme am öffentlichen Leben[4] und an den Weltereignissen bestätigt es; aber auch seine gelehrte Arbeit vollzieht sich nur teilweise in den engen Mauern. „Ich liege am Rand eines Wäldchens und schaue hinab auf das Dorf im Tale; dem Studierzimmer und seiner Kleinarbeit (sic) entrückt, lasse ich meine Gedanken über das weite Gebiet der romanischen

---

[1] „Sprachursprung" I—III und „Exkurs zu III", Sitz.-Ber. der Berliner Akad. 1919, 1920 und 1921.

[2] Für die Glückwünsche des Frankfurter Roman. Seminars zum 85. Geburtstag dankte in seinem Auftrag schon eine fremde Hand. Der Ostergrufs blieb zum ersten Male unerwidert.

[3] Die Anhänglichkeit an Mussafia bekundete Schuchardt noch bei dessen 70. Geburtstage (1905) durch eine eigenartige, mit Abbildungen geschmückte Folioschrift „An Adolf Mussafia", Graz.

[4] Vgl. das Verzeichnis der Druckschriften im Sch.-Brevier. Im Weltkrieg erhob er klagend, mahnend, oft auch energisch zurückweisend seine Stimme. Seine Rolle ist immer nach allen Seiten einwandfrei gewesen.

Mundarten dahingleiten ..."[1] Er findet seine neuen Gedanken auf einsamen Wanderungen, ist aber anregender Begleitung durchaus nicht abhold.[2] Den gewohnten Spaziergang nennt er seine „tägliche Arbeit"[3] und die Zahl der Stellen, wo er dieses Lieblingswort „Spaziergang" in der Wissenschaft gebraucht hat, wäre wohl ziemlich groſs. So war es eine kleine Bosheit, wenn H. Paul in der Antwort[4] auf Schuchardts Angriffe gegen die Junggrammatiker darauf anspielte. Spaziergänge am Markte oder am Meeresstrand führten Schuchardt von den Wörtern zu den Dingen zurück, die er das Primäre nennt und die schon früh in seiner Forschung jene bedeutsame Rolle gewinnen, welche man ihnen jetzt zuerkennt; ohne seine Spaziergänge wäre Diezens Etymologie: *trouver* < *turbare* wohl nicht als gesichert, kaum als wahrscheinlich angesehen worden. Diesen Spaziergängen verdanken wir Österreicher es wohl auch, daſs Schuchardt die öde Umgebung seines damaligen Aufenthaltsortes[5] mit dem grünen Bergland der Steiermark vertauschte und Graz und die Mur („la ville des Grâces aux rives de l'Amour") nicht mehr verlieſs, auch als ein amtliches Verhältnis ihn dort nicht mehr festhielt. Er war Weltmann; dennoch genügte, ja behagte ihm die Provinzstadt, der er durch häufige Reisen einen weiteren Gesichtskreis zu geben verstand. Er war ein Weiser und überschätzte die groſse Welt und die Stellung an groſsen Universitäten nicht, die ihm als Gelehrten von Weltruf offenstanden. Um Berufungen hat er sich nie bemüht und sich aus solchen auch nichts gemacht. Aber es wäre ein unzutreffendes Bild, ihn als gleichgültig gegen äuſsere Ehren oder unempfindlich gegen Angriffe oder Sticheleien auszugeben. Er war jederzeit bereit, seine Ansichten zu verteidigen, in Abhandlungen, Broschüren, nötigenfalls auch in Offenen Briefen; niemand ging öfter in die Öffentlichkeit als er, wenn es etwas zu verteidigen oder zu schlichten gab. Er tat es oft mit köstlichem Humor, manchmal auch traurig, weil seine Nerven, schon immer sehr zart, reizbar wurden, was bei seiner riesigen Arbeitsleistung gar nicht anders sein konnte. Er klagt einmal[6] über sein Nervenleiden, welches ihm „vor der Vollendung irgendeiner Arbeit Hemmnisse emportürmt, die Andere nicht kennen", und durch welches seine „Fähigkeit an einer Unterhaltung teilzunehmen oft bis auf Null herabgesetzt wird". So fällt in einem solchen Augenblick der Niedergeschlagenheit ein Licht auf seine oft unfreiwillige Muſse und läſst verstehen, warum manche Arbeit ein Bruchstück geblieben ist. Die Vorstellung von einem stimmungsbedingten, behaglichen Genieſsen des vom Schicksal anscheinend

---

[1] *ΣΤΡΩΜΑΤΕΙΣ* S. 161,
[2] Roman. u. Kelt. S. 317.
[3] Ebenda. Vgl. auch Rom. Etym. II, 1.
[4] Lit.-Bl. f. g. u. r. Phil. VII, 6: „Der Verfasser ... will auch in der Wissenschaft seine Gedanken beliebig spazieren führen dürfen".
[5] Vgl. den Keltischen Brief vom 21. VIII. 1875 (Rom. u. Kelt. S. 317).
[6] Offener Brief vom 11. Okt. 1911.

begünstigten Daseins zerfliefst vor diesem Geständnis. Vielleicht ist die anmutige Form seiner Schriften manchmal nur Rücksicht und Höflichkeit gegen die Leser.[1] Was er einmal (Lit.-Bl. VIII, 14) an Ascoli lobend hervorhebt, gilt in gleichem Mafse von ihm selbst: dafs er „keine wissenschaftliche Arbeit ohne ein anerkennendes, ein freundliches Wort anzuführen pflegt, am wenigsten im Augenblick des Widerspruchs". Selten ist ein Gelehrter auch fleifsiger und in seiner Arbeit geduldiger gewesen.[2] Woher hätte er sonst, bei aller Begabung, die staunenswerte Vielseitigkeit gewonnen, die fast ohne Beispiel ist in der gelehrten Welt!

Was wir bisher über sein Leben und seine Lebensgewohnheiten gesagt, ist nicht viel, wird aber vielleicht hinreichen, seine Arbeitsweise und damit manches an seinen Arbeiten selbst verstehen zu lernen. „Nur die genetische ist die wirkliche Wissenschaft", sagt er einmal,[3] und auch er selbst ist nur so zu begreifen, was vielen nicht leicht ward. Der Zusammenhang seiner so viele auseinander liegende Gegenstände behandelnden Schriften tritt bisweilen nicht gleich zutage; lange und vielfach verschlungene Sätze bei absichtlichem Sparen mit Satzzeichen (keine Beistriche vor „dafs", „welcher" usw.) erschweren den Überblick über turmhoch gehäuften Stoff auch bei klar ausgesprochenem Ziel, und andererseits wieder trifft man öfters gesprächiges Behagen gegenüber Lesern, die angenehme Form nicht zu würdigen wissen und nur strengste „Sachlichkeit" fordern: das alles mochte das volle Verständnis seiner abgrundtiefen Gelehrsamkeit nicht gerade erleichtern, weshalb wir im Motto das Wort *velame* „Schleier", der über Einzelnem, und für einen oder den andern vielleicht über dem Ganzen seiner Tätigkeit zu liegen scheint, für nicht unzutreffend halten. Gegen Ende seines Lebens tritt öfters das Bestreben hervor, gelegentlich eine Art Übersicht über seine leitenden Gedanken zu geben und einzelne Erkenntnisse zu Grundlinien zusammenzufassen.[4]

---

[1] „Abgesehen von der klaren und richtigen Sprache ist einem rein wissenschaftlichen Vortrag auch einige Anmut gewifs nicht nachteilig. Die Grenzen ziehen sich von selbst". Vgl. Sch.-Brev. S. 350.

[2] Vgl. aufser dem „Vokalismus" die 134 Seiten lange Abhandlung (Rom. Etym. II, Wiener Sitz.-Ber. CXLI, 1899), um *turbare* als Etymon von *trouver* wahrscheinlich zu machen; die Kostüm-Studien zu franz. *gilet* (Rom. Etym. II, 8); den langjährigen Briefwechsel mit überseeischen Beratern in Sachen des Kreolischen und besonders die unendliche und dazu vergebliche Mühe, den Ursprung des Baskischen zu finden.

[3] Indiv. S. 6. Vgl. dazu schon Vokalismus I, S. VII „Den Sprachforscher beschäftigt das Werden der Sprache".

[4] „Sprachgeschichtliche Werte" in *ΣΤΡΩΜΑΤΕΙΣ* S. 155 ff. „Ich fasse im folgenden gewisse allgemeine Betrachtungen zusammen, die ich grofsenteils schon seit lange hie und da eingeflochten habe; sie wurzeln in meinen jungen Tagen, sind aber auch nun, in meinen alten, nicht völlig ausgereift". Vgl. auch „Das Baskische und die Sprachwissenschaft" (Sitz.-Ber. der Wiener Akad. 1925, 202—4). Dafs er seine Anschauungen nicht öfter in eine Synthese zusammenfafste, wie z. B. in „Sprachursprung", lag in seiner vorsichtigen Natur, doch ging ihm die Begabung und Neigung zum Lehrhaften nicht ab, wie seine „Primitiae linguae Vasconum" 1923 und ein Jahr vorher die Abhandlung „Zur Kenntnis des Baskischen von Sara" zeigten.

Da erscheinen dann die vielen angeblich einzeln herumliegenden Bausteine in den Gesamtplan seiner Lebensarbeit einbezogen und eingeordnet, und so wird auch die grofse Mühe und Geduld, die er durch viele Jahre z. B. auf die Kreolischen, Baskischen, Kaukasischen, Berberischen und andere „Studien" verwendet, in ihrem letzten Ziel verständlich: sie weisen den Weg zu den tiefsten Erkenntnissen des Sprachlebens.

Die „Einbildungskraft, welche Ziele vorausnimmt und Lücken ausfüllt" [1], spielt in seinem Schaffen eine bedeutende Rolle. Die Strenge könne in der wissenschaftlichen Forschung nicht am Gegenstand der Untersuchung, sondern nur in der strengen Beobachtung des Kausalitätsgesetzes am Urheber sich äufsern. Aber „die Wissenschaft gründet sich nicht nur auf den Verstand, auch auf das Gefühl. Nur dann arbeiten wir mit Glück, wenn wir mit Liebe arbeiten; nur die Liebe erzeugt neue, eigentümliche Gedanken". [2] ... „Ich empfinde es immer wohltätig, wenn unter dem kühlen Panzer der Objektivität hervor mich ein warmer Hauch von Subjektivität anweht, die ja doch nie fehlt" (Indiv. 7). So ergab sich notwendigerweise ein unüberbrückbarer Gegensatz zu den Junggrammatikern. Da sagt ihr Führer H. Paul denn von Schuchardt: „... er will auch in der Wissenschaft seine Gedanken beliebig spazieren führen dürfen. Genie und Takt sollen Alles entscheiden. Es wird daher kaum möglich sein für jemand, der nach strenger Systematik und konsequenter Methode strebt, sich mit ihm zu verständigen." [3] Diesen Vorwurf hat schon Schuchardt selbst entkräftet; [4] dies geschah aber noch überzeugender durch sein eigenes Verhalten, z. B. gegenüber sprachphilosophischen Ausdeutungen, wie die von F. N. Finck: „Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung." Schuchardt schreibt darüber in seiner Anzeige [5]: „Eine Sprache braucht sich in ihrem Bau nicht zu verändern wenn sich das Volk seelisch verändert und nicht einmal wenn sie auf ein ganz anders geartetes Volk übertragen wird ... Es läfst sich daher für keinen Sprachbau behaupten dafs er eine gleichzeitige Seelenbeschaffenheit wiederspiegele." Und später einmal an anderer Stelle: „Selbst die sinnlichen Gegenstände spiegeln sich nicht ohne weiteres in der Sprache wieder ... So kann es kommen dafs einem Geräte das im Laufe der Zeit oft und gründlich seine Gestalt ändert, derselbe Name bleibt ..." [6] Neben aller Gedankenfülle Schuchardts sehen wir doch zugleich strenge Überprüfung durch

---

[1] *ΣΤΡΩΜ.* S. 156.

[2] Vgl. Sch.-Brev. S. 253 (aus dem Jahre 1915); alle Unterstreichungen von uns.

[3] Lit.-Bl. f. g. u. r. Phil. 1886, VII, 6.

[4] Ebenda Sp. 80 ff.

[5] Ebenda XXIII, Sp. 274.

[6] *ΣΤΡΩΜ.* S. 172. Und noch 1919 (Lit.-Bl. XL, 8) wiederholt er nachdrücklich diese Erkenntnis: „Die Sprache ... ist die Hülle, das Gefäfs des Volkstums, aber nicht sein Abbild, sein Spiegel".

die Erfahrungstatsachen. Alle seine Aufstellungen sind tief fundiert, so daſs die frühesten auch durch die ein halbes Jahrhundert später verfaſsten Schriften nicht wesentlich umgestaltet, nur noch weiter entwickelt zu werden brauchten.[1] Seine Vorsicht, die aus weitester Umschau entsprang, hinderte ihn an kühnen Konstruktionen, die zusammenstürzen, wenn nur ein einziger Baustein aus der Unterlage gezogen wird; er hatte früh erkannt, daſs in unserer Zeit eher Vorbereitung als Vollendung möglich ist und nottut, und wenn ihm vorgehalten worden, daſs er eben nur Bausteine zubereitet habe, so mochte er sich damit zufrieden geben angesichts sovieler Trümmer, die als Überbleibsel älterer Bauten in der Sprachwissenschaft höchstens romantisch wirken. Er brauchte bloſs an seinen Lehrer Schleicher zu denken, von früheren Werken ganz zu schweigen. Von Zeit zu Zeit aber muſs eine Synthese versucht werden, weil an einer solchen allein sichtbar wird, ob man fortfahren darf zu bauen, oder das Gebäude stützen muſs. Daſs bei der Beurteilung seines eigenen Schaffens gewisse Vorbehalte gemacht werden würden, hat er selbst erwartet und auch noch erlebt;[2] daſs sie dem Verstorbenen gegenüber, weil es in der Wissenschaft kein *De mortuis nil nisi bene* geben kann, lauter werden würden, war er viel zu erfahren, um es sich zu verschweigen. In dieser Voraussicht hat er 1916, mitten im Weltkrieg, gleichsam in einer Art Testament, eine Aufnahme seines eigenen Besitzstandes gemacht „mit der gleichen Sorgfalt wie [man] sie einem Fremden angedeihen läſst“, und selbst ein Verzeichnis seiner bis dahin erschienenen Druckschriften zusammengestellt. Es kam ihm hier darauf an, zu zeigen, „daſs ihn immer der Wahlspruch beseelt hat: ‚Das Kleinste nicht verachten und nach dem Gröſsten trachten!‘ und daſs aus dem vielen Zerstreuten, Zerstückelten, Bruchstückhaften sich die Umrisse eines bescheidenen Gebäudes von einheitlichem und eigenem Stil erkennen lassen. Die andern würden vielmehr daran denken einzelne Bausteine herauszunehmen, mit oder auf denen weitergebaut werden könnte“. Das ist denn auch eingetreten. Es wird eine schwierige Aufgabe, an allen diesen „Bausteinen“ ihre letzte Bestimmung zu erkennen; aber es ist immerhin auch einer kurzen, mehr andeutenden als ausführenden Darstellung seines Wirkens möglich, die Umrisse seines Baues, wenn auch mit ungeübter Hand nachzuzeichnen. Es gilt vielleicht auch von unserem Versuch das Wort: eine Tätigkeit „*sans obtenir des résultats concluants*“ und wir lassen es gern gelten; aber es bedeutet eine völlige Verkennung Schuchardts und seines Schaffens, wenn bei ihm Ergebnisse (Resultate) im Sinne eines bleibenden Besitzstandes (*faits acquis*)

---

[1] Ein besonders lehrreiches Beispiel ist die erst 30 Jahre später gedruckte und noch immer im wesentlichen unerschütterte Arbeit über die Klassifikation der romanischen Mundarten von 1870.

[2] So unter andern an Şăineanu (Sainéan), *Les sources indigènes de l'étymologie française* 1925, II, 238; vgl. dazu Schuchardt, Individualismus S. 20.

gesucht werden sollten. „Ich hoffe, es wird nicht nutzlos sein noch einmal zu betonen, in welcher Richtung seit lange mein Streben geht ... Niemand darf den Stoff den er handhabt, als etwas an sich Kostbares betrachten. Jedem mufs er gleichsam nur Scherben (sic) sein aus denen höhere Gebilde sich zusammensetzen, um dann selbst wieder als Scherben zu dienen — und so fort; excelsior! Denn die Wissenschaft soll vereinfachen, nicht vervielfachen.“[1] Hiefs es bisher „Bausteine“, so sagt er selbst (Dez. 1925) gegen Ende seines Lebens: „Scherben“! „*Une œuvre durable*“, gibt es das? — „*Une œuvre féconde*“ aber, das möchten wir doch behaupten.

Schuchardt hat mit seinen neuen oder vergessenen und wieder aufgenommenen Gedanken die ganze Sprachwissenschaft seiner Zeit befruchtet. „Es kriselt, das ist ein gutes Wort!“ sagt er einmal,[2] denn er sieht den Fortschritt in der Bewegung, nicht allein in der Vermehrung oder Anlage von Depots des Wissens; in der Verbesserung der Methode, der Erhöhung des wissenschaftlichen Standpunktes, nicht blofs in einer Inventarisierung angeblich gesicherter Erkenntnisse, so notwendig von Zeit zu Zeit eine solche schon der Übersicht halber sein wird. Es bedarf auch nicht umfangreicher Bände, es genügen blitzartig leuchtende Sätze, um neue Gebiete zu entdecken und aufzuschliefsen und von Irrwegen zu sicherem Pfade zurückzuführen. Nicht was Schuchardt Dauerndes geschaffen, sondern was er zu tun angeregt hat, das müfste die Fragestellung sein. Denn die Könige bauen doch nur durch andere, und sie bauen für eine weite Zukunft auch. Wir wissen nicht, ob z. B. Gilliéron sein genialer Architekt oder eigener Bauherr gewesen, denn es könnte sein, dafs zwei unabhängig zu den gleichen Gedanken kommen; sicher aber scheint es, dafs dieser jenen fortsetzt und dafs er an zahlreichen Beispielen beweist, was Schuchardt nur andeutungsweise oder noch unbewiesen ausgesprochen hat. So gehören denn beide zusammen und die Prioritätsfrage wird besser gar nicht gestellt.[3] Schuchardts Angriff gegen die Junggrammatiker (1885) findet die höchste Steigerung in Gilliérons Schriften. Vgl. bei Sch. Sätze wie: „Die Lautgeschichte löst sich bis zu einem

---

[1] Individ. S. 20—21.

[2] „Sprachliche Beziehung“, Sitz.-Ber. Berliner Akad. 1922, XXIV, 207.

[3] Jahreszahlen beweisen nicht immer. Sch.'s Klassifikation der rom. Mundarten ist, wie oben gesagt worden, ein Menschenalter hindurch vielleicht schon als Gärstoff wirksam gewesen, ehe sie im Druck erschien; denn Ideen sickern bei jeder Gelegenheit durch, ohne greifbar zu sein. Gilliéron (geb. 1854) trat 1880 mit seiner ersten Arbeit hervor, 1887 ist seine *Revue des patois gallo-romans* erschienen. Schon 1878 (Keltische Briefe in Roman. und Keltisches S. 389) hatte Sch. festgestellt, dafs die Sprachwissenschaft „ganz neuerdings“ das Bestreben zeige, ihren Schwerpunkt in die lebenden Mundarten zu verlegen. Das Wort „Pathologie“ für Zustände in der Wortgeschichte erscheint bei Sch. im J. 1887 (Lit.-Bl. VIII, 24), bei Gilliéron 1921; hingegen möchten wir Sch.'s Gebrauch des Wortes „Sprachgeographie“ (ebenda 15) nicht als besondere Neuerung anführen. Diese ganze Chronologie wäre erst vergleichsweise zu prüfen, um etwa eine Genealogie der Ideen darauf zu gründen.

gewissen Grade in Wortgeschichte auf" (Rom. Etym. I, 33, Sitz.-Ber. Wien CXXXVIII, 1898); oder: „Was wir eine Etymologie nennen, ist Nichts als eine mehr oder weniger abgekürzte Wortgeschichte, und eine Wortgeschichte wiederum bildet keinen festen Ausschnitt aus der gesamten Sprachgeschichte, sondern verfliefst ohne bestimmte Grenzen in andere Wortgeschichten" (ebd. I, 1); oder viele Jahre später: „Wortgeschichte geht vor Sprachgeschichte" mit Hinweis auf Gilliérons Genealogie der franz. Wörter für „Biene" 1918 (vgl. Berliner Sitz.-Ber. 1919, XXXIX, 719). Alle diese Sätze könnten ebensogut bei Gilliéron stehen. Wer vermöchte hier das Besitztum abzugrenzen! Und im Jahre 1899 (Rom. Etym. II, 3) fährt Sch. fort: „Dafs bei etymologischen Forschungen die Bedeutungen der Wörter aufs Sorgfältigste berücksichtigt werden müssen, das ist etwas so Selbstverständliches dafs man sich kaum getraut es auszusprechen ...; in allen Fällen schliefst eine Wortgeschichte ebenso die Geschichte der Bedeutung wie die der Form in sich. Bei unserem Bestreben die Bedeutungen der Wörter festzustellen begegnen wir nun aber oft einer hemmenden Schranke in unserer Unkenntnis von den Dingen" ... Hier werden gleich zwei fruchtbare Gedanken geboren (oder wiedergeboren?): die Wichtigkeit der Bedeutung und der Anschauung von den Dingen in der Sprachwissenschaft. Die Bedeutung sei für den Sprachforscher das Zentrum, die Lautgeschichte nur das Aufsenwerk,[1] sagt Sch. und Gilliéron schreibt 1919 ein ganzes Buch gegen die wesentlich auf die Laute gegründete Etymologie. Der „Zusammenhang kann nicht durch den Laut, sondern nur durch den Begriff bestimmt werden",[2] und so regt Sch. an, „aus allen verwandten Mundarten die Ausdrücke für die gleichen Begriffe zu sammeln",[3] was seit den Arbeiten von Tappolet und Zauner in umfangreicher Weise geschehen ist. Es genügt hier darauf hinzuweisen, wie ein fruchtbarer Gedanke zu einem neuen Zweig einer Wissenschaft sich entwickeln kann. Schuchardt sagt darüber a. a. O.: „Das Auseinanderweichen der Laute füllt die Sprachgeschichte nicht aus; das Auseinanderweichen der Ausdrucksweisen verdient nicht minder eine systematische Betrachtung." Und in der eben genannten Abhandlung über die „Milz" (S. 156): „Die eigentliche Aufgabe der Sprachgeschichte ist die Erforschung der Ursachen, weshalb die Begriffe und Gedanken ihre Ausdrucksformen wechseln."

Die Bedeutung verbindet die Wörter mit den Dingen, die sie bezeichnen. „Bei unserem Bestreben die Bedeutungen der Wörter festzustellen begegnen wir nun aber oft einer hemmenden Schranke in unserer Unkenntnis von den Dingen ... die Beschreibung vermag oft nicht zu genügen, es mufs das Bild zu Hülfe

---

[1] Schuch.-Brev. 189 (1920).

[2] Ebenda S. 103 (1902) = Z. f. r. Phil. XXVI, 426.

[3] Ebenda S. 104 (1902) = Z. ebendort. Sch. selbst liefert einen solchen Beitrag: „Zu den romanischen Benennungen der Milz", Sitz.-Ber. Berlin. Akad., 1917, VIII, 156 ff.

kommen" (Rom. Etym. II, 3—4). Mehr und mehr gleichen gewisse seiner Abhandlungen einem Bilderbogen[1]: wir sehen Fischereigeräte, Sicheln, Sägen, Spindeln, Haspeln und Ähnliches, und wie ohne Sachkenntnis das Etymon von franz. *foie* „Leber" nie mit „Feigen" in Verbindung gebracht worden sein könnte, so wäre lat. *turbare* als „Kunstausdruck eines Gewerbes"[2] und als Grundwort der Sippe *trouver*, *trobar*, *trovare* immer unwahrscheinlich geblieben. Schuchardt beobachtete die Fischer überall bei ihrer Arbeit, sammelte ihre Geräte, las Beschreibungen des Fischens von Aristoteles bis zu den finnisch-ugrischen Völkern der Gegenwart, besuchte und beschrieb die Fischerei-Ausstellung in Wien 1902. Er kann sich gar nicht genug tun, die Unterlage für seine, teilweise noch heute bekämpfte Etymologie zu sichern. Die Verbindung der Wort- mit der Dingforschung und der Sprach- mit der Kulturgeschichte[3] ist ein grofser Fortschritt, um den Sch. ein sehr wesentliches Verdienst hat. Das Erscheinen des „Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz" von Jaberg und Jud mufste ihn noch vor seinem Tode mit grofser Befriedigung erfüllen.

Zur Ethnologie kommt die Völkerpsychologie. Diese und die Sprachwissenschaft „decken sich" schon 1871 für ihn.[4] Der Volkskunde brachte er schon in seiner Jugend besondere Vorliebe entgegen.[5] Die Festschrift für Karl Witte: „Ritornell und Terzine" (1874) handelt von den beiden Hauptformen des volkstümlichen Liebeslieds in Italien, dem Rispett und Ritornell; seine erste Veröffentlichung nach dem „Vokalismus" galt dem „Ballspiel in Rom".[6] Volkslieder und Volkskunde[7] sind öfters Gegenstand seiner Besprechungen und führen ihn wohl zuerst auf ein Gebiet, das dann — manchem unbegreiflich — einen so breiten Raum in seinen sprachwissenschaftlichen Arbeiten von 1881—1891 einnehmen sollte: die „Kreolischen Studien" I—IX; „Beiträge zur Kenntnis des kreolischen Romanisch" I—VI; „Beiträge zur Kenntnis des eng-

[1] Vgl. schon 1899, Rom. Etym. II, 29, 95, 96; weiter gehören im Druckschriften-Verz. bei Spitzer die Nrn. 385, 409, 410, 454 (!), 475, 596 hierher; auch Nr. 378, 607, 608, 629 (Anthropos VII, 827 ff.).

[2] Rom. Etym. II, 76.

[3] Ebenda II, 95: die Forderung einer vergleichenden romanischen Kulturgeschichte als Korrelat der vergl. rom. Sprachgeschichte, und S. 77: „dafs ... mir neben dem besonderen Zwecke ein allgemeiner vorschwebte, nämlich der: solche zugleich kultur- und sprachgeschichtliche Studien anzuregen und vorzubilden, für die es an eigentlichen Mustern noch fehlt". Hier ist ein Versuch, Schule zu machen. Vgl. dazu Sch.-Brev. S. 343.

[4] Vgl. Rom. u. Kelt. S. 269.

[5] Indiv. S. 12.

[6] Über seine Absicht, sich „über das baskische Ballspiel zu verbreiten", vgl. „Zur Kenntnis des Baskischen von Sara" S. 38, A. 62.

[7] „. . . es ist meistens nichts dagegen einzuwenden, dafs wir das Verhältnis zwischen Volkstum und Sprache mit dem Überschwang unseres Herzens erfassen", vgl. Sch.-Brev. S. 325. Und ein anderes Mal: „Niemand wird sich in eine Sprache wirklich versenken können, ohne zugleich in die Volksseele einzudringen", „Wissen u. Leben" VIII, 610.

lischen Kreolisch" I—III. Hier gewann aber das Interesse an „Mischsprachen" über die volkstümliche Unterlage bald die Oberhand, und aus dem Satze: „Aller Sprachwandel (auch Lautwandel) beruht auf Sprachmischung" geht die Bedeutung hervor, die Sch. diesen genannten Arbeiten beimifst. Sprachmischung ist „nicht sowohl Ausnahme als Regel, ... es gibt keine völlig ungemischte Sprache".[1] Das Extrem (Maximum) einer fortgesetzten Sprachmischung ist Sprachvertauschung,[2] „der Sprachwechsel ist aber die wichtigste Erscheinung in aller Sprachgeschichte";[3] er beginnt mit der Zweisprachigkeit.[4] Ein Minimum von Mischung finden wir „selbst innerhalb der als vollkommen einheitlich aufgefafsten Sprache ... die sogenannten Analogieerscheinungen sind aus ihr hervorgegangen".[5] Solche und andere Erkenntnis legte er in seiner auch sonst bedeutsamen Schrift „Slawo-deutsches und Slawo-italienisches" (Festgabe für F. v. Miklosich 1884) und im Aufsatz über die „Lingua franca"[6] nieder, die er seit Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, gleichzeitig mit dem Kreolisch~~en, in~~ den Kreis seiner Untersuchungen gezogen hatte. Der scheinbare Umweg über Afrika, Kleinasien und Indien führte ihn, fast vierzig Jahre später, noch einem anderen Ziel näher, das, wie für Parzival die Queste del Graal, sein letztes und wichtigstes wurde, dem Sprachursprung. „Die negerkreolischen Mundarten ... sind das denkbar Anfängerhafteste und in ihrem Bau durch keine der überlieferten Sprachen bestimmt ... Nicht der Art nach sind die Kräfte der Urzeit andere, wohl aber der Menge und Stärke nach; es sind geringere, schwächere, gebundenere."[7] Und so durfte er gegen Ende seines Lebens[8] schreiben: „Man wird bei einem wohlwollenden Überblick über mein wissenschaftliches Wirken feststellen dafs ich mich nicht in launenhaften Flohsprüngen ausgelebt habe; bin ich auf sehr verschiedenen Wegen gewandert, so habe ich doch das eine Endziel nie aus den Augen verloren."

Auf dem Wege zum Sprachursprung liegt die Frage nach der Sprachverwandtschaft. Er ist ihr nicht ausgewichen.[9] Seine Auffassung darüber wird aus folgenden Sätzen ersichtlich: „Sprachverwandtschaft kann nicht als ein streng wissenschaftlicher Begriff gelten."[10] Die Bezeichnung „Verwandtschaft" ist vom Biologischen

---

1 Sch.-Brev. S. 131.
2 Sch.-Brev. S. 129.
3 „Das Baskische und die Sprachwissenschaft" S. 7.
4 Sch.-Brev. S. 138. Schuchardt ist der Nutzanwendung dieses Satzes auf gegenwärtige Verhältnisse nicht aus dem Wege gegangen, wie er denn auch sonst überall die Beziehung zum Leben findet.
5 Ebendort S. 132.
6 Z. f. r. Phil. XXXIII, 443.
7 Sprachursprung II, 866—67 (Berliner Sitz.-Ber. 1919, XLV).
8 Individ. S. 15.
9 Berliner Sitz.-Ber. 1917 und 1926; letzterer „eher eine zweite Auflage" des ersten Aufsatzes. Vgl. II, 148—52.
10 „Das Baskische und die Sprachwissenschaft" S. 29—30.

ins Soziologische (und dahin gehört die Sprache) übertragen worden. „Die Sprache ist eine soziale Tatsache (oder ein Komplex solcher), und sie untersteht somit, insofern wir überhaupt von Gesetzen reden wollen, soziologischen, nicht biologischen." Eine genealogische Klassifikation ist also unmöglich oder doch „kaum in rohen, unsicheren Umrissen wiederzugeben". Eine Abstufung der „Verwandtschaft" ist zwar auch bei Vorgängen und Zuständen, wie sie die Sprache darstellt, möglich; aber ihre Bedingtheit ist von ganz verschiedener Art als bei Personenverwandtschaft: die Linien der Sprachgeschichte kreuzen und verbinden sich; jedes Wort ist schliefslich einmal Lehnwort gewesen. „Ich gebe zu dafs alle Sprachen der Welt miteinander verwandt sind, aber nicht stammbaumartig, sondern indem Mischung und Ausgleich im weitesten Umfang dabei beteiligt sind."[1] An die Stelle des Schleicherschen Stammbaumes[2] also ist die „Wellentheorie" getreten, oder, wie Schuchardt sich ausdrückt, die der „geographischen Abänderung", wobei dieser mit seinem einstigen (ihm aber damals unbekannten) Studienkollegen Johannes Schmidt zusammentraf. Nirgends zeigt sich deutlicher der Zusammenhang Schuchardtscher Ideen der Frühzeit und des Alters, die Einheitlichkeit seines Bauplans; denn im Keim liegen diese Gedanken über Sprachverwandtschaft schon in der Probevorlesung vom 30. April 1870 über Mundarten-Klassifikation vor uns.[3] Und bei anderer Gelegenheit, aber wieder im höchsten Alter (80 Jahre) konnte er Sätze aussprechen, die wie eine Wiederholung dieses Probevortrags in Leipzig sich ausnehmen, wenngleich sie diesmal vom Baskischen, nicht vom Romanischen gelten sollen[4]: „Mundart ist im Grunde kein wissenschaftlicher Begriff, sondern ein volkstümlicher, den die Wissenschaft adoptiert hat, aber nicht hat adaptieren können. Einerseits etwas Relatives, mit Mundart neben sich und Sprache über sich; anderseits etwas Komplexes, ohne notwendigen Zusammenhang der Teile und ohne feste Umgrenzung, also kein Individuum, kein Organismus, wie man es so oft aufgefafst hat. Wie nun eine Mundart nicht innerlich, das heifst in ihren Eigentümlichkeiten ein geschlossenes Ganze bildet, so auch nicht äufserlich, das heifst räumlich; es gibt keine wirklichen Mundartengrenzen; was wir so nennen, sind Zufallsgrenzen, durch irgendwelche dauernde Unterbrechung des sprachlichen Verkehrs hervorgerufen ... damit ist die Durchführung einer wissenschaftlichen Klassifikation von Mundarten ausgeschlossen, und was ich 1870 von den romanischen

---

[1] Sprachursprung I. S. 716 (Berliner Sitz.-Ber. 1919, XXXIX).

[2] Ein „Sprachenstammbaum": ... „ein solcher Wunderbaum ... ist indessen soviel ich weifs noch nicht entdeckt" Klassifik. S. 12.

[3] Es ist interessant zu erfahren (Individualismus S. 16), dafs dieser Vorlesung u. a. Leskien, der damals eben dort Professor geworden, H. Paul, K. Brugmann, E. Sievers und H. Suchier beiwohnten: ein „Parterre von Fürsten der Wissenschaft" würde man sagen.

[4] „Zur Kenntnis des Baskischen von Sara" S. 10.

behauptet habe, gilt mir nun auch für die baskischen." Und auch damals schon hatte er erkannt, dafs „mehr als die Machtgebiete der weltlichen Herrscher die geistlichen Sprengel zu bedeuten haben".[1] Eine weitere dort vertretene Einsicht Sch.'s ist heute noch gültig: „... Wir können nicht sowohl das Gebiet eines einzelnen Dialekts als die Gebiete aller seiner einzelnen Lautbehandlungen beschreiben. Nur ausnahmsweise hat eine Lautformel nicht ein einziges zusammenhängendes Gebiet, sondern mehrere getrennte."[2] Obwohl er die Bildung der einzelnen romanischen Mundarten (d. h. Sprachen) durch die Einwirkung der ureinheimischen Idiome nicht bedingt glaubt, läfst er die Möglichkeit zu, dafs „die alten ethnographischen Demarkationslinien doch nicht so gänzlich verwischt worden sind".[3] Es genügt das Gesagte, um zu zeigen, wie fruchtbar seine Gedanken aus jener Zeit gewesen, und wie er im Alter nichts oder fast nichts zurückzunehmen brauchte, um „modern" zu bleiben.

Die Einheitlichkeit seiner Lehre besteht die Probe, auch wenn man bei ihrer Prüfung den umgekehrten Weg, den von der Gegenwart zur Vergangenheit einschlägt. Im „Exkurs zu ‚Sprachursprung'" III (1921), 194 sagt Sch., es „mufs von neuem betont werden, dafs der Weg zur Wahrheit im Zickzack verläuft". Vergleichen wir damit H. Paul (1886): „Ich erkläre ein für alle Mal, dafs ich nur für diejenigen schreibe, die mit mir der Überzeugung sind, dafs die Wissenschaft nicht vorwärts gebracht wird durch komplizierte Hypothesen, mögen sie auch mit noch soviel Geist und Scharfsinn ausgeklügelt sein, sondern durch einfache Grundgedanken, die an sich evident sind, die aber erst fruchtbar werden, wenn sie zu klarem Bewufstsein gebracht und mit strenger Konsequenz durchgeführt werden."[4] Der Gegensatz springt in die Augen: wir stehen hier mitten im Kampfe zwischen Sch. und den sogenannten Junggrammatikern;[5] denn dafs er selbst hier gemeint ist, wird kaum bezweifelt werden. In jener Kampfschrift Sch.'s stehen Sätze, die noch heute, nach 40 und mehr Jahren, wie Quadern eines Baues unverrückt geblieben sind: „Wir werden von allen Seiten zu der Erkenntnis gedrängt, dafs Gesetzmäfsigkeit dem psychologischen wie dem physiologischen Sprachprinzip innewohnt, mit anderen Worten, dafs beide zu koordinieren sind.[6] ... Ein Lautwandel ... hat sich, wie wir in vielen Fällen geschichtlich

---

1 Über die Klassifikation r. Ma. S. 22. Dazu Morf, „Zur sprachlichen Gliederung Frankreichs", Berl. Akad. Abhandl. 1911, S. 32: „Die Bistumsgrenzen sind demnach Verkehrsgrenzen, die während fast zweitausend Jahren Frankreich durchfurcht haben, während die politischen Grenzen unaufhörlich wankten und wechselten".

2 Klassifik. S. 26.

3 Ebenda S. 27—28. Vgl. auch Lit.-Bl. f. g. u. r. Phil. 1888, IX, 226 ff.

4 „Prinzipien d. Sprachgeschichte", Vorrede zur 2. Auflage. Die Unterstreichung rührt von uns her.

5 „Über die Lautgesetze" 1885.

6 Keine Alternative!

verfolgen können, strahlenförmig von einem Punkte ausgebreitet ... Auch Delbrück sagt, dafs Veränderungen in der Aussprache bei dem Einzelnen beginnen und . . . durch Nachahmen sich fortpflanzen. Ich gestehe dafs ich hier [in der Übertragung eines Lautwandels von Individuum zu Individuum, von Genossenschaft zu Genossenschaft] keineswegs das ausschliefsliche Spiel unbewufster Tätigkeit erblicke." Die Lautgesetze scheinen ihm doch in grofsem Umfang Sache der Mode,[1] d. h. der bewufsten oder halbbewufsten Nachahmung zu sein ... und so läfst sich auch die Möglichkeit nicht bestreiten, dafs der Ursprung eines Lautwandels ein willkürlicher sei."[2] Und an anderer Stelle der gleichen Schrift: „Wenn ich gezwungen wäre den Begriff ‚Ausnahmslosigkeit' in mein Bekenntnis aufzunehmen, so würde ich ihn eher als auf die Lautgesetze, auf das Vorkommen des sporadischen Lautwandels beziehen, in dem Sinne dafs jeder Lautwandel in irgend einer Phase sporadisch ist."[3] Er sieht nicht ohne Verwunderung, dafs die Junggrammatiker „davon absehen die Lautgesetze selbst zu begreifen, jedoch die Ausnahmen durchaus begriffen haben wollen".[4] Schliefslich nennt er die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze ein Hindernis[5] für die Wissenschaft sich im Sinne des Kausalitätsgesetzes fortzuentwickeln", und einen „blendenden Sophismus". Wieder finden wir diese Einstellung zu den Lautgesetzen schon viel früher bei Schuchardt vor, wenngleich nur *in nuce* und noch etwas unfrei oder unklar ausgedrückt. In seiner oben genannten Habilitationsschrift: „Über einige Fälle bedingten Lautwandels im Churwälschen" (1870) heifst es S. 1: „Der einem Laute innewohnende Trieb zu einer gewissen Umwandlung betätigt sich keineswegs überall gleichzeitig, sondern zuerst in einzelnen Punkten ... selten durchdringt er das ganze Gebiet der Sprache ...; niedere Stufen seiner Wirksamkeit können wir als Sitte, Regel (sic), Gesetz (d. i. mit Ausnahmen) und als Neigung der Sprache bezeichnen; oft auch erstarrt er, ehe er sich wirklich entfaltet hat." Man könnte dabei schon an H. Morfs humorvolles Wort von den „Bauernregeln des Sprachwetters" denken. Schuchardt ist nicht ganz soweit gegeangen wie dieser. „Die hohe praktische Bedeutung der Lautgesetze steht [für ihn] aufser Frage; sie sind im Grunde die Arbeitsregeln für die Etymologen ...", aber „es sind keine der Sprache innewohnenden Gesetze".[6] Aus Bequemlichkeit, meint er, liefs man das alte Gerüst stehen. — So ist auch hier die Einheit seiner Anschauungen deutlich seit Anbeginn sichtbar.

Bei der Unmöglichkeit, auch nur den wichtigsten seiner Arbeiten völlig gerecht zu werden, und der Begrenztheit des Raums, wie sie

[1] Vgl. *ΣΤΡΩΜ.* S. 164—70, hier „geradezu ... Mode im engeren Sinne".
[2] Vgl. Sch.-Brev. S. 53 ff.
[3] Ebenda S. 72.
[4] Ebenda S. 73.
[5] Ebenda.
[6] Das Baskische und die Sprachwissenschaft S. 4.

in einem Nachruf sich von selbst ergibt, müssen wir vieles übergehen. Gleich Aphorismen wirken auch die kleinsten seiner Arbeiten. Manche seiner Aussprüche enthalten an sich schon ein Programm, andere sind Marksteinen am Wege der Entwicklung unserer Wissenschaft vergleichbar. Die Sprache als Tätigkeit, als Vorgang, nicht als Organismus, ist die älteste und wichtigste Erkenntnis. „Der soziale Charakter der Sprachentwicklung ist nie wirklich verkannt worden, er wurde nur eine Zeitlang durch das junggrammatische Dogma verdunkelt“ [1] . . . „Die beschreibende Wissenschaft ist nur eine Vorstufe der eigentlichen, der erklärenden Wissenschaft . . . Überall stofsen wir auf Entwicklung; demzufolge mufs das Sein aus dem Werden erklärt, der genetischen Methode die Herrschaft zuerkannt werden . . . Die tiefste Grundlage mufs jedenfalls in der Gegenwart ruhen, in dem was sich unserer Wahrnehmung und Erwägung unmittelbar bietet.“ [2] Es ist, als hätte Schuchardt am Ende des Lebens seine Ernte noch rasch in diesen und anderen lapidaren Sätzen geborgen;[3] manche sind nur eine Zusammenfassung älterer Ausführungen, andere wieder sind neu. Die Rolle der Lautnachahmung hatte er schon früher an verschiedenen Stellen behandelt; jetzt, wo ihn besonders der Ursprung der Sprache beschäftigt, fafst er zusammen: „Die Schallwörter bilden den Urbestand der Sprache und sie stellen sich als einzelne Laute oder Silben dar.“ [4] In der Frage des Ursprungs der Sprache war er besonders durch Trombettis Schrift: „L' unità d' origine del linguaggio“ 1905, vielseitig angeregt worden, obgleich sie in manchem auseinandergingen. „Nicht eigentlich gegen Trombettis Monogenese der Sprache habe ich mich aufgelehnt, sondern gegen seine Alternative: Monogenese oder Polygenese? Beide sind von Anfang an und für immer miteinander verschränkt und in ihnen vollzieht sich alle Sprachentwicklung . . .“ [5] „Gebärde und Wort verbinden sich aufs mannigfachste“,[6] wobei die Gebärdensprache zum grofsen Teil die Vorläuferin der Lautsprache war. „Die allermeisten Urwörter würden auf polygenetischem Wege entstanden sein . . .“ „Die Lautsprache der Menschen beruht ganz auf der Nachahmung der Naturlaute, diese im weitesten Sinne genommen, die der ‚leblosen‘ Natur, der Tiere und der Menschen selbst. Der Mensch schafft sich den eigenen, ihm angeborenen Ausdruckslaut zum Mitteilungslaut um.“ [7] Wie Trombetti sieht er im Vorgangswort (Verb) das Ursprünglichere, im Dingwort das später daraus entwickelte. „Den Satz haben wir als den Urbestandteil für alle Sprachen anzusehen;

[1] Ebenda S. 4—5.
[2] Ebenda S. 4—5.
[3] Als habe er „keine Zeit mehr, müde zu sein“.
[4] Baskisch u. Sprachwiss. S. 17; vgl. auch S. 33.
[5] Ebenda S. 32. Auch hier nicht „entweder — oder“, sondern „sowohl — als auch“, wie schon in der Schrift „Gegen die Junggrammatiker“. Vgl. S. 255, A. 6.
[6] „Sprachliche Beziehung“ S. 201, A. 2.
[7] Ebenda S. 200.

das Wort ist erst aus dem Satze hervorgewachsen." Der Ursatz ist eingliedrig. Als „höchstes Ziel des Sprachforschers"[1] bezeichnet er es, eine „klare Vorstellung vom Ursprung des Satzes zu gewinnen". So nähert sich bei ihm die Wissenschaft, wenigstens in ihren Ergebnissen, wiederum dem Leben, dem Interessenkreis auch eines „Laien", und durch dieses Verhältnis zur allgemeinen Kultur wird ihr eigener Wert erhöht. Die mittelalterliche Auffassung von der „Exklusivität", der Abgeschlossenheit der Gelehrten vom Volk, wird hier überwunden.

Diese Auffassung ist eigenartig. Schuchardt möchte die Wissenschaft mitten hineingestellt wissen ins Leben, wie die Person des Forschers zu seiner Methode, wie die Wörter zu den Dingen, nicht abstrakt oder thronend, sondern um- und zugänglich, nicht bestimmten Zwecken dienend, aber doch dem Ziel zustrebend: die Wahrheit nicht nur zu suchen, sondern auch zu verkünden. So wird bei und an ihm „das Ideal der Wissenschaft gern zum Ideal des Lebens".[2] Und mit 35 Jahren, nicht erst als „abgeklärter Greis", schrieb er: „Unter allen äufseren Zwecken welchen die Wissenschaft dienen kann, gibt es gewifs keinen edleren als den: die Völker zu versöhnen und zu befreunden."[3] Und so tritt er gern und oft aus seinem akademischen Kreis heraus[4] in die Öffentlichkeit, schreibt Flugschriften und Zeitungsaufsätze, unbekümmert um den Eindruck, den diese ungewohnte Art machen kann, und verteidigt sich gleichzeitig gegen den möglichen Vorhalt, ein Vulgarisator zu sein: „Die Talente zweiten und dritten Ranges reichen für die Popularisierung nicht aus, die in der Hand bedeutender Männer an Gehalt und Erfolg gewinnt. Wer überhaupt Schöpferkraft besitzt, wird nicht umhin können, sie auch in der populären Darstellung zu betätigen."[5] . . . „Das Mikroskop mufs weite Horizonte erschliefsen",[6] aber „die paritätische Verbindung von Mikroskopie und Makroskopie bildet das Ideal der wissenschaftlichen Arbeit."[7] Seine letzten Akademie-Abhandlungen haben das Höchstmafs von Einfachheit erreicht, so schwierig der Stoff war; auch „Laien" können sie verstehen. In jüngeren Jahren besonders beschäftigte er sich auch viel mit schöner Literatur und Volksliedern; von Portugal bis Rumänien kannte er die romanischen Dichtungen und Dichter (und nicht diese allein) und schrieb so manchen geistvollen Aufsatz (bisweilen als Feuilleton) über Camões, Calderon, Dante, Boccaccio, Petrarca, Manzoni, Molière und das Theater, über die

---

[1] Ebenda S. 206.
[2] Sch.-Brev. S. 346.
[3] Rom. u. Kelt. S. 292.
[4] Es belustigte ihn, wenn The Athenaeum 6. VII. 1878 schrieb, er hättte lieber Bücher lesen und Handschriften abschreiben sollen, als deutscher Professor, anstatt *the pair of dark eyes of a girl at Bala* in die Kirche zu verfolgen oder die Predigten zu beschreiben (Rom. Kelt. S. 438).
[5] Sch.-Brev. S. 349 (1872!).
[6] Ebenda S. 133.
[7] Ebenda S. 346.

Herkunft der Basken, Rumänen u. a. Überall, auch aufserhalb der Romania begegnet man seinem Namen, in Zeitschriften über das Morgenland bis hin nach Andalusien und noch viel weiter; aber es war nichts völlig Zusammenhangloses. Irgend ein brennendes Interesse der Gegenwart hielt auch jene fernen Dichter und Zeiten zusammen. „Das Gegenwärtige ist überhaupt, ist immer wichtiger für die Wissenschaft als das Vergangene ... Das vergangene Geschehen können wir nur aus dem gegenwärtigen begreifen; wir müssen es uns vergegenwärtigen."[1] Es ist bei ihm kein krampfhaftes Anklammern an das Dasein: „Dem Greise wird das Leben, an dem er sich nicht mehr betätigen kann, zum Gegenstand der Betrachtung, und in der Wissenschaft allein fühlt er sich leben";[2] aber er spottet leise (hier wie öfters) über W. Ostwald, dem zufolge einem jenseits der Altersgrenze eigentlich nichts Gescheites mehr einfalle.[3]

So ist es nicht schwer, bei Schuchardt das Eigenartige herauszufinden, das was er den „eigenen Stil" nennt, was ihn von den Zeitgenossen unterscheiden läfst: die Verbindung des Persönlichen mit der Wissenschaft, die als unpersönlich galt; ihre Vermenschlichung, ohne dafs sie etwas von ihrer Hoheit verliert, die dem Ideal, nicht dem Idol, der Gottheit, aber nicht Götzen innewohnt; die Erkenntnis der Bedingtheit, der seelischen und gesellschaftlichen Verbundenheit der Sprache, was eben den Gegensatz zum Abstrakten, Ausnahmslosen, Geradlinigen und Starren bildet; mit einem Wort die Relativität. Schuchardt hat einmal[4] die gegenwärtigen Typen der Sprachforscher zusammengestellt: er steht aber als „Unorganisierter" für sich, zwischen „Positivisten" und „Idealisten".

Über gar vieles mufsten wir hinwegeilen, was eingehende Besprechung verdiente. Aber vielleicht findet Schuchardt einmal — etwa zu seinem 100. Geburtstage — einen Biographen, der mit ihm und durch ihn die Entwicklung unserer Wissenschaft innerhalb der zwei Menschenalter, die von seinen Arbeiten erfüllt sind, darstellt. Nur andeutungsweise soll hier noch seine Einstellung zur Welt berührt werden. Er war Weltmann im guten Sinn des Wortes, *gentleman* auch in der Gesinnung. Er hat nicht gezögert, seine gewichtige Stimme zu erheben, wenn entscheidungsschwere Stunden für die allgemeine Kultur oder das deutsche Volk anbrachen. Der Muttersprache liefs er die gröfste Pflege angedeihen und war ein Meister des Stils; so war sein Verhältnis zum Deutschen Sprachverein trotz manchen Vorbehalts ein freundliches und selbst warmes. Den deutschen Frauen hat er im Kriege eine eigene Flugschrift gewidmet und darin feine Worte gesprochen, der Schule manchen beherzigenswerten Rat erteilt. Über das Privatleben der Gelehrten

---

[1] „Wissen u. Leben" (1915) VIII, 612.

[2] Sch.-Brev. S. 351.

[3] „Wissen u. Leben" VIII, 609. Massiver G. Brandes: „Es gibt kein dümmeres Gerede".

[4] Individ. S. 5.

(„Gegenwart“ I, 285—87) hatte er schon als Dreifsigjähriger seine besondere Meinung. Seine Ansicht über den oft handwerksmäfsigen Betrieb der Wissenschaft und die sogenannte „Rahmenarbeit“ ist sicher gut begründet;[1] aber wo Könige bauen, müssen Kärrner das Material beschaffen, und so ist deren Arbeit auch nicht gering zu achten. Es gibt auch Perioden in der Geschichte der Wissenschaft, wo keine Könige herrschen. Um nicht selbst der „Routine“ zu verfallen, hat er die entlegensten Gebiete aufgesucht und bearbeitet, dabei allerdings seine unerschöpflich scheinenden Kräfte nicht immer bis zur letzten Vollendung des Werkes angespannt. So sind viele Arbeiten schon ihrem Umfange nach mehr Aussaat als Ernte, mehr Anregung als Abschlufs. Lag aber nicht darin gerade die Gewähr einer längeren Zukunft? Ob er ein Genie gewesen, wer könnte das bezweifeln? — „Ich gebe zu“, sagt er einmal in solchem Zusammenhang,[2] „dafs man unter ‚Genie‘ mancherlei verstehen kann, wurde doch am Grabe von G. Paris behauptet dafs dies Wort eigentlich nur Dichtern, Feldherren und Mathematikern zukomme.“ Schuchardt war ein feiner Schalk, und so mochte er wohl dabei gelächelt haben.

So rundet sich sein Bild von selbst nach allen Seiten ab, und es bedarf keiner Apologie, um ihn als bedeutend erscheinen zu lassen. Er hat wiederholt sich auch die Frage nach der Meinung der Nachwelt über ihn vorgelegt. „Es ist nicht übel wenn man sich da in eine ferne Zukunft versetzt und von dort aus das eigene Treiben zu beurteilen sucht . . .“[3] Oder: „Ich sehe, angesichts der Nachwelt, keinen Trost darin dafs wir das und jenes Gute, sondern nur darin dafs wir unser Bestes getan haben.“[4] Und die Antwort, die er selbst gibt, ist wohl auch die der Nachwelt: „Meinem persönlichen Empfinden nach ist die Arbeitsleistung mehr wert als das Arbeitsergebnis, die Steigerung der Erkenntniskraft mehr als die Erweiterung des Erkenntnisbereichs; ja, in Erinnerung an eine romanische Etymologie, die mir einst sehr am Herzen lag, möchte ich sogar, mag es auch etwas mystisch klingen, sagen: das wahre Finden liegt im wahren Suchen.“[5] Alles liegt an der Methode, und gerade da war Schuchardt der Meister. Auch ohne Verknüpfung zu einem eigenen „System“ bleiben seine Gedanken richtunggebend für eine weite Zukunft. „Alles was wir schaffen ist in dem einen oder dem andern Sinne unfertig“.[6] Aber im neuen Geschlecht, das ihn als Führer anerkennt, setzt sich sein Werk sichtbarlich fort.

M. Friedwagner.

---

[1] Sch.-Brev. S. 75 u. 301; Sprachl. Beziehung S. 207.
[2] *ΣΤΡΩΜ.* S. 157.
[3] Z. f. r. Phil. 1902, XXVI, 425.
[4] Ebenda S. 427.
[5] Das Baskische und die Sprachwiss. S. 33.
[6] Sch.-Brev. S. 107.

Griechisch-lateinisches *Eu* und Germanisches *Eu* im Altprovenzalischen und Altfranzösischen.

Über das Schicksal, das griechisch-lateinisches *eu* und germanisches *eu* auf gallischem Boden erfahren haben, ist ja im einzelnen mancherlei beigebracht worden, so, abgesehen von Diez, *Gr.* I, 172, 310, 393 f., von Claussen, *Die griechischen Wörter im Französischen* (RF XV, 774 ff.), Mackel, *Die germanischen Elemente in der französischen und provenzalischen Sprache* (Frz. Stud. VI, 1), Waltemath, *Die fränkischen Elemente in der französischen Sprache* (Diss. Strafsburg 1885), Schätzer, *Herkunft und Gestaltung der französischen Heiligennamen* (Diss. Münster 1905), Thiergen, *Die lautliche und begriffliche Entwicklung der antik-mythologischen Namen in der französischen Sprache* (Diss. Kiel 1907), ferner von Schultz-Gora, *Altprovenzalisches Elementarbuch* § 51, Froese, *Die lateinischen Vortonvokale im Altprovenzalischen* (Diss. Königsberg 1908), Appel, *Provenzalische Lautlehre* (Leipzig 1918), endlich von Kalbow, *Die germanischen Personennamen des altfranzösischen Heldenepos und ihre lautliche Entwicklung* (Halle 1913), Voretzsch, *Zur Geschichte der Diphthongierung im Altprovenzalischen* (Suchierband S. 629 f.), Brüch, *Der Einflufs der germanischen Sprachen auf das Vulgärlatein* (Heidelberg 1913). Aber zusammenhängend ist m. W. noch nicht darüber gehandelt worden. Dies möchte ich im folgenden tun und damit versuchen, eine wie ich glaube vorhandene Lücke auszufüllen. In besonders weitem Umfange habe ich die Eigennamen mit genauer Angabe der entsprechenden Nachweise herangezogen, eine Quelle, die gar nicht genug ausgebeutet werden kann.

Erstes Kapitel. *Eu* im Altprovenzalischen.

I. Griechisch-lateinisches *eu*.

Im Lateinischen[1] war der Diphthong *eu* frühe so gut wie ausgestorben bis auf wenige Reste. Ursprüngliches *eu* war zu *u* geworden; man vgl. *Πολυδεύκης* = *Pollux, -cis.*[2]

---

[1] Man vgl. dazu besonders Birt, Über die Vokalverbindung *Eu* im Lateinischen, im Rheinischen Museum für Philologie XXXIV, 1—37.

[2] Man vgl. Sommer, Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre[2 u. 3], Heidelberg 1914, §§ 28, 65.

Dem Einflufs der Griechen auf das römische Leben, insbesondere auf die römische Literatur, ist es zuzuschreiben, dafs aus dem Griechischen der Diphthong *eu* in vielen Lehnwörtern gelehrt wieder ins Lateinische eingeführt wurde. In frühester Zeit wehrte sich zwar die lateinische Sprache gegen die Übernahme des fremden *eu*, was sich aus den Namensformen *Achilles*, *Ulixes* usw. = *Ἀχιλλεύς*, *Ὀδυσσεύς* usw. ergibt, wo *eu* zu *e* modifiziert erscheint. Später erscheint die Schreibung *eu*, das im Lateinischen in den griechischen Lehnwörtern teils zweisilbig, teils einsilbig behandelt worden zu sein scheint.[1]

Da sich also im Lateinischen der Diphthong *eu* fast ausnahmslos in griechischen Lehnwörtern findet, können wir von griechisch-lateinischem *eu* sprechen.

Im Lateinischen scheint dieses *eu*, das eine Silbe bildete, die Aussprache eines *e* mit einem unmittelbar darauf folgenden *u* gehabt zu haben,[2] ebenso wie im Griechischen.[3] Für das Griechische scheint sich dies aus dem späteren Übergang des zweiten Komponenten des Diphthongen in den Spiranten [*v*] zu ergeben.[4] Das Lateinische wird die genannte Aussprache aus dem Griechischen übernommen haben, und diese Aussprache des *eu* scheint mir nicht ohne Wirkung gewesen zu sein bei der lautlichen Entwicklung in den romanischen Sprachen. Denn eine solche Aussprache des *eu* erklärt es leicht, dafs man im Altprovenzalischen und Altfranzösischen den Diphthong *eu* einerseits zu *e* (s. S. 274 ff. bzw. 297 f.), andererseits zu *o* (s. S. 277 bzw. 298 ff.) modifizieren konnte, was nicht möglich gewesen wäre, hätte der Diphthong den Klang unseres nhd. *eu* gehabt.

Im Vulgärlatein ging das *eu* vielfach in *eo* über, eine Folge lautlichen Zusammenfalls von kurzem *u* und *o* im Vulgärlatein. Es stehen also vulgärlateinische Formen mit *eu* und *eo* als Etyma für die französischen Reflexe nebeneinander. Wir setzen daher zuweilen Formen mit *eo* als Etyma an, ohne eine nähere Erklärung dafür zu geben.

Die Lautverbindung *eu* bleibt nach Diez, Gr. I, § 172 in diphthongischer Geltung, d. h. eine Silbe bildend, „in geographischen und minder volksmäfsigen Wörtern" im Romanischen unverändert. Diese Fälle stellen, wie Kalbow, a. a. O., S. 59 richtig bemerkt, Lehnworte dar, die einzig und allein gelehrte Übernahme und Bewahrung eines fremden Lautkomplexes zeigen.

So handelt es sich denn auch im Altprov. da, wo wir *eu* antreffen, um keine volkstümlichen Formen.

---

[1] Man vgl. Birt, a. a. O. 13 ff., 18, 27.

[2] Man vgl. Seelmann, Die Aussprache des Lateins nach physiologisch-historischen Grundsätzen, Heilbronn 1885, S. 228.

[3] Man vgl. Hirt, Handbuch der griechischen Laut und Formenlehre (= Samml. indogerm. Lehrb., hrsg. von Hirt, 1. Reihe, 2. Bd.), Heidelberg 1902, § 81, 5.

[4] Man vgl. S. 263 f. der vorliegenden Abhandlung.

Hier nur wenige Beispiele.

Unter dem Hauptton erscheinen: *reuma* „Schnupfen“ (LR V, 89[2]) = lt. *rheuma*, *eure* „Südosten“ (Levy) = lt. *eurus*.[1]

Unter dem Nebenton bzw. Vorton erscheinen: *reumatizacio* s. f., *reumassar* vb., *reumatic* adj. (LR V, 89[2]) = Ableitungen zu *reuma*; *reupontic* s. m. (LR V, 89[2]), *reubarbe* s. (Levy) „Rhabarber“ = lt. *reuponticum*, *reubarbarum*, dazu als Ableitung *reubarbizat* adj. (Levy),[1] ferner: *Eufrazion* (Bartsch, Denkmäler der prov. Lit. 96. 19) wohl = lt. *Euphrasius*, *Heustachies* (Paul Meyer, Rec. d'anc. textes baslatins, prov. et frç. I, 161. 71, 162. 113) = lt. *Eustachius* usw.

Auch in der griech.-lat. Endung *-eus* erscheint zuweilen *eu* im Apr. unverändert bewahrt; ich nenne z. B. *Orpheu* (Flamenca, ed. P. Meyer 1901, v. 649) = lat. *Orpheus*, *Tideu* (ebd. 634) = lt. *Tydeus*.

Neben den beiden zuletzt genannten Namensformen stehen jedoch auch solche, die Diärese des *eu* in der Endung *-eus* zu zwei Silben zeigen, ein Vorgang, wie er sich im Nordfrz. ziemlich häufig findet (s. S. 291 ff.). Beispiele für das Apr. sind: *Tydeüs*, *Tideüs* (Bartsch, Denkmäler d. prov. Lit. 86. 4, 93. 28) = lt. *Tydeus*.

Im Anschlufs an die eben behandelten Fälle mit gelehrter Bewahrung des *eu* will ich die Fälle behandeln, in denen im Altprov. *ev* erscheint anstelle von altgriech. ευ.

Es kommen hier in Betracht: *evangeli* s. m., *avangeli*[2] s. m. (LR II 87[1]) = lt. *evangelium*, gr. εὐαγγέλιον, sowie die zahlreichen Ableitungen dazu, z. B.: *evangelisation* s. f., *evangelizar* vb., *evangelic* adj. (LR II, 87[1]), *evangelista* s. m. (LR II, 87[2]), *avangelista*[2] s. m. (Levy III, 361[1]) usw.

Aufserdem gehört hierher: *pleverin*, *plevezin*, *plevesin* s. „Brustfellentzündung“ (Levy)[3] = mittellat. *pleuresis*, *plevesis* (Du Cange), das wohl für πλευρῖτις steht.[4]

Die ebengenannten Worte, die offenbar gelehrt sind, müssen sämtlich von Formen stammen, in denen in der spät- und neugriech. Aussprache ευ schon [*ev*] lautete. Der Übergang von ευ in die Aussprache [*ev*] soll im ägyptischen Griechisch schon vor Christi Geburt erfolgt sein;[5] nach Hatzidakis[6] erfolgte er aber

---

[1] Diesen schliefsen sich noch die mannigfachsten Wörter an, die vollends gelehrt sind, z. B. *zeuma* = ζεῦγμα, *epyzeuxis* = ἐπίζευξις, ferner *euforbi(a)*, *eufrazia*, *euphonia*, *eufonia*, *eucharistia* (sämtlich im LR), sowie *eupatori* „Wasserhanf“ (Levy) = εὐπατόριον.

[2] Über den Wandel von anlautendem *e* vor *v* in *a* s. Froese a. a. O. 17 f.

[3] Daneben *pleurezis*, *pleuresis*, *pleurezia* s. f., *pleuretic* adj. (LR), sämtlich gelehrt.

[4] S. Littré, Dictionnaire de la langue frçse., unter *pleurésie*.

[5] S. Brugmann, Griechische Grammatik. 4. Aufl. bearb. von Thumb (= Handb. d. klass. Altertumswissensch., hrsg. von Iwan v. Müller II, 1, 1913) S. 60, § 33.

[6] S. Hatzidakis, Einleitung in die neugriechische Grammatik (= Bibl. indogerman. Grammatiken V, 1892), S. 306.

spätestens im 4.—5. Jahrh. n. Chr. εὐαγγέλιον in der griechischen Septuaginta, die aus Ägypten stammt, mufs schon zur Zeit der Übersetzung des griechischen Bibeltextes ins Lateinische die Aussprache [*ev-*] gehabt haben, obwohl sie in der Schrift nicht zum Ausdruck kommt, denn die lateinische Vulgata schreibt *evangelium*. Die obengenannten Wortformen drangen also zu einer Zeit ins Latein, wo im Griechischen schon [*ev*] für altgriech. ευ gesprochen wurde, und das Lateinische gab diese Lautung den romanischen Sprachen weiter.

Was nun die Schreibungen *euvangeli* s., *euvàngelista* s. m. (Levy III, 361 [1]), *evvangelista* s. (Levy III, 361 [2]), *evvangelical* adj. (LR II, 87 [2], VI, 269 [2]), *ebbangelista* s. m. (Levy III, 361 [2]) anbetrifft, so sehe ich darin nur exuberierende Schreibungen. Es ist sehr wohl möglich, dafs die Labialis *v* dort vor sich ein *u* entwickelte. Dafs vielleicht der umgekehrte Fall eingetreten sein könnte, d. h. dafs *v* sich aus einem vorhergehenden *u* entwickelt hätte, wie Schuchardt Vok. II, 327 [1] für spät- und mittellat. Schreibungen *euvangelium*, *eubangelium* es neben der Entwicklung von *u* vor *v* für möglich hinstellt, halte ich hier nicht für angängig, da ja offenbar schon das griech. Etymon mit der Aussprache [*ev*] für εν vorlag, so dafs man von einem *ev* auszugehen hat, nicht von einem *eu*. — Ich verweise für die Entwicklung eines *u* vor *v* auf Nyrop, Gr. I, § 233, 4, der Beispiele für ein neufrz. dialektisch vor *v* sich entwickelndes *u* beibringt, z. B. *feuve*, *leuve*, *leuvre*, *orfeuvre* = *fève*, *lève*, *lèvre*, *orfèvre*. Man vgl. auch S. 293 f.

Ob vielleicht auch eine Aussprache [*euv-*] in *euvangeli*, *euvangelista* usw. bestanden hat, wie Schuchardt Vok. II, 327, 523 für spät- und mittellat. *evvangelium* usw. aus Schreibungen wie *eubangelium*, εὐβαγγέλια usw. eine solche entnehmen zu können glaubt, lasse ich dahingestellt. Für wahrscheinlicher halte ich, dafs das *u* nur graphisch ist.

Die eben behandelten Fälle zeigen, wie wir sahen, schon in den griechischen Etymen [*ev*] statt εν, gehören also nur bedingt in den Rahmen dieser Arbeit. Ich habe sie mit aufgenommen, weil sie auch auf altgriech. εν zurückgehen und aus diesem Grunde auch zu den Reflexen dieses Diphthongen zu zählen sind. Ferner erschien es mir am passendsten, die Fälle gleich im Anschlufs an die unvolkstümliche Bewahrung des *eu* zu behandeln, ehe wir zu den volkstümlichen Reflexen von griech.-lat. *eu* übergehen.

Die volkstümlichen in Betracht kommenden Wörter interessieren uns natürlich in erster Linie.

Unter dem Hauptton stehend, kenne ich nur ein *rauma* (Levy) = lt. *rheuma* und *taute* „Tintenfisch" (Levy), dem altnizzanischen Dialekt angehörend, = τευθίς.

---

[1] Schuchardt, Der Vokalismus des Vulgärlateins (3 Bde.), Leipzig 1866—1868.

Hierher ziehe ich auch *diaus* < lt. *deus,* wiewohl hier natürlich kein griech.-lat. *eu* vorliegt und daher das *eu* nicht einsilbig gewesen ist.

diaus findet sich bei Bartsch, Denkmäler d. prov. Lit. 72. 13, 73. 10, 74. 2. 24. 25, 75. 13; ferner ist *diau* zweimal urkundlich aus Albi belegt in Rev. d. l. r. 45, S. 454 aus den Jahren 1348 bzw. 1369. Aufserdem erscheint *diau* ziemlich häufig in der Sancta Agnes (ed. Bartsch, Berlin 1869), z. B. v. 308, 375, 405, 411, 429, 458, 1087. Bartsch verbessert *diau* an allen Stellen in *dieu.* — Zum Schlufs führe ich noch *diau* aus Narbonensischen Urkunden von 1397 und 1402 und den Namen *Diausajuda* aus einer solchen von 1258 an (s. Blanc „Narbonensia" in Rev. d. l. r. 42, S. 98).

Neben *diaus* erscheint jedoch auch häufig das sonst herrschende *dieus*, so z. B. bei Bartsch, Denkm. d. prov. Lit. 71. 16, 74. 5 (in demselben Denkmal, aus dem wir oben *diaus* belegten); auch in Rev. d. l. r. 45, S. 454 findet sich *dieu* neben oben angeführtem *diau.* Schliefslich steht in der Sancta Agnes v. 148 *dieu* neben sonst dort begegnendem *diau* (s. oben).

Bartsch sagt a. a. O. in seiner Anm. zu 72. 1, die Form *diaus*, ebenso *tiaus*, *siaus*,[1] scheine dialektisch, und wir können sagen, dafs das gewifs der Fall ist, weil sich diese Formen in den Trobadorhandschriften nicht finden; auch *miaus*[1] in demselben Denkmal gehört hierher, das Bartsch nicht erwähnt. Sein Vergleich mit *laugieyramen* (= *leugieyramen*), das bei Bartsch, a. a. O. 77. 15 steht, ist insofern nicht ganz zutreffend, als hier das *eu*, aus dem *au* hervorgegangen, nicht ursprünglich, sondern erst aus *e* + *v* vor Konsonant entstanden ist; man vgl. S. 271.

Ich füge noch weitere Beispiele hinzu, die den dialektischen Wandel von *(i)eu* zu *(i)au*[2] in haupttoniger Silbe aufweisen. Wir belegten für den Narbonensischen Dialekt oben schon *diau.* Der Narbonensische Dialekt zeigt überhaupt eine Vorliebe für *iau* < *ieu*, mag nun das *eu* ursprünglich wie in dem genannten *diau*, ferner in *Andriau, Bertomiau, Matiau, Riau* (neben *Rieu*, beide als Personennamen), *coriau* (für *corieu* „Bote", „Läufer"), *romiau* (für *romieu* „Pilger"), *siau*,[1] *iau*[1] (s. Blanc „Narbonensia" in Rev. d. l. r. 42, S. 96, 98) oder erst sekundär erwachsen sein aus *eu*, indem das *u* auf *b* oder *v* vor Konsonant zurückgeht, wie in *escriaure* für *escrieure*, *liaura* für *lieura* < lt. *libra* (s. Blanc, a. a. O., S. 95, 96). Diese Formen sind uns alle in Urkunden aus Narbonne vom 13. bis 15. Jahrh. überliefert.

Auch für den eigentlichen Dialekt der Provence, dem die Sancta Agnes angehört,[3] ist dialektischer Wandel von *(i)eu* zu *(i)au*[2]

---

[1] Über *miau, tiau, siau, iau* handle ich weiter unten; s. S. 271 f.

[2] Ich schreibe *(i)eu* und *(i)au*, da abgesehen von *rauma* und *taute* (s. vorige S.) in allen hier in Betracht kommenden Beispielen *iau* für *ieu* erscheint; man vgl. S. 266 f.

[3] S. Paul Meyer in Revue critique d'histoire et de littérature IVme année, IIe semestre (Paris 1869) S. 186 und Chabaneau in Rev. d. l. r. 19, S. 234.

bezeugt, s. die oben (S. 265) angeführten Beispiele für *diau* aus der Sancta Agnes. In demselben Denkmal erscheinen auch noch *iau*[1] v. 1214, *miau*[1] v. 416, *tiau*[1] v. 436. Und da die Handschrift v. 308 *diau* als Reimwort schreibt, so mufs auch v. 309 *jusiau* für *jusieu* (< lt. *judaeum*) stehen, woran der Herausgeber Bartsch Anstofs nimmt, da eine Form *jusiau* sonst nicht belegt ist. Ich habe gegen *jusiau* keinerlei Bedenken; im Gegenteil, *jusiau* stellt die regelrechte dialektische Form dar, die neben *diau*, da ebenso entwickelt, unbedingt Berechtigung hat.[2]

Dem Dialekt der Provence gehört ferner auch an[3] *Andriau* in Rev. d. l. r. 29, S. 230, v. 33 (daneben *Andrieu* S. 224, v. 113) und *tieau* (ebd. S. 230, v. 333), das wohl ein Versehen des Schreibers darstellt, der schriftgemäfses *tieu* und dialektisches *tiau* miteinander vermengte (vgl. Chabaneau in Rev. d. l. r. 29, S. 211).

Aus Albi, aus dessen Dialekt wir ebenfalls oben (S. 265) schon *diau* belegten, begegnet ferner noch *Amaniau* in Rev. d. l. r. 48, S. 249 (a. 1382) = *Amanieu*,[4] und *Berthomiau* in Rev. d. l. r. 46, S. 56 (a. 1343) neben *Bert(h)omieu* in Rev. d. l. r. 47, S. 368, 371, 549. Aus Carcassonne stammt *Bertholomiau* (s. Levy V 101 unter *manganier*). Aus Montagnac stammt *Andriau* in Rev. d. l. r. 49, S. 73, 75, 77, 79, 80, 85, 86, 311, 313, 315. — 50, S. 49, 55, 59 und *Mathiau* ebd. 49, S. 305. — 50, S. 59, daneben *Berthomieu* in Rev. d. l. r. 49, S. 307.

Dafs neben den Formen mit *iau* nicht selten solche mit *ieu* vorkommen, scheint auch darauf hinzudeuten, dafs es sich um dialektische Formen bei der Lautgebung *iau* handelt, die anstelle von Formen mit schriftgemäfsem *ieu* stehen.

Das dialektische *(i)au* für *(i)eu* haben wir nun eben für die verschiedensten Gegenden des provenzalischen Sprachgebietes belegt, für die Provence, für Albi, für Narbonne, für Carcassonne, für Montagnac. Die genannte Dialekteigentümlichkeit scheint also im provenzalischen Sprachgebiet ziemlich weit verbreitet gewesen zu sein. Chabaneau in Rev. d. l. r. 19, S. 234 sagt darüber: „*Iau pour ieu se rencontre sporadiquement dans des textes de l'Auvergne, de la Marche, du haut Limousin, du Toulousain, du pays de Foix. Mais c'est seulement dans des textes de la Provence que cette mutation a lieu communément. Voy. Ste. Agnès, où elle est constante, et St. Honorat.*“ Chabaneau kennt also offenbar noch mehr Belege für dialektisches *iau* statt *ieu*, die aus den von ihm angegebenen Landschaften stammen. Dafs *iau* für *ieu* in Texten aus der Provence häufiger vorkommt, beweisen die oben angeführten Belege aus der Sancta Agnes (s. S. 265f.). Dafs auch in anderen Gegenden *iau* sich

---

[1] S. S. 265, Anm. 1.

[2] Man vgl. auch Mussafia im Literarischen Zentralblatt für Deutschland, Jahrg. 1869, Sp. 1395.

[3] S. Chabaneau in Rev. d. l. r. 29, S. 209.

[4] Zu *Amanieu* vgl. man Schultz-Gora in den Provenzalischen Studien I, S. 2/3.

recht häufig findet, beweisen z. B. die zahlreichen oben aufgeführten Beispiele aus Narbonne (s. S. 265f.). — Noch heute ist, wie Chabaneau, a. a. O., S. 234, Anm. 1 mitteilt, *iau* für *ieu* oder *iu* sehr gebräuchlich in der Basse Auvergne und sehr allgemein in der Marche und im Haut Limousin. —

Wenn wir von *rauma* und *taute* absehen, so sehen wir in den von uns betrachteten und für dialektisch erklärten Formen stets nur *iau* für *ieu* von ursprünglichem *eu*; und ich halte es für beachtenswert, festzustellen, dafs eigentlich nur der Wandel von *ieu* zu *iau* hier in Frage kommt. Wir können somit endgültig sagen: *iau* für *ieu* unter dem Hochton ist eine Eigentümlichkeit gewisser provenzalischer Dialekte. —

Dazu stimmt nun nicht *rauma* und *taute* (s. S. 264). Wie sind diese Formen zu erklären?

Bei *rauma* darf man wohl daran denken, dafs Ableitungen wie *raumatic* und *raumatz*, von denen ich weiter unten spreche und in denen *eu* in nebenbetonter Silbe steht, von Einflufs gewesen sein können; ebenso könnte vielleicht das *au* für *eu* in *taute* durch danebenstehendes *tautenon* (s. S. 270), in dem gleichfalls *au* für *eu* in nebenbetonter Silbe eintrat, hervorgerufen sein.

Wollte man bei *diau* davon absehen, das *iau* als dialektisch für *ieu* unter dem Hauptton eingetreten zu erklären, so könnte man freilich auch an Ableitungen denken, in denen das *(i)eu* vielleicht in nebenbetonter Silbe stand. Vielleicht sind Verbindungen mit nachgestelltem Adjektiv, in denen auf dem Adjektiv der Hauptton ruhte, wie z. B. *diaus glorios* gerade in dem fraglichen Texte bei Bartsch, Denkm. d. prov. Lit. 72. 1 (s. oben S. 265), ferner aber auch der Name *Daudé* < *Deus dédit*, in welcher Verbindung der Akzent stets auf dem *dedit* ruhte, also *eu* unbetont war, vielleicht auch obengenanntes *Diausajuda*, in Erwägung zu ziehen.

Wir kommen nun zu den Fällen, wo griech.-lat. *eu* vor dem Ton auftritt.

1. Es steht nur eine Silbe vor der Tonsilbe. Es finden sich: *raumatz*, *raumas* „Katarrh, Schnupfen“ (Levy) = Ableitung zu *reuma* (s. S. 263); dazu *enraumar* vb. (LR V, 49[1], Levy): hier stehen zwei Silben vor der Tonsilbe, aber *en-* hat gewifs nicht den Nebenton gehabt.

Ferner *Austorc*: Name von vier Trobadors (s. Bartsch, Grundrifs 108) = lt. *Eustorgius*.

Austorgius begegnet mir zum ersten Male in einer Urkunde aus dem Jahre 930 im Cartul. de Conques[1] 10. Dort kommen frühe Belege dieses Namens noch oft vor, z. B. 197—198 (a. 944), 300 (a. 937—954), 116 (vor 994—1004), 143 (gegen 1007) usw.

---

[1] Cartulaire de l'abbaye de Conques en Rouergue, ed. Desjardins, Paris 1879 (Documents historiques publiés p. la Société de l'école des chartes).

Auch im Cartulaire de l'abbaye de Beaulieu[1] 122 erscheint ein *Austorgius* schon in einer Urkunde aus den Jahren 954—957.

Daneben erscheinen im Cartul. de Conques freilich auch oft Formen mit *eu*, z. B. *Eustorgius*: 77 (gegen 1019), 78 (vor 1031—1065), *Eustorgia*: 345 (a. 1087—1107) usw.

Doch läſst sich *Austorc* auch sonst noch häufig belegen, z. B. *Austorgius*: Hist. de Langued.[2] V, Sp. 245 (Urkunde a. d. J. 961), 810 (Urkunde a. d. J. 1109), *Austorga* f.: ebd. VII, Sp. 274 (Urkunde a. d. J. 1262) und noch öfter in späterer Zeit. — Es finden sich auch noch Beispiele an anderen Stellen, z. B. *Austorc*: Rev. d. l. r. 2, S. 97 (aus dem 13. Jahrh.).

Ferner gehört hierher: *Ausebius*: Hist. de Langued. VIII, Sp. 804 (Urkunde a. d. J. 1224) = *Eusebius*.

Dieser Namensform schlieſst sich an: *Sainct Auseby* = heutiges *Saint-Eusèbe* (Hautes-Alpes), das Schätzer, a. a. O., S. 34 als Ortsnamen aus dem Jahre 1516 belegt; ferner *Auriple*: Cartulaire des Templiers en Puy-en-Velay (ed. Chassaing, Paris 1882), S. 67, 68, 70, 72 (aus den Jahren 1281—1291) = *Eurypylus*.

Ob hierzu gehört *Dauriple* in dem Namen *Genso Dauriple* in Hist. de Langued. VIII, Sp. 1027 (Urkunde a. d. J. 1239), vielleicht mit angewachsener Präposition *de* in der Verwendung als Patronymikon, wage ich nicht zu entscheiden.

Ferner findet sich in Chastelains Vocabulaire hagiologique[3] *St. Auquély*, der nach Chastelain zu *Eucherius* gehört („*en Provence, on le nomme St. Auquély*").

Hierher gehören auch die Reflexe des Heiligennamens *Eulalia*, die *au* für *eu* zeigen. Schätzer, a. a. O., S. 63 belegt solche Reflexe, allerdings erst in ziemlich später Zeit. Es finden sich bei Schätzer: *Sainte Aulaye* im 14. Jahrh. = heutiges *Sainte-Eulalie* (Dordogne), *la tor Sancta Auladia* in Bordeaux a. 1416 = heutige *tour de Sainte Eulalie* (nach Schätzer), *Saincte Aulalie* a. 1502 = heutiges *Saint-Aulaye*[4] (Dordogne), *Saincte Aularie* a. 1597 = heutiges *Sainte-Eulalie* (Cantal) und ähnliche Formen in noch späterer Zeit.

Von noch heute erhaltenen Ortsnamen, die auf *Eulalia* zurückgehen, zeigen *au* für *eu*: *Saint-Aulaye*[4] (Dordogne), *Saint-Aulaire*[4] (Corrèze), *Saint-Aulais-la-Chapelle*[4] (Charente), sowie nach Schätzer: *Saint-Aulaire*[4] (Dordogne), das ich nicht habe nachprüfen können.

Endlich gehört hierher noch: *Sainte-Alauzie* (Lot), das jedenfalls mit Metathese von *au* und *a* für *Sainte-Aulazie* steht.

---

[1] Cartulaire de l'abbaye de Beaulieu en Limousin, ed. Deloche, Paris 1859 (Coll. de docum. inéd. sur l'hist. de France II).

[2] Histoire générale de Languedoc, ed. Dom Cl. Devic et Dom J. Vaissete, Tom. I—XII, Toulouse 1872—1904.

[3] Enthalten in Ménage, Dictionnaire étymologique ou Origines de la langue françoise, Paris 1694.

[4] Mit Wechsel des Geschlechts. Schätzer schreibt freilich *Sainte-Aulaye* (Dordogne).

An der Basis *Eulalia* ist wohl in allen Fällen nicht zu zweifeln (s. Schätzer a. a. O.). — Ebenso hat wohl *Santa Aularie*: in Rev. d. l. r. 34, S. 38 (a. 1247) gleichfalls *Eulalia* als Basis.

Endlich gehört hierher der Name des Ortes *Laucata* = nfrz. *Leucate* (Aude) mit ungeklärter Etymologie.[1] *Laucata* findet sich: Hist. de Langued. V, Sp. 1214 (a. 1158), X, Sp. 126 (a. 1274), *Laucate*: ebd. XII, Sp. 364—365 (a. 1517), Sp. 926 (a. 1569—1570), *Lacauta*: ebd. VIII, Sp. 1736 (a. 1271) steht wohl für *Laucata* mit Metathese von *au* und *a* (s. oben zu *Alauzie*).

Daneben erscheinen *Leucata*: z. B. ebd. V, Sp. 1153 (a. 1153), *Leocata*: z. B. ebd. V Sp. 1204 (a. 1157), *Locata*: z. B. ebd. V, Sp. 1185 (a. 1155); zu letzterem s. S. 277.

Sogar in den Trobadorhandschriften findet sich einmal der Name in volkstümlicher Gestalt als *Laucata*: Mahn, Ged. II, S. 45, Str. 9.[2]

Ich ziehe ferner hierher auch: *Daudé* < *Deus dĕdit*, *laupart*, *lhaupart* (LR IV, 48[2], Levy) < **leupardum*[3] = lt. *leopardum*, *taufania tauphania* „Dreikönigsfest" (Levy VIII, 75)[4] = lt. *Theophanīa*, obwohl hier wiederum kein griech.-lat. *eu* vorliegt, vielmehr lat. *eu* und *eo*, das ursprünglich getrennten Silben angehörte; man vgl. S. 265 (*diaus* < lt. *deus*).

Man siehe für den Namen *Daudé*: Thomas, Essais de philologie française (Paris 1897), S. 92, Anm. 1, dem wir die Aufklärung der Herkunft dieses Namens verdanken.

Der Name, den ja auch der Trobador *Daudé de Pradas* trägt, erscheint mir mit *au* für *eu* zum ersten Male als *Daurdé*,[5] der von den Herausgebern der Histoire de Languedoc aus dem Jahre 1161 angeführt wird (s. Hist. de Langued. IV, S. 541). Dann erscheint ein *Daudé* im Cartulaire des Templiers en Puy-en-Velay (ed. Chassaing, Paris 1882), S. 28 in einer Urkunde aus den Jahren um 1218—1219, ferner ein *Daudé* in der Hist. de Langued. VII, Sp. 121 in einer Urkunde aus dem Jahre 1243. Der Name erscheint sonst in der Hist. d. Langued. nur als *Deus-dedit* (z. B. V, Sp. 242 [a. 961]: *Deus-Dedit*), *Deusde* (z. B. V, Sp. 278 [a. 972]), *Deude* (z. B. VII, Sp. 180 [a. 1255]) usw. — Ebenso begegnet der Name auch im

---

[1] Man legte früher, wohl unbegründeterweise, dem Namen griech. λευκός zugrunde, s. Grande Encyclopédie unter *Leucate*.

[2] Dagegen bei Bertran de Born (ed. Stimming, 2. Aufl. 1913) S. 134: *Lieucata*. Über das Wortspiel, das in dieser Namensform wahrscheinlich vorliegt, s. Suchier in Literaturblatt für germ. u. rom. Phil. I, Sp. 142 (auch Tobler, V. B. II[2], 214); demzufolge hat im ersten Gliede der Namensform *Lieucata* Anlehnung an *lieu* < *levem* stattgefunden.

[3] *eo* und *eu* wechselten, wahrscheinlich schon im Vulgärlat., miteinander; man vgl. S. 293, Anm. 1. Es erscheint daher auch *leupart* (L. R. IV, 48[2], Levy) mit *eu* für *eo* neben *leopart* (Ein Sirventes von Guillem Figueira, ed. Schultz-Gora, Halle 1902, v. 55), beide Formen nicht volkstümlich.

[4] Daneben erscheint *Theofania* (L. R. III, 34[1]).

[5] *Daurdé* für zu erwartendes *Dausdé* ist dialektisch, s. Schultz-Gora, Altprov. El.-B. § 79b und Froese, a. a. O. S. 43.

Cartul. de Conques stets nur mit *eu* (und dort kommt der Name *Deusdet* aufserordentlich häufig vor, s. den Index dort) gegenüber *Austorgius*, der dort häufig erscheint, schon im Jahre 930, s. S. 267.

Endlich stelle ich noch hierher *Daunis* (Appel, Chrest.[4] 6 v. 145, Mahn, Werke d. Troub. II, 95 usw.) = lt. *Dionysius*, griech. *Διονύσιος*, das oft fälschlich für *Διόνυσος* erscheint.[1]

Dem prov. *Daunis* zugrunde liegen mufs eine Form **Deonis*, vielleicht schon im Vulgärlatein, wo *eo* und *io* miteinander wechselten.[2]

Auch prov. *eu*, entstanden aus ursprünglichem *e* + *v* + Kons., folgt zuweilen dem Wandel zu *au* vor dem Ton, so wenn eine Silbe vor der Tonsilbe, in *ciautat* (= *cieutat*): urkundlich belegt aus den Jahren 1397, 1402, 1405 für den Narbonensischen Dialekt, s. Blanc „Narbonensia" in Rev. d. l. r. 42, S. 96, *liaurar* (= *lieurar*): urkundlich belegt aus dem Jahre 1255 für denselben Dialekt, s. ebd. S. 97. Man siehe zu diesen beiden Formen oben zu *escriaure*, S. 265.

In der Form *alaugon* = *aleujon* = 3. Pers. Pl. Präs. von *aleujar* (< lt. *alleviare*) sehe ich das *au* als aus der Infinitivform **alaujar* = *aleujar* übertragen an, wo also *au* in der Silbe vor dem Ton stand und wo die anlautende Silbe vermutlich nicht den Nebenton getragen hat. *alaugon* findet sich in Rev. d. l. r. 29, S. 229, v. 304, während in demselben Text ebd. S. 222, v. 40 *aleuges* = 2. Pers. Sg. Präs. Konjkt. von demselben Verb steht; man vgl. Chabaneau in Rev. d. l. r. 29, S. 211.

2. Es stehen zwei Silben vor der Tonsilbe, wobei die erste vermutlich einen Nebenakzent trägt.

Es finden sich: *raumatic* adj. (Levy: Akk. Pl. *raumatiquas*), *enraumasar* vb. (Levy), hier zwar vier Silben, aber *en-* hat gewifs nicht den Nebenton gehabt, = Ableitungen zu *reuma* (s. S. 263), *tautenon* „Tintenfisch", das Levy schreibt für überliefertes *toutenon*, = Ableitung von *τευθίς* (s. S. 264).

Auch griech. *εο*, lat. *eo*, das ursprünglich zwei getrennte Silben bildete, folgt dem Wandel zu *au*, so in *jaumetria* (Levy) neben *geometria* (Levy) = lt. *geometria*, *taulegia* *taulagia* (Levy) neben *t(h)eologia* (LR III, 34[1]) und *teulogia* (Levy) = lt. *theologia*.

Taudoret, das mit Tobler in ZRPh XXII, 93 für *Tandoret* (Leys d'Amors III, 316) zu schreiben ist, = *Theodorum* + *ittum*, also der „kleine Theodor", das ein beliebtes Schulbuch gewesen sein mufs. Ursprünglich hiefs dies Buch *Theodulus*, wurde aber schon früh mit *Theodorus* verwechselt. Zu *Theodulus* stimmen die Formen *thedolet*,

---

[1] Man vgl. Pape, Wörterb. d. griech. Eigennamen, 3. Aufl., unter *Διονύσιος*.

[2] Man darf hier wohl vergleichsweise anführen nordfrz. *Deonis* (Chron. d. ducs d. Normandie, ed. Michel, III, S. 532, v. 26 var. und III, S. 595, v. 1626 var.). — Aufserdem vgl. man gelehrtes *S. Deuni* (Gesta Caroli Magni ad Carcassonam et Narbonam, ed. Schneegans, Halle 1898, Z. 369, 919, 1088 im prov. Text); s. auch S. 293, Anm. 1.

theoudolet im Catholicon des Jean Lagadeuc (Bretonisch-Französisch-Lateinisches Wörterbuch), zuerst veröffentlicht 1499 (s. Hamilton in Modern Philology VIII, 612), und auch noch bei Rabelais I, Kap. 14: *Theodolet*; s. Näheres bei Tobler, a. a. O. 93f. und Hamilton, Theodulus, a Mediaeval Textbook in Modern Philology VII, 169ff. und desselben Verfassers Aufsatz Theodulus in France, ebd. VIII, 611 f.[1]

Zu den Fällen, die zwei Silben vor der Tonsilbe zeigen, gehören wiederum auch solche, deren *eu* aus ursprünglichem *e* + *v* + Kons. entstanden ist (s. oben S. 265, 270), z. B. *laujaria* schreibt die Handschrift bei Daudé de Pradas, Quatre Vertutz Generals, ed. Stickney, v. 1241, während in dem gleichen Denkmal v. 1342 wieder *leugeria* steht.

Aufserdem gehört noch hierher: *laugieyramen* (Bartsch, Denkm. d. prov. Lit. 77, 15), wo drei Silben vor der Tonsilbe, für *leugieyramen*; man vgl. oben S. 265.

Wir sehen, dafs der Wandel von *eu* zu *au* hauptsächlich, ja bei den Trobadors ausschliefslich, in vortoniger Silbe eintritt, und auf Grund dieser Beobachtung dürfen wir fragen, ob auch *iau*, *miau*, *tiau*, *siau*[2] = *ieu* „ich“, *mieu* „mein“, *tieu* „dein“, *sieu* „sein“ hierher zu ziehen sind. Ich meine, dafs die ebengenannten Wörter, da sie stets vor einem anderen eng zu ihnen gehörigen Worte stehen, Behandlung wie vor dem Tone erfahren und denke, dafs dies wegen ihrer proklitischen Verwendung wohl begreiflich ist. Deutlich geht dies m. E. hervor aus folgenden Beispielen, die sich bei Bartsch, Denkm. d. prov. Lit., finden:

Que lo miau *cor es tot torbat*	S. 74, Z. 12
E lo tiau sers *s'alegara*	S. 75, Z. 6
Touts lor siaus jorns *sian l'enpassatz*	S. 72, Z. 15
Los siaus enfans *sian orphes fatz*	S. 72, Z. 18
Lor siaus efans *sian pauc presatz*	S. 72, Z. 21
L'eniquitat dels siaus payrons	S. 73, Z. 6
E miach de mots lo siau nom *lausaray*	S. 75, Z. 15 usw.

Wir sehen, dafs die Possessiva in allen Fällen vor ihren Nominibus stehen. Mithin ist es wohl angängig, proklitische Verwendung der Possessiva anzunehmen, die einer Stellung dieser Wörter in vortoniger Silbe nahezu gleichkommen und Behandlung wie im Vorton vermuten lassen könnte. — In Fällen, wo das Possessivum folgt, z. B. *Los filz siaus ajon gran dolor* (Bartsch,

---

[1] Sonst erscheinen nur gelehrte Formen, so *Thëodelés* im Département des livres bei Méon, Nouv. rec. de fabliaux et contes inédits (Paris 1823) I, 405 mit zwei Silben bildendem *eo*, ferner auch *Thëaudeles* (var. *Tÿodoles*) in der Bataille des sept Arts, ed. Paetow 1914 (Memoirs of the university of California), v. 339 und *Tiaudelet* (s. Modern Philology VII, 182). In den beiden zuletzt genannten Formen ist Kontamination von *Thëodolet* bzw. *Tïodolet* mit * *Taudolet* eingetreten.

[2] S. die schon oben S. 265f. gegebenen Beispiele; *iau* (= *ieu*) belegt auch Levy III, 360[2].

a. a. O. 73, 2), dürfte wohl Übertragung von den Fällen der obengenannten Gruppe vorliegen, wenn man nicht in *siaus* nur dialektisch unter dem Hauptton eingetretenes *iau* (s. S. 266—267) erblicken will.

Dafür, dafs *iau* = *ieu* proklitisch gebraucht werden konnte, erübrigt es sich wohl, Beispiele anzuführen; ich verweise nur auf schon oben (S. 266) angeführtes *iau* in der Sancta Agnes, v. 1214.

Sicher gehört hierher *daus*, das aus *deves*, aus *de* + *versus*, hervorgegangen ist, da dieses Wort in seiner Eigenschaft als Präposition stets eng vor das von ihm regierte Nomen zu stehen kommt.

Für *daus* finden sich Beispiele in Appels Chrest.[4] 3, 335. 18, 7. 38, 5. 115, 242, auch bei Bartsch, Denkm. d. prov. Lit. 71, 21; aufserdem die im LR und bei Levy verzeichneten Fälle.

Man könnte versucht sein, *daus* aus einer Form *davas* (< *de* + *a* + *versus*) abzuleiten mit Vokalisierung des *v* zu *u*. Da jedoch die Formen *deus, deves, devers* gegenüber den Formen *daves, davas* sich durchaus in der Mehrzahl befinden (Levy verzeichnet zwölf Fälle für *deus*, drei für *deves*, einen für *devers* gegenüber einem Fall für *daves* und fünf Fällen für *davas*; im LR ist *daves, davas* überhaupt nicht verzeichnet), so ist wohl *deves* als die Ausgangsform anzusetzen, indem das daraus erwachsende *deus*, das sich ja immer an das folgende Wort eng anschliefst, als Vortonsilbe behandelt wurde, in der nunmehr das *eu* ebenso zu *au* werden konnte wie in *leupart* > *laupart*. Auch Appel, Prov. Lautlehre, § 39 nimmt *deus* als Grundlage für *daus* an, obwohl er in der Chrestomathie *davas* als Titelkopf hinsetzt.

Von *daus* lautlich beeinflufst ist jedenfalls die Form *vaus* (Levy), die neben *vas*, *ves*, *vais*, *vert* (Levy) < lt. *versus* erscheint. Wie *deves, devas, daus* nebeneinander standen, so bildete man fälschlich zu *ves*, *vas* eine Form *vaus*; man vgl. auch Appel, Prov. Lautlehre, § 39.

Appel, Chrest.[4], S. XVI zog zu den vorliegenden Fällen auch *la us*, *la uns*, *la un*, *la u* = „der eine", entstanden aus *le us* usw., jedoch mit Unrecht. Ein Hauptargument spricht dagegen, nämlich der Umstand, dafs *la us* usw., worauf Schultz-Gora im Archiv 142, S. 318 hinweist, von einer einzigen Ausnahme abgesehen, stets zweisilbig erscheint, was zu den von uns behandelten Fällen *laupart, Daudé* usw. unmöglich stimmen kann. Es ist also eine andere Erklärung zu suchen, die Schultz-Gora a. a. O., S. 318f. gibt, indem er auf Diez, Gr. II, 451, Anm. 1 verweist und *la us* enstanden erklärt aus der Analogie an das Fem. *la una* — *l'autra* (danach also das Mask. *la un* — *l'autre*), da fast überall da, wo *la us* erscheint, auch *l'autre* dabei steht, s. Näheres bei Schultz-Gora, a. a. O., S. 318f.

In allen den nunmehr aufgeführten Fällen sehen wir ein griech.-lat. *eu*, aber auch lat. *eu*, *eo*, sogar *io*, die ursprünglich getrennten Silben angehörten, schliefslich auch ursprüngliches *e* + *v* vor Kons., sich, in vortoniger Silbe

stehend, im Altprov. zu *au* wandeln. Schultz-Gora im Altprov. El.-B., § 51 sagt von diesem Lautwandel, er sei „eine Art regressiver, auf phonetischem Wege erklärbarer Assimilation". Er meint dabei offenbar folgendes: Die Artikulation des *eo*-Lautes macht zwei aufeinanderfolgende Bewegungen der Zunge erforderlich, nämlich für die Artikulation des *e*-Lautes eine Hebung der Vorderzunge gegen den harten vorderen Gaumen und eine darauf folgende Hebung der Hinterzunge gegen den hinteren weichen Gaumen zur Hervorbringung des *o*-Lautes. Da der Übergang aus der ersten in die zweite Lage sich schnell vollzieht und schnell vollziehen mufs, weil wir es mit vortoniger, also unbetonter Silbe zu tun haben, auf deren vokalischem Elemente die Zunge naturgemäfs nicht lange verweilen will, so kann man sich wohl vorstellen, dafs man denselben zu vereinfachen suchte. Man führte den ersten Teil der Artikulation nicht vollständig aus, sondern begnügte sich mit einer geringeren Zungenhebung, weil dadurch der Übergang zu dem folgenden Laute artikulatorisch erleichtert wurde. Schliefslich hob man in noch gröfserer Bequemlichkeit die Zunge fast gar nicht mehr, so dafs diese eine Stellung einnahm, wie sie zur Hervorbringung eines *a* erforderlich. Es liegt also eine zurückgehende Wirkung des *o* oder *u* vor, d. h. der zeitlich weiter hinten stehende Vokal wirkt auf den zeitlich weiter vorn stehenden Vokal, daher der Ausdruck „regressive Assimilation" bei Schultz-Gora, wie man ja auch von regressiver Dissimilation spricht, die z. B. vorliegt in *pelerin*, wo das zeitlich hintenstehende *r* das zeitlich voranstehende *r* beeinflufst hat. —

Im wesentlichen meint Froese (a. a. O., S. 44) dasselbe wie ich mit meiner Erklärung, aber weicht im einzelnen Ausdruck ab; endlich wenn er noch einen *j*-artigen Reibelaut als Durchgangsstufe annimmt, so kann ich mich damit nicht einverstanden erklären, denn um wenigstens ein *j* selber zu artikulieren, mufs ja die Zunge noch höher steigen als zur *e*-Artikulation.

Wenn Haberl in ZRPh XXXIV, S. 154ff. daran denkt, die Entstehung des *au* in der vortonigen Silbe durch einen auf einem offenen *e* der ersten Silbe ruhendeu Nebenton zu erklären, so ist mir das unverständlich. —

Schultz-Gora, a. a. O. hält *au* für den volkstümlichen Reflex von *eo* in vortoniger Silbe, und dies ist zweifellos richtig. Denn m. E. spricht am besten die Möglichkeit der leichten Erklärbarkeit auf phonetischem Wege für die Volkstümlichkeit der Formen mit *au*, die sicherlich im Munde des sprechenden Volkes ihre Entstehung fanden.

Wenn Voretzsch uud Kalbow (s. Kalbow, a. a. O., S. 26) und Haberl a. a. O. gegen die Volkstümlichkeit der Formen ins Feld führen, dafs viele Wörter, wie *laupart*, *Daunis*, *jaumetria*, *taulegia* usw. gelehrten Ursprungs sind, so vermengen sie m. E. gelehrten Ursprung mit gelehrter Behandlungsweise. Die Wörter sind zweifellos gelehrten Ursprungs — das zeigen ihre Begriffe und die gelehrten Formen,

die neben den volkstümlichen mit *au* erscheinen, z. B. *leopart*, *Deunis*, *geometria*, *teologia* usw. —, im Munde des Volkes erfuhr hingegen ihre Lautgestalt volksmäfsige Behandlung.

Prüfen wir nun noch kurz die Chronologie des Eintritts von *au* für *eu* in vortoniger Silbe. Dieser mufs recht früh erfolgt sein, denn wir finden *Austorgius* schon in einer Urkunde aus dem Jahre 930 (s. S. 267); es handelt sich hier um ein griech.-lat. *eu*, das schon in so früher Zeit Wandlung zu *au* erfährt. Wenn wir dagegen von *Deus dédit* den ersten Beleg, der *au* für *eu* zeigt, im Jahre 1161 und den nächstältesten erst in den Jahren um 1218—1219 (s. S. 269) finden, so scheint daraus hervorzugehen, dafs in griech.-lat. *eu*, das einsilbig war, wie in *Eustorgius*, der Wandel zu *au* frühzeitiger eingetreten ist als in solchen Worten, wo *eu* im Lateinischen getrennten Silben angehörte, wie in *Deus dédit*; man vgl. hierzu auch S. 286. —

Wenn wir nun ferner aufser den Reflexen mit *au* auch solche finden, die nur *a* zeigen, z. B. an Stelle von *Austorc*: *Astorg(ius)*: von den Herausgebern der Histoire de Languedoc aus den Jahren 1175, 1238, 1266—1298, 1294, 1304 angeführt (s. Hist. de. Langued. VI, 65, X, 265, 334, IX, 179, 270), dazu urkundlich *Astorg(ius)*; ebd. X, Sp. 852 (a. 1339). XII, Sp. 826 (a. 1566—1567), Sp. 921 (a. 1569—1570)[1] sowie wohl auch den weiblichen Namen *Astorga* in der Vida de S. Honorat, ed. Sardou, XCIV; ferner an Stelle von *Daunis*: *Danis* (Mahn, Werke d. Troub., II, 229. Chans. de la Croisade contre les Albigeois, ed. P. Meyer, 7112. Vie de Sainte Enimie, ed. Sachs (Berlin 1857), 1496 usw.), so sind diese Formen höchstwahrscheinlich erst sekundär aus *Austorc* bzw. *Daunis* entstanden, mit Verkürzung von *au* zu *a* in vortoniger Silbe.

Gegenüber dem Obigen stehen nun einige Eigennamen, die dazu nicht zu stimmen scheinen, nämlich *Estaci*, *Estaca* und ähnliche Formen, = lt. *Eustachius*. Allerdings ist es auch sehr wohl möglich, dafs *Estaci*: lt. *Statius* als Grundlage hat.

Zwar ist in dem freilich erst aus dem 15. Jahrh. stammenden Mystère de St. Eustache in Rev. d. l. r. 22, S. 59, 60, 61, 63, 185, wo *Hestacius* erscheint als Name der sprechenden Person neben *Heustacius*, *Heustatius*, das ebd. S. 53—57, 60—61, 63, 185, ferner ebd. S. 8, v. 466, 468. S. 12, v. 575 und öfter im Text erscheint, *Eustachius* als Basis für *Hestacius* gesichert, doch kann leicht eine Namenskonkurrenz zwischen *Eustachius* und *Statius* vorliegen, zumal da untengenanntes *Estaci* meist als Zuname, nicht als Vorname erscheint; man vgl. auch S. 297 Anm.

Ich führe an Belegen an *Estaci* (Chans. de la Croisade contre les Albigeois, ed. P. Meyer, 1840, 1848), *Estaci* (in Rev. d. l. r. 34, S. 48, 53, 70, 73, 84, 85, 87, 93, 98), *Estassi* (ebd. S. 68, 99),

[1] Dafs *Astorg* und *Austorg* identisch sind, erhellt daraus, dafs in der Hist. d. Langued. IX dieselbe Person dreimal als *Astorg* erscheint, nämlich S. 179, 859, 871 und daneben auch einmal *Austorg* genannt wird, nämlich S. 249.

Estach (Hist. de Langued. VIII, Sp. 1367 [a. 1255]), in denen *Statius* oder *Eustachius* als Basis vorliegen kann. Eine *Eustachia* dürfte wohl Basis für den weiblichen Namen *Estacia* sein, der in der Hist. de Langued. VII, 361 in einer Urkunde aus dem Jahre 1262 erscheint. Für obengenanntes *Estaci* in der Croisade contre les Albig. ist aber nach II, 101, wo Paul Meyer die genannte Person mit *Eustachius de Quen* identifiziert, an der Basis *Eustachius* nicht zu zweifeln.

Ebenso kann für *Estaca*, das in der Histoire de la Guerre de Navarre, ed. Michel (Collect. d. doc. inéd. sur l'hist. d. France I, 4), die Hauptperson bezeichnet und dort sehr häufig vorkommt, wegen des *k*-Lautes, den das *c* dort offenbar gehabt hat, Konkurrenz mit *Statius* nicht in Frage kommen; hier mufs *Eustachius* als Basis vorliegen, wenn mir auch das auslautende *-a* in *Estaca* nicht klar ist. — Ein männlicher Name *Estaca* erscheint auch in der Hist. de Langued. X, 350, 378. Ebd. 350, Anm. 2 wird ein *Hugo Staca* aus dem Jahre 1241 erwähnt, dessen Name jedenfalls Aphärese des anlautenden *e* erfahren hat (Beispiele solcher Aphärese bei Froese, a. a. O., S. 14ff.), da er ja wegen des *k*-Lautes füglich nicht *Statius* als Basis haben kann (wobei in letzterem Falle jedoch auch *e* im Anlaut vor *st* zu erwarten sein würde).

In den genannten Formen, die *e* für *eu* zeigen, ist offenbar der zweite Komponent des Diphthongen *eu* ausgestofsen worden, so dafs nur der erste Komponent, das *e*, erhalten blieb. Man erreichte auf diese Weise eine bequeme Erleichterung bzw. Beseitigung des Diphthongen.

Als Beispiel solcher Behandlung des *eu* im Lateinischen wird von Schuchardt, Vok. II, 324, *Etychiam* (= *Eutychiam*) im Corpus Inscript. Lat. I, 819 (I^2, 1013) angeführt. Es steht dort II^{V}TYCHIAM;[1] vielleicht ist es möglich anzunehmen, dafs das über der Zeile stehende *u* andeuten soll, dafs das *u* nicht gesprochen wurde. Das Alter der Inschrift ist ungewifs.[2]

Vielleicht ist also schon im Vulgärlat. *eu* zu *e* reduziert worden, und die oben angeführten apr. Formen mit *e* für *eu* sind vielleicht Nachkommen von Formen, die schon im Lateinischen oder Vulgärlateinischen *eu* zu *e* reduziert hatten. Dafs hier der Entwicklungsgang im Apr. auffallenderweise nicht zu *au* geführt hat, könnte

---

[1] II = E; vgl. Corssen, Über Aussprache, Vokalismus und Betonung d. lat. Spr. (2. Ausg., Leipzig 1886ff.), I, 5.

[2] Spät- und mittellat. Formen, die *e* für *eu* zeigen, gibt Schuchardt, a. a. O. II, 324f. — Corssen, a. a. O. I, 674 Anm., der auf die Beispiele bei Schuchardt, a. a. O. verweist, denkt hinsichtlich der Entstehung dieser lateinischen Formen, die *e* für *eu* zeigen, an Entlehnung aus dem Griechischen mit spätgriech. (und neugriech.) Aussprache [*ev*] für *ευ* (man vgl. S. 263f.). Er meint, das Sprechen von *Evtychiam* usw. sei dem römischen Munde uubequem gewesen und man habe deshalb die griechischen Namen zu *Etychiam* usw. umgestaltet. — Dies könnte aber m. E. nur Namen betreffen, die sehr spät in das Lateinische aus dem Griechischen eindrangen.

vielleicht darauf hindeuten, dafs nur Formen mit aus *eu* reduziertem *e* als Etyma vorlagen.

Den eben besprochenen apr. Formen vergleichen sich auch Fälle, in denen ursprünglich getrennten Silben angehörendes *eo* in vortoniger Silbe im Apr. zu *e* reduziert wurde. Ich nenne *thelogie* (Levy) = lt. theologia und *Tefani(a)*: Appel, Chrest.[4] 84, 24 (Pujolos, Sel mals d'amor, Handschr. M), denn letzteres kann füglich nur *Theophania* sein,[1] das uns sonst als *taufania* erscheint (s. oben S. 269).

Hierher ziehe ich auch noch einige Namen, die im Anlaut *Ch-* oder *C-* zeigen. Es sind dies Heiligennamen, in denen das vor dem Namen stehende *sanctu(m)* in gewissen Dialekten des apr. Sprachgebiets zu *sanch* geworden war (man vgl. Schätzer, a. a. O., 70f. und Blanc, „Le Groupe CT de Sanctus dans les noms de saints en provençal" in Rev. d. l. r. 35, S. 604ff.). Durch falsche Abtrennung, indem man das auslautende *ch* fälschlich für den Anlaut des folgenden Namens hielt — vielleicht begünstigt dadurch, dafs, wie Schätzer, a. a. O., annimmt, später *saint* an die Stelle von dialektischem *sanch* trat —, blieb das *ch* in einigen Fällen irrtümlicherweise, z. T. bis heute, erhalten. — Das *Ch-*, oder dafür auch *C-*,[2] scheint nun auch einen gewissen Einflufs auf den Vokal der den Reflex des griech.-lat. *eu* enthaltenden Silbe ausgeübt zu haben.

Namen der eben besprochenen Art finde ich bei Blanc, a. a. O., 606ff.: heutiges *S.-Cibard* (Gironde),[3] heutiges *S.-Cybard*, das sich nach Blanc, a. a. O., S. 606 zweimal als Ortsname im Dép. Charente findet,[3] heutiges *S.-Cybard*, das nach Blanc, a. a. O., S. 607 und 610 im Dép. Dordogne liegt[3] und im 13. Jahrh. *Sen Chibard* hiefs.[4]

Blanc nimmt als Basis dazu *Euparchius* an. In lautlicher Hinsicht würde wohl ein *Eupardus*, der im 6. Jahrh. Bischof von Autun war,[5] mehr befriedigen.

Bei Schätzer, a. a. O., S. 73 finde ich ferner: heutiges *Saint-Chamassy* (Dordogne), das im 13. Jahrh. als *S. Eumachius*, 1365 als *Sen Amachi* und im 16. Jahrh. als *Sen Chamaci* von Schätzer belegt wird. Die Basis dazu ist *Eumachius*.

---

[1] Soltau (Blacatz, Ein Dichter und Dichterfreund, Berlin 1898, S. 48) denkt an Ableitung von *Estefania*. Dies scheint bedenklich, da Aphärese der Anlautsilbe im Apr. gewöhnlich nur dann eintritt, wenn der anlautende Vokal eine Silbe bildet (vgl. Schultz-Gora, Apr. El.-B. § 48 und Froese, a. a. O. S. 14ff.). Nordfrz. *Tefeine* (s. S. 322, A. 2) und *Tifaigne* (s. S. 302) weisen doch auf Ableitung von *Theophania*.

[2] Vgl. Blanc, a. a. O. S. 606, Anm. 2 und 610f.

[3] Vgl. dazu auch Quicherat, De la formation française des anciens noms de lieu (Paris 1867) S. 68, der den Lautvorgang hinsichtlich des *c* anders erklärt.

[4] Blanc, a. a. O. S. 606, Anm. 2 weist noch auf ein *S. Chipar* in einem canton der Champagne hin, das Chastelain in seinem Vocabulaire hagiologique ohne nähere Angaben anführt.

[5] Vgl. Dictionary of Christian Biography, ed. by Smith and Wace (London 1877ff.).

Wir sehen in *S. Cibard*, *S. Cybard* ein *i*, *y* als Reflex des ursprünglichen *eu*, in *S. Chamassy* ein *a* an dessen Stelle. Wie hat man sich die Entstehung dieser Laute zu denken? Vielleicht hat der palatale Charakter des *c* zur Entstehung des *i* beigetragen, nachdem vorher schon der Diphthong *eu* zu *e* reduziert worden war wie oben in *Estaca* (s. S. 274 f.). In *Saint-Chamassy* ist das aus *eu* reduzierte *e* zu *a* geworden, wahrscheinlich unter dem Einflufs des folgenden *m*.[1]

In den S. 274—277 behandelten Fällen haben wir gesehen, dafs die Volkssprache, um sich des Diphthongen *eu* zu entledigen, den zweiten Komponenten des Diphthongen ausstiefs und nur das *e* bewahrte. Der umgekehrte Fall, d. h. Ausstofsung des *e* und Bewahrung des zweiten Komponenten, hat stattgefunden in: *Orielus* (Bartsch, Denkm. d. prov. Lit. 99, 23) = *Euryalus* und *Hostaci* (Mystère de St. Eustache in Rev. d. l. r. 22, S. 69, v. 1335. S. 211, v. 2084, 2085)[2] = *Eustachius*, *Olâre*, *Olaire* („*en gascon*"), *Omaie* („*à Brantôme*"): beide in Chastelains Vocabulaire hagiologique und nach Chastelain = *Eulalia*, *Eumachius*, auferdem in *Locata* (= *Leucata*, *Leocata*, s. S. 269); nämlich *Locata*: Hist. d. Langued. V, Sp. 1185 (a. 1155), *Loccate*: ebd. XII, Sp. 399, 411, 415 und öfter (16. Jahrh.), *Locate*: ebd. XII, Sp. 599 (a. 1562).

Vergleichsweise kann hier auch noch angeführt werden: *tofania* „Epiphaniasfest" (= lt. *Theophania* [s. S. 269]), das Levy zweimal belegt; das *eo* in *Theophania* gehörte jedoch getrennten Silben an.

Der Fall, dafs der erste Komponent des Diphthongen *eo* (= *eu*)[3] ausgestofsen wurde, begegnet schon in einer rustik-lateinischen Form, denn *ermeneumata non erminomata* findet sich in der Appendix Probi (s. Förster-Koschwitz, Altfrz. Übgsb.[5], S. 231, Z. 190). Besonders bemerkenswert ist, dafs hier *eu* unter dem Ton stand.

Zu diesem sicheren Beispiel aus früher Zeit stimmen die oben angeführten apr. Formen, die den zweiten Komponenten des Diphthongen *eu* — ebenso wie *erminomata* in der Appendix Probi — durch *o* wiedergeben, eine Folge des lautlichen Zusammenfalls von kurzem *u* mit *o* im Vulgärlateinischen.

Es begegnet aber auch einmal eine Form, die *u* an Stelle von *o* als Reflex von *eu* zeigt, nämlich *Ustorgio* in einer Urkunde aus den Jahren um 1031 im Cartul. d. Conques, S. 228. Dafs die Basis *Eustorgius* vorliegt, ist sicher, denn dieselbe Person wird am Anfang der Urkunde *Eustorgius* genannt. — Wie soll man sich die Form *Ustorgio* erklären, die ganz vereinzelt im Cartul. d. Conques steht neben so zahlreichen Belegen von *Austorgius* und *Eustorgius* (s. oben S. 267 f.)? Man könnte daran denken, dafs statt Reduzierung von *eo* zu *o* (s. oben *Orielus*) unvolkstümlich erhalten

---

[1] Zum Wandel von *e* zu *a* vor *m* in vortoniger Silbe, vgl. Froese, a. a. O. S. 88.

[2] Man vgl. *Estaci* = Eustachius (s. S. 274 f.).

[3] Man vgl. S. 262.

gebliebenes *eu* (s. S. 262 f.) zu *u* reduziert worden wäre.[1] — Parallel dazu würde stehen *lupart*[1] für *leupart*[2] < lt. *leopardum*, wo jedoch *eo* ursprünglich getrennten Silben angehörte. *lupart* findet sich im LR IV, 48[2] als nom de monnaie verzeichnet. Levy und Froese (a. a. O., S. 43) ziehen freilich dieses *lupart* im LR stark in Zweifel.

II. Germanisches *eu*.

Die urgermanische Existenz des Diphthongen *eu* ist erwiesen durch Formen mit *eu*, die wir auf Runeninschriften finden, z. B. *leub, leubwini, treulēsnis, steup-fædaer* usw.[3]

Im Ahd. erfuhr das *eu* aber noch in vorliterarischer Zeit „Brechung" zu *eo* vor *a, e, o* der folgenden Silbe. In den übrigen Fällen wandelt sich *eu* zu *iu*.[4]

Dafs im fränkischen Dialekt das Ahd. aber noch das alte *eu*, neben jüngerem *eo*,[5] bis ins 8. Jahrhundert bestand, ergibt sich aus Braunes Althochd. Gr. §§ 47, Anm. 1 und 49, Anm. 4. Dort wird auf Arbeiten von Socin[6] und Kossinna[7] verwiesen, wo (s. Socin S. 229 und Kossinna S. 34) sich Beispiele für das Erhaltensein des alten *eu* im fränkischen Dialekt finden. Mithin ist an der Geltung von *eu* im Fränkischen, das für das Französische in etymologischer Hinsicht am meisten in Frage kommt, nicht zu zweifeln.

Auch für das Burgundische, das jedenfalls zum Wortschatz des Altprov. und Altfrz. ebenfalls manches beigesteuert hat, ist unveränderte Geltung des *eu* anzunehmen. Wackernagel in seiner Abhandlung „Sprache und Sprachdenkmäler der Burgunden"[8] S. 364—367 stellt für das Burgundische die Geltung des *eu* als ziemlich sicher dar; man vergleiche die dort aufgeführten Beispiele. Wackernagel begeht allerdings den Irrtum, dieses *eu* als aus älterem *iu* hervorgegangen anzusehen.

Auch für das Westgotische ist man geneigt, Geltung des *eu* anzunehmen auf Grund der überlieferten Schreibungen westgotischer

---

[1] Man vgl. die nordfrz. Reflexe *Usage* < *Eusebius* und *lupart* < *leopardum* (s. S. 300), in denen *u* aus *eu* mit Schwund des ersten Komponenten des *eu* entstanden sein dürfte.

[2] Man vgl. S. 269, Anm. 3.

[3] Man vgl. Streitberg, Urgermanische Grammatik (= Samml. v. El.-B. d. altgerman. Dialekte, hrsg. von Streitberg, 1) Heidelberg 1896, § 62.

[4] Man vgl. Braune, Althochd. Gr. § 47.

[5] Man vgl. Braune, Althochd. Gr. § 47, Anm. 1 und Socin (s. Anm. 6), S. 229.

[6] Socin, „Die althochdeutsche Sprache im Elsafs vor Otfried von Weissenburg. Nach Namen und Urkunden dargestellt", in den Strafsburger Studien I, S. 101 ff. (Strafsburg 1883).

[7] Kossinna, Über die ältesten hochfränkischen Sprachdenkmäler = Quellen und Forschungen 46 (Strafsburg 1881).

[8] In „Kleinere Schriften von Wilhelm Wackernagel". 3. Bd. (Leipzig 1874), S. 334—416.

Eigennamen mit *eu*,[1] für die sich Beispiele bei Kremer, „Zum Westgotischen" in Paul und Braunes Beiträgen VIII, 454ff. und Bezzenberger, „Über die *a*-Reihe der gotischen Sprache" (Göttingen 1874) S. 10ff. finden.[2] Dieser Annahme widerspricht jedoch das *iu*, das in Wulfilas Bibelübersetzung die Norm ist. Man ist demgemäfs nicht sicher, ob *eu* oder *iu* für das Westgotische anzusetzen ist. Vielleicht hat Schönfeld[3] recht, der *iu* nur dem Dialekt Wulfilas zurechnen, sonst aber für das Westgotische *eu* gelten lassen möchte. — Im Gegensatz zum fränkischen *eu*, dessen *e* augenscheinlich offen war, da z. B. in frk. **speut* das *e* im Altfrz. zu *ie* (*espieu*)[4] diphthongiert, scheint aber im Gotischen das *e* in *eu* geschlossen gewesen zu sein, was den Übergang zu *iu* begünstigen konnte. —

Auch für das germ. *eu* ist höchstwahrscheinlich dieselbe Aussprache anzunehmen wie für das *eu* im Griechischen und Lateinischen (s. oben S. 262); es wird also ein *e* mit einem unmittelbar darauf folgenden *u* gesprochen worden sein. Diese Annahme wird gestützt dadurch, dafs im Ahd. der erste Komponent des ahd. *eo*, *io* (< älterem *eu*) stärker betont gewesen sein mufs als der zweite (man vgl. S. 262), woraus eine zweilautige Geltung von *eu*, das aber nur eine Silbe bildete, hervorzugehen scheint. —

Da im Fränkischen Formen mit *eu* und *eo* nebeneinander standen (s. oben), so werden wir teils Formen mit *eu*, teils solche mit *eo* als fränkische Etyma ansetzen.

Nicht leicht ist es nun zu entscheiden, aus welcher der genannten germanischen Sprachen bzw. Dialekte die einzelnen Wörter übernommen worden sind. Neben dem Fränkischen wird Burgundisch und Westgotisch zum Wortschatz des Altprov. beigesteuert haben, ohne dafs auf Grund der lautlichen Verhältnisse im Altprov. eine genaue Entscheidung getroffen werden kann, ob für die einzelnen Fälle fränkische oder burgundische oder westgotische Etyma vorlagen.

Wir behandeln zunächst die Entwicklung, die germ. *eu* unter dem Hochton im Aprov. genommen hat. Es kommen hier nur Appellativa in Betracht.

Wir finden zunächst das germ. *eu* nicht selten unverändert als *eu* bewahrt. Solche Fälle liegen vor in: *espeut* (LR III, 181²) < frk. oder burgund. **speut*,[5] *estreup* (LR III, 231¹, Levy),

---

[1] Man vgl. auch Streitberg, Gotisches Elementarbuch (= Samml. germ. El.-B., hrsg. von Streitberg, 1. Reihe, 2), Heidelberg 1900, § 21, 9.

[2] Diese Annahme wird gestützt durch die Tatsache, dafs auch im Westgotischen Portugals *eu* herrscht, s. Meyer-Lübke, Romanische Namenstudien I (= Sitzgsb. d. kais. Ak. d. W. i. Wien, Phil.-hist. Kl. 149. Bd., 2. Abhandlg., Wien 1905), S. 100.

[3] S. Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen nach der Überlieferung des klassischen Altertums bearbeitet (= Samml. germ. El.- u. Handb., hrsg. von Streitberg, IV, 2), Heidelberg 1911, S. 229.

[4] Man vgl. S. 304f.

[5] Man vgl. Suchier in ZRPh. I, 430. — Die Bedeutung von **speut* ist „Spiefs".

estreu (Schultz-Gora, Prov. Studien II, 106)[1] < germ. **streup*,[2] *feu* (LR III, 293[2], Levy) < germ. *vehu*,[3] dazu *nef(f)eu* (LR III, 295[1], Levy, *sorrefeu* (LR III, 295[2]),[4] *treu* (ein Beleg bei Levy), *trev*[5] (ein Beleg in LR V, 409[2]), ferner: *treuba* (Obl. Pl. *treubas*), *treube* (Obl. Sg.), *treuve* (Obl. Pl. *treuves*), *treue* (Obl. Pl. *treues*): (Levy) < frk. *treuwa*.[6]

Daneben begegnet häufig *ieu* als Reflex des germ. *eu* unter dem Hauptton, so z. B. in *espieut* (LR III, 181[2]), *espieut* (Fierabras, ed. Bekker, v. 2906), *espieu* (Levy) < frk. oder burgund. **speut*, *estrieu(p)*: (LR III, 231[1], Levy < **streup*, *fieu* (LR III, 293[2]) < germ. *vehu*, dazu *sobrefieu* (LR III, 293[2]).[7]

In diesen Fällen zeigt sich die vor folgendem Hiat-*u* mögliche Diphthongierung des offenen *e* zu *ie* (s. Schultz-Gora, Altprov. El.-B., § 22), das sich mit dem folgenden *u* zum Diphthongen *ieu* verbindet.

Wenn neben obengenanntem *espieut* auch ein *espiaut* im LR III, 181[2] erscheint, so ist hier jedenfalls unter dem Hochton *ieu* zu *iau* durch dialektischen Einfluſs geworden; man vgl. S. 267.

Die Reflexe des germ. *eu* unter dem Hochton im Aprov., die wir bisher fanden, nämlich *eu* und *ieu*, waren ziemlich leicht zu erklären. Schwieriger ist die Erklärung, wenn wir *iu* oder *io* für ursprüngliches germ. *eu* unter dem Hochton finden. *iu* bzw. *io* begegnet in *estriub* (LR III, 231[1]), *striu*: (s. Rev. d. l. r. XXXV, 84[2]), *estriop*: Bartsch, Chrest. prov.[6] 293, 11 (Peire Guilhem) < germ. **streup*.

Man könnte diese Reflexe von einem westgot. **striup* (vgl. Brüch, a. a. O. S. 35 f.) ableiten, sofern es berechtigt ist, für das Westgotische eine Form mit *iu* anzusetzen (vgl. S. 278 f.). Andernfalls müſste ein **streup* als Basis vorliegen und Dissimilation von *eu*, *eo*[8] zu *iu*, *io* erfolgt sein, eine Dissimilation, für die allerdings

---

[1] Man vgl. dazu auch Schultz-Goras Anm. in Prov. Studien II, 107.

[2] Die Etymologie von apr. *estreup*, *estreu* usw. ist noch nicht recht aufgeklärt. Doch wird man wohl von einem germ. **streup* auszugehen haben; man vgl. Brüch, D. Einfl. d. germ. Spr. auf d. Vglt. 35/36 Anm. — Die Bedeutung der Reflexe von **streup* ist „Steigbügel".

[3] *feu*, *fieu* usw. leiten sich wohl am besten von einem germ. *vehu* her; man vgl. Gröber in ZRPh. II, 462. — Auch Schultz-Gora im Altprov. El.-B. § 57 scheint geneigt, germ. *vehu* als Etymon für apr. *feu* anzusehen. Die Bedeutung der Reflexe von *vehu* ist „Lehen".

[4] Dazu gehören auch Ableitungen von *feu*, *fieu* wie *feuatge*, *feuadge* s. m., *feual* s. m. (L. R. III, 294[1]) usw. — Wenn wir auch Ableitungen wie *feuzatier* s. m. (L. R. III, 294[2], Levy), *fieuzatier* s. m. (Levy) und mit *iu* : *affiuzar* vb. (L. R. III, 295[1]) usw. finden, so weist deren intervokales *z* auf ein etymologisch vorliegendes *d* hin, das z. B. in mittellat. *feudum* (Du Cange) vorliegt. Die genannten Formen dürften daher sekundäre Ableitungen zu mittellat. *feudum* sein.

[5] Ich nehme an, daſs hier *ev* = *eu* ist.

[6] Ahd. *triuwa*, *treuwa* (Schade, Altd. Wb.). Die Bedeutung der Reflexe von *treuwa* ist „Waffenstillstand" usw.

[7] Dazu als Ableitung *fieuzatier*, s. Anm. 4.

[8] Über den Wechsel von *eu* und *eo* in den germ. Etymis s. S. 278 f.

sonst Beispiele im Aprov. fehlen, denn in der Regel zeichnen sich Fälle derartiger Dissimilation im Aprov. durch Silbigkeit der Hiatvokale als nicht volkstümlich aus (man vgl. Schultz-Gora, Aprov. El.-B., § 51 und Froese, a. a. O., S. 45 f.). Da das *e* im westgot. Diphthongen *eu* geschlossen gewesen sein dürfte (vgl. S. 279), so wäre, falls ein westgot. **strẹup* als Basis für *estriub*, *estriop* vorliegen sollte, der im Verlaufe der Dissimilation erfolgte Übergang des geschlossenen *e* im Diphthongen *eu*, *eo* zu *i* leicht verständlich, da ja die Artikulationsstellen des geschlossenen *e* und des *i* dicht nebeneinander liegen.

iu findet sich ferner in *refiu* (Levy VII, 146[2]).

Hier könnte germ. *vihu* zugrunde liegen, das neben *vehu* bestand.[1] Andernfalls müfste *feu* (s. oben S. 280) zu *fiu* durch Dissimilation von *eu* zu *iu* geworden sein in derselben Weise wie *estreu(p)* zu *estriu(b)* (s. oben).

Ferner erscheint *iu* auch in: *triuba* (Obl. Pl. *triubas*), *triube* (Levy) < frk. *trẹuwa*.

Hier scheint Dissimilation von *eu* zu *iu* (s. oben zu *estriub*) vorzuliegen, und zwar Dissimilation des frk. *ẹu* mit offenem *e* zu *iu*, denn ein got. *triggva* scheint mir als Etymon für *triuba* in keiner Weise zu passen. Man könnte höchstens an Einwirkung des *i* in got. *triggva* auf die obengenannten *triuba*, *triube* denken und vermuten, dafs das *iu* in den obengenannten Formen an Stelle von *eu* durch solche Einwirkung entstanden sei.

Hierher gehört auch noch *esq(u)iu*, fem. *esquiva*[2] (LR III, 191[2], Levy).

Wie sind diese Formen zu erklären? — Eine Ableitung der Formen von einem westgot. **skiuh*,[3] an die Brüch (a. a. O. S. 36) denkt und die lautlich vollkommen befriedigen würde, ist deshalb bedenklich, weil es durchaus fraglich ist, ob wir berechtigt sind, für westgot. Etyma Formen mit *iu* anzusetzen (s. S. 279). Man müfste dann an Ableitung aus einem westgot. **skẹuh*[3] oder fränk. oder burgund. **skẹuh*[3] denken, in denen sich durch Dissimilation *eu* zu *iu* entwickelt hätte ebenso wie die Entwicklung von **streup* > *estriu(b)*, *treuwa* > *triuba* (s. oben). Meyer-Lübke (REW 8002) sieht *esquiu* nur als Ableitung von *esquivar* (s. unten) an.[4]

Es begegnet zuweilen auch nur *e* als Reflex des germ. *eu*.

---

[1] Man vgl. Schade, Altdeutsches Wörterb., 2. Aufl., S. 193[2].

[2] In *esquiva* hat sich das in intervokale Stellung getretene *u* (in *esquiu*) zu *v* gewandelt; man vgl. zu diesem Wandel S. 284.

[3] Ags. *scēoh*, ahd. **sceoh*, **scioh*, mhd. *schiech* (s. Schade, Altd. Wörterb.[2], S. 792[1]). Die Bedeutung der Reflexe von **skeuh* ist „scheu“, „schüchtern“ usw.

[4] *esquis* (Nom. Sg.): Appel, Chrest.[4] 6, 139 (Chanson d'Antioche), *eschis* (Obl. Pl.); ebd. 1, 622 (Girart de Rossillon) sind wohl Entlehnungen der nordfrz. Formen *esquis*, *eschis*, die aus *esquif* mit Verlust des *f* vor flexivischem *s* zu erklären sein dürften; man vgl. S. 306, Anm. 3.

Hier kommt in erster Linie in Betracht: *treva*, *trega*, *tregua*[1] (LR V, 409[2], Levy), wobei die Formen mit *v* nach Levy weit häufiger sind (man vergleiche Karch, Die nordfrz. Elemente im Altprov. Diss. Heidelberg 1901, S. 49, der sieben Belegstellen für *treva* aufzählt).

Etymon zu den genannten Reflexen ist jedenfalls frk. *treuwa.*[2] Direkt von *treuwa* leitet sich wohl *tregua* ab, wo germ. *w* als *gu* wie im Anlaut erscheint (man vgl. Schultz-Gora, Altprov. El.-B., § 73). — Wegen des *g* in *tregua* auf Herleitung aus got. *triggva* zu schliefsen, ist nicht empfehlenswert, da das *e* in aprov. *trega*, *tregua* (auch in *treva*) stets offen ist, wie ich aus Appel, Prov. Lautlehre, §§ 10, 29 entnehme. — Hingegen scheint das *v* in *treva* auf Entlehnung von aprov. *treva* aus dem Nordfrz. (nordfrz. *treve*, s. S. 310) hinzuweisen, wie sie Karch, a. a. O. S. 49 als vorliegend erachtet. Karch a. a. O. belegt auch eine Form *trieva*, die auf Einflufs von nordfrz. *trieve* (s. S. 308) hinzuweisen scheint.

Was nun hier die lautlichen Gesichtspunkte des Diphthongen *eu* anbetrifft, so sehen wir in den häufigsten Reflexen von *treuwa*, d. s. *treva*, *trega*, *tregua* (s. oben), nur *e* als Reflex des germ. *eu.* Vielleicht ging das *u* des germ. Diphthongen in dem folgenden ursprünglich bilabialen *w* früh verloren. Daneben stehen aber auch Reflexe von *treuwa*, die germ. *eu* als *eu* erhalten haben (s. oben S. 280) und solche, die *iu* dafür zeigen (s. oben S. 281).

Vielleicht gehört hierher auch *estrep* (Jaufre, ed. Breuer, 705, 1070)[3] < germ. **streup*. *estrep* könnte aus *estreup* (s. oben S. 279) verkürzt sein durch Fall des zweiten Komponenten des germ. Diphthongen; man vgl. oben (S. 274 f.) die Entwicklung von *Estaca* < *Eustachius*, wiewohl natürlich in *Estaca* die Verkürzung von *eu* zu *e*, im Gegensatz zu *estrep*, in vortoniger Silbe erfolgte.[4] — Auch ein *estriep* findet sich bei Levy III, 349[1] belegt, das vielleicht aus *estrieup* (s. oben S. 280) entstand mit Schwund des *u* wie *estrep* aus *estreup* (s. oben).

Endlich gehört hierher noch *gres gresa*, *gressa* (Levy) „Kies", „kiesiges Stück Land" usw.

Es mufs dies eine späte Entlehnung sein, da das Wort hochdeutschen Spiranten aus älterem *t* zeigt, also eine etymologische Form, die der Zeit nach der hochdeutschen Lautverschiebung angehört, voraussetzt. Es ist daher an ahd. *greoʒ*, *grioʒ*[5] als Etymon

---

[1] Dazu gehört wohl als lautlich von *treva*, *trega*, *tregua* beeinflufst: *trevar* vb., *entregar* vb. (L. R. V, 410[1]), *entregamen* s. m. (L. R. ebd.), aufserdem *entreugar* vb. (L. R. ebd.), das vielleicht gelehrte Anlehnung an mittellat. *treuga* (Du Cange) darstellt.

[2] Man vgl. S. 280, Anm. 6.

[3] Die Stellenangabe ist bei Levy nachzutragen.

[4] Es könnte in *estrep* vielleicht auch Einwirkung einer germ. Wurzel **strīp*, die Körting, Et. Wb.[3] 9113 ansetzt, vorliegen; man vgl. dazu auch Brüch, a. a. O., S. 35/36 Anm.

[5] S. Schade, Altd. Wörterb.[2], S. 352[1].

zu denken.[1] Ein ahd. *greoȥ* paſst ohne Schwierigkeit als Etymon für die obengenannten aprov. Formen. *e* im Diphthongen *eo* präponderierte im Ahd.,[2] so daſs der zweite Komponent des Diphthongen schwinden konnte.

Im Gegensatz zu den eben betrachteten Fällen, in denen der Reflex des germ. *eu* im Aprov. auf dem ersten Elemente des germ. Diphthongen basiert, stehen einige seltene Fälle, in denen nur das zweite Element des germ. Diphthongen erhalten ist.

Ich nenne zunächst *estrop*, das Levy III, 348[2] belegt, < germ. **streup*.

Wie *estreup* (s. S. 279) zu *estrep* (s. S. 282) mit Schwund des zweiten Komponenten des germ. Diphthongen *eu*, so konnte auch **estreop* (= *estreup*)[3] mit Schwund des ersten Komponenten des germ. Diphthongen zu *estrop* werden;[4] man vgl. oben (S. 277) *Orielus* < *Euryalus*, wo freilich die Reduzierung von *eo* (= *eu*) zu *o*, im Gegensatz zu *estrop*, in vortoniger Silbe erfolgte.

Hierher gehört auch noch *trube* (Obl. Pl. *trubes*), das Levy VIII, 455[1] belegt, < frk. *treuwa*.

Hier scheint nur der zweite Komponent des germ. Diphthongen bewahrt zu sein. Oder verdankt das *u* seine Existenz nur dem Einfluſs des folgenden verdunkelnden Labials?[5]

Wir kommen nun zu den Fällen, in denen germ. *eu* im Aprov. in vortoniger Silbe auftritt und haben hier zunächst die Reflexe von germ. **skeuh(j)an*[6] (ahd. *skiuhen*) zu betrachten, dem im Aprov. *esquivar* (LR III, 191 f., Levy), *eschivar* (Appel, Chrest.[4] I, 337: Girart de Rossilon), *esquivir*, *eschivir* (Levy) „vermeiden" als Reflexe entsprechen.[7] Man könnte annehmen, daſs *esquivar* sich aus einem westgot. **skiuh(j)an* herleitet (man vgl. Brüch, a. a. O. S. 35) mit Konsonantierung des in intervokale Stellung getretenen *u* zu *v*. Da ich aber die Berechtigung des *iu* in den gotischen Etymis bezweifle (vgl. S. 278 f.), halte ich es für ratsam, von einem **skeuh(j)an* auszugehen. Der zweite Komponent

---

[1] S. Meyer-Lübke, REW 3876.

[2] Man vgl. S. 304 f.

[3] *eu* und *eo* wechselten im Germ.; man vgl. S. 278 f.

[4] Es könnte hier vielleicht auch Einwirkung einer german. Wurzel **strŭp* vorliegen, die Körting, Et. Wb.[3] 9113 ansetzt; man vgl. dazu auch Brüch, a. a. O., S. 35/36 Anm. — Wenn wir auch *estruop* und *estruep* (s. Levy III, 348[3] f.) als Reflexe von germ. **streup* finden, so können dies Kompromiſsformen bzw. Kontaminationen aus germ. **streup*, **strŭp* und apr. *estrop* (s. oben) sein. Oder liegt in *estruep* nur Metathese von *eu* in *estreup* (s. S. 279) zu *ue* vor?

[5] Beispiele für Vokalverdunkelung im Apr., hervorgerufen durch folgenden Labial, gibt Froese, a. a. O., S. 89.

[6] Man vgl. Bruckner in ZRPh XXIV, 69, der darauf hinweist, daſs das germ. Verb ursprünglich eine *j*-Ableitung war. Das Verb lautete also wohl ursprünglich **skeuhjan*. Meyer-Lübke (REW 8002) gibt *skiuhan* als Basis für apr. *esquivar* und berücksichtigt apr. *esquivir* gar nicht.

[7] Dazu gehören als Ableitungen: *esquivable* adj., *esquivamen* s., *esquivanza* s. (Levy) usw.

des Diphthongen, das *u*, trat in intervokale Stellung und verwandelte sich deshalb in *v*, während der erste Komponent des Diphthongen als *i* erscheint, vielleicht hervorgerufen durch den vorhergehenden Palatal. Obengenanntes (*esquivir*) *eschivir*, das freilich nur einmal, wenn auch durch den Reim gesichert, belegt ist, scheint der genaueste Reflex eines **skeuhjan* zu sein, also eines germ. Verbs auf *-jan*, dem im Romanischen genau nur die Reflexe auf *-ir* entsprechen.[1]

Es ist in *esquivar*, *esquivir* wohl die einfachste Modifikation des germ. Diphthongen *eu* zu erblicken, nämlich Übergang des zweiten Komponenten des Diphthongen zu *v* im Aprov. — Denselben Übergang des in intervokale Stellung tretenden *u* (des Diphthongen *eu*) zu *v* zeigen auch Ableitungen zu aprov. *feu*, *fiu* (s. S. 280 f.), z. B. *fevatier* s. m. (LR III, 294², Levy III, 476¹), *fivatier* s. m., *fevaumen*. *fevalemen* adv. (Levy III, 476¹).[2]

Wenn wir von den eben betrachteten Reflexen von **skeuh(j)an* absehen, so ist aber der regelmäſsige volkstümliche Reflex des germ. *eu* vor dem Ton *au*, gleichwie der des griech.-lat. *eu* in derselben Stellung (man vgl. oben S. 272 ff.).

Es begegnen mit *au* aus germ. *eu* in vortoniger Silbe schon Reflexe auf merowingischen Münzen. So finde ich in der „Liste des noms d'hommes gravés sur les monnaies de l'epoque mérovingienne", die A. de Barthélemy in der Bibliothèque de l'Ecole des Chartes XLII (1881) veröffentlicht, auf S. 297 verzeichnet: *Laubodo*, *Laudilfo*, *Launardus* (letzterer aus Angers). Alle drei Namen sind uns auf merowingischen Münzen erhalten. *Laubodo* wird jedenfalls zu germ. *Leudobod* (Först.) zu stellen sein (ein *Leodobod* begegnet bei Pardessus, Diplomata, chartae, epistolae, leges aliaque instrumenta ad res Gallo-Franciscas spectantia [Paris 1843 ff.] II, 142 [a. 667], ein *Leodebaudus* ebd. I, 129 [a. 566], II, 111 [a. 659]).[3] — *Laudilfo* steht jedenfalls für *Laudulfo* und hat als Basis *Leudulf* (*Leutulf* begegnet im Pol. R. 73). — Was endlich den dritten obengenannten Namen *Launardus* angeht, so wird dieser als Basis *Leonard*[4] haben, der aus dem 6. Jahrh. auf gallischem Boden belegt ist.[5]

---

[1] Man vgl. Bruckner in ZRPh XXIV, 69, der nur die roman. Formen auf *-ir* (also apr. *esquivir*, afz. *eschevir*, *eschivir* usw.) für genaue Reflexe des germ. Verbs (**skeuhjan*) hält und in den Formen auf *-ar* = afz. *-er* (apr. *esquivar* = afz. *eschiver*, *eschever*) nur sekundäre Ableitungen aus den von germ. **skeuh* abgeleiteten Adjektiven, apr. *esquiu* (s. oben) = afz. *eschiu*, *esqueu* usw. (s. unten S. 305), erblickt.

[2] Man vgl. S. 280, Anm. 4.

[3] Waltemath, Die fränk. Elemente in d. frz. Spr. (Diss. Straſsburg 1885), S. 29 identifiziert einen *Laubodo* mit *Laumbodo* (einen *Launobaudus* belegt Först. aus dem 7. Jahrh. auf gallischem Boden), aber wohl fälschlich, da *m* bzw. *n* in *Laumbodo* (*Launobaudus*) schwerlich schwinden konnte.

[4] *eo* in *Leonard* geht freilich nicht auf ursprüngliches germ. *eu* zurück; Förstemann stellt *Leonard* unter den Stamm *Lev-*, *Levon-*.

[5] S. Mon. Germ. hist. Script. rer. Merov. I, 1, S. 299 (Gregor von Tours, Historia Francorum). — Waltemath, a. a. O., S. 42 stellt *Launardus* zum germ. Stamm *Launa-*, jedoch wohl irrigerweise; ich finde wenigstens bei Först. unter dem Stamme *Launa-* keinen *Launard* verzeichnet.

Den eben besprochenen Reflexen aus der Merowingerzeit schliefsen sich Reflexe aus gleichfalls sehr früher Zeit an. Den ältesten Beleg bietet hier ein *Laudaldus*, der in der Hist. de Languedoc II, Sp. 75 schon in einer Urkunde aus dem Jahre 812 erscheint. Basis dazu ist jedenfalls *Leudovald* (von Först. aus dem 6. Jahrh. auf gallischem Boden belegt).

Die gleiche Basis haben noch: *Lautaldus*: Cartul. de Conques 270, 319 (aus dem Ende des 11. Jahrh.) und *Lautaldus*: Hist. de Languedoc V, Sp. 996 (Urkunde aus dem Jahre 1133).

Den zweitältesten Beleg bildet: *Lautarius*: Cartul. de Conques 412, 413 (a. 838) = *Leuthar* (Först.); man vgl. *Leutherus* (Pol. R. 72).

Die gleiche Basis haben noch: *Lauderius*: Hist. de Langued. VIII, Sp. 349 (a. 1180) und *Lauterius*: ebd. Sp. 979 (a. 1234).

Aufserdem erscheinen noch: *Lautelmus*: Cartul. de Conques 107 (a. 904) = **Leuthelm* (man vgl. *Liuthelm* bei Först.), *Lautardus*: ebd. 186 (a. 914), 300 (a. 937—954), 208 (a. 974), 255 (a. 1003) und öfter = *Leuthardus* (Pol. R. 19, 66), *Laugarda* (fem.): ebd. 279 (a. 928) = *Leutgardis*, *-a* (aus dem 8. Jahrh. von Först. auf gallischem Boden belegt), *Lauteldis* (fem.): ebd. 140, 141 (a. 1012) = *Leuthildis* (Pol. Irm. 45), *Laufredus*: ebd. 268 (aus dem Ende des 11. Jahrh.) = *Leutfrid* (Pol. R. 67, 73), *Lauguier*: Hist. de Langued. VIII, Sp. 434 (Urkunde aus dem Jahre 1195) und *Laugerius*: ebd. Sp. 323 (Urkunde aus dem Jahre 1176), 490 (Urkunde aus dem Jahre 1204) = *Leutgar* (Pol. R. 55).

Neben den Reflexen mit *au* erscheinen jedoch noch häufig Reflexe mit *eu*, z. B. im Cartul. de Conques: *Leutardus* S. 232, *Leutfredus* S. 5, *Leudgarius* S. 177 usw. usw.

Zu den genannten zahlreichen Belegen aus früher Zeit, die *au* für *eu* in vortoniger Silbe zeigen, stimmen folgende Belege aus der aprov. Literatur: *Launart* (Appel, Chrest.[4] 60, 18. 66, 20. Chansons de Guillaume IX, ed. Jeanroy, Paris 1913, V, 18) = *Leonard* (s. S. 284), *Lhaupart* (Mahn, Werke d. Troub. III, 267) = *Leupard* (von Först. aus dem 7. Jahrh. auf gallischem Boden belegt), *Laudebert* (Leodegar v. 194, 197, 205) = *Leudebert* (von Först. aus dem 7. Jahrh. auf gallischem Boden belegt),[1] *Daurel*, *Dauriel* (Daurel et Beton, ed. P. Meyer, v. 4, 83, 90, 101, 103, 113 usw.), *Daurel* (Bartsch, Denkm. d. prov. Lit. 91, 21), *Daurelet* (Daurel et Beton v. 355).

Das Etymon zu *Daurel* ist freilich nicht sicher; ich möchte aber den Namen von **Deurilo* ableiten (man vgl. Kalbow a. a. O. S. 110, der **Diurilo* als Etymon für *Daurel* ansetzt), denn es be-

---

[1] Kalbow, a. a. O., S. 82 leitet *Laudebert* von germ. *Chlodobert* ab und sucht diese Ableitung durch umgekehrte Schreibung des provenzalischen Kopisten, der für sein prov. *au* oft nordfrz. *o* sah und daher umgekehrt für *o* ein *au* setzte, zu erklären. Ich halte Kalbows Annahme für ziemlich unwahrscheinlich. — Gaston Paris schreibt in seiner Ausgabe des Leodegar in Romania I, 314f. *Lodebert* an Stelle von *Laudebert*, das die Handschrift bietet.

gegnen Namen, die *Deur-*, *Diur-* im ersten Gliede ihrer Zusammensetzung zeigen, auf gallischem Boden, z. B. *Diorisma* (fem.): Pol. R. 48[2]; ferner belegt Först. *Deurtrudis* (fem.) aus Pol. Irm. 192, *Deorold* aus Pol. Irm. 228, 264. Auch Waltemath a. a. O. gibt in seinem Verzeichnis fränkischer Eigennamen aus dem 5.—9. Jahrh., S. 18 einen *Deorovaldus*, *Deorigisilo* und einige andere. — Mithin halte halte ich die Ansetzung eines **Deurilo* als Etymon für *Daurel* für angängig, wobei zu beachten ist, dafs für das germ. Diminutivsuffix *-ilo* in Gallien mehrfach lat. *-ellus* gesetzt wurde, daher denn *Daurél* (s. Schultz-Goras Bemerkungen in Archiv 91, 245).

In den S. 284 f. genannten Fällen sehen wir also Wandel von (germ.) *eu* vor dem Ton zu *au*, dessen Entstehung wir oben S. 273 besprachen. Es hat hier also germ. *eu*, in vortoniger Silbe stehend, dieselbe Entwicklung, zu *au*, genommen wie griech.-lat. *eu*, eine Entwicklung, die wir oben (S. 273 f.) für volkstümlich erklären konnten.

Wie frühe der Wandel von germ. *eu* vor dem Ton zu *au* schon eintrat, erhellt aus den oben gegebenen Beispielen für das Vorkommen auf merowingischen Münzen (s. S. 284), sowie aus dem frühen urkundlichen Beleg aus dem Jahre 812 (s. S. 285), während wir für den Wandel vou griech.-lat. *eu* vor dem Ton zu *au* den ersten urkundlichen Beleg aus dem Jahre 930 haben (s. oben S. 267).

Den Fällen, die *au* aus germ. *eu* in vortoniger Silbe zeigen, will ich noch anfügen *Mon(t)lanart* (Chans. de la Croisade contre les Albigeois, ed. P. Meyer, v. 2581, 6368), in dem *Lanart* wohl erst sekundär aus *Launart* (s. oben S. 285) erwuchs; ferner will ich noch anfügen folgende Reflexe von germ. *Leudegar*, von dem wir oben (S. 285) auch Reflexe mit *au* fanden, nämlich *Latgerius*, der schon in einer Urkunde aus dem Jahre 900 im Cartulaire de Conques 209 erscheint, *Guillem Bernard de Saint-Lager* (Hist. de Langued. V, Sp. 1785 [a. 1225]), *Saint-Lagié vers Lyon*, *Saint Leagier en Gascogne* (beide in dem Vocabulaire hagiologique von Chastelain, Paris 1694), und den heutigen Ortsnamen *Saint-Lager* (Rhône).

Ebenso wie *Lanart* wohl erst sekundär aus *Launart* entstand, wird wahrscheinlich auch *La(t)ger(ius)*, *Lagié* erst sekundär aus *Lautgerius*, *Laugier* (belegt ist *Laugerius*, s. S. 285) entstanden sein mit Verkürzung von *au* zu *a* in vortoniger Silbe. Der Wandel scheint parallel zu sein dem von *Austorc* > *Astorg(ius)*, *Daunis* > *Danis* (s. S. 274). Die Schreibung *Leagier* mag eine Kontamination aus *Lagier* und *Legier* (s. unten) sein.

Zu den vielen aufgeführten Fällen, in denen wir Wandel von germ. *eu* in vortoniger Silbe zu *au* feststellen konnten, scheint eine Gruppe von Eigennamen nicht zu stimmen. Diese zeigt im Gegensatz zu den vielen oben aufgeführten Fällen, wo bei dem Wandel von *eu* zu *au* beide Komponenten des germ. Diphthongen erhalten bleiben, nur Bewahrung des ersten Komponenten des germ. *eu*. Es trat hier also frühe Elision des zweiten Komponenten des Diphthongen ein.

Wir finden im Aprov. als Reflexe von germ. *Theudorik* (Först.): *Teiric*: Appel, Chrest.[4] 105, v. 44, 50, 58 (Boëthius), *Terric*: Bartsch, Denkm. d. prov. Lit. 91. 31 (Girauz de Cabreira), *Teris*: Appel, Chrest.[4] 6, v. 21 (Chanson d'Antioche).

Man wird bei den ebengenannten Fällen von einem **Tedrīc* auszugehen haben, das für *Teodrīk* eintrat (man vgl. Schultz-Gora, Aprov. El.-B. § 51, der ein **Tedrīc* für *Teodrīk* als Grundlage für *Teiric* ansetzt).

Ich ziehe ferner hierher: *Tïes* (Chanson de la Croisade contre les Albigeois, ed. P. Meyer, v. 285, 7995, 8963), *Tïes* (Schultz-Gora, Aprov. El.-B., S. 166 [Klagelied von Sordel]), *Tÿes* (Mahn, Werke d. Troub. II, 166) usw.

Man könnte diese Formen vielleicht von einem westgot. **Thiudisk* ableiten, sofern es berechtigt ist, eine solche Form mit *iu* für das Westgotische anzusetzen (s. S. 279). Ein **Thiudisk* hätte mit Elision des zweiten Bestandteils des germ. Diphthongen regelrecht zu *Tïes* geführt. Will man ein **Thiudisk* nicht gelten lassen, dann müſste man als Basis für aprov. *Tïes* ein westgot. **Thẹodisk* (vgl. S. 279) oder frk. oder burgund. **Thẹudisk*[1] (vgl. S. 279) ansetzen, das über **Tëes* durch Dissimilation zu *Tïes* geführt hätte. Beispiele solcher Dissimilation im Hiatus, wobei der Hiatvokal als silbig erscheint, gibt Schultz-Gora im Aprov. El.-B. § 51.

Endlich ziehe ich hierher noch folgende Reflexe von germ. *Leudegar* (s. oben), die Schätzer, a. a. O. S. 40 in alten Ortsnamen belegt, nämlich: *S. Leiger* a. 1228 = heutiges *Saint-Léger* (Dordogne),[2] *S. Legier* im 14. Jahrh. = heutiges *Saint-Lager* (Rhône), *Saint-Ligier* a. 1401 = heutiges *Saint-Léger* (Haute-Loire).[2]

Die eben aufgeführten Belege zeigen *e* oder *i* als Reflexe des ursprünglichen *eu* oder *eo*. Die Elision des zweiten Komponenten des Diphthongen muſs hier ebenso erfolgt sein wie in der Entwicklung von *Teodrīk* zu **Tedrīc*, so hier *Leodegarius* zu **Ledgār*, daraus *Léger*, *i* statt *e* (in *Ligier*, s. oben) mag durch den folgenden Palatal hervorgerufen sein.

Hierher möchte ich noch zwei Namen stellen, die eine eigenartige Entwicklung genommen haben.

Wir finden bei Schätzer, a. a. O. S. 69: heutiges *Saint-Chaffrey* (Hautes-Alpes) = *S. Theodefredus* a. 1118 = *Sainct Chaffrey* a. 1540.

Auſserdem führt Quicherat, a. a. O.[3] S. 68 den Namen einer alten Abtei *Saint-Chaffre* an, die im Dép. Haute-Loire liegen soll, die ich aber nicht kenne und daher nicht kontrollieren kann. Schätzer a. a. O. belegt diesen Namen aus früherer Zeit als *Monasterium S. Theofredi* a. 1253, *Saint Chaffré* a. 1188, 1210, *Saint Chaphré* a. 1336, wobei die beiden zuletzt genannten Namensformen

---

[1] Altsächs. *thiudisc*.
[2] Beide Ortsnamen konnte ich nicht nachprüfen.
[3] Man vgl. S. 276, Anm. 3.

offenbar *Chaffré*, *Chaphré* geschrieben werden müssen (s. oben *Chaffrey*.[1]

Schätzer a. a. O. bemerkt, der Name müfste in seiner Bildung Wörtern wie *diurnum* > aprov. *iorn*, **deosum* > aprov. *ios* usw. gefolgt sein. Es müfste also eine Entwicklung von anlautendem **Tj-* zu *Ch-* vorliegen, für die sonst Beispiele im Aprov. vollkommen fehlen. Daher scheint Schätzers Erklärung bedenklich. Wäre das anlautende *Ch-* nicht vielleicht auf dieselbe Weise zu erklären wie oben in *Sen Chibard* < *Sanctus Eupardus*, *Sen Chamaci* < *Sanctus Eumachius* (s. S. 276)? Es wäre dann also das auslautende *-ch* von *sanch*, dem Reflex von *sanctus* in gewissen aprov. Dialekten, durch falsche Abtrennung fälschlich für den Anlaut des folgenden Namens gehalten worden und hätte sich irrtümlicherweise im Anlaut dieser Namen bis heute erhalten (vgl. S. 276), wobei das ursprünglich den Namen *Theodefredus* anlautende *Th-* offenbar in dem *ch*-Laut aufgegangen ist. Als Reflex des ursprünglichen germ. *eu* erscheint in den genannten Reflexen von *Theodefredus* ein *a*. Es scheint, dafs der zweite Komponent des Diphthongen *eu* (*eo*) elidiert wurde ebenso wie in **Tedrīk* < *Teodrīk*, **Ledgār* < *Leodegar*. Und das auf diese Weise entstandene *e* mag sich zu *a* gewandelt haben, vielleicht unter dem Einflufs des folgenden labialen *f*.[2]

Aufserdem stelle ich hierher den heutigen Ortsnamen *Saint-Chef* (Isère), den Schätzer, a. a. O. S. 69 aus früherer Zeit belegt als *abbatia S. Theuderii* a. 1007, *Saint Chier* a. 1050, *S. Chier* im 13. Jahrh.[3]

Die Entwicklung des anlautenden *Ch-* in *Chier* scheint parallel gewesen zu sein der Entwicklung des *Ch-* in *Chaffré* (s. oben). Da der regelmäfsige Reflex der Endung *-erius* (< *-arius*) im Aprov. ein *-ier* ist (vgl. Schultz-Gora, Aprov. El.-B. §§ 90, 156), scheint es, als ob der Reflex des ersten Komponenten des germ. Diphthongen, dessen zweiter Bestandteil offenbar elidiert wurde wie in **Tedrīk* < *Teodrīk* usw. (s. oben), zwischen dem *ch*-Laut und dem *ie* verlorenging oder in der vorhergehenden oder folgenden Lautgruppe aufging.

Die Reduzierung von *eu*, *eo* zu *e* in vortoniger Silbe in den Reflexen von *Theudorik*, **Theudisk*, *Leudegar*, *Theodefred* (und wohl auch *Theuderius*) ist nun recht auffallend gegenüber den vielen

---

[1] Chastelain führt in seinem Vocabulaire hagiologique einen *S. Châfre* als *second abbé de Monastier, en Vêllay* an und fügt hinzu: „*En Dauphiné on l'appelle S. Jâfré*".

[2] Beispiele für Wandel von *e* zu *a* vor Labial (auch vor *f*) gibt Froese, a. a. O., S. 88; vgl. oben (S. 277) *Chamassy*.

[3] Chastelain in seinem Vocabulaire hagiologique nennt einen *S. Cherf* als *abbé à Vienne* und identifiziert ihn mit *Theuderius*. Zur Erklärung der heutigen Namensform *Saint-Chef* (s. oben) denkt Schätzer, a. a. O. an Anlehnung an *chef* < lt. *capu(t)*. Man vgl. die Angabe in der Grande Encyclopédie Française, die zu dem Ortsnamen bemerkt: *Elle* (= la commune) *prit le nom de Saint-Chef lorsqu'elle reçut à la fin du XI*[e] *siècle la tête de Saint-Thibaut, archevêque de Vienne.*

oben (S. 284 f.) aufgeführten aprov. Beispielen, die *eu* in vortoniger Silbe zu *au* wandeln. Man fragt sich, welches der Grund für die verschiedene Behandlungsweise gewesen sein mag, der einerseits das *eu* unter Erhaltung als Doppellaut zu *au* werden liefs, andererseits den zweiten Komponenten des Diphthongen *eu* elidierte. Warum haben wir nicht auch ein **Tauric* gleichwie *Launart* usw.? — Eine befriedigende Antwort läfst sich darauf schwer finden. Es scheint, dafs in den zugrunde liegenden Etymis die Reduktion von *eu*, *eo* zu *e* schon so früh eintrat, dafs Übergang von *eu*, *eo* zu *au* im Aprov. nicht mehr in Frage kommen konnte. Freilich ist diese Annahme wegen des überaus frühen Eintretens von *au* für *eu* vor dem Ton im Aprov. (s. S. 286) unsicher. Ob vielleicht nordfrz. Einflüsse dabei mitgewirkt haben, ist schwer zu entscheiden. — Nordfrz. Einflufs liegt jedoch sicher vor in: *Titbaut*: Bertran de Born (ed. Stimming, 2. Aufl., 1913) S. 149, *Ti(t)baut*, *Tibal* (Chans. de la Croisade contre les Albigeois, ed. P. Meyer, 4840, 5439, 5595, 5627, 9119, 9204 usw.), *Tibaut* (Chabaneau, Biographies des troubadours S. 176) usw., denn es handelt sich hier in allen Fällen, soweit ich das feststellen konnte, um Nordfranzosen, die hier genannt werden; man vgl. zu dem Namen S. 321.

Ebenso wie *Tibaut* fühlt man sich auch geneigt, den weiblichen Namen *Tibors* durch fremden, wohl nordfrz. Einflufs zu erklären. Neben dem Namen der Dichterin *Tibors* erscheinen ähnliche Formen stets mit *i* in der ersten Silbe, die sämtlich Schultz-Gora, „Die provenzalischen Dichterinnen“ (Leipzig 1888) S. 13 aufzählt. Ich füge den dort gegebenen Beispielen noch hinzu: *Ticborcg*: Rev. d. l. r. 5, S. 72 (Ende des 12. Jahrh.), ferner *Tiburgia*, *Tiburga*: Hist. de Langued. V, Sp. 1176 (a. 1155), 1179 (a. 1172) u. öfter. Basis dazu ist germ. *Teutburg*. — Höchstwahrscheinlich liegt, wie ich schon sagte, für aprov. *Tibors* usw. Entlehnung aus dem Nordfrz. vor. Zwei Belege für nordfrz. *Tiburce* finden sich auf S. 321. In lateinischen Urkunden des nordfrz. Sprachgebiets begegnet eine *Tyburgis* im Cartulaire de l'abbaye de Saint-Trond, ed. Ch. Piot (Bruxelles 1870 ff.) I, 165 (a. 1211), eine *Tiburgis* in den Obituaires de la province de Sens, ed. Molinier et Longnon (Paris 1902 ff.) I, 788,[1] eine *Tetburgana* im Recueil des chartes de l'abbaye de Cluny, ed. Bernard et Bruel (Paris 1876 ff.) I, 459 (a. 937), eine *Tetburgis*, *Theburgis* in den Obituaires de la prov. de Sens (s. oben) I, 958, 1013 H; II, 212. — Der Name findet sich also im Nordfrz. öfters. Mithin ist für aprov. *Tibors* usw. Entlehnung aus dem Nordfrz., wo sich gleichfalls Formen mit *i* in der ersten Silbe finden (s. oben), wohl angängig.

---

[1] Man vgl. auch *Titberga*, *Titbergis* im Recueil des chartes de l'abbaye de Cluny (s. oben) II, 66 (ca. a. 955) = *Teutberga* (Pol. R. 8, 15).

Zweites Kapitel. *Eu* im Altfranzösischen.

I. Griechisch-lateinisches *eu*.

Gleichwie im Aprov. (s. S. 262 f.) handelt es sich auch im Altfrz. da, wo wir *eu* antreffen, um keine volkstümlichen Formen. Ich werde daher im folgenden nur einige Beispiele hierfür anführen und kurz die Verbreitung der unvolkstümlichen Formen, die Bewahrung des *eu* zeigen, berühren.

Unter dem Hauptton kenne ich nur ein *r(h)eume* „Schnupfen", von Littré aus dem 13. Jahrh. belegt, = lt. *rheuma*.

Unter dem Nebenton erscheint *eu* in der Ableitung zu *reume*, dem Adjektiv *reugmatique* (La Chirurgie de maître Henri de Mondeville, ed. A. Bos, Paris 1897 ff.: Soc. d. anc. t. frç. I, 50).

Ferner belegt Littré aus dem 14. Jahrh. *reubarbare* „Rhabarber" = lt. *reubarbarum*.[1]

Eigennamen treffen wir in gelehrter Gestalt im Afrz. in grofser Zahl. Solche Namen mit Bewahrung des *eu* als eine Silbe bildend stellen einfach die Bewahrung der lat. Orthographie dar.[2] So finden wir in der Eulaliasequenz den Namen der Titelheldin *Eulalia* in gelehrter Gestalt, ebenso *Eufemien* im Alexiuslied 16 u. öfter, = lt. **Euphemianus* (bei Forcellini findet sich eine *Euphemiana*).

Im afrz. Nationalepos finden sich jedoch Namensformen mit erhaltenem *eu* ziemlich selten. Wie ja der ganze Charakter dieser Literaturgattung auf das Volksmäfsige hinweist, so herrschen hier auch die volkstümlichen Formen. Langlois, Table des noms propres de toute nature compris dans les chansons de geste (Paris 1904) verzeichnet nur ganz wenige Namen, die das *eu* in gelehrter Weise bewahrt haben, z. B. *sainte Eufronie* (Chevalier au Cygne, ed. Hippeau, 246) = lt. **Euphronia* (bei Forcellini findet sich ein *Euphronius*), *Europe* (Destruction de Rome, veröffentlicht in Romania II, v. 76. Conqu. de Jérusalem, ed. Hippeau, 7584) = lt. *Europa*, *Eufrate*, *Eufras* (Chanson d'Antioche, ed. P. Paris, II, 43, 72, 248) = lt. *Euphrates*, und einige andere, die sich sämtlich als gelehrt kennzeichnen schon durch ihren Charakter als geographische Namen und Namen von Heiligen.

Naturgemäfs sind die gelehrten Formen dagegen häufiger vertreten in den nach antiken Vorbildern und Quellen gefertigten und antike Stoffe behandelnden Dichtungen, in Heiligenleben und in den späteren kunstmäfsigen Dichtungen. Um nur einige wenige Beispiele zu nennen: *Euripilus* (Roman de Troie, ed. Constans, 5665, 8270, 16059) = lt. *Eurypilus*, *Eurimedon* (Roman de Thèbes,

---

[1] Daran schliefsen sich mannigfache Wörter an, die vollends gelehrt sind, z. B. *eubulie* „bon conseil" = *εὐβουλία*, *euphrosine* „sorte de plante", *eunuchien* adj. usw., sämtlich bei Godefroy.

[2] Vgl. Einleitung zu La Vie de Saint Alexis, ed. Gaston Paris et Léopold Pannier (1877) S. 77.

ed. Constans, 5239) = lt. *Eurymedon*, *Eleuthe(i)re* (Vie de Saint Grégoire le Grand, ed. Paul Meyer in Romania XII, v. 319, 349) = lt. *Eleutherius*, *Deucalyon* (Méliador par Jean Froissart, ed. Longnon, I, 9129) usw. usw.

Auch *eu* in der Endung *-eus* wird nicht selten als eine Silbe bildend bewahrt,[1] z. B. in *Orfeu* (Entrée d'Espagne, ed. Thomas, 14816) = lt. *Orpheus*, *Capaneus* (Eneas, 2672) = lt. *Capaneus*, ganz besonders in längeren Namen, die auf diese Weise bequemer im Verse verwandt werden konnten als wenn das *eu* der Endung zwei Silben gebildet (s. unten S. 292) und den Namen so noch um eine Silbe verlängert haben würde. Ich führe als Beispiele an: *Idomeneus* (Roman de Troie 5643, 8226, 8425 u. öfter) = lt. *Idomeneus*,[2] *Ilioneus* (Eneas 561, 3175) = lt. *Ilioneus*.

Zuweilen erscheint an Stelle von *eu* auch die Schreibung *ey*, z. B. in *Eymenidus* (Geste d'Alixandre, ed. Richel, 24364, s. Godefroy IV, 277 unter *gieu*) = lt. *Eumenidus*[3] und *la lois Eytropiainne* (Roman de Dolopathos, ed. Brunet et Montaiglon, 12034), wobei *Eytropiainne* jedenfalls zu lt. *Eutropius* zu stellen ist. Es sind dies jedenfalls gelehrte mittelalterliche Schreibungen, denn man findet auch sonst vereinzelt im Mittelalter *ey* für *eu* geschrieben.[4]

In allen den bis jetzt betrachteten Beispielen sehen wir *eu* in gelehrter Weise als Diphthong, d. h. eine Silbe bildend, behandelt. Die Dichter liefsen aber auch Diärese eintreten, so dafs *eu* als zwei Silben bildend im Verse verwendet wurde.[5] Das stimmt zu den Beispielen, die Tobler, Frz. Versbau[4] S. 52, Thiergen, a. a. O. S. 20 und auch Nyrop, Gr. § 296, 3 bringen.

Ich kann den dort angeführten Beispielen noch mannigfache hinzufügen. So findet sich im Karrenritter 1487 ein *pleüriche* „Wunderheilmittel gegen Pleuresie", vielleicht = einem lat. **pleuritia*[6] (vgl. πλευρῖτις, *pleuresis* usw. auf S. 263) stammend. Ich nenne ferner *Eügene* (Fabliaux, ed. Barbazan-Méon, I, 326) = lt. *Eugenius*, *Eürus* (Abrejance de l'Ordre de Chevalerie par Jean Priorat de Besançon, ed. Robert, 10571) = lt. *Eurus*, *Eüfemian* (Miracles de Nostre Dame, ed. G. Paris et U. Robert, VII, 191, 201, 214 u. öfter) = *Eufemien* im Alexiuslied (s. oben S. 290), *Eüphrosyne* (s. Romanic Review X, 193 ff.) = lt. *Euphrosyna*, *Leücadien* (Martinsleben, ed. Söderhjelm, 1566) = lt. *Leucadius*.

---

[1] Man vgl. zur Behandlung des griech.-lat. *eu* in der Endung *-eus*: Thiergen, a. a. O. (s. S. 261) S. 17.

[2] Als eine Weiterentwicklung aus *Idomeneus* mufs angesehen werden *Idomenes* (: *remez*) in Roman de Troie 29059. Die Verkürzung des *eu* zu *e* wird hier ebenso erfolgt sein wie in der Entwicklung von *deu* zu *de*, *Andreu* zu *André* usw. (man vgl. Suchier, Afrz. Gram. § 22 b.

[3] Vgl. Table des noms propres zu Thomas' Ausg. der Entrée d'Espagne (s. dort S. 323) und Thomas' Anm. zu v. 5195.

[4] Vgl. die Schreibungen *dey* = *deu* (*dieu*): s. Godefroy IX, 379[2] unter *dieu*, und *fiey* = *fieu* (*fief*): s. Godefroy IX, 616[2] unter *fief*.

[5] Vgl. die Zweisilbigkeit des *eu* im Lateinischen; s. oben S. 262.

[6] Vgl. Försters Anm. zu der Stelle in seiner gr. Ausg. S. 374.

Besonders häufig findet sich Diärese des *eu* im Roman de Troie (ed. Constans), z. B.: *Eüfemus*, *-es*, *-is* (6696, 11322, 12307, 12647, 15378) = lt. *Euphemus*, *Eüforbius* (4090, 14107) = lt. *Euphorbius*, *Eüfratès*, *Eüfrate*, *Eüfras* (6844, 7974, 9501, 23264) = lt. *Euphrates*, *Eürialus* (5013, 5677, 11309) = lt. *Euryalus*, *Eürope* (3811, 18191) = lt. *Europa*, *Eürus* (4172) = lt. *Eurus*, *Teütrans* (224, 6535) = lt. *Teuthras*.

Sehr beliebt war Diärese des gelehrten *eu* auch in der Endung *-eus*,[1] z. B. in *Tideüs*, *Tydeüs* (Baudoin de Sebourc II, 146, 292. Roman de Thèbes 1760) = lt. *Tydeus*, *Theseüs* (Athis et Prophilias, ed. Hilka, 10185, 10333, 11241, 11372, 12969 u. öfter) = lt. *Theseus*, *Perseüm* (Balaham u. Josaphat, ed. Appel, 7069) = lt. *Perseus*, usw.,[2] auch mit *eÿ* geschrieben statt *eü* (vgl. oben S. 291) in *Cepheÿ* (: *souffri* : *espandi*) bei Jean Froissart in Bartsch-Wiese, Chrest. 87 a, v. 70,[3] = lt. *Cepheus*.

In manchen Fällen erscheinen nun in der alten Sprache Formen mit diphthongischem, d. h. eine Silbe bildendem *eu* und solche mit diäresiertem *eü* nebeneinander. So erscheint in der Chronique des ducs de Normandie (ed. Michel) dreimal der Name *Eustace* (< lt. *Eustachius*) mit einsilbigem *eu*, nämlich III, 37010, 38216, 40036, andererseits dreimal mit Diärese des *eu*, nämlich III, 37414, 37463, 38313. In einem Fall, nämlich III, 42210 („*Fille Eustace de Boloigne*") ist *Eustace* oder *Eüstace* zu lesen, je nachdem elidiert wird. — Vielleicht ist anzunehmen, dafs der Dichter nur eine Form, entweder die mit einsilbigem *eu* oder die mit diäresiertem *eü* gebraucht hat, so dafs das Nebeneinandervorkommen von *Eustace* und *Eüstace* durch die späteren Abschreiber hervorgerufen sein könnte.

Es wird daher auch in der Histoire de Guillaume le Maréchal (ed. P. Meyer), wo an zehn von dreizehn vorkommenden Stellen *Eüstace* mit zweisilbigem *eü* gesichert ist, nämlich v. 4557, 6681, 6686, 6703, 6737, 6808, 6830, 8625, 17155, 17290, während an drei Stellen, nämlich v. 4553, 4581, 8623, *Eustace* oder *Eüstace* je nach Elision gelesen werden kann, in allen Fällen Diärese des *eu* angenommen werden können.

Ebenso verhält es sich mit *Eüstace* in dem Fragment d'une vie de St. Eustache, das Paul Meyer in Romania XXXVI, 12 ff. veröffentlicht, wo v. 152 *Eüstace* gesichert zu sein scheint. Paul Meyer bezeichnet sämtliche dort aufserdem vorkommenden Namens-

---

[1] Vgl. zur Behandlung des griech.-lat. *eu* in der Endung *-eus*: Thiergen, a. a. O., S. 17.

[2] Eine Weiterentwicklung der Formen, die Diärese des *eu* zeigen, stellt die Form *Capanée* (Abrejance de l'Ordre de Chevalerie par Priorat de Besançon, ed. Robert, 9558) = lt. *Capaneus* dar. Hier schwächte sich die Endung *-us* bzw. die des Obliquus *-u(m)* in *-eüs* bzw. *-eü(m)* zu *-e* ab. Diese Art Formen hat sich im Nfrz. allein erhalten.

[3] Scheler in seiner Ausgabe der Œuvres de Froissart (Bruxelles 1870—72), Tome III, 211 schreibt dafür *Cepheï*; das *-eï* steht dort sicherlich für *-eÿ*.

formen *Eustace* durch ein Trema als zwei Silben bildend und empfiehlt Änderungen des Verses da, wo *eu* nur eine Silbe bildet (z. B. v. 221, 232); man vgl. P. Meyers Anm. zu v. 136.

Dafs aber in der Endung einsilbiges *-eus* und diäresiertes *-eüs* je nach dem Reimbedürfnis nebeneinander gebraucht wurden, geht deutlich aus den v. 2669—2672 des Eneas (ed. Salverda de Grave) hervor:

En icel champ ert Adrastus,
Polinicés et Tydeüs.
Ipomedon, Partenopeus,
Amphiaraus et Capaneus . . .,

wo ein in *-eus* reimendes Verspaar unmittelbar auf ein in *-(e)üs* reimendes Verspaar folgt.

Neben *eu*, über dessen gelehrte Bewahrung im Afrz. wir bisher gesprochen haben, erscheint, wenn auch sehr selten, im Afrz. die Schreibung *eo*. Es liegt aber auch da, wo wir *eo* im Afrz. finden, unvolkstümliche Lautgebung vor.

Ich kenne nur ein afrz. Beispiel, das *eo* für *eu* zeigt, nämlich *reobarbe* „Rhabarber", von Littré aus dem 13. Jahrh. belegt, = lt. *reubarbarum*.

Schon im Lat. ist die Schreibung *eo* für *eu* zu belegen, und zwar finden wir griech. ἑρμήνευμα, -ατα im Corp. Gloss. Lat. III, 579[1] als *hermeneoma* und ebd. III, 398[1] in der Schreibung *hermineomata*.

Der Übergang von *eu* zu *eo* dürfte dem Vulgärlat. angehören und ist nur eine natürliche Folge des Umstandes, dafs kurzes *u* im Vulgärlt. mit *o* zusammenfiel.

Es dürfte also in galloromanischer Zeit ebenfalls ein *eo* bestanden haben, das zu obengenanntem *eo* in *reobarbe* führte.[1]

Den bisher behandelten Fällen, die gelehrte Bewahrung des *eu* als *eu* oder *eo* zeigen, lasse ich die Fälle folgen, in denen im Afrz. *ev* an Stelle von agriech. ευ erscheint und verweise auf meine Ausführungen auf S. 264, wo ich die Gründe dargelegt habe, weshalb ich diese Fälle im Anschlufs an die Fälle, die *eu* gelehrt bewahren, erörtere.

Wir finden in der alten Sprache vereinzelt Namensformen wie: *Evaine* (Roman de Thèbes II, S. 74, v. 8955: Appendice II) = lt. *Evadne*, Εὐάδνη, *Evandre* (ebd. II, S. 271, v. 6729: Appendice V) = lt. *Evander*, Εὔανδρος, *Evantes* (Martinsleben, ed. Söderhjelm, 1084) = lt. *Evanthius*, Εὐάνθιος, *Evodes* (ebd. 844, 847) = lt. *Euhodius*, *Evvodio*, Εὐόδιος.

---

[1] In umgekehrter Schreibung schrieb man zuweilen auch *eu* für ursprüngliches *eo*, das ursprünglich getrennten Silben angehörte, d. h. man unterschied wohl beide Diphthonge nicht fest und vermengte sie wechselseitig. Ich nenne als Beispiel *leupart* (Roland 728, 733. Chronique des ducs de Normandie, ed. Michel, I, 374) = lt. *leopardum*; man vgl. auch die gelehrte apr. Schreibung *Deuni* < **Deonysium* (s. S. 270, Anm. 2 u. S. 269, Anm. 3).

Aufserden gehört hierher: *evangile, evangele, evangeliste* s. (Gdfr. III, 673³ f.), *evangelistre* s. m. (von Littré aus dem 13. Jahrh. belegt) usw. usw. = lt. *evangelium, εὐαγγέλιον* bzw. Ableitungen dazu.

Alle die genannten Fälle müssen von Formen stammen, in denen in der spät- und neugriechischen Aussprache *ευ* schon [*ev*] lautete. Es gilt hier dasselbe, was ich oben zu den entsprechenden Fällen im Aprov. bemerkte; man vgl. meine Ausführungen auf S. 263 f.

Was die Schreibweisen *euvangele* a. 1279 (Gdfr. IX, 574³), *euvangile* a. 1317 (Gdfr. III, 673³), *euwangile*[1] a. 1436 (Gdfr. III, 674¹), *euvangelier* a. 1362 (Gdfr. III, 673²), *evvangeliste* (von Littré aus dem 12. Jahrh. belegt), *euwangeliste*[1] a. 1241 (Gdfr. IX, 574²) usw. anbetrifft, so sehe ich darin nur exuberierende Schreibungen. Es besteht sehr wohl die Möglichkeit, dafs die Labialis *v* vor sich ein *u* entwickelte.[2] Es gilt auch hier dasselbe, was ich oben zum Aprov. für die gleiche Erscheinung ausführte; man vgl. S. 264.

Wenden wir uns endlich zur Betrachtung der **Reflexe, die griech.-lat. *eu* in volkstümlicher Entwicklung im Afrz. hinterlassen hat.**

Wir werden im folgenden die volkstümlichen Bildungsweisen der Reihe nach betrachten und zu erklären versuchen. Die Anordnung wird so getroffen, dafs mit der Besprechung der Formen begonnen wird, die sich in ihrer volkstümlichen Entwicklung lautlich am engsten an das Etymon anschliefsen und aus dessen Lautstand am leichtesten erklärt werden können. Dann folgen die Formen, die sich lautlich von dem Lautstand des Etymons weiter entfernen.

Ich stelle als erste Gruppe in der Reihe der von uns zu betrachtenden Reflexe folgende Reflexe von *Eustachius* auf, die sich in der alten Sprache in sehr grofser Zahl finden: *Uistace* (Baudoin de Sebourc II, 34. Bastars de Bouillon, ed. Scheler, 6363), *Uistasce* (Wistasse le Moine, ed. Förster u. Trost, 294, 299, 408), *Huistasce* (Jourdains de Blaivies 1007), *Huistasse* (Tailliar, Rec. d'act., S. 44) usw. usw.

Wie mufs nun der Entwicklungsgang gewesen sein, im Verlaufe dessen *Eustachius* zu *Uistace* werden konnte?

Auszugehen haben wir sicherlich von Formen mit *iu*, die durch Metathese des *iu* im weiteren Verlaufe der Entwicklung *ui* ergaben.

---

[1] *euvangile* wird von Gdfr. urkundlich aus Lille, *euvangeliste* urkundlich aus Lüttich belegt. Wir finden hier im Nordosten des französischen Sprachgebiets *w* an Stelle von *v*. Man vgl. die Fälle auf S. 296, wo umgekehrt für nordostfz. *w* in den anderen afz. Dialekten *v* eintritt.

[2] Hier darf wohl vergleichsweise angeführt werden *Aufrique* für *Afrique*, wo sich *u* vor einem labialen *f* entwickelte. *Aufrique* findet sich häufig im Folque de Candie, ed. **Schultz-Gora**, z. B. v. 9933 u. öfter.

Wie kann nun aber *iu* aus ursprünglichem *eu* entstehen?

Es scheint durchaus, dafs hier Dissimilation der beiden Vokale stattgefunden hat. Beispiele solcher Dissimilation finden sich in der alten Sprache zuweilen. Tobler in Kuhns Zeitschr. XXIII, 418f. erklärte zuerst durch Dissimilation nfrz. *piètre* < afrz. *peestre* < lt. *pedestrem* und fügte als weitere Beispiele für Dissimilation von *eo*, *ee* > *io*, *ie* hinzu: nfrz. *pion* < lt. **pedonem* (afrz. *peon* neben *pion*,[1] s. Gdfr. VI, 89), nfrz. *liesse* < lt. *laetitia* (afrz. *leece* neben *liece*,[1] s. Gdfr. IV, 753) usw.

Wie in den eben angeführten Beispielen mufs auch die Dissimilation vor sich gegangen sein, die ursprüngliches griech.-lt. *eu* zu *iu* umgestaltete. Von griech -lt. Namen mit *eu* sind Formen, die solche Dissimilation zeigen, in der alten Sprache leider nicht überliefert, wenigstens sind mir keine solchen bekannt. Ich kenne nur ein *liupart* (Durmart li Galois, ed. Stengel, 7024. Saxenlied, ed. Menzel u. Stengel, I, 423), wo einsilbiges *iu* an Stelle von *eu* für ursprünglich vorliegendes getrennten Silben angehörendes *eo*[2] steht.[3]

Wenn wir die besprochene Dissimilation auf den Namen *Eustachius* anwenden, so erhalten wir eine Form **Iustace*, die freilich nicht belegt ist.

Um nun von hier aus zu dem so häufigen Reflex *Uistace* zu gelangen, dürfte es wohl das Nächstliegende sein, Metathese der beiden Komponenten des durch Dissimilation aus *eu* entstandenen *iu* anzunehmen.

Für eine solche Metathese finden sich Beispiele des öfteren im Französischen in Fällen, in denen *iu* eine Vereinfachung des Triphthongen *ieu* ist. Ich nenne: *suit* < *siut* < *sieut* < lt. **sequit*, *suif* < *siu* < *sieu* < lt. *sebum*, *tuile* < *tiule* < *tieule* < lt. *tĕgula* (für *tēgula*),[4] *ruile* < *riule* < *rieule* < lt. *rĕgula* (für *rēgula*).[4] (Beispiele aus Schwan-Behrens, Gr. § 247, Anm. und Meyer-Lübke, Gr. I, § 103).

Ebenso wie das *iu* in den genannten Beispielen wird auch das *iu* in **Iustace*, das durch Dissimilation aus *eu* entstand, durch Metathese zu *ui* geworden sein. Auf diese Weise gelangt man von **Iustace* zu dem so häufigen Reflex *Uistace*.

An das eben besprochene *Uistace* schliefst sich unmittelbar eine andere Gruppe von Reflexen von *Eustachius* an, die ich nur als andere Schreibungen für *Uistace* auffasse.

---

[1] Meyer-Lübke, Hist. Gr. d. frz. Spr. I, § 138 verweist jedoch mit Recht auf die neben *liesse* (*liece*) und *pion* stehenden afz. *liet* (< *laetum*) und *piet* (< *pedem*), die die genannten Worte beeinflufst haben können.

[2] Über den Wechsel zwischen *eo* und *eu* vgl. man S. 293 Anm.

[3] Sonst begegnen nur Beispiele für Dissimilation von *eo* zu *io* in Namen, die griech.-lat. *eo* besafsen, das getrennten Silben angehörte, die sich aber durch Bewahrung der Silbigkeit beider Hiatvokale als nicht volkstümlich kennzeichnen. Es begegnen beispielsweise: *Et(h)ïocles* (Roman des Thèbes I, 21. Cligés 2537) = lat. *Eteocles*, *Elïenor*, *Elÿenor* (Baudoin de Sebourc I, 15, 21, 23 u. öfter) = *Eleonore*.

[4] Man vgl. Schwan-Behrens, Gr. § 45 Anm.

Es erscheinen nämlich in grofser Zahl Reflexe von *Eustachius* mit anlautendem *Wi-*. Wir finden z. B.: *Wistace* in Bastars de Bouillon, ed. Scheler, 6341. Baudoin de Sebourc I, 10, 118, 124 u. öfter. Wistasse le Moine, ed. Förster u. Trost, 48, 63, 93, 98 u. öfter. Tailliar, Rec. d'act. 183 usw. usw.

Diese Schreibungen stammen jedenfalls aus dem nordöstlichen Frankreich. Das *w* ist wohl nur ein anderer graphischer Ausdruck für *u*, das man hier durch *w* darstellte, veranlafst wohl durch den *u*-ähnlichen Klang des germanischen bilabialen *w*, das in germanischen Lehnwörtern im Anlaut gewöhnlich als *gu* erscheint, das aber im Nordosten des französischen Sprachgebiets häufig *w* geschrieben wird und nunmehr auch auf Fälle übertragen wird, wo keine germanische Herkunft vorliegt.[1]

Ein Schritt weiter ist es, wenn wir an Stelle dieses *w* ein das *w* vertretendes *v* finden, z. B. in *Vitace* f. (Enfances Vivien, ed. Wahlund u. v. Feilitzen, 2087 A, 2433 A), *Vitasse* (Chanson d'Antioche, ed. P. Paris, I, 66).

Es ist dies vielleicht eine Nachahmung der Schreibungen mit *W-* in den nicht nordostfranzösischen Mundarten, die *w* nicht kannten und deshalb durch *v* substituierten.[2]

In einer weiteren Gruppe von Reflexen von *Eustachius* finden wir nur noch *u* als Reflex des ursprünglichen *eu*. Es begegnen z. B.: *Ustace* (Chans. d'Antioche, ed. P. Paris, I, 134. Romans d'Alixandre par Lambert li Tors et Al. de Bernay, ed. Michelant, 171), *Hutace*, *Ustase* f. (Enfances Vivien, ed. Wahlund u. v. Feilitzen, 150 B C², 924 B), *Hustace* (Entrée d'Espagne, ed. Thomas, 10784) usw. usw.

Ich möchte die ebengenannten Formen als erst sekundär aus solchen mit *ui* entstanden erklären mit Verlust des *i*. Da das *u* in der Lautverbindung *ui* jedenfalls eine gröfsere Klangfülle besafs als das *i*, wird man im vorliegenden Falle, wo *ui* in der Vortonsilbe stand, auf der man beim schnellen Sprechen naturgemäfs nicht lange verweilte und nicht lange verweilen konnte, die Artikulation des *i* zuweilen sehr abgeschwächt und mit der Zeit vielleicht ganz unterlassen haben. Auf diese Weise erreichte man die Beseitigung der in vortoniger Silbe unbequem sprechbaren Lautgruppe *ui*.

Man könnte sich die Form *Ustace* freilich auch auf andere Art entstanden denken. Wie wir weiter unten sehen werden, elidierte

[1] *w* wurde im Mittelalter in der Schrift zuweilen durch doppeltes *u* dargestellt; ich erinnere nur an die Schreibungen des ahd. *w* in den Strafsburger Eiden als *uu*, z. B. *uuillon*, *uuidhar* usw. — Einer solchen Schreibung mit *uu* an Stelle von *w* scheint die Form *Vuistasse* (Fabliaux, ed. Montaiglon et Raynaud, III, 420 als Var. zu *Huistace*) ihre Entstehung zu verdanken; *vu* dürfte hier für *uu* stehen. — Man vgl. auch die Schreibungen *Vualter* (für *Walter*) in Vie de Saint Thomas, ed. Walberg, 26283, *Vuilaume*, *Vuillame* (für *Willa(u)me*): ebd. 2357, 4018, *Vuit* (für *Wit* = nfz. *Guy*): ebd. 2247, *vuai* (für *wai*): ebd. 3455.

[2] Man vgl. Kalbow, a. a. O., S. 117.

man zuweilen einen Komponenten des Diphthongen *eu*. Elidierte man den ersten Komponenten, so blieb nur der zweite als Reflex des ursprünglichen *eu*, *eo* (s. S. 262 u. 293) erhalten; als sicheres Beispiel für diesen Vorgang dient unten *Ostace* (s. S. 298). Wenn wir nun von einem *Eustace* mit erhaltengebliebenem *eu* ausgehen, so würde auch dies mit Elision des ersten Komponenten des Diphthongen *eu* zu *Ustace* führen.

Eine Entscheidung, welcher von beiden Erklärungen der Vorzug zu geben sei, ist schwer zu treffen. Vielleicht ist doch die Erklärung, die ich zuerst erörterte, nämlich Entstehung von *Ustace* durch sekundäre Abschwächung aus *Uistace*, empfehlenswerter, da Elision des ersten Komponenten unseres Diphthongen mit Erhaltenbleiben des zweiten meist zu Reflexen mit *O-* am Anfange geführt hat (s. unten: *Ostace*, *Orupilus* usw. [S. 298]) und der Umstand, dafs *Uistace* und *Ustace* vorkommen, und zwar beide ziemlich häufig belegt, sekundäre Entstehung der letzten Form aus der ersten nahezulegen scheint.

Doch ist die zweite Erklärung, d. h. Entstehung von *Ustace* aus *Eustace* mit Elision des *e*, gleichfalls in Erwägung zu ziehen, denn der Einwand, den jemand erheben könnte, dafs man ja hier von einer Form *Eustace* mit unvolkstümlich erhaltenem *eu* auszugehen hätte gegenüber *Ostace* (s. unten S. 298) < **Eostace* mit vulgärlt. aus *eu* entstandenem *eo* (s. S. 262, 293), ist nicht stichhaltig, denn auch für die oben besprochenen Reflexe *Uistace*, *Wistace* müssen wir von einem *Eustace* ausgehen.

In unserer bisherigen Erörterung konnten wir feststellen, dafs die altfranzösische Volkssprache den Diphthongen *eu*, der ihr augenscheinlich unbequem war, auf verschiedene Weise umgestaltete. Man strebte sogar danach, den Diphthongen *eu* ganz zu beseitigen. Ein Weg zur Beseitigung des Diphthongen, den wir oben bei *Ustace* schon andeuteten, war folgender: Man liefs entweder den zweiten Komponenten des Diphthongen fallen und bewahrte nur den ersten oder man liefs den ersten fallen und bewahrte nur den zweiten. Beide Möglichkeiten benutzte die afrz. Volkssprache.

F ä l l t d e r z w e i t e K o m p o n e n t des Diphthongen *eu*, *eo*, s o b l e i b t n u r *e*. Demgemäfs finden wir im Afrz. Formen wie: *Estase*, *Estasse* in der Chronique rimée de Philippe Mouskes, ed. baron de Reiffenberg, 16680, 17668, 18112, 18198, 18460, 18514, 21785 u. öfter, = *Eustachius*, wie die Anmerkungen des Herausgebers zu allen genannten Versen erweisen,[1] ferner *Emenidus*

---

[1] Ob auch *Estace* in Roman de Thèbes, ed. Constans, 4501 (var. *Estaisce*, *Huitasse*) hierher gehört, ist nicht sicher. Zwar scheint durch die Variante *Huitasse* die Basis *Eustachius* gesichert zu sein. Wenn jedoch im Roman de Thèbes *Estace*, *Estase*, *Estaisce*, *Huitasse*, *Huitasce*, *Wistasse* auch für den römischen Dichter *Statius* erscheinen (z. B. I, 6574, 7823; II, 2739, 8905 Appendice II), so geht daraus hervor, dafs *Eustachius* und *Statius* miteinander verwechselt wurden. Mithin könnte obengenanntes *Estace* im Roman de Thèbes 4501 auch einfach nur *Statius* als Basis haben. — Man vgl. auch oben S. 274f.

(Bastars de Bouillon, ed. Scheler, 5243. Tornoiemenz Antecrit von Huon de Mery, ed. Wimmer, 931 C), *Emenidus*, Obl. *Emenidon* (Romans d'Alixandre par Lambert li Tors et Al. de Bernay, ed. Michelant, 16, 17, 25, 27 u. öfter. Ille und Galeron von Walter von Arras, ed. Förster, 2873, 2890, 2899, 2919 u. öfter), *Emenidus*, *Emenadus* (var. von *Eumenidus*) in Entrée d'Espagne, ed. Thomas, 5425, 10076, die alle zu *Eumenidus* (s. oben S. 291, Anm. 3) zu stellen sein werden, ferner *Erimedon* (var. von *Eurimedon*) in Roman de Thèbes 5239, = lt. *Eurymedon*, *Eboëan* (Roman de Troie 27901, 27997, = lt. *Euboea*, *Erudice* (bei Guillaume Machaut in Bartsch-Wiese, Chrest.[11] 84b, v. 34) und *Erudix* (Lamentations de Matheolus et le livre de Leesce de Jehan le Fèvre de Resson, ed. van Hamel, II, 1317, 1331) = lt. *Eurydice*, *Échîre* und *Eand* (beide in Chastelains Vocabulaire hagiologique), nach Chastelain = lt. *Eucherius* und *Eugendus* (zu *Eugendus* s. weiter unten).

Die Reduzierung des Diphthongen *eu* zu *e* hat vielleicht schon Beispiele im Lateinischen; man vgl. darüber meine Ausführungen zum Altprov. (S. 275 f.).

Vergleichen läſst sich die eben behandelte Reduzierung von *eu*, *eo* zu *e* mit demselben Vorgang in Fällen, wo *eo* ursprünglich getrennten Silben angehörte. Ich nenne nur *lepart* (Roland 7330) = *leopardum*, und *Denis* (z. B. Raoul de Cambrai, ed. P. Meyer et A. Longnon, 824, und sonst oft) = **Deonysium* (vgl. S. 293 Anm.) für *Dionysium*.

Gegenüber den eben behandelten Fällen stehen Fälle, die umgekehrte Behandlung erfahren haben, d. h. Ausstoſsung des ersten Komponenten unseres Diphthongen und Bewahrung des zweiten.

Beispiele für solche Behandlung sind: *Ostace* (Joufrois, ed. Hofmann u. Muncker, 3231) = lt. *Eustachius*, *Orupilus* (var. von *Euripilus*) in Roman de Troie 5665, = lt. *Eurypylus*, *Osenne* (Martinsleben, ed. Söderhjelm, 8326, 8975) = **Euxenia* oder **Eusenia*,[1] *Oye*[2] (Chastelain, Vocabulaire hagiologique) = *Eu-*

---

[1] Basis zu *Osenne* dürfte eine **Euxenia* (ein Εὔξενος findet sich in Papes Wörterb. d. griech. Eigennamen, 3. Aufl., belegt) oder **Eusenia* (ein *Eusenius* erscheint bei Forcellini im Onomasticon) sein. Konkurrieren könnte jedoch auch eine *Osanna* (z. B. Pol. R. 48, 72), ein Name, der sich wohl aus dem Kirchengesang von kirchlichem *Hosanna* ableitet (man vgl. Socin, Mittelhochdeutsches Namenbuch S. 92). Ob afz. Namensformen wie *Osanne* (Fabliaux, ed. Montaiglon et Raynaud, VI, 246. Miracles de Nostre Dame, ed. G. Paris et U. Robert, 17, 830. 32, 250, 449, 560), *Osannete* (Miracl. de Nostre Dame 32, 1030) zu *Hosanna* oder **Euxenia*, **Eusenia* zu stellen sind, ist schwer zu entscheiden. Im Hinblick auf die anderen oben genannten Namen, die *O-* für *Eu-* zeigen, wäre Herleitung aus **Euxenia*, **Eusenia* lautlich durchaus unbedenklich.

[2] *Oye* (Meyer-Lübke, Gr. I, § 607 schreibt *Eye*, das ich sonst nirgends finde) setzt ein *Eútychius* mit Akzent auf der ersten Silbe voraus. Eine solche unregelmäſsige Akzentuation zeigen auch noch andere Heiligennamen, z. B. *Hisque* < *Hesychius*, *Vêle* < *Basilius*, *Sendre* < *Sinerius*, *Vendre* <

tychius, *Ofiem*, *Ouîne* (beide ebd.) = *Euphebius*,[1] *Eugenia*, endlich *S. Ouant* (Acta Sanctorum, Januar I, 824[1]: *S. Eugendus*, vulgo *S. Ouant*), *Ouantius* (Paradin, De antiquo statu Burgundiae, Lyon 1542, Kap. 12, S. 88), *S. Oyend* (Chastelain, Dictionaire hagiologique), = *Eugendus*.[2]

Hierher gehört auch der Heiligenname *Eusebius*, von dem Schätzer, a. a. O. S. 33 Reflexe mit *o* für ursprüngliches *eu* in Ortsnamen belegt, nämlich *Saint Osege* a. 1234, *Saint Ossege* a. 1276, *Sainct Ozege* a. 1368, *Saint Ozaige* a. 1466, *Ozage* a. 1581, = heutiges *Saint-Usage* (Aube).

Auch von *Euphemia* begegnen Reflexe mit *o* für ursprüngliches *eu* in Ortsnamen. Schätzer, a. a. O. belegt, allerdings erst in recht später Zeit, *Santoffengium* a. 1581, *Saint Offenge* im 18. Jahrh. = heutiges *Saint-Offenge-Dessous* und *Saint-Offenge-Dessus* (Savoie),[3] ferner *Sainte Ofeyme* (ohne Zeitangabe) = heutiges *Sainte-Euphémie* (Ain).[3]

Die eben aufgeführten Reflexe setzen sämtlich ein vulgärlt. für *eu* eingetretenes *eo* (s. S. 293) voraus. — Der Fall, dafs der erste Komponent des Diphthongen *eo* ausgestofsen wurde und nur der zweite bewahrt blieb, begegnet auch schon im Lateinischen. Wir wiesen schon oben (S. 277) auf das Beispiel *ermeneumata non erminomata* in der Appendix Probi hin. Zu diesem Beispiel stimmen die oben angführten afrz. Formen.[4]

Venerius u. a. (sämtlich in Chastelains Vocabulaire hagiologique). Gaston Paris, der diese Fälle aufzählt, weifs keine Erklärung dafür und bezeichnet die Fälle als eine Ausnahme (s. G. Paris, Étude sur le rôle de l'accent latin dans la langue française S. 39). d'Ovidio in ZRPh. VIII, 97 will die auffallende Betonung in den genannten Namen keltischem oder germanischem Einflufs zuschreiben. Am annehmbarsten scheint mir Meyer-Lübkes Ansicht zu sein, der (Gr. I, § 607) die Betonung der ersten Silbe in den genannten Fällen aus dem Anruf zu erklären versucht.

[1] Einen *Euphebius* verzeichnet Dictionary of Christian Biography, ed. Smith and Wace (London 1877 ff.).

[2] Vgl. aber Chastelains Bemerkung zu Eugendus: „*Les plus anciens manuscrits latins l'appellent Augendus*", und die Angabe in der Histoire littéraire de la France III, 60, A. 1, wo zu *Saint Eugende* bemerkt wird: „*Les Anciens l'appellent Augendus, au lieu d'Eugendus, dont on a formé dans la suite le nom vulgaire d'Oyan.*" — Hierzu ist zu bemerken, dafs *Oyan* oder *Oyend* lautlich ebensogut Reflexe von *Eugendus* sein können, da wir oben ja zahlreiche Namen finden, die *O-* für *Eu-* zeigen. Da *Augendus* und *Eugendus* in diesem Falle also zu denselben Reflexen führten, ist eine Entscheidung, welches von beiden als Basis für *Oyan*, *Oyend* anzusehen ist, nicht zu treffen. — *S. Eugendus* war Abt des *Monasterium Condatiscense*, heute = *Saint-Claude* (Jura), (s. Dictionary of Christian Biography, London 1877 ff., unter *Eugendus*). Der Name gehört also dem frankoprovenzalischen Sprachgebiet an.

[3] Auf frankoprovenzalischem Sprachgebiet.

[4] Ich weise vergleichsweise auch auf die altportugiesischen Namen *Olalia* (*Olaya*, *Olalla*) = *Eulalia*, *Osevio* = *Eusebius* und das spanische *Ofeña* = *Euphemia* hin, die sich sämtlich bei Meyer-Lübke, Romanische Namenstudien II (Sitzgsb. d. ks. Ak. d. W. z. Wien, Phil.-hist. Kl. 184. Bd.), S. 36 finden. Diese Namensformen sind ebenso entwickelt wie die oben genannten afz. Reflexe.

Auch hier ist wieder ein Vergleich mit solchen Fällen angebracht, in denen *eo* ursprünglich getrennten Silben angehörte. Von solchen Fällen zeigt Ausstofsung des *e* und Bewahrnng des *o* z. B. *Donis* (Die afrz. Romane der St. Markus-Bibliothek, ed. Bekker in Phil. u. hist. Abh. d. kgl. Ak. d. W. z. Berlin 1839, S. 219, 227) = **Deonysius* (s. S. 293 Anm.), ebenso der afrz. Ortsname *Doloart* (Girbert de Metz, ed. Stengel in Rom. Stud. I, 461 var.) = nfrz. *Dieulouard* (Meurthe-et-Moselle).

Ebenso wie *eo* zu *o* reduziert werden konnte, konnte nun vielleicht auch *eu* zu *u* reduziert werden, d. h. *u* blieb erhalten, während *e* ausgestofsen wurde.

Möglicherweise ist auf diese Weise *Ustace* aus *Eustace* zu erklären, für das wir oben (s. S. 296 f.) sekundäre Entstehung aus *Uistace* annahmen.

Höchstwahrscheinlich sind jedoch durch Ausstofsung des ersten Komponenten unseres Diphthongen und Erhaltenbleiben des *u* zu erklären die Reflexe von *Eusebius*, die Schätzer, a. a. O. 33 in Ortsnamen belegt, nämlich *Saint-Usage*[1] a. 1379, *Usaige* a. 1581, (*S. Eusebius* a. 1121) = heutiges *Saint-Usage* (Aube),[2] ferner heutiges *Saint-Usage* (Côte d'Or), das a. 1436 als *Saint Eusage* erscheint, heutiges *Saint-Usoge* (Doubs),[3] heutiges *Saint-Usuge* (Saône-et-Loire) und heutiges *Saint-Huruge* (Saône-et-Loire).

Reduzierung von *eu* zu *u* durch Ausstofsung des *e* mufs auch vorliegen in *lupars, lupart* (Roman de Brut par Wace, ed. Le Roux de Lincy, II, 117, v. 10950. Quatre Fils d'Aymon, ed. Castets in Rev. d. l. r. 49, 187. Durmart le Galois, ed. Stengel, 7027 var. Chanson d'Antioche, ed. P. Paris, II, 245. Vie de Saint Thomas, ed. Walberg, 292), die ein **leupardum* für *leopardum* als Basis voraussetzen (man vgl. S. 293 Anm.). Hier steht freilich das *eu*, aus dem *u* durch Ausstofsung des *e* entstanden ist, für ursprünglich vorliegendes *eo*, das getrennten Silben angehörte.

Die eben behandelte Reduktion von *eu* zu *u* läfst sich vergleichen mit einem ähnlichen Lautwandel, wie er später in einer Reihe von Fällen eintrat, die jedoch schon der Zeit des Übergangs zur nfrz. Sprachperiode angehören. Ich denke an die Fälle, in denen afrz. *eu* das vortonig oder unbetont war oder den Ton verlor, Reduzierung zu *u* erfuhr.[4] Es handelt sich um den Wandel von *deu* (< *del*) > *du*, *seur* (< *super*) > *sur*, *feur* (< *forum*) > *fur* (nfrz. in „*au fur et à mesure*"), **reubarbe* (vgl. *reobarbe* auf S. 293)

---

[1] In der Form *Usage* hat wohl, wie Schätzer, a. a. O. bemerkt, Anlehnung an *usage* stattgefunden.

[2] Vgl. die auf der vorigen Seite aufgeführten Reflexe von *Eusebius* in älteren uns überlieferten Formen desselben Ortsnamens, die *o* für ursprüngliches *eu* zeigen.

[3] Auch Quicherat, a. a. O., S. 67 verzeichnet diesen Namen, den ich sonst nicht finden kann.

[4] Vgl. dazu besonders Meyer-Lübke, Gr. I, § 356, Meyer-Lübke, Hist. Gr. d. frz. Spr. I, § 136 und Nyrop, Gr. I, § 302, denen ich auch die oben genannten Beispiele entnehme.

> *rhubarbe*, *preudomme* > *prud'homme*, und um den Wechsel zwischen *eu* und *u* in[1]: *bleu* — *bluet*, *meule* — *mulon*, *leurre* — *déluré*, *(é)meute* — *mutin* usw.

Ich mache auch darauf aufmerksam, dafs nach Nyrop (Gr. I, § 302) *eu*, z. B. in *Eugène*, *Europe*, *Eustache*, in nfrz. vulgärer Aussprache *[ü]* lautet.

Wir kommen nun noch zur Besprechung einer Gruppe von Fällen, die scheinbar abweichende Bildung zeigen. Es erscheinen nämlich im Afrz. Namensformen, die *y* oder *i* für ursprüngliches *eu* zeigen, z. B.: *Yfame*, *Yfamain* (Fabliaux, ed. Montaiglon et Raynaud, I, 198—207, 209, 218), *Ysfame* in einem freilich erst aus dem Anfang des 15. Jahrh. stammenden Kalendarium (s. ZRPh VI, 368) = *Euphemia*. Da im zuletzt genannten Falle *Yfame* den 16. September bezeichnet und *Euphemia* als Name dieses Tages bezeugt ist, so ist an der Basis *Euphemia* nicht zu zweifeln.

Euphemia als Basis hat auch noch *Sainte Yphenge* (Chastelain, Vocabulaire hagiologique).

Ferner erscheinen *Ysane* (Fabliaux, ed. Montaiglon et Raynaud, V, 58—63), *Isane*, *Ysane* (Maugis d'Aigremont, ed. Castets in Rev. d. l. r. 36, v. 52, 154, 179, 188, 230 u. öfter). Basis dazu dürfte **Euxenia* oder **Eusenia* sein (s. oben S. 298, Anm. 1); urkundlich erscheint eine *Isania* in den Obituaires de la province de Sens, ed. Molinier et Longnon (Paris 1902), I, 369.

Aufserdem finden wir noch *Ymaine* (Tailliar, Rec. d'act. 117) = lt. *Eumenia* (Forcellini), *Ytrope* in dem schon oben genannten Kalendarium (s. ZRPh VI, 368), den 30. April bezeichnend, für den *Eutropius* als Name bezeugt ist, ferner *Itasse*, *Istace* (Rondeaux et autres poésies du XVe siècle, ed. Raynaud, Paris 1889: Soc. des anç. text. frç., XXIV, LXI, 117 f., 129, 134, 136, 138—141) = *Eustache* *(d'Espinay)* (s. in dem genannten Werk die Table des noms propres S. 172), und *Ystauce*, *Ystace*, *Istausse* = *Eustachius* (s. Schuchardt, Vok. d. Vglt. II, 320, 325).

Im Vocabulaire hagiologique von Chastelain finden wir schliefslich *Saint Ymas* = *Eumachius*, *Saint Ysis* = *Eusitius* und *Sainte Ysoie* = *Eusebia*.

Endlich nenne ich noch den nfrz. Ortsnamen *Saint-Yan* (Saône-et-Loire) = *Sanctus Eugendus* (s. Quicherat, a. a. O. S. 66).

i als Reflex von *eu* findet sich sogar einmal in einem Appellativum, nämlich in *pliris* (*pliris arcoticon* „stark gewürzter Latwerg"), das im Graal, Abdruck v. Baist, 3291 begegnet. Basis dazu dürfte etwa ein *pleuresis*, *pleurisis* (Du Cange) sein, wobei in dem für *pliris* zugrunde liegenden Etymon der Diphthong *eu* in vortoniger Silbe gestanden hat.

Die eben aufgeführten Reflexe lassen sich wohl vergleichen mit den Reflexen von germ. *Eudo*: *Yon*, *Yonet*, *Ydelon* (< **Eudilo*), (s. unten S. 314 ff.).

---

[1] S. Anm. 4 auf voriger Seite.

Wie erklärt sich nun das *y*, *i*, das in den aufgeführten Fällen in vortoniger Silbe für *eu* eingetreten ist?

Zu dem germ. *Yon* bemerkt Mall (in der Einleitung zum Computus S. 23), *y* sei für lat. *eu* besonders in Eigennamen sehr beliebt gewesen und verweist mit Recht auf die Beispiele bei Schuchardt (Vok. II, 325), die auch wir oben anführten. Eine befriedigende Erklärung des Wandels von *eu* zu *y*, *i* findet sich aber weder bei Schuchardt noch bei Mall. Eine solche Erklärung bleibt also noch zu suchen.

Ich habe es der Freundlichkeit meines hochverehrten Lehrers Herrn Professor Schultz-Gora zu danken, dafs ich hier wohl den richtigen Weg zur Erklärung fand.

Ich denke mir die Entwicklung von *eu* zu *y*, *i* folgendermafsen: Man wird auszugehen haben von solchen Formen, die das anlautende *eu* oder *eo* (s. S. 262 u. 293) zu *iu* oder *io* dissimilierten. Fälle solcher Dissimilation setzten wir ja oben als Vorstufe für *Uistace* voraus (s. S. 295), und aus *Uistace* geht das einstige Vorhandensein von Formen wie **Iustace*, **Iostace* so gut wie sicher hervor, wenn uns auch keine solchen Formen überliefert sind. Wie nun aus den nicht dissimilierten Formen, wie z. B. *Eustace*, **Eostace*, mit Ausstofsung des zweiten Komponenten des Diphthongen *Estace* werden konnte (s. S. 297), so konnte dieselbe Entwicklung stattfinden in den Fällen, die *eu*, *eo* zu *iu*, *io* dissimiliert hatten. Aus solchen dissimilierten Formen **Iustace*, **Iostace* ergibt sich mit Ausstofsung des zweiten Komponenten des Diphthongen ohne Schwierigkeit *Istace*, das auch *Ystace* geschrieben wurde. Ebenso mufs die Entwicklung des *i*, *y* in den anderen obengenannten Namen gewesen sein. — Man vgl. auch S. 314ff.

Vergleichen läfst sich der eben beschriebene Vorgang mit der Entwicklung von *Tifaigne* (Fabliaux, ed. Montaiglon et Raynaud, III, 146, *Typhayne* (Urkunde Nr. 2 in Schwan-Behrens, Gr. d. Afrz., Teil III), *Tyfaine* (ouvrière de soie, a. 1292, in Géraud, Paris sous Philippe le Bel, S. 11) usw., aus *Theophania*, wo *eo* jedoch ursprünglich getrennten Silben angehörte. Das *eo* in *Theophania* dissimilierte sich zu *io*, das *o* schwand dann, und so entstand *Tifaigne* (man vgl. auch S. 322, Anm. 2).

II. Germanisches *eu*.

Wo sich in Eigennamen das germ. *eu* im Afrz. als *eu* erhalten hat, müssen wir diese Bildungen als nicht volkstümlich ansehen.

Es begegnen von Eigennamen mit unvolkstümlicher Bewahrung des germ. *eu* z. B. *Eudes* (Garin le Loherain I, 86), *Eudis* (Aigar et Maurin, ed. Brossmer in Rom. F. XIV, v. 1054), *Eudon* (Tailliar, Rec. d'act. 2, a. 1133), *Eudelon* (Girard de Viane 20) = *Eudo* (Först.) bzw. **Eudilo*[1]) usw.

---

[1] Man vgl. *Eudila* (mask.) bei Fredegar (s. Mon. Germ. hist. Script. rer. Merov. II, 141, 14. 142, 17).

Es kann hier direkte Herübernahme des germ. *eu* vorliegen, das sich im Ahd. zwar schon in vorliterarischer Zeit zu *eo* bzw. *iu* gewandelt hatte, das jedoch im fränkischen Dialekt am längsten bestanden hat (man vgl. S. 278).

Da in der lateinischen Urkundensprache auf französischem Boden etwa bis zum 8. Jahrh. *eu*, neben *eo*, die Norm für die Schreibung germanischer Namen mit etymologischem *eu* gewesen zu scheint (man vgl. z. B. *Eutharus* im Pol. R. 71[1], *Leutharius*: ebd. 72[1], *Teutboldus*: ebd. 72[2] usw. und im übrigen die Beispiele bei Först. unter den einzelnen Stämmen), so könnte man wohl auch daran denken, dafs diese urkundlich festgelegten Namen, die ihre in der Schrift festgelegte Schreibung nicht mehr ändern konnten, in den folgenden Jahrhunderten noch auf Namen der afrz. Sprachperiode einen Einflufs ausgeübt und dort zur Festhaltung des *eu* in der Schrift beigetragen haben mögen.

Ein solcher Einflufs liegt sicher vor in den vielen Namen mit *eu*, die sich in den späten Grandes Chroniques de France (ed. P. Paris, Paris 1836ff.) finden, z. B. *Leudefrois* (I, 260) = *Leutfrid* (Pol. R., 67, 100), *Theuberge* (III, 14) = *Teutberga* (Pol. R., 8, 53), *Theudechilde* (I, 289) = *Theudechildis* (Först.), *Teudehildis* (Pol. R., 100) usw. usw.

Diese Namen wurden aus den frühen lateinisch geschriebenen urkundlichen Quellen ohne Änderung des Diphthongen *eu* übernommen.

Es besteht auch die Möglichkeit, in den unten genannten Reflexen *estreu* (< **streup*), *feu* (< *vehu*), *esqueu* (< **skeuh*) (s. unten S. 305) unvolkstümliche Bewahrung des *eu* zu erblicken. Das *eu* dieser Reflexe könnte aber auch dialektisch sein und ist vielleicht erst sekundär aus *ieu* entstanden, s. unten S. 305.

Nicht volkstümlich mufs aber ferner noch sein der Eigenname *Herteüs* (Chevalerie Ogier 12294) = *Hairteus* (Obituaires de la province de Sens, ed. Molinier et Longnon, 1018 C), wo das germ. *eu* zu zwei Silben diäresiert erscheint. *Herteüs* könnte griech.-lat. Namen mit der Endung *-eus* gefolgt sein, die nicht selten das *eu* in der Endung *-eus* zweisilbig behandelten (man vgl. S. 292).

Auch wo wir *eo* für ursprüngliches germ. *eu* finden, wird unvolkstümliche Lautgestaltung anzunehmen sein. Es findet sich z. B. *Eodun* (Gormond et Isembart, ed. Heiligbrodt in Rom. Stud. III, v. 88) = *Eudo* (Först.), *Theodegeles* (Grandes Chroniques de France I, 106) = *Theudegisil* (s. S. 323, Anm. 4) usw.

Es kann hier Herübernahme des german. *eo* vorliegen das sich aus *eu* weiterentwickelte (s. S. 278). Auch die lateinische Urkundensprache, die germ. *eu* vielfach durch *eo* wiedergab,[1] dürfte dabei von Einflufs gewesen sein.

---

[1] Man vgl. Schönfeld, Wörterbuch der altgerman. Personen- und Völkernamen (Heidelberg 1911), S. 229 und Waltemath, a. a. O., S. 86.

Als ganz gelehrt kennzeichnen sich natürlich Namensformen, die *eo* als zwei Silben angehörend aufweisen, z. B, *Lëodulfes* (Martinsleben, ed. Söderhjelm, 5884) = *Leutulf* (Pol. R., 73), *Thëoiri* (*Thëodri*, *Thëotri*): (Leodegar 58) = *Theudorik* (s. Pol. R., 20: *Teudericus*) usw., auch mit Dissimilation von *ëo* zu *ïo*, z. B. *Tïori*, *Tÿori* (Roman d'Aquin[1] ou la Conqueste de la Bretaigne, ed. Joüon des Longrais, Nantes 1880, v. 70, 146, 172 und öfter), *Tÿoris* (Gaydon 232) = *Theudorik*, *Lïonart* (Roman de Renart, ed. Martin, XI, 884) = *Leonard* (s. S. 284) usw.

Die bisher betrachteten gelehrten Reflexe des germ. *eu* sind für die Lautgeschichte der afrz. Sprache ohne Belang; für diese sind nur die volkstümlichen Reflexe aufschlufsreich, welche uns deshalb in erster Linie interessieren.

Wir behandeln zunächst die volkstümliche Entwicklung des germ. *eu* unter dem Hauptton.

Germ. *eu* unter dem Hauptton weisen eine gröfsere Anzahl aus dem Germanischen übernommener Appellativa auf. Wir werden nun im Folgenden die Reflexe, die germ. *eu* unter dem Hauptton im Afrz. hinterlassen hat, der Reihe nach betrachten und zu erklären versuchen.

Ich stelle an die Spitze die Reflexe, die *ieu* für das ursprüngliche germ. *eu* zeigen. Es begegnen z. B. *espieu* (Raoul de Cambrai, ed. P. Meyer et A. Longnon, 509, 510, 587, 619, 3526. Aiol, ed. Normand et Raynaud, 3737) < frk. oder burgund. **speut*,[2] *estrieu* (Roman de Rou II, 7566) < **streup*[2], *fieu* (von Gdfr. IX, 616[2] urkundlich aus d. J. 1382 und *fiey*[3] (von Gdfr. ebd. urkundlich aus d. J. 1267 belegt) < *vehu*.[4]

Es ist offenbar, dafs in den ebengenannten Fällen das *e* des germ. Diphthongen *eu* den Ton auf sich zog und zu *ie* diphthongierte, so dafs der Triphthong *ieu* entstand.[5] Dafs das *e* in *eu* im Afrz. den Ton auf sich ziehen konnte, erklärt sich aus dem Vorwiegen des ersten Komponenten des germ. *eu*, der schon im Ahd., wie man annehmen kann, stärker betont gewesen zu sein scheint

---

[1] Nach Langlois, Tables des noms propres ... dans les chansons de geste zitiert, da mir der Roman d'Aquin nicht zugänglich war.

[2] Man vgl. S. 279, Anm. 5 u. S. 280, Anm. 2.

[3] *fiey* zeigt die Schreibung *y* für *u* (man vgl. dazu S. 291).

[4] Vgl. S. 280, Anm. 3.

[5] Es begegnen auch in grofser Zahl: *eschieu* (Enfances Ogier 4955), *eschieu* (Cleomadés 14482), *esquieu* (Durmart le Galois 13060) usw. (weitere Beispiele s. bei Gdfr. III, 389), < frk. **skeuh* (s. S. 281, Anm. 3). Jedoch scheinen diese Formen alle dem nordöstlichen Sprachgebiet Frankreichs anzugehören und alle erst nach der Mitte des 13. Jahrh. zu datieren zu sein. Deswegen vermute ich, dafs es sich in diesen Formen um das *ieu* handelt, das sich etwa in der Mitte des 13. Jahrh. im pikardischen Dialekt aus *iu* entwickelte (man vgl. dazu besonders Raynaud, „Étude sur le dialecte picard" in Bibl. de l'École des Chartes 37, S. 26 f., Neumann, Zur Laut- u. Flexionslehre d. Afz. hauptsächlich aus pikard. Urkd. von Vermandois (Heilbronn 1878), S. 41 f. — Auch das *ieu* in *trieuwe* (z. B. bei Froissart, Chron. VIII, 282) < *treuwa* ist wohl ebenso zu bewerten wie in *eschieu*.

als der zweite. Letztere Annahme wird durch die Weiterentwicklung des _eu_ über ahd. _eo, io_ und mhd. _ie_ zu nhd. _[i]_ gestützt, wo als Hauptlautträger der erste Komponent des Diphthongen erscheint, der im Neuhochdeutschen allein noch laut ist. Die Entwicklung von germ. _*speut_ zu afrz. _espieu_ verlief parallel der von lt. _deu(s)_ zu afrz. _dieu,_ wiewohl das _eu_ in lt. _deus_ ursprünglich getrennten Silben angehörte.

Neben den Reflexen mit _ieu_ finden sich solche mit _eu,_ z. B.: _estreu_ (Rol. 3113. Roman de Thèbes 6574) < _streup, feu_ (Rol. 866, 3399 Oxf. Hs.) < _vehu, esqueu_ (Jubinal, Nouv. Rec. de contes, dits, fabliaux etc., Paris 1842, I, 319) < frk. _*skeuh._[1] Vielleicht ist hier einfach das germ. _eu_ bewahrt. In diesem Falle hätten wir in den genannten Reflexen, die _eu_ zeigen, unvolkstümliche Formen zu erblicken (man vgl. oben S. 303). Man kann aber vielleicht auch annehmen, dafs _eu_ in manchen Dialekten erst sekundär aus _ieu_ verkürzt wurde. Dem franzischen Dialekt scheint solche Verkürzung von _ieu_ zu _eu_ jedoch nicht eigen zu sein. Man vgl. Suchier, Afrz. Gr., § 32a, der dialektische Verkürzung von _eu_ aus _ieu_ anzunehmen scheint, und vgl. auch Schwan-Behrens, Gr., § 51 Anm.

Zuweilen begegnet auch _iu,_ z. B. in _estriu_ (Vie de S. Thomas, ed. Walberg, 4346, 4426) < _*streup, fiu_ (Rol. 432 ‘O’) < _vehu, vihu,_[2] _eschiu, esquiu, eskiu_[3] (s. Gdfr., III, 389) < frk. _*skeuh, triuwe_[4] (von Gdfr., X, 812² aus den Jahren 1314 und 1344 belegt) < frk. _treuwa._[5]

Hier ist jedenfalls das _iu_ aus dem ursprünglichen afrz. Triphthongen _ieu_ (s. oben S. 304) verkürzt. Parallele Beispiele für Verkürzung von _ieu_ zu _iu_ finden sich im Afrz. Ich nenne z. B. _siut_ < _sieut_ (< lt. _*sequit_), _siu_ < _sieu_ (< lt. _sebum_), _tiule_ < _tieule_ (< lt. _tegula_), _riule_ < _rieule_ (< lt. _regula_) (s. oben S. 295). Verkürzung von _ieu_ zu _iu_ in den oben genannten Fällen, die _iu_ aus germ. _eu_ zeigen, ist also sehr wohl denkbar. Obengenanntes _fiu_ kann jedoch auch direkt auf germ. _vihu_ beruhen.

Wir konnten bisher als Reflexe des germ. _eu_ unter dem Hauptton _ieu, eu_ und _iu_ feststellen. Offenbar hat man in _ieu_ den ursprünglichsten Reflex von germ. _eu_ unter dem Hauptton im Afrz. zu erblicken. Von diesem _ieu_ aus lassen sich nun einige Reflexe erklären, die scheinbar ganz abweichende Lautgebung zeigen.

Es begegnen nämlich Reflexe wie _espiel_ (Chevalerie Ogier 8531. Gui de Bourgogne 73. Chans. d’Antioche, I, 30. Fierabras 21. Aiol, ed. Normand et Raynaud, 4415) < _*speut, estriel_ (s. Gdfr.,

---

[1] Man vgl. S. 281, Anm. 3.

[2] Man vgl. S. 280, Anm. 3.

[3] Man vgl. S. 304, Anm. 5 und zu _eschiu, esquiu_ Bruckner in ZRPh XXIV, 69.

[4] Zu _w_ an Stelle von _v_ vgl. man S. 294, Anm. 1.

[5] Man vgl. S. 280, Anm. 6.

III, 652[1]) < **streup*, *fiel* (von Gdfr., IX, 616[2] aus den Jahren 1250 und 1260 belegt) < *vehu*.

Diese Formen erklären sich wohl am einfachsten aus den Nominativen *espieus*, *estrieus*, *fieus* (s. oben S. 304), in denen fälschlicherweise das *u* als aus *l* vokalisiert angesehen wurde. Daher bildete man zu diesen Nominativen fälschlich die obengenannten Obliqui auf *-iel*.[1] Suchier (in ZRPh I, 430) führt auch ein *espieil* (< **speut*) ohne Beleg an. Dies müfste eine Anologiebildung sein. Da zum Nominativ *vieus* (< **veclus* für klass.-lt. *vetulus*) der Obliquus *vieil* gehörte, so bildete man auch zu *espieus* fälschlich ein *espieil*.[1]

Neben den Reflexen mit *-iel* begegnen auch solche mit *-ier*, z. B. *espier* (Enfances Ogier 1680) < **speut*, *estrier* (Folque de Candie, ed. Schultz-Gora, 79. Erec 2208) < **streup*, *fier* (Floovent 4) < *vehu*.

Auch hier hat man wohl am besten von den Nominativen auf *-ieus* (also *espieus*, *estrieus*, *fieus*, s. oben S. 304) auszugehen. Es ist hier wohl an den Suffixwandel von *-ieus* zu *-ier* zu denken, auf den zuerst Gaston Paris in Romania V, 380 hinweist, wo er den Wandel von *estrieus* zu *estrier* durch diesen Suffixwandel erklärt und mit dem Wandel von *Angieus* (prov.), < *Andecav(i)s*, > *Ang(i)ers*, *Peitieus*, < *Pictav(i)s*, > *Poitiers* vergleicht.[2] Es begegnet auch *niers* (z. B. Raoul de Cambrai, ed. P. Meyer et A. Longnon, 6724) = *nieus* < lt. *nepos*.[2]

Durch den genannten Suffixwandel kann man die obengenannten Reflexe auf *-ier* vollkommen einwandfrei erklären.

Obengenanntes *espier* könnte man freilich auch anders erklären. Mackel (a. a. O. S. 127) und Goldschmidt (im Försterband S. 62) denken für *espier* an Herleitung aus ahd. *sper*. Eine solche ist jedoch nach lautlichen Gesichtspunkten nicht erforderlich, da sich *espier* aus älterem *espieus* durch den oben angeführten Suffixwandel ohne Schwierigkeit erklären läfst, aber freilich nicht ausgeschlossen.

Wir kommen nun zu einigen Reflexen, die *-if* zeigen, nämlich: *eschif*, *esquif*, *eskif* (s. Beispiele in Gdfr. III, 388[3] f.) < **skeuh*.

Dieses *eschif* wird sich in folgender Weise erklären: Zu oben angeführtem *eschiu* (s. S. 305) lautete das Fem. *eschive*. Hier ist *u* in intervokale Stellung getreten und hat sich deshalb regelrecht zu *v* gewandelt, ebenso wie in *eschevir* < **skeuh(j)an* (s. unten). Aus der Femininform *eschive* wurde nun ein neues Maskulinum gebildet, in dem natürlich *v*, da es in den Auslaut trat, sich zu *f* verhärten mufste, nämlich *eschif*,[3] in derselben Weise wie sekundär zu *Juive*

---

[1] Man vgl. Suchier in ZRPh I, 430.

[2] Vgl. Suchier in ZRPh I, 430 und Cohn, Die Suffixwandlung im Vulgärlat. und im vorliterarischen Frz. nach ihren Spuren im Nfrz. (Halle 1891), S. 254.

[3] In den Formen mit flexivischem *-s*, wie *eschis*, *esquis*, *eskis*, *escis* (s. Beispiele in Gdfr. III, 388[3] ff.) ist das *f* vor flexivischem *-s* verloren gegangen, ebenso wie in afz. *vis* (Nom.) < *vivus*, das zum Obliquus *vif* < *vivum* gehört, *nes* < *navis* usw.

(= lt. *Judaea*) ein neues Mask. *Juif* gebildet wurde in Analogie zu der regelmäfsigen Bildung *vif, vive* < lt. *vivu(m), -a(m)*.

Bei der Entstehung aller bisher betrachteten Reflexe — wir fanden *ieu, eu, iu* und *iel, ier, if* — sind beide Elemente des germ. Diphthongen *eu* beteiligt gewesen. Wir finden nun aber auch Fälle, wo nur das erste Element des Diphthongen, das *e*, wirksam gewesen ist. Hierher gehören zunächst die Reflexe, die *ie* für ursprüngliches germ. *eu* zeigen.

Es begegnen z. B.: *espiet* (Leodegar 228. Rol. 8670 Oxf. Hs.), dazu ein Fem. *espiete* (s. Gdfr. III, 529[1]), *espié* (Saxenlied, ed. Menzel u. Stengel, I, 247. Renaut de Montauban, ed. Michelant, 407. Raoul de Cambrai 1713 usw.), *espief*[1] (Parise la Duchesse, ed. Guessard et Larchey, 58) = **speut*, *estrié* (Löwenritter 201 var.), *estrief*[1] (Chevalerie Ogier 10501. Löwenritter 201 var. Doon de Mayence 149) = **streup*, *fiet*[2] (Rol. 76: Obl. Pl. *fiez*, 472), *fié* (Gui de Bourgogne 45, 57. Roman de Rou, ed. Andresen, I, 1967, 3022, 3706), *fief*[1] (Huon de Bordeaux 60, 125. Jourdains de Blaivies 49) = *vehu, feudum*.

In den eben genannten Reflexen sehen wir Diphthongierung des *e* zu *ie* und Schwund des zweiten Komponenten des germ. Diphthongen, der wohl wegen des starken Präponderierens des ersten Komponenten (s. S. 304f.) minder betont war und deshalb fallen konnte. Es besteht auch die Möglichkeit, anzunehmen, dafs die genannten Reflexe mit *ie* erst aus solchen mit *ieu* verkürzt wurden, dafs also *espiet* aus älterem **espieut*, *espié* aus älterem *espieu* (s. oben S. 304) usw. entstand. Naheliegend ist die Annahme solcher Verkürzung von *ieu* zu *ie* bei obengenannten *espié, estrié, fié* (aus *espieu, estrieu, fieu*). In diesen Formen könnte *ieu* zu *ie* ebenso verküzt sein wie *eu* zu *e* in der Entwicklung von *deu* zu *de*, *Andreu* zu *André*, *Greu* zu *Gre* (man vgl. Suchier, Afrz. Gr. § 22b und Suchier in ZRPh I, 451).

Obengenanntes *espiet* wird freilich auch anders erklärt. Mackel (a. a. O. S. 127) und Goldschmidt (im Försterband S. 62) halten auch die Möglichkeit für gegeben, afrz. *espiet* von and. *spiot, speot* abzuleiten. In diesem Falle müfste der im Altdeutschen fallende

---

[1] Woher das auslautende *f* in *espief, estrief* (*estrif, estref*), *fief* stammt, darüber gehen die Meinungen auseinander (man vgl. Benary, Zur Geschichte des konsonantischen Auslauts der Nomina im Alt- u. Neufrz., Diss. Heidelberg 1902, S. 35f., 94ff.). — Wenn Gröber (in ZRPh II, 461ff.) *fief* als Verbalsubstantiv aus einem Verb *fiever* ableitet, das seinerseits wohl als Verbalableitung zu *fieu* gehört, so erwähne ich das nur, weil dann das auslautende *f* als sekundärer Reflex des zweiten Komponenten des ursprünglichen Diphthongen *eu* angesehen werden kann, vgl. oben S. 306 zu *esquif*. Gröbers Erklärung erscheint aber deshalb wenig wahrscheinlich, weil man doch offenbar von einem *vehu* oder *feudum* auszugehen hat und nicht von frz. Ableitungen dazu, da doch die Substantiva das Ursprüngliche waren und sicherlich bei weitem häufiger als die Ableitungen gebraucht wurden.

[2] Ein *fiet* mit auslautendem *t* scheint auf ein mittellat. *feudum* als Basis hinzuweisen, das über **fieut* zu *fiet* führte, ebenso wie **espieut* (belegt *espieu*, s. S. 304) ein *espiet* ergab.

Diphthong (vgl. oben S. 304 f.) im Afrz. zum steigenden Diphthongen geworden sein, was immerhin möglich wäre, da der afrz. Diphthong *ie* höchstwahrscheinlich selbst ursprünglich fallend war (vgl. Schwan-Behrens, Gr. § 46, 1 und Suchier in Gröbers Grundr. I, 573). — Herleitung von afrz. *espiet* aus and. *spiot* ist aber nach lautlichen Gesichtspunkten nicht erforderlich, da sich afrz. *espiet* ohne grofse Schwierigkeit aus frk. (oder burgund.) **speut* erklären läfst. Auch scheint es mir nicht wahrscheinlich, dafs man das Wort neuerdings aus dem And. herübernahm, da ja die Franken und Burgunden bei ihrem Eindringen in Gallien das Wort schon mitgebracht hatten (s. oben auf S. 304 *espieu*, das nur auf einem frk. oder burgund. **speut* basieren kann).[1]

ie als Reflex des germ. *eu* unter dem Hauptton zeigen ferner noch *escriene*, *escrienne* „unterirdisches Gemach", „Kellerstube" (*escriene* begegnet z. B. in Chrestiens Wilhelmsleben 1464 P, weitere Belege s. Gdfr. III, 440) = frk. oder burgund. *screunia*, *screuna*, *screona*,[2] *trieve* (ein Beleg bei Gdfr. X, 812[2]) = frk. *treuwa*, *estiere* „Steuerruder" (Aneïs de Cartage 1203. Marie de France, Lai d'Eliduc 866) = ags. *stēore*,[3] *ries* „Brachfeld", „Weideplatz" (Bartsch, Afrz. Romanzen u. Pastourellen III, 22, 16), dazu *riez*, *ryez*, *rez*[4] (s. Gdfr. VII, 192), wenn es von frk. **reuti* kommen sollte.[5]

Auch hier diphthongierte das betonte *e* des germ. *eu* (s. S. 304 f.) zu *ie*, während der minderbetonte zweite Komponent des germ. Diphthongen schwand. Es ist möglich, dafs auch hier ursprüngliche Formen mit *ieu* bestanden haben, die den zweiten Komponenten des germ. *eu* noch bewahrten, dafs also ein **escrieune* bestand, aus dem sich *escriene* entwickelte, wie ein *espieu* (s. S. 304), das die Vorstufe zu *espié* (s. S. 307) gebildet haben wird.

---

[1] *espiot*, das Gdfr. III, 533[1] aus dem 14.—16. Jahrh., zuerst aus Froissart, belegt, scheint allerdings and. *spiot* als Basis zu verlangen.

[2] Vgl. Meyer-Lübke, REW 7743 und Wackernagel, Sprache und Sprachdenkmäler der Burgunden S. 337 f.

[3] Diez (Et. Wb. 578) leitet afz. *estiere* von ags. *stēore* ab. Meyer-Lübke im REW und Körting im Et. Wb.[3] verzeichnen *estiere* gar nicht. Die ahd. Entsprechung zu ags. *stēore* lautet *stiura*, *steora*. Es ist wohl denkbar, ags. *stēore* als Etymon anzusetzen, da das Wort ursprünglich nur den meeranwohnenden Germanen zukam (vgl. Kluge, Et. Wb. d. dt. Spr.[10] 472).

[4] Zu *rez*, einem Reflex mit *e*, vgl. auf S. 310 andere Reflexe, die *e* für ursprüngliches *eu*, das unter dem Hauptton stand, zeigen.

[5] Meyer-Lübke (REW 7339) stellt zu *ries* als Etymon ein *riuti*, das er fälschlich als fränkisch bezeichnet; richtig mufs die fränkische Form **reuti* lauten (man vgl. S. 278). Die Verantwortung für diese Etymologie mufs ich Meyer-Lübke überlassen. Gegen die Ableitung von *ries* aus **reuti* (*riuti*) spricht das *t* des germ. Etymons. Denn dafs das *s* in *ries* stammhaft ist, beweisen der oben angeführte Beleg aus den von Bartsch herausgegebenen Romanzen und Pastourellen, wo *ries* als Obliquus erscheint (. . ., *en un ries vert et novel Les truis menant lor chembel* . . .), und auch alle anderen Belege bei Gdfr. (wenn Gdfr. auch ein *riet* im Titelkopf aufführt, so ist das erst aus späterem Plur. *riets* abstrahiert). Es ist daher der Übergang von **reuti* (*riuti*), einem Etymon mit *t*, zu *ries* nicht recht glaubhaft. Auch die Verschiedenheit in der Bedeutung: **reuti* = „Rodung", *ries* = „Brachfeld", „Weideplatz" ist auffallend.

Hierher ziehe ich nun auch noch den Namen der Stadt *Liege* „Lüttich", der z. B. in Renaut de Montauban, ed. Michelant, 401 und im Saxenlied, ed. Menzel u. Stengel, I, 1055, 1066 begegnet.

Basis zu *Liege* dürfte sein ein *Leodium* (aus dem 8. Jahrh. belegt) oder *Leodicum* (s. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch II³, 112). Ich trage kein Bedenken, nach dem Vorgange der Entwicklung von **speut* zu *espiet* (s. S. 307 f.), *screunia* zu *escriene* (s. S. 308) usw. auch *Liege* von *Leodicum* abzuleiten. In diesem Falle dürfte vielleicht eine Zwischenform **Lieuge* bestanden haben, wie sie auch Voretzsch (im Suchierband S. 630) annimmt, die dann *Liege* ergab wie *espieu(t)* ein *espiet*, *espié*, *fieu* ein *fié* usw. (s. oben S. 307 f.).

Es liegen aber auch schon mittelalterliche lateinische Formen *Letgia*, *Lethgia*, *Ledgia*, *Leggia*, *Legia* vor, die sämtlich bei Förstemann a. a. O. belegt sind. *Ledgia*, *Leggia* finden sich z. B. in Mon. Germ. Script. IV, 13, 4/5 (aus dem Jahre 774). Die genannten Formen scheinen unter romanischem Einflufs entstanden zu sein und darauf hinzudeuten, dafs man den Diphthongen *eo* schon frühe zu *e* verkürzte. Mithin könnte *Liege* vielleicht auf einer mittellat. Zwischenform **Ledicum* basieren und ebenso entwickelt sein wie *piège* aus lt. **pedicum*. — Man vgl. auch Grandgagnage in Mémoire sus les anciens noms de lieux dans la Belgique orientale[1] S. 132 f., der sich *Liege* aus wallon. *Lîge* — eine Form *Lige* begegnet im Saxenlied, ed. Menzel u. Stengel, I, 1066 var. — entstanden denkt, indem er sagt: „*la forme française Liège vient de ce qu'on a pris abusivement le signe ie = î, pour la diphthongne ie.*" Zu dieser Ansicht stimmt die Tatsache, dafs zentralfrz. *ie* im Wallonischen der Laut *[ī]* entspricht (s. Schwan-Behrens, Gr. § 243, Anm. 2 und die Beispiele ebd. Teil III, S. 20 ff.),[2] und Grandgagnages Ansicht findet eine Stütze auch darin, dafs es sich um den Namen einer wallonischen Stadt handelt. Trotzdem empfiehlt sich die Ableitung von *Liege* aus *Leodicum* oder **Ledicum*, wie wir sie oben erörteten, wegen der Übereinstimmung mit der Entwicklung von **speut* > *espiet*, *screunia* > *escriene* (s. oben S. 307 f.).

Neben *ie* findet man zuweilen auch nur *i* als Reflex des germ. *eu* unter dem Hauptton. Ich nenne z. B.: *estri* (Gdfr. III, 652¹), *estrif*[3] (Erec 4604 E) < **streup*, *trive* (Eneas 869. Villehardouin, Conqu. de Const., ed. de Wailly, 170) < *treuwa*.

Das *i* in den eben genannten Formen dürfte durch Verkürzung entstanden sein. Entweder wurde *ie* zu *i* verkürzt, also *estrié* (s. S. 307) zu *estri*, *trieve* (s. S. 308) zu *trive*, oder *iu* wurde zu *i* verkürzt, also *estriu* (s. S. 305) zu *estri*, *triuwe* (s. S. 305) zu *trive*. Bei *trive* könnte man vielleicht annehmen, dafs das *u* in *triuwe*

---

[1] Enthalten in Mémoires publ. p. l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique XXVI (Bruxelles 1855).

[2] Ob aber Grandgagnage recht hat, dafs im Wallonischen *ie* für [ī] geschrieben wurde, habe ich nicht nachprüfen können.

[3] Man vgl. S. 307, Anm. 1.

vor dem folgenden ursprünglichen *w*-Laut, der in *trive* und auch sonst meist als *v* erscheint, schwand oder in demselben aufging.[1]

Auch da, wo nur *e* als Reflex des germ. *eu* erscheint, dürfte Verkürzung vorliegen. Es begegnen z. B. *estré* (Obl. Pl. *estrés*), *estref*[2] (s. Gdfr. III, 652[1]) < **streup*, *fe* (s. Gdfr. IX, 616[2]) < *vehu*.

Es wird hier Verkürzung von *estreu* (s. S. 305) zu *estré*, *feu* (s. S. 305) zu *fe* vorliegen.[3] Die Verkürzung von *eu* zu *e* mufs hier ebenso erfolgt sein wie in der Entwicklung von *deu* zu *de*, *Andreu* zu *André*, *Greu* zu *Gre* (man vgl. Suchier, Afrz. Gr. § 22 b und s. oben S. 307).

Hierher gehört auch *treve* (Beispiele s. bei Littré unter *trêve*) < *treuwa*.

Man kann vielleicht annehmen, dafs *treuwa* zu *treve* wurde mit Aufgehen des *u* in dem ursprünglich folgenden *w*; man könnte aber auch daran denken, dafs *treve* aus *trieve* (s. S. 308) reduziert wäre (vgl. Schwan-Behrens, Gr. § 243, Anm. 2).

e statt *ie* zeigt auch die Form *escregne*, die bei Gdfr. III, 440[2] neben häufigem *escriene*, *escrienne* (s. oben S. 308) erscheint und aus dem Jahre 1389 belegt ist. Hier könnte *escriene* zu *escrene* reduziert sein, oder man müfste annehmen, dafs sich das *e* des germ. Diphthongen hier unverändert erhalten habe (man vgl. Schwan-Behrens, Gr. § 243, Anm. 2), während das *u* des germ. *eu* in *escregne* natürlich ebenso schwand wie in *escriene* (s. oben S. 308).

Endlich gehört hierher noch *gres*, das z. B. im Löwenritter 837 begegnet. Dies mufs eine späte Entlehnueg sein, wohl von ahd. *greoȥ*, da hochdeutscher Spirant an Stelle von westgerm. *t* erscheint. Aus der späten Entlehnung erklärt sich auch leicht, dafs wir nur *e* als Reflex von *eo* finden, da ja das erste Element dieses Diphthongen im Ahd. stark präponderierte (s. S. 304 f.).

Wir wir bisher gesehen haben, basiert der Reflex des germ. *eu* im Afrz. entweder auf beiden Elementen des germ. Diphthongen oder in vielen Fällen nur auf dem ersten Element desselben. In seltenen Fällen basiert nun der Reflex des germ. *eu* auch ausschliefslich auf dem zweiten Element des germ. Diphthongen. Solche Fälle sind z. B. *trove* (Parise la Duchesse, ed. Guessard et Larchey, 2288), *true* (s. Gdfr. X, 812[2]) < *treuwa*.

Hier ist nur der zweite Komponent des germ. Diphthongen erhalten, während der erste schwand. Vielleicht sind Formen wie *trueve*, *truive* (s. Gdfr. X, 812[2]), wo *ue*, *ui* jedenfalls durch Metathese von *eu*, *iu*[4] (in **treuve*, *triuwe*, s. S. 305) entstand, dabei von Einflufs gewesen.

---

[1] Es könnte auch Ableitung aus ahd. *triuwa* vorliegen, das direkt *trive* ergab mit Schwund des *u* (s. oben).

[2] Man vgl. S. 307, Anm. 1.

[3] Ein *estree* „Steigbügel" (z. B. Folque de Candie, ed. Schultz-Gora, 913 [: *tiree*]) könnte aus *estreu* entstanden sein wie *Capanée* aus **Capaneü(m)* (s. S. 292, Anm. 2), ebenso *fee* (s. Gdfr. IX, 616[2]) aus *feu*.

[4] Man vgl. zu dieser Metathese S. 295.

Hiermit sind wir mit der Betrachtung der Fälle, die germ. *eu* unter dem Hauptton aufweisen, zu Ende. Wir können zusammenfassend über die Behandlung des germ. *eu* unter dem Hauptton im Afrz. sagen, dafs meist das *e* des Diphthongen zu *ie* diphthongiert, das sich mit dem zweiten Komponenten des Diphthongen, dem *u*, zum Triphthongen *ieu* verbindet. Die Formen, die *ieu* zeigen, scheinen in der Regel die ältesten zu sein. In der Mehrzahl der Fälle ist das *u* jedoch geschwunden und es findet sich nur *ie* als Reflex des ursprünglichen *eu*. Statt *ie* finden wir in einigen Fällen auch *i* oder *e*. Ganz selten findet sich *o* oder *u* als Reflex des germ. *eu*; dieses *o* oder *u* basiert auf dem zweiten Element des germ. Diphthongen. —

Wir kommen nun zur Betrachtung der Reflexe, die germ. *eu* in vortoniger Silbe im Afrz. hinterlassen hat.

Hier will ich zunächst die Reflexe von fränkischem **skeuh(j)an* erörtern. Frk. **skeuh(j)an* (ahd. *skiuhen*), das ein *j*-Stamm ist (s. S. 283, Anm. 6), entsprechen im Afrz. genau nur die Reflexe auf *-ir*. Ich sehe also die Formen *eschevir*, *eschivir*, *eschiwir*[1] (s. Gdfr. III, 394 f.) als die unmittelbarsten Reflexe von frk. **skeu(j)an* an. In *eschevir* zeigt sich einfach Konsonantierung des in intervokale Stellung getretenen *u* zu *v* (man vgl. oben zu *eschive*, s. S. 306, und *fiever*, s. S. 307 Anm. 1). Das *i* für *e*, das in *eschivir*, *eschiwir* erscheint, ist vielleicht durch die vorhergehende Palatalis hervorgerufen, wenn nicht Beeinflussüng von *eschiver* (s. unten) oder von dem Adjektiv *eschiu*, *eschif* (s. oben S. 305, 306) stattgefunden hat.

Neben *eschevir*, *eschivir* finden sich die Reflexe *eschuir*, *eschoir*[2] (s. Gdfr. III, 394[1, 2]), die dem Osten Frankreichs angehören.[3] In *eschuir* scheint nur das zweite Element des germ. Diphthongen, das *u*, erhalten zu sein, vor dem das *e* ausgestofsen wurde, vielleicht dafs *e* in dem Triphthongen *eui* die geringste Kraft besafs und deswegen beim Sprechen am ehesten übergangen werden konnte.

Neben den eben besprochenen Reflexen auf *-ir* stehen aber auch solche auf *-er*, und zwar erstens solche, die *i* als Mittelvokal zeigen, nämlich *eschiver*, *eschiwer*,[1] *esciver*, *eskiver*, *esquiver* usw. (s. Gdfr. III, 392[3] ff.),[4] zweitens solche, die *e* als Mittelvokal zeigen, nämlich *eschever*, *escever*, *echever* usw. (s. Gdfr. III, 394[2]).[5]

---

[1] Zu der Schreibung *w* an Stelle von *v* s. S. 294, Anm. 1.

[2] *eschoir* dürfte nur andere Schreibung für *eschuir* sein; man vgl. zu dem Wechsel zwischen *ui* und *oi* im Afz. Gaston Paris in der Einleitung zu La Vie de Saint Alexis S. 74 ff.

[3] Man vgl. Försters Anm. zu v. 2818 des Lyoner Yzopet (= Afz. Bibl., hrsg. von Förster, Nr. 5).

[4] Dazu erscheinen mit Konjugationswechsel: *eschivoir* und *eschevoir* (s. Gdfr. III, 394[2]).

[5] Formen mit *ie* statt *e*, z. B. *eskiever* (Huon de Bordeaux 171), scheinen nordostfz. *ie* für *e* zu zeigen (vgl. Schwan-Behrens, Gr. § 213 Anm.). —

Wie die von Godefroy aufgeführten Formen erweisen, scheinen die Reflexe, die *e* als Mittelvokal zeigen, nur um weniges geringer verbreitet gewesen zu sein als die Reflexe mit dem Mittelvokal *i*, allerdings wohl erst in späterer Zeit.

Ob sich die Formen *eschiver* usw. und *eschever* usw. direkt von einem frk. **skeuh(j)an* (s. oben) ableiten mit Übergang des in intervokale Stellung getretenen *u* zu *v* und vielleicht durch den vorhergehenden Palatal hervorgerufenem Wandel von *e* zu *i* in *eschiver*, ist deshalb fraglich, weil einem **skeuh(j)an* offenbar genau nur die Reflexe auf *-ir* entsprechen. Meyer-Lübke (REW 8002) setzt für afrz. *eschiver* ein unrichtiges frk. *skiuhan* an Stelle von regelrechtem frk. **skeuh(j)an* (s. S. 283, Anm. 6) als Etymon an und berücksichtigt gar nicht die afrz. Reflexe, die der *-ir*-Konjugation folgen, also *eschevir* usw. — Es scheint durchaus (wie Bruckner in ZRPh XXIV, 69 vorschlägt), daſs die Formen, die der *-er*-Konjugation folgen, also *eschiver* usw. und *eschever* usw. erst auf romanischem Boden neugebildete Ableitungen von afrz. *eschiu* (s. S. 305) und afrz. **escheu* (s. S. 305: *esqueu*) sind mit Übergang des in intervokale Stellung tretenden *u* zu *v* (s. oben). Ableitung von afrz. *eschiver* aus ahd. *skiuhen*, an die man etwa denken könnte, halte ich deshalb für unwahrscheinlich, weil afrz. *esqueu*, *eschiu* (s. S. 305) einem frk. **skeuh* und obengenanntes *eschevir* einem frk. **skeuh(j)an* vollkommen genügen, somit also auch für afrz. *eschiver* Zurückgehen auf eine fränkische Grundlage nahezuliegen scheint. —

Übergang in die Konjugationsreihe auf *-re* zeigt das anglonormannische *eschivre* (s. Gdfr. III, 394[2]). *eschivre* wird von *eschiver* (s. oben) beeinfluſst sein, sogar sich vielleicht erst sekundär davon ableiten.[1] —

Die Reflexe des germ. *eu* in frk. **skeuh(j)an*, die wir eben betrachtet haben, stehen im Afrz. ziemlich isoliert da, denn germ. *eu* in vortoniger Silbe hat sonst im Afrz. zu anderen Reflexen geführt.

Wir müssen hier zunächst die volkstümlichen Reflexe des germ. Namens *Eudo* im Afrz. verfolgen.

Wir finden zunächst als Reflexe von *Eudo*: *Oedun* (Rol. 3056), *Oedon* (Aubery le Bourgoing, ed. Tarbé, Reims 1849, S. 12, 14, 16, 23. Huon de Bordeaux 122, 129, 135), *Hoedon* (Amis et Amiles 2524. Gaydon 144, 160, 162 usw.) usw.[2]

---

eschuer, *eschuver* (s. Gdfr. III, 393[1]), *escuer* (Barlaam und Josaphat, ed. Zotenberg und P. Meyer, 27) dürften auf dieselbe Weise zu *eschever* entstanden sein wie *eschuir* zu *eschevir* (s. oben).

[1] *eschievre*, *eschure* (s. Gdfr. III, 394[2]) werden sich ebenso erklären wie *eskiever*, *eschuer* (s. Anm. 5 der vorigen Seite).

[2] Da wir hier *d* in intervokaler Stellung, das lautgesetzlich bekanntlich hätte schwinden müssen (s. Schwan-Behrens, Gr. § 116, 1), erhalten finden, könnte es scheinen, als ob in den oben genannten Reflexen unvolkstümliche Formen vorlägen. Jedoch schon Diez (Gr. I, 313) weist darauf hin, daſs germ. *d* sich besser erhalten habe als lat. *d* und Schultz-Gora (im Toblerband S. 204) teilt offenbar diese Meinung. Ich verweise zu diesem Punkte auf

Ich stelle diese Reflexe unter die Fälle, in denen germ. *eu* im Afrz. in vortoniger Silbe auftritt, obwohl es nicht durchaus sicher ist, dafs die Modifikation des ursprünglichen *eu* zu *oe* hier wirklich in vortoniger Silbe erfolgte. Da neben *Oedon* als Nominativform *Oedes* erscheint (z. B. Enfances Ogier 3472. Gui de Bourgogne 27. Bueve de Hantone, ed. Stimming, Fassung II, 7641 usw.), so könnte man auch daran denken, dafs die Modifikation des *eu* zu *oe* unter dem Hauptton stattgefunden hätte. Wir können zwischen den beiden Möglichkeiten nicht sicher entscheiden. Ich behandle die Fälle hier, um den Zusammenhang mit den weiteren Reflexen von *Eudo*, nämlich *Eon*, *Yon* (s. unten S. 314 ff.), in denen die Modifikation des ursprünglichen *eu* zu *e* bzw. *y* so gut wie sicher in vortoniger Silbe erfolgte, zu wahren.

Was nun das *oe* in den oben angeführten Reflexen anbetrifft, so scheint es durchaus, dafs hier Metathese der beiden Komponenten des germ. Diphthongen *eo*, der für *eu* eintrat, (s. S. 278 f. und 303), stattgefunden hat, die *Eodon* (belegt in Gormond et Isembart, v. 88, s. oben S. 303) zu *Oedon* umgestaltete. Tobler gab in Kuhns Zeitschrift XXIII, 416 ff. Beispiele für wechselseitiges Umspringen von *e* und *o*, z. B. lt. *medulla* > frz. *moelle*, lt. **ritorta* > frz. *rouette* u. a. Schultz-Gora in seinem Aufsatz „Über einige französische Frauennamen“ im Toblerband (S. 207) wendet diese Metathese von *e* zu *o* zuerst auf den Namen *Eudo* an und erklärt so in einwandfreier Weise das Zustandekommen der Lautverbindung *oe* in *Oedon*, *Oedes*.[1]

Auf gleiche Linie mit obengenannten *Oedon*, *Oedes*[2] dürften zu stellen sein:

1. Schreibungen mit *Oue-* im Anlaut, z. B.: *Ouedon* (Clarisse et Florent, ed. Schweigel in Ausgaben u. Abhdlgn. LXXXIII, 3488, 5818. Maugis d'Aigremont, ed. Castets in Rev. d. l. r. XXXVI, 5003), *Ouedon*, *Ouedes* (Esclarmonde, ed. Schweigel in Ausgaben u. Abhdlgn. LXXXIII, 925, 2089, 2199, 2526, 2558), *Ouedes* (Chron. de Philippe Mouskes 15334), *Ouede* (Tailliar, Rec. d'act. 190) usw.[3]

2. Schreibungen mit *Ue-* im Anlaut, z. B.: *Uedon* (Auberi, ed. Tobler, 188, 234 f.), *Huedon* (Auberi, ed. Tobler, 199, 201. Aymeri

---

Kalbow, a. a. O., S. 130 ff., wo sich eine Erklärung und Begründung für die teilweise Erhaltung des intervokalen germ. *d* findet. — Die Erhaltung des intervok. *d* ist hier also kein Kriterium für unvolkstümliche Lautgestaltung.

[1] Man vgl. zu der Metathese von *eo* zu *oe* auch die Metathese von *iu* zu *ui*, der die Form *Uistace* ihre Entstehung verdankt, s. S. 295.

[2] Schreiberwillkür werden jedenfalls die Schreibungen: *Oeudes* (Chans. d'Antioche I, 102), *Œudon* (Quatre fils d'Aymon, ed. Castets in Rev. d. l. r. XLIX, 103) und *Œudes*, *Œude* (Grandes Chroniques de France, ed. P. Paris, III, 143, IV, 285) ihre Entstehung verdanken. Es scheinen dies kontaminierende Schreibungen aus *oe* und *eu* zu sein, wohl mit bewufster Anlehnung an das *eu*, das der Name *Eudo* in lateinischen Urkunden in der Regel zeigte (vgl. oben S. 303). Man kann wohl damit vergleichen die nfz. Schreibungen: *cœur*, *mœurs*, *nœud*, *bœuf*, *œuvre*, *sœur* usw.

[3] Man vgl. Anm. 2 auf S. 312.

de Narbonne 423), *Huedes* (Garin le Loherain I, 83, 85. Gui de Bourgogne 27. Villehardouin, Conqu. de Const, ed. de Wailly, 218) usw.[1]

3. Schreibungen mit *We-* im Anlaut, z. B.: *Wedon* (Raoul de Cambrai, ed. P. Meyer et A. Longnon, 788), *Wedes* (Récits d'un ménestrel de Reims, ed. de Wailly, 163), *Wede* fem. (Tailliar, Rec. d'act. 110) vielleicht = *Euda* (Pol. R. 72) usw.[1]

Die ebengenannten Formen *Ouedon*, *Uedon*, *Wedon* sind vermutlich nur verschiedene Schreibungen für den Reflex der Metathese von ursprünglichem *eu, eo.* Für die Schreibung *We-* statt *Ue-* verweise ich auf die Schreibung *Wistace* für *Uistace* (s. S. 296) und auf das dort über die Schreibung *Wi-* für *Ui-* Gesagte (s. S. 296).

Im Gegensatz zu den eben betrachteten Reflexen sind hinsichtlich des intervokalen Dentals ganz volkstümlich behandelt[1]: *Oe* (Version française d'Eude de Cherrington, veröff. von P. Meyer in Romania XIV, S. 391) = *Eudo* und *Oelin* (Aigar et Maurin, ed. Brossmer in Rom. F. XIV, v. 647) = Diminutiv zu *Eudo.*

In diesen beiden Formen entstand *oe* aus älterem *eo* durch Metathese wie oben in *Oedon*, *Oedes* (s. S. 313). —

In anderen Reflexen von *Eudo* finden wir nur *e* an Stelle von ursprünglichem *eu*, *eo.* Es begegnen *Eun*, das in der Einleitung zum Computus, S. 23 als von *Eudo* kommend gesichert zu sein scheint, und *Edes*[1] in Rol. 3056 var., das freilich nur in einer Handschrift steht, aber durch Varianten als von *Eudo* kommend gesichert zu sein scheint.

Das *e* in *Eun* und *Edes* dürfte durch Reduzierung aus *eu, eo* zu erklären sein, indem der zweite Komponent des germ. Diphthongen ausgestofsen wurde. Die Reduzierung von *eu, eo* zu *e* dürfte wohl ursprünglich nur in Formen stattgefunden haben, in denen *eu*, *eo* in vortoniger Silbe stand, also *Eodon* (s. S. 303) > **Edon* > *Eon*, und dürfte erst von da auf den Nominativ *Edes* übertragen worden sein.

Man darf wohl vergleichsweise hier anführen apr. *Teiric* < **Tedrīc* < *Teodrik* (s. S. 287), auch apr. *Estaca* < *Eustachius* (s. S. 275) und afrz. *Estace* < *Eustachius* (s. S. 297), wo überall *eu*, *eo* in vortoniger Silbe zu *e* reduziert erscheint. Es dürfte daher auch hinsichtlich der Reflexe von *Eudo* die oben von mir ausgesprochene Annahme richtig sein, dafs *eu*, *eo* ursprünglich nur in vortoniger Silbe zu *e* reduziert wurde. —

Eine weitere Gruppe von Reflexen des Namens *Eudo* im Afrz. zeigt *y*, *i* für das ursprüngliche *eu.* Es finden sich z. B.: *Yun*, *Ydun*,[1] *Yhun*,[2] im Computus, v. 10 S, LV, C, die mit Sicherheit von *Eudo* kommen (s. Malls Einleitung zum Computus, S. 22f.), ferner *Yon*, *Ion*, *Idon*[1] in Benoits Chronique des ducs de Normandie,

---

[1] S. Anm. 2 auf S. 312.

[2] Das *h* in *Yhun* sehe ich als für das Auge hiatustilgend an; es steht auf gleicher Stufe mit dem *h* in fz. *trahir*, *trahison.*

ed. Michel, II, 323 (v. 24945), 418 (v. 27470), 472 (v. 28990), III, 248 (v. 38461), alle drei Namensformen höchstwahrscheinlich = *Eudo* (vgl. Michels Anm. zu v. 27470 und Andresens Anm. in seiner Ausgabe des Roman de Rou II, S. 652), und *Yon*, *Hion* im Roman de Rou II, 267 D C, 6025, beide Namensformen wahrscheinlich = *Eudo* (vgl. Andresens Anm. in Roman de Rou II, S. 652, 702).

Ferner haben wohl noch *Eudo* als Basis *Yon*, *Ion* (Renaut de Mont., ed. Michelant, 48, 98, 100, 313), *Yon* (Narbonnais, ed. Suchier, 1194, 1220. Aiol, ed. Normand et Raynaud, 2086. Mort de Maugis, ed. Castets in Rev. d. l. r. XXXVI, 43, 326, 417) und noch weitere Beispiele bei Langlois, Table des noms propres de toute nature compris dans les chansons de geste (Paris 1904).

Dazu kommen Diminutivformen, z. B. *Yonet* (Renaut de Montauban, ed. Michelant, 228, 360, 380. Escanor, ed. Michelant, 9383, 9559, 9637, 9651 und öfter), *Ionet* (Mort de Maugis, ed. Castets in Rev. d. l. r. XXXVI, 1147).

Wie soll man sich das *y*, *i*, das in den eben angeführten Fällen den Reflex des *eu* in vortoniger Silbe darstellt, erklären?

Man könnte daran denken, *Yon*, *Ion* aus älterem *Eon* (s. S. 314) herzuleiten mit Dissimilation von *eo* zu *io*, *yo*. Beispiele für Dissimilation von *eo* zu *io* im Afrz. brachte Tobler in Kuhns Zeitschrift XXIII, 418f. bei (vgl. oben S. 295).

Da nun aber auch *Ydun*, *Idon* (s. oben) neben *Yon*, *Ion* begegnen, wobei bei *Ydun*, *Idon* an Entstehung aus **Edon* durch Dissimilation von *eo* zu *io* schwerlich zu denken ist, dürfte sich eine andere Erklärung empfehlen. Vergleichen wir die oben aufgeführten Formen mit anlautendem *y*, *i* für ursprüngliches *eu* mit solchen Formen griech.-lat. Ursprungs, die gleichfalls *y*, *i* für ursprüngliches *eu* in vortoniger Silbe zeigen, wie z. B. *Ystace*, *Yfame* usw. (s. oben S. 301), so dürfte wohl daran zu denken sein, das *y*, *i* in *Yon*, *Ion* ebenso zu erklären wie das *y* in *Ystace* (man vgl. S. 302).

Es wäre demgemäſs an eine ursprünglich eingetretene Dissimilation von *eo* zu *io* zu denken, die ein *Eodon* (s. S. 303) zu **Iodon* umgestaltete. Ebenso wie nun *Eodon* mit Ausstoſsung des *o* ein **Edon* (belegt *Eon*, *Edes*, s. S. 314) ergab, muſste aus **Iodon* mit Ausstoſsung des *o* ein *Idon*, *Ion* entstehen, das auch *Ydun*, *Yon* geschrieben wurde.[1]

---

[1] *Yon* konnte auch ein Reflex von germ. *Ivo* sein mit lautgesetzlichem Schwund des labialen *v* vor *o* (s. Schwan-Behrens, Gr. § 106, 1b). Der Nominativ zu *Yon* (< *Ivo*) lautete *Yves*. Auf diese Weise fiel *Yon* (< *Eudo*) zusammen mit *Yon* (< *Ivo*). Daher erklärt es sich, das im Renaut de Montauban, ed. Michelant, 422, 423, 427, 428, 436 abwechselnd *Yon* und *Yvon*, ebd. 280, 360, 377, 380, 388, 390, 401, 428 abwechselnd *Yonet* und *Yvonet* zur Bezeichnnng des Sohnes Renauts von Montauban gebraucht wird, und daſs *Eudo von Aquitanien* in Anseïs de Cartage 8911, 8932, 10085 nebeneinander *Yon*, *Yvon*, Nominativ *Yves* genannt wird. *Yvon* und *Yves* trat also für *Eudo* durch Substitution ein; man vgl. Schultz-Gora, „Über einige frz. Frauennamen“ im Toblerband S. 207, dem ich auch die Beispiele entnehme.

Als Nominativformen zu *Yon* erscheinen: *Yus* (Renaut de Montauban, ed. Michelant, 99, 107, 108, 114 und öfter), *Ys* (Narbonnais, ed. Suchier, 178. Girart de Viane, ed. Tarbé, 179. Mort de Maugis, ed. Castets in Rev. d. l. r. XXXVI, S. 411; dazu gehört aus *Yus* neugebildet ein Obliquus *Yu* (Renaut de Montauban 159).

Ich halte die eben angeführten Formen für Neubildungen aus dem Obliquus *Yon*, da sonst das Eintreten des *y* unter dem Hauptton schwer erklärlich wäre. Die Entwicklung, die Kalbow a. a. O., S. 110 annimmt, nämlich *Eudo* > **Ieut* > **Ieut* + *s*, daraus dialektisch *Iu*, *Ius*, halte ich nicht für wahrscheinlich, Assimilierung von *e* an *u* zu *i* (gleichfalls bei Kalbow, a. a. O.) ist mir unverständlich. *Iu* gelehrt aus dem Germanischen abzuleiten, woran gleichfalls Kalbow a. a. O. denkt, halte ich kaum für angängig, denn eine Form **Iudo* ist im Germanischen nirgends belegt. —

Germ. **Eudilo* (s. S. 302, Anm. 1), das Diminutiv zu *Eudo*, ergab im Afrz. ebenfalls oft Reflexe, die *y* für das ursprüngliche *eu* zeigen, nämlich *Ydelon*[1] (Chevalerie Ogier 2435, 2449. Renaut de Montauban, ed. Michelant, 146—148, 237, 240 und öfter. Mort de Maugis, ed. Castets in Rev. d. l. r. XXXVI, 232, 698, 791, 820, 843 und öfter), dazu als Nominativ *Ydles*[1] (z. B. in Chevalerie Ogier 1096, 1510).

Das *y* dieser Formen wird ebenso zu erklären sein wie oben in *Yon*. In *Ydles* könnte das *y* aus *Ydelon* übertragen sein, da die Entwicklung von *eu* zu *y* nur in vortoniger Silbe stattgefunden zu haben scheint (s. oben). —

Germ. **Eudilo* (s. S. 302, Anm. 1) ergab aber im Afrz. auch Reflexe mit *Ui*-, *Wi*-[2] für ursprüngliches *eu*, z. B.: *Uidelon*[1] (Chevalerie Ogier 128, 519, 607, 668: gedruckt *Videlom*), *Huidelon*[1] (Gaydon 106, 160, 165, 172 und öfter. Gui de Bourgogne 59, 60, 63 und öfter. Jourdains de Blaivies 409), *Widelon*,[2] *Widelom*[2] (Folque de Candie, ed. Schultz-Gora, 7469 B. Renaut de Montauban 255, 270, 280. Chevalerie Ogier 614), *Weidlon*[2] (Anseïs de Cartage 9339) usw.,[3] dazu als Nominative: *Huidres* (Gui de Bourgogne 59, 60 und öfter),[4] *Huidre* (Rol. 3056 var.).

Wie sind diese Reflexe zu erklären?

Man könnte vielleicht daran denken, das *ui* aus Kontamination von *Ue*- (in *Uedon*, s. S. 313) und *Y*- in *Ydelon* (s. oben) zu erklären. Den Gedanken daran legt die oben angeführte Form *Weidlon* nahe, die noch alle an der Kontamination beteiligten Laute, also *ue* und *i*, vollständig erhalten zeigt.

---

[1] Vgl. S. 312, Anm. 2.

[2] Zu der Schreibung *Wi*- für *Ui*- vergleiche man die Schreibung *Wistace* für *Uistace* und das dort über die Schreibung *Wi*- für *Ui*- Gesagte (s. S. 296).

[3] In *Vindelon* (Enfances Vivien, ed. Wahlund und von Feilitzen, 1159 P_2), das durch ein *n*-Infix entstellt ist, steht entweder *Vi*- für *Wi*- (vgl. S. 296 zu *Vitace*) oder *Vi*- steht einfach für *Ui*-.

[4] Zugunsten des Rhythmus erscheint *Huïdre* dreisilbig in Gui de Bourgogne 60; man vgl. Kalbow, a. a. O., S. 63.

Wenn wir uns indessen vor Augen halten, dafs wir oben (S. 294) als Reflexe von lt. *Eustachius* auch Formen mit anlautendem *Ui-* für ursprüngliches *Eu-* fanden, so ist wohl in Erwägung zu ziehen, ob nicht die Entwicklung von **Eudilo* > *Uidelon* in derselben Weise verlaufen ist wie die Entwicklung von afrz. *Eustace* über **Iustace* zu *Uistace* (s. oben S. 295). Es wäre also an Dissimilation von *eu* in **Eudilo* zu *iu* zu denken, wobei *iu* dann durch Metathese von *i* und *u* zu *Uidelon* führen mufste. Diese Entwicklung würde also vollkommen parallel sein der Entwicklung von *Eustace* zu *Uistace*. Und es dürfte daher am empfehlenswertesten sein, die Entstehung von *Uidelon*, wie dargelegt, in derselben Weise zu erklären wie die von *Uistace*.

Ein *Hudelon* (Galiens li restorés 338) dürfte sich dann aus *Huidelon* erklären ebenso wie *Ustace* aus *Uistace* (s. S. 296f.).

Wenn Kalbow, a. a. O., S. 110, *Uidelon* von einem germ. **Iudilo* abzuleiten scheint, so ist eine solche Herleitung deswegen abzulehnen, weil **Iudilo* oder ähnliche Formen im Germanischen nirgends belegt sind. Und zweifellos haben der fränkische und burgundische Dialekt, die für das Afrz. in Frage kommen, nur **Eudilo* mit unverändertem ursprünglichen *eu* gehabt (vgl. S. 278).

Neben *Uidelon*, *Widelon* (s. oben) finden sich auch Formen mit *Oi-*, z. B.: *Oidelon*, var. *Widel'* (Folque de Candie, ed. Schultz-Gora, 7469) und *Oidele* f. (Tailliar, Rec. d'act. 191), letzteres wahrscheinlich = germ. *Eudila*.[1]

Oidelon und *Oidele* sind auf dieselbe Weise zu erklären wie *Uidelon* (s. oben). Es könnte in *Oidelon* Kontamination von *Oe-* (in *Oedon*, s. S. 312) und *Y-* (in *Ydelon*, s. S. 316) vorliegen. Wahrscheinlicher ist es aber, an Dissimilation von *Eo-* (in **Eodilon*) zu **Io-* zu denken, woraus durch Metathese von *i* und *o* in *io* (**Iodilon*) ein *oi* (*Oidelon*) hervorging. Vielleicht ist *oi* auch nur andere Schreibung für *ui*.[2] —

Von zusammengesetzten Namen, in denen *Eudo* das erste Glied der Zusammensetzung bildet, scheint *Huitiers* (Gaydon 130) ein germ. *Euthar* (Pol. R. 71) als Basis zu haben. Das *ui* wird hier ebenso entwickelt sein wie oben in *Uidelon* (s. S. 316f.).

Dagegen ist es bei *Witiers* (Récits d'un ménestrel de Reims, ed. de Wailly, 163) und *Itier* (Esclarmonde, ed. Schweigel, 798, 808, 857) unsicher, ob *Euthar* als Basis anzusetzen ist, was lautlich angängig wäre (man vgl. die hinsichtlich des Reflexes des germ. *eu* ebenso entwickelten *Widelon* und *Ydelon*, s. S. 316). Es ist jedoch ebensogut möglich, dafs *Witiers* ein germ. *Withar* (Pol. R. 60) und *Itier* ein germ. *Ithar* (Pol. Irm. 7) als Basis hat.

Endlich nenne ich hier noch *Uielart* (Oxforder Girart, ed. Förster in Rom. St. V, S. 116), das vielleicht *Eodalhart* (Pol. Irm. 83)

---

[1] Eine *Eudila* findet sich bei Pardessus, Diplomata, chartae, epistolae, leges aliaque instrumenta ad res Gallo-Franciscas spectantia I, 135 (a. 572).

[2] Vgl. S. 311, Anm. 2.

als Basis hat[1] (man vgl. Kalbow, a. a. O., S. 134). Der Reflex des ursprünglichen *eu*, *eo* ist hier ebenso zu erklären wie oben bei *Uidelon* (s. S. 316 f.).

Die gleiche Basis wie *Uielart* wird haben: *Vilart* (Aymeri de Narbonne 4654 A² C). — *Vi-* ist hier Schreibung für *Ui-*, *Wi-* (vgl. S. 296). —

Zu der Entwicklung des germ. *eu* in den Reflexen von *Eudo* stimmt die Entwicklung, die germ. *eu* vor dem Ton in den anderen Namen genommen hat, im allgemeinen jedoch nicht. Hier hat *eu* meist zu anderen Reflexen geführt. Sehr grofs ist die Zahl der Eigennamen germ. Ursprungs, die *ie* als Reflex des germ. *eu* vor dem Ton zeigen. Es erscheinen z. B.: *Thiebaut*, *Tiebaut* (Rol. 3058 T⁷ P⁸. Folque de Candie, ed. Schultz-Gora, 4856, 4951, 5016 und öfter. Tailliar, Rec. d'act. 94 usw.) = *Theudobald* (von Förstemann aus dem 6. Jahrh. als Name eines fränkischen Königs belegt), *Thierry*, *Tierri*, *Thieri* usw. (Rol. 3083, 3534. Garin le Loherain I, 75. Doon de Maience 169 usw.) = *Theudorik* (*Teuderic*: Pol. R. 20), *Thiebert*, *Tiebert* (Galiens li restorés 41, 294. Gui de Nanteuil 9. Auberi, ed. Tobler, 255 usw.) = *Teudebert* (Pol. R. 72), *Tieger*, *Tyegier* (Roman de Renart, ed. Martin, I, 636 var., 661) = *Teutgar* (Pol. R. 43), *Thiehart* (Roman de Renart, ed. Martin, XX, 10) = *Teuthard* (Pol. R. 23), dazu *Tiedeis* (Rol. 3795), *thieuois* (s. Gdfr. VII, 723³) = frk. **theudisk* (altsächs. *thiudisc*), ferner: *Lienart*, *Lyenart* (Maugis d'Aigremont, ed. Castets in Rev. d. l. r. XXXVI, 2811. Baudoin de Sebourc II, 228. Villehardouin, Conqu. d. Const. 310, 340 usw.) = *Leonhard* (vgl. S. 284), *Liegairt*, *Liegart* (Afrz. Romanzen und Pastourellen, ed. Bartsch, II, Nr. 31. Miracles de Nostre Dame, ed. G. Paris et U. Robert, III, 195) = *Leutgardis*, *-a* (von Förstemann aus dem 8. Jahrh. auf gallischem Boden belegt), *Liefrois* (Fabliaux, ed. Barbazan-Méon, II, 290), *Liesfroy* (in einem aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammenden Kalendarium, s. ZRPh VI, 364) = *Leutfrid* (Pol. R. 67), *Lievin* (Miracles de Nostre Dame, ed. G. Paris et U. Robert, VI, 120—122) wahrscheinlich = *Leutwin* (Först.), *Leudoin* (Pol. R. 4), *Dierins* (Schwan-Behrens, Gr., Teil III, Nr. 11: Urkunde) vielleicht = *Deoro* + *inus*, wie Kalbow, a. a. O., S. 130 annimmt (man vgl. S. 285 f.) usw.

Wie wird sich dieses in vortoniger Silbe so häufig für ursprüngliches germ. *eu* vorkommende *ie* erklären?

Ich bin der Ansicht, dafs man zunächst ursprüngliches *eu* oder *eo* zu *iu* oder *io* dissimilierte und dann, da das aus zwei klang-

[1] Im Girartz de Rossilho, ed. Hofmann (= D. Werke d. Troub. in prov. Spr., hrsg. von Mahn, Epische Abt. 1. Bd., Berlin 1855) steht an der entsprechenden Stelle (v. 5220) *Oielart*. Man vgl. zu dem Wechsel zwischen *ui* und *oi* S. 311, Anm. 2. — Kalbow, a. a. O., S. 146 (auch Mackel, a. a. O., S. 17) nimmt für dieses *Oielart* ein *Odilhard* (ein *Odilardus* begegnet in den Obituaires de la province de Sens, ed. Molinier et Longnon, Paris 1902, S. 314) als Basis an. M. E. pafst aber *Eodalhart* (s. oben) als Basis für *Oielart* ebenso gut wie oben für *Uielart*.

vollen Vokalen bestehende *iu* oder *io* in der Silbe vor dem Ton jedenfalls zu schwer war, den zweiten Komponenten des Diphthongen zu *e* herabsinken liefs, so dafs *ie* entstand, ein Diphthong, der der afrz. Sprache konform war.

Die Dissimilation von *eu, eo* zu *iu, io* mufs hier ebenso erfolgt sein wie in der Entwicklung von *Eodon* > **Iodon* (s. S. 315) und in der Entwicklung von *Eustace* > **Iustace* (s. S. 302).

Es finden sich sogar vereinzelt Formen erhalten, die noch älteres *io* zeigen, das noch nicht zu *ie* abgeschwächt ist, z. B. *Lyonnart* (Gilion de Trasignyes, ed. Wolff, 16) = *Leonhard* (s. oben) und *Tiori* (Roman d'Aquin[1] ou la conqueste de la Bretaigne, ed. Joüon des Longrais, Nantes 1880, v. 24) = *Theudorik* (s. oben), wenn nicht die Schreibung *io* hier einfach in gelehrter Anlehnung an die Etyma an Stelle von *ie* steht.[2] —

Ganz anderer Ansicht hinsichtlich der Erklärung der lautlichen Entwicklung des *eu* in den obengenannten Namen ist Voretzsch in seinem Aufsatz „Zur Geschichte der Diphthongierung im Altprov." (im Suchierband), S. 629 f. (ihm folgt Kalbow, a. a. O., S. 26 und 110). Er nimmt an, das Afrz. habe diese Namen mit germ. Anfangsbetonung[3] (also *Théudobald, Théudorik, Léonhard* usw.) übernommen, so dafs in ihnen germ. *éu* unter dem Hochton gestanden hätte wie in germ. **speut* usw. (s. S. 304 ff.). Demzufolge wäre auch die Entwicklung des *eu* in *Théudorik* die gleiche gewesen wie die Entwicklung des *eu* in **speut*. Wie also **speut* ursprünglich im Afrz. *espieu* ergab (s. S. 304), so hätte auch *Théudorik* zunächst im Afrz. ein **Tieurri* ergeben. Später aber, als das französische Akzentuierungsgesetz das germanische Betonungsprinzip verdrängt und man demzufolge den Akzent auf die Endsilbe verlegt habe, sei aus **Tiéurri* ein **Tieurrí* entstanden. Voretzsch meint dann, der Triphthong *ieu* sei nun im Vorton zu *ie* reduziert worden, so dafs aus **Tieurrí* der so häufige Reflex *Tierri* entstand.

Voretzschs Annahme, dafs die obengenannten germ. Namen mit germ. Anfangsbetonung ins Afrz. übernommen worden seien, ist wegen des starken germ. Einschlags, der im Norden Frankreichs seinen Einflufs geltend machte, nicht gerade unwahrscheinlich, und demgemäfs wäre wohl Voretzschs obenangeführte Ansicht hinsichtlich der Entstehung des *ie* in *Tierri, Tiebaut* usw. in Erwägung zu ziehen. Höchst auffallend ist es aber, dafs wir keine Namensformen mit

---

[1] Ich zitiere nach Langlois, Table des noms propres etc., da mir die genannte Quelle nicht zugänglich war.

[2] Ebenso wie die oben angeführten *Thiebaut*, *Tierri* usw. zeigt *ie* als Reflex eines in vortoniger Silbe stehenden *eo* das häufig vorkommende afz. *liepart* (z. B. Folque de Candie, ed. Schultz-Gora, II, 301 u. öfter) < lt. *leopardum*, dessen *eo* freilich ursprünglich getrennten Silben angehörte. *eo* bzw. *eu* (vgl. S. 293 Anm.) in *leopardum* dissimilierte sich zu *io* bzw. *iu* (ein *liupart* findet sich auf S. 295 belegt) und ergab dann mit Abschwächung von *iu* oder *io* das in *liepart* auftretende *ie*. Man vgl. auch *Tiefaine* < griech.-lat. *Theophania* (s. S. 322, Anm. 2).

[3] Vgl. dazu Kalbow, a. a. O., S. 25 ff.

Erhaltung des Triphthongen *ieu* belegen können. Die von Kremers, Beiträge zur Erforschung der frz. Familiennamen (Diss. Münster 1910), S. 47 angeführten Namensformen *Lieutard, Liautard*[1] sind ohne Stellenangabe, daher nicht nachzuprüfen. Kalbow (a. a. O., S. 110) sieht diese für die ältesten afrz. Reflexe von germ. *Leuthard* (Pol. R. 19) an. Im afrz. Epos sind diese Formen natürlich nicht zu belegen, wie Kalbow (a. a. O.) auch zugestehen mufs. Da es also zweifelhaft ist, ob Namensformen mit *ieu* (etwa **Tieurri*) die Vorstufe für die mit *ie* (*Tierri*) gebildet haben, halte ich es für vorsichtiger, *ie* als direkten Reflex von germ. *eu* in vortoniger Silbe anzusehen gemäfs meiner oben (S. 319) gegebenen Erklärung. Auch Suchier (Afrz. Gr. § 29, 2) scheint *ie* in unseren Fällen als in vortoniger Silbe aus *eu* entstanden anzusehen.[2]

Im Gegensatz zu den vielen oben angeführten Beispielen mit *ie* < germ. *eu* in vortoniger Silbe (s. S. 318) stehen Fälle von Namensformen, in denen *ie* < germ. *eu* in haupttoniger Silbe erscheint. Es begegnen z. B.: *Tiece* (Fabliaux, ed. Montaiglon et Raynaud, V, 55, 56), *Tiesse* (ebd. I, 176), *Thiece, Thiesce* (Miracles de Nostre Dame, ed. G. Paris et U. Robert, III, 103, 105), auch schon in lateinischen Urkunden, z. B.: *Thiescie* (Obituaires de la province de Sens, ed. Molinier et Longnon, Paris 1902, 802), *Thiece* (ebd. 977), *Tiecia* (ebd. 892), *Thyecia* (ebd. 146) usw. = *T(h)euza* (Rec. des chartes de l'abbaye de Cluny, ed. Bernard et Bruel, Paris 1876ff., I, 550, a. 942—954, II, 96, a. 956), *Teutsa* (ebd. I, 197, a. 917).

Ferner begegnen in lateinischen Urkunden: *Liesse* (Obituaires de la prov. de Sens 34), *Liesce* (ebd. 798) = **Leuza* (bei Först. findet sich eine *Liuza* aus dem 9. Jahrh. belegt).

Ich glaube nicht, dafs das *ie* in den ebengenannten Fällen unter dem Hauptton aus *eu* entstanden ist, sondern glaube, man wird hier an Namensformen zu denken haben, in denen das germ.

---

[1] In *Liautard* könnte eine südliche dialektische Form mit *iau* für *ieu* vorliegen (man vgl. S. 267).

[2] Auch in *Lietard* (Romvart, Beiträge zur Kunde mittellat. Dicht. aus ital. Bibliotheken von A. Keller, S. 444), *Lietart* (Roman de Renart, ed. Martin, IX, 162, 163, 2188) < *Leuthard* (Pol. R. 19) und in *Lietri* (Mort de Garin le Loherain 1, 4, 5), *Lietri* (Huon de Bordeaux 45, 62) = *Leutrik* (*Leudericus*: Pol. R. 52) scheint *ie* wie in *Tiebaut* < *Theudobald* (s. oben S. 319) entstanden zu sein (wegen des intervokalen *t* vgl. man Kalbow, a. a. O., S 24f., 115). Wenn Kalbow (a. a. O., S. 135) aber auch daran denkt, wegen der Erhaltung des intervokalen *t* jüngere Aufnahme dieser Namen anzunehmen und es für möglich hält, dafs das *ie* der oben genannten Namensformen spätahd. *ie*, das Ende des 10. Jahrh. aus *io* (< *eo* < *eu*) entstand (s. Braune, Ahd. Gr. § 48), wiederspiegeln könnte, so glaube ich daran nicht. Denn da *Leuti-* ein *i*-Stamm war, entwickelte sich das vorahd. *eu* in den mit *Leuti-* zusammengesetzten Namen im Ahd. in der Regel zu *iu* (vgl. S. 278) und nicht zu *eo, io, ie*; man vgl. zahlreiche Beispiele für *Liuthard* und *Liutrich* bei Förstemann I², 1042f., 1047 (vereinzelte Formen *Lietard* bei Först. I², 1043 scheinen durch romanischen Einflufs entstanden zu sein). — Sollte jüngere Aufnahme der genannten Namen aber vorliegen, so könnte das *ie* in *Lietard, Liet(e)ri* (s. oben) auch durch Analogie nach den übrigen Namen mit *ie* (*Tiebaut* usw.) entstanden sein (man vgl. Kalbow, a. a. O., S. 135).

Theut-, *Leut-* das erste Kompositionsglied bildete, wo also *ie* aus *eu* in vortoniger Silbe entstand wie oben in *Tiebaut*, *Tierri* usw. (s. S. 318 f.). Ich denke an *Teutsinda* (Pol. R. 36, 103) und *Leutsindis* (Obituaires de la prov. de Sens 1008 H), die im Afrz. die Reflexe **Tiessent*, **Liessent* ergeben mufsten, in derselben Weise wie *Herisinda* (Först., *Heirsindis*: Pol. R. 103) ein *Hersent* (Aiol, ed. Normand et Raynaud, 333) ergab. Aus **Tiessent*, **Liessent*, in denen sich das *ie* erklärt wie oben in *Tiebaut* (s. S. 318 f.), dürfte dann das *ie* auf *Tiece* und *Liesse* übertragen sein.

Neben den behandelten zahlreichen afrz. Namensformen, die in vortoniger Silbe *ie* für ursprüngliches germ. *eu* zeigen (s. S. 318), stehen aber solche, die statt *ie* nur *i* oder *e* für ursprüngliches *eu* zeigen.

Es finden sich mit *i* z. B.: *Tibaut*, *Thibaut* (Baudoin de Sebourc, II, 116. Folque de Candie, ed. Schultz-Gora, II, 259. Tailliar, Rec. d'act. 185 usw.) = *Theudobald* (s. S. 318), *Tiri* (Girbert de Metz, ed. Stengel, in Rom. St. I, S. 449) = *Theudorik* (s. oben), *Tibert*, *Tybert* (Narbonnais, ed. Suchier, 2517. Fabliaux, ed. Montaiglon et Raynaud, II, 204) = *Teudebert* (Pol. R. 72), *Tigier* (Anseïs de Cartage 4514. Benoits Chronique des ducs de Normandie, ed. Michel, I, 433, v. 10135, 434, v. 10153) = *Teutgar* (Pol. R. 43), *Thimer* (Roman de Renart, ed. Martin, IX, 1587. X, 1802) = *Theudomar* (von Först. aus dem 4. Jahrh. auf gallischem Boden belegt), *Tiburce*, *Tyburce* (in afrz. Manuskripten, mitgeteilt von Paul Meyer, s. Romania VI, 5. XXXIII, 19)[1] = *Teutburg* (Pol. Irm. 22), *Tïois*, *Tÿois* (Rol. 3420 C V 7. Raoul de Cambrai, ed. P. Meyer et A. Longnon, 726. Amis et Amiles 981. Narbonnais, ed. Suchier, 2366 usw.) = frk. **theudisk* (altsächs. *thiudisc*), ferner: *Ligier* (Gaydon 197, 224. Girart de Viane 19. Doon de Maience 99, 116, 214, 293) = *Leutgar* (Pol. R. 55), *Linart* (Fabliaux, ed. Montaiglon et Raynaud, II, 208) = *Leonhard* (s. S. 284), dazu gehört als Fem. *Lynarde* (Cristal et Clarie, ed. Breuer, 6590, 6600, 6602, 6614 und öfter) usw.

Andererseits finden sich mit *e* z. B.: *Tedbald*, *Tebaut* (Rol. 3058. L'archanz, La Chançon de Willelme, Druck von Baist 1908, 22, 28, 159, 461, 646. Benoits Chronique des ducs de Normandie, ed. Michel, III, 464, 468) = *Theudobald* (s. oben), *Theri* (Tailliar, Rec. d'act. 286) = *Theudorik* (s. oben), *Teberd*, *Tebert* (Roman de Renart, ed. Martin, XII, 189, 271, 436. XIV, 16, 42, 123) = *Teudebert* (s. oben), *Thehart* (Roman d'Aquin[2] 68, 740, 2731) = *Teuthard* (Pol. R. 23), *Let(h)gier* (Leodegar 6, 39, 50), *Legier* (Gaydon 92, 302. Renaut de Montauban, ed. Michelant, 401) = *Leutgar* (s. oben) usw.

Um das *i* bzw. *e* in den eben angeführten Namensformen zu erklären, könnte man daran denken, dafs *ie*, welches den häufigsten

[1] Man vgl. auch die Belege aus lat. Urkunden wie *Tiburgis*, *Tyburgis* usw., die sich auf S. 289 finden.

[2] Man vgl. S. 319 und ebd. Anm. 1.

Reflex von germ. *eu* in vortoniger Silbe darzustellen scheint (s. oben S. 318 ff.), zu *i* bzw. *e* reduziert wäre. Man erleichterte sich vielleicht den in der Silbe vor dem Ton stehenden Diphthongen *ie*, indem man einmal das *i* beim Sprechen mehr zur Geltung brachte, ein andermal mehr das *e*, so dafs schliefslich im ersten Falle nur *i*, im zweiten Falle nur *e* blieb.

Man kann die Entwicklung der Namensformen, die *i* für ursprüngliches *eu* zeigen (z. B. *Tibaut*) mit der Entwicklung von *Yon* < **Iodon* < *Eodon* < *Eudon* (s. S. 314 f.) vergleichen, d. h. *Theodbald* (= *Theudobald*) ergab mit Dissimilation von *eo* zu *io* **Tiobaut* (ebenso wie *Eodon* > **Iodon*), das dann *Tiebaut* wurde (s. S. 318 f.). Aus **Tiobaut* oder *Tiebaut* entstand dann mit Ausfall des zweiten Komponenten der Diphthongen *io* oder *ie* die Form *Tibaut* (ebenso wie **Iodon* > *Yon*). — Auch die Entwicklung von *Eustace* > **Iustace* > *Ystace* (s. S. 301 f.) steht genau parallel der Entwicklung von *Theodbald* > **Tiobaut* (> *Tiebaut*) > *Tibaut*.[1]

Auch die Entwicklung der Namensformen, die *e* für ursprüngliches *eu* zeigen (z. B. *Tebaut*), kann man sich ebenso erfolgt denken wie die Entwicklung von *Eudon* über *Eodon* zu *Eon* (s. S. 314). Wie man nämlich in *Eodon* den zweiten Komponenten des Diphthongen *eo* ausstiefs, so dafs **Edon*, *Eon* entstand (s. S. 314), so konnte man ebenso auch in *Theodbald* den zweiten Komponenten des Diphthongen *eo* ausstofsen, so dafs *Tebaut* entstand. — Auch die Entwicklung von *Eustace* (> **Eostace*) > *Estace* (s. S. 297 f.) steht genau parallel der Entwicklung von *Theodbald* > *Tebaut*. Vergleichsweise kann man hier auch anführen apr. *Teiric* < **Tedrīc* < *Theudorik*, *Theodrik* (s. S. 287), wo gleichfalls ursprüngliches *eu*, *eo* zu *e* reduziert erscheint.[2]

Für die Namensformen, die nur *i* oder *e* als Reflex des ursprünglichen *eu* zeigen, spätere Entlehnung als für die, die *ie* zeigen, anzunehmen, wie Voretzsch (im Suchierband, S. 630) tut, ist ganz und gar nicht erforderlich, da sich die Formen mit *i* oder *e* ohne wesentliche Schwierigkeiten aus den älteren Formen ergeben (s. oben).

Spätere Entlehnung wegen der Erhaltung des intervokal. *t*[3] zeigen aber vielleicht: *Litart* (Roman de Renart, ed. Martin, IX, 1046, 1053), *Letart* (ebd. IX, 250, 765, 772, 805, 807) =

[1] Wenn Haberl in ZRPh XXXIV, 154 ff. das *i* in *Tibaut*, *Ligier* usw. durch einen auf einem offenen *e* der ersten Silbe ruhenden Nebenton erklären will, so ist mir das vollkommen unverständlich.

[2] Es sei hier auch vergleichsweise an griech.-lat. *Theophania*, dessen *eo* freilich ursprünglich getrennten Silben angehörte, erinnert. *Theophania* entwickelte sich ebenso wie germ. *Theudobald*, *Theudrik* usw. Es erscheinen Reflexe mit *ie*, z. B. *Tiefaine* (Taillier, Rec. d'act. 107), *Tiephaine*, *Tyephaine* (Obituaires de la prov. de Sens 665 f.) (man vgl. auch S. 319, Anm. 2), Reflexe mit *i*, z. B. *Tifaigne* usw. (s. S. 302), und Reflexe mit *e*, z. B. *Thephayne* (Roman d'Aquin [s. S. 319 und ebd. Anm. 2] 1935), *Tefeine* (Martinsleben, ed. Söderhjelm, 8890); man vgl. auch S. 276.

[3] Man vgl. aber Kalbow, a. a. O., S. 24 f., 115 und 134 f.

Leuthard (Pol. R. 19) und *Letise* (Anseïs de Cartage 498, 2045, 4433, 11017) = **Leutizza* (*Leudisca* begegnet bei Pardessus, Diplomata, chartae, epistolae etc. ad res Gallo-Franciscas spectantia, II, 393, a. 744).[1]

Zu den zahlreichen oben aufgeführten Beispielen, die in vortoniger Silbe *e* für ursprüngliches *eu* zeigen (s. S. 321), scheint nicht zu stimmen:

Tece (Martinsleben, ed. Söderhjelm, 6228), dazu in lat. Urkunden *Teza* (Obituaires de la province de Sens, ed. Molinier et Longnon, 249), *Tesçe* (ebd. 308), *Thecha* (ebd. 325) usw., zu denen ein *Theuza* die Basis zu sein scheint ebenso wie oben zu *Tiece* (s. S. 320).[2]

Hier scheint ursprüngliches *eu* unter dem Hauptton zu *e* reduziert zu sein. Man wird hier aber ebenso wie oben bei *Tiece* (s. S. 320) an Fälle zu denken haben, in denen *eu* in vortoniger Silbe stand, z. B. *Teutsinda* (Pol. R. 36, 103). *Teutsinda* konnte ein **Tessent*[3] ergeben wie *Theudobald* ein *Tebaut* (s. S. 321 f.), und **Tessent* dürfte eine *Tece* nach sich gezogen haben.

Wie *Tece* dürfte sich auch das in lateinischen Urkunden begegnende latinisierte *Lescia*, *Lesça* (Obituaires de la prov. de Sens 313, 381) < **Leuza* (s. S. 320) erklären. Das *e* in *Lescia* dürfte aus **Lessent* < *Leutsindis* (Obituaires de la prov. de Sens 1008 H) übertragen sein wie das *e* in *Tece* aus **Tessent* < *Teutsinda* (s. oben).

Im Gegensatz zu den zuletzt behandelten Fällen, in denen der Reflex des germ. *eu* auf dem ersten Komponenten des germ. Diphthongen basiert, gibt es auch Fälle, in denen nur der zweite Komponent des germ. *eu* als Reflex des ursprünglichen germ. Diphthongen erhalten ist. Solche Fälle sind freilich recht selten.

Auf einer merowingischen Münze begegnet ein *Thudegisilo* (s. Bibliothèque de l'école des chartes XLII, 303) = *Theudegisil* (Först.),[4] das *u* als Reflex des ursprünglichen *eu* zeigt.

---

[1] Ein männlicher Name *Leudise* begegnet in der Chronique de Philippe Mouskes, ed. baron de Reiffenberg, 1611 (man vgl. auch Kalbow, a. a. O., S. 54).

[2] Die lateinische Quelle des Martinslebens hat an der entsprechenden Stelle den Namen *Theoda* (s. S. 332 der Ausgabe von Söderhjelm). Dieses *Theoda* ist vielleicht eine Kurz- oder Koseform zu einem germ. Namen mit *Theud-*, *Theod-* als erstem Bestandteil (etwa *Teutsinda*: Pol. R. 36), dessen erstes Kompositionsglied allein offenbar als Koseform gebraucht werden konnte (man vgl. Meyer-Lübke, Romanische Namenstudien II in Sitzgsb. d. ks. Ak. d. W. z. Wien, Phil.-hist. Kl. 184. Bd., S. 26, der in einem *Teoda* eine Kurzform zu einem *Teodesindus* sieht). Jedenfalls kann aber *Theoda* nicht die etymologische Grundlage für den afz. Reflex *Tece* sein. Da *Theoda* allein im Afz. gar keinen Reflex hinterlassen zu haben scheint, ist vielleicht anzunehmen, daſs der Verfasser des Martinslebens, da er keinen entsprechenden Reflex für *Theoda* zur Verfügung hatte, eine dem *Theoda* ganz nahestehende Namensform verwandte, nämlich *Theuza* (s. oben) und den entsprechenden afz. Reflex dazu, nämlich *Tece* (s. oben), in seinen Text setzte.

[3] Man vgl. *Tetcenda* (Obit. d. la prov. de Sens 1014 C.).

[4] *Theudegisil* ist der Name eines westgotischen Königs im 6. Jahrh. (vgl. Först.).

In dem heutigen Ortsnamen *Ouarville* (Eure-et-Loire), der nach Quicherat, a. a. O. (s. S. 276, A. 3), S. 62 mit Aphärese des *L-* (oder vielleicht mit Schwund des *L-* infolge von Dissimilation?) auf *Leudardi villa* basiert, scheint *ou* auf dem zweiten Komponenten des Diphthongen *eo*, der für *eu* eintrat (s. S. 278 f.), zu beruhen. Auch in *S. Thodart* und *S. Lonart*, die Chastelain in seinem Vocabulaire hagiologique (Paris 1694) anführt und zu *Leonard* (s. S. 284) und *Teuthard* (*Theodardus*) stellt, mufs das *o* auf dem zweiten Komponenten des Diphthongen *eo* (< *eu*) beruhen.

Die beiden Namen *Thory*, *Thoury*, die Kremers, a. a. O. (s. S. 320), S. 48 ohne Stellenangabe aufführt und zu *Theudorik* stellt, sind nicht nachzuprüfen. Ebenso kann ich nicht nachprüfen *Lugrin*, *Lugrain* (vielleicht = *Leutgrim*: Pol. Irm. 234), die Kremers, a. a. O., S. 51 und 64 ohne Stellenangabe aufführt. In den genannten Namensformen könnten *o*, *ou* und *u* auf dem zweiten Komponenten des germ. Diphthongen *eu*, *eo* beruhen. In *Lumier* (bei Kremers, a. a. O., S. 47, ohne Stellenangabe) und *Tueboeuf* (bei Kremers, a. a. O., S. 83, ohne Stellenangabe), vielleicht = *Leutmar* (Pol. R. 50) und *Teutobod* (s. Först. I², 1424 f.), liegt vielleicht volksetymologische Angleichung an *la lumière* und *tue bœuf* vor (man vgl. Kalbow, a. a. O., S. 65 f., 111 und Kremers, a. a. O., S. 78, 83).

Abkürzungen einiger häufig zitierter Werke.

Först. = Förstemann, Altdeutsches Namenbuch.
Gdfr. = Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française.
Levy = Levy, Provenzalisches Supplementwörterbuch.
LR = Raynouard, Lexique roman.
Pol. Irm. = Polyptique de Saint-Germain-des-Prés rédigé au temps de l'abbé Irmion, ed. Longnon, Paris 1866—1895 (nach Förstemann zitiert).
Pol. R. = Polyptique de l'abbaye de St. Rémi de Reims, ed. Guérard, Paris 1853.

Alphabetisches Verzeichnis der Wörter und Namen.

WALTER LUNDERSTEDT.

Die europäischen Schachspielsammlungen des Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung der romanischen.

Einleitung.

Welche Bedeutung von allen Spielen gerade das Schachspiel im alten Frankreich, Italien, Spanien wie überhaupt im Mittelalter gehabt hat, ist hinlänglich bekannt und erfährt jeder, der sich mit der alten Literatur beschäftigt.

Unsere Kenntnisse hierüber, die wir aus den verschiedenartigsten Dichtungen uns holen, werden erweitert nicht nur durch mehrere didaktische Werke teils in Poesie teils in Prosa, sämtlich in lateinischer Sprache, sowie durch Werke allegorisch-moralischen Inhalts wie das weitverbreitete des Jacobus de Cessolis,[1] sondern auch durch eine Reihe von Handschriften, die sich ausschliefslich in realer Weise mit dem Schachspiel, insbesondere mit gewissen Schachaufgaben befassen, teilweis in Verbindung mit dem Spiel der *tabulae* (frz. *tables*) und dem der *marelli* (*mereles*); diese Dreiheit der Spiele kehrt nämlich, auch in der schönen Literatur, immer und immer wieder.

Was Frankreich betrifft, so hat F. Strohmeyer zahlreiche Stellen der Literatur gesammelt und verarbeitet.[2] Die eigentlichen Schachwerke hat er jedoch absichtlich — und im Rahmen seiner Aufgabe mit vollem Recht — unberücksichtigt gelassen.

Zuverlässige Aufschlüsse finden wir in dem grofs angelegten, die gesamte Schachgeschichte behandelnden Werk von H. J. R. Murray, 'A history of chess', Oxford 1913 (900 Seiten gr. 8⁰). Dieses Buch ist in erster Linie für den Schachhistoriker geschrieben und damit für den Kulturhistoriker. Es ist durchaus von wissenschaftlichem Geist erfüllt und bringt eine Menge von neuem Material und eine übersichtliche und kritische Zusammenfassung des ganzen.

Im folgenden will ich den Fachgenossen eine Übersicht geben über die ihnen bisher nur spärlich und gelegentlich übermittelten einschlägigen Handschriften. Ich darf das wagen, da ich mit guter

---

[1] Ein anderes ist, trotz einiger Bedenken, möglicherweise dem Johannes Gallensis zuzuschreiben; ein drittes ist das Schachkapitel in den ‚Gesta Romanorum' (edit. Oesterley, cap. 156, s. a. 178 u. 275): ein viertes der dreifsigtausend Verse umfassende afrz. Roman ‚Les échecs amoureux' etc.

[2] ‚Das Schachpiel im Altfranzösischen' in ‚Abhandlungen Herrn Prof. Adolf Tobler ... dargebracht', Halle 1895, S. 381—403.

Kenntnis des Spieles in seiner neuen wie in seiner alten Form (die nicht unerheblich von der heutigen abwich) eigene Forschungen auf diesem schwierigen Gebiet verbinde.

An Literaturwerken sind vornehmlich die folgenden zu nennen:

Antonius van der Linde, ‚Geschichte und Literatur des Schachspiels', Berlin 1874/75, Bd. I, II (Abkürzung: Linde Gesch.).

Derselbe, ‚Quellenstudien zur Geschichte des Schachspiels', Berlin 1881 (Abk.: Linde Qst.).

Tassilo von der Lasa, ‚Zur Geschichte und Literatur des Schachspiels, Forschungen', Leipzig 1897 (Abk.: Lasa).

H. J. R. Murray, 'A history of chess', Oxford 1913 (Abk.: Murray).

I. Alfonso.

Linde Gesch. I, 137—39, 278—81; Linde Qst. 72—120; Lasa 115—20; Murray 568—73 — Reproduktion der Hs. im Verlag von W. Hiersemann, Leipzig 1913.

Handschrift: Bibliothek des Klosters von San Lorenzo del Escorial, j. T. 6 — geschrieben 1283 zu Sevilla auf Befehl des Königs von Castilien Alfons X. des Gelehrten. Am Schlufs der Vermerk des Schreibers: *Este Libro fue començado e acabado en la cibdat de Seuilla: por mandado del muy noble Rey don Allfonso, fijo ..., Sennor de Castiello ... e dell Algarue: en treynta e dos annos que el Rey sobredicho regno. En la Era de mill & trezientos e veynt e un Anno.* Mit der ersten Zahl ist entweder gemeint: ‚im 32ten Jahr der Regierung' (die dauerte vom 1. Mai 1252 bis zu seinem Tode, 4. April 1284) oder aber, in Verbindung mit *començado*, dafs der Inhalt während der (bis zum Jahre der Vollendung 32 Jahre währenden) Regierung abgefafst und ausgearbeitet wurde. Die Stadt Sevilla war in den letzten Lebensjahren des Königs einziger Machtbereich. Die Handschrift selbst ist demnach ganz oder doch fast ganz geschrieben im Jahr der span. Ära 1321, d. h. 1283 p. Chr.[1] — Pergament. Alter Ledereinband mit dem Titel ‚Juegos de axedrez, dados, y tablas' — 39, 5×28 cm — 98 Blätter; Bl. 86, 90, 94, 98 sowie 64ᵛ und 80ᵛ sind unbeschrieben. Auf dem Vorsatzblatt der Titel von späterer Hand: ‚Juegos diuersos de Axedrez, dados, y tablas con sus explicationes, ordenados por mandado del rey don Alonso el sabio.' — Zwei Columnen. 150 farbige Zeichnungen, von denen 10 je eine ganze Seite füllen; diese Miniaturen sollen die jeweils durchgesprochenen Spiele und Spielstellungen kenntlich machen. Das illuminierte Diagramm eines Spieles folgt stets auf den dazugehörigen Text, welcher darauf hinweist durch die Schlufsworte: *E esta es la figura del entablamiento.* Aufser der Spielstellung, d. h. dem Brett mit den Figuren, sind die beiden Spieler, bisweilen auch noch Zuschauer, abgebildet.

[1] Eine Kopie der Hs. vom Jahre 1334 befindet sich in Madrid, Acad. de la Historia.

Der Inhalt gliedert sich in sieben Abteilungen[1]:

1. fol. 1—64^r: *Acedrex* (Schachspiel). Hiervon enthalten fol. 1—5^r einleitende Bemerkungen in fünf Kapiteln: Über die Spiele im allgemeinen, Übergang zum Schach als dem zuerst behandelten weil wichtigsten Spiel, Aufstellung, Gang der Steine etc. — Dann folgt fol. 5^v—64: Sammlung von 103 Partiestellungen nebst den dazugehörigen Diagrammen nach dem Text (s. unten!)

2. fol. 65—71^v: *Dados* (Würfelspiel). Enthält folgende zwölf Arten: *Mayores*, *Triga* (nebst zwei Abarten), *Azar o Reazar*, *Marlota*, *Riffa*, *Par con as*, *Panquist*, *Medio-Azar*, *Azar pujado*, *Guirguiesca*.

3. fol. 72—80^r: *Tablas* (Tafelspiel, ludus tabularum). Enthält folgende 15 Arten: *Las quinze tablas*, *Los doze canes o doze hermanos*, *Doblet*, *Fallas*, *Seys dos e as*, *Emperador*, *Barata*, *El medio imperador*, *Pareja de entrada*, *Cab e equinal*, *Todas tablas*, *Laquet*, *La buffa cortesa*, *La buffa de baldrac*, *Los Romanos reencontrat*.

4. fol. 81—85^v: *Grande acedrex*. Abart des Schachspiels mit 12 × 12 statt 8 × 8 Feldern und entsprechend 24 statt 16 Figuren auf jeder Seite des Brettes; hat die sonst nicht vorkommenden Figuren Greif, Einhorn, Löwe, Krokodil, Giraffe aufser König, Roch und Bauern. Es scheint gleichfalls aus Indien zu stammen.[2]

5. fol. 87—89^v: *Acedrex de los quatro tiempos* sowie ein damit verwandtes Tafelspiel: *El mundo*. Das erstere ist für vier Spieler bestimmt und enthält folgende Symbole:

a) Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst, Winter.
b) Elemente: Luft, Feuer, Erde, Wasser.
c) Farben: Grün, Rot, Schwarz, Weifs.
d) Temperamente: sanguinisch, cholerisch, melancholisch, phlegmatisch.

6. fol. 91—93^v: *Alquerque* (Mühlespiel; ludus marellorum; stammt aus dem arab. *al-kirk*) und zwar[3]:

a) *Alquerque de doze*, mit zwölf Steinen auf jeder Seite.
b) *De cercar la liebre*, Hunde hetzen den Hasen; vgl. das deutsche ‚Wolf und Schaf‘, das englische ‚Fox and geese‘.
c) *Alquerque de nueve*.
d) *Alquerque de tres*.

7. fol. 95—97^v: *Escaques*[4]

a) Ein Würfelspiel. Das kreisrunde Brett, die Einteilung und Benennung der sieben Parteien, deren Steine

---

[1] Sieben, wie bei den Siete Partidas, jener grofsen, gleichfalls von Alfonso veranstalteten Sammlung von Gesetzen.

[2] Vgl. Murray 347 nach Hs. Oxford Pers. e 10; Linde, Qst. 265.

[3] Zum folgenden a) und b) s. Murray 615—17.

[4] Das ist offenbar das mlat. *scacci* (vom pers. *schâh* ‚König‘) ‚Schachspiel-Steine‘, frz. *échecs* etc. (man beachte den Plural!), hier in der Bedeutung ‚Spielstein‘; vgl. die *schaci* und *eschaci christalini* in zwei katalan. Urkunden des 11. Jahrh. bei Lasa 29—41 und Murray 413f.

gleichsam als sieben Planeten um die Sonne kreisen und auf ihrer Bahn durch zwölf Sternbilder hindurchgehen, ist der Astronomie entnommen.

b) Ein ähnliches Tafelspiel für sieben Spieler mit je sieben Steinen.

Wie man schon aus dem Umfang und dem Rang sieht, steht das Schachspiel an erster Stelle. Was nun hier geboten wird, sind sogenannte *juegos de partidos*. Es ist das mlat. iocus partitus, ital. giuoco de partito, prov. u. cat. joc partit, afr. jeu parti, mengl. jupertie (daraus engl. jeopardy). Das bedeutet im eigentlichen Sinn ‚geteiltes Spiel', jedoch im besondern Sinn vom Brettspiel gesagt: eine bestimmte Stellung im Verlauf eines Spiels, in welcher der Gewinn noch in der Schwebe ist. Es entspricht dem Sinne nach dem arab. mansûba.[1] Dazu das Substantiv sp. partido, frz. partie, parture. — Die arabischen Mansuben waren Spielstellungen, bei denen es einen versteckten oder schwierigen, überraschenden Gewinn, in der Regel ein sogenanntes ‚Mat' zu finden galt. Sie wurden nach dem Gedächtnis aufgestellt und gezeigt (es wurde später auch darauf gewettet), und sie spielten schon in der arabischen Blütezeit eine grofse Rolle. Eine arabische bzw. persische Sammlung solcher Mansuben stellt denn auch den Kern der alfonsinischen Kompilation dar. Dieser Kern umfafst die Aufgaben 1—69, die ihrerseits nicht nach der Zahl der Züge geordnet sind, sondern nach der Anzahl der von ursprünglich 32 jeweils noch vorhandenen Steine in absteigender Linie; im Spiel Nr. 1 sind es 30, in Nr. 30 nur noch 20, in Nr. 69 nur 7. Die Quelle selbst ist vorläufig unbekannt. Die diesem Kern folgenden Nummern stellen Zusätze dar, die anscheinend aus andern Sammlungen geflossen sind, zum Teil Variationen. Von diesen jedoch ist nur ein Teil orientalisch, die Nrn. 73—86 dagegen sind europäisch, d. h. sie zeigen Eigenheiten, wie sie erst auf europäischem Boden sich entwickelt haben. Diese bestehen darin, das entweder ein Mat in einer genau bestimmten Anzahl von Zügen verlangt wird oder aber mit einer bestimmten Figur oder auf einem bestimmten Feld, oder aber dafs diese oder jene Figur ‚unverletzlich' ist, was sonst nur von der Figur des Königs gilt (*esta atreguado* bei Alfonso = *habet treugam*, *habet fiduciam* im Mlat.). Doch stehen diese Aufgaben um eine Stufe höher als die durchschnittlichen der späteren Handschriften besonders dadurch, dafs der verlierenden Partei stets noch mindestens ein Stein aufser dem König beigegeben ist, wodurch dem in Spanien weiter Geltung behaltenden Sieg durch ‚Beraubung' vorgebeugt und nur dem Sieg durch ‚Mat' Spielraum gelassen ist. Der Sieg durch Beraubung bestand darin, dafs man dem feindlichen König alle Steine fortnahm, bis er allein übrig blieb, der

[1] Das Wort *juego* allein hat in der Handschrift den Sinn von Zug, Veränderung eines Steines von einem Platz zum andern.

im Vordergrund stehende durch Mat darin, ihn bewegungsunfähig zu machen. Wir werden dem ersteren später wieder begegnen.

Über die in der Einleitung der Handschrift aufgeführten Regeln, die Namen der Steine, die Aufstellung der Figuren mich auszulassen, erübrigt sich an diesem Ort.[1] Bemerkt sei nur, dafs in den Miniaturen das Eckfeld zur rechten Hand eines jeden Spielers von weifser Farbe ist (die Felder sind abwechselnd weifs und schwarz), und dafs die Schachsteine entsprechend der damals gebräuchlichen Form abgebildet sind, wie das auch sonst in der Regel begegnet, während in den orientalischen Handschriften die Namen der Steine in die Felder eingeschrieben sind. Dagegen sind hier wie dort die Steine der beiden Parteien nicht nur durch die verschiedenen Farben gekennzeichnet, sondern auch noch dadurch, dafs die Steine der einen Partei verkehrt eingezeichnet sind. Erwähnt sei schliefslich das Vorkommen eines orientalischen Tabîja in der Einleitung: jede Partei macht ein paar gleiche Züge, so dafs sich eine symmetrische Stellung ergibt, welche als Partieanfang angesehen wird.[2]

II. Gruppe ,Bonus Socius'.

1. Bonus Socius.

Murray Capitel VII behandelt gemeinsam den B. S. und den ,Civis Bononiae' (s. unten Gruppe III); darin auch Textauszüge sowie Konkordanz-Tabellen — Linde Qst. hat sämtliche Nummern gebracht, nur hinter Nr. 88 hat er zwei ausgelassen, diese sind ergänzt bei Lasa 137. Lindes Auszüge weisen mehrfache Fehler auf, woran wohl die ihm vorliegende Kopie Schuld hatte.[3] — James F. Magee (Philadelphia), ,Good Companion', Florenz 1910 gibt hauptsächlich Photographien von 38 Seiten der Handschrift. — Ich selbst sah die Hs. im Jahr 1909; einige wichtige Notizen habe ich leider verlegt.

Hs. Florenz, Bibl. Naz., Banco dei Rari B. A. 6, p. 2, Nr. 1. — In der ersten Hälfte des 14. Jahrh. in lateinischer Sprache in Ober-

---

[1] Das Wort *acedrex*, nspan. *ajedrez* stammt aus dem pers.-arab. *schatrandsch*; dies aus dem indischen *tschatur-anga*, d. h. das viergliedrige, womit das Heer gemeint war mit den Einheiten: Fufstruppen, Reiter, Elefanten, Kampfwagen. Denn das in Indien entstandene Spiel, dessen Ursprung wir heute bis ins frühe 7. Jahrh. zurückverfolgen können, wurde erfunden zu dem Zweck, den Kampf zweier Heere zu versinnbildlichen.

[2] Abgebildet bei Linde, Qst. 83, Lasa 109; andere arab. Beispiele bei Linde, Gesch. I, 85 etc. und Murray 235 ff.

[3] Zu dieser vgl. v. d. Lasa, ,Erneutes Verzeichnis meiner Sammlung von Schriften über das Schachspiel', Wiesbaden 1896, zu Nr. 1864[1]; die gröbsten sind: Nr. 14 (S. 162) statt *vere bonus tractus* ist zu lesen *uidetur b. t. dare scac . . . sed non ualet*; Nr. 21 statt *et enim vere albus* lies: *nisi rex albus*; 31 *sed tu accipias nigros*; 31 Schlufs: *moveatur*, *semper habent*; 108 *et non est vis*; 122, Z. 4 *ducendo*; 184, Z. 5 *si ascendas post eum*; 186, Z. 8 *pedonem angularem*; Z. 10 *ut docui*; 190, Z. 11 *et licet dicatur scac*; 191, Z. 7 *habet libertatem eundi*, *ultra non* (,darüber hinaus nicht'); 192, Z. 5 *si non capiat*; Seite 175, Z. 1 *caueas*, Z. 4 *ad ponendum alfinum ibidem*.

italien geschrieben[1] — Pergament, Ledereinband des 16. Jahrh.[2] — 1 + 119 Blätter in 4⁰, davon 118ᵛ u. 119 unbeschrieben. Auf dem Verso des ersten Blattes eine stark verblaſste Miniatur, welche zwei Spieler vor einem leeren Brett mit goldenen und schwarzen Feldern darstellt (das rechte Eckfeld ist golden). Links vom Beschauer sitzt ein König, der eine gezackte Krone trägt, die Figur des Gegenspielers stellt vielleicht seinen Lehrmeister dar. Im Hintergrund zwei Damen als Zuschauer.

Der Inhalt gliedert sich in drei Abteilungen:

1. Zunächst fol. 1: Vorwort, darnach fol. 1ᵛ—99ʳ: 194 Schachaufgaben (Spielstellungen), in der Regel je zwei Nummern auf je einer Seite, die Diagramme auf dem Recto, die dazugehörigen Lösungen auf dem Verso der vorhergehenden. Die Zügezahl ist jedesmal am Rande vermerkt.

2. fol. 99ᵛ—112ʳ: Mühlespiel. 24 Aufgaben.

3. fol. 112ᵛ—118ʳ: Tafelspiel. 11 Aufgaben. Ausführung von 2 und 3 entsprechend 1.

Die Hs. stellt nicht das Original dar, aber steht diesem nahe. Der Romane verrät sich durch Formen wie scacco statt scac Nr. 18, *rocco* Nr. 192, *ubi fit puncto* 189. Der Ausdruck *de pedone errante* 159 neben *eunte* 112, 132 (falsch bei Linde), 151, besonders aber die Benennung der Würfe im dritten Teil (*sis* statt sex; *sinne* = 6 Pasch, *troie, troi* = 3 Pasch, daneben mehrmals *trai, traie*; *amesas*) zeigen, daſs dem Schreiber die französischen Formen geläufig waren, was bisher unbemerkt geblieben ist. Daraus zu schlieſsen, daſs die Vorlage südostfranzösisch oder norditalienisch abgefaſst war, heiſst wohl zu weit gehen.

Von einer alten italien. Übersetzung des Werkes, deren es sicher mehrere gab, ist ein Fragment von zwei Blättern erhalten (14. Jahrh, in 4⁰; in Privatbesitz). Eine späte modernisierte italien. Bearbeitung stellt dar die Hs. Florenz Bibl. Naz. XIX, 7, 51, fol. 51 —149ʳ (2/2 16. Jahrh., in 4⁰).

Das Vorwort beginnt[3]: *Protoplausti rubigine humana condicio sic cellule memorialis eclipsatur officio, ut perdat quod non sepe prospicit uel iugiter meditatur.* Nach einigen Sätzen, die auch Verweise auf juristische Bücher enthalten, folgt: *Idcirco ego bonus socius sociorum meorum precibus acquiescens partita que uideram queque per studium de nouo inueneram, tam de ludis scacorum, alearum, quam etiam marrelorum in hoc libello redigere procuraui.* Am Schluſs empfiehlt der Verfasser sein Buch *omnibus dominis meis sociis et amicis.* Darauf folgt gleichsam als Überschrift des ersten Teils in roter

[1] Linde, Qst.: um 1300; Lasa: 14. Jh.; Murray: spätes 13. Jh.

[2] Zufolge eines Eintrags im Deckelinnern aus dem 16. Jh. war die Hs. lange Zeit im Besitz der Familie Baldovinetti, von der sie 1852 an den Groſsherzog Leopold II. von Toscana verkauft wurde.

[3] Abgedruckt bei Murray 700, der auch PL (s. unten) mit vergleicht. Bessere in Z. 1: *memorialis*; Z. 9 hat PL: *enu.* 52. a. c; Fuſsn. 6 ist zu streichen; Fuſsn. 11 lies *mirellorum.*

Farbe: *Sequitur capitula boni socii sociorum*[1]*: et primo de partitis scilicet scaccorum que* (Hs. *qui*) *ad secundum tractum fiunt.*

Wie wir aus den nachher zu besprechenden Übersetzungen sehen, lebte der Verfasser in der Lombardei. Er war offenbar ein Universitätsprofessor, vielleicht zu Bologna. Er hat sich hier nicht genannt, aber der Ausdruck ‚socius', der dreimal vorkommt, war ein terminus technicus für einen Dozenten an einer lombardischen Universität. In der Schachliteratur ist sein Pseudonym als ‚Bonus Socius' überliefert.[2] Wir werden auf den Namen noch zu sprechen kommen.

Was den Stoff betrifft, so geschah seine Anordnung hier anders als bei Alfonso, nämlich in der natürlichen Art, daſs die Aufgaben nach der Zahl der jeweils noch zu leistenden Züge geordnet wurden, beginnend mit zwei Zügen bis Nr. 31, denen die Drei-Züger bis 73 etc. sich anschlieſsen. Die Nrn. 185—194 enthalten überhaupt keine Zügezahl, sondern sind angehängte Wettspiele besonderer Art. Die Felder des Brettes sind nicht durch Farben unterschieden, sondern nur durch rote Linien abgeteilt. Die Figuren für die im Text als *albi* und *nigri* unterschiedenen Parteien sind rot für die eine Partei, schwarz für die andere eingezeichnet und zwar mit ihrer lateinischen Benennung: rex, fercia (aber im Text stets regina),[3] roc, alfin,[4] miles, pedo. Auſserdem sind bestimmte Felder, die im Text zur Beschreibung der Lösung benutzt werden, durch Buchstaben oder auch durch Punkte und Kreuze gekennzeichnet, bisweilen in den beiden Farben rot und schwarz; so hat z. B. Nr. 174 die roten Buchstaben a bis l und die schwarzen a bis i (im Text unterschieden als alphabetum nigrum). Die Richtung der Fuſsgänger (Bauern) wird durch kleine Striche angedeutet.

Was die Quelle anbelangt, so ist kein Zweifel, daſs der Verfasser in der Hauptsache, sei es aus einer oder, was wahrscheinlicher ist, aus mehreren Sammlungen geschöpft hat. Seine Angabe, er habe auch eigene Aufgaben eingestreut, können wir wohl glauben, aber nicht nachprüfen, ob es sich hierbei nur um Variationen oder tatsächlich um völlig neue Schöpfungen handelt. Wir vermögen nun wohl einzelne Nummern in früheren Sammlungen, sei es des Orients, sei es bei Alfonso, wiederzufinden. So enthält B. S. 97

---

[1] Dies Wort, sinnlos zum Namen mitbezogen; ist anscheinend vom Schreiber dem Prolog entnommen.

[2] Es scheint mir möglich, daſs die Hs. durch einen Schreibfehler auf die merkwürdige Bezeichnung gekommen ist. Wenn z. B. der Satz in der Vorlage lautete ‚Idcirco ego (folgt Name — z. B. Nicolas — oder das Wort clericus oder auch socius) bononiensis sociorum meorum' etc., so konnte einmal der Name wegfallen und gleichzeitig das vielleicht abgekürzte Wort bononiensis als bonus socius aufgelöst werden unter Einfluſs des folgenden Wortes sociorum.

[3] Wir haben hier die neue Form neben der alten. Fercia ist das pers. *farzin*, arab. *firzan*, *firz*, *firza* = der Ratgeber. Es war ein Mann, erst in Europa wurde daraus die Gefährtin des Königs.

[4] Im Text natürlich roccus, alfinus.

und 98 das berühmte ‚Spiel der Dilâram', B. S. 179 entspricht Alf. 47[1], zu B. S. 155 vgl. Alf. 15 etc. Doch mache ich hier schon darauf aufmerksam, daſs das uns überkommene Material immer noch viel zu gering ist, um auf breiter Basis etwas aufzubauen. Auch muſs man das Fluktuieren in Rechnung ziehen, wobei diese Aufgabe aufgenommen, jene fortgelassen, eine dritte variiert behandelt ist. Im ganzen jedenfalls zeigen die Aufgaben des B. S. mit denen des Orients bereits sehr wenig Verwandtschaft, wie schon oben zum Alfonso-Kodex angedeutet wurde. Der Beraubungssieg, der dort noch zu finden war, ist hier völlig geschwunden, denn es sind die Spielregeln zugrunde gelegt, wie sie in der Lombardei damals galten.[2] Ebenso fehlt den Aufgaben der noch bei Alfonso vorhandene Zwang, durch fortlaufende Schachansagen zu gewinnen; denn während dort in der Regel die Gegenpartei ihrerseits matzusetzen droht, ist diese Drohung hier fortgefallen, die Spannung aufgehoben, daher denn andrerseits auch ein sogenannter ‚stiller Zug' möglich. Im ganzen aber sind die Aufgaben vielfach dadurch verwässert, daſs sie nicht partiegemäſs sind, sondern reine Phantasiegebilde, mit Aufstellungen und mit Bedingungen, wie sie im praktischen Spiel überhaupt nicht vorkamen, Bedingungen, die manchmal offenbar nur erfunden sind, um den Löser, bzw. denjenigen, der auf die eine oder die andere Partei wettete, in Verwirrung zu setzen. In der Lösung (der ‚Gebrauchsanweisung') wird erklärt, welche Partei gewinnt und auf welche Weise, auch angemerkt, daſs bei dieser oder jener gering abweichenden Aufstellung ein Gewinn nicht möglich sei; auch damit konnte ein geschickter Spieler andere verwirren und eine Wette gewinnen.[3] Daher sind Bemerkungen im Text eingestreut wie: Tu defende nigros quia fieri non potest (Nr. 2, 17 und oft); Et nota quod albi vincunt. Unde tu accipias albos (191); Et posset fieri, si pedo niger staret in puncto, sed sic stando defenditur (43); Si velis quod non possit fieri, dicas quod pedo sit regina vel quod roccus non moveatur (104). Von den Bedingungsaufgaben verdient Nr. 29 hervorgehoben zu werden, weil da dem roc die Gewalt des alfin mitverliehen wird, eine Kombination, welche als ein Vorläufer der ‚Dame' des modernen Spiels anzusprechen ist.

Als Abfassungszeit für das Original dürfen wir rund das Jahr 1300 annehmen.

Die soeben besprochene Handschrift ist der Vertreter des einen Astes (x) der Gruppe. Die sämtlichen folgenden Hand-

---

[1] S. dazu Benary, ‚Zur Kritik der Schachquellen im Mittelalter', *Deutsches Wochenschach*, 24. Jahrgang (1908), Nr. 43—45.

[2] Nur ein Anklang liegt vor im Wettspiel 192: Schwarz hat drei Züge voraus und soll dann seinen Springer (Ritter, miles) nicht verlieren.

[3] In welcher oft geradezu schamlosen Weise man daraus Kapital zu schlagen suchte, zeigt die Belehrung in einer Handschrift des ‚Civis Bononiae' (unten Gruppe III, Nr. 4); s. Lasa 154, Murray 702; ein anderes Beispiel im 12. Spiel der Mühlespiele des Bon. Soc., französischer Text bei Castets, Roman. Forschungen 23 = 1907, p. 701.

schriften bilden einen zweiten Ast (y) für sich. Das geht besonders aus einigen gemeinsamen Fehlern hervor, welche Murray p. 626 zusammengestellt hat und von denen hauptsächlich Nr. 3, 80, 143 anzuführen sind. Ferner auch daraus, dafs die meisten Aufgaben des Tafelspiels hier andere sind als dort.[1]

Von den folgenden bilden die Hss. 2—4 einen Zweig für sich. Sie seien zunächst einzeln aufgeführt.

2. P P (Paris, Picard.).[2]

Linde Gesch. I, 298—301; Qst. 186 f.; Lasa 141—147; Murray 621 f.; H. Andresen, ‚Aus einem altfranz. Traktat über das Schachspiel', Halle 1913 (12 S.); Hist. littér. de la France t. XXV, 41—58; Benary, ‚Zu assailir la limace' in ‚Archiv f. d. Stud. d. neuer. Spr.' 124 = 1910, 137 f.[3]

Hs. Paris, Bibl. Nationale, fonds français 1173. — Im ersten Drittel des 14. Jahrh. in französisch-dialektischer Sprache im Hennegau (südl. Hälfte der heutigen belg. Provinz Hainaut geschrieben.[4] — Pergament. Einband rotes Maroquin, Wappen Louis XIV. — 26,3 × 18,3 cm. — 217 Blätter, von diesen 1^r, 179, 217 unbeschrieben. Lagen 1—8, 9—16 etc.; alte Zählung a, b etc., dann ab, bc etc. Am Fufs des Recto der Blätter 6, 10, 15, 20 und so fort bis Schlufs steht der flämische Wahlspruch: *ach mocht es sijn* in Schrift des 14. Jahrh.[5] Auf fol. 12^v, 13, 13^v, 14, dann zwischen 73 u. 97 häufig, ein goldenes grofses P am Rand, welches als probatum oder parfait zu deuten ist. Am Schlufs von fol. 216^v Eintrag in Schrift des 15. Jahrh.: Chius roumans est des parchons des eschies des | taules et des merelles a nuef. Mehrfache Besserungen auf fol. 17, 29 etc. in blasser Schrift, Hand des frühen 15. Jahrh.

Auf fol. 1^v eine grofse Doppelminiatur, eingefafst von sechs Jünglings- und Mädchenköpfen (ca. 16 × 10 cm): Oben Kampfszene zwischen Rittern, unten Belagerung einer Burg (vgl. die im Prolog erwähnte Belagerung von Troja). Es kommen dabei mehrere Wappen vor. Weitere Wappen fol. 2, gröfsere Miniaturen 180 u. 203[6] (Beginn des 2. u. 3. Teils). Ferner zahlreiche bildliche Ausschmückungen häufig grotesker Art, und zwar immer bei Beginn einer neuen Zugzahl: Jongleur einen Affen führend, Tiergestalten mit Männerköpfen und Fabeltiere, Jagdbilder. Darunter fol. 168:

---

[1] Die Tafel- und Mühlespiele fehlen der Hs. Brüssel sowie den Fragmenten Prag und Sloan.

[2] Ich folge in der Benennung Murray. Persönlich würde ich als Sigel P F 1 (= franz.) ohne Kennzeichnung des Dialectes vorziehen.

[3] Ich besitze eine von mir 1908 angefertigte vollständige Abschrift.

[4] Andresen (wie auch Gröber, Altfrz. Literaturgesch., wohl nach dem geschriebenen Katalog der Bibl. Nat.): 13. Jh.; Linde: 1/2 14.; Murray: 14.

[5] Was Murray meint ‚the wail of the weary illuminator', kann ich kaum glauben.

[6] Dort u. a. Wappenschild gold—rot—gold, der fol. 212 wiederkehrt.

Schnecke auf Erdhügel, in dessen Innern ein Hase, Ritter, der gegen sie anreitet, Anspielung auf die für furchtsam geltenden Lombarden. Auf fol. 2 stellt eine Miniatur eine Dame und einen Jüngling dar, die vor einem Schachbrett sitzen (Matstellung; sie hebt erschrocken den Arm), womit offenbar der im Prolog genannte Ritter und seine Geliebte gemeint sind.

Inhalt.

1. Teil, a) fol. 2—2ᵛ: Prolog (s. unten), gedruckt bei Andresen (fehlerlos) und Murray 701.[1]

b) fol. 3—3ᵛ Beschreibung der Regeln, s. Andresen und Murray 489 f.[2] Auf fol. 3 ein Brett mit Figuren in der Grundstellung. Das rechte Eckfeld ist weifs.

c) fol. 4 Notation, d. h. Beschreibung der Felder nebst Darstellung eines Brettes mit den eingezeichneten Buchstaben (s. Murray 495,[3] Textanfang auch Andresen). Diese abgekürzte Notation wurde tatsächlich angewandt, wie Randbemerkungen in dieser und andern Handschriften zeigen.

d) 348 Schachaufgaben.

2. Teil, fol. 180—203ᵛ: Tafelspiel. 48 Aufgaben.
3. Teil, fol. 204—216: Mühlespiel. 25 Aufgaben.

Die Spielbretter des 1. Teils sind 10 qcm grofs. Auf jeder Seite ein Brett nebst dem dazu gehörigen Text. Sie sind von goldenem Rand eingefafst. Die Felder sind weifs und schwarz. Das rechte Eckfeld des Brettes auf dem Recto ist weifs, das auf dem Verso schwarz; für diese Verschiedenheit sind technische Gründe mafsgebend gewesen, indem so die gleichen Farben des R. und V. einander decken und ein Durchscheinen der schwarzen Farbe vermieden ist.

Die Figuren sind gold und rot, im Text entsprechend *cil d'or* und *cil rouge*; sie sind, wie im Alfonso-Kodex, durch Bilder dargestellt (s. Andresen und Murray 769). Die Striche bei den Bauern wie im Bonus-Socius-Kodex. Die Buchstaben, auf die der Text sich bezieht, sind grofse, gold bzw. rot. Über dem Brett auf dem Verso stets die Zahl der zum Mat erforderlichen Züge, auf dem Recto die Abkürzung T⁹ = *tractus*. Auf die letzte Aufgabe mit beschränkter Zugzahl, einen 20-Züger, Nr. 327, folgen noch 21 *SI Nˢ* = *sine numeris*.

Die Bretter und Figuren sind, wie auch die Initialen, vom Illuminator nach Vollendung des Textes hergestellt. Die Figuren sind zunächst vom Schreiber auf das vorher bereits schematisch

---

[1] Unter anderem lies dort: Zeile 4 *a l'aïide*, 5 *vous vueil ens.*, 9, 10, 15 *ch'r* = *chevalier*, 10 *vergiet dehors*, 17 *vous saves* (!), 20 *et d'amie*, 22 u. 23 *k'ele*, 25 *ke j'ai estrait* (!).

[2] 490, Z. 3 lies *pres d'aus* ‚in ihrer Nähe'.

[3] Z. 10 lies *soutiueté*, 14 *ataignant* (‚passend'), 19 *maniere d'escrire* (!), 21 *en cest parc ci d.* (p. bedeutet Pferch, Gehege, hier ‚Diagramm, Stellungsbild').

gezeichnete Brett klein eingetragen worden; bei den Buchstaben sind bisweilen noch die Vormerkungen erkennbar.

Entsprechend sind auch die Spielbretter des 2. und 3. Teils farbig mit goldnen und roten Steinen.

3. P L (Paris, Latin.).

Linde Gesch. I, 293 f.; Lasa 141 f.; Murray 621; Pierre Champion, ‚Charles d'Orléans, joueur d'échecs', Paris 1908, 16 p. in 4⁰; Léon Gautier, ‚La Chevalerie', Paris 1883, p. 652—4.

Hs. Paris, Bibl. Nat., fds. lat. 10286. — Im ersten Drittel des 14. Jahrh. in lateinischer Sprache im Hennegau geschrieben.[1] — Pergament. Einband gelbes Kalbsleder, Wappen Napoléon I. Gehörte im 15. und 16. Jahrh. den Herzögen von Bourbon (s. Champion).[2] — 25,7 × 18 cm. — 265 Blätter. Hiervon Spielkodex bis 184, dann 185—264 franz. Übersetzung des Cessolis, verfaſst um 1350 durch Jean de Vignay, in Hand des 15. Jahrh. Unbeschrieben sind Bl. 1ʳ, 2, 265.

Auf fol. 1ᵛ groſse Doppelminiatur: Oben Kampfszene, unten Ritter und Dame vor dem Schachbrett sitzend (vgl. oben PP). Weitere zahlreiche Ausschmückungen wie bei PP, auch sonst alles entsprechend.[3]

Inhalt.

1. Teil, a) fol. 3: Prolog. Dieser ist, abgesehen vom Namen (dazu siehe unten), gleich dem des ‚Bonus Socius'; nur fehlt der Satz *Sequitur* etc. als Überschrift zum Folgenden.

b) fol. 4—148ᵛ: 290 Schachaufgaben. Einteilung wie PP. Als Umrahmung der Nr. 1 rechts drei Wappen, das obere vermutlich das des deutschen Kaisers, das mittlere das Frankreichs, das untere das Englands; s. auch Lasa 144, dessen Schlüsse aber nicht bindend sind.

2. Teil, fol. 149—172ᵛ: 48 Tafelspiele.

3. Teil, fol. 173—184ʳ: 23 Mühlespiele.

Die Handschrift trägt vielfach Randbemerkungen verschiedener Hände, nicht nur solche wie *bon*, *faulx*, *bonus probatus*, sondern auch Berichtigungen zu den Diagrammen; eine Anzahl der ersteren glaubt Champion dem früheren Besitzer Karl Herzog von Orléans († 1457) zuschreiben zu sollen, der sich als Besitzer am Schluſs von 184ʳ eingetragen hat und auf dessen Veranlassung offenbar die anschlieſsende Übersetzung (Cessolis — J. de Vignay) hinzugeschrieben ist.

---

[1] Linde: ½ 14; Lasa: 14; Champion: Anfang 14, Murray: Mitte 14.

[2] Mit dem Schloſs bei der Stadt Molins (Eintrag auf dem hinteren Deckblatt) ist vielleicht Montaigle gemeint, das sich ehedem bei Moulins, Provinz Namur (ehemals Zisterzienserkloster) befand und 1558 zerstört wurde. Dort befand sich also damals, 1503, die Hs.

[3] fol. 37ᵛ (Jäger ins Horn stoſsend, Hund jagt Hirsch) zeigt nicht nur das nämliche Sujet wie PP fol. 153, sondern fast genau die gleiche Stellung.

4. Fn (Fountaine).

Seit ca. 1700 bis 1902 im Besitz der Familie Fountaine in Norfolk.[1] Gelegentlich der Versteigerung der Bibliothek von Andrew Fount. durch Quaritch (London) ersteigert und an Pierpont Morgan (New York) verkauft — Linde Qst. 186; Lasa 141 f., Murray 622; s. auch Catalogue of Mss. . . . of the library of J. Pierp. Morgan, London 1906, p. 170—72.

In der ersten Hälfte des 14. Jahrh. in franz.-dialekt. Sprache im Hennegau geschrieben. — Pergament. Kalbsledereinband des 17. Jahrh. — 24,5 × 18 cm — 216 Blätter, von denen Bl. 146, 169ʳ, 182ᵛ unbeschrieben sind. Es fehlen Blätter am Anfang (Prolog) und am Beginn der Tafelspiele (3 Nummern), vermutlich der Miniatur wegen herausgeschnitten, da auch sonst einzelne illuminierte Initialen entfernt worden sind. Die Aufmachung der Handschrift entspricht den beiden vorher hier genannten.

Inhalt.

1. fol. 1—145ᵛ: 290 Schachaufgaben.
2. fol. 147—168ᵛ: 44 Tafelspiele.
3. fol. 169ᵛ—182ʳ: 23 Mühlespiele.

Wie schon gesagt, bilden die Hss. 2—4 einen Zweig für sich (y 1), mit den folgenden 5—10 (y 2) zusammen den Ast y. Sie stammen offenbar aus einer gemeinsamen Schreibschule. Der Dialekt, die prächtige Aufmachung, die Zeit der Niederschrift, das Format, die Bezeichnung der Parteien und Figuren, alles spricht dafür. Die Ähnlichkeit geht so weit, dafs z. B. Champion, a. a. O., p. 9 die Meinung ausgesprochen hat, PP und PL (Fount. hat er nicht gekannt) seien von dem gleichen Schreiber geschrieben; das dürfte freilich kaum zutreffen.

Ein wenig näher untereinander stehen sich PL und Fn, ohne dafs eine direkte nahe Beziehung besteht. Am ausführlichsten ist PP, indem dort alle Varianten, die sonst nur im Text angegeben sind, zur Angliederung einer neuen Aufgabe nebst eigenem Diagramm Veranlassung gegeben haben.

Ein merkwürdiges Resultat bekommen wir bezüglich der Vorlagen.

PL, die lateinische Hs., hat eine französische und zwar wallonische Vorlage gehabt: In Nr. 51, 67, 171 steht *firgia* statt *fercia*; vgl. z. B. *firge* PP 288 — ferner mehrmals *en* statt *in*; *tu es mas*

[1] Auf fol. 146ᵛ, Hand des 17. Jh., der Name des damaligen Besitzers: De Vaubouton. Ich besitze eine von mir angefertigte, naturgemäfs fehlerhafte Abschrift nach der im Besitz der Familie v. d. Lasa befindlichen Kopie, welche durch die Hand von G B. Fraser (1873, nebst Einleitung von ihm) auf eine Kopie von Fred. Madden, keeper im Brit. Museum (1855) zurückgeht. Vor diesem Lasa'schen Exemplar fertigte Fraser bereits eine Kopie, diese kam in den Besitz von John G. White, Cleveland, Ohio.

120 statt *mattus* — 206 beginnt: *Chil ki sunt rouge traient prumiers*[1] *et matent chil d'or les rouges a* VI *trais. tu deffende quia fieri non potest* etc. — Am merkwürdigsten ist der paläographische Fehler 271: *si uadat rex rubeus uersus partem dextram, aurei seruabunt eum.* Die Vorlage hatte offenbar *siuront*; dies las der Schreiber als *seruiront*, indem er den Bogen des langen *s* für die Abbreviatur *er* las und übersetzte dies mit *seruabunt* (statt *sequantur*). — Die Würfe in den Aufgaben des Tafelspiels haben meist die französischen Benennungen: *ambesas, deus, troi, troie* etc.

Die Parteien waren in der Vorlage nicht gold und rot, sondern weifs und schwarz; das geht aus einigen Schreibfehlern hervor: 104 *rubei* aus *nigri* gebessert; ferner *nigri* 232, 262, 283, 287.

Hs. Fountaine hatte eine lateinische Vorlage. Das zeigen mehrfache Brocken, die dem Schreiber in die Feder geflossen sind: 22 *ipē eū (ipse eum) le prendra*; 93 *et apries deffenderetur le gieu*; 116 *si ponat sen roc*; 119 *in punctum deseure*; 188 *Item quant rex tuus est en b* etc. — Die Parteien waren in der Vorlage weifs und schwarz: 53 *entre le blanc chevalier*; 205 *et se chil blanc*; 2. Teil, 35 *et chille blanke(i) taule*; 36 *tu les blanks* (unterpungiert).

Hs. PP zeigt am wenigsten solche Spuren. Die Vorlage war lateinisch. Einzelne Ausdrücke zeigen die wörtliche Übersetzung, z. B. 123 *jouste le sien* = *iuxta suum*; mehrfach *auuec* = *cum*; *visces* = lat. *vis*; 246 *n'est mie drois* = *non est uis*, was der Übersetzer für *ius* las; 261 *ducendo eum per scacos*, der Übersetzer las *dicendo* und schrieb *en li disant par eskes*; 295 *plus curieus* (nachträglich zu *courtois* gebessert), womit fälschlich lat. *curialior* übersetzt wurde, u. a. m. — 212 *par nule maniere* über unterpungiertem *modo* (lat. *nullo modo*); Teil 2, 41 ist zu Fufs ein Satz lateinisch und französisch nachgetragen; Teil 3, 10 steht lat. *repagulabit* am Rand. — Die Parteien waren wohl weifs und schwarz in der Vorlage: 114 *se li roc noir sunt es crois*; 121 *et matent les noirs*; 326 und 342 *selonc les lettres noires*; 343 *v point noir*; Teil 2, 1 hatte der Schreiber *li blanke taule* geschrieben, was er dann gebessert hat.

Die Hss. 2—4 haben aufser den Aufgaben des ‚Bonus Socius' noch eine Anzahl von solchen, die sich dort nicht finden. Diese sind der Art nach keine anderen, sie sind eben durch Sammler hinzugefügt worden.

Der Name des Verfassers wird in PL an Stelle des ‚bonus socius' durch die Buchstaben N. de N. wiedergegeben. In Fn fehlt der Prolog, der ursprünglich darin vorhanden war. In PP lesen wir nun endlich den vollen Namen: *Jou, Nicholes de Saint Nicolai, clers, a l'aïde de chelui ki est fontaine de sapience, vous vueil ensegnier* ... heifst es da; und an späterer Stelle: *Jou, Nicholes deuant dis, demourans en Lombardie, a le priere et a*

---

[1] Ausgeschrieben; es bleibt noch die weniger wahrscheinliche Möglichkeit, dafs das Wort in der Vorlage abgekürzt war und die wallonische Form dem Schreiber von PL zufällt.

le requeste de mes compaignons, ai compilet che liuret de partures ke j'ai estrait par men estude dou gieu des eschies et des taules et des mereles. — Da auch die unten folgende Hs. 5 die Abkürzung N. de N. bietet, so dürfen wir den hier genannten Namen zum mindesten dem ganzen Ast y zuschreiben. Wir haben aber allen Grund, ihn auch für das Original in Anspruch zu nehmen.[1] Wir dürfen annehmen, dafs der Verfasser der Kompilation ein Franzose oder Flame war, der, nach Oberitalien ausgewandert, dort an einer Universität, vielleicht Bologna, in der juristischen Fakultät dozierte. Den Ort Saint Nicolai können wir entweder als St. Nicolas bei Nancy identifizieren oder als das St. Nicolas, das zwischen Gent und Antwerpen gelegen ist.

Die Einleitung der Hs. PP verdient auch noch dadurch unser besonderes Interesse, dafs sie von der *assise lombarde* handelt, das heifst den Spielregeln, wie sie zu damaliger Zeit in der Lombardei Geltung hatten.[2] Es galten nämlich in den verschiedenen Ländern verschiedene Regeln; nur über wenige sind wir einigermafsen unterrichtet. Um so wichtiger sind die in PP angeführten Sätze. Einzelheiten gehören nicht an diesen Ort.[3] Bemerkt sei nur, dafs der Sieg durch ‚Beraubung' ausdrücklich als nicht gültig erwähnt wird.

5. W (Wolfenbüttel).

Linde Gesch. I, 297f.; Qst. 187f.; Lasa 150; Murray 623.[4]

Hs. Wolfenbüttel Extravag. 118. — Im zweiten Drittel des 14. Jahrh. in französischer Sprache geschrieben. Zwei Hände; die zweite etwas gröbere setzt mit fol. 40ᵛ ein, von da an häufiger dialektische Formen südlicher Art (eschac, segont). Die Vorlage war anscheinend gleichfalls französisch. — Pergament — 133 Blätter in 4⁰, davon Bl. 116ᵛ unbeschrieben. — Lagen 8, 8, 6, 8, 8, 8, 6, 8 etc. mit alter Bezifferung. Fast alle Initialen sind nur vorgemerkt.

Fol. 1ᵛ—81 passim Bleistiftbemerkungen am Rand, Hand des frühen 16. Jahrh., durch Beschneiden teilweise beschädigt. Sie enthalten häufig mehr als blofses *bon, faux, neant.* Sie lassen in ihrem Verlauf ersehen, wie in dem Benutzer der Handschrift beim Studieren die Erkenntnis reifte von dem Unterschied des Ganges der Königin. Man vergleiche fol. 28: *Neant; on ne scait ce qu'il veut dire par ‚ferge'* (ähnlich fol. 19, 32ᵛ, 35)[5] und fol. 52: *Faux;*

---

[1] Murray, der früher anderer Ansicht war, tritt in seiner ‚Schachgeschichte' dieser schon von Linde geäufserten Meinung bei.

[2] Im Alfonso-Kodex sind, wie wir gesehen haben, die in Spanien geltenden Regeln aufgeführt.

[3] Zum Schlufs heifst es: *Et est ceste assise forte et soutiue et anieuse a bien sauoir, et pour chou couuient ke on en ait l'usage* — Einer der Sätze hat eine wahre Literatur hervorgerufen, indem die Worte *ne n'i a point d'aiue* ‚und da gibt es keine Hilfe' mifsverstanden und mifsdeutet wurden und wohl noch werden.

[4] Ich besitze eine im Jahre 1908 von mir angefertigte vollständige Abschrift.

[5] *ferge* im Diagramm stets; im Text nur einmal Nr. 51, sonst stets *royne.*

et de ce jeu paroit que la Royne en ce temps ne se jouoit pas comme a present (ähnlich noch fol. 55, 62ᵛ, 63).

Inhalt.

1. Teil, a) fol. 1: Prolog,
   b) fol. 1ᵛ—103ᵛ: 205 Schachaufgaben, davon 2 doppelt.
2. Teil, fol. 104—116ʳ: 25 Mühlespiele.[1]
3. Teil, fol. 117—133ᵛ: 34 Tafelspiele.

Auf jeder Seite ein Diagramm, darunter die Lösung. Das Brett rot quadriert wie bei Bonus Socius, grün und rot gerändert. Über mehreren Diagrammen der Buchstabe .v., was vielleicht visus bedeutet. Die Parteien wie bei B. S. rot und schwarz, im Text die Weifsen und Schwarzen. Die Figuren wie dort mit ihren Namen in die Felder eingeschrieben als roy, ferge, roc, ch'r = chevalier, aufin, paon; im Text royne statt ferge. Gang der Bauern (oft nicht verzeichnet), Buchstaben, Punkte, Kreuze wie sonst.

Die Verwandtschaft zum B. S.-Codex erkennt man schon aus der Konkordanz-Tabelle. Die Aufgaben 1—95 sind die gleichen.[2] Dann folgen B. S. 103—150, 155—170, 151—154, 187—190, 192, 179, 180, 193, 191, 171—186, dann erst 96—102.[3] Es sind aber dazwischen noch 10 Nummern da, die bei B. S. nicht vorhanden sind, dagegen in den andern Hss. dieser Gruppe; einige davon, die auch in y^1 vorkommen, sind vielleicht dem Original zuzuschreiben, es kann sich aber auch um Ergänzung durch die Quelle y handeln. Die Reihenfolge in W ist die nämliche wie in den beiden folgenden Hss., nämlich B. S. 190 (189 und 190 vertauscht in PF und W), B. S. 192, eine Plusaufgabe, die aufser in PF[4] und M auch in der PL-Gruppe vorhanden ist, dann B. S. 179 und 180, dann 9 Plusaufgaben (PF nur 8), von denen 4 auch der PL-Gruppe, 5 nur diesem Zweig angehören. Diese standen gewifs in einer Vorlage am Schlufs. — B. S. 194 fehlt W und den übrigen Hss. dieses Zweiges. — Die blockweise Vertauschung von Aufgaben erklärt sich teilweise aus Vertauschung von Lagen in dieser oder jener Vorlage, teilweise gewifs auch aus willkürlichen Änderungen durch andere Anordnung. Auf Grund der Konkordanz kann man, wie Murray 623 richtig feststellt, diesen Zweig (y^2) bis auf eine Quelle zurückverfolgen, in welcher der erste Block bis 150 reichte, worauf B. S. 155—170, 151—154, 191, 193, 171—178, 181—190 sich anschlofs; darauf folgten die hier aufgezählten Aufgaben.

---

[1] Die Reihenfolge der Teile also falsch, wie bei B. S.; s. a. die folgende Hs. 6.

[2] In der gleichen Reihenfolge mit Ausnahme von 51/2 und 86/7, welche umgestellt sind.

[3] In Zahlen ausgedrückt 95 = 6 × 16 einschliefslich Prolog, d. h. sechsmal 8-Blattlage; 48 = 3 Lagen; 16 = 1 Lage: dann 4, 4, 1 Plus-Aufgabe, 2, 9 Plus-Aufgaben, 2, 8, 6, 7.

[4] Ungenaue Angabe bei Murray. PF wiederholt zwar das Diagramm von B. S. 192, aber gibt den Text der Plus-Aufgabe dazu.

Im Teil 2 (Mühle) sind 1—4 mit 16—19 vertauscht. PF und M machen diesen Fehler nicht mit.

In Teil 3 ist in Nr. 12 lediglich das Diagramm richtig, der Text aber gehört zu W 30, wo er gleichfalls steht. Das Diagr. 32 wiederholt Diagr. 16, Diagr. 33 gehört nach 32. Das Diagr. zu Nr. 33 fehlt demnach. Ferner fehlen 2 Nummern zwischen W 16 und 17. Die Vorlage hatte offenbar die falsche Reihenfolge 16, 32, 33, 17. PF macht nur den letzten Fehler mit.

Wichtig ist noch die schon erwähnte Vorrede.[1] Sie ist keine wörtliche Übersetzung, gibt aber den Sinn ziemlich genau wieder, auch die Zitate. An Stelle der Worte *Idcirco ego bonus socius* hat sie *Et pour ce Je N. de N.*, was der Hs. PL entspricht und bereits gewertet wurde.

6. PF (Paris français).

Linde Gesch. I, 302; Murray 624.

Hs. Paris Bibl. Nat. fonds français 1999. — Im Anfang des 15. Jahrh. in französ. Sprache geschrieben. — Pergament. Einband rotes Maroquin, Wappen Louis XIV. — 22 × 14,3 cm, oben stark beschnitten — 135 Blätter sowie Rest eines alten Vorblattes; unbeschrieben Bl. 1, 2, 104ᵛ—105ᵛ, 135; nach fol. 100 (Nr. 196) ein Blatt ausgeschnitten, ein schmaler Streifen vorhanden — Lagen fol. 3—10, 11—18 etc. Alte Zählung bis 98ᵛ (XII); dann nur noch XIIII auf 117ᵛ (statt 118, das später ausgeschnittene Blatt ist also mitgezählt).

Fol. 1ᵛ von Hand des 16. Jahrh.: grofses Wappen in schwarzer Zeichnung: Pelikan auf dem Nest nährt mit seinem Blut seine 4 Jungen. Darüber Spruchband: Comant qu'yl aille uante sens faylle; unter dem Nest: ensy est; unten Krone und die Buchstaben p m p — fol. 2ᵛ von Hand Mitte 15. Jahrh.: des histoyres et liures en francoys. pulto primo contre la muraille de deuers la court; ferner Hand des 16. Jahrh.: liuret de diuers jeux partis du tablier. — Fol. 3 oben die Zahlen 119, 1258, 7918, letztere die der kaiserlichen Bibliothek.

Inhalt.

1. Teil, fol. 3—104ʳ: 203 Schachaufgaben, davon 9 doppelt, wofür 7 andere fehlen. Kein Prolog.

2. Teil, fol. 106—117ᵛ: 24 Mühlespiele.[2]

3. Teil, fol. 118—134ᵛ: 30 Tafelspiele.[3]

---

[1] Abgedruckt bei Murray 700f. Dort ist statt des Wörtchens *u* = *ou* = *en el* stets ii gedruckt; lies also: *u tistre*, *u chapitre* etc.; Z. 6 lies gegen die Hs. *En* satt *Et*, dann aber *la quarte d.*

[2] Die Reihenfolge der Teile also (falsch) wie bei B. S. und W — Spiel 18 u. 23 sind miteinander vertauscht.

[3] Zwischen Nr. 16 u. 17 sind zwei ausgelassen wie bei W. Nr. 19—22 (4) fehlen, dafür sind 23—26 (4) doppelt geschrieben. Vielleicht hat der Schreiber die Hs. zweimal abgeschrieben und es sind die nicht zusammengehörenden Blätter fälschlich jedesmal zusammengeheftet worden.

Die Ausführung ist die gewöhnliche, je eine Aufgabe auf jeder Seite. Die Diagramme sind mehrfach fehlerhaft, teilweise von einem Korrektor ausgebessert, bisweilen schlecht. Sehr häufig sind zwei Aufgaben umgestellt. Die erste Serie reicht bis B. S. Nr. 62, doch ist diese stark durcheinander geworfen und nur 12—34, 43—62 sind als Block erhalten. Dann kommt ein Block 96—110, dann 63—68, 70—84, die folgenden wieder durcheinander; erst von 155 an (Nr. 168 der Hs.) bis zur letzten Plusaufgabe entspricht die Reihenfolge und Anzahl der in W (nur fehlt eine Nummer, s. oben).

7. M (Montpellier).

Linde Gesch. I, 301; Murray 624; F. Castets, ‚Li Livres Bakot' in ‚Romanische Forschungen' 23, 1907, p. 691—705.[1]

Hs. Montpellier, Bibl. de la Faculté de Médecine H 279. Gehörte im 17. Jahrh. dem Praesident Jean Bouhier in Dijon. — In der ersten Hälfte des 14. Jahrh. in französischer Sprache (mit Picardismen darin) geschrieben. — Pergament — 17,3 × 12,2 cm — 130 Blätter, davon das erste ausgeschnitten; unbeschrieben 2^r, 129^v, 130. — Auf Bl. 2^v langer Titel in Form eines Kreuzes: *Chi commence li livres de partures des esches et de tables et de merelles*, *et se claime cis livres Bakot* etc.

Inhalt.

1. Teil, fol. 3—89^v: 206 Schachaufgaben, davon 3 doppelt.
2. Teil, fol. 90—114^v: 48 Tafelspiele.
3. Teil, fol. 115—129^r: 28 Mühlespiele.

Die Aufmachung der Hs. ist ähnlich W, die Ausführung jedoch flüchtiger. — Nur die ersten 20 Aufgaben entsprechen in der Reihenfolge denen des Bon. Soc. (und W), alsdann springt M auf B. S. 86, 88—98, 190 etc. über und wirbelt auch weiterhin einzelne Aufgaben oder kleine Serien durcheinander. Die Zahl 12 als Blockzahl finden wir viermal, 16 nur einmal, 8 zweimal. Mit Aufgabe B. S. 150, 154, 170 als Schlufs finden sich Serien wie in W. Zu dem Block 190, 192 etc. s. oben zu W.

8. B (Brüssel).

Linde Gesch. I, 302; Qst. 189f.; Murray 624.

Hs. Brüssel, Bibl. Royale 10502. — Im zweiten Drittel des 14. Jahrh. in französ. Sprache geschrieben.[2] — Pergament. Schweinsledereinband. Auf dem vorderen Deckelblatt: Liure du Jeu des eschetz (Hand des 16. Jahrh.); auf dem hinteren hat sich ein ehemaliger Besitzer eingetragen: e | Ce sera moy | nassou, also ein

[1] C. gibt mehrfache Textproben der drei Teile. Die hier besprochenen Hss. hat er nicht erwähnt.

[2] eschac 42, 43, schac 45, 74 neben eschec und vorwiegend scac, blance 18, procaine 41 neben blanche, maisement 92 zeigen östliche Spuren.

Graf von Nassau.[1] — 23 × 16 cm — 56 Blätter, in Lagen zu 8, die bis fol. 32ᵛ alt bezeichnet sind. Blattgoldbuchstaben als Initialen, blau umrändert, innen meist blau oder violettbraun. — Einige Randbemerkungen in Hand des 15. Jahrh.: parfait 24ᵛ, p. esprou [ué] 49, p. et bon 54ᵛ, faulx 42ᵛ, 56.

Inhalt: 112 Schachaufgaben, davon 3 doppelt, je eine auf jeder Seite wie sonst. Die Diagramme gleichfalls rot quadriert, etwa 10 qcm grofs, Muster s. Qst. Die Namen der Parteien (Weifs und Schwarz) und der Steine wie sonst (*fierge* einmal Nr. 7 im Text, sonst *royne*). — Die ersten 3 Lagen zu 8 Bl. entsprechen Bon. Soc. 1—48, nur ist Brüssel 16 eine der Plusaufgaben und zwar die letzte; eine weitere Serie von 16 ist B 65 ff. = B. S. 63—78. Die übrigen Aufgaben wieder hübsch durcheinander.

9. Pr (Prag).

Linde Gesch. I, 307; Qst. 210; Murray 624; herausgegeben von Johann Kelle in ‚Zs. f. deutsches Altertum', Neue Folge II, 1869, 179—89; s. auch Serapeum 1867, 179 ff.

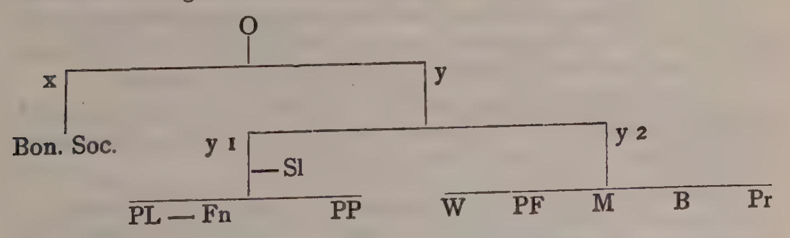
Hs. Prag, Lobkowitz Bibl. 497a. Gehörte im 18. Jahrh. dem Grafen von Manderscheid (Eifel). — Im 14. Jahrh. in niederdeutscher Sprache am Niederrhein geschrieben — Pergament — 8 Blätter 8⁰, enthaltend 31 Schachaufgaben, nämlich Bon. Soc. 1, 7/8, 23/4, 53/4, 59/60, 69—72, 75/6, 83—88, 121/2, 125—28, 135/6; Prag 30 (= PL 240, PP 296, W 174, M 38) und 31 (= W 175, M 39) fehlen Bon. Soc.

10. Sl (Sloan).

Murray 622. — Hs. London Brit. Mus., Sloan 3281, fol. 81—82ʳ. — Im 14. Jahrh. in latein. Sprache geschrieben.

Enthält 11 Nummern, die identisch sind mit B. S. 12, 16, 1, 54, 45, 108, 118, 29, 9, 18, 62. — Hervorzuheben ist Nr. 9, in welcher nach Murray die Lösung ausführlicher ist als in der ‚picardischen' Gruppe, so dafs er die Hs. Sloan dieser Gruppe überordnet. Im übrigen geht das Auszugartige, Kladdenhafte schon aus der Unvollkommenheit der Diagramme hervor.

Das Verhältnis der Handschriften dieser Gruppe stellt sich schematisch ungefähr so dar:



[1] Linde, Gesch. vermutet den ersten Kammerherrn des Erzherzogs Maximilian von Österreich, um 1485; mit welchem Recht, weifs ich nicht.

III. Gruppe ‚Civis Bononiae'.

Lasa 152ff.; Murray 643—699.

Hec huius opusculi series est tota.
Quis sim scire poteris tradens tot ignota.
Versuum principiis sillabas tu nota,
Eorundem media litera remotà.

Ciuis sum Bononie ista qui collegi,
Qui sub breuiloquio uaria compegi,
Disponente domino opus quod peregi
Presentari principi posset siue regi.

So lauten die letzten zwei von 6 Strophen, welche dem Text dieser Gruppe vorhergehen und den Namen des Verfassers enthalten. Das Rätsel ist noch ungelöst; der Verfasser aber wird als ‚Civis Bononiae' gebucht. Dieser Italiener lebte und schrieb zu Bologna seine Kompilation, denn um eine solche handelt es sich, allem Anschein nach in der ersten Hälfte des 15. Jahrh., 100 bis 150 Jahre später als der Verfasser der eben besprochenen Gruppe.

Diese Sammlung ist in der neuen vollständig enthalten mit Ausnahme dreier Aufgaben (B. S. 11, 168, 187) und ist deren Hauptquelle; natürlich zerrissen, wiewohl einzelne Trümmer da sind (z. B. B. S. 165—172 = Civ. B. 199—206). Die neue Kompilation umfaſst 288 Nummern. Blöcke von nicht bei B. S. vorkommenden Aufgaben sind 226—46, 258—61 und 263—88. Die übrigen Plusaufgaben sind eingestreut.[1] Auch ist in mehreren andern teils das Diagramm, meist nur geringfügig, variiert, teils, häufiger, die Lösung moduliert.

Was die Art der Aufgaben betrifft, so tritt das Wettspiel hier noch stärker in den Vordergrund, denn ein Drittel der Aufgaben ist solcher Art. Die Reinheit der früheren Art ist noch mehr verwässert, die Bedingungen sind noch tiftliger. Das Mat auf einem bestimmten Feld oder durch einen bestimmten Stein ist häufig. — Die Tafelspiele entsprechen bis Nr. 34 (die partita optativa) denen des Astes y des B. S.

Die Sammlung des Civ. Bon. ist spezifisch italienisch. Sämtliche Handschriften der Gruppe sind lateinisch abgefaſst, zwei Auszüge italienisch; alle stammen sie aus Italien.

Ich begnüge mich hier mit einer kurzen Aufzählung. Bei Murray sind alle verzeichnet, dort auch Stammbaum und der Inhalt des ersten Teils nach Diagramm und inhaltlicher Lösung.

1. Im Privatbesitz der Familie v. Heydebrand und der Lasa,[2] Nr. 3041; früher in Rom in Privatbesitz — 2/2 15. Jahrh. Pergament 16⁰, lateinisch. Die beste Handschrift. Enthält

[1] Von einer derselben, Nr. 258, heiſst es in Hs. 4: Hoc partitum est pulcherrimum et multe discretionis, uulgariter nuncupatum ‚partitum regis Francorum'.

[2] Vor dem Krieg in Storchnest, Reg.-Bez. Posen, Kreis Lissa.

1. a) Vorrede in Gestalt des genannten Gedichtes,
   b) 288 Schachaufgaben.
2. 80 Tafelspiele.[1]
3. 48 Mühlespiele.[2]

2. Rom, Bibl. Vittorio Emmanuele, Lat. 273. Schön und sorgfältig auf feinem Pergament 1/2 15. Jahrh. geschrieben, 4⁰, lateinisch.[3]

1. a) Gedicht,
   b) 288 Schachaufgaben.
2. 76 Tafelspiele.
3. 48 Mühlespiele.

3. Rom, Vatikan, Barberini Lat. 254. Mitte 15. Jahrh. Pergament, 4⁰, lateinisch.

1. a) Gedicht,
   b) 288 Schachaufgaben.
2. 76 Tafelspiele.
3. 48 Mühlespiele.

Hss. 3 und 4 sind nahe verwandt miteinander.

4. Florenz, Bibl. Naz. XIX, 7, 37; früher in der Bibl. Magliabecchiana. Spätes 15. Jahrh. Papier, 4⁰, lateinisch. Mehrere Blätter fehlen jetzt.

1.[4] 320 Schachaufgaben, von denen 16 fehlen.
2. 80 Tafelspiele, " " 8 "
3. 48 Mühlespiele, " " 4 "
4. Weitere 13 Schachaufgaben, von einem Benutzer jener Zeit hinzugefügt, der auch zahlreiche kritische Bemerkungen passim eingestreut hat.

5. London, Brit. Mus. Addit. 9351, fol. 1—64. Seit 1833 dort. Latein. Sammelhandschrift des 15. Jahrh., Papier in 4⁰. Mehrere Blätter, zum Teil unnumeriert, sind unbeschrieben.

1. 87 Tafelspiele; die letzten 10 in italienischer Sprache.[5]
2. 53 Mühlespiele.

---

[1] Diese entsprechen denen der Gruppe y des B. S.

[2] In der 4. Strophe heifst es:

Tunc merellos doceo quibus plebs iocatur,
Et sic sub compendio liber terminatur.

[3] fol. 4ᵛ eine 6½ qcm grofse, sehr feine Miniatur, welche zwei Spieler und einen Geistlichen als Zuschauer am Brett darstellt; das rechte Eckfeld ist weifs.

[4] Vorhergeht a) ein Index der schönsten Spiele in 2, 3 und 12 Zügen, b) 24 Verse aus der ‚Vetula', lat. Schachgedicht des 13. Jh., c) weiterer Index und die oben erwähnte Belehrung.

[5] Diese 87 Spiele (Murray gibt 44 an) auf fol. 8—29ᵛ (1—7 leer). Je zwei auf einer Seite, eines auf 27ʳ; von da an bis 29ᵛ (dort nur eines) die

3. a) Gedicht. Danach der Satz: *Notandum est, quod rubei* (d. h. die im Diagramm rot verzeichnete Partei) *pro albis denotantur et nigri pro nigris habentur.*

b) 72 Schachaufgaben, nämlich Civ. Bon. 1—71 sowie eine andere (Nr. 64, mit Damensprung).[1] In Nr. 37 —44 fehlen die roten Steine in den Diagrammen.

Vor dem Gedicht steht in roter Farbe: Tractatus partitorum Schachorum, Tabularum & Merell(e)orum. Darüber: Iesus Christus Maria und die Jahreszahl 1466, offenbar die der Niederschrift.[2]

6. In Privatbesitz von J. A. Leon, London. — Papier, 1/2 16. Jahrh. in 4⁰, lateinisch. — Inhalt, nach Ordnung der Blätter, die durcheinander geraten und falsch paginiert sind (66 fehlen zudem): Ein Block von 104 Aufgaben des Civ. Bon., denen 2 weitere hinzugefügt sind, worauf ein zweiter Auszug aus C. B. folgt, wieder mit 2 andern Aufgaben aus einer andern Quelle.[3]

7. In Privatbesitz von John G. White, Cleveland, Ohio, U. S. A.; früher im Besitz von Robert Franz, Berlin (bis ca. 1890; Linde Qst. 184). — Papier, geschrieben 1512 durch Paulus Guarinus aus Forli in Oberitalien († 1520). — Enthält einen Auszug von 76 Aufgaben des C. B. in latein. Sprache.

8. Florenz, Bibl. Riccardi O. III, 30, 2871, fol. 34—57ᵛ. — Papierhs. des 15. und 16. Jahrh. in italienischer Sprache. — Enthält 46 Aufgaben; die letzten 2 nicht bei C. B.[4]

9. Rom, Bibl. Boncompagni, no. N. 3, fol. 65—72. — Enthält 16 Aufgaben des C. B. in Hand des 16. Jahrh. in italienischer Sprache.

Um das Verhältnis der genannten Handschriften kurz zu berühren, so sei vermerkt, dafs 1, 5, 7 und 2, 3, 4, 6 je einen Ast bilden.

---

zehn italienischen. — Auch sonst noch einzelne italien. Brocken (und nicht nur in dieser Hs.), z. B. ein Satz am Schlufs der 3. Aufgabe: *Nota che quello* etc. Alle aber von der gleichen Hand, mit Ausnahme der letzten zwei.

[1] Abgebildet Qst. 182, Nr. 5; s. a. Murray 699.

[2] Die gleiche Überschrift, mit der Jahreszahl 1454. trug ein Pergamentcodex in 4⁰, der im vorigen Jahrhundert noch in Florenz vorhanden war (s. Linde, Qst. 183, Lasa 152) und vermutlich vom Grofsherzog Leopold II. von Toscana 1859 nach Salzburg mitgenommen wurde. Er enthielt Schach-, Tafel-, Mühle-Aufgaben. Er ist verschollen. — Auch diese Hs. hatte den Satz: Notandum est etc.

[3] Die vier Zusatzaufgaben bei Murray 699.

[4] Bei Murray 699.

IV. Anglonormannische Gruppe.

Linde Gesch. I, 302—306; Qst. 191—210; Lasa 122—133; Murray 579—607. — Zu K noch Ward, Catal. of Romances I.

1. C.

Hs. London Brit. Mus., Cotton Lib., Cleopatra B. IX. — Im dritten Viertel des 13. Jahrh. in anglonormann. Sprache geschrieben — Pergament. Brauner Ledereinband, Goldschnitt, Wappen auf den Deckeln — ca. 20 × 12,5 cm — fol. 4—10ᵛ (die ganze Hs. umfaſst 70 Blätter, darunter Kalender für die Jahre 1273—1380). Zwei Spalten; Vorkolumne. Blaue und rote Initialen. — Auf fol. 9 ein Diagramm für das byzantinische sogenannte ‚Rundschach', Gesamtdurchmesser 11 cm, Felder braun und weiſs, der Text lateinisch, leider völlig verblaſst;[1] die Namen der eingeschriebenen Figuren aber anglonormannisch. — Auf fol. 10ᵛ Schachregeln in 14 latein. Hexametern (s. Linde Qst. 191, Murray 518).

Die Ausführung der 18 Schachdiagramme ist in dieser Handschrift unterschiedlich. Die Farben der Felder sind in der Regel gelb und weiſs, auch rot und weiſs und schwarz und weiſs. Die Figuren teilweise figürlich, teilweise mit ihren Namen (*rei*, *fierce*, *roc*, *alfin*, *cheualer*, *poun*) oder deren Abkürzungen eingezeichnet. Die Farben für diese sind gewöhnlich rot und schwarz, in den letzten Nummern rot und grün. Am Rand einiger Diagramme (2, 3, 6, 9, 10, 12) das Wort *probatum*, von einem Benutzer stammend.

Gehen wir zum Inhalt über, so ist als unterscheidendes Merkmal dieser wie auch der folgenden Handschrift zu vermerken, daſs der Text wie auch die vorangehende längere Einleitung in gebundener Rede gehalten ist. Die eigentliche Lösung folgt von Nr. 3 an alsdann eigens in Prosa. Eine andere Eigentümlichkeit ist die Benennung einzelner Aufgaben mit Namen wie ‚ki peot si prenge' oder ‚fol s'il prent' oder ‚le giu des alfins', was auf gröſsere Verbreitung schlieſsen läſst. Beim Spiel der Dilâram (Nr. 16, Variante zu Nr. 9) ist vermerkt: *Quando duos tenent ultima linea reges*; unter dem Diagramm in roter Farbe: *Aufin trere pur eschek dire; ki ne done ceo k'il eyme, ne prent ke desire.* Qui non dat quod amat non accipit omne quod optat. Die klösterliche Herkunft geht schon aus dieser Probe hervor.[2] — Der Art nach sind auch hier nur die wenigsten richtige Aufgaben; die meisten sind Spiele, in denen es gar nicht ums Matsetzen geht, sie sind eher als Übungsspiele oder Endspiele zu bezeichnen.

---

[1] Ich konnte in der dritten Zeile ein *uero* erkennen, darnach ist *pauci* möglich. — Abbildung nach arab. Hss. bei Murray 342.

[2] Der mutmaſsliche Ort der Herkunft ist das Kloster Abbotsbury in der Grafschaft Dorset. — Eine mit C verwandte Hs. ist Cambridge, Trinity College O. 2, 45, f. 2ᵛ u. 3ʳ (s. Murray 580), die aus der gleichen Grafschaft stammt und die letzten beiden Diagramme von C enthält.

Ich lasse die Einleitung und die erste Aufgabe folgen.[1]

fol. 4 Seignors, un poi m'entendez
Ki les gius des esches amez;
E jeo une partie vus dirrai
Solum iceo ke apris en ai,
Les gius-partiz numeement
Ke me unt apris diverse gent.
De plusurs meistres les ai apris,
Grant veisie i ad, m'est avis;
E mult si purra l'en amender
Ki a tuz les esches[2] voldra juer.
Kar ki ke voldra ententivement
Des gius aprendre le doctrinement,
Des sutils trez, des matesons,
Des defenses cum les aprendrons,
Bien purra veer e parceveir
Ke giuspartiz a grant saveir
En tutes curz aseurement
Juer purra plus afeitement.
Mes une genz sunt ke en despit
Unt les giuspartiz e prisent petit,
Pur ceo que poi en seivent ou nient;
Mes ceo n'est pas[3] a dreit jugement
De despire ceo dunt n'en[4] seit la verité,
Kar toust peot estre en curt gabbé[5].
Kar coment purra l'en juger,
Dunt il ne se seit riens aider?
Pur ceo ne just devant qu'il soit certeins;
Kar, s'il fait, tenu ert pur vilains.
Beal frere, sovent m'avez requis
Ke jeo, solum le mien avis,
Les giuspartiz translatasse
En romans e vus les enveasse.
Fet les ai, ore les recevez!
Si dit en ai poi, ne me blamez.
Kar mult[6] est grief verrayment
D'aprendre les gius par enseignement,
Ki ne fust assis al eschekier,
U l'om peust les traiz juger.
Fet est nekedent, ore le recevez[7]
Mun liveret e pas nel peoplez!

---

[1] S. a. Murray 583f., leider ziemlich fehlerhaſt. — Daſs die Verse nicht regelmäſsige Silbenzahl zeigen, ist für ein anglonorm. Gedicht nicht verwunderlich. — Ich schreibe *jeo*, *juer*, nicht *ieo*, *unt*, nicht *vnt*; die wenigen Abkürzungen habe ich aufgelöst.

[2] = *Schachsteine* [3] n'es[t] pas *radiert* [4] *Rasur*
[5] *Hs.* galbe? [6] *ausgeschrieben* [7] receuet

col. b)
Kar chose ke trop est poplée
Meins valt e meins est amée;
E sens e aveir plus vil en sunt,
Kant commun est a tut le mond.
Kar si les set sages de Rome
N'en seusent plus ke altre home,
Nient plus ne fust de eus[1] parlé
Ke d'altres ke[2] del siecle sunt alé;
E si li or fut si communs
Cum fer u acer u plumbs,
Nient ne fut de greignur chirté
Ke l'autre metal ke ai nomé.
Pur ceo, beal frere, par icele fei
Vus conjur que feistes a mei,
Ke vus cest livere pas ne prestez,[3]
Si vus congie de mei ne aiez.

Dui baron esteient jadis
Ki des esches urent apris.
A un jor par atie s'asistrent
As esches giuer e grantment mistrent:
Li uns mist sa teste pur coper,[4]
L'aultre sa fille, s'il nel pout mater.
Tant juerent k'il fust suspris
Ke[5] sa teste al giu out mis.
Mult fut dolent, pur mort se tint,
Kant la novele a la pucele vint
Ke sis amis a mort ert liverez;
Kant ele l'entent, avale les desgrez
De la chaunbre, en la sale entra,
Vit sun ami suspris, mult li peisa.
Grant piece estut e estudia,
Coment deliverer le purra.
Puis dit: ‚Mult est fols e bricun
Ke[6] sa teste met en raançun
As esches, si bien ne purveit
Ultre le neofime tret e aparceit
Quele chose aider le porra'.
Plus ne dit; sis peres se coroça
E jura ke mal ot parlée.
La pucele en [la] chaumbre reest alée.
4 verso, col. a) Le chivaler a ki ele ceo ot dit
Mult estudia e tant purvit
K'il vit la desfense e la mateson,
Si cum nus ici le[s] aprendrum.

---

[1] eul [2] *statt* ki [3] p. napr. [4] cop$\overset{e}{o}$r; *Murray liest* coporer (!)
[5] *statt* ki [6] *desgleichen*

Li reis neir tret premirement;
Si nun, tost eust sun jugement.[1]
Del un des alfins eschek dirra.
Mes li vermeil[2] aler porra
En l'angle, mes s'i il iert alé,
Tost serreit del roc maté;
E s'il delez l'angle veit,
Li roc sempre le meime plait,[3]
En sun le bord[4] eschek li dirra
E delez le chivalier l'avalera.[5]
Al tierz trait en la garde del chivalier
Li dirra li roc eschek[6] plenir,
Si ke li estuvera le chivaler prendre.
Mes al quart tret voldra descendre
Li roc en la garde de sun poun
E fra le rei aler, voille il u nun,
Entre le poun e le neir alfin
Ki enkuí li ert mult mal veisin.
E al quint treit l'encuntera
Li neir poun e munter le fra.
Al sime li suit le roc al dos.
Al setime nel lerra aver repos,
Ainz le vet en la garde escheckier
Del alfin qui est trait[7] premier.
Al utime, ne le voil celer,[8]
La fierce le fet al bord aler.
Al neofime vient avant li cornuz
Si li mostre les corns aguz;
Si[s] compainz comença la medlée,
Icist cornu corne la menée.[9]

2. K.

Hs. London, Brit. Mus., King's Lib., 13, A XVIII, fol. 161—173r. — Sammelkodex des 13.—15. Jahrh. — ca. 25 × 18 cm. — Voran geht (fol. 157—160) ein Traktat über Tafelspiel. Der

[1] *es droht ihm nämlich ein Mat in 2 Zügen.*

[2] *die Parteien sind als Rot und Schwarz unterschieden; Schwarz hat den ersten Zug.*

[3] li muueraz plait.

[4] *nämlich auf der obersten Reihe des Brettes.*

[5] la ualera (*Murray*: le ualera): *er wird ihn hinuntertreiben neben seinen Ritter.*

[6] esclek.

[7] quil trait.

[8] ne le uolt c.; *vielleicht ist zu lesen* ne se volt celer la fierce [e] le fet.

[9] *der eine Läufer hat die Treibjagd begonnen; der andre, sein Gefährte, tut den letzten Zug und bläst das Halali. — Hierauf folgt das Diagramm.* cornuz *steht figürlich für* alfins; *der Name ist vom Bischof hergenommen; vgl.* capite cornuto *Carm. Burana Nr.* 19,$_{18}$, cornuta fronte *ibid.* 185,$_{15}$ *und die moderne Benennung für diese Figur in England* (*bishop*) *und Portugal* (*bispo*).

Schachtraktat (Icy comencent les iupartiez des esches) ist noch dem Ende des 13. Jahrh. zuzuschreiben. Auch hier ist der Traktat in poetische Form gegossen. Die Einleitung mit nur 26 Versen ist ein Auszug aus der Hs. C.[1] Es folgen dann 55 Aufgaben, deren einfach gezeichneten Diagrammen in besonderer Notation die Züge beigefügt sind. Die Namen der Aufgaben sind hier an die Spitze gestellt. Nr. 1—3 enthalten verschiedene Arten des ‚Rösselsprungs' (Guy de chivaler), dann folgt: Le guy de dames, Le guy de damoyseles, Le guy des alfins, Le guy de anel etc.[2]

Dieser Gruppe schliefsen sich zwei in englischer Sprache geschriebene Handschriften an. Eine Anzahl der in C und K enthaltenen Spiele kehrt darin wieder. Untereinander zeigen sie grofse Verwandtschaft. Es sind dies

3. Porter.

Geschrieben um 1450 von John Porter. Heute in unbekanntem Privatbesitz. Sammelkodex, lateinisch und englisch, Papier kl. 4⁰. Enthält 40 Schachaufgaben, die ziemlich flüchtig und fehlerhaft entworfen sind.

4.

Oxford, Bodl. Lib., **Ashmole** 344, fol. 3—23^{r}. Geschrieben um 1470. Enthält 41 Aufgaben.

V. Varia.

1. Archinto.

Murray 573—579.

In Privatbesitz von John G. White, Cleveland, Ohio, U. S. A., ehedem im Besitz der italien. Grafen Archinto.

Sammelhandschrift 2/2 14. Jahrh., lateinisch, in Italien geschrieben. — Pergament, fol. 85—92. Vorhergeht der Traktat des Jac. de Cessolis.

Enthält 29 Aufgaben, davon sind die ersten zehn rein arabische Spiele und von den übrigen zeigen nur neun europäische Komposition. In 17 Nummern sind die Namen der Figuren verkehrt eingeschrieben, nach orientalischer Art. Diese Sammlung steht ihrem Inhalt nach auf der gleichen Stufe wie der Alfonsokodex, ja liegt eher noch vor diesem.

2. Dresden.

Lasa 109f.; Murray 608—613; s. auch Benary a. a. O.

Hs. Dresden Staatsbibl. O c/59, fol. 61—78^{r}. — Anfangs des 15. Jahrh. in französischer Sprache (mit nordostfranzösischen Spuren)

---

[1] Gleich C 1—4, 7, 8, 11—14, 17, 18, 39—52.

[2] Inhalt bei Murray.

geschrieben.[1] — Pergament. Blaue und rote Initialen. — Vorhergeht der Traktat des Cessolis in Übersetzung des J. de Vignay. Die Hs. hatte ursprünglich einen Umfang von mehr als 200 Blättern.

Inhalt.

a) Diagramm mit figürlicher Grundaufstellung sämtlicher Steine. Dazu der Text: *C'est le premier gieu que Xerxes le philozophe trouua des eschies. Et peut chascun eschet passer* III. *poins au premier trait. Et puis il ne doit aler fors selonc la nature de son trait tant seulement.*

b) Ein Tabîja, wovon wir ein Beispiel im Alfonsokodex fanden.[2]

c) 67 Schachaufgaben. Je zwei Diagramme nebst Text auf jeder Seite. Die Felder der Diagramme sind weiſs und gelb (das rechte Eckfeld meist weiſs); daher die Parteien im Text als weiſs und gelb bezeichnet. Die Figuren sind rot und schwarz, letztere meist verkehrt eingezeichnet wie in der eben genannten Handschrift. Mehrfach sind die Diagramme um 90, auch 180 Grad zu drehen, um das richtige Bild zu bekommen. Oft sind die Figuren nur unter dem Feld, in das sie gehören, vom Schreiber mit ihren Namen vorgemerkt; daher ergeben sich Fehler, indem der Illuminator ein falsches Feld gewählt oder falsche Stücke eingesetzt oder die Farben verwechselt hat. Auch sonst sind Fehler zahlreich. Der Text ist jammervoll kurz, eine Lösung wird überhaupt nicht angegeben. Die Handschrift macht den Eindruck einer Kladde. Sie hat zur Hauptquelle eine arabische Vorlage gehabt oder einen entsprechenden Auszug und hat dadurch Anspruch auf Interesse.

3. Sorbonne.

Linde Gesch. I, 295; Murray 719—726.

Hs. Paris, Bibl. Nat. fds. fr. 24, 274 (fonds de Sorbonne 1426), fol. 45—147r. — Im 2/2 15. Jahrh. in latein. Sprache vermutlich in Südfrankreich geschrieben. — Papier, Einband rotes Maroquin, mit Wappen (des Kardinals Richelieu?) — 27,8 × 20,5 cm. — Vorhergeht die Übersetzung des Traktats des Cessolis durch Jean Ferron (andere Hand); es folgt fol. 148—152: Comment les heraulx furent premiers fondez.

Die Diagramme, auf jeder Seite eins, sind in gröſstem Format gehalten. Die Namen der Figuren sind rot und schwarz eingezeichnet; im Text als albi und nigri unterschieden.

Der Inhalt weist auf 3 Quellen. Deren eine beruht auf dem Block Bonus Socius 1—61, durcheinander gewürfelt und sehr lückenhaft, ohne daſs eine direkte Beziehung nachweisbar ist; die beiden andern aber zeigen eine entschieden abweichende Art.

---

[1] Die Vorlage war gleichfalls französisch, wie der Fehler in Nr. 66: *a* III. statt *a treues* zeigt.

[2] Ein anderes Beispiel enthalten einige Hss. der ‚Echecs amoureux'.

4. Piccolo.

Murray 708—719.

Hs. Florenz, Bibl. Naz. XIX, 11, 87. — Im 15. Jahrh. in lateinischer Sprache in Italien geschrieben. — Pergament, 88 Bl. in 24⁰.

Enthält 172 Aufgaben; von diesen kommen nur 41 im Bon. Soc. und Civ. Bon. vor, und auch bei diesen ist der Text ein anderer.

5. Casanatense.

Lasa 165 f.; Murray 727—731; s. auch H. F. Maſsmann, Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels, 1839, S. 152 f.

Hs. Rom, Bibl. Casanatense 791. — Geschrieben 1511 zu Rom durch Joannes Chachi de Interamna, lateinisch nach italienischer Vorlage; vorhergeht ein 17 Seiten langer Traktat ‚De ludo arithmomachiae'. — Papier, 79 Bl. 4⁰. — Enthält 158 Aufgaben. 3 Teile, deren letzter Probleme nach neuer Art, ‚partiti ala rabiosa' gibt.

Solche Aufgaben *a la rabiosa* enthält auch, 54 an der Zahl, die schon oben wegen ihrer Übersetzung des Bonus Socius genannte Hs. Florenz XIX, 7, 51 (1/2 16. Jahrh. in italienischer Sprache).

6. Perugia.

Murray 733.

Hs. Perugia, Bibl. comunale L. 27. — Geschrieben im 16. Jahrh. in lateinischer Sprache. — Papier, 196 Bl. 4⁰. — Enthält 66 Aufgaben teils des alten, teils des neuen Spiels.

Zu diesen Handschriften der Übergangszeit (5 u. 6) füge ich noch kurz zwei alte Drucke hinzu, von denen der erstere bereits überwiegend der neuen Spielweise huldigt.

7. Lucena.[1]

Qst. 231—39; Lasa 172 ff.; Murray 784 f.

Arte breue e introduccion muy necessaria para saber jugar al axedres con ciento y cincuenta juegos de partido . . . por Lucena hijo del muy sapientissimo doctor y reuerendo prothonotario don Johan remirez de Lucena embaxador y del consejo delos reyes nuestros señores studiando enel preclarissimo studio dela muy noble cibdad de Salamanca. — 1497; 124 Bl. in 4⁰, Holzschnitte. — 12 Regeln und Spieleröffnungen und 150 Aufgaben des alten und neuen Spiels.[2]

---

[1] 12 Exemplare, hiervon je eins in: London Brit. Mus., Brüssel, Siena, Madrid Bibl. Nac., Salamanca, El Escorial, Mallorca (Palma), Rio de Janeiro Bibl. Nac.; auſserdem vier in Privatbesitz in Amerika (Morgan, White) und England — Titel bei Konrad Haebler, ‚The early printers of Spain and Portugal', London 1897; Haebler, ‚Bibliografia iberica del siglo XV', Teil 1 u. 2, hat 6 + 1 Exempl. namhaft gemacht, Murray 6 + 4.

[2] Vorhergeht ein Traktat desselben Verfassers, der nichts mit unserem Spiel zu tun hat, betitelt *Repeticion de amores.*

8. Le jeu des princes et damoiselles.[1]

Qst. 190; Murray 707.

Sensuit Ieux Partis des eschez: Composez nouuellement. Pour recrer tous nobles cueurs et pour euiter oysiuete a ceulx qui ont voulente: disir et affection de le scauoir et aprendre et est appelle ce Liure le ieu des princes et damoiselles. Nouuellement imprime a Paris. — Druck von Denis Janot, Paris, zwischen 1530 und 1540. — 12 Bl. 4⁰. — 21 Aufgaben.[2]

Walter Benary.

---

[1] Die wenig entsprechende Bezeichnung ‚Sensuit' mache ich nicht mit — Exemplar Wien Staatsbibl.

[2] Als verschollen festgestellt sind mehrere Handschriften, insbesondere katalanische; s. Brunet y Bellet, ‚El Ajedrez', Barcelona 1890, p. 220; ferner eine Sammlung von 100 Aufgaben, verfaſst von Francesch Vicent, Druck Valencia 1495, 4⁰, von dem ein Exemplar im Kloster Montserrat noch um 1800 vorhanden war und vermutlich erst bei Zerstörung des Klosters in den Kämpfen 1811 oder 1834 zu Verlust ging. Nicht aufgeführt habe ich Codex München lat. 19877 (niederländisch, 15. Jh.; s. Murray 705; edit. Rottmanner, Zs. f. d. Alt. 22 = 1878, 409—421) und Wolfenbüttel 17, 30. Aug. 4 (deutsch, Anfang 17. Jh., s. Qst. 212, Murray 705). Die Hs. Goettingen Philos. 85 (um 1500, lateinisch, von einem Romanen verfaſst) enthält nur mehr Spiele nach der neuen Art.

Neues über Huon de Bordeaux.

A. Lognon (Rom. VIII, 1 ff.) erklärte Huon de Bordeaux aus volkstümlichen historischen epischen Liedern. Zunächst fand er in der Geschichte den Namen Sigvinus von Bordeaux; dieser entspricht dem Séguin de Bordeaux unseres Epos, welches ihn laut Lognon durch Vermittlung einer Geste bordelaise bekommen haben soll. Weiter fand Lognon in der Geschichte ein Ereignis, das seiner Meinung nach der Tötung Karlots in Huon entsprechen sollte: nämlich die Geschichte Karls, des Sohnes Karls des Kahlen, der von dem Ritter Aubouin in einem ohne dessen Schuld zustande gekommenen Gefecht verwundet wurde und später an der Verwundung starb. „La tradition recueillie par l'auteur de Huon de Bordeaux", bemerkte Lognon dazu, „est dérivée sans doute de quelques chants consacrés au récit des aventures d'Aubouin." Die Feststellungen von Lognon, sollten sie auch richtig sein, erhellen die Struktur unseres Liedes wenig. Séguin de Bordeaux ist in unserem Liede nur als Name erwähnt; irgendwelche Handlung wird ihm nicht zugeschrieben. Mehr Bedeutung hat das Moment der Tötung Karlot's, denn es gibt den ersten 2500 Versen unseres Liedes Inhalt. Aber auch hier können wir, wie bereits Voretzsch (Ep. Stud. 226) bemerkte, nicht sicher sein, daſs der Handlung des Romans irgendwelche geschichtlichen Ereignisse zugrunde liegen, weil wir eine ganz analoge Schürzung der Handlung auch in mehreren anderen chansons de geste haben, die mit der Geschichte in keiner Verbindung stehen und die überdies unserem Dichter sehr gut bekannt waren. Die Notwendigkeit geschichtlicher Erklärung liegt daher hier nicht vor. — Auf breiterer Basis baut Voretzsch seine Untersuchung. Er erhellt nahezu erschöpfend die literarischen Quellen von Huon de Bordeaux; für manche Teile schlägt er auch Erklärungen aus Volksmärchen vor, die wir ohne weiteres anerkennen müssen. Aber auch seine Erklärung des Themas von Huon im ganzen erscheint mir in einigen Beziehungen bedenklich und z. T. unrichtig. Im folgenden will ich den Versuch machen, das diesbezügliche Material unter anderen Gesichtspunkten zu betrachten und eine neue Theorie zur Interpretation des Themas von H. vorzuschlagen.

Voretzsch hält das ursprüngliche Thema von H. für sehr alt. Er bemerkt S. 243: „Wir haben vermutlich eine alte Volkssage

vor uns, welche aus einem uns nicht bekannten Anlafs auf einen Sohn Herzog Sewins von Bordeaux übertragen wurde" und S. 339: „Das Gedicht und die von Hugo von Toul wiedergegebene Überlieferung setzen als Grundlage notorisch eine fränkische Werbungssage mit der Person Alberichs voraus." Mit einer so alten Datierung des Themas von H. kann ich mich in keinem Falle einverstanden erklären, weil ich keinen Grund sehe, dieses Thema früher als aus dem 12. Jahrhundert herzuleiten. Voretzsch gründet seine Schlufsfolgerungen auf zweierlei: 1. zieht er zwei Dokumente heran, und zwar den Prolog zu dem Lothringer epischen Zyklus aus der Turiner Handschrift (V. 237) und Hugo von Touls Erzählung über Alberich, 2. fufst er auf seiner Wertung des Inhaltes von H., die er durch Vergleich dieses Inhaltes mit anderen epischen Themen, besonders Ortnit, gewinnt. In allen diesen Fällen möchte ich Berichtigungen vorschlagen. Turiner Prolog: Voretzsch hält, Lognon (l. c.) folgend, den Turiner Prolog, in dem der Dichter für den im weiteren als handelnde Person auftretenden Thierri eine phantastische Genealogie erfindet, nicht für eine willkürliche Komposition des späten Redaktors, sondern für eine Wiedergabe des Inhaltes der uns nicht erhaltenen älteren Version der chanson über H. Für diese Annahme sehe ich aber keinen Grund, weil der erwähnte Prolog trotz allem eine späte Phantasiekomposition ist und wir ohne irgendwelche Schwierigkeiten Quellen dieser Komposition erkennen können. Diese sind drei chansons de geste: unser H., Ogier und Beuve de Hanstone. Der Verfasser nennt einen Grofsvater von Thierri, Hues, der ein Sohn des franc duc Seuvin de Bordeaux war. Diese Einzelheit ist aus unserer chanson de geste hergeleitet. Das Weitere geht auf Ogier zurück. Hues entflieht vor dem Zorn des Königs zu einem Guinemer le fil a St. Bertin. Wer war dieser St. Bertin? Dem altfranzösischen Epos ist dieser Name vollständig unbekannt. Es ist auch dem altfranzösischen und überhaupt jedem Volksepos fremd, epische Helden zu Söhnen der Heiligen zu machen. S. Bertinus ist ein Heiliger aus dem 7. Jahrhundert; er ist um ca. 625 am Bodensee geboren. Später sehen wir ihn als Mönch in Luxeuil. Noch später erscheint er zusammen mit seinen zwei Gefährten bei dem Heiligen Audomarus wohnend; hier baut S. Bertinus, von seinen Gefährten unterstützt, ein Kloster in der villa quae Sithiu vocatur. Um 659 wird Bertinus Abt dieses Klosters. Dort gab es eine der heiligen Maria geweihte Kirche, die später den Namen St. Audomari angenommen hat. S. Bertinus starb um 709. — Der Ort, wo sich St. Audomarus niederliefs und wo S. Bertinus später ein Kloster erbaut hatte, bekam nachher den Namen St. Audomari = St.-Omer (A. SS. Sept., Bd. 2, S. 551). — Betrachten wir diese Tatsache, so verstehen wir, warum der Dichter des Turiner Prologes S. Bertinus in seine Genealogie hineingebracht hat. Der Verfasser hatte den Ogierroman vor sich; dort gibt es Guimers li chastelains du borc de S. Omers, zu dem Ogier zur Erziehung geschickt wurde. Daneben

gab es aber auch Guinemer de S. Omer im Huon selbst. Diese Figur Guimer = Guinemer de S. Omer hatte der Verfasser für seine Genealogie erwählt. Er wollte jedoch nicht fremde Angabe sklavisch wiederholen, sondern den Schein erwecken, dafs er eine völlig selbständige Genealogie brächte. Aus diesem Grunde verschleierte er den Namen; anstatt S. Omer nahm er S. Bertin, weil beide Heilige in seiner Vorstellung eng verbunden waren. Auf diese Weise bekamen wir anstatt Guimer de S. Omer Guinemer le fil a S. Bertin. — Wir haben noch weitere Beweise dafür, dafs der Verfasser der Genealogie willkürlich verfuhr. S. Bertin heifst bei ihm Begründer der Jahrmärkte in Troyes, in Bar und in Lagny. Diese berühmten Foires de Champagne, zu denen S. Bertin in absolut keiner Beziehung stand, waren bereits im 5. Jahrhundert bekannt. Ihre Berühmtheit erlangten sie jedoch erst bei Beginn des 12. Jahrhunderts (erste Zeugnisse über diese Jahrmärkte stammen aus dem Jahre 1114 und häufen sich gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts. F. Bourquelot, Études sur les foires de Champagne 1865, Bd. 1, 66 ff., 109 ff., Bd. 2, 229 ff.). Der Verfasser des Prologs hat diese Jahrmärkte in seine Erzählung eingeflochten, weil im weiteren Verlauf Hervis, Thierris Sohn, seine Taten z. T. auf diesen Jahrmärkten vollbringt. In Ogier wird erzählt, dafs Ogier, nachdem er Guinemer zur Erziehung übergeben worden war, in der ersten Nacht, die er bei ihm verbrachte, mit der Tochter des ersteren totes ses volentes erfüllte. Cele nuit fu Bauduinet engenres (Ogier, éd. Barrois, v. 30 ff.). Dieser Erzählung folgend, berichtet unser Prolog, dafs Hues, nachdem er am Hofe Guinemer fil a S. Bertin erschienen war, sich in die Tochter dieses letzteren verliebte und en bascelage i engenra un fil. Von Guinemer erfahren wir weiter, dafs er gerade in der Lombardei war. Was hatte ein Sohn von S. Bertin mit der Lombardei zu tun? Gar nichts, sondern der Dichter hat die Lombardei in die Erzählung eingeflochten, weil im Ogierroman der Held nach der Lombardei geflohen ist. Die Ursache der Flucht des Helden im Prolog ist Tötung eines conte en la salle a Paris. Dies en la salle des Königs stammt auch aus Ogier, wo ein Neffe des Königs getötet wurde; dies Ereignis machte die Flucht des Helden nötig. Hues wurde später in der Lombardei vergiftet und sein Sohn ot peur que il ne fust ocis si vint a Mies por sa vie garir. Diese Einzelheiten sind dem Roman Beuve entnommen, in dem der Vater des Helden verräterisch getötet wird und dem Beuve selbst Vergiftung droht (in einer der Überlieferungen von Beuve wird zur Ausführung der Vergiftung ein Koch gebraucht, in einer andern will man dem Helden einen vergifteten Apfel geben). Angesichts des oben Erwähnten ist es daher überflüssig, hinter dem Turiner Prolog eine alte, uns nicht erhaltene chanson de geste zu suchen; denn wir können nicht nur alle Quellen dieses Prologs, sondern auch die Motive erraten, aus denen der Verfasser die Einzelheiten so und nicht anders zusammengestellt hat.

Wir gehen nun zu Alberich über und müssen feststellen, dafs es auch hier nicht notwendig ist, in das Dunkel der germanischen Wälder einzudringen. Laut Voretzsch (S. 270) setzen Auberon des Huonepos und Alberich Hugos von Toul einen germanischen Alberich bereits für die vorhistorische Zeit bei den Franken, also für das 5. und 6. Jahrhundert, voraus (dieselbe Idee hat übrigens noch früher Gaston Paris in der Revue Germanique, 1861, S. 83 ausgesprochen: une tradition populaire remontant peut-être aux temps mérovingiens, et qui s'est maintenue longtemps après ... c'est cette tradition dont notre poète s'est fait l'écho).

Der Text Jaques de Guyse bzw. Hugos von Toul berichtet von einem Albericus, filius Chlodii, der ein Heide war und ein mächtiges Reich begründete. Überall errichtete er den heidnischen Göttern Altäre: a Marte, a Junone, a Minerva. Weiter gründet er viel Burgen und Flecken. Seine Feinde nannten ihn aus Neid incarminator, weil sie ihn nicht besiegen konnten. Diese Erzählung enthält überhaupt nichts aus der Volkssage oder dem Märchen und hat also auch nichts gemein mit dem Zwerge, dem mythischen, übernatürlichen Wesen der Volksüberlieferungen. Der Verfasser des lateinischen Textes kannte lateinische Mythologie; er wufste auch, dafs die Franken zur Zeit von Chlodius Heiden waren, und als gelehrter Dichter verfafste er entsprechend seinen historischen Kenntnissen eine Legende zur Erklärung mancher topographischer Namen, bei der jedenfalls jede Spur volkstümlicher märchenhafter Tradition fehlt. Aus dem lateinischen Text folgt ferner, dafs die Erzählung nicht vor dem 12. Jahrhundert verfafst sein kann. In der Erzählung wird ein französischer Ausdruck li houppe d'Albertmont angeführt. Im weiteren Verlauf wird das französische li houppe in latinisierter Form als huppa verwendet. Wäre die Erzählung vor dem 12. Jahrhundert entstanden, so müfsten wir nicht huppa, sondern hoppa erwarten. Aufserdem kommen in den französischen Chroniken seit dem 12. Jahrhundert häufig französische Ausdrücke vor, während das vor dieser Zeit fast ausgeschlossen ist. — Der Verfasser begnügt sich aber nicht mit der einfachen Zusammenstellung seiner Erzählung, vielmehr versucht er seine Leser irre zu führen. Zuerst erzählt er, wie Alberich, eine ara Minervae supra montem qui nunc a christianis mons sancti Aldeberti et tunc mons Alberici dicebatur reparavit. Weiter fügt er aber hinzu: item aliam aram in alio monte propinquo qui dicitur et Alberici mons noviter instituit et nunc a christianis dicitur gallice li houppe d'Albertmont. Auf diese Weise bekommen wir zwei Berge nebeneinander, die beide mons Alberici heifsen. Merken wir uns, dafs das französische Albertmont nicht Alberici mons, sondern Alberti mons bedeutet. Der Verfasser hatte einen topographischen Namen, Albertmont, der ihn an Albericus erinnerte, und das gab ihm den Anlafs zu seiner Erzählung. Ähnliche Erklärungen topographischer Namen kehren in den mittelalterlichen lateinischen Chroniken oft wieder, und die Erzählung von Hugo von Toul stellt in dieser

Hinsicht keine Seltenheit dar. Verwunderlich ist nur sein Wunsch, den zweiten mons Alberici li houppe d'Albertmont zu nennen, weil li houppe nicht Berg, sondern bouquet de bois sowie Quaste, Troddel bedeutet und diese Bedeutung dem Dichter, wie wir aus dem Folgenden ersehen werden, bekannt war. Er vergifst absichtlich die richtige Bedeutung des Wortes, um aus einem und demselben Ausdruck eine zweite und dann noch eine dritte mons Alberici zu schaffen. Er erzählt, dafs Albericus nach seinem Tode supra quendam montem in quo arbores magnae transplantate sunt begraben wurde: tunc ara sed nunc coma seu huppa Alberici ab incolis appellatur. Der Autor hat also den Ausdruck li houppe d'Albertmont, welcher sich auf den Hain auf dem Berge Albertmont bezog, in drei Formen gebraucht. Im ersten Falle gibt er den französischen Namen des Berges, im zweiten führt er li houppe d'Albertmont auf, um das dritte Mal dasselbe in lateinischer Form coma seu huppa Alberici wiederzugeben. Dem Leser überläfst er zu glauben, dafs es sich in den drei Fällen um drei ganz verschiedene Namen und Orte handelt. Wie ich jetzt feststellen kann, ist sein Täuschungsversuch nicht ohne Erfolg geblieben, und nicht nur seine näheren Leser, sondern auch Forscher des 19. und 20. Jahrhunderts sind ihm zum Opfer gefallen. Ich füge noch hinzu, dafs Albericus more sarracenico begraben wurde. Dieser Ausdruck beweist natürlich auch, dafs der Autor seinen Text nicht vor dem 12. Jahrhundert verfafst hat.

Dies ist die Bedeutung der Erzählung von Albericus filius Chlodii. Diese Erzählung, unterstreiche ich nochmals, hat weder mit volkstümlichen Legenden noch mit dem französischen topographischen Namen Albertmont ursprünglich etwas zu tun. Demzufolge hat Hugo von Toul in der Geschichte der Romane von Huon de Bordeaux und von Ortnit, sowie vom Alberich des Märchens keinen Platz. Was weiter Voretzschs Argument zugunsten des Alters des Huonschen Themas anbetrifft, das er sich aus dem Vergleich dieses Romans mit Ortnit holt, so mufs dazu bemerkt werden, dafs dieser Vergleich unzutreffend ist. Voretzsch findet in beiden Erzählungen einen und denselben Grundzug, nämlich die Brautfahrt: im Ortnit eine wirkliche und im Huon eine verschleierte Brautfahrt. Wir werden aber in der Folge sehen, dafs Huon de Bordeaux keine Züge der Brautfahrtsage enthält. Voretzsch vergleicht übrigens Huon nicht nur mit Ortnit, sondern auch mit Oswald und dem Hürnen Seyfried und schliefst seine diesbezüglichen Betrachtungen: „Sie setzen einen alten Typus voraus, der in einer mit Hilfe elbischen Wesens bewerkstelligten Brautfahrt besteht.“ Dazu ist zu bemerken, dafs Hilfe eines übernatürlichen Wesens überall in Märchen vorkommt, und die diesbezügliche Ähnlichkeit zwischen zwei verschiedenen Erzählungen ist noch kein Beweis dafür, dafs diese irgendwie geschichtlich zusammenhängen. Im einzelnen hat die Legende von Oswald ihre eigene Herkunft, die von den anderen von Voretzsch zum Vergleich herangezogenen

Erzählungen verschieden ist (Appolloniuslegende und Salomonsage, Zts. f. D. A. 35, 177ff.). Seyfriedslied hat wieder seine eigene Geschichte, die mit dem Drachenkampfmotiv in engem Zusammenhang steht. Aber dies bildet ein Thema für sich. Das Thema von Ortnit aber, wo ein unverheirateter König, dem Rate seines Hofes folgend, auf die Suche nach einer Braut hinauszieht, ist wieder neu und von den anderen vollständig unabhängig. Das Thema in Huon de Bordeaux besteht wiederum aus Motiven, die in den anderen erwähnten Erzählungen fehlen und die dementsprechend ihre unabhängige Geschichte haben. Wir wollen nun zu dem Inhalt von Huon übergehen und versuchen, aus der Betrachtung der Erzählung neue Schlüsse über den Ursprung des Gedichtes zu ziehen.

Der Inhalt von Huon spaltet sich deutlich in vier Teile, deren jeder seine unabhängige Quelle hat: 1. der Anfangsteil, bestehend aus der Erzählung von der Tötung des Königssohnes und der Verbannung Huons von Bordeaux (Quelle: ältere chansons de geste); 2. Huons Reise nach Babylonien und Erfüllung der ihm gestellten schweren Aufgaben (Hauptquelle: Märchen); 3. seine Abenteuer nach dem Abschied von Babylon (nach Vorbild der älteren Abenteuerromane, z. T. Märchen); 4. Huons Konflikt mit seinem Bruder (Hauptquelle: Märchen). Betreffs des einleitenden Teiles mufs hier bemerkt werden, dafs die Verfasser der chansons de geste sich seit Beginn des 12. Jahrhunderts eine Art der tragischen Schürzung der Handlung ausgearbeitet hatten, die sie häufig gebrauchten, um über solche Reihenfolge der Ereignisse zu berichten, wo die Verkettung der Begebenheiten den tragischen Ausgang unvermeidlich machte. Diese Art der Motivierungen der Handlung haben wir in ausgebildetster Form bereits im griechischen Drama; die altfranzösischen Dichter kamen jedoch unabhängig vom Altertum, durch die dichterische Intuition geführt, auf dieselbe Darstellungsart.

Der Dichter der chanson de Roland versucht das Moment der Unvermeidlichkeit des tragischen Ausgangs durch Verrat und Tücken von Ganelon herbeizuführen. Die Unversöhnlichkeit der feindlichen Gefühle und z. T. die Dummheit der handelnden Personen machen das tragische Finale auch in dem Wilhelmsliede unvermeidlich. Das unabwendbare Drama in Gérard de Rousillon ist ebenfalls auf ähnliche Weise herbeigeführt worden. Dieselbe tragische Schürzung der Handlung finden wir auch im Huon. Das Material, welches unser Dichter dazu verwendet hat, war dem altfranzösischen Epos seit langem bekannt. Anfang und Ursache allen Unheils sind hier durch die Tücke des Verräters Amauri entstanden. Durch seine feindlichen Gefühle Huon gegenüber geführt und gestachelt, will er ihn unbedingt ins Verderben bringen. Seine Feindseligkeit ist unversöhnlich und er setzt sein eigenes Leben aufs Spiel, um nur Huon aus der Welt zu schaffen. Dies ist Schicksal von Huon sowie von Amauri selbst; wie gesagt, hat unser Dichter diese Art der Motivierung aus älteren chansons de

geste entnommen. Verräter als Ursache des Unglücks und Beginn der Handlung kehren in den chansons de geste immer wieder. Zur Zeit der Abfassung Huons hatte der Verfasser von Macaire die Handlung seines Gedichtes als Folge der Tücken eines Verräters ausgebaut. Wie im Huon, bereitet ein Verräter ein Verbrechen in Gaidon vor, in der Absicht, die Schuld an diesem Verbrechen dem Helden zuzuschieben und diesen dadurch zu verderben. Aehnlich wie im Huon gibt es Verrat, falsche Beschuldigungen, Gericht und Zweikampf auch im Beuve (Ges. f. rom. Lit. 42, S. 106). Dies letztere mufs besonders berücksichtigt werden, weil der Verfasser des Huon im weiteren Verlauf die chanson de Beuve benutzt.

Das zweite wichtige Moment in dem einleitenden Teil des Huon besteht in der Tötung des Königssohnes, die als Ursache der Verbannung des Helden gilt. Auch dieses Moment war in der altfranzösischen Literatur bereits bekannt, bevor Huon verfafst wurde. Wie schon Voretzsch vermerkte, konnten unserm Dichter als Prototype Ogier, Renaus de Montauban sowie Jourdain de Blaives dienen. Betrachten wir Huon näher, so könnten wir ohne Schwierigkeit die Dichtung in kleinere Teile zerlegen, deren Quellen aufzufinden sind. Der Roman beginnt mit der Mitteilung, dafs Karl alt ist und daher seinen Sohn zum Kaiser krönen will. Dies ist ein Anklang an das Couronnement Louis. Gleichzeitig kündigt uns der Dichter das zukünftige Drama an: Karl erklärt über seinen Sohn: „miex aimme asés les traitors laniers que les preudommes". Und wirklich erscheint plötzlich auf der Szene der Verräter Amauri, der dem Kaiser von der Krönung seines Sohnes abrät und ihm empfiehlt, ihm selbst die Vormundschaft zu übergeben, weil der Kaiser Feinde habe und der junge Sohn ihnen ratlos gegenüberstehen würde. Dies ist wieder ein Zug aus dem Couronnement, wo der herrschsüchtige Hernaut dem Kaiser rät, seinen Sohn nicht zu krönen und ihn, Hernaut, selbst zum Regenten zu ernennen. Auch im weiteren Verlauf des Huon bringt Amauri seine Hoffnung zum Ausdruck, die Königsgewalt an sich zu reifsen. Nicht aus dem Couronnement stammt jedoch die Rede Amauris über die Söhne des Grafen Seguin von Bordeaux:

„Qui s'i vorroit de par vous renonchier
on li feroit tos les menbres trenchier."

Dieser Zug stammt aus Renault de Montauban, wo wir wirklich einen königsfeindlichen Vasallen haben, der den Boten desselben les menbres trenchier läfst. Auch der Name des Boten ist in beiden Fällen ähnlich (Enguerran im Renault und Engerran im Huon). Im weiteren Verlauf der Erzählung befreit sich unser Dichter etwas mehr von der literarischen Überlieferung. Er behält zwar von der Tradition die Idee der Tötung des Königsohnes, im übrigen kombiniert aber seine Erzählung ganz selbständig. Der Bericht über den Überfall Karlots auf Huon ist etwas gekünstelt: Karlot überfällt Huon ganz allein, ohne dafs ihm Amauri Beistand

leistet, obgleich nicht Karlot, sondern Amauri Huons Feind ist. Vielleicht wollte unser Dichter die Dummheit und Unbesonnenheit Karlots unterstreichen. Weiter folgt die Beschuldigung Huons durch Amauri, den Königssohn getötet zu haben, Huons Verteidigung, Schilderung des Dramas des alternden Königs, der seinen einzigen Nachfolger verloren hat, Gericht, Zweikampf. Dies alles folgt natürlich aus dem vorhergehenden Tatbestand und wird mit großer psychologischer Feinheit und künstlerischer Gestaltungskraft geschildert. Übrigens ist auch hier die dichterische Begabung unseres Autors mehr zu bewundern als Neuheit des Themas.

Verräterische Beschuldigungen mit dem sich daran knüpfenden Zweikampf sind dem altfranzösischen epischen Roman sehr gut bekannt; besonders nahe zu Huon stehen Beuve und Gaidon.

Originalität unseres Dichters läßt sich erst zum Schluß des einleitenden Teiles erkennen. Gleichzeitig verläßt der Dichter den Boden der geschriebenen epischen Tradition, um den des Märchens zu betreten. Nachdem der Verräter Amauri von Huon getötet wurde und das Gottesgericht zu seinen Gunsten entschieden hatte, stand der Dichter vor der Wahl, entweder seine Erzählung damit zu schließen oder neues Material zu suchen. Dieses findet er diesmal im Volksmärchen. Als Übergang benutzte er das psychologische Moment, daß die Versöhnung des Helden mit dem Könige trotz des günstigen Ausganges des Gerichtes eigentlich unmöglich war; denn die Tatsache des Verlustes seines Sohnes bestand für Karl weiter, und seine gramvollen Gefühle konnten durch das Gericht nicht ausgemerzt werden. Um einerseits dem Gefühl des Kaisers gerecht zu werden und auf der anderen Seite auch Huon nicht zu kurz kommen zu lassen, verwendet der Dichter das märchenhafte Motiv, schwere Aufgaben zu lösen. Huon bekommt einen Auftrag, der normale menschliche Kräfte übersteigt: erfüllt er ihn, so erhält er die Verzeihung des Kaisers. Es versteht sich von selbst, daß der Held den Auftrag ausführt und die Gerechtigkeitsgefühle des Hörers befriedigt werden. Daß es sich in unserem Roman um den wirklich märchenhaften Zug der unausführbaren Aufgaben handelt, geht klar aus der Erzählung selbst hervor. Als Kaiser Karl den Inhalt seines Auftrages formulierte, schrien die Barone: „Vous le volés tuer!" und der Kaiser erwiderte ihnen: „Par Dieu, vous dites verité." Der Auftrag Karls ist also in der Absicht erdacht, den Helden aus der Welt zu schaffen. Der Sinn solcher Aufträge wird jedem klar sein, der Volksmärchen gelesen hat. Hier werden den Helden unter verschiedensten Umständen schwere Aufgaben mit heterogenem Inhalt gestellt. Das allen Gemeinsame bleibt jedoch die Absicht der Auftragsteller, den Helden aus der Welt zu schaffen. In der Legende von Perseus will Polydektes den Helden verderben. Als Ursache wird (Ovid, Meth. IV, 604) der Wunsch Polydektes angegeben, den Helden los zu sein, um danach desto bequemer sich seiner Mutter bemächtigen zu können. Perseus muß den Kopf der Medusa in seine Hand

bekommen. Auf dem Wege zur Medusa versieht sich der Held, ähnlich wie im Huon, mit wunderbaren Gegenständen und zwar mit der unsichtbar machenden Kappe des Hades, den Flügelschuhen und einer besondere Eigenschaften besitzenden Tasche. Mit Hilfe der Götter erzielt der Held das Gewünschte (Roscher, Lex. III, 2, Kol. 1986 ff.). In andern Versionen derselben Erzählung bestehen die wunderbaren Gegenstände aus Schild, unbesiegbar machendem Helm und dem Schwert des Vulkan. In der Legende von Jason sind die zu den schweren Aufgaben führenden Ursachen andere, nämlich Prophezeiung darüber, dafs Jason Pelias töten soll; um von diesem unangenehmen Nachbarn befreit zu sein, schickt Pelias Jason nach dem goldenen Vliefs. (Auch hier verläuft die Handlung nicht ohne wunderbare Gegenstände, vgl. die prometheische Salbe, die Jason von Medea bekommt.) Sehr verschiedenartig gestaltet sich das Motiv auch in den mündlichen Überlieferungen. Eines der häufigsten ist die Verliebtheit von Mutter oder Schwester des Helden in einen Drachen bzw. Feuerkönig und ähnliches: Sie stellen dem Sohne bzw. Bruder unausführbare Aufgaben, um ihn fortzuschaffen. Er soll das Herz eines Ungetüms mit drei Köpfen (Afanasjev, Bd. II, S. 141), Schlangenfett, Milch einer Bärin (Potanin očerki sev. zap. mongolii, Bd. LL, 175; Bd. IV, 583; Radloff, Proben, Bd. I, 286 ff., III, 321; Čubinskij, Etnogr. Mat. I, S. 155), Leberfett eines mächtigen mythischen Wesens (Berichte der ostliberischen Abt. der Geogr. Ges., Lief. I, S. 61), Lebenswasser, Mehl aus einer Teufelsmühle (Afanasjev, Bd. II, Nr. 119) bringen.

In anderen Märchen werden schwere Aufgaben durch Neider des Helden in Szene gesetzt (Karadžič, Serbische Märchen, Nr. 12; Aufgabe: ein Schlofs aus Elfenbein zu bauen; Hahn, Griechische und albanische Märchen, Bd. II, Nr. 63; Clouston, A group of eastern romances, 154 ff.: Aufgabe, weifse Chrysoliten, gelbe Smaragden und rote Diamanten zu beschaffen; vgl. S. 496 ff.). Häufig sind diese Neider Brüder des Helden selbst. Sie veranlassen den König, den Helden nach der Decke des Menschenfressers, nach Menschenfressern selbst usw. zu schicken (Gonzenbach, Bd. II, Nr. 83, S. 254; Köhler, Kleinere Schriften, I, 546 ff.; Sbornik za narodni umotv., Bd. 21, S. 45 ff.).

In manchen Fällen ist das Motiv der schweren Aufgaben mit dem Thema von der verleumdeten Frau verquickt. Die Kinder der verleumdeten und vertriebenen Frau wachsen auf, und dann werden ihnen schwere Aufgaben gestellt, um auch sie zu verderben (Aufgabe: sprechender Vogel, singender Baum und ähnliches. Lit.: Karadžič, Serbische Märchen, 1897, S. 233, Dozon, Contes albanais, S. 7; Bolte-Polivka, Anm. zu Grimm Nr. 96, Bd. II, S. 384 ff.).

In manchen Fällen ist das Motiv der schweren Aufgaben auch mit dem Motiv der Brautfahrt verbunden: dem Helden wird die Bedingung gestellt, bestimmte, unausführbare Aufgaben zu erfüllen; im Falle des Erfolges erhält er die Braut, andernfalls wird ihm der Kopf abgeschlagen (Köhler, Aufsätze 1894, S. 99; Kleinere

Schriften, Bd. II, 465; Grimm, Nr. 29 und Anmerkungen von Bolte-Polivka dazu; im Tuti-nameh, übersetzt Rosen, Bd. I, 170, wird dem armen Freier die Aufgabe gestellt, eine Elefantenlast Goldes zu bringen und, nachdem er dies erfüllt, den Kopf desjenigen, der ihm das Gold gegeben hatte; vgl. noch Hahn, Griechische und albanische Märchen, I, S. 53; Karadžič, a. a. O., 1897, S. 124, z. T. auch Chalanskij, Skazanija o Kralewiče Marke, Bd. II, S. 294 usw.). Schwere Aufgaben werden auch noch durch andere Ursachen motiviert (vgl. Panzer, Studien zur germanischen Sage und Geschichte, Bd. I, S. 37, 58; der Held mufs den Schatz aus dem Ort, wo der Teufel wohnt, holen; Afanasjev, 1897, Bd. I, S. 314: der Held wird in das unterirdische Reich geschickt; Tuti-nameh, a. a. O., Bd. I, S. 226 mufs der Wesir zur Hochzeit des Schahs das Meer einladen; manchmal mufs der Held den Gott vom Himmel holen, das „Ich weifs nicht was“ oder ähnliches suchen; vgl. A. Aarne, Verzeichnis der Märchentypen, S. 21).

Was die schweren Aufgaben in Huon anbetrifft, so hat Karl selbst ihre Unausführbarkeit unterstrichen (2315 ff.: en pieur lieu irés que en infer as diables parler; XV mesaiges i ai je fait aler, je n'en vi onques I tot seul retorner). Für Karls Reich und ihn selbst haben die Aufgaben nicht viel Sinn; ihr einziger Zweck ist, Huon zu vernichten. Dieser letztere mufs in voller Bewaffnung vor dem Emir von Babylon erscheinen, den ersten, ihm entgegentretenden Sarazenen töten, die Tochter des Emirs küssen, vom Emir Beweise seiner Untertänigkeit Karl gegenüber verlangen und ein Büschel Haare aus dem Bart des Emirs sowie vier Zähne aus dessen Munde erhalten. Bei der Formulierung der oben aufgezählten Aufgaben stand der Dichter sichtlich unter dem Einflusse des Motivs der frechen Gesandtschaft, das in den chansons de geste ziemlich häufig vorkommt, auch sonst nicht selten ist (vgl. Farolied, Herodot VL, 48; auch Briefe Alexanders und Pors bei Julius Valerius usw.). Der Dichter hat aus seinem eigenen Kopf noch Tötung des ersten entgegentretenden Sarazenen und Küssen der Sultanstochter hinzugefügt, um dadurch die Frechheit des Gesandten noch mehr zu unterstreichen. Haare und Zähne gehören demgegenüber ins Märchen. Diese könnte Huon natürlich nur nach der Tötung des Emirs erhalten und sie bilden demnach die Parallele zu den märchenhaften Kopf, Herz, Fett usw. der mythischen Wesen. Was das Motiv der Zähne anbetrifft, so finden wir dieses Motiv auch in der Legende von Perseus. Von Haaren ist bei Grimm, Nr. 29 die Rede, wo das Glückskind drei Haare aus dem Kopf des Teufels holen soll (Bolte-Polivka I, 289 und Aarne, Der reiche Mann und sein Schwiegersohn, 1916, S. 4, 126 ff.; in diesem Werk S. 140 werden märchenhafte Parallelen angeführt, wo der Held, ähnlich wie Huon, vom Teufel Zinsen fordern soll). F. von der Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda, 1899, S. 18 führt eine Parallele aus dem Saxo-Grammatikus, 8, an, wo Thorkill ein Haar aus dem Kopf des Riesen Utgardhiloki ausreifst.

Bei Philippe, Hist. philos., polit. et rel. de la barbe, 1845, S. 42 finden wir folgende interessante Stelle: pendant longtemps, le sceau des lettres qui émanaient du souverain portait comme sanction trois poils de sa barbe. Une charte de Pépin le bref, vouée au monastère de la Grasse, porte un sceau de cire blanche mêlée de poils de barbe. Cette charte se terminait par la formule suivante: quod ut ratum et stabile perseveret in posterum, praesenti scripto Sigilli mei robur apposui cum tribus pilis barbae meae. Les archives de l'église S. Martin de Tours portent un sceau de cire verte couvrant des poils de barbe provenant du menton de Charles le Chauve.

Diesem Motiv der Haarforderung in unserem Roman liegt vielleicht der von Philippe erwähnte Brauch, Siegel auf Urkunden durch Hinzufügung der Haare aus dem Bart des Herrschers zu bekräftigen, zugrunde. Übrigens handelt es sich im Huon nicht um ein oder drei Haare, sondern um ein Haarbüschel; daher ist das Motiv vielleicht auch so zu verstehen, dafs der Dichter den orientalischen Brauch kannte, wonach Bart und Haare nicht geschnitten werden dürfen und das Beschneiden der Haare als grofse Schmach aufgefafst wird.

Huons Reise nach Babylon stellt eine Mischung von Wirklichkeit und Dichtung dar. Der Dichter stellt sich Babylon als hinter dem Roten Meere befindlich vor. Dies ist also das ägyptische Babylonien und nicht das der Bibel am Euphrat. Die Reise Huons geht über Jerusalem. Der Weg wäre über Alexandrien kürzer gewesen. Jedoch stellt sich das Abendland im Mittelalter Syrien als die unvermeidliche Pforte zum Orient vor. Wie die meisten mittelalterlichen Pilger, schifft sich Huon in Brindisi ein und gelangt bei günstigem Wetter in zwei Wochen nach Palästina. Diese Zeit ist richtig angegeben. Genau und wahrheitsgetreu ist auch die Einschiffung und die Ausrüstung der Schiffe in Brindisi dargestellt; der Dichter benutzte für diese Zwecke wahrscheinlich Berichte der Palästinapilger. In Palästina fährt Huon sofort nach Jerusalem und besucht le sépucre sowie le lieu u Jesu Crist fu couchiés et posés. La lance virent et puis revirent el temple d'outre mer. Das sind alles geschichtliche Züge. Das erste, was die Palästinafahrer in Jerusalem zu sehen bekamen, war die St. sépulcre und die Calvaire nebenan (unter calvaire ist wohl le lieu u Jesu Crist f. c. zu verstehen). In einer Entfernung von zwei Schüssen davon befand sich templum Domini (Tobler descriptiones, S. 203, 207 u. a.; ebenso 147, 119; Michelant, Itinéraires, S. 93 ff.). Wenn unser Dichter der Wahrheit in diesen Einzelheiten treu bleibt, so finden wir aber auf der anderen Seite einen Zug, der darauf hinweist, dafs er selbst niemals in Jerusalem gewesen ist. Er spricht von der Lanze Christi, die Huon in Jerusalem gesehen haben sollte. Nun befand sich aber die Lanze Domini nur im 6. bis 8. Jahrhundert in Jerusalem. Später fand sie sich bis zum Jahre 1241 in Konstantinopel, wonach sie dem französischen König Louis geschenkt und in Paris ausgestellt wurde.

Zur Zeit der Abfassung Huons gab es in Jerusalem keine Lanze mehr (Mély, Exuviae sacrae Constantinopolitanae, 1904, S. 23 ff.). Es ist möglich, dafs unser Dichter ältere Reisebeschreibungen nach Jerusalem kannte und sie benutzte. Die Tatsache, dafs im Huon die Lanze in Jerusalem erwähnt wird, beweist jedenfalls, dafs die Dichtung vor dem Jahre 1241 verfafst wurde. Aufserdem hatten Huon und seine Gefährten in Jerusalem den Altar zu küssen u dix fu presentes, la u diex meismes ot le messe canté. Dieser Zug stammt aus dem Pélerinage de Charlemagne, V, 114 ff.: la enz at un alter de sainte paternostre, Deus i cantat la messe.

Nachdem Huon Jerusalem verlassen hat, soll er einige wunderbare Länder durchziehen. Zuerst kommt er nach der Femenie. Wie Voretzsch (S. 149) bereits angedeutet, bezeichnet dieser Name das Amazonenland und geht auf die Troyasage zurück. Vgl. Adam von Bremen, LV, 19: Amazonas quod nunc terra feminarum dicitur. Die Eigenschaften des Landes haben jedoch mit den Amazonen nichts zu tun. Vielmehr sieht unser Held ein Land, in dem niemals die Sonne scheint; in der Vorstellung des Verfassers spiegeln sich augenscheinlich die Polarländer mit ewiger Nacht, die u. a. auch Marco Polo (éd. Pauthier II, 752: une provence que est appelé l'Oscurité por ce que de toz tens hi a oscurité que ne i par soleil ne lune ne estoile, ebenso wie Adam von Bremen, IV, 38: omnia glacie intolerabili ac caligine inmensa plena sunt, vgl. auch Solinus, ed. Mommsen, 1864, S. 97). In der Femenie krähen keine Hähne; vermutlich wollte der Dichter damit sagen, dafs dort kein Wechsel zwischen Tag und Nacht stattfindet. Hinter der Femenie liegt das Land des Conmains. Das ist eine interessante Erwähnung, weil die Comanen in den chansons de geste vor Huon de Bordeaux nirgends Erwähnung finden (Assise de Cartage ausgenommen, wo wir einen Eigennamen Comain < Comanus haben). Im 12. Jahrhundert waren die Comanen im Abendlande überhaupt wenig bekannt. Demgegenüber war die Kenntnis von ihnen im Osten Europas sehr verbreitet, bereits in der zweiten Hälfte des 11. sowie im 12. Jahrhundert. In den griechischen Chroniken werden sie zuerst im Jahre 1078 erwähnt. Bei den abendländischen Kreuzzugschroniken kehrt der Name auch zuweilen wieder und zwar zur Bezeichnung der Söldner des byzanthinischen Kaisers oder einfach zur Bezeichnung der Feinde der Kreuzfahrer auf dem Balkan (R. h. oc. IV, Register, Albert. Aquensis erwähnt sie S. 417, 579, 651 usw. Er gebraucht aber stets die griechische Form comanitae. Andere Historiker gebrauchen demgegenüber die Form Comani und zwar in Verbindung mit den Petschenegen, Bulgaren und Türken. Vgl. ebd. I, 104, III, 19, 494, 178, 236). Nähere Kenntnisse von den Comanen gewann das Abendland erst im 13. Jahrhundert, wo sie in das Gebiet der Ungarn eingedrungen waren und die Minoriten unter ihnen breitere Missionstätigkeit entfalteten. In dieser Zeit werden sie in den Reiseberichten von Plano Carpini, Rubruquis sowie Marco Polo angeführt. Aufserdem

ist in den Chroniken und Dokumenten der zeitgenössischen ungarischen Geschichte häufig die Rede von ihnen. In unserem Roman ist aber nicht nur die Erwähnung des Namens selbst, sondern auch der Charakter der Schilderung interessant. Laut Huon essen die Comanen rohes Fleisch; tot ades gisent au vent et a l'oré. Diese Mitteilung ist historisch. Die Comanen waren Nomaden und wohnten im Freien. Ihre Nahrung bestand aus Fleisch, Milch und Hirse. Das Fleisch bereiteten sie sich auf folgende Weise zu: sie legten rohe Stücke Fleisch unter den Sattel des Pferdes und jagten das Pferd so lange, bis sich das Fleisch erwärmte. Hiernach wurde es gegessen (Golubowskij, Petschenegen, Torken und Polowzen, Nachr. der Kiewer Univ., 1883, Dez. 779). Dies wird auch von Otto von Freising, Chron. VI, 10 bestätigt: nach dem Bemerken, dafs die Ungarn rohes Fleisch afsen, fügt er hinzu: quod ne cui incredibile videatur audiat: quod Pencenati et hi qui Falcones (= Comani) dicuntur crudis carnibus et inmundis carnibus utpote equinis cattinis usque hodie vescuntur. Im Huon sind die Comanen mit Haaren bedeckt. Diese Einzelheit kann als falsche Interpretation des Namens erklärt werden, durch falsche Ableitung von coma (vgl. R. H. oc. III, 19, wo neben Comani Comati gebraucht wird). Ferner finden wir einen mehr legendären Zug: die Comani haben so grofse Ohren, dafs sie sich damit bedecken. Vgl. dazu Solinus (Mommsen 105): Phanesii quorum aures adeo in effusam magnitudinem dilatentur ut reliqua viscerum illis contegant nec amiculum aliud sit, quam ut membra membranis aurium vestiant. Lange Ohren anstatt Kleid gibt es auch im Herzog Ernst, hg. Bartsch, S. XXI. Der Dichter von Huon schildert die Comanen als ein ganz friedliches Volk, was ebenfalls der Geschichte entspricht, denn am Ende des 12. Jahrhunderts standen die Comanen in Handelsbeziehungen zu den anderen Völkern. Übrigens werden sie von einem anderen Zeitgenossen, Arnold von Lübeck, anders geschildert (M. G. 21, S. 216, a. 1203: perditissima hominum genus qui Valven [Comani] dicuntur, crudelitates suas exercentes usw.).

Nach dem Lande der Comanen gelangt Huon in die tere de Foi, wo fois et loiautes und Fülle aller irdischen Güter herrschen. Dort braucht man nicht zu arbeiten, weil der Boden von selbst Früchte trägt. Das ist die terra repromissionis, wo Milch und Honig fliefst, pays de cocagne, Schlaraffenland.

Der Dichter hat die Schilderung dieser Länder in seine Erzählung hineingebracht, augenscheinlich den geographischen Romanen, den Reiseabenteuern von Alexander, dem iter ad Paradisum von Macarius usw. folgend. Übrigens hält sich der Dichter mit diesen Schilderungen nicht lange auf, sondern ist bestrebt, sofort zu Huons Heldentaten überzugehen. Nachdem er die terre de Fois durchkreuzt hat, gerät er in eine Einöde, wo er keine Nahrung und kein Wasser bekommen kann. In dieser Bedrängnis begegnet ihm Gériaume, der ihm aus seiner schweren Lage hilft. Es ist unter anderem zu bemerken, dafs Gériaume auf dieselbe

Art und Weise wie Huon selbst in den Orient geraten ist. Er tötete einen Ritter und mufste zur Strafe Frankreich verlassen, um sich nach dem Heiligen Lande zu begeben. Wir erfahren weiter, dafs Gériaume ein guter Bekannter von Huons Vater war und diesem deswegen wohlgesinnt. Das ist ein Darstellungskunstgriff unseres Dichters, den er auch an anderen Stellen der Dichtung gebraucht. Er setzt an verschiedenen Stellen von Huons Reiseweg Persönlichkeiten ein, die in der oder jener engen Beziehung zu dem Huongeschlechte stehen und dem Helden aus diesem Grunde gern Hilfe leisten. Durch diese Verknüpfung ist Huon in Rom der Papst wohlgesinnt, in Brindisi trifft er seinen Vetter, der ihm eine Flotte zur Reise nach Palästina zur Verfügung stellt, weiter kommt Gériaume, und zum Schlufs werden wir noch eine Verwandte treffen, die Huon in seinem Kampf gegen den Riesen behilflich ist.

Gériaume gibt Huon Auskunft über seinen ferneren Reiseweg nach Babylon. Es gibt nämlich zwei Möglichkeiten, dorthin zu gelangen: einen langen und bequemen und einen kurzen, aber gefahrvollen Weg. Voretzsch (S. 149) weist auf verschiedene Beispiele dieses Motivs von zwei Wegen in den altfranzösischen Romanen, deutschen und anderen Erzählungen, hin. Die Bibliographie dazu hatte seinerzeit auch W. F. Miller, Ekskursy, S. 70 ff. im Anschlufs an die Besprechung dieses Motivs im russischen Volksmärchen behandelt (im russ. Epos s. Rybnikov, Pec. Cyliny, 223). Im serbischen Epos wurde das Motiv von Chalanskij, Skazanija o Kraleviče Marke, 1892 = Rus. Fil. Vest., Bd. 28, S. 303 ff. behandelt; besonders interessant ist die Parallele bei Firdousi, wo der Held, nachdem er den schwierigeren Weg erwählt hat, auf die Feindseligkeit Aulads stöfst, ihn besiegt und mit seiner Hilfe weitere Heldentaten vollbringt (Übersetz. Schack I, 246 ff.). Auch Theseus ist hier zu erwähnen. Veselovskij, Aus der Geschichte des Romans, Bd. I, S. 316 hat auf die Stelle in der Historia de praeliis hingewiesen, wo darüber berichtet wird, wie Alexander eine Säule mit folgender Aufschrift erbaute: Quicumque vult ulterius pertransire manu sinistra tendat, qui autem manu dextra processerit multa inveniet obstacula quae impedient gressum suum, sowie auf die vita sancti Macarii (A. S. Okt., Bd. 10, 567), wo die Heiligen auf ihrem Wege nach dem irdischen Paradiese diese Säule betreffs des schweren und des bequemen Weges treffen. Ich kann die Stelle aus dem Roman Gul o Sanaubar (Garsin de Tassy, Allégories, récits et chants populaires, traduites de l'Arabe, 1876, S. 446) hinzufügen: der Held fand bei einem Minarett eine Marmorplatte mit der Aufschrift: der Reisende soll rechts gehen; wenn er links geht, wird er manche Schwierigkeiten haben, aber sein Ziel erreichen; was den Mittelweg anbetrifft, so ist dieser so gefährlich, dafs man dort hundert Leben entlangschicken kann und nicht ein einziges sich retten wird. Alle drei Wege führen zu dem Lande Vacaf. Der Held bittet Gott um Hilfe und wählt den gefährlichsten mittleren Weg. Dessen Gefahr

bestand darin, daſs er von einem bösen mythischen Wesen, einem Zwerg, gesperrt war, vor dem sich niemand, der an ihn geriet, retten konnte. In ähnlicher Weise sind die Gefahren auch im russischen Epos geschildert, wo der Weg von einem mächtigen Solovej, dem Räuber, und bei Firdousi, wo es Drachen und Diebe sind, gesperrt wird. In unserem Roman ist der Weg von dem Zwerg Alberich besetzt; dieser ist jedoch nicht so gefährlich wie seine Ebenbilder in den anderen Erzählungen. Er hat seine Schwächen, und man braucht nur zu wissen, wie man sich ihm gegenüber verhalten muſs, um ihn zu gewinnen. Die Hauptbedingung der Rettung ist, ihn nicht anzureden. Dies ist auch wieder ein märchenhafter Zug. In den Märchen wird häufig darüber berichtet, daſs böse Wesen ihre Gewalt über den Menschen verlieren, sobald er schweigt, sie nicht anredet bzw. auf ihre Fragen nicht antwortet. Im Baital-Pachisi, deutsch von Oesterley, S. 25: der König trägt auf seinem Rücken einen Dämon; er kommt jedoch nur zu seinem Ziele, wenn er unterwegs die Anreden des Dämons nicht beantwortet. Dieser versucht, ihn in ein Gespräch zu ziehen, was ihm auch gelingt. Sobald aber der König ein Wort spricht, kehrt der Körper zurück und der König muſs seine Sisyphusarbeit wieder anfangen. Krauſs, Sitte und Brauch der Südslaven, S. 100ff.: Der Königssohn wird vom Unglück verfolgt. Er gerät in eine halbzerstörte Hütte, wo ein alter Mann wohnt. Drei Nächte verbringt er dort, ohne ein Wort zu sprechen. Dann sagt ihm der Alte: „Es ist dein Glück, daſs du geschwiegen hast; sonst würdest du niemals Ruhe finden.“ Krauſs, ebd. 69: Ein Mann hat einen wunderbaren Topf, woraus er ein beliebiges Quantum Gold entnehmen kann. Die Bedingung dabei ist jedoch, kein Wort fallen zu lassen. Wolff, Deutsche Hausmärchen, 168: Der ältere Bruder bekam einen Zweig mit goldenen Früchten geschenkt. Unterwegs wird er angerufen. Er antwortet und wird daher in eine Salzsäule verwandelt. Der jüngere Bruder bewahrt in derselben Lage das Schweigen und bleibt heil. W. Crooke, North Indian notes and querries, Bd. II, S. 83: Der Held befindet sich auf der Suche nach einer wunderbaren Nachtigall. Er darf dabei nicht auf Anreden antworten, weil er sonst in einen Stein verwandelt wird. Bei Saxo-Grammaticus VIII verbietet Thorkill seinen Leuten, in dem Lande der Biarmier zu sprechen, weil sie sonst ein Unglück treffen würde. Zaunert, Das deutsche Märchen seit Grimm, 1912, S. 160ff.; S. 356ff.: Der Held gerät in ein Zauberschloſs, wo ihm verboten ist, nachts zu reden, trotz aller Schrecknisse, die er dort erleben wird; besteht er diese Probe, so bekommt er eine Prinzessin zum Lohn. Leistner, Rätsel der Sphinx, Bd. I, S. 56 führt Beispiele volkstümlichen Aberglaubens an, wo der Alb oder Vampyr Gewalt über den Menschen bekommt, sobald dieser auf ihren Anruf antwortet. Bewahrt er aber Schweigen, so bleibt er unversehrt.

Die Bedeutung dieses Motivs liegt darin, daſs laut volkstümlichen Vorstellungen jede Berührung mit den mythischen, über-

natürlichen Wesen für den Menschen gefährlich und zu vermeiden ist. Hierher gehört eigentlich auch das Motiv, dafs der Mensch sich nicht umkehren darf, weil er sonst vernichtet wird (Chauvin, Bibliographie, Tome I, S. 98; Herm. Gunkel, Genesis-Kommentar, 3. Aufl., S. 213; Sammter, Geburt, Hochzeit und Tod, 1911, S. 147). Ebenso das Motiv, den dargereichten Trunk nicht zu geniefsen (Rademacher, Die Erzählung der Odyssee, S. 4 ff.), die übernatürlichen Wesen nicht zu berühren und ähnliches (Georgakis, Le folklore de l'Esbos, 894, 83ff.).

Ich unterstreiche jedenfalls, dafs der Zwerg Auberon im Huon laut ursprünglichem Plan des Dichters ein dem Menschen feindliches Wesen ist. Er will Huon Schaden antun und spricht sogar seine Absicht aus, ihn und seine Gefährten zu töten. Wenn er danach plötzlich zum herzlichsten Freund Huons wird, müssen wir darin eine dichterische Laune sehen; der Autor wollte sich nicht bemühen, die späteren Hilfeleistungen Auberons an Huon natürlicher zu motivieren. Diese natürliche Motivierung existiert aber, und wir bekommen Aufschlufs darüber, wenn wir die Märchen heranziehen. Der Zwerg im Märchen leistet nämlich seine Hilfe nicht willkürlich, sondern unter Zwang. Er wird vom Helden besiegt und erfleht sein Leben durch das Versprechen dieser Hilfeleistung. In Ruodlieb (Fragment 17) besiegt der Held einen nanus und will ihn töten. Dieser bittet ihn um Schonung, prophezeit ihm seine künftigen Heldentaten und verspricht ihm seine Hilfe zum Gewinn einer Prinzessin. Das Äufsere des Zwergs ist im Fragment nicht beschrieben, jedoch erfahren wir über seine Frau: parva, nimis pulchra, sed et auro vesteque compta. Grimm bemerkt zu diesem nanus, dafs er derselbe wie Alberich im Nibelungenlied sei. Ich füge hinzu, dafs es auch derselbe ist wie Auberon im Huon. Den Sieg über ein mythisches Wesen und nachfolgendes Versprechen übernatürlicher Hilfe als Entgelt für das geschenkte Leben finden wir weiter im Somadeva (Bd. II, 28, Übersetzung Brockhaus): Der Held besiegt Rakschasa und will ihn töten. Dieser bittet ihn um Schonung und verspricht ihm: „So oft du meiner gedenkst, werde ich zu dir eilen und dir in Not und Gefahr bei der Erreichung deiner Absichten beistehen." Ähnliches ebd. Bd. I, 48. Bei Andreas Capellanus, I, II, C. 8, wird ein Riese von dem Helden besiegt; dieser bittet: „Verschone mein Leben, dann werde ich dir helfen, alle deine Wünsche zu erreichen, ohne dafs du viel Mühen dabei hast." Hierher gehört auch der Kampf Jacobs mit dem Geist der Nacht. Jacob läfst den Geist so lange nicht entkommen, bis dieser ihn segnet, wodurch er unbesiegbar wird (H. Gunkel, Das Märchen im alten Testament, S. 67). Gunkel, ebd. S. 69, führt andere Beispiele an: Menelaus und Proteus, Midas und Silen usw. Ähnliches in einem ukrainischen Märchen (Čubinskij, Trudy II, Nr. 46). Auch in allen hierher gehörenden deutschen Themen erweist der Zwerg dem Helden seine Hilfe erst nach dem Kampf (Nib., Seyfr., Thidreksage, vgl. Panzer, Siegfried, S. 70). Auch Saxo Gramm., übers.

Hermann I, 89 ff., II, 222, ist hier zu vergleichen. Letzten Endes gehört auch Ortnit hierher. Denselben, nur etwas verschleierten Zusammenstofs haben wir auch im Huon, wo der Held nur dadurch gerettet wird, dafs er das Geheimnis seiner Kraft im voraus weifs. Gelegentlich will ich bemerken, dafs der Zwerg als handelnde Person und als Helfer des Helden in den Märchen ziemlich häufig vorkommt. Vgl. Zaunert, Das deusche Märchen seit Grimm, S. 19 und 343; im bulgarischen Sbornik za Narodni umotv. 21, S. 34; im ukrainischen Čubinskij, a. a. O., Bd. 2, 83; im russischen Afanasjev, Nr. 71a, 80; vgl. auch A. Wünsche, Die Sagen vom Lebensbaum, S. 90 ff.; Rivière, Contes de la Cabylie, 53; ebenso Panzer, Beowulf, 78, 90; Potanin, a. a. O., 285 usw.

Der Dichter bricht das Märchen aber bald ab, um in die Erzählung Züge aus seiner eigenen Phantasie hineinzubringen. Auberon erweist sich als ein Christ und führt den Gottesnamen dauernd im Munde. Aus dem märchenhaften Wesen wird auch er zu einem richtigen Menschen. Er bewahrt zwar seine übernatürlichen Fähigkeiten, bleibt aber trotzdem Mensch, nur mit der Eigentümlichkeit, dafs er seit seinem dritten Jahre nicht mehr wuchs; dieses wird dadurch erklärt, dafs bei seiner Geburt drei Feen zugegen waren, von denen eine sein Wachstum nach dem dritten Jahre durch ihr Wahrsagen verhinderte. Um diesen Mangel auszugleichen, prophezeiten ihm die beiden anderen Feen viel übernatürliche Fähigkeiten, dieselben, die sonst im Märchen der Zwerg besitzt. Das Thema der prophezeihenden Feen, die bei der Geburt zugegen sind, ist, wie bekannt, eins der am meisten verbreiteten. Es ist u. a. auch den Troubadours sehr wohl bekannt (vgl. E. Magret, Ma domna: aissi fui quant nasquei fadatz; Folquet Romans, Epistel: aissi'm faderon tres serors en aquel'ora qu'eu fui natz, que tostemps fos enamoratz; Cardenal, M. W., Bd. II, 232: Selh jorn que ieu fui natz me fo aitals dos datz, que'm plagues captenensa usw.; Pons de Capd. [Napolski, XV]: c'ab vos son fadas las plus conoissens. Sordel XXXIII, Enaissi sui fadatz, que tot quant volh s'eschai). Marcabrun (Estornel) kennt ebenfalls dieselbe Idee. In der altfranzösischen erzählenden Literatur haben wir die prophezeienden Feen im Galien li Restores, Enfances Garin de Monglane (Voretzsch 124), Elie de S. Gilles, v. 1183, Amadas et Idoine v. 7185, Jeu de la feuillée (vgl. Bédier in der Revue des deux mondes, 1890, Bd. 99, S. 882), Brun de la Mont, v. 850 f.

Dieser Feenglaube ist sehr alt; wir finden ihn bereits in einem ägyptischen Märchen aus der Zeit um 1000 v. Chr. (Wiedemann, Alt-ägypt. Sagen und Märchen, 1906, S. 79): Einem Könige wird ein Sohn geboren; da kommen die schicksalverkündenden Göttinnen, um das Geschick des Kindes zu bestimmen. Sie sprachen: „Er wird durch ein Krokodil oder durch eine Schlange oder durch einen Hund sterben." Bei den Römern hiefsen die schicksalsbringenden Göttinnen Carmentae (Wissowa, Religion und Kultus der Römer, 1912, S. 221). In der griechischen Mythologie heifsen

sie Clotho, Lachesis und Atropos (Roschers Lex., Bd. II, 2, 3089 ff.). Auch in den Volksmärchen aller Völker ist die Idee sehr verbreitet. Meistens gibt es drei Schwestern, von denen eine etwas Schlechtes prophezeit und die beiden andern dies durch günstige Gaben gut machen wollen (vgl. Afanasjev, Poetische Anschauungen der Slaven III, 1869, S. 339, und besonders Veselovskij, Sbornik der russischen Akademie 46, S. 173 ff., wo die Angelegenheit sehr ausführlich behandelt wird. Zuletzt Polte-Polivka, Anmerkungen zu Grimm, Dornröschen. Bibl. der bulgar. dazugehörigen Märchen siehe Sbornik nar. umotv. 21, S. 83 f.).

In den Märchen wird berichtet, dafs der Held bei der Trennung von seinem Helfer übernatürliche Gaben bekommt, die ihm helfen, Schwierigkeiten auf seinem Wege zu überwinden, sowie ihm die Möglichkeit geben, den Helfer im Falle der höchsten Not anzurufen. Häufig bekommt der Held von dem Zauberwesen ein Haar, eine Feder oder ähnliches; zündet er diese Gegenstände an oder reibt sie in der Hand, so erscheint der Helfer persönlich. Im Huon wird zu diesem Zweck ein Horn gewählt. Dieses Horn besitzt verschiedene wunderbare Eigenschaften, die z. T. aus literarischen Quellen stammen (Vor. 126 ff.). Der Dichter will, dafs das Horn diese Eigenschaften von denselben Feen zugeteilt bekommt, die sonst als schicksalsbestimmende Feen bei der Geburt eines Kindes anwesend sind. Das Horn hat u. a. die Eigentümlichkeit, in den Händen Gerechter immer voll Wein zu sein, wogegen der Wein verschwindet, sobald es in sündige Hände gerät. Dieser Zug ist der altfranzösischen Literatur sehr gut bekannt; keuschheits- und unschuldsbestimmende Gegenstände werden dort häufig erwähnt. Auch in den Volksmärchen ist dieses Motiv verbreitet. Wenn das Horn als Mittel zur Herbeirufung Oberons gebraucht wird, so sehe ich darin nicht nur den Einflufs der chanson de Roland, sondern auch der Legende von Salomon und Morolf. In dieser Legende bläst der Held vor seiner Hinrichtung in sein Horn und ruft dadurch die Hilfe seines im Verstecke liegenden Heeres herbei (über diese Legende ausführlich Vesselofskij, Solomon und Kitovras, 1872). Dasselbe Motiv wird von unserm Dichter auch im Tormontabenteuer verwendet. Bei Empfang des Hornes wird Huon gemahnt, in dasselbe nur im Augenblick höchster Gefahr zu blasen, weil er sonst die Hilfe Oberons verspielen würde. Vgl. dazu folgendes sibirische Märchen (Potanin, Tungusko-tibetskaja okraina, Bd. II, 1893, S. 293): Ein Chan bekommt von seiner Schwester ein Horn, in welches er blasen soll, wenn ihn Feinde angreifen: seine Schwester wird das Blasen hören und mit ihrem Heer zur Hilfe kommen. Der dumme Chan hat einmal umsonst geblasen; seine Schwester sammelte ihr Heer und kam ihm zur Hilfe, Als sie sah, dafs der Anruf umsonst war, machte sie dem Bruder heftige Vorwürfe. Später blies der Chan noch einmal grundlos; auch diesmal kam die Schwester mit ihrem Heer. Als den Chan jedoch seine Feinde wirklich bedrängten und er zum

drittenmal blies, blieb die Hilfe aus, weil die Schwester dachte, dafs das Blasen auch diesmal unbegründet wäre; der Chan wurde besiegt und enthauptet (vgl. dazu auch die Fabel vom Hirt und Wolf). Das Horn hat noch eine andere Eigenschaft: alle, die es hören, vergessen ihren Kummer und Hunger und müssen singen. Zu diesem Motiv vgl. V. Aly (Volksmärchen bei Herodot S. 219), der auf ein Instrument bei Herodot hinweist, dafs alle zum Tanzen zwang. (Bolte-Bolivka, Anmerkungen II, S. 503, Festschrift zur Begr. des 5. allg. dtsch. Neuphilol.-Tages 1892, S. 1 ff.; Herrigs Archiv Bd. 90, S. 289; Panzer, Beowulf S. 58 ff.; Zs. f. d. A. 33, 171: in der kelt. Erzählung von Maelduin wird über eine Insel berichtet, wo alle unwillkürlich lachen müssen. Meraugis de Portlesguez gerät in ein Schlofs, wo alles singen mufs.)

Bei der Trennung von Huon beginnt Oberon zu weinen. Auf die Frage nach dem Grunde seiner Traurigkeit antwortet er, dafs er grofse Gefahren, die Huon drohen, vorauswisse. Ähnliches in Salomon und Morolf: Morolf sah eine Hochzeit und begann zu weinen, weil er wufste, dafs der Bräutigam einige Tage nach der Hochzeit sterben würde.

Weiter folgt das Tormontabenteuer. Die Quellen dieses Teiles sind mir nicht klar, obgleich zweifellos der Dichter solche gehabt haben mufs. Z. T. hat ihm zwar als Quelle die Legende von Salomon und Morolf gedient (Verurteilung Huons zum Tode, Hornanruf und Rettung des Helden durch seine in der Nachbarschaft verborgenen Mannschaften). Diese kann aber unmöglich das ganze Material erschöpfen. Zu dem Hornruf vgl. noch Saxo Gram., übs. Hermann I, 45, wo Harding während eines Schmauses getötet werden soll und im entscheidenden Moment auf seinen Hornruf die verborgenen Gefährten ihm zuhilfe kommen. Vgl. weiter Vesel, a. a. O. S. 297; Sbornik, Petersb. Akad. 28, 84 ff.; Zeitschr. f. slav. Philolog. 6, 401, wo viele weitere märchenhafte Parallelen zu dem Hornstofs angeführt werden. Bei Herodot I, 23 f. und Afanasjev Nr. 118[d] wird nicht geblasen, sondern gesungen.

Es folgt die Episode von Dunostre. Der Name bedeutet wohl dasselbe wie Durestant, Durester in den chansons de geste. Ich schlage zur Erklärung dieses Namens, in Ermangelung einer besseren, den geographischen Namen Durostolum, Dorostena, Durostrum, eine Stadt an der unteren Donau, vor. Sie hat im 12. Jahrhundert als äufserste Militärstation auf der Grenze des byzantinischen Reiches gegenüber den nördlichen Nomaden gedient. Ende des 12. Jahrhunderts ging sie an das bulgarische Reich über (Dristra). Was den Inhalt der Dunostreepisode anbetrifft, so ist sie, wie Vor. festgestellt hat, eine freie Nachahmung des Ivain. Der Dichter setzt eine Verwandte von Huon, Sybille, in das Schlofs des Riesen, damit sie dem Helden in seinem Kampf gegen diesen hilft. Der Riese hat einen haubert in seiner Gewalt, der jeden, der ihn anzieht, unbesiegbar macht. Dies Motiv des unbesiegbar machenden Gewandes ist sehr verbreitet (vgl. Afanasjev Nr. 120a, 120b, im

Deutschen-Wolf S. 148, Klettke S. 182, Erlenwein S. 25 usw.; Hartland, The legend of Perseus I, 163 ff.; Panzer, Deutsche Sagen, 1904, S. 41 f., 75 f.; Saxo Gram., übs. Hermann I, 65 usw. Der haubert paſst nur den sündenfreien Menschen, dieselbe Eigentümlichkeit, die auch andere Prüfungsmittel der Reinheit, wie im altfranzösischen mantel usw., haben. Wenn der haubert im Wasser nicht untergeht und im Feuer nicht brennt, so ist das ein Anklang an die Legende vom hl. Rock, die zu Beginn des 13. Jahrhunderts durch ihre Lokalisierung in Trier sehr verbreitet wurde (Beiſsel, Geschichte des hl. Rockes, 1891, S. 17 ff.). Übrigens wird der unbesiegbar machende haubert im Huon nur als ein zufälliger Zug verwendet. Trotz der Tatsache, daſs Huon in seinen Besitz gerät, wird er im weiteren Verlauf der Erzählung nicht mehr erwähnt. Die Art und Weise, auf welche Huon dieses Panzerhemd erhält, ist sehr einfach: der Riese hat den Einfall, Huon vorzuschlagen, den haubert anzuprobieren. Natürlich paſst er ihm sehr gut und es gelingt ihm, vermittels der dadurch erhaltenen Kraft den Riesen zu töten. Nachdem der Riese besiegt ist, nimmt Huon ihm seinen Ring ab. Dieser Ring wird ihm von groſsem Nutzen sein: der Emir von Babylon war dem Riesen untertänig; sobald dieser von dem Emir etwas verlangte, schickte er ihm mit dem Boten seinen Ring, worauf der Emir ihm alle Wünsche erfüllte. Hier handelt es sich um den Siegelring der orientalischen Herrscher. Hammer-Purgstall, Abhandlungen über die Siegel der Araber, 1848, S. 4 ff. schreibt: „In Persien, in Ägypten und selbst in Griechenland war der Siegelring das Symbol des Herrschers und der unumschränkten Macht, womit der König den obersten Würdenträger des Reiches, den mit dem höchsten Amte des Staates Betrauten, bekleidete.“ Hammer-Purgstall weist weiter auf Daniel VI, 17 hin, wo Ahasveres dem Mardochäus seinen Siegelring und seine Macht übergibt; Thykidides I, 129: Xerxes übergab sein Siegel dem Artabazes, damit er es als Zeichen des Vertrauens König Pausanias zeigte; auch Plutarch, Leben des Alexander, wo Alexander seinen Siegelring Perdkas schickte. Unser Dichter hatte also eine Vorstellung von dieser orientalischen Sitte, die ihm vielleicht auf literarischem Wege zugeflossen war.

Nach der Tötung des Riesen fährt Huon weiter nach Babylon. An einer Stelle läſst er seine Gefährten zurück und bittet sie, 40 Tage auf ihn zu warten. Die Gefährten versprechen ihm natürlich, länger, sogar ein ganzes Jahr warten zu wollen. Eine bestimmte Zeit zu warten, ist, wie bekannt, ein sehr verbreitetes internationales Motiv. — Huons weiterer Weg ist durch ein Meer gesperrt. Als er nicht weiſs, wie er hinüberkommen soll, erscheint plötzlich ein Zauberwesen, Luiton, das ihm seine Hilfe anbietet. Dieses Wesen ist nichts anderes als Malabron, ein Mensch, der durch Zauber in einen Meergeist verwandelt wurde (vgl. dazu: Märchen, Schweine Circes, Esel von Apoleus, Werwolf und ähnliches). Wie Huon durch Luiton, wird bei Herodot I, 23 ff. Arion aus dem Meere durch einen Delphin ans Ufer getragen.

Der Zugang zum Schlosse des Emirs von Babylon ist durch vier Brücken geschützt. Auf jeder von diesen wird dem ungebetenen Besucher ein Glied abgeschnitten, so daſs der Eindringling zuletzt ohne Arme und Beine hineingerät. Ähnliche Schutzmittel für ein Herrscherschloſs waren gewöhnlich nicht üblich. Der Dichter dachte dabei nicht an einen wirklichen Herrscher, sondern stand unter dem Einfluſs seines märchenhaften Materials bezüglich der schweren Aufgaben. In den Märchen, wo über diese berichtet wird, sind ja gewöhnlich die verlangten Gegenstände von allerlei gefährlichen Hindernissen umgeben, so daſs schon der Zugang zu ihnen verhängnisvoll wird. Das Brückenmotiv im besonderen steht in Verbindung mit den orientalischen Höllenbrücken, wodurch die Menschenseelen nach dem Tode geprüft werden. Hierher gehört wohl auch die Brücke im Lancelot.

Nachdem die Brückenschwierigkeiten überwunden waren, geriet Huon in einen wunderschönen Garten, in dessen Mitte ein Jungbrunnen floſs, der aus dem Paradiese stammte. Das ist ein Anklang an Genesis II, 10 ff.: et fluvius egreditur de loco voluptatis ad irrigandum Paradisum. Die Schlange, die im Huon diesen Brunnen beschützt, stammt auch aus Genesis III, 5: sed et serpens erat ... Was den Jungbrunnen anbetrifft, so ist die mit ihm verknüpfte Legende zu verbreitet, als daſs wir eine bestimmte Quelle dafür zu suchen brauchten. Er wird u. a. erwähnt im Priester Johann (Zarnke S. 66 ff.) und im Alexander-Roman (Talbot S. 336 ff.). Bibliogr. vgl. Dunlop, Hist. of fict., 1888, S. 306; Clouston, A group S. 520 f.; John de Mandeville, ed. Warner, S. 84; Journal of the amer. or. soc. XXVI, 1, S. 19 u. 111; Spieſs, Orient. Stud. II, 1918.

Die Aufgabe der Schlange an dem Brunnen besteht darin, Sündige und Verräter, die sich ihm nähern, zu vernichten, also auch wieder ein Gegenstand zur Unterscheidung zwischen Guten und Schlechten. Es ist dabei auch an den Roman Fl. et Bl. zu erinnern, wo in dem Garten des babylonischen Herrschers eine Quelle flieſst, die zur Feststellung der Jungfernschaft dient.

Im weiteren Verlauf gestaltet der Dichter seine Erzählung mit Hilfe dreier märchenhafter Motive, die ich der Reihe nach behandeln will. Erstens ein Motiv, das ich konventionell sarazenische Prinzessin nenne, zweitens ein Motiv der Errettung des Staates durch einen Gefangenen und drittens ein Motiv des schlauen Eindringens in das feindliche Lager.

Den vielen wunderbaren Gegenständen, wie unbesiegbar machender haubert, Ring des Riesen und Horn Oberons, zum Trotz gerät Huon in die Gewalt des Emirs und wird ins Gefängnis geworfen. Dies ist für unsern Dichter notwendig, weil er damit das Motiv der sarazenischen Prinzessin verbinden kann. Es besteht darin, daſs die Tochter des Herrschers sich in den gefangenen Helden verliebt und ihm für den Fall, daſs er sie heiratet, seine Befreiung verspricht, wonach beide für gewöhnlich entfliehen. Die altfranzösische Literatur kennt dieses Motiv (Vor. 193); seine Ent-

stehung liegt jedoch im grauen Altertum. Auch ist seine Verbreitung sehr grofs. Zu den älteren Beispielen gehören: Seneca, Controv. I, 6; ein Jüngling gerät in die Hände von Räubern; die Tochter des Räuberhauptmanns verliebt sich in den Gefangenen und verspricht ihn zu befreien, wenn er schwört sie zu heiraten. Beide entfliehen nachher. Somadeva I, 97 (übs. Brockhaus); Sridatta wird gefangen und in Ketten gelegt; die Tochter des Hauptmanns verliebt sich in ihn und verspricht ihm die Freiheit, wenn er sie lieben will; der Held geht auf den Vorschlag ein, und beide treffen sich des Nachts; das Mädchen wird schwanger und befreit später den Helden. Ähnliches auch Somadeva II, 172: Saktideva wird zum Tode verurteilt und in Ketten gelegt; die Tochter des Fischerkönigs verliebt sich in ihn und sagt zu ihm: „Ich will dich aus diesem Kerker befreien, wenn du nur meinen Wunsch erfüllst. Alle Freier, die meinen Brüdern gefielen, habe ich abgewiesen, doch als ich dich sah, entstand heftige Liebe in meinem Herzen, Darum nimm mich zur Gattin“ usw. Das Thema ist auch in Volksliedern sehr häufig verwendet worden. So heifst es in einem katalanischen Liede: Im französischen Lande liegt ein Gefängnis; im Gefängnisse befinden sich 33 Gefangene. Sie singen ein Lied, ein Mädchen hört sie am Fenster. Einer von ihnen leitet den Gesang, und ihn gewinnt das Mädchen lieb. Sie geht zu ihrem Vater und bittet ihn um die Schlüssel des Gefängnisses, um den Geliebten zu befreien. Der Vater schlägt ihr die Bitte ab und erklärt ihr, dafs alle Gefangenen bald an den Galgen kommen würden. Das Mädchen bittet darauf, sie dann ebenfalls mit dem Geliebten zusammen aufhängen zu lassen. Damit schliefst das Lied in einigen Versionen, während in anderen das Mädchen den Vater durch einen Schlaftrunk einschläfert, ihm die Schlüssel entwendet und alle Gefangenen befreit, darunter natürlich auch den Geliebten (Aguiló y Fuster, „Romancer popular de la terra Catalana, cansons feudals“, p. 62 ff. Cf. Ähnliches Rolland I, 286 ff.). Karadžic, Srpske nar. pjesme II, 365—368, 1895. Der serbische Held gerät in die Gefangenschaft eines schwarzen Königs, wird von diesem in den Kerker geworfen und verbringt daselbst sieben Jahre. Er weifs nicht, wann der Sommer und wann der Winter kommt, und empfängt davon nur dadurch Kunde, dafs die Tochter des arabischen Königs ihm im Winter Schneebälle und im Sommer Kornblumensträufse zuwirft. Im achten Jahre hat er nicht sowohl den Kerker als die arabische Königstochter satt, die ihn jeden Morgen und jeden Abend besucht. Sie spricht zu ihm: „Schwöre mir, dafs du mich als deine Liebste zu dir nehmen wirst, und ich werde dich aus dem Kerker und deinen Grauschimmel aus dem Stalle führen, werde dir gelbe Dukaten geben und lebe dann wohl, Marko.“ Marko schwört ihr Treue, sie befreit ihn, und beide fliehen. Als aber der Morgen kam und das Mädchen ihn mit ihren schwarzen Armen umfafste, und als er gewahr wurde, dafs sie ganz schwarz war, und dafs nur ihre Zähne weifs erglänzten,

da reute ihn sein Schwur: er zog seinen Säbel und hieb ihr den Kopf ab. Da Marko diese Sünde begangen hatte, hatte er nachher viel zu tun, um seine Seele zu retten. — In einem anderen serbischen epischen Liede (Karadžič, a. a. O. p. 596) ist davon die Rede, wie die Türken den Jakšič Stepan gefangen nehmen. Da sie seinen Heldenmut sehen töten sie ihn nicht, sondern bringen ihn zum Vezier, und dieser läfst ihn vor den türkischen Kaiser führen. Dieser redet Jakšič zu, ganz Türke zu werden und verspricht ihm, ihn dann wie seinen eigenen Sohn zu halten, aber der Held lehnt das Anerbieten ab. Der türkische Herrscher will ihn darauf töten lassen, aber der Vezier bittet um Aufschub, da er immer noch hofft, dafs es ihm gelingen werde, den Jakšič zum Türken zu machen. Er verspricht ihm als Belohnung für den Übertritt die Hand seiner Tochter. Der Held bleibt fest. Er wird nun in die Sklaverei nach Nowy Bazar verkauft, ins Gefängnis geworfen, bleibt aber auch dort seinem Glauben treu. Nach einem Jahre kommt die Tochter des Paschas von Novy Bazar zu ihm, sucht ihn willig su machen, Türke zu werden, und ist bereit, seine Geliebte zu sein. Der Held aber ist unerschütterlich und antwortet ihr: „Mein Gesetz kann es nicht gestatten, dafs ein Christ eine Türkin küsse; der klare Himmel kann sich öffnen, Steine werden vom Himmel herabfallen und mich und dich erschlagen.“ Da sagt das Mädchen, dafs sie bereit sei Christin zu werden, wenn er ihr schwöre, sie zu seiner Geliebten zu machen. Der Held leistet den Eid, beide fliehen nach Belgrad und heiraten sich.

Dasselbe Motiv wird auch in den bulgarischen epischen Volksliedern verwendet: vgl. Sbornik za narodni umotv. II, 94, III, 95 usw. Bei Behandlung dieses Motivs in den serbischen Liedern hat Chalanskij (Legenden über Kralevič Marko II, 456) auf Parallelen aus anderen Literaturen hingewiesen, nämlich in Digenis und in einer serbischen Chronik. Im Digenis Akritas (hg. Sathas et Legrand, C. 6, S. 133) wird berichtet, wie Digenis Krieg gegen einen Emir führte; dieser schlug ihn und setzte ihn drei Jahre in einer Festung gefangen. Die Tochter des Emirs verliebte sich in ihn, befreite ihn in Abwesenheit ihres Vaters und machte ihn zu ihrem Geliebten. Der Held schwur, das Mädchen nicht zu verlassen und sie zu heiraten. Daraufhin entflohen sie zusammen. Digenis hielt aber seinen Schwur nicht, sondern verliefs das Mädchen. — Der andere Hinweis von Chalanskij bezieht sich auf die serbische Chronik des Popen von Duklja (12. Jahrh.). Der Zar Samuel hielt den Fürsten Wladimir gefangen. Die Tochter Samuels, Kossara, sah den schönen Helden im Kerker und verliebte sich in ihn. Sie bat ihren Vater, Wladimir zu befreien und ihn ihr zum Gatten zu geben. Nach langer Weigerung gab Samuel seine Einwilligung dazu (Crnčič, Popa Dukljanina letopis, 1874, S. 42 ff.). In einer Reihe von Legenden ist unser Motiv mit dem Thema von Salomon und Morolf verbunden. W. Mapes, De nuigs. cur. dist. 3, Kap. 4: Raso nam einen Emir gefangen und überliefs ihn der Obhut seiner Frau.

Diese verliebte sich in ihn, befreite ihn, und beide entflohen. Weiter begab sich Raso, wie in der Legende von Salomon, verkleidet auf die Suche seiner Frau, wurde erkannt usw. In der polnischen Chronik von Boguphal (Mon. pol., ed. Bielowski II, 512) wird berichtet, wie die Frau Walters in seinen Gefangenen Wislaus sich verliebte und mit ihm entfloh. Im weiteren wiederholt sich die Geschichte: Walter wurde gefangen genommen und in einen Kerker geworfen. Die Schwester Wislaus verliebte sich in ihn und schlug ihm vor, ihn zu befreien, wenn er ihr ein Heiratsversprechen gäbe. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 40 ff. wies weiter auf die russische epische Erzählung von Potok hin, die das oben behandelte Motiv enthält (Potok wurde von Theodor gefangen genommen und erhielt seine Freiheit durch dessen Schwester unter der Bedingung der Heirat). Ähnliche Themen weiter: Von der Hagen, Ges. Ab. Bd. I, Nr. 19; Gesta rom., hg. Keller 1842, 1, 6f. Zum Teil gehört auch die Gretnirsage hierher: Dromund geriet ins Gefängnis und sollte zum Tode verurteilt werden, wenn ihn niemand loskaufte; da ging eine byzantinische Dame vorbei, verliebte sich in ihn, kaufte ihn los und machte ihn zu ihrem Geliebten.

Ich bemerke beiläufig, dafs auch die russischen Dichter des 19. Jahrhunderts das Thema verwendet haben (Puschkin, Lermontov, Tolstoj in der Erzählung „Der Kaukasus-Gefangene“). Über das Gedicht von Puschkin wird berichtet, dafs er sein Thema von seinem Verwandten Nemcov erhielt, der ihm erzählt haben sollte, wie er von den Tscherkessen gefangen und von einer Tscherkessin, die sich in ihn verliebte, befreit wurde (Bartenev, Puschkin in Südrufsland, S. 61). Ich setze die Wahrheit von Nemcovs Erzählung in Zweifel und nehme an, dafs es sich auch bei Puschkin um dasselbe international verbreitete Motiv handelt.

Das zweite Motiv, welches unser Dichter in der Bab.-Episode verarbeitet hat, ist das Agrapart-Abenteuer. Agrapart griff den Emir von Babylon an; da ihm niemand widerstehen konnte, wäre Babylon verloren gewesen, wenn man sich nicht rechtzeitig Huons erinnert hätte. Er wurde befreit und besiegte Agrapart. Dieses Motiv wird in den chansons de geste, wie Voretzsch S. 160 gezeigt, sehr häufig verwendet. Gleichzeitig ist es aber auch ein internationales Märchenmotiv, das wir weit über die Grenzen der altfranzösischen Literatur verfolgen können. In serbischen Liedern wird erzählt wie Kralevič Marko in Konstantinopel gefangen wurde und drei Jahre im Gefängnis verbringen mufste. Er wurde zum Hungertode verurteilt, jedoch trotzdem heimlich ernährt. Inzwischen drohte dem Zaren von Stambul der Albanese Mussa, dem niemand widerstehen konnte. Bei dieser Gelegenheit erinnerte man sich Markos, holte ihn aus dem Gefängnis, und Mussa wurde von ihm besiegt. Chalanskij (Legenden über Kralevič Marko III, 499 ff.) hat für das Motiv reiches Material aus den serbischen, bulgarischen und russischen Liedern gesammelt. Vor ihm hat schon O. Miller (Ilja Muromec S. 673 ff.) auf die Parallelen im altfranzösischen Epos hingewiesen.

Aufserdem kommt das Motiv auch in den Märchen und den orientalischen Erzählungen ziemlich häufig vor. Z. B. lesen wir in dem sibirischen Märchen (Radloff, Proben II, 382): Der Held Schünü geriet in Gefangenschaft und safs bereits drei Jahre im Gefängnis, als ein Nachbarzar seinem Bezwinger einen Bogen schickte und verlangte, dafs ihn jemand im Reiche spannen möge. Geschähe dies nicht, so würde er Tribut verlangen. Niemand war imstande, dem Verlangen nachzukommen, bis man sich Schünüs erinnerte, der den Bogen spannte und dadurch das Reich von dem Tribut befreite (ähnliches ebd. I, 206). W. Miller, Exkurse S. 78, wies auf das iranische Epos hin: Isfendiar wurde verleumdet und in den Kerker geworfen; die Feinde des Reiches hörten davon, wurden unternehmend und griffen das schutzlose Land an. Der König bereute, den Helden gefangengesetzt zu haben, befreite ihn, und er vertrieb die Angreifer; hierauf versöhnte er sich mit dem König (Mohl, Livre des rois Bd. 4, S. 317—375). Es ist noch eine Stelle aus dem arabischen Roman Antar hinzuzufügen: Antar geriet in Monzars Gefangenschaft; gegen diesen rüstete sich sein Feind Nushirwan mit seinem Helden Khosrewan. Im ersten Kampf wurde Monzar geschlagen; er erinnerte sich nun an Antar, befreite ihn und schickte ihn in den Kampf, wo er schnell den Sieg errang (Clouston, Popular tales and fict. I, 41).

Chalanskij l. c. erklärt dieses Motiv aus dem Märchen von Akir, das auf slavischem Boden früh bekannt war. Ich bin jedoch der Ansicht, dafs das Märchen vom weisen Achiqar nicht nur für die slavischen, sondern auch für abendländische und orientalische Beispiele unseres Motivs von Bedeutung war. In dem arabischen Märchen vom Achiqar wird erzählt (B. Meifsner, Das Märchen vom weisen Achiqar, 1917): Der verleumdete Achiqar wird zum Tode verurteilt. Seine Frau überredet den Henker, ihn nicht zu töten. Dieser enthauptete an seiner Stelle einen anderen Verbrecher, der Achiqar selbst wird verborgen und heimlich ernährt. Die Feinde des Pharao erfahren, dafs der weise Achiqar nicht mehr lebt, und werden übermütig. Als Herausforderung schicken sie dem Pharao schwer lösbare Rätsel; gelingt ihm deren Lösung nicht, so mufs er Tribut zahlen. Pharao ist in höchster Verlegenheit; da wird ihm eröffnet, dafs Achiqar noch am Leben ist. Er wird an den Hof geholt, löst die Rätsel und rettet dadurch das Reich. Meifsner (a. a. O. S. 19 ff., 31) verfolgt dieses Motiv bis ins Altertum zurück und stellt fest, dafs es in der assyrischen Epoche, vielleicht in Ninive, entstanden ist. Im Abendlande bekam das Märchen dadurch grofse Verbreitung, dafs es mit der Figur des Äsopus in Verbindung gebracht wurde (Pauly-Wissowa VI, 171 ff.; Theodor Nöldeke, Untersuchungen zum Achiqar-Roman, 1913, S. 61 ff.). Im Orient wurde das Thema sehr früh verschiedenartig verwendet. Nöldeke a. a. O. weist auf die Erzählung in Shahname hin, wo der weise Buzurghmir wie Achiqar aus dem Gefängnis geholt wird, um schwere Aufgaben des Feindes zu lösen. Im Şukasaptati (Das Aus-

land, 1859, Nr. 20, S. 459, Benfey) wird ebenfalls erzählt, wie der König Nanda einen Weisen ins Gefängnis geworfen hatte, weil dieser ihm unerwünschte Belehrungen erteilte. Als sich das Gerücht vom Tode des Weisen verbreitete, schickte ein Feind dem König schwere Rätsel usw. (die Geschichte von Achiqar ist u. a. auch von K. H. Charles, The apocrypha of the Old Testament, 1913, Bd. II, S. 715 ff. untersucht worden).

Das Achiqar-Motiv ist also sehr verbreitet, und daher steht der Annahme nichts im Wege, dafs es auch als Quelle für unser oben erwähntes Motiv gedient hat. In den abendländischen, sowie in den morgenländischen epischen Themen wurde natürlich der Weise durch einen Krieger ersetzt, um das Motiv dem Geiste des Heldenepos anzupassen.

Als Huon im Kerker safs, erklärte ihm die Tochter des Emirs, dafs sie ihren Vater hasse und bereit sei, den gefangenen Franzosen Waffen zu geben, damit sie ihn eines Nachts überfallen könnten; sie bot sich an, den ersten Streich auf ihren Vater zu führen. Dieser Zug (die Feindschaft der Tochter, die ihrem Geliebten hilft, ihren Vater zu töten) stammt auch aus der Legende. Somadeva I, 11: Der Held geriet zu dem König Asura, der eine schöne Tochter hatte. Diese ging dem Helden weinend entgegen und erklärte sich unglücklich, weil sie kein Mittel hätte, ihm gegen ihren Vater zu helfen. Es gelingt jedoch dem Helden, mit Hilfe der Tochter den Vater zu besiegen und zu töten, wonach beide heiraten. Masoudi, Prairies d'or III (traduct. de Meynard S. 83): Sabour belagerte Daizen erfolglos in seiner Festung. Daizens Tochter verliebte sich in Sabour und bot ihm gegen Heiratsversprechen an, heimlich die Tore der Stadt zu öffnen. Sabour versprach die Heirat, eroberte mit Hilfe der Schönen die Stadt und hielt sein Versprechen. Hernach jedoch enthauptet er sie, weil sie ihren Vater verraten hatte. Clouston, A group of eastern romances 524 ff.: Der König Siricap hatte seine Tochter zur Strafe für ein Vergehen an einen Felsen angeschmiedet; es wurde ihr prophezeit, dafs sie von demjenigen befreit werde, der ihren Vater töten würde. Der Held mufste mit dem Vater um den Kopf des Verlierers Schach spielen; er erfuhr durch die Tochter das Geheimnis dieses Sieges, gewann das Spiel, enthauptete den König und befreite die Tochter (ähnliches auch bei Schott, Wallachische Märchen Nr. 17). In dem Roman Gul o Sanaubar verliebt sich ebenfalls die Tochter in den Helden, der ihren Vater tötet. Das Motiv ist sehr alt; wir finden es bereits in der Erzählung von Pterelaos (Roschers Lex. III, 2, S. 3261 ff). Vgl. dazu auch Floovent und Wolfdietrich.

Es ist zu bemerken, dafs unser Dichter die oben erwähnten Motive ganz willkürlich verwendet, ohne die Einzelheiten sorgfältig logisch miteinander zu verknüpfen. So schildert er uns z. B. einerseits, dafs die Tochter des Emirs den ersten Streich gegen ihren Vater führen will; andererseits aber berichtet er, dafs diese

Mitleid mit dem in seiner Hilflosigkeit Agrapart gegenüber weinenden Vater empfindet und über Hilfe nachsinnt. Weiter, als Agrapart getötet war und Huon, um die von Karl geforderten Zähne und Barthaare des Emirs zu bringen, mit diesem das Gleiche vornehmen wollte, machte er dem Emir den Vorschlag Christ zu werden, um ihm dadurch das Leben schenken zu können. Dieser Vorschlag stammt aus den älteren epischen Liedern und ist hier nicht am Platz, weil es sich von selbst versteht, dafs Huon den Emir töten mufste, um von ihm die Zähne zu bekommen. Huon hätte den Emir übrigens schon am ersten Tage, als er in dessen Schlofs erschien, töten können. Er besafs ja auch damals schon sein unbesiegbar machendes Panzerhemd, auch Alberich hätte damals ebensogut wie später erscheinen können, um ihm zu helfen. Der Dichter hat die Enthauptung des Emirs hinausgeschoben, um die oben erwähnten Motive in das Gedicht hineinzubringen und dadurch die Erzählung zu verlängern.

Die babylonische Episode ist jedoch mit den beiden oben erwähnten Motiven noch nicht erschöpft. Sie wurde vom Dichter durch noch ein Moment erweitert. Als Huon gefangen safs, kamen ihm seine Gefährten, mit Gériaume an der Spitze, auf folgende Weise zur Hilfe: Gériaume gab sich für einen vornehmen Sarazenen aus und erhielt dadurch Zutritt zum Schlofs des Emirs, sowie zu dem gefangenen Huon. Diese Hilfe Gériaumes war eigentlich überflüssig, weil, wie wir weiter erfahren, der Held durch die Agrapart-Episode seine Freiheit bekommen sollte und sie daher ungenutzt bleiben mufste. Dieses Verkleidungsmotiv stammt, wie Voretzsch angegeben (S. 178), z. T. aus dem Charroi de Nimes und z. T. aus der Prise d'Orange. Ich will mir erlauben zu diesem Motiv einige Bemerkungen zu machen: im Charroi de Nimes wird berichtet, dafs Wilhelm auszog, Nimes zu belagern. Unterwegs bemerkt Garnier, einer seiner Leute, Kinder, die auf einem Salzfafs spielten. Das brachte ihn auf den Gedanken, in Fässern verborgen in die feindliche Stadt einzudringen. Dieser Gedanke wurde sofort ausgeführt; Wilhelm befahl, alle Fässer und die erforderliche Zahl Ochsengespanne in Beschlag zu nehmen. In die Fässer setzte er seine Krieger, verkleidete sich selbst in einen Kaufmann und zog in die feindliche Stadt. Als er sich nach dem Einzug mit dem Herrscher von Nimes über seine Handelsreise unterhielt, entstand unter seinen in Ochsentreiber verkleideten Leuten ein Streit mit den Sarazenen. Wilhelm blies in sein Horn, die Krieger brachen ans den Fässern, und die Stadt wurde erobert. Zur Erklärung dieses Motivs müssen folgende Stellen aus der Erzählung von Firdusi herangezogen werden (Mohl, Livre des rois 4, 423 ff.): die Schwestern von Isfendiar wurden gefangen genommen und dieser wollte sie befreien; jedoch konnte er die feindliche Stadt nicht erobern. Er verwandte daher folgende List: er belud hundert Kamele teils mit Handelswaren, teils mit Kisten, in denen Krieger verborgen waren. Sich selbst verkleidete er in einen Kaufmann

und erhielt auch sofort Zugang in die Stadt. Der König fragte ihn nach seinem Namen und dem Verbleiben des Isfendiar. Seine Schwestern fragten ihn ebenfalls nach ihrem Bruder. Isfendiar, um nicht erkannt zu werden, beschimpfte Isfendiar, wurde jedoch von den Schwestern an seiner Stimme erkannt. Im weiteren Verlauf erzählte er dem König, er sei in grofser Sturmgefahr gewesen und habe das Gelübde getan, in jeder Königsstadt einen reichen Schmaus für die Armen zu geben. Er bitte den König um die Erlaubnis, hierzu alle seine Befehlshaber und Staatsbeamten einladen zu dürfen, sowie einen grofsen Scheiterhaufen anzuzünden (zum Zeichen für seine aufserhalb der Stadt verborgen liegenden Gefährten). Der Scheiterhaufen wurde entzündet, die im Hinterhalt verborgenen, sowie die in den Fässern liegenden Krieger griffen die Stadt an und eroberten sie.

Dasselbe Motiv wird von Firdousi, Livre des rois III, 250 ff., noch anders erzählt; Bijen unterhält ein unerlaubtes Verhältnis mit der Königstochter Menijeh; ihr Vater Afrasiab bekommt Bijen durch eine List in seine Gewalt und wirft ihn in einen durch einen schweren Stein verdeckten Graben. Die Tochter wird verstofsen und soll ihren Geliebten durch Betteln ernähren. Rustem erfährt von der Gefangennahme Bijens und sammelt ein Heer, um ihn zu befreien. Er verkleidet sich in einen Kaufmann und fährt mit Waren in Begleitung eines Heeres nach der Stadt. Das Heer wird aufserhalb im Hinterhalt gelassen, Rustem selbst mit seinen Waren bekommt Zutritt zur Stadt. Menijeh beklagt sich bei ihm über Bijens Unglück und bittet ihn, Rustem darüber zu berichten. Dieser, um nicht erkannt zu werden, weigert sich, mit Rustem etwas zu tun zu haben, kundschaftet aber alle Einzelheiten der Gefangennahme Bijens aus. Er gibt dem Mädchen Nahrung für Bijen und legt seinen Ring hinein. Bijen sieht den Ring und erkennt, dafs Rustem in der Stadt ist. Rustem befiehlt dann Menijeh, einen Scheiterhaufen an der Grube zu errichten und ihn in der Nacht zu entzünden, damit er und seine Gefährten in der Nacht wüfsten, wo Bijen sei. Der Scheiterhaufen wird entzündet, Bijen befreit und die Feinde bestraft. Im Zusammenhang mit den oben erwähnten Stellen aus Firdousi weist W. Miller, Etnogr. Rundschau II, 24 (russisch) auf die kaukasischen Märchenparallelen in demselben Motiv vom Eindringen Rustems in die feindliche Stadt hin.

Das Eindringen in eine feindliche Stadt mit Hilfe von Verkleidung oder versteckt in irgendeinen Gegenstand ist weit und breit bekannt. Es findet sich bereits in den altägyptischen Märchen (Wiedemann, Altäggypt. Sagen S. 113: Die Angreifer drangen in die Stadt in Gefäfsen, die als Geschenk geschickt wurden). Weitere Beispiele des Motivs siehe in meinen Beiträgen zur Entstehungsgeschichte der altprovenzalischen Lyrik in dem Kap. über Fl. et Bl. Das Motiv der Verkleidung in einen Kaufmann ist natürlich orientalischen Ursprungs. Firdousi hat Ende des 10., Anfang des

11. Jahrhunderts geschrieben, er hat jedoch ältere Legenden benutzt und verarbeitet; es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs dieses Motiv noch bedeutend älter ist. Was den Charroi de Nimes anbelangt, so hat diese Erzählung mit der Version von Firdousi besondere Ähnlichkeit. Der Dichter dieser chanson de geste hat nur das ursprüngliche Thema verkürzt und vereinfacht. Bei ihm ist die Verkleidung als ein glücklicher Einfall von Garnier dargestellt. Fässer und Ochsengespanne wurden beschlagnahmt. Der Dichter vergifst aber zu erwähnen, woher Wilhelm die Handelswaren genommen hat, die er in Nimes den Sarazenen zeigte. Auch der Schlufs ist verkürzt: der Epilog wird sofort nach dem Einzug der Franzosen in die Stadt gehalten. Der Verfasser der Prise d'Orange kannte seinerseits die Erzählung des Charroi de Nimes; er entnahm daraus die Verkleidungskriegslist, vereinfachte und entstellte aber das Motiv. Bei ihm verkleidet sich der Held nicht in einen Kaufmann, sondern in einen sarazenischen Dolmetscher aus Afrika. Trotzdem kennt dieser Dolmetscher Wilhelm und kann dem sarazenischen Herrscher manche Einzelheiten über ihn berichten. Um die Erzählung breiter ausspinnen zu können, verbindet er das Verkleidungsmotiv mit dem der sarazenischen Prinzessin, zu welchem Zweck der Held natürlich erkannt und ins Gefängnis geworfen werden mufs. Den Schlufs der Erzählung in der Prise d'Orange bildet die Rückkehr zum Verkleidungsmotiv: der Held bemächtigt sich der Festung, während seine im Hinterhalt liegende Mannschaft (in diesem Fall ein französisches Heer) die Stadt von aufsen angreift.

Der Dichter Huons folgt zuerst der Erzählung der Prise d'Orange; er kannte aber auch eine ausführliche Version des Motivs, denn er läfst den Helden nicht allein, sondern in Begleitung der zwölf Gefährten eindringen. Diese letzteren, die in dem traditionellen Thema in Gefäfsen verborgen eingeführt werden, verwandeln sich bei ihm in die Gefangenen des verkleideten Gériaume. Auch gibt sich Gériaume dem Mädchen nicht ohne weiteres zu erkennen, sondern fragt sie über den Helden aus, wie in der Version von Firdousi; erst hiernach entdeckt er sich ihr.

Die nächste Entwicklungsstufe dieses Motivs stellt Floovent dar. Der Autor der zu uns gelangten Version kannte Huon und ahmte ihn nach, wobei weitere Verzerrungen des Motivs eintraten. Im Huon führt Gériaume seine zwölf Gefährten in die feindliche Stadt unter dem Vorwand, dafs es gefangene Franzosen seien, und sie werden daher zu dem Helden in den Kerker geworfen. Um dieses Schema auszufüllen, erzählt uns der Dichter des Floovent von den zwölf pairs von Frankreich, die auf unerklärliche Weise von den Sarazenen gefangen genommen und zu dem Helden in den Kerker geworfen werden. Auch sonst wird das Motiv im Floovent entstellt. So läfst der Dichter das Mädchen ihre Heiratsanträge nicht direkt an den Helden richten, sondern durch Vermittlung seines Dienstmannes Richier an ihn gelangen.

Eine Nachahmung Huons seitens des Dichters von Floovent finden wir auch noch an einer andern Stelle. Im Floovent wird berichtet, wie Richier von einem Ritter unversehens angegriffen wurde, da dieser Richier für einen Sarazenen hielt; der Ritter wurde getötet. Auf der weiteren Reise begegnet Richier Graf Emelon, der sich auf der Jagd befand. Richier war hungrig und bat Emelon um Essen; er wurde auch auf freundliche Weise bewirtet. In diesem Augenblick brachte man die Leiche des Ritters, der ein Sohn des Grafen Emelon war. Richier gestand, daſs er ihn getötet habe und bat um Gottesgericht durch Zweikampf. Dieser fand statt; als Emelon von Richier bedrängt wurde, lieſs dieser von ihm ab und übergab ihm seine Waffe. Der gerührte Graf verzieh ihm den Tod seines Sohnes, jedoch unter der Bedingung, daſs Richier sein Land verlieſse. Diese Erzählung ist nichts anderes als Wiederholung und Verkürzung des Anfangsteiles von Huon, z. T. auch Entstellung, wodurch das Thema zusammenhanglos und unverständlich wird. So bleibt der Angriff des unbekannten Ritters auf Richier schlecht begründet, das Zusammentreffen Richiers mit Emelon ist auch zufällig. Die Bedingung der Verzeihung erübrigt sich, da der Held ohnedies nicht im Lande verblieben wäre. Auch war er kein Dienstmann von Emelon und dieser daher nicht berechtigt, ähnliche Forderungen an ihn zu stellen. Alle diese Unreimlichkeiten weisen klar darauf hin, daſs wir es hier mit einem ungeschickten Nachahmer zu tun haben.

Weitere Entstellung erfuhr das Motiv der Verkleidung im Fierabras, und ich halte dementsprechend den zweiten Teil dieses Romans für jünger als Huon de Bordeaux.

Damit sind wir mit unserer Betrachtung der Babylonepisode am Ende. Die von Karl gestellten schweren Aufgaben wurden von Huon ausgeführt, und der Held brauchte nunmehr nur nach Frankreich zu fahren, um Karls Versöhnung endgültig zu erwirken. Dieser Schluſs erschien jedoch unserm Dichter zu schlicht. Daher erweiterte er seine Erzählung durch Elemente, die er aus Seeabenteuerromanen entlehnte. Hier geht der Einfluſs, wie bereits Voretzsch angedeutet, vor allem vom Apolloniusroman bzw. Jourdain de Blaives aus. Aus diesen Romanen rührt die Trennung der Geliebten, sowie die Begründung dieser Trennung her: daſs sie nämlich nicht vor der Taufe des Mädchens zusammenleben durften. Als dies Gebot verletzt wurde, erhob sich ein Sturm, und das Schiff kenterte. Die Geliebten retteten sich zwar, wurden jedoch getrennt. Zur Bibliographie dieses Motivs des Sturms als Folge der Verletzung eines Gebotes, bzw. eines Verbrechens, die bei Warnke, Lais de Marie de France, 1925, S. CLXX ff. angegeben, ist noch das Material hinzuzufügen, das Chalanskij, Groſsrussische Bylinen, 1885, S. 70 ff. anführt. Er weist auf das Vorhandensein dieses Motivs in einer Reihe altrussischer Denkmäler, sowie Heiligenlegenden hin. Ich kann meinerseits noch anführen: Johannes Monachus, Liber de miraculis, hg. Huber 1913, S. 56. Ein Schiff konnte plötzlich nicht

weiterfahren; der Kapitän hörte eine Stimme: „Beseitige Maria, dann darf das Schiff wieder fahren.“ Wirklich fand sich auf dem Schiff eine Frau dieses Namens, die früher einen Mord begangen hatte. Nachdem sie ins Meer geworfen worden war, konnte das Schiff weiterfahren. In dem Leben der Hl. Theoctista (A. S. Nov. tome 4, hg. Delehayes, S. 121) schnitt ein Seemann der toten Heiligen eine Hand ab, um sie als Reliquie zu bewahren. Als man weiterfahren wollte, konnte das Schiff nicht von der Stelle bewegt werden. Man verstand, dafs der fromme Diebstahl Gott nicht gefiel; die Hand wurde an ihre Stelle zurückgelegt, wonach das Schiff wieder fahren konnte. Ähnliches siehe auch bei H. Günther, Die christliche Legende, 1910, S. 10.

Nachdem Huon von seiner Braut getrennt worden war, geriet diese zu einem sarazenischen Herrscher, dem sie so gefiel, dafs er sie sofort heiratete. Sie behielt sich aber, angeblich eines Gelübdes wegen, das Recht vor, zwei Jahre nicht mit dem neuen Gemahl zu leben. Ähnliche Enthaltsamkeit dem unerwünschten Gemahl gegenüber finden wir auch noch in anderen Legenden: das Mädchen wartet eine bestimmte Zeit auf die Wiederkehr ihres Geliebten, der auch im letzten Augenblick erscheint. Im Huon sehe ich übrigens einen direkten Anklang an Beuve, wo die Heldin ebenfalls einen aufgezwungenen Gatten erhielt, doch bewahrt sie ihre Jungfräulichkeit mit Hilfe eines Zauberstabes (Stimming, Ges. f. rom. Lit. 42, 106). Im Huon wie im Beuve heifst der Gatte Ivori (bzw. Ivorin).

Der obdachlose Huon wird inzwischen von einem Jongleur aufgenommen, wonach er an einem Hofe erscheint und, wie im Apolloniusroman, den Herrscher durch seine Künste in Verwunderung bringt (Vor. 141 ff.). Hierauf folgt der Schachwettkampf Huons mit der Tochter des Herrschers. Dieser Wettkampf hat seine eigene Quelle. Im Salomon und Morolf (Vogt, 1880, S. 46 ff.) wird berichtet, wie Morolf der Königin ein Schachspiel vorschlägt. Die Königin Salme läfst ein prächtiges Schachspiel herbeibringen und setzt 30 Mark ein. Morolf will aber anstatt dessen die schönste Jungfrau aus ihrem Gefolge. Er selbst setzt seinen Kopf ein: „Wilt du spielen gein dem houbet mîn, so setze mir die shônste maget, die dû hast.“ Das Spiel beginnt; als jedoch Morolf zu verlieren droht, reicht er der Königin einen kostbaren Stein mit der singenden Nachtigall. Die Königin ist bei dem Anblick des Steines so hingerissen, dafs sie das Spiel verliert. Wie im Huon, ist auch in dem deutschen Roman das Thema nur unvollständig wiedergegeben. Im Huon verliert das Mädchen das Spiel dadurch, dafs der Held, als er ihren Sieg fürchtete, eine Zote aussprach: hierdurch erregte er ihre Sinnlichkeit so, dafs sie das Spiel verlor. Das Motiv, das in den oben erwähnten Dichtungen verkürzt verwendet wurde, hat folgende vollständige Form: Ein König war im Schachspiel unbesieglich; wollte jemand mit ihm spielen, so bestand der erste Einsatz im gesamten Vermögen des Partners und der

zweite in dessen Kopf. Das Spiel wurde immer vom König gewonnen, der seine Gegner dann enthaupten liefs. Die wirkliche Ursache seiner Unbesiegbarkeit bestand jedoch nicht in seiner Klugheit, sondern darin, dafs er eine Wunderkatze hatte, die unsichtbar die Schachfiguren umstellte. Zuletzt fand sich aber ein Gegner, der diesen Betrug des Königs entdeckte und beseitigte und seinerseits den König enthauptete (Cosquin in der Rom., Bd. 40, S. 397 ff.). In einigen Märchen ist der schlaue Spieler nicht ein König, sondern ein Mädchen (a. a. O. 408 — die Bedingung ist die Hand der Prinzessin, andererseits Verlust des Kopfes). Manchmal treffen wir auch eine courtisane an, S. 413 ff. (Garcin de Tassy, Allégories S. 321). Bei Clouston, A group of eastern romances, S. 524 ff., spielt der Held mit dem König, bekommt jedoch als Gewinn die Hand der Königstochter.

Unser Dichter hat, wie gesagt, dieses Motiv vereinfacht; zum Schlufs, um Huons Treue zu seiner Braut zu unterstreichen, liefs er den Helden auf den Lohn verzichten. Nicht ohne Humor fügt der Dichter hinzu, dafs die Prinzessin über den Verzicht Huons sehr unglücklich war. Nachdem das Spiel zu Huons Gunsten ausgefallen war, trat er in den Dienst des Emirs. Gleich darnach entbrannte ein Krieg zwischen Huons Herrn und Ivorin, weil beide Huons Braut haben wollten. Unser Held wollte natürlich auch in den Kampf ziehen; er bekam jedoch schlechte Bewaffnung und eine alte, hinkende und blinde Mähre. Dessenungeachtet trat er in den Kampf ein und führte den Sieg für seinen Herrn herbei. Dafür bekam er eine hohe Stellung bei Hofe und ein Mädchen nach seiner Wahl angeboten. Voretzsch S. 146 verglich diese Episode im Huon mit dem Percevalroman. Dies ist jedoch unbegründet; unser Dichter hatte nicht den Percevalroman, sondern das Märchen vom Grindkopf im Auge (der Held verbirgt sich unter einem unansehnlichen Kleide und dient bei Hofe als Gärtnergehilfe bzw. Küchenjunge. Als ein Krieg entbrennt, will er mitziehen, wird jedoch verspottet und bekommt zum Schlufs eine erbärmliche, magere Mähre. Im Kampf zeichnet er sich aus, besiegt die Feinde und bekommt eine Prinzessin als Entgelt. Bibliogr. siehe bei Bolte-Polivka S. 109 ff., Anm. 3.). Als Quelle für den Kampf zweier sarazenischer Herrscher um den Preis der Braut des Helden hat unserm Dichter der Roman Beuve d'Hanstone gedient. In diesem gibt es zwei Episoden, die hier in Betracht kommen: 1. Danebrun wollte Josiene heiraten und wurde zurückgewiesen; er erklärte daraufhin dem Vater des Mädchens den Krieg, wobei Beuve auf seiten des Vaters als dessen Sklave gegen Danebrun kämpfte, diesen besiegte und als Lohn dafür zum Ritter geschlagen wurde (Stimming, Ges. f. rom. Lit. Bd. 42, S. 106 ff.). Wie im Huon, geht auch hier dem Krieg um das Mädchen Sturm und Trennung der Geliebten voraus. 2. Die Geliebten wurden durch einen Sturm getrennt; darnach entbrannte ein Krieg zwischen dem Vater der Josiene und ihrem Gatten Ivorin (Sttimming, ebd. 128 ff.). Hier

nimmt Huon auch an dem Krieg teil, wiederum auf seiten des Vaters gegen Ivorin. (Ich bemerke, daſs auch in der entsprechenden Episode im Huon der Held gegen Ivorin auftritt.)

Unser Dichter erweiterte den Kampf um die Braut Huons dadurch, daſs er das althergebrachte Motiv von dem Kampf des Vaters gegen seinen Sohn (umgeformt in den Kampf Huons gegen seinen Dienstmann) hinzufügte. Auſser der Bibliographie, die für dieses Motiv bei Warnke, Lais de Marie de France S. CLIX vorliegt, sind noch die Parallelen hinzuzufügen, die Chalanskij in dem Russ. phil. Boten Bd. 33 (russisch), S. 140 ff. aus dem slavischen Epos erwähnt. In den serbischen Liedern gibt es nicht nur zwischen Vater und Sohn, sondern auch zwischen Onkel und Neffe, Brüdern, Vater und Tochter, Geschwistern Kampf. Manche orientalische Parallelen hat W. Müller, Excurse 117, 151, Nachtrag S. 17, gesammelt. Was das Motiv des Zweikampfes anbelangt, so kann ich zu den bekannten Parallelen aus den chansons de geste, aus der alten Geschichte, antiken Legenden, Alexanderroman usw. noch hinzufügen: in den russischen Annalen von Nestor unter dem Jahre 939 wird berichtet, wie die Petschenegen den Fürsten Wladimir angegriffen hatten und ihm vorschlugen, den Krieg durch einen Zweikampf zu entscheiden. Dieser fand statt, wobei der christliche Kämpfer den Sieg davontrug. Einen Zweikampf finden wir auch bei Maçoudi, Prairies, trad. de Meynard II, 345. In der mohammedanischen Gesetzgebung ist die Entscheidung des Krieges durch Zweikampf durch das Gesetz vorgesehen (Querry, Recueil de lois Schyites, 1871, S. 327: Quand un guerrier ennemi offre un combat singulier sans condition spéciale, il est permis aux combattants musulmans de secourir leur correligionnaire. Mais si l'adversaire a désigné nominativement le guerrier auquel il offre le combat, il n'est pas permis de l'aider).

Zu dem Motiv des Kampfes um die Braut vgl. noch die Parallele aus dem serbischen Epos, wo darüber berichtet wird, daſs der Held eine Braut erhält und ein anderer sie ihm streitig macht (Chalanskij, Russ. phil. Bote, Bd. 31, S. 137 ff.). Die Fortsetzung des Huon, wo der Held die feindliche Burg durch eine List in seine Gewalt bekommt, steht unter dem Einfluſs der Prise d'Orange.

Während Huon sich der Burg bemächtigte, wurde der Jongleur, der ihn einmal auf so freundliche Weise aufgenommen hatte, von seinen Feinden gefangen und zum Tode verurteilt. In dem Augenblick, da man ihn hängen wollte, hörte Huon sein Klagen, kam herbei und befreite ihn. Vor. 173 will hier einen Anklang an den Anseis sehen. Ich halte jedoch für wahrscheinlicher, hier den Einfluſs der Salomonsage zu erblicken, in der davon die Rede ist, daſs Morolf zum Tode verurteilt wird, im letzten Augenblick jedoch in sein Horn bläst und dadurch seine Mannschaft zur Hilfe herbeiruft.

Zur Erklärung des letzten Teiles von Huon (Rückkehr des Helden, Verrat des Bruders, Gericht und glücklicher Schluſs) zieht

Vor. (S. 348 ff.) das Märchen von den neidischen Brüdern heran. Dieser Hinweis ist richtig; es ist aber zu bemerken, daſs die Märchen, in denen das Drachenkampfmotiv verwendet wird, nicht zur Sache gehören; in diesem Punkte ist Vor. im Irrtum, denn der Huonroman hat dieses Motiv nicht. Am ehesten kommen hier die Märchen von den neidischen Brüdern in Betracht, so wie wir sie in den Legenden vom Lebenswasser haben. (Drei Brüder gehen auf die Suche nach dem Lebenswasser; die Bemühungen der beiden älteren schlagen fehl; dem jüngsten gelingt es jedoch, nicht nur das Lebenswasser, sondern auch noch eine Prinzessin dazu zu bekommen. Die Neider beschlieſsen, den Bruder zu beseitigen, um sich seiner Beute zu bemächtigen. Dieses gelingt ihnen; er wird jedoch wieder ins Leben zurückgerufen und kommt zu seinem Recht. — Bolte-Polivka, Anm. II, 314 ff. Verräterische Brüder haben wir auch in dem Märchen vom goldenen Vogel ebd. I, 503; vgl. noch Gonzenbach, Anm. zu Nr. 58; Clouston, A Group S. 259 ff., 493.) Wir haben oben auf manche Märchen, die zu dem Typus von den schweren Aufgaben gehören, hingewiesen, wo ebenfalls neidische Brüder auftreten. Wenn wir nun annehmen, daſs der Dichter bei Bearbeitung des Motivs von den schweren Aufgaben diese Märchen kannte, so wird der Schluſs Huons nur als Fortsetzung desselben Schemas erscheinen.

Übrigens benutzt unser Dichter im letzten Teil nur das abstrakte Schema der feindlichen Brüder aus den Märchen. Die konkreten Einzelheiten gehören sämtlich seiner eigenen Phantasie. Die Ursache der Feindschaft von Huons Bruder liegt in den Ränken der Verräter, also derselbe Zug, der den Konflikt im Anfang unseres Romans heraufbeschworen hat. Weiter treten Verleumder, die den Helden beschuldigen, auf. Eine Gerichtsverhandlung wird gegen Huon eröffnet, die mit einem Zweikampf endet. Das ist wiederum ein Reduplikat des Anfangsteiles unseres Romans. Die Phantasie des Dichters war erschöpft. Auch die Erscheinung Oberons zu dem Zwecke der Rettung des bedrängten Helden ist nur eine Wiederholung ähnlicher, im Roman früher ererzählter Erscheinungen.

Ergebnisse: Huon de Bordeaux ist ein Roman, der nicht auf ein traditionelles Thema zurückgeht, sondern von einem Dichter nicht vor dem Ende des 12. Jahrhunderts komponiert wurde. Die Komposition des Romans kann unmöglich früherer Zeit zugeschrieben werden, weil die wichtigsten Momente desselben, die Teile, die das Gerüst der Erzählung bilden, aus der altfranzösischen literarischen Tradition stammen, die sich erst im Laufe der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entwickelte (Verräter als Ursache des Konfliktes, die Tötung des Königssohnes und Entfernung des Helden). Der dritte Teil des Romans setzt das Vorhandensein der Romane Jourdain de Blaives und Beuve d'Hanstone voraus. Auch der mittlere Teil, der hauptsächlich auf die Märchen mit den schweren Aufgaben zurückgeht, wurde durch Motive erweitert, deren Kenntnis

der Dichter z. T. den chansons de geste verdankt. Was die Geschichte anbelangt, so steht unser Roman zu ihr in keiner Beziehung. Diejenigen Elemente, die von früheren Forschern aus der Geschichte erklärt werden, entwickelten sich in Wirklichkeit auf rein literarischem Boden. Wir haben daher keinen Grund, einen „Ur-Hugo“ zu postulieren; der Roman ist eine selbständige Schöpfung eines altfranzösischen Dichters. Nicht nur das Material, sondern auch der Kompositionsplan ist ganz klar erkennbar.

Eine ältere problematische Vorlage anzunehmen, würde daher in diesem Falle meiner Ansicht nach nicht Erhellung, sondern Verdunkelung des Stoffes bedeuten.

Zum Schlufs einige Worte über das Verhältnis von Huon zu Ortnit. Beide Romane sind meiner Ansicht nach vollständig voneinander unabhängig. Der gemeinschaftliche Zug, den sie haben, Auberon = Alberich, stammt nicht aus einer gemeinsamen älteren Vorlage, sondern geht auf Volksmärchen zurück. Beide haben dieses Motiv unabhängig voneinander aus der Volksüberlieferung geschöpft und ganz selbständig ausgestaltet. In der Tat haben wir hilfebringende Zwerge überall in den Märchen, und ich sehe keinen Grund, in diesem Falle nähere Verwandtschaft anzunehmen, als z. B. zwischen Nibelungenlied, Seyfriedslied oder Ruodlieb. Es sei beiläufig gesagt, dafs Alberich im Ortnit näher zu den Volkslegenden steht als Auberon im Huon de Bordeaux, wo der Dichter sehr viel aus eigener Phantasie hinzugefügt hat. Zu dem Ringe, wodurch Unsichtbares sichtbar gemacht wird, vgl. Platon, Staat II, Kap. 3 (Gyges); Bolte, Die Reise der Söhne Giaffers, 1895, S. 214; Huts Zeitschrift 4, 181. Einen unsichtbar machenden Ring hatte auch Alexander von Kleopatra erworben. Die Bedeutung des Ringes von Ortnit liegt darin, dafs er durch ihn Gewalt über Alberich bekommt. Vgl. dazu Clouston, A group S. 164; Chauvin, Bibl. 7, 66; Grünbaum, Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde, 1893, S. 223. Auch gibt es ähnliche Ringe in den Märchen von 1001 Nacht.

Der Kampf Ortnits mit Alberich stammt, wie wir oben bemerkten, aus den Märchen. Demgegenüber mufs der Zug, dafs Ortnit der Sohn Alberichs ist, als eine vom Dichter hinzugefügte Einzelheit betrachtet werden. Er stand unter dem Einflufs derjenigen Erzählungen und Legenden, in denen Helden Kinder übernatürlicher Wesen sind; dies soll ihre ungewöhnlichen Kräfte erklären. Hier ist vor allem Alexander und Nektaneb zu erwähnen. Sonstige Bibl. siehe bei Bolte-Polivka, Anm. zu Nr. 91, Bd. II, S. 301; Chalanskij, Grofsruss. Bylinen S. 167 und Russ. phil. Bote Nr. 27, S. 118; Sbornik za nar. um. Bd. III, S. 222 ff.; Perron, Femmes arabes S. 248 ff.; Ždanov, Russ. Epos S. 282, 416 ff.; Frazer, The golden Bough 4, 70 ff.; Moses, Genesis 1, 6, 4; Günther, Kulturgeschichte der Liebe, S. 79; Gröbers Grundrifs II, 1, 599 usw.

Nachtrag. Zur Alberichfrage: diese Frage hat seinerzeit Ph. Becker in der Ztschr. f. r. Ph. 1902, S. 265 ff. auf Grund anderer Kriterien gelöst. Er hält die Erzählung des Chronisten für ein Lügenmärchen. Voretzsch in der Deutschen Literaturzeitung, 1902, Col. 2661 erwiderte darauf, dafs die Persönlichkeit des Albericus der Chronik jedenfalls aus der Sage stammen mufs: „Weshalb nannte er sie, meint er, gerade Albericus, d. h. ebenso, wie eine ganz ähnliche Figur der Sage hiefs?“ Ich bemerke dazu, dafs die Ähnlichkeit zwischen dem Albericus der Chronik und dem Alberich der Sage ganz illusorisch ist. Der Albericus der Chronik ist kein mythisches Wesen, sondern ein gewöhnlicher, mächtiger König mit allen menschlichen Eigenschaften. Er wird nur von den Neidern Zauberer genannt. Was den Namen anbetrifft, so hat ihn der Chronist rekonstruiert, um einige geographische Namen Belgiens mit der Wurzel Alber- gelehrt erklären zu können. Es handelt sich da um eine gelehrte Künstelei des mittelalterlichen Scholastikers, wo alles klar und deutlich auch ohne Heranziehung von Märchen ist.

Das Luitonmotiv erinnert mich an einen ähnlichen Zug in einigen Märchen mit schweren Aufgaben. Luiton ist ein Mensch, der zur Strafe in „une beste“ verwandelt wurde. In dieser Form soll er eine bestimmte Zahl von Jahren Bufse tun. Huon ist auf dem Wege zu schweren Aufgaben. Er gelangt an das Ufer eines Meeres und weint, weil er nicht weiter gehen kann. Da erscheint Luiton, welcher ihn auf das andere Ufer übersetzt und ihm so die Möglichkeit gibt, seinen Auftrag zu erfüllen. In den Märchen gelangt der Held auf seiner Suche nach schweren Aufgaben an das Ufer eines Meeres und kann nicht weiter. Da begegnet er einem verzauberten Fischer, Weib, Teufel, schwarzem Fährmann, die verwünscht sind und eine bestimmte Zeit Bufse tun sollen, und die den Held auf das andere Ufer des Meeres übersetzen (Tille, in FF Communications 34, 327 ff., Böhmische Märchen). In den russischen Märchen haben wir in ähnlicher Rolle einen verwünschten Walfisch oder Hecht oder eine verwünschte Brücke (Afanasjev, Nr. 173 b, II, 245). A. Aarne, der reiche Mann und sein Schwiegersohn, 1916, S. 136: „Allgemein ist, dafs das Wassertier oder der Mensch den Reisenden über das Wasser setzt“. Ib. S. 187: „Das verwünschte Wesen ist ein Wassertier, besonders auf dem östlichen Gebiet (ein Walfisch, eine Schildkröte, ein Hecht, ein Fisch, ein Wasservogel, natürlich kein wirklicher, sondern eine in ein Tier verwandelte Königstochter oder ein Königssohn“).

Als Beispiel vergleiche man das Märchen bei Landes, Contes annamites, Nr. 60, 151 f. Ein Armer befand sich auf dem Wege zu einem schwer erreichbaren Ziel. Er gelangte zu einem Meer. „Il n'avait aucun moyen de passer dans l'île et restait sur le rivage à se plaindre“. Da erschien eine Schildkröte: „Je vais vous passer dans l'île, mais vous demanderez pour moi une explication. Voilà mille ans que je fais pénitence et je reste toujours ce que je suis sans changer d'être . . .“.

Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dafs das Luitonmotiv eben aus diesen Märchen stammt. Unser Dichter hat es nur umgemodelt und vereinfacht, indem er die in den Märchen unentbehrlichen erlösenden Fragen beseitigt. Auf diese Weise bekommen wir im Huon eine Lücke: der Umstand, warum eigentlich Luiton dem Helden so willig hilft, bleibt ohne richtige Erklärung. In den Märchen findet die Hilfe statt, weil das verwünschte Wesen von dem Helden Gegenhilfe erwartet.

Zu Seite 384: Ein Beispiel für das Motiv „Sarazenische Prinzessin“ finden wir auch in den „Fahrten des Sajjid Batthal“, übersetzt von Ethé, 160: Batthal ist in Gefangenschaft geraten. Die Tochter seines Besiegers verliebt sich in ihn und verspricht ihm, ihn zu befreien, wenn er ihren Willen tut usw.

Zu Seite 385: Eine Variation der Achiqargeschichte finden wir unter anderem im Somadeva, übersetzt von Vesselski, I, S. 52.

D. SCHELUDKO.

VERMISCHTES.

I. Zur Wortgeschichte.

1. Zum Balkanlatein.[1]

I.

Lat. *ki̯* ergibt im Alb. bekanntlich dasselbe Resultat wie $c^{e\,i}$, nämlich *k̈*, welches im Tosk. noch als *ki̯* ausgesprochen wird, in nordalb. Mundarten aber weiter zu *tś* oder *tš* (Scutari, Prizren, Dibra) vorrückt.[2] Dieses Resultat erinnert an die Wiedergabe des lat. *ci̯*, $c^{e\,i}$ im Byzantinisch-Griechischen und im Neugriechischen: vgl. *φακιόλι(ον)* = *fk̈ołε* (vgl. *ZfrPh.* XLVI, 398, 35). Vgl. noch *βικία, βισάκκι, κουμέρκι, λούκιος, ὀφφίκιον, φασκιά* gleichwie *βούκινον, δεκέβρις, κέντουκλον, κιντηνάρι, κίρκος, κίστερνα, κίτρον, μάκελλος, φάσκελα*[3] etc. Wenn diesem *κ* der Nasal vorhergeht, so wird es seit dem 5. Jh. wie auch das echt griechische tönend: *οὐγγία*[4] wie *κάγκελλον*. Diesem *κ* ist der Verlust des *u̯*

---

[1] Unter dieser Überschrift gedenke ich das lateinische Wortmaterial, soweit es in skr., alb. und neugr. Lehnwörtern vorliegt, noch einmal durchzumustern und durch eigene Materialsammlungen zu vervollständigen, um aus dem vergleichenden Studium desselben mit dem Rumänischen einige Gesichtspunkte über die gestaltenden Kräfte innerhalb des Balkanlateins zu gewinnen. — Vgl. meinen Artikel *ZfrPh.* XLVI, 385—410. Meinen Ausführungen widmet jetzt eine ausführliche Kritik Ramovš, *Južnoslov. filolog*, VI, 153 ff., auf welche ich demnächst zurückzukommen gedenke. Zu p. 387, Nr. 2 füge man noch hinzu: Die adjektivische slav. Ableitung kennt a. 1553 Giustiniani (*Mon. hist. Slav. mer.* VIII, p. 261): valle detta *Cesca*, nell' isola di Pago. Im Dorfe Nevalja auf derselben Insel lautet der Name *Cȁska*, obwohl hier sonst *č* und *š* genau unterschieden werden. Die Einwohner von Lun brachten den Namen mit adj. *carski* „kaiserlich“ in Zusammenhang (vgl. Razprave III, p. 43, Note 2). Hier lautet die Form *Cârska*. Die Einwohner der Stadt Pago sprechen anstatt *č* eine Abart von *ts*. Es ist deshalb auch möglich, daſs die Form *Časka* erst sekundär bei den Leuten, die die skr. Schriftsprache sprechen wollen, durch Lautsubstitution entstand, und daſs sie eigentlich unter die Beispiele wie *Celje* etc. (p. 392 ff.) gehört. — Die Note 2, p. 409 gehört nicht zur Zeile 22 von oben, sondern zur Zeile 28.

[2] Meyer-Lübke, *Gröbers Grundriss* I^2, p. 1051, 36. Puşcariu, Weigand's XI. Jb., p. 81 hat nur insofern recht, daſs hier die Palatalisierung des ursprünglichen Velars auf alb. Boden entstanden ist wie in *k̈epεr* < *caper*, *pulk̈er* < *pollicaris* etc.

[3] Aus G. Meyer, *Neugr. Studien* III (Sb. Wiener Ak. 132).

[4] Vgl. Kr. Sandfeld, *Balkanfilologien*, p. 34.

in *qu* vorhergegangen, wie es *ψίκι* < *obsequium*[1] zeigt, gleichwie in *laqueus* > rum. *laț*, alb. *ḱet* < *quetus*. Wenn dieses alb. *ḱ* = *κ* ins Serbokroat. kommt, so wird es durch *ć* und nicht durch *č* — diese zwei Laute werden streng auseinander gehalten, — wiedergegeben; vgl. *ćèlija* „Zelle" < *κελλί* > alb. *ḱelí* gleichwie *Šoć* (Name eines montenegrinischen Ministers während des Weltkrieges) < alb. *šotš* (skutarinisch neben *šoḱ*) < *socius*.

In diesem Zusammenhang kommt dem alb. *kuḱ* „rot" ein besonderes Interesse zu. Schon G. Meyer, *Alb. etym. Wbch.* 210 hat richtig dafür lat. *cocceus*, eine Ableitung wie *roseus*, *purpureus*, *sanguineus* etc. von *coccum* oder *-us* „Scharlachbeere", angesetzt. Es fällt blofs auf, dafs, während *koḱε* „Beere etc." *o* zeigt, hier *u* anzutreffen ist. Das von Meyer gesetzte Sternchen mufs wegfallen, de *cocceus* (indumenta coccea et purpurea, lacerna coccea, chlamys coccea) genügend belegt ist.[2] *cocceus* ist offenbar nach dem Muster von *rubus*—*rubeus* entstanden. Wir können sogar sagen, dafs es von *rubeus* direkt das Suffix *-eus* bezogen hat, genau so wie *russeus* neben *russus*, welches im sp. *rojo*, port. *roxo*, byzant. *ῥούσ(σ)εος (-ιος)* vorliegt. Auch *coccinus* < *κόκκινος*, eine griechische adjektivische Ableitung wie *κίτρινος* „gelb" von *κίτρον*, bezog von ihm *-eus*: *coccineus*,[2] welches demnach das griechische Lehnwort in mehr lateinischer Gestalt darstellt.

Da *russus* wegen dr. *rus* „rotblond" (von Kühen), ar. *arus* „blond, bălan, plăviț", [alb. nur im PN *Barbaluši* a. 1402 bei Skutari[3] < *barba russa*], gr. *ῥοῦσσος* „blond", skr. *rȕs*[4] [auch in dalm. PN *Rusin*, *Rusko*[5])] im Balkanlatein gewifs vorhanden war und *roseus* belegt ist, kann man nicht entscheiden, ob dr. *roș*, ar. *aroș* auf *roseus* oder *russeus* zurückgehe.[6] *o* anstatt *u* entscheidet hier nicht, da wir sehen, dafs sich im ir. *roiŝ* *roș* und *roib* gekreuzt haben.[7]

Diese Kreuzung ist auch für *roib* < *rubeus* und *kuḱ* anzunehmen. *roib* bezog sein *o* aus *coccinus*, *cocceus* und *kuḱ* sein *u* von *rubeus* oder *russus*.[8]

coccinus ist als Benennung der Schafe mit gelber oder roter Schnauze sowohl dr. als ar. erhalten: dr. *coacina* = ar. *oaie coațina*.

---

[1] Lat. *qu* wiedergeben die Byzantiner sonst genau, vgl. *Ἀκουηλεγία* für Aquileia beim Kaiser Konstantin, *De adm. imp.* III, 123.

[2] Thes. linguae lat. III, 1392.

[3] *Acta Albaniae* II, 702 villa vocata Barba di rossi, v. Šufflay in Barić' *Arhiv* II, 198.

[4] Da in allen slav. Sprachen vorhanden, kann es auch urverwandt sein, vgl. Walde[2] s. v. *russus*.

[5] Sehr verbreitet in Dulcigno, Cattaro, Ragusa und Spalato, Jireček, *Romanen* II, 55 f., 56. Wie *Rusko*, *Rusinović*, *Russovich* a. 1419—1421 (Veglia) zeigen, wurde der Name auch von den Slaven getragen.

[6] Pascu, *Dict. etym. macédoroumain*, I, 168 entscheidet sich für *russeus*. *o* statt *u* kann von den Fällen, wo der Vokal unbetont ist, wie *aruşeață*, *aruşire*, *aruşine* etc., rückgebildet sein.

[7] Puşcariu, *Lat. Element*, Nr. 1473.

[8] Anders Meyer-Lübke, *Grundriss* I[2], 1045, § 20, 2.

Während das skr. *kočenica*[1] mit dr. zusammengeht, wiedergibt alb. *kuatse* genau ar. *coaţin*[2], da *-n* als der artikulierte Acc. gefühlt und abgeworfen wurde. Für die serbokroatischen mittelalterlichen Wlachen ist demnach anzunehmen, daſs sie dieselbe Mundart (*č* für *ţ*) wie die Dakorumänen sprachen. Nun erscheint aber auch im skr. *kučin*[3] *u* anstatt *o*, welches gewiſs auf dieselbe Art wie *u* in *kuk* zu erklären ist.

Bedeutend wichtiger für die Beurteilung der serbokroat. und alb. Reflexe von lat. *ci̯* ist es nun zu erfahren, daſs sich *cocceus* in skr. PN und ON wiederfindet, und zwar auf einem Gebiete, wo die Serbokroaten seit ihrer Ankunft mit den Albanern in Symbiose lebten. Das ist in südlicheren Gebieten des heutigen Montenegro, um Skutari und Doclea herum der Fall. Der Kaiser Konstantin Porphyrogenetos, der über die Bildung einer slavischen staatlichen Organisation *Διόκληα* (*-εία*) in diesen Gegenden berichtet, sagt, daſs anfangs (*πρότερον*) dieses Land (*χώρα*) von den aus Rom vom Kaiser Dioklezian hierher gebrachten Romanen (*παρὰ τῶν Ῥωμάνων*), die er genau von den *Ῥωμαιοι* unterscheidet, bewohnt war.[4]

A. 1335 heiſst hier ein Hirt mit seinem Bruder (Petrus) *Kuč*[5] (in Tuzi, Montenegro). Davon lautet das skr. Patronymicum *Kučević*,[6] d. h. der Sohn des *Kuč* oder der kleine *Kuč*. Dieser PN ist gewiſs zu identifizieren mit dem Namen des heute gröſstenteils slawischen Stammes *Kȕči* (nom. pl., Akzent nach *Ak. Rj.* V, 721), welcher zum ersten Male als Stamm a. 1445 erscheint. Von den 9000 Seelen sind 1268 Familien Serben und nur 224 Albaner, von welchen zwei Fünftel früher Slaven waren.[7] Die Albaner wohnen in *Fundini*[8] und *Koći*,[9] ganz unslav. ON. Hier treffen wir auch ganz alb. Zu-

---

[1] *ZfrPh.* XXXVI, 648 mit Berichtigung XXXVIII, 544, Note 1.

[2] Capidan, *Raporturile albano-române*, *Dacoromania* II, 470.

[3] *Ak. Rj.* V, 721 leider mit bloſser Angabe „Name des Schafes".

[4] *De adm. imp.* c. 35, p. 162 ed. Bonn und meine Ausführungen im Artikel „Wie die byz. Schriftsteller slav. Namen schreiben" (skr.), *Starohrvatska Prosvjeta*, N. S. I, p. 61 f.

[5] *Acta Albaniae* I, 798. v. Šufflay (Barić, *Arhiv* II, 198) vergleicht es richtig mit obigem *Barba di rossi* aus a. 1402. Es werden ebenda noch a. 1614 *Chuzzi* Albanesi del rito romano, und a. 1416 aus dem Kataster von Skutari *Cucci* angeführt.

[6] In der Urkunde des Kaisers Uroš a. 1322—29 (*Acta Alb.* I, 679) lesen wir: *Bardona sa deti*, *Petarъ zlatarъ Kučeviti* (= B. mit seinen Kindern, P. Goldarbeiter aus der Familie K.). Es fällt darin die feine Unterscheidung zwischen *č* nnd *ć* (hier geschrieben wie auch anderswo mit *t*) auf. Die lat. Übersetzung von *Kučevići* lautet *de Coçoa*, wodurch bewiesen wird, daſs das slav. posses. Adjektiv *Kučevo* eine Familiensiedlung bezeichnet (= deutsch *-ingen*-ON.). Vgl. auch die Ausführungen v. Šufflay's in *Srbi i Arbanasi*, p. 111—113.

[7] Sobajić, *Narodna enciclopedija*, II, 554. Eine genaue anthropogeographische Analyse der Bevölkerung gibt Erdeljanović, *Kuč* (*Srpski etnogr. zbornik* VIII).

[8] Offenbar eine Ableitung von *fundi* „Grund, Boden, Tiefe", Meyer, *Etym. Wbch.* 114.

[9] Möglicherweise von *cocceus* mit Erhaltung des Vokals.

namen wie *Buku mire* (d. h. gutes Brot). Hier ist das antik-illyr. *Meleon*, heute *Medun*, ganz in der Nähe von *Doclea* > *Dukļa*.

Ein slav. possessives Adjektiv von *kuč* ist *Kučevo*. Es erscheint im PN Bardogna de *Coçoa* de Genta (= *Zeta*, Landschaft an dem Zusammenfluſs der Morača und Zeta), früher noch bei dem Pfaffen von Doclea als Landschaftsname *Cuceva*, *Cucieva* [1], mit *-a* für slaw. *-o*, während cap. 39 im slav. Lokativ *Cuccevi* [1]. Wie der Name *Bardogna* zeigt, lebten die Slaven und Albaner in Symbiose. Der Name enthält nämlich das slav. pejorative Suffix *-ońa* + alb. *barđ* „weiſs". Es ist also auf dieselbe Weise gebildet wie die mittelalterlichen slavisch-romanischen Namen *Mencagna* < *Dominicus* + *ońa*, *Petrana* < *Petrus* + *ońa* etc. in Dalmatien. [2] Es ist möglich, daſs hierher auch der Wlachenname *Kučevъcъ* in der Urkunde von Dečani gehört. [3] Das *o u* in *Coçoa*, *Cuc(i)eva* erscheint nicht mehr im heutigen ON *Kčevo* oder, da *kč* eine schwere Konsonantengruppe ist, *Čevo* (= Ozrinići, Katunska nahija in Montenegro). Das ursprüngliche alb. *u* ist hier zum Halbvokal geworden und dann geschwunden. Der Name ist deshalb als sehr alt zu betrachten.

Kčevo liegt weit nördlich von *Crmnica* (bei Virpazar), bei dem Pfaffen von Doclea *Cermeniza*, ein slav. substantiviertes Adjektiv von *črъvьnъ* „rot". Dieselbe Benennung für Personen und den Lehmboden erscheint also bei den Slaven und bei den Albanern. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daſs die Benennung *Croatia rubea*, welche der erwähnte Pfaffe diesen Gebieten gibt, nichts anderes als Übersetzung von alb. *kuḱ* = slav. *črъvьnъ* ist. [4] Der Pfaffe hat nur die Benennung *Sclavonia*, [5] welche auch für diese Gebiete vorkommt, durch das sinnverwandte *Croatia* ersetzt. [6]

Uns interessiert hier indessen mehr die Tatsache, daſs in *Kuč*, *Kčevo* anstatt des alb. *ḱ* slav. *č* steht. Oben haben wir schon hervorgehoben, daſs dem alb. *ḱ* in skr. Lehnwörtern *ć* entspricht. Neben dem PN *Šoć* kann ich noch *kolomboć* = bulg. *kolombók* „Mais" anführen, welches auf *kaľamboḱ*, *kaľamoč* zurückgeht. [7]

[1] Črnčić, *Popa Dukljanina lětopis* etc. p. 51. v. Šišić hat unlängst eine neue Ausgabe dieser ungemein wichtigen Chronik aus dem 12. Jh., versehen mit einem überaus reichlichem Kommentar in den Abhandlungen der Belgrader Akademie (*Poseb. izdanja*, LXVII, p. 326, 355, 452) erscheinen lassen. Vgl. Novaković, *Srpske oblasti u X. i XII. veku* (*Glasnik srp. uč. društva* 18) p. 13.

[2] Jireček, *Romanen* I, p. 72.

[3] *Ak. Rj.* V, 721. Für die ON *Kučevci* (Serbien), *Kučevo* (Serbien) müſste man urkundliche Belege oder anthropogeographische Analyse der Bevölkerung haben.

[4] Vgl. meinen in der Note 4, p. 400 zitierten Artikel, p. 72.

[5] Vgl. a. 1292 (Ancona): Et dicta Scavonia intelligatur a loco, qui dicitur Orenta (= heute Gabela in der Herzegowina) usque ad flumen Lesi (= heute Drim, welcher bei Lješ ins Adriatische Meer mündet), Smičiklas, *Codex diplom.* VII, 88.

[6] Vgl. dieselbe Ausdehnung der Benennung *Croatia* an das Gebiet der mittelalterlichen *Slavonia*, wo heute Agram liegt. v. Šišić gibt jetzt in *Letopis Popa Dukljanina* (cyr.), p. 167—174, Belege für *Croatae* auch für die Gegend des Pfaffen.

[7] *AfslPh.* XXXV, 343, 6, dazu Meyer-Lübke, *AfslPh.* XXXVI, 591. Arbanas, *Deutsch-albanisch* 90 hat *kolomoč*. Da das Suffix *-oḱ* in derselben

Daraus geht weiter hervor, dafs *kuč* nicht auf *kuk* zurückgehen kann, sondern auf lat. *cocceus*, oder, mit anderen Worten, Slav. und Alb. entwickeln unabhängig voneinander dieselbe lat. Grundlage. Das bedeutet nun auch, dafs das Slav. die *ts*-Aussprache von *cį* (vgl. rum. *soț*, *braț* etc.) in derselben Weise weiter entwickeln konnte wie in venez. *bezzo* > *běč* oder in deutsch *zuber* > *čьbьrъ* > *čabar*. Es darf aber nicht verschwiegen werden, dafs auch hier dem Slav. dieselbe *k*-Aussprache zugrunde liegen kann wie dem Alb., dafs *cį* hier wie in *Dyrrhachium* > *Drač* und in anderen Fällen behandelt wurde.[1] Die geographischen Rücksichten sprechen nun entscheidend für diese letzte Annahme, weil es undenkbar wäre, dafs in skr. *kȕč* eine andere vlt. Aussprache als in alb. *kuk* vorliegt. Beide sind ja Ausstrahlungen desselben Zentrums der Latinität der nordalbanischen Städte, hauptsächlich aber der *Doclea's*, dessen Name wahrscheinlich von dessen Einwohnern mit dem Kaiser *Diocletianus* in Zusammenhang gebracht wurde.[2]

Für die slav. Wiedergabe des lat. *cį* > *č* kann also sicher die *kį*-Aussprache wie für das Alb. und Neugriech. angesetzt werden, nicht aber für das rum. *ț*. Es besteht also diesbezüglich eine Zwiespalt in der Balkanlatinität. Wie ist sie zu erklären[3]?

Ich gehe von dem Falle *Sisak* < *Sisciae* aus. Diese Stadt war ein sehr wichtiger christlicher Bischofssitz in Pannonia Savia. Als röm. Kolonie (Col. Septimia Siscia Augusta) erscheint sie schon im 1. Jh. Der bedeutendste Bischof von *Siscia* war hl. Quirinus, ein pannonischer Märtyrer († 303), dessen Kultus nach dem Einbruch der Barbaren nach Krk (Veglia) gebracht wurde, sein Körper aber nach Rom.[4] Aber wie der PN *Kirîn* im skr. Kaj-Dialekt, sowie

---

Funktion mit *-uk* auftritt (vgl. Jokl, *IgF.* 44, p. 57f.), scheint hierher auch *kurtuk* „Mais", wahrscheinlich aus **turkuk* von *turk* „Türke", zu gehören. Das Suffix wäre dann lat. *-uceus*. Wegen der Benennung des Maises nach der Farbe der Taube vgl. noch rum. *părumb* (in der Walachei, Weigand's Jb. XVII, 365), bulg. *gălăb*, *REW* 6161, *ZfrPh.* XL, 108—9.

[1] *ZfrPh.* XLVI, p. 389 f., § 10—15 und p. 409.

[2] Vgl. meinen in der Note 4, p. 400 zitierten Artikel, p. 62.

[3] Anstatt mit Pușcariu, Weigands Jb. XI, p. 158, 4 vier verschiedene Arten des affizierten *k* im Urromanischen zu unterscheiden, suche ich lieber die Ursache in der auf den späten Inschriften um sich greifenden Archaisierungssucht, in der Mode. Rum. *-aciu* in allen Dialekten kann auch durch die *kį*-Aussprache erklärt werden. *k* wurde auf dieselbe Art wie in *cruce* behandelt. Das ursprüngliche *tś* hat sich in Ar. und Megl. hier gehalten wie auch in anderen Fällen (vgl. Capidan, *Meglenoromânii*, p. 131, und meine Besprechung in *Bulletin de la Société scientifique de Skoplje*, t. II, p. 300). *ts* und *dz* anstatt des dr. *tš* nnd *dž* sind dem griechischen Einflusse zuzuschreiben (vgl. Kr. Sandfeld, *Balkanfilologien*, p. 70). *-akkus* Pușcariu's, *l. c.*, p. 159, § 78 ff. ist dann überflüssig.

[4] Zeiller, *Prov. Danub.* p. 73 ff. A. 530 und 533 bildet das Bistum Siscia schon einen Teil der Metropolie von Salona. Es ist nicht mehr selbständig. Diese Änderung erfolgte (vgl. v. Šišić, *Geschichte der Kroaten während der Nationalherrscher* (*skr.*) I, p. 160) nach dem Einbruch der Hunnen a. 441, zu welcher Zeit Siscia und Umgebung noch römisch geblieben ist. Die Stadt hat sich auch während der slav. Periode behaupten können und ist sogar zur Zeit

auch der ON *Kirin* (Komitat Agram) und der PN *Kìrīn* (seit dem 13. Jh.) im kroat. Küstenlande, dann die Ableitungen *Kirinići* (n. pl., Stamm oder ON), *Kirinčić*, *Kirinćak*[1] (15. Jh. ON) zeigen, erstreckte sich sein Kultus ununterbrochen von Siscia bis Veglia. Die *ki̯*-Aussprache schreibe ich nun den gelehrten archaisierenden kirchlichen Kreisen zu, ähnlich wie die *ai*-Aussprache für *ae* (*ę* oder *ẹ*) bei *caisar* > *Kaiser*, *cěsarъ* *ZfrPh.* XLVI, p. 396 = *Laibacher Razprave* III, 40 f.

Diese Folgerung wird durch die Erwägungen über alb. *štεpí* gestützt.

II.

Neugr. *τὸ σπίτι* (geschrieben auch *σπῆτι*), byzantinisch *τὸ ὁσπίτι(ο)ν* < lat. *hospitium* zeigt in der Behandlung von *ti̯* dieselbe hochlateinische konservative Tendez wie die oben besprochene von *c^{e i}* *ci̯*. Ebenso in *παλάτι*. Während das Alb. bei *ti̯* ausschliefslich *s* hat, sehen wir bei *štεpí*, *špī* eine merkwürdige Übereinstimmung mit dem Griech. G. Meyer, *Etym. Wbch.*, p. 416 behob diesen Widerspruch dadurch, dafs er eine frühzeitige Metathese **hostipium* und den Einflufs des Suffixes *-i* < *-ια* > lat. *-ía* angenommen hatte. Die *t*- *p*-Metathese ist im Alb. gewöhnlich: cf. *štεpoń* neben *špεtoń* (*pεštoń*, *puštoń*) < *expedito*.

Es bleibt aber noch immer zu erklären, warum die Einmischung des Suffixes und diese Metathese sich einfinden mufsten?

Die Ursache dieser alb. Änderungen an der lat. Grundlage scheint mir dieselbe zu sein wie bei **šokt* > *štok* < [*sambucus* >] rum. *soc* + *tε* und **šumεtε* > **šunεtε* > *štunε* < *sambata.*[2] Wie in diesen Fällen die Sprache durch die Homonymie zu Änderungen getrieben wurde, so auch hier. *Hospĭtium* hätte regelrecht *špes* ergeben, welches Wort für „Vogel" schon vorhanden war. Einer „homonymie gênante" ging die Sprache dadurch aus dem Wege, dafs sie in pl. *hospitia* den Akzent nach dem Muster der Wörter auf *-ia* zurückzog und nachher die Metathese walten liefs. Diese zwei Erscheinungen waren aber nur deshalb möglich, weil *hospitium* zu ihnen nicht mit vulgärer Aussprache des *ti̯* > *ts* gekommen ist, sondern in derselben hochlateinischen Gestalt wie zu den Griechen.

Karl des Grofsen Hauptstadt von Pannonisch-Kroatien geworden. Daraus erklärt sich nun die Erhaltung des Namens, während z. B. das im Sturmflut der Barbareneinfälle zugrunde gegangene *Sirmium* durch eine slav. Neubildung *Dmitrovci* > jetzt *Mitrovica* (nach der dortigen Kirche des hl. Demetrius) ersetzt wurde. *Sirmium*, vlat. *Sermenses CIL* III, 9551 (vor a. 600) > *Σέρμιον* bei den Byzantinern > sl. *Srěmъ* hat sich nicht als Stadtname, sondern nur als Landschaftsname erhalten. Auch ein Teil der romanischen Bevölkerung hat sich in Siscia noch halten können, da ein Teil Zagreb's (Agram) noch im 12. Jh. *vicus Latinorum* (nach v. Šišić, *o. c.*, p. 618 wahrscheinlich ein Überbleibsel der Bevölkerung von municipium Andautonia) heifst.

1 *Ak. Rj.* V, p. 5.
2 *ZfrPh.* XLIV, 332—337, *R. ét. sl.* V. 19, Barić's *Arhiv* II, 343, Note 3.

Wie konnte das möglich sein? Rum. *ospăţ* „Gastmahl, banquet franches lippées“, *ospăţ de nunta* Hochzeitsschmaus, ar. *uspeţ*[1] „repas, festin“, alb. *pesε* < *petia*, *puteus* > *pus* etc., skr. *statione* > *stačun* (neben *štacun*), *puteus* > *puč*, *palatia* > *polača*, *ratione* > *račun*, vegl. *-tione* > *-saun* etc. setzen ja alle gewifs *ts*-Aussprache voraus. Auch im Worte *hospitium* zeigt Skr. das zu erwartende *č*.

Auf diese Grundlage führt uns der ON *Spič*, nördlich von *Bar* (Antivari) an der Meeresküste, also wiederum in einer Gegend, wo die Slaven und Albaner in Symbiose lebten und leben. Es heifst so auch der dort wohnende montenegrinische Stamm (neben Paštrovići). Gelcich, La Zedda e la dinastia dei Balšidi (Spalato 1899), p. 39 sagt: „Più giù dei Pastrovicchi si apre l'amenissima e fertile valle di Sante Maria degli *Ospizi* che dai tempi remoti apparteneva all'Abbazia benedittina di Rotezio“. In der Fufsnote sagt er für diese Ortschaft: „*Sutomore di Spiza* (*Spiça*) appunto dal latino S. Maria degli Ospizi“. Heute sind es zwei verschiedene wenn auch dicht nebenan liegende Ortsnamen. Die österr.-ung. Spezialkarte Z. 37, K. XX gibt an *Sutomore* < *Sancta Maria* für die Häusergruppe und *Spizza* für die Bucht. Der erste urkundliche mir zugängliche Beleg ist aus a. 1305—7: *odъ Cъpiča* Smičiklas, *Codex dipl.* VIII, 98 (= Miklosich, *Mon. serb.* 68). Der Zusammenhang mit *hospitium* ist über jeden Zweifel erhaben.

Diese letzte Tatsache erklärt uns nun auch die semantische und lautliche. Das Wort bedeutete nämlich im Byzant.-Griech. „poor-house = *πτωχεῖον* attached to a monastery (Sophocles, *Greek Lexicon* 821)“. Aus dieser speziellen Bedeutung entwickelte sich die allgemeine „Haus“, welche das altgriech. *οἰκία* vollständig verdrängte. Wie im Balkan-Slaw. *kuća*, kann es nun „Familie“ und „Haushalt (*οἰκοκυριό* oder *οἰκονομία*)“ bedeuten: *εἶνε ἀπὸ σπίτι* „er ist aus guter Familie“ (Hépitès). Dieselbe Bedeutungsentwicklung, wie es aus dem skr. ON. hervorgeht, liegt nun auch dem alb. zugrunde. Das Skr. der adriatischen Küste übersetzte *hospitium* in *Gostiňac* (von *gost* „hospes“), welches als ON auf der Insel Veglia zwischen Dobriň und Vrbnik in der Gegend des einstigen Benediktiner-Klosters des hl. Maurus vorkommt. Die Rumänen entwickelten dagegen die lat. Bedeutung „hospitium cum aliquo facere (Cicero)“, „Gastfreundschaft pflegen“ unter Weglassung des Zusammenhanges mit „*oaspe*“, obwohl auch der c. o. *hospitem* bei ihnen allein und in den Ableitungen vorkommt. Für das Sprachbewufstsein blieb nur die Vorstellung des guten nichts kostenden Essens übrig.

Das Wort *hospitium* ist demnach sehr zeitlich zweimal auf den Balkan gekommen; das eine Mal zugleich mit der lat. Sprache in seiner primitiven etymologischen Bedeutung und das zweite Mal als christlicher monasteriologischer Termin in der Bedeutung des

---

[1] *Dalametra*, p. 216 gibt *uspet-urĭ* an, ohne es p. VIII als Druckfehler zu bezeichnen, während Pascu, *o. c.*, p. 136 nach demselben Autor mit *ţ* schreibt. Ich konnte bisher nicht erfahren, ob es auch mit *t* gesprochen wird.

„Klosterhospizes“. Dieses Mal wurde es in Byzanz und bei den Albanern nicht mit *ts*, sondern mit *ti* (zweisilbig) ausgesprochen. Die Einmischung des Suffixes *-ia* war nun leicht möglich.

III.

bàčkio, gen. *-kijèla* „malleus stupparius“.

Zu den Wörtern, die c^e > *k* zeigen,[1] gehört auch dieses, belegt seit 16. Jh. bei den ragusanischen skr. Schriftstellern (s. *Ak. Rj.* I, 163). Belege aus modernen Dialekten fehlen leider. Der Zusammenhang mit **fūsticellu* *REW* 3615 > rum. *fuştel* oder *fuşteĭŭ*, ital. *fuscello*, afr. *fuissel* kann leicht hergestellt werden. *ĭ* der Intertonica kann schon im Roman. Ragusas geschwunden sein, vgl. *funkjela* < *follicella* *REW* 3418. *u* mit Nebenakzent kann im Slav. den Halbvokal ergeben, vgl. *Bononia* > *Bъdinъ*, heute *Vidin*[2] (Bulgarien), welcher dann skr. zu Vollvokal wird, vgl. *mŭstum* *REW* 5782 > *màstika*.[3] *f* kann auch durch *b* wiedergegeben werden, vgl. *phaseolu* > *bâžul* (*-ļ*) im Kajkavisch-Kroatischen.[4] Altragus.-rom. **fuskiel* ergab demnach ganz regelrecht skr.-rag. **baškijel* > *bačkio*. *-io* statt *-ijel* am Ende der Silbe, während *-ijela* vor Vokalen, ist skr. Erscheinung. Auch ist auf die Rechnung des Skr. zu setzen: *s* > *š* vor *k*, vgl. *škopiti* für *skopiti* „kastrieren“, desgleichen auch *š* zu *č* vor *k*, vgl. *màskara* (*Ak. Rj.* VI, 495) > *màškara* (*ib.* VI, 512) > *mačkàra* (Žumberak) < ital. *maschera*. Die Konsonanten *b* < *p*, *č* < *s* haben dann eine Stütze in den begriffsverwandten skr. Wörtern *bat* und *tučak* gefunden. Auf diese Art erkläre ich jetzt meine Angaben *ZfrPh.* XLIII, 189. *bačkio* ist heute in Ragusa nicht mehr üblich.

IV.

rečìjak = *orčas* „Wurfnetz“.

Meyer-Lübke hat *REW* 7257, den Ausführungen Bartoli's, *Dalm.* II, 433 treu folgend, ragusäisch-slaw. *rečìjak*, gen. *-áka* „rundes Wurfnetz“ unter die ital. Wiedergaben von *retiăculum* eingereiht. Damit wird also angenommen, daſs auch hier *cl* > *kj* vorliege und daſs das *j* von *kj* durch Metathese in die vorhergehende Silbe aufgenommen wäre. Es ist richtig, daſs wir in den ital. Formen

---

[1] *ZfrPh.* XLVI, p. 401 f., Nr. 50—75.

[2] *Časopis pro mod. fil a lit.*, VII, p. 166, Nr. 15. Für *ū́* > *ъ* > *a* fehlen mir leider Beispiele, doch vgl. den ON *Jūnianum* > *Žnjan* bei Spalato für den Schwund von *ū* > *ъ*.

[3] *Ak. Rj.*, VI, p. 593, 2; 504, 1, 2.

[4] Man muſs bemerken, daſs die Wiedergabe *f* > *b* nur bei den aus dem Deutschen stammenden skr. Lehnwörtern ganz verständlich ist. Deshalb ist es sehr wahrscheinlich, daſs *bâžuļ* (Belostenec, *Jambrešić*), *bažuļak*, *-ica* (*Ak. Rj.* I, 215) aus mhd. *phasôl*, *vasôl*, *vasoel* stamme. *b-* in *bačkio* wäre dann durch Einwirkung von *bat* zu erklären. **fuskiel* hätte *f-* oder **pačkio* ergeben. *phaseolu* lautet auf dem bedeutend gröſseren Gebiete nur *pàsūļ*, vgl. Bartoli I, § 148 und II, p. 298, besonders im Osten des skr. Sprachgebietes.

cl > *kj* haben: apul. *russakkyę*, istrian. *rasačo*[1], genues. *resağu*. Andererseits ist es nichtsdestoweniger richtig, daſs diese Dialekte auch die Wiedergabe *cl* > *l'*[2] wie tosc. *veclu* > *veglio* (Dante) zeigen: venez. *ritsayo* oder *ritsağo*, trevis. *retsağo*, siz. *rittsaggyu*.[3]

Weder auf die erste noch auf die zweite Wiedergabe von *cl* kann die rag.-slaw. Form zurückgeführt werden. Kein skr. älteres Lehnwort zeigt für *cl* > *kj* oder *l'*.[4] Die Wiedergabe *tį* > *č* spricht deutlich dafür, daſs dieser Fischerausdruck in dieselbe Schicht der alten Lehnwörter wie skr. *račun* „Rechnung" < *ratione*, *puč* < *puteu*, *polača* < *palatia* (neutr. pl.) gehört. Da es sich um einen Ausdruck des Fischermilieus handelt, kann er nur aus dem Altdalmatinischen oder Venezianischen stammen. Die zweite Quelle ist wegen *k* anstatt *cl* > *l'* > *dž* oder *j*, *č* ausgeschlossen. Es bleibt also nichts anderes übrig als das Altdalm. als Quelle anzusetzen. Hier kann *-k* auf c^{ou}, c^{ei} oder *cį* zurückgehen, vgl. *ZfrPh.* XLVI, 399 ff.

Nun haben wir glücklicherweise noch eine zweite skr. Nebenform, die uns ermöglicht, eine Wahl zwischen diesen zwei Ansätzen sicher zu treffen. Das ist *ȍrčāz*, *-ǻza* bei Seget[5] (Dorf bei Trogir = Traù), *ȍrćās*, gen. *-ása* auf der Insel Hvar (Lesina), wo *a* auch als *o* ausgesprochen wird, *Ak. Rj.* IX, 161, Bartoli II, 300. P. Lorini, *Fischerei und Fischerwerkzeuge an dem Ostufer des Adriatischen Meeres* (skr.), Wien 1903, p. 105, wo auch zwei sehr gute Abbildungen des so benannten Wurfnetzes zu sehen sind, gibt die Aussprache *orćaš* an, ohne sie leider zu lokalisieren. Sie kennt auch Bartoli, II, 300 aus Lambl. Hier haben wir *-s*, *-z*, oder *-š* anstatt des ragus.-slaw. *-k*. *z* anstatt *s* erklärt sich durch die sporadisch auftretende skr. dialektische Art alle tönenden Konsonanten im Auslaute tonlos auszusprechen, eine Tatsache, die umgekehrte Aussprache zur Folge hat. *š* anstatt *s* beruht offenbar entweder auf dem Suffixtausche[6] oder auf der Gewohnheit der slaw. Küstenbevölkerung hier und da *s* als *š* auszusprechen. *s* kann demnach ursprünglich sein. Im Dalm.-roman. ist *s* die Wiedergabe von *cį*, vgl. vegl. *glas* < *glacie* (Bartoli II, § 389). Für *-as* ist also *-aceu* anzusetzen. *rečijak* gehört demnach in die Gruppe von *Sisciae* > *Sisak*, *commercium* > *kumjerak*, *urceolu* > *orkul*(*ić*), vgl. *ZfrPh.* XLVI, 401.

---

[1] Nach Bartoli, *l. c. rajačo* in *REW* scheint Druckfehler zu sein.

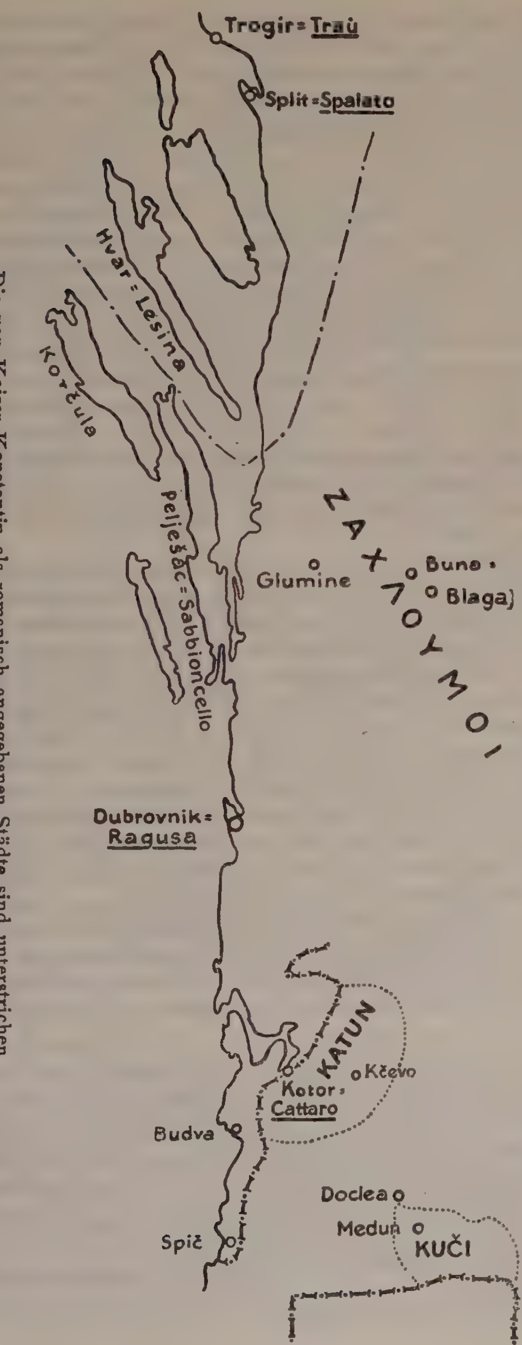
[2] Vgl. in den ON. 1. *Veglia* für *Vekla* bei dem Kaiser Konstantin, s. meine Erklärung, *Miscellanea linguistica dedicata a Hugo Schuchardt*, p. 130; 2. *Muggia* = friaul. *Mugla* = slov. *Milje*, worüber vgl. meinen Aufsatz in *Časopis za slov. jezik* etc., V, p. 8—11.

[3] Genau dieselbe Wiedergabe wie in siz. lecc. *triggya* *REW* 8902. Vgl. meinen in der vorhergehenden Note zitierten Artikel.

[4] Bartoli II, p. 281 verweist auf I, § 162, wo keine Beispiele gegeben werden.

[5] Mein Gewährsmann ist der Pfarrer von Seget, H. Barada-Giljanović. Vgl. auch Rešetar, *Der štokav. Dialekt*, p. 262, der diese Form auch für die Umgebung von Spalato angibt.

[6] *-aš* tritt auch für Werkzeugsbezeichnungen, z. B. *krìvāš* „groſses krummes Messer", vgl. Maretić, *Gramatika i stilistika*, p. 303, § 324a.



Die von Kaiser Konstantin als romanisch angegebenen Städte sind unterstrichen.
—·—·— Grenze zwischen *orčaz* und *rečjak* (süd-dalm. und nord.-dalm.).

Wir sind hiermit wiederum im Gebiete des roman. altragusäischen Dialektes und in der Tat lassen sich die *-k*-Formen gegenüber der mit *-s* geographisch abgrenzen. Der südlichste Punkt ist Budva,[1] wo wir eine genau mit **retiaceu* stimmende Form *ričak* finden (vgl. Bartoli II, 300). Hier finden wir keine Spur von *-ia-*: (beim Lexikographen Stulli) *ričiak*, *-ja-*; *ričjak* bei Parčić, *Vocab. croato-ital.*, p. 870 oder *-ija-*: *rečijak* (*Ak. Rj.*, IV, 932 s. v. Kećevo, Zore, *Ragus. Fremdwörter* (skr. mit cyrill. Lettern), p. 19), wofür Bartoli die oben angeführte Metathese von *j* in *kj* angenommen hat, die aber vom Standpunkte des Skr. ausgeschlossen ist. Anstatt der Gruppe *-ia-*, *-ja-*, *-ija-* findet man auf der Insel Korčula (Curzola) *ń* (geschrieben *nj*) *rićńak* (Bartoli II, 300). Auf der Halbinsel Pelješac (ital. Sabbioncello), welche zu der Republik Ragusa gehörte, tritt dieses *ń*, da es mit *ć* eine zu schwere Konsonantengruppe bildet, vor *ć*, wo es die Silbengrenze bildet: *rìnćāk*, gen. *-ćáka*.[2] Korčula und Pelješac gehören geographisch zusammen. Die Form mit *-k* ist also ausschliefslich süddalmatinisch, die als unabhängig von Irradiationszentrum Spalato und Norddalmatien zu betrachten ist. Es ist also eine für die Bestimmung der Ausbreitung des süddalm. Romanischen ungemein wichtige Form.

Nun erhebt sich aber die Frage, wie dieses *-ia-*, *-ja-*, *-ija-* *-ńa-* zu erklären sei. Mit der Metathese von *cl* > *kj* ist es nichts. Sie vermag uns auch nicht *ń* an Stelle von *j* zu erklären. Ich glaube, dafs wir zu einer befriedigenden Erklärung gelangen werden, wenn wir diese seltsame Erscheinung mit ragus.-slaw. *kvȉjer*, gen. *kvijèra* „Kalbs-, Schaf-, Ziegenfell, Pergament, Trommelfell" (*Ak. Rj.* V, 855) zusammenstellen. Auf der Halbinsel Pelješac lautet dasselbe Wort *kòjer*,[3] gen. *-a* „Fell für Fufssohlen". Anstatt *-vi-* haben wir hier *o*. Bartoli I, 279 hat hier richtig den Diphthong *ue* aus *ŏ* angesetzt: **kuer* < *corium*. Die Schwankung der slaw. Wiedergabe zwischen *v*(*i*) und *o*, d. h. zwischen dem labiodentalen Konsonant und velarem Vokal, ist gewifs auf die uns leider unbekannte altdalm. Artikulation des velaren Elements in *ue* zurückzuführen.

kvȉjer—*kòjer* sichert uns also für das Süddalm. die Diphthongierung von *ŏ*. Sie ist für das 10. Jh. auch für *ī* durch den Kaiser Konstantin Porphyrogenetos bezeugt. Der kaiserliche Schriftsteller kennt in der slaw. Provinz *τῶν Ζαχλούμων* (heute Herzegowina),

---

[1] Der Kaiser Konstantin, der diese Stadt an drei Stellen erwähnt (*Βούτοβα*, *πόλις τῆς Δαλματίας*, *De thematibus* II, p. 61, ed. Bonn; *De adm. imp.* c. 20, p. 129 ed. Bonn; *Βούτομα*, *Hist. et vita Basilii* c. 53, ed. Bonn), erwähnt sie merkwürdigerweise nicht unter den von *Ρωμᾶνοι* bewohnten Städten Dalmatiens. Daraus ist wahrscheinlich zu schliefsen, dafs sie zu seiner Zeit (Mitte des 10. Jh.) als bewohnte Stadt nicht mehr existierte. An ihrer statt ist wahrscheinlich das von demselben Autor als slawische Gründung erwähnte *τὸ Νουγράδε* (= slav. Lokativ von *Novъ gradъ* „Neustadt") getreten; s. *De adm. imp.* c. 35, p. 162 ed. Bonn.

[2] Mein Gewährsmann, stud. phil. Rovtar, stammt aus dem Dorfe Potomja (Sabbioncello).

[3] S. die vorhergehende Note.

für deren vorslawische Einwohner er Ῥωμᾶνοι angibt, ein *κάστρον οἰκούμενον*, genannt *τὸ Γαλουμαήνιχ* (*De adm. imp.* c. 33, p. 160—1). Seine Graphie wird mit slaw. *Glumine* (Dorf in der Herzegowina) identifiziert.[1] Wie ich an einer anderen Stelle ausgeführt habe, ist sie nur dann verständlich, wenn man in *α* von *Γαλ-* die Präposition *a* < *ad*, in *-αη-* den Diphthong *ai* für *i* wie im Vegl. *gamaila*[2] für slav. *gomila*, in *-k* die Abkürzung für *κάστρον* sieht. Andere Beispiele für die Diphthonge der ragusanischen Quellen gibt Bartoli II, § 297. Nur für *á* sind noch keine Diphthonge nachgewiesen. Nun glaube ich, dafs *-ia-*, *-ja-*, *-ija-*, *-ńá-* als eine unbeholfene slaw. Wiedergabe eines altragus.-rom. Diphthonges *ua* < *a* (gleich wie im Vegl., s. Bartoli II, § 286) zu deuten sind gleich wie oben *-vije-* und *oje* für *ue*.

rečijak und *orčas* beruhen demnach auf zwei verschiedenen altdalm.-rom. Quellen. Die erste Form ist süddalm., die zweite nord-dalm.

Die Metathese *or-* für *re-* oder *ri-* ist wahrscheinlich slawisch, denn wir konstatieren etwas ähnliches auch in *ardakva*, *àndrkva* (*Ak. Rj.* I, 86, 2 und 103) für *rodakva* < **rádica* *REW* 6990 „Rettich".

Der Ersatz von *o* anstatt *e*, *i* ist auch auf die Rechnung des Slaw. zu setzen. Da nämlich das Wurfnetz *orćas* mit Bleistücken versehen wird, welche einen raschen Fall auf die Meerestiefe ermöglichen, so hat das slaw. Sprachgefühl dieses Wort als eine Ableitung von v. (*s*)*orcati se* „fallen" (*Ak. Rj.* IX, 161) betrachten können, was auch durch den Suffixersatz *-āš* an Stelle von *-as* nahegelegt wurde.

Gleich wie *čimak*[3] (nord-dalm.) neben *kimak* (süddalm.) < *cīmĭce* ermöglichen uns diese zwei Formen einen Einblick in das territoriale Veshältnis der altdalm. Dialekte. Sie sind aber auch in einer anderen Richtung sehr wichtig. *ti̯* ist in beiden wie teilweise auch in allen rumänischen Dialekten, und zwar verschieden vom Vegliotischen und Albanischen, durch *č* wiedergegeben: vgl. *rečijak*, *orčaz* und *rugăčiune* < *rogatione* gegenüber vegl. *-sáu̯n* (Bartoli II, § 386) und *nepotia* < alb. *mbesę*. Dieses *č* wird im Aromunischen und Meglenitischen nicht zu *ts* wie dasjenige aus *c*^e i^. Bei der Wiedergabe des *ci̯* gehen Nord- und Süddalm. nicht die gleichen Wege, gleichwie sie auch bei *c*^e i^ nicht zusammengehen. Auch das Rum. spaltet sich hier:

---

[1] S. Šišić, *Geschichte der Kroaten zur Zeit der Nationalherrscher* (skr.), p. 454 und meinen in *ZONF*, IV demnächst erscheinenden Artikel.

[2] Bartoli II, 245. *Starohrvatska Prosvjeta*, N. S., I, 166, § 8, II, 112.

[3] Vgl. *ZfrPh.* XLVI, p. 389, Nr. 7. Eine genaue kartographische Darstellung der Ausbreitungen der skr. Formen entlang der dalm.-slawischen Küste wäre dringend notwendig. Da die Form *čamak* für die Bocche von Cattaro angegeben ist, so habe ich mich entschlossen, in *č* nicht die vegliotische Wiedergabe von *ci* in *činko* zu sehen, sondern die erste slaw. Palatalisierung, welche die velare lat. Aussprache voraussetzt. Es ist aber immerhin möglich, dafs die slaw. anfangs-*č* und schlufs-*k* aufweisende Form ihr Irradiazionszentrum im Vegliotischen hat. Die Formen mit *-ž-* wären venezianisch.

man hat für *ci̯* > *ţ* (*soţ*) und *č*. Das Alban. geht hier mit dem Süddalm. zusammen. Man hat auch hier *k̑* für *ci̯*: *fak̑e* < *facie*, gleichwie in *pace* > *pak̑e*, während das Rum. auch hier teilweise dieselbe Behandlung von *ci̯* und $c^{e\,i}$ > *č* zeigt.

Wie ist nun dieser merkwürdige dalmatinische Archaismus zu erklären? Daſs man hier an das verschiedene Alter der röm. Kolonisierung, wie man dies seiner Zeit bei der Erklärung der sardischen Verhältnisse getan hat,[1] nicht denken kann, liegt auf der Hand. Man weiſs sehr genau, wann die Römer zum ersten Male mit den Illyriern der dalm. Küste in Berührung gekommen sind, wann sie Illyrien unter ihre Macht gebracht haben, sowie auch den Zeitpunkt, wann sich diese Macht so fest niedergelassen hat, daſs die Romanisierung der illyr. Völkerschaften mit Erfolg einsetzen konnte. Das war im Laufe des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, als die Provinz Dalmatien soweit pazifiziert war, daſs sie sogar röm. Garnisonen ganz entbehren konnte, so daſs die Römer ihr Augenmerk der Verteidigung der Donaulinie widmen konnten.

Ich glaube überhaupt nicht an die durch das verschiedene Alter des Lateins bedingte Verschiedenheit der romanischen Sprachen.

Ich suche eine andere Ursache für die Erklärung dieses merkwürdigen Archaismus. Das ist der von Byzanz ausgehende Einfluſs. Man weiſs, daſs alte griechische Lehnwörter aus dem Lateinischen die velare Aussprache sowohl von $c^{e\,i}$ als auch von *ci̯* > *k* beibehalten. Man weiſs nun auch sehr genau, daſs die beiden roman. Provinzen des Balkans, Dalmatien und Praevalis samt Dyrrhachium zwei byzantinische Themen bis zum 11. Jahrhundert bildeten.

Wir haben nun auch andere Indizien, die von dem Einfluſs der griechischen Aussprache auf die Balkanromanen sprechen. Heute kann man als sicher annehmen, daſs alle Urrumänen $c^{e\,i}$ gleich behandelten, d. h. durch *č* wiedergaben[2] und daſs die arom.-megl. Wiedergabe durch *ts* eine jüngere Neuerung ist, die offenbar der Nachahmung der mittelgriechischen kein *č* kennenden Aussprache zuzuschreiben ist.[3] Wir wissen auch, daſs gewisse arom. Dialekte auch die Sonorisierung der nach *n* folgenden Konsonanten gleich dem Neugriechischen kennen. Diese Erscheinung hat sich bekanntlich auch auf das Alban. ausgedehnt. Wir kennen nun auch im Vegliotischen und Albanischen einige Wörter, welche auf griechische Grundlage zurückgehen, hier aber lateinische Suffixe nach dem Muster der lat. Wörter erhalten haben. So haben wir alb.

---

[1] Vgl. kritische Bemerkungen Meyer-Lübke's, *Einführung*^{3}, § 19.

[2] Den besten Beweis, daſs auch das Meglenitische und Aromunische ursprünglich $c^{e\,i}$ gleich wie das Dakorumänische behandelten, sehe ich darin, daſs wir sc^{e} > *şt* nach slavischer Art (vgl. *fuştel* oben, nicht **fustellu* nach Puşcariŭ Nr. 691) überall haben, vgl. die Studie Capidans, *Meglenoromânii*, p. 130 f. und meine Kritik in *Glasnik skopskog naučnog društva*, II, p. 300.

[3] Auch das slav. *č* wiedergeben die Byzantiner durch τζ.

drušk = vegl. *drosklo*, welches von δρῦς nach *arbustlum* < **arbusculum* *REW* 608 gebildet wurde. Bei den Slawen der Insel Veglia haben wir *drmũn* „Wald“ < δρυμός + lat. *-one.*[1]

Wenn wir das anthroponymische dalm. Material prüfen, so sehen wir bei den christlichen Namen einen grofsen byzantinisch-christlichen Einschlag.[2] Was Wunder, wenn die dalm. Romanen die griechische Aussprache von Μαρκιανος oder Μαρκελλιανος nachgeahmt haben.

Das rum. *cį* > *č* kann demnach dasselbe Alter haben wie die Palatalisierung von $c^{e\,i}$. *cį* > *č* setzt demnach auch die Nachahmung der griechischen κ-Aussprache in dieser Verbindung voraus. *ţ* < *cį*, welches uns für das 6. Jh. durch Λούτζολο (Prokop) gesichert ist, geht also zusammen mit der nord-dalm. *s* in *glas* < *glacie*. Das ist eine von der Nachahmung der griechischen Aussprache unabhängige Erscheinung.

Da wir auf diese Art die Bedeutung von *rečìjak—orčas* für die Geschichte des Balkanlateins auseinandergesetzt haben, wenden wir uns der Betrachtung der vulgärlateinischen Grundlage zu. Wir müssen für die romanischen das Wurfnetz bezeichnenden Ausdrücke **retiaceum* und *retiāculum* ansetzen. Beide sind Ableitungen von dem in der Vulgata belegten *retia.*[3] *Retiāculum* ist auch in der Vulgata belegt.[4] Wir haben vor uns ein augmentatives und ein deminutives Suffix in Verwendung der Bezeichnungen für Objekte, Geräte etc. Was *-aceu* anbelangt, nichts ist gewöhnlicher als dies. Man vergleiche nur *formaceus* (hortus) > sp. *hormazo* „Landhaus mit Garten“, *fornaceu* > sp. *hornaza* „kleiner Schmelzofen für Goldarbeiter“ etc., *setaceum* > it. *staccio* etc. *-āculum* in dieser Verwendung erinnert an *-ittus* in it. *goletta* „Halskragen“, frz. *épaulette* etc. Man mufs schon für das Vulgärlat. dieselbe Art der Gegenstandsbezeichnungen ansetzen, wie sie auch in den slaw. Sprachen häufig vorkommt. Die Augmentativ- und Diminutivsuffixe dienten also schon seit sehr alter Zeit zur Bezeichnung der Werkzeuge. Vgl. skr. *glàvina* „Radnabe“ von *gláva* „Kopf“, *sačmarica*[5] „Wurfnetz“ von türk. *sačma* „Schrott“.

Dafs hier *-aceu, āculu* tatsächlich Werkzeuge bezeichnen, ersehen wir auch aus der Prüfung der lucchesischen Form *ritrecine* „Wurf-

---

[1] Vgl. jetzt über diese zwei Wörter meine Studie *Studi toponomastici sull' isola di Veglia*, *Aglit.* XXI, p. 101 f., § 9 und 10. Alb. *drušk* erklärt Jokl, *Ling.-kulturhist. Untersuchungen* etc., p. 166, allerdings sehr ansprechend aus intern alb. Mitteln.

[2] Vgl. jetzt meine Studie *Über die Symbiose und Untergang der alten Romanen Dalmatiens und des Küstenlandes im Lichte der Onomastik* (skr.), *Razprave* IV, p. 9 f.

[3] Rönsch, *Itala und Vulgata*², p. 259.

[4] Georges, *Lat.-deutsch. Handwörterbuch*, II, 2112.

[5] *-ar-* in *-arica* ist romanisch, < *-ariu*, welches auch hier wie in den übrigen romanischen Sprachen zur Bildung der Netzbezeichnungen dient, vgl. *gerara* (zum Fang von *gerres*), *gavunara* (für *gavun* = atherina hepsetus), *srdjelara* (für Sardellenfang), *bukvara* (für Box vulgaris), *polandara* (für Pelamys sarda), *sklatara* (für *sklat* = Rhina squatima).

netz". Hier liegt offenbar auch eine Ableitung von *retis* vor. Nur ist die Endung äufserst merkwürdig, cf. Meyer-Lübke *REW* 7259. Da die Sprache mit *retis* nicht einen generellen Begriff („Netz"), sondern einen speziellen („Wurfnetz") zu bezeichnen hatte, so hatte sie zwei Wege zu wählen: entweder 1. die Ableitung mittels der in Betracht kommenden Suffixe oder 2. verschiedene Typen der Deklination. Weil *retia* schon für „Flügelnetz, Haarnetz" etc. mit Beschlag belegt war, so blieb nichts anderes übrig, insbesondere wenn man dem Gleichklange von *retiāculum* mit *retināculum* aus dem Wege gehen wollte, als das Wort nach anderen Typen der lat. dritten Deklination abzuwandeln. Da es auf *-īs* endet, welches sehr oft auf vulgären Inschriften mit *-es, -ex* wechselt und dies von der Appendix Probi sehr getadelt wird,[1] so konnte es nach *salix*[2] (= vulgär *salis*) *-icis* dekliniert werden, also **rēticis -em*. Als hyperurbane Form kam **rētice* in Kollision mit *rētĭcē(t)* von *reticere* „stillschweigen". Sie konnte aber auch nach dem Typus *-is, -inis* nach *pectis, -inis, vermis, inis, famis, inis*[3] dekliniert werden: **rētine*. Als hyperurbane Form war auch diese nicht lebensfähig, da sie von **retina REW* 7261, Jud, *ZfrPh* XXXVIII, 33 nicht genug deutlich war, genau so wie der Gleichklang von *retinaculum* und *retiaculum* die Bildung des neuen Simplex **retina* zur Folge hatte. Vgl. auch rum. *foame* neben *foamete*, welch letztere Form der Deklination von *fomes, itis REW* 3178 oder besser von *miles* > rum. *mire*,[4] g. *militis* zu verdanken ist. Allen diesen sprachlichen Unannehmlichkeiten hat man durch Vereinigung beider Typen abgeholfen: **retĭcine* von nom. **rētex* = *rētis* > nom. **rētĕcīs*, vgl. die Note über frc. *saule*. Der Verstofs gegen die Deklination war offenkundig, aber für das Sprachgefühl doch annehmbar, weil diese neue Form den verwandten Ausdrücken *bucina* „Art Netz", *fiócina* „Harpune" entsprechend, sehr gut den Gegenstand bezeichnete. *r* nach *t* macht keine Schwierigkeiten:

---

[1] Vgl. Baehrens, *Sprachlicher Kommentar zur vlat. Appendix Probi*, p. 110sg. Georges, *o. c.*, s. v. *miles*. Für Inschriften liefern alle Untersuchungen genug Beispiele.

[2] Vgl. frz. *saule*, auch eine Kreuzung von zwei Deklinationstypen: afrz. *sauce* < *salice* und **salem*. Die letzte Form war wegen Gleichheit mit *sal* > *sel* „Satz" nicht lebensfähig. Vgl. wallon. *so*, pikard. *sö*, *saod* (Ille-et-Villaine) „Weide", welche durch die Vokalisierung von *l* dem Gleichklange entgangen sind. Der Gleichklang von afr. *sauce* < *salice* und *sauce* < *salsa* bedingte die Kreuzung zweier Deklinationstypen. Das germ. *salaha REW* 7524 kommt vielleicht auch in Betracht.

[3] Baehrens, *o. c.*, p. 113f.

[4] Vgl. meinen Artikel in Jagić, *Archiv für slaw. Phil.* XXXVII, p. 85—7. Dazu noch folgendes. Arom. *ǵone*, *ǵoană*, *ǵonă* (Papahagi, *Basme* 609 = Pascu, *Dict. etym. macédoroumain* I, p. 92, Nr. 698) erhält unter Einflufs des südsl. *hrâbar* (*Ak. Rj.* III, p. 673, Berneker, *Etym. slav. Wbch.* p. 396) „tapfer > Bräutigam" die Bedeutung „gendre". Das südsl. *junak* „Held" erscheint auch arom. als *ǵunac* „viteaz, voinicel" (Papahagi, *Basme* 609), wo *ǵ* anstatt *j* offenbar auf die Verquickung mit *ǵone* < *juvenis* hinweist. Conev, *Ezikovni vzaimnosti meždu Bălgari i Rumănī* (= Sprachliche Wechselbeziehungen zwischen den Bulgaren und Rumänen), p. 58 kennt rum. *voină* < *vojno* „Bräutigam", d. h. das slaw. Hypocoristicum von *vojnikъ* „Soldat".

cf. *Spalatro*, *scheletro*, scr. *brnestra* < *genista*, *ZfrPh.* LVI, 406, Nr. 82, frc. *tertre* < *termite*. Es ist das noch einmal artikulierte *r* der ersten Silbe.

Anmerkung. Bei der Korrektur des vorliegenden Artikels erfuhr ich noch, dafs das Wurfnetz auf der Insel Lopud (in der Nähe von Ragusa) *rìječak*, gen. *-aka* heifst; d. h., das *e* der Anfangssilbe wurde gleich wie in *taberna* > *tovìjerna* etc. im Sinne des jekavischen Dialekts behandelt. *rìječak* deckt sich demnach mit *rićak* (Budva, s. oben p. 408) vollkommen. *ę* > *i* der letzten Form (vgl. Bartoli, II, § 298) würde dann dem ikavischen Dialekte entsprechen. Es wäre nun nicht ausgeschlossen, dafs *-ij-* der ersten Silbe in die zweite versetzt wurde: *rìječak* > *rečìjak*. Für diesen Vorgang fehlen mir aber analoge Beispiele. Man könnte für ihn allerdings drei Momente geltend machen: 1. sehr zahlreiche Nebenformen von *orćas*, 2. Adaptierung des fremden Wortes an bekannte slaw. bezw. ital. Wörter: *rìjeka* „Flufs", *rete* „Netz", 3. Wanderung eines ursprünglichen unverständlichen **rečak* oder *rićak* des ragusäisch-romanischen Stadt-Dialektes zu den benachbarten küstenländischen Slawen, die es auf verschiedene Weise ihrem Sprachgefühl anzupassen suchten. Wenn das letztere feststünde, so wäre es auch nicht unmöglich, *orćaz* durch verschiedene Umstellungen auf istrian. *rasačo* zurückzuführen.

Desgleichen wird mir noch mitgeteilt, dafs auf der Insel Brač (Brazza bei Spalato) derselbe Gegenstand noch *arćóś* (Ložišće) bzw. *arćós* (Milna) heifst, Formen, die sich mit dem analysierten *orćas* (p. 406 ff.) vollkommen decken. *ó* anstatt *a* entspricht dem dort gesprochenen slaw. Dialekte. *re* > *er* > *ar* ist auch in der Regel.

PETER SKOK.

---

2. Zum Rumänischen.

1. *Aşà*, *să duse* und Verwandtes.

Der Nebensatz *Cînd am auzit aşà vorbe urîte, . . .* wird (über *Cînd am auzit aşà vorbe, . . .*) zu *Cînd am auzit aşà, . . .* und seine Substitution *Auzind aşà vorbe urîte, . . .* (über *Auzind aşà vorbe, . . .*) zu *Auzind aşà, . . .*

Unser Nebensatz besteht ursprünglich aus einer einleitenden Konjunktion (*cînd*, *dacă*, *cum*, *cît*, *pentrucă*), aus einem Prädikat (*am auzit*), aus einem Akkusativobjekt (*vorbe*), aus einem Attribut zu diesem Objekt (*urîte*) und aus *aşà*, das den nichtausgeführten, da leicht zu ergänzenden Vergleich der gemeinten Worte mit den Worten, die der Erzähler beschrieben oder gar angegeben hat, andeutet und die in der Tat die Wirkung (*am plecat*) verursachten.

Das Verbum des Nebensatzes ist ein transitives und bei ihm steht im Nebensatz selbst kein weiteres Akkusativobjekt. *Aşà* deutet die Art eines Dinges an, das im Vorausgeschickten die Funktion eines Akkusativobjekts hat.

Es gibt auch noch eine zweite Möglichkeit. Das Verbum kann zwar ein transitives sein, bei ihm aber aufser *aşà* auch ein anderes Wort stehen, das sein Akkusativobjekt ist: *Şi, căutîndu-l* [*pe copil*] *în cap, dădù de moalele capuluĭ şi, băjbîindu-l aşà*, [*Păcală*] *a zis*: Furtună, Vremurĭ; 65.

Băjbîindu-l aşà. A băjbîì = berühren, tasten; *l* ist pronominales Akkusativobjekt zu *băjbîind* und *aşà*, obwohl das Verbum in diesem Satz transitiv ist, deutet die Art und Weise des Tuns an. Wie dieses Tun geschehen soll, geht aus den mit der Hand vom Erzähler ausgeführten Bewegungen und aus dem Inhalt des Begriffes *a băjbîì* hervor. *Băjbîindu-l aşà* heiſst: indem Păcală nach der Fontanelle des Kindes so (vorsichtig, wie ich vorführe oder wie ich sage,) tastete, ...

Wir kommen auf *Auzind aşà* zurück. Es ist keine conditio sine qua non, daſs das Verbum *a auzì* heiſse. Der Rumäne, wie die Romanen überhaupt, greift sehr gern zu dieser Gerundialwendung, auch wenn er ein anderes Verbum gebraucht: *văzînd aşà, spunînd aşà, făcînd aşà* etc.

Nach dem bis jetzt Gesagten ist es kaum nötig noch einmal ausdrücklich zu betonen, daſs dem *aşà* in *auzind aşà, văzînd aşà, spunînd aşà, făcînd aşà* eine Funktion und in *auzindu-l aşà, văzîndu-l aşà, spunîndu-l aşà, făcîndu-l aşà* eine andere Funktion zukommt. Ich muſs allerdings hinzufügen, daſs in beiden Fällen unser *aşà* auf die dem Verbum unmittelbar zukommende (Akkusativobjekts- oder Modal-)Bestimmung hinweisen muſs. In *auzindu-l aşà* ist also das Verbum dem Pronomen gegenüber transitiv, dem *aşà* dagegen intransitiv.

Vergleichen wir nun, indem wir dabei die Folge (*am plecat*) im Sinn haben, die Ausdrucksweise *Cînd am auzit aşà vorbe urîte* und ihren Ersatz *Auzind aşà.*

Keine Spur mehr von Konjunktion. Das Prädikat, aus dessen Person das Subjekt des Satzes hervorging, ist ein Gerundium geworden. Keine Spur mehr von *vorbe* (Akkusativobjekt) und wieder keine Spur von *urîte* (Attribut). Dagegen hat *aşà* nichts eingebüſst. Es muſs das lebensfähigste Glied unseres Satzes sein und ist es auch: *aşà* ist das Bindeglied zwischen dem Gewesenen und dem Folgenden, da es auf die im Vorausgeschickten eindeutig angegebene Art der Ursache des dadurch bewirkten Vorganges hinweist.

Am schwersten ist das Verbum des Nebensatzes bei dieser sprachlichen Umformung getroffen und jetzt, wo die Ursache und die Wirkung so nahe aneinander gerückt sind, ist es kein Wunder, wenn es ganz aus der Welt geschafft wird: *„Andiam, che la via lunga ne sospigne“. Così si mise e così mi fe 'ntrare Nel primo cerchio* ...; Dante, Inferno; 4, 22.

Così si mise kann ja hier unmöglich anders heiſsen als *dopo aver detto così, si mise* ... oder *detto così, si mise* ... oder *dicendo così, si mise* ...

Die Erscheinung begegnet uns auch auf dakischem Gebiet: *Să suì de frînse píre şi gustă şi băsăduì de biŭ pîră la zorĭ. Aşà, să duse* (= *et, après qu'il fut remonté et qu'il eut rompu le pain et qu'il eut parlé longtemps jusqu'à l'aube du jour, il partit*); Codicele Voroneţean; 16, 14.

Aşà, să duse = *dupăce făcù aşà* oder *făcînd aşà, să duse.*

Aşà, omul nostru îĭ spune: „Heĭ, moşule, tare de treabă eştĭ dumneata şi gospodar!“ Furtună, Vremurĭ; 66.

Aşà, omul nostru îĭ spune = *Dacă vede aşà* oder *văzînd aşà, omul nostru îĭ spune.*

Im Altfranzösischen ist unsere Ellipse sehr gebräuchlich. *Li reis montet al mul, si s'en vait l'ambledure*; Le Pèlerinage de Charlemagne, apud Paris-Langlois, Chrestomathie[8]; 5; *Oliviers l'esguardat, si la prist ad amer*; ibidem, 10; [*Li arcevesques*] *Tendiet sa main, si at pris l'olifant*; Chanson de Roland; ibidem, 14; [*Li coms Rodlanz*] *Guardet a val e si guardet a mont*; ibidem, 15.

Im Ialienischen begegnet uns das Bindeglied *così* auch als *sì*: *Ne si stanco d'avermi a se distretto, Sì men portò sovra il colmo dell' arco*; Dante, Inferno; 19, 127; „. . . *Tu eri allor sì del tutto impedito Sopra colui che già tenne Altaforte, Che non guardasti in là, sì fu partito*; ibidem, 29, 28.

Unser italienisches *sì* und altfranzösisches *si* sind bereits das Objekt lebhafter Diskussionen gewesen.

Tobler im Glossar zu seinen Mitteilungen fragt: „Sollte nicht zur Erklärung des *si* in den hier in Rede stehenden Fällen die Annahme einer Ellipse genügen, die Annahme der Unterdrückung des jenem negativen Satze entgegengesetzten positiven Satzes, so daſs *si* mit ‚ja wenn‘ zu übersetzen wäre?“

Nach Gaspary, ZRPh. II, 95 ff., handelt es sich um die Unterdrückung des zu dem mit *si* beginnenden Nachsatze gehörenden Vordersatzes. In dem *si* ist, nach Gaspary, nicht sowohl, wie Tobler glaubt, lat. *si* als vielmehr lat. *sic* erkennen.

Geſsler, ZRPh. II, 572 ff., meint, dieses *si* wäre das lat. *sic*, die allbekannte, koordinierende, satzverbindende Partikel.

Zuerst das eine zur Meinung Geſslers: in Belegen wie *Guardet a val e si Guardet a mont* hätten wir gleich zwei satzverbindende Partikeln.

Und nun zur Sache.

Daſs wir es mit *sic* zu tun haben, wird jetzt kaum noch bestritten werden können. Meiner Ansicht nach ist jedoch das italienische *sì-così* der hier in Rede stehenden Fälle nicht durch *finchè* und das altfranzösische *si* nicht durch *jusqu'a ce que* — bis, bevor (cf. auch Meyer-Lübkes Wörterbuch, 7892), wie Gaspary und Geſsler meinen, zu übersetzen. Das hierhergehörige rumänische *aşà* ist nicht konklusiv und faſst nicht das Vorhergesagte zusammen (*Dicţionarul*; 284a). *Sì-così, si, aşà* gehört ursprünglich nicht zum Satze, der ihm vorangeht. Es ist das Überbleibsel eines Nebensatzes und dieser ist in der Mehrheit der Fälle temporal gewesen.

Ob der vorangehende Satz negativ ist (*E il buon maestro ancor della sua anca non mi dipose, sì mi giunse al rotto Di quei che sì piangeva con la zanca*; Dante, Inferno; 19, 43), oder positiv (*li chevalier monterent sor lor chevax si chevalchierent tot por si vindrent*

le soir al rivage; Villehardouin, apud Gefsler, ZRPh. II, 583) spielt dabei meiner Ansicht nach keine Rolle.

Das Ding oder das Tun, dessen Art und Weise durch *sì-così, si, aşà* angedeutet wird, steckt nicht in dem mit *si* beginnenden Satze, wie man im allgemeinen annimmt, und die Handlung des sogenannten *si*-Satzes tritt nicht vor einer anderen, in dem negativen (oder positiven) Satze ausgesprochenen ein, sondern das, was nach *si* kommt (*Così si mise; Aşà, să duse; Aşà, omul nostru îĭ spune; si s'en vait; si la prist; si al pris; si guardet a mont; sì men portò; sì fu partito; sì mi giunse; si chevalchierent; si vindrent*), sofort nach dem im Vorausgeschickten Gesagten oder höchstens zugleich damit. Niemals vorher! Wir haben nicht mit einem bis, bevor, sondern mit dem dann, nachher, und so des erzählenden Sprechens zu tun.

Es ist kaum nötig zu betonen, dafs meines Erachtens jede Untersuchung nach dem Tempus und nach dem Modus, die unserem *sic* im sogenannten *si*-Satz folgen, verlorene Mühe ist. Es ist und braucht an kein Tempus und an keinen Modus gebunden zu sein. Das Tun *mi giunse al rotto* des *sì*-Satzes hat sich ja nicht nach *sì*, sondern nach *E il . . . maestro . . . Non mi dipose* zu richten.

Die Sprache verfährt hier, wie so oft, auch restaurierend. Es begegnen uns Beispiele, worin ausdrücklich gesagt wird, wann das *si*-Satz-Geschehnis eintritt.

Gleichzeitig: *Ainsi que je reguardoys ce beau feu, sortirent plus de six cens chiens*; Rabelais, Pantagruel; II, 14; *Ainsi qu'il faisoit le conte de la conjuration, . . .*; Montaigne, Avis; I, 104; *Aşà, cum stà eĭ legaţĭ, se scornì vivor mare*; Dosofteĭu, Viaţa; 148.

Unmittelbar nachher: *El soldado, así que se satisfizo de la verdad, por volver por su reputatión, puso por obra la venganza*; Vida y hechos de Estabanillo Gonzáles, apud Bello-Cuervo, Gramática[10], Notas; 144; *Así que entro en Castilla, fue amolador*; Santos, ibidem; *Şi, aşà, primindu-ĭ oameni, eĭ [Mîntuitorul şi Sfîntu Petru] aŭ apucat, ce-aŭ apucat, de-ale guri şi . . . s'aŭ culcat*; Furtună, Vremurĭ; 68; *Şi, aşà, rugată fiind cu stăruinţă, se apucă, de gătì bucate*; Ispirescu, Legendele; 23.

Später: *E così, in capo a pochi anni, si perderà il seme di quei poveri animali*; Leopardi, apud Maddalena, Raccolta[3]; 62; *Şi, aşà, într'o bună zi, îşĭ ìà şi el [ţiganul] de seamă şi face către ucenicĭ: . . .*; Furtună, Vremurĭ; 10; *Şi, aşà, a doŭa zi, erà mare judecată în casa preotuluĭ*; ibidem, 56.

Ja, die Sprache geht noch weiter. Sie präzisiert, wenn nötig, wie lange die *sic*-Handlung dauert: *e così dal fare del giorno al callare della notte, la intera città assume l'aspetto d'una immensa bottega di rigattiere*; Fucini, apud Maddalena, Raccolta[3]; 157; *Şi, aşà, ceĭ doĭ oamenĭ, cît aŭ trăit, aŭ fost mulţămitorĭ cu grîul şi cu pînea, făcută din el*; Furtună, Vremurĭ; 42.

Es handelt sich wohl in allen Fällen um keine sprachlichen Launen. Wenn Dosofteĭu *Aşà, cum stà eĭ legaţĭ, se scornì vivor*

mare sagt, strebt er nach Unzweideutigkeit. Er hätte auch *Așà, se scornì vivor mare* sagen können. Sein *cum stà eĭ legațĭ* zwingt uns das *așà* als temporal aufzufassen und gleichzeitig einzusehen, dafs es nicht einen *dupăce-*, sondern einen *pecînd-*Temporalsatz vertritt. Die Aussagen *se scornì vivor mare* und *cum stà eĭ legațĭ* entsprechen zwei Kreisen, die sich schneiden, oder sich von innen berühren, wenn nicht gar der eine Kreis (*se scornì vivor mare*) ganz innerhalb des anderen liegt.

Primindu-ĭ oameni der Aussage *Și, așà, primindu-ĭ oameni, aŭ apucat, ce-aŭ apucat, de-ale guri și s'aŭ culcat* ist ein Wink dafür, dafs die in *aŭ apucat* enthaltene Handlung von der des durch *așà* vertretenen Temporalsatzes von aufsen berührt wird, dafs also dieses *așà* einen *cum-* (*îndatăce-*) Satz vertritt und dafs unser Temporalsatz leicht kausal und gleichzeitig konditional gefärbt ist.

Rugată fiind cu stăruință des Satzes *Și, așà, rugată fiind cu stăruință, se apucă, de gătì bucate* besagt, dafs die Handlung *se apucă, de gătì bucate* erst nach einem Weilchen eintritt: der eine Kreis liegt aufserhalb des anderen. Die Ursache der eingetretenen Pause steckt in *rugată fiind cu stăruință*: es tat not, dafs man das Mädel dringend bat. *Rugată fiind cu stăruință* gibt auch die ziemlich starke kausale Färbung unseres Temporalsatzes an.

Endlich *a doŭa zi* des Belegs *Și, așà, a doŭa zi, erà mare judecată* ... macht den Hörer darauf aufmerksam, dafs das Geschehnis *erà mare judecată* auch nicht nach einer kleineren Pause, sondern erst später und zwar *a doŭa zi* eingetreten ist.

2. *auzì așà.*

Meyer-Lübke widmet (Grammatik; III, § 66) unter der Überschrift „Adverbien für Pronomina" einen besonderen Paragraphen dem sizilianischen *akkussì* und dem rumänischen *așà* nach den Verben „hören" und „sehen". Er meint, in allen Fällen handele es sich darum, dafs die Art und Weise eines Tuns ausgedrückt wird, obschon etwas voraufgegangen ist, mit Bezug worauf dieses Tun stattfindet, so dafs also tatsächlich das Adverbium die Stelle einnimmt, an die eigentlich das Pronomen gehörte.

Wenn der Rumäne, um bei Meyer-Lübkes Beispiel zu bleiben, *auzì așà* sagt, kann *așà* die Art und Weise des Vorhergehörten andeuten. Damit will ich sagen, dafs unser *așà* dem Hörer klar wird, erst nachdem dieser an das eben Gehörte gedacht hat. In diesem Fall deutet *așà* die Art und Weise des Akkusativobjekts zu *auzì* an. Dieser Sinn kommt ihm vermutlich zu in dem Beispiel, das Meyer-Lübke anführt.

In *auzì așà* kann aber *așà* auch die modale Bestimmung zu *auzì* andeuten.

Um die Sache deutlicher erklären zu können, führe ich zwei einfache rumänische Aussagen an, in denen *așà* nach dem Verbum *a auzì* einmal das Akkusativobjekt und das zweite Mal die modale

Bestimmung zu diesem Zeitwort andeutet. Akkusativobjekt: *Cînd am auzit aşà, am plecat*; modale Bestimmung: *Am auzit aşà, că n'a fost nevoe, să m'apropiĭ.*

In dem ersten Fall schwebt mir das Wort *vorbe* vor: *Cînd am auzit aşà vorbe, ...* Ich sage aber nachher: *am plecat.* Die Art der gehörten *vorbe* hat mich veranlafst, fortzugehen. Diese *vorbe* sind also vielleicht böse Wotte gewesen: *Cînd am auzit aşà vorbe urîte, ...*

Ich bewege mich nicht im allgemeinen und sage nicht einfach *Cînd am auzit vorbe urîte, ...*, sondern *Cînd am auzit aşà vorbe urîte, ...* Ich gehe auf das Besondere ein, ich vergleiche die Worte, von denen ich spreche, mit den (angeführten oder beschriebenen) Worten, die ich gehört habe und die mich zwangen, fortzugehen: *Cînd am auzit aşà vorbe urîte, cum sînt acelea, pe care ţi le spuseĭ, ...* oder *ca acelea, de care(-ţĭ) vorbiĭ, ...*

Auzì aşà ist also nichts weiter als eine Art Aposiopese, die der Hörer leicht ergänzen kann. Mit anderen Worten: *aşà* drückt hier nicht die Art eines Tuns aus, sondern deutet die Art eines Dinges an, indem es dieses mit einem anderen — dem Hörer eben bekannt gewordenen — vergleicht.

Die vollständige Ausdrucksweise (*Cînd am auzit aşà vorbe urîte, cum sînt acelea, pe care ţi le spuseĭ, ...* oder *ca acelea, de care(-ţĭ) vorbiĭ, ...*) ist allerdings nicht sehr beliebt. Belege, wo der für den Hörer selbstverständliche Vergleich sprachlich nicht ausgeführt wird (*Cînd am auzit aşà vorbe urîte, ...*) kann man auch in der Literatur nachweisen.

Statt *Cînd am auzit aşà vorbe urîte, ...* erscheint auch *Dacă am auzit aşà vorbe urîte, ...*, *Cum am auzit aşà vorbe urîte, ...*, *Cît am auzit aşà vorbe urîte, ...* Diese sprachlichen Färbungen der Aussage werden verursacht durch die leichte Nebenfarbe unseres von Hause aus temporalen Nebensatzes: *dacă* ist konditional, *cum* qualitätskomparativ, *cît* quantitätskomparativ gefärbt.

Wie unser temporaler Nebensatz auch lauten mag, das eine steht doch fest: das durch ihn Ausgesagte geschieht vor der Haupthandlung *am plecat.* Geschieht es nach dieser, dann wird der Nebensatz negativ und durch *pînăce nu* eingeleitet: *Pînăce n'am auzit aşà vorbe urîte, am plecat.*

Unser Nebensatz braucht nicht unbedingt als temporal zu erscheinen. Er kann ein Adverbialsatz des Grundes sein: *Pentrucă am auzit aşà vorbe urîte, ...* Er kann auch Finalsatz sein: *Ca să aud aşà vorbe urîte, ...* Er kann ebenso gut eine Einräumung der Haupthandlung ausdrücken: *Deşì am auzit aşà vorbe urîte, ...*

In all diesen Nebensätzen kann *urîte*, das die durch *aşà* angedeutete Art der gehörten *vorbe* angibt, lautsprachlich verschwiegen werden; wie die in Frage kommenden Worte waren, geht deutlich und bis zur Genüge aus der Folge (d. h. aus der Haupthandlung), aus der dabei vom Sprecher gezeigten Mimik, aus dessen Gebärdensprache und aus dem von ihm angeschlagenen Ton hervor. Sage

ich *Cînd am auzit așà vorbe*, ... und gleich hinterher *am plecat*, dann ist es für meinen Zuhörer sehr leicht, das dazugehörige Eigenschaftswort hinzuzudenken. Dazu helfen ihm die von mir eben beschriebenen oder angegebenen und durch *așà* angedeuteten Worte, dazu hilft ihm *am plecat*, dazu helfen ihm endlich mein verächtlicher, angeekelter Ton, der verächtliche, angeekelte Ausdruck meines Gesichtes und die verächtliche Bewegung meiner Hand.

Die gesprochene Sprache bleibt aber nicht bei der Aposiopese des dem Substantiv zukommenden Eigenschaftswortes.

Cînd am auzit așà vorbe urîte, am plecat. Das Wort *vorbe* nach *am auzit* ist ja eine Art Pleonasmus. Das Gehörte mufs klar und eindeutig angegeben werden, wenn es nicht *vorbe*, sondern etwas anderes ist: *Maĭ întîĭ,* [*flăcăul*] *auzì un țipăt*; Furtună, Vremurĭ; 84; *Auzind așà vuet și vaet, flăcăuluĭ nostru, i s'a făcut milă*; ibidem.

Und noch das eine: im ganzen Nebensatz ist weder das Subjekt, noch das Prädikat, noch das Objekt das Wesentliche. Den Wesenskern unseres Nebensatzes macht das winzige *așà* aus. *Așà* als Ton-, Mimik- und Gebärdengebilde ist das Bindeglied zwischen dem Gewesenen und dem Folgenden: es deutet die Art der Ursache an. Und diese Art ist die eigentliche Ursache der Wirkung.

Nach dem Vorausgeschickten kommt mir die Ausdrucksweise *Cînd am auzit așà*, ... (mit vorgerückter Aposiopese) ganz klar vor.

Somit sind wir aber bei Meyer-Lübkes *auzì așà* angekommen.

Der Sprecher kann *Auzind așà vorbe urîte*, ... statt der Sätze *Cînd am auzit așà vorbe urîte*, ..., *Dacă am auzit așà vorbe urîte*, ..., *Cum am auzit așà vorbe urîte*, ..., *Cît am auzit așà vorbe urîte*, ..., und *Pentrucă am auzit așà vorbe urîte*, ... sagen.

Auzind așà vorbe, ... setzt er statt *Cînd* (*Dacă, Cum, Cît* und *Pentrucă*) *am auzit așà vorbe*, ...

Auch *Cînd* (*Dacă*, *Cum*, *Cît* und *Pentrucă*) *am auzit așà*, ... läfst sich durch *Auzind așà*, ... substituieren.

Daher ist es kein Wunder, wenn der Rumäne, wie die Romanen überhaupt, so gern zu den gerundialen Wendungen *Auzind așà vorbe urîte*, ..., *Auzind așà vorbe*, ... und *Auzind așà* greift.

Wir kommen auf *auzì așà* zurück und ich glaube das Richtige getroffen zu haben, wenn ich Meyer-Lübkes Beispiel folgendermafsen restauriere: *Cînd auzì așà vorbe frumoase*, ... (oder *urîte*, ...). Wie die gehörten *vorbe* waren, kann ich nur auf Grund dessen, was Meyer-Lübke anführt (*auzì așà*), nicht bestimmen. Es wäre der Schwierigkeit abzuhelfen, wenn entweder die von *auzì așà* ausgeübte Wirkung oder das eben Erzählte, das durch *așà* Angedeutete da wäre.

Es ist nicht unerläfsliche Bedingung, dafs das Verbum *a auzì* heifst. Mutatis mutandis kann es *a vedeà*, *a vorbì*, *a spune*, *a zice*, *a face* etc. heifsen. *Așà* mufs aber, um auf diese Weise interpretiert werden zu können, das Akkusativobjekt, also das Objekt eines transitiven Verbums andeuten. Es drückt nicht die Art und

Weise eines Tuns aus, sondern es deutet die Art und Weise eines sprachlich vorgeführten Geschehnisses an.

Ich glaube jetzt darauf hinweisen zu können, dafs in dieser Beziehung das Rumänische keine Ausnahme bildet. Derselbe Vorgang begegnet uns auf dem ganzen Gebiet der Romania. *Zicînd aşà, hablando así, diciendo así, en disant ainsi* sind eins und dasselbe. *Così detto, rientrò in casa* = *Dupăce a zis aşà, a intrat, ïar, în casă.* Hierher gehört wohl auch das französische *ainsi dit: Croyons ce bœuf. — Croyons, dit la rampante bête. Ainsi dit, ainsi fait*; La Fontaine, Fables; X, 2.

In *auzì aşà* kann *aşà* die Qualität (*aşà bine*) oder die Quantität (*aşà de bine*) des Hörens, des Tuns andeuten: *Am auzit aşà bine*, ... oder *Am auzit aşà de bine*, ... Auch die modale Adverbialbestimmung kann verschwiegen werden: wie ich gehört habe, geht aus den Akzessorien meines Sprechens und aus der Wirkung des von mir Gehörten so ziemlich hervor. *Am auzit aşà, că n'a fost nevoe, să m'apropiĭ* ist als *Am auzit aşà bine*, ... oder *Am auzit aşà de bine*, ... und *Am auzit aşà, că a fost nevoe, să m'apropiĭ*, als *Am auzit aşà răŭ*, ... oder *Am auzit aşà de răŭ*, ... aufzufassen.

Auch in dieser Hinsicht bildet das rumänische *a auzì* keine Ausnahme.

Zum Schlufs möchte ich ausdrücklich betonen, dafs *aşà* bei allen transitiven Verben — also nicht etwa nur bei *a auzì* — zweifache Funktion haben kann. Es kann einerseits die Art des verschwiegenen, aber leicht zu ergänzenden Akkusativobjekts des Verbums und andererseits das modale Verlaufen der durch das Verbum ausgedrückten Tätigkeit andeuten. Das modale Verlaufen der Tätigkeit deutet es immer an, wenn es bei einem intransitiven Verbum steht.

Dicţionarul (Academiei Romîne), 2846, stimmt ohne jedes Bedenken der Meinung Meyer-Lübkes bei: [*Aşà*] Se întrebuinţează după verbe, care însemnează o percepţiune prin simţurĭ (*a auzì, a vedeà etc.*), şi are sensul pronumeluĭ demonstrativ în funcţiune de complement drept (forma neutrală): „*acesta*", „*acela*".

3. *aşà dulce, aşà de dulce* und Verwandtes.

Ah! io non vidi mai mia madre così contenta come a sentir quelle parole; De Amicis, Cuore; 235; *Il ne paraît pas que la paix soit si proche, comme je vous l'avais mandé; Doroftei, căruĭa-ĭ cam place, să sugă, aşà bătrîn, cum este*; Delavrancea, Sultănica; 222.

In all diesen Beispielen begegnet uns *sic, eccum-sic* bei einem Adjektivum. Die angedeutete Art und Weise wird angegeben: *così contenta, si proche, aşà bătrîn.*

Es heifst jedoch nicht im allgemeinen: *io non vidi mai mia madre contenta come a sentir quelle parole.* Der Sprecher sagt ausdrücklich *così contenta*: seine Vergleichung spezialisiert, sie gilt einem besonderen Fall.

Die drei Kreise: *così*, *contenta* und *come a sentir quelle parole* sind untereinander gleich.

Meines Erachtens ist also *ainsi blessé qu'il était* weder als *blessé comme il était*, noch als *tout blessé qu'il était*, sondern — eben spezialisierend — als *ainsi blessé comme il était* aufzufassen. (Vgl. Haase, Franz. Syntax des 17. Jahrh.; § 98, Anm. 2.)

Was geschehen würde, wenn *così* nicht da wäre, habe ich bereits gesagt: die Vergleichung gölte keinem speziellen Fall, sie wäre allgemein zutreffend.

Wird die angedeutete Art und Weise nicht angegeben (*Anche Nelli, ieri, guardava i soldati, povero gobbino, ma con un' aria, così, come se pensasse: — Io non potrò esser mai un soldato!* De Amicis, Cuore; 40) so kommt dem Vergleichungssatz (in unserem Fall: *come se pensasse: — Io non potrò* . . .) die Aufgabe zu, dem Hörer beim Hinzudenken der zu ergänzenden adjektivischen Bestimmung behilflich zu sein.

Wollen wir nun Beispiele, wie das folgende: *Je vous félicite, vous, d'avoir une femme si belle, si sage, si bien faite comme elle est*; Molière, Méd. malgré lui; II, 4, näher betrachten.

Belle, *sage* und *bien faite* sind drei Kreise, die nebeneinander und insgesamt den Kreis *come elle est* ausmachen. Die drei Eigenschaften *belle*, *sage* und *bien faite* leben aber jede für sich. Sie mischen sich bloſs, sie kombinieren sich nicht, um daraus *comme elle est* auszukommen. Das erste *si* = *belle*; das zweite *si* = *sage* und das dritte *si* = *bien faite*. Das erste *si* + das zweite *si* + das dritte *si* (d. h.: *belle* + *sage* + *bien faite*) = *comme elle est*. Daher: *si belle, si sage, si bien faite* und nicht *si belle, sage, bien faite*.

Ich unterscheide also scharf zwischen *Je vous félicite, vous d'avoir une femme si belle, si sage, si bien faite comme elle est* und . . . *d'avoir une femme si belle, sage, bien faite comme elle est*.

In dem ersten Fall, wo das *si* vor jedem Adjektivum wiederholt wird, haben wir mit einer Mischeigenschaft zu tun, die sich in ihre Bestandteile (*belle*, *sage*, *bien faite*) zerlegen läſst. In dem zweiten Fall, wo *si* nur vor dem ersten Adjektivum steht, haben wir dagegen mit einer Kombinationseigenschaft zu tun. Hierbei erscheint keine der auftretenden Eigenschaften vollständig. Ich möchte hinzufügen, daſs in diesem letzten Fall nur solche Eigenschaften miteinander in Kombination treten können, welche denseiben Grad von Symmetrie besitzen: sie wirken ja zusammen, sie gehen ineinander über, um den Habitus zu bestimmen.

Man darf also meines Erachtens unmöglich behaupten, manchmal finde man das *si* nicht wiederholt.

Wie wenig diese allgemeine Auffassung den Tatsachen entspricht, beweisen uns die Beispiele, wo die Wiederholung von *si* durchaus nicht gescheut wird: *En quel autre temps trouverions-nous à la fois, comme au XIIIe siècle, l'épopée si grandiose et si austère, la fiction amoureuse si passionnée et si nuancée, la satire si fine et si*

mordante, la légende si naïve, si sincère et si crédule? Oder: *Povera donna, così onesta, così buona, così sventurata!*

Es heifst nun, manchmal soll die Vergleichung auch in Gedanken nicht ausgeführt werden: *Il est si heureux et si digne d'envie! Ci voltammo indietro intontiti ... ed accarezziamo i nostri bravi cani così obbedienti alla voce, così generosi!* Cagni, apud Maddalena, Raccolta[3]; 179.

Es handelt sich in solchen Fällen um eine Usurpation seitens unseres Adverbium indicativum, das ein Grad- oder Quantitätsadverbium verdrängt. Ja, es begegnen uns Beispiele, in denen der Sprecher ein Versprechen gleich wieder gut machen möchte; *Ton costume des Indes, si lourd et tant épais!* Chavette, apud Plattner, Grammatik; I[2], § 381, Anm. 1; *Il mio Marco, che è ancora così piccolo, ... tanto buono e affetuoso!* De Amicis, Cuore; 277.

In den hier zur Sprache gebrachten Fällen liegt überhaupt kein Vergleich vor. Wir haben es mit den Eigenschaften eines Dinges zu tun, die in einem höheren Grad oder in einer höheren Quantität vorhanden, als es zu erwarten oder nötig war. Was dabei zu viel oder zu wenig ist, hat zur Folge das Erstaunen des Hörers oder das Austoben des Trägers der Eigenschaften. Daher erhält die Aussage in solchem Fall den Charakter eines Ausrufes; daher folgt auch oft ein Konsekutivsatz darauf: *Le monde est si corrumpu, que l'on acquiert la réputation d'homme de bien seulement en ne faisant pas de mal*; De Lévis, Pensées; V; *Es-tu toi-même si crédule Que de me soupçonner d'un courroux ridicule?* Racine, Bajaz.; IV, 7; *Qui te rend si hardi de troubler mon breuvage?* La Fontaine, Fables; I, 10; *Il n'a pas été si leste qu'il ne soit tombé; Ella* [*la patria*] *e una così grande e sacra cosa, que se un giorno io vedessi te tornar salvo da una battaglia combattuta per essa, .,. io, tuo padre, ... io t' accoglierei con un singhiozzo d' angoscia*; De Amicis, Cuore; 103; [*Carlo Nobis*] *Ha una superbia così stupida, che non merita nemmeno i miei scapaccioni*; ibidem, 116; *Poi passò, Derossi, ... così bello, così simpatico, che gli avrei mandato un bacio*; ibidem, 170; *così sublime e saldo, da vincere ogni paragone*; Molmenti e Mantorani, apud Maddalena, Raccolta[3]; 156; *La „mattanza“ benchè duri soltanto poche ore, lascia gli uomini così sfiniti, che per parecchi giorni essi sono nell' impossibilità di lavorare*; La pesca del tonno; ibidem, 178.

Absichtlich habe ich in den letzten Abschnitten das Rumänische bei Seite gelassen. Das soll aber nicht heifsen, dafs das Dakoromanische hierbezüglich anders verfährt: *Să aĭbĭ aşà o soție, cum îțĭ daŭ fiica mea ție*; Barac, Arghir; 44; *Mă aşteptam la o vorbă aşà bună şi aşà mîngîetoare ca asta*; *Toțĭ lăudà pe fiul de împărat pentru o aşà nimerită şi neaşteptată alegere*; Ispirescu, Legendele; 38; *Este stare aşà tristă şi aşà de tăĭnuĭtă, pe care trecerea vremi să n'o facă suferită?* Konaki, Poeziĭ; 288.

Das Rumänische bildet jedoch insofern eine Ausnahme, als *aşà* sich, wenn es Adverbium indicativum ist, asyndetisch an das Adjektiv anfügt und, wenn es als Verdränger eines Grad- oder

Quantitätsadverbium auftritt, mittels *de*, wie die übrigen Quantitäts- oder Gradadverbia, verknüpft wird: *Încă dela nunta din Cana nu băuse aşà vin minunat*; C. Negruzzi, Scrierile; I, 83; *Aveà un aer aşà de dulce, aşà de încîntător*; ibidem, 64.

Das, was ich über *sic*, *eccum-sic* bei einem Adjektivum gesagt, trifft auch dann zu, wenn unser Adverbium bei einem anderen Adverbium oder bei einem Adverbiale steht.

Zum Schlufs mufs ich noch darauf hinweisen, dafs ich mich, wenn es sich um Fälle handelt, wo unser Adverbium in der geschriebenen oder in der gesprochenen Sprache bei einem Substantivum steht (*si père de famille, si ami du vrai; si conjectures que tu penses, un libro così, delirios asi, aşà lucru, aşà grădină* etc.), immer nach dem angedeuteten Adjektivum (vgl. *si homme de bien, si bon morceau, si frivole conjecture, mia madre così contenta, un così gran numero, saluto così triste, razones así sencillas, piélago así profundo y proceloso, aşà cal frumos, vorbă aşà urîtă* etc.) umsehe.

Ich kann also leider weder Tobler, noch Meyer-Lübke beistimmen. Tobler (Beiträge; III², 134) meint: „*si* [vor einem Substantiv] gehört vielmehr zu dem ihm vorangehenden Verbum". Meyer-Lübke fafst einmal (Grammatik; II, § 572) das rumänische *aşà* bei einem Substantiv als Pronomen und ein andermal (Grammatik; II, § 394 und III, § 205) als attributives Adjektivum.

Ich bleibe dabei: *sic*, *eccum-sic* lebt auf dem Gebiet der Romania als Adverbium indicativum. Manchmal begegnet es uns als Grad- oder Quantitätsadverbium. In dieser letzten Bedeutung ist es ein Usurpator.

Ion D. Ţicĕloïu.

---

3. Rum. *p(r)e*, span. *á* vor persönlichem Akkusativobjekt.

Kalepky in seinem Artikel „‚Präpositionale Passivobjekte' im Spanischen, Portugiesischen und Rumänischen" (*Ztschr. f. rom. Phil.* 38, 358 ff.) sieht in dem *á* vor persönlichem Akkusativobjekt der iberischen Sprachen, dem *pe* in gleichem Fall des Rumänischen mit Recht örtliche Präpositionen, aber warum treten die nun ein? „Das span. *á* und das port. *a* heifsen hier ‚bei, an' und stellen das von der Handlung betroffene Seiende gleichsam als die Stelle, den Ort, den Punkt dar, an dem das Tun ansetzt und sich vollzieht, als eine Art Betätigungsfeld, etwa wie wenn ich im Deutschen statt: ‚einen lieben' sagte: ‚*an ihm lieben', vgl. auch frz. *aimer ailleurs* ... oder port. *bater na aldraba* ... statt *bater a aldraba* (‚den Türklopfer schlagen'). Rum. *p(r)e* hingegen würde hier ‚auf, über — hin, an — herum' bedeuten, etwa wie deutsch für ‚drück nicht die Frucht' gesagt werden kann ‚drück nicht an der Frucht herum'". Aber die frz. und port. Parallele stimmt nicht: *aimer ailleurs* (oder vielmehr das prov. Urbild *amar alhor, en un alt loc* etc.) ist ein aus

ganz spezifischen, höfisch-troubadouresken Verhältnissen zu erklärender Ausdruck der Diskretion (in einem Milieu entstanden, wo die Dame ‚an hohem Orte' stand, sie zu lieben Wagnis, diese Liebe zu verraten Tölpelhaftigkeit war) — von diesem ‚lieben an einem Ort' führt kein Weg zu dem allgemeinen *ad* oder *per* vor belebtem Objekt der anderen romanischen Sprachen. Das port. *bater na aldraba* stellt sich zu ptg. *foi comendo no pão; se astá azedicho* [der Tee] *é carregar-lhe no sal*, Beispiele, die ich in *Mitt. d. rum. Instituts Wien* I (1914), S. 397 mit rum. *a mîncà la pîne* zusammenstellte: wörtl. ‚am Brote essen', wobei eben durch das ‚In' eine Menge, in der man wühlt, ‚an' der man ‚herunterißt', vorgestellt wird. Der Affektcharakter einer solchen Wendung ist klar: die Präposition bringt die Vorstellung einer Vergrößerung des Volumens des Brotes zustande (ähnlich wie beim Partitiv des Frz. eine unbegrenzte Menge durch das *de* vorgestellt werden kann). Dieses ‚in' steht aber gerade bei Sachen (Lebensmitteln), ist mit dem *á*, *pe* vor Lebewesen nicht vergleichbar. Und überhaupt ist von solchen vereinzelten Wendungen weit zu den *á* und *pe*. Hier nützt nichts als die historische Verfolgung des Vorgangs, „wie er eigentlich gewesen ist". Den bei Kalepky, wie es scheint, grundsätzlichem Verzicht auf das Warum der Erscheinung — denn er erweist ja nur Möglichkeiten der Gebrauchsverwechslung — können wir nicht mitmachen und müssen gerade aus dem geschichtlichen Ablauf des Wie das Warum zu erkennen lernen.

Über die Geschichte des rum. *pe* orientiert uns neuerdings Puşcariu in seinem tatsachenreichen Artikel (*DR.* 2, 565 ff.): er hat das *p(r)e* vor belebtem Akkusativobjekt seit Ende des 16. Jhs. im Rumänischen nachgewiesen und sich auch nach dem Warum dieser Neuerung gefragt: er sieht in der *pe*-Konstruktion ein Mittel, um die Zweideutigkeit eines Satzes wie *omulu bate Domnulu* 1. ‚den Menschen schlägt der Herr', 2. ‚der Mensch schlägt den Herrn' zu vermeiden, bzw. einen affektbetonten Satzteil voranstellen zu können: *pe om îl bate Domnul* heißt nur ‚den Menschen schlägt der Herr'. Vorbedingt war das Übergreifen dieses *p(r)e* durch die Bedeutungsgleichheit von Wendungen mit und ohne Präp. bei Verben des Besiegens, Überwindens usw.: *bărbatul să stăpânească pe soţie-sa* heißt urspr. ‚der Mann herrsche über seine Frau', heute ‚... beherrsche seine Frau'. In alter Zeit finden wir in ähnlichen Verwendungen auch *spre*, *asupra* usw. und das *pre*, das selbst die Richtung eines feindlichen Angriffs bezeichnet (*să ciarte bărbatul pre muiare-şi*).

Ich möchte hier nun einhaken und aus Puşcariu's Feststellungen nur noch die eine Folgerung ableiten, daß das *pe* nicht nur aus dem grammatischen Grund der Vermeidung syntaktischer Undeutlichkeit oder der Unterscheidung Belebt — Unbelebt sich herleiten wird — oder vielmehr, daß die Möglichkeit der Voranstellung von Affektbetontem (*pe om îl bate Domnul*) darauf zurückgehen wird, daß eben die *pre*-Konstruktion affektbetonter ist als die

pre-lose. Es ist also wohl nicht ganz richtig, wenn Puşcariu meint (S. 579): „... în limba noastră există multe verbe care se pot construì sau ca un caz prepoziţional sau cu acuzativul simplu, fără ca ideea exprimată de verb se schimbe sau fără ca să fie prea deosebită" (von mir gesperrt). Die Meinung der beiden Ausdrucksweisen ist wohl dieselbe, nicht aber deren Tönung. Wie sollte sich die Um-Interpretation, die Puşcariu voraussetzt: *bărbatul să stăpânească pe soţie-sa*: von ‚herrsche über' zu ‚beherrsche', erklären, d. h. die plötzliche Auffassung eines *pe* als Akkusativzeichens, in der Sprache, die sonst dem Akkusativ nie ein solches Vorzeichen zugesellte?

Die Bemerkung Puşcariu's, dafs die *pre*-Konstruktion besonders bei Verben des Besiegens und des feindlichen Begegnens vorkomme, ist deshalb von gröfster Wichtigkeit, weil sie zeigt, dafs eben *pre* affektbeladen ist: in dieser Präposition zittert noch etwas nach von der Affektgewalt des Sieges, des Triumphes, des feindlichen Gegenüber — und dieser Affektnuance verdankt *pre* seinen Durchbruch.

Ich kann hier auf Hans Sperber's „Studien zur Bedeutungsentwicklung der Präposition *über*" (Uppsala 1915) hinweisen, die das Übergreifen dieser deutschen Präposition statt der konkurrierenden wie *auf*, *gegen* usw. aus Affektgründen erklärt: *über* hat urspr. den Sinn der Bedeckung (S. 123): „Mit den aus der Bedeckungsvorstellung entstandenen Typen verband sich vielfach die Vorstellung eines Erdrückens durch eine überwältigende Masse, aus dieser wiederum entstand durch Affektverlust die Vorstellung der Schädigung und schliefslich die der feindlichen Tendenz", vgl. *über jemand ziehen* ‚gegen', ‚wider', danach *zürnen über*, *über jemand klagen* mit „aggressiver Bedeutungskomponente": „d. h. *über* hatte in diesen Phrasen ursprünglich die Bedeutung ‚gegen', jedoch mit dem Nebensinn, dafs die feindliche Handlung auf den Menschen, gegen den sie gerichtet war, eine vernichtende oder wenigstens schädigende Wirkung ausübte", *schreien über* ‚gegen jem. klagen, jem. anklagen' usw. Wohlgemerkt, das Rumänische hat zwar dieselben Ausdrucksweisen mit *pre* (= *per* ‚über .. hin') in der Bdtg. ‚gegen' (*luptă pre noi*, *blăstemă pre zioa ceaia ce-au născută; a bănuì pe cineva — asupra cuiva; Jidovi strigară pre Hristos; păgânii să nu mai rădice pre creştini ocarâ* usw., Belege bei Puşcariu) und die Expansion vom ursprünglich Berechtigten zu Neubildungen hat sich in der rumänischen Sprache anders vollzogen als in der deutschen (dort Ausdehnung auf belebte Akkusativobjekte, hier Verdrängung anderer Präpositionen) — aber gemeinsam ist beiden Fällen die Expansion einer Präposition auf Grund ihres Affektgehalts, das ‚Überschäumen' eines Sprachlichen über dessen ursprüngliche Grenzen. Man kann sich denken, dafs die Herrschaft des Mannes über die Frau als eine vollständigere erscheint, wenn sie sich ‚über die Gattin hin' erstreckt (... *stăpânească pe soţie-sa*), so dafs diese von jener gleichsam bedeckt wird wie ein Feld, ein Land von feind-

lichen Heerscharen. Von da aus kann man die Nuance des Sich-Erstreckens-über verstehen in *pe om îl bate Domnul* ,über den Menschen hin schlägt der Herr', so daſs der Mensch gleichsam zugedeckt wird von den Schlägen. Den ,wehrlosen' Dingen steht der Mensch passiv-affektlos gegenüber, daher tritt in diesen Fällen nicht der ,Heeres'-,Bedeckungs'-Typus ein. Andere der von Sperber entdeckten Typen können zur Ausbreitung des *pe* mitwirken, so der ,Schutztypus' in dem von Stinghe in Weigands Jahresber. 3, 183 ff. als erstes Beispiel (fälschlich, nach Puşcariu's Forschungen) bezeichneten Vaterunser-Beispiel von 1574: *Ce ne izbăveşte pre noi de hitleanul* ,erlöse uns von dem Bösen'.

Es trifft also die Parallele Kalepky's mit dtsch. *an einer Frucht herumdrücken* (statt *die Frucht drücken*) nicht zu: Puşcariu belegt sogar ein rum. Verb für ,drücken', nämlich *apăs pe ceva* neben *apăs ceva*, aber ein alter Beleg zeigt, daſs wir in der Sphäre des ,Überwindens' bleiben: *fără legile meale ... ca tarŭ greu păsară spre mere* ,die Gottlosen drückten als eine schwere Last auf mich', also mit *spre* = *super*, wo es in neuer Sprache *pe mine* heiſsen müſste. Und auch die andere Parallele, die Kalepky anführt, um das Nebeneinander von Akkusativpronomen und lokaler Konstruktion mit *pe* begreiflich zu machen (*pe om îl bate Domnul*) stimmt nicht: ein nach *jurer le Styx* und *par le Styx* konstruiertes frz. **il les jura tous en levant les mains vers le ciel*, *par tous les dieux qui* ... Denn im Rum. kenne ich, wenigstens aus Tiktin, nur die Konstruktion von *a jura* mit *pe* (*a* [*să*] *jurà pe Dumnezeu*, *pre capul*, *pre ceriu*, *pe ce am mai scump*, *pe lume*). Das Nebeneinander von Akkusativpronomen und lokaler Bestimmung ist nicht auffälliger in *pe om îl bate Domnul* wie etwa *auf ihn haut er los*, [*er haut*] *den Kopf*.

Auch fürs Spanische kann ich Kalepky nur so weit Recht geben, als er gegen Meyer-Lübke's Auffassung des *á* (wie übrigens auch des rum. *pe*) als Dativ des Interesses polemisiert: mit der Auffassung, daſs sp. *amar á uno* ,an einem lieben' hieſse, mit einem ,Wo'-Verhältnis, weil die ,römische Psyche' nach Meyer-Lübke statt der Richtung irgendwohin die Ruhe nach der Ankunft an einem Ort betont habe, kann ich mich deshalb nicht befreunden, weil die alten Belege (ab 10. Jh.) bei Cuervo, *Dicc.* s. v. *a* (I, S. 26 b) und jetzt Menéndez Pidal, *Origines del español* S. 392 nicht Fälle wie *amare ad aliquem* aufweisen; auch würde die Ruhe eines Wo keine Erklärung für das Durchdringen einer doch offenbar affektischen Neuerung bedeuten. Ich glaube, man muſs von den dem rum. *pe om îl bate Domnul* parallelen häufigen Fällen der span.-lat. Urkunden wie *Et si unus ad alium cum pugno percuserit*, *si unus occiderit ad alium*, *decepit ad suo germano*, *si maculaverint unum ad alterum* usw. ausgehen, wo also feindliches Einstürmen auf jemand, Eindringen in jemandes Einfluſssphäre angenommen werden muſs: ,einhauen, loshauen auf jemand' ist ja auch affektstärker als ,jemand hauen': die Angriffsfläche ist gleichsam vergröſsert. Nur belebte Wesen (oder ihnen gleichgestellte) haben eine Sphäre der persönlichen

Autonomie um sich, innerhalb deren das noli tangere gilt. Daſs Städtenamen so gern im Altspan. das *á* zu sich nehmen (*dexado á Saragoça* im Cid), erklärt sich aus der persönlichen Auffassung der Städte (wie etwa in der bekannten Abenámar-Romanze, vgl. meine *Stilstudien* II, 35). Ich komme also doch zu einem *ad* der Richtung, ähnlich wie J. Brauns in seiner von Kalepky nicht berücksichtigten Abhandlung „Über den präpositionalen Akkusativ im Spanischen (mit gelegentlicher Berücksichtigung anderer Sprachen)“, Hamburg 1909, S. 68, wobei allerdings auch Brauns sich nicht über das Warum dieser Besonderheit ausspricht. Überhaupt wird man sagen dürfen, daſs lokale Ausdrucksweise anschaulicher ist als die abstrakte eines Akkusativs (daher auch im Span. *pegar con* usw., *Stilstudien* I, 200) und gut paſst zu dem Charakter der romanischen Vulgärsprachen. Auch Bourciez, *Éléments de lingu. rom.*[2]. S. 248 meint: „on l'a [le complément] donc considéré comme intéressé à l'action, comme étant le point où elle aboutit, tandis que les choses la subissent purement et simplement“, wobei das Paktieren mit der Auffassung vom Kasus des Interesses wohl abzulehnen ist: der Mensch hat eine Sphäre, die Dinge haben keine. Der Richtungskasus trat ein, als man den Menschen nicht mehr als ohne weiteres vom Tun eines anderen beeinfluſsbar erachtete. Er muſs ‚bedeckt‘, überwältigt werden. Man kann hier an Voſslers Worte in seinem Aufsatz „Neue Denkformen im Latein“ denken: [der Sprecher des Vulgärlateins beginne] „den naiven Egozentrismus, Individualismus und Anthropomorphismus der Antike zu verlassen. Er bildet in seiner Sprache allmählich die Fähigkeit aus, den Dunstkreis des Eigengefühls zu verscheuchen und auf das Fremde einzugehen“. Voſsler betont die Steigerung der Ausdruckskraft des Verbums im Vlt., das Faktitiva neubildet, ausdruckslose Verba durch ausdrucksvollere ersetzt, das unzulängliche Tun scheidet vom wertvollen usw.: „Der Sinn für die Kraft oder Schwäche des Wollens, Könnens, Sollens erwacht in demselben Maſse, wie das Ich sich dem Nicht-Ich entfremdet. Erst wenn einmal die anthropomorphische Selbstverständlichkeit auseinanderbricht, dank deren die Antike in Gott und Natur etwas menschhaft Vertrautes sieht, zeigt sich, was einer stummen und feindlichen Welt gegenüber der Mensch eigentlich kann und vermag“. Wir muſsten *percussit ad* mit ‚ein-, loshauen auf‘ übersetzen, d. h. der Respekt vor der Sphäre des Nicht-Ich ist gewachsen. Vergleicht man noch ein von Deutschbein, *System der neuengl. Syntax*, § 26 gebrachtes Beispielpaar: „a) *der Feind schoſs auf die Stadt*, und b) *der Feind beschoſs die Stadt*, so drücke ich im Falle a) aus, daſs das Schieſsen die Richtung auf die Stadt nahm, im Falle b) aber steht die Stadt im Blickpunkt des Bewuſstseins, sie steht im passiven Verhältnis zum aktiven Subjekt; die Art des Verhältnisses wird durch das Verbum *beschieſsen* angedeutet“ — d. h., in b) ist die Stadt unter dem Blickwinkel des beschieſsenden Feindes, des Menschen also, betrachtet, in a) ist sie dem Feind weniger untertan, sie ist selbständiger, in b) ist die Stadt in eine

(logische) Abhängigkeit vom Feind gebracht, die Kugeln **treffen** die Stadt, in a) sieht man die Tätigkeit ausgedehnter und anschaulicher vor sich: die Kanonenkugeln durchqueren die Luft. Die transitiven Verben *strike their object*, wie englische Stilisten sagen, die intransitiven mit Präpositionalausdrücken, möchte ich wortspielend variieren, *streichen* über das Objekt *hin*[1] (die Deutschbein'schen Ausdrücke: b) = objektives,[2] a) = subjektives Denken würden meine Darstellung eher verwischen, indem b) für mich gerade anthropomorph-kausalisierend ist). Die präpositionale Konstruktion steht im Einklang mit dem Schwund des Passivs im Romanischen (wogegen die engl. Transitivierung von Verben und die syntaktische Verschiebung *they laughed* | *at him* > *they laughed at* | *him* > *he was laughed at*, mit der Freude des Engl. am Passiv Hand in Hand geht, vgl. Deutschbein, a. a. O.). Nun wird man einwenden: ist die Affektstärke eines *beschießsen* mit Akk. (das nach *bedecken* usw. gebildet ist) nicht größser als *schießsen auf*? Fürs Deutsche mag das stimmen, weil eben *be-* aus *bedecken* die Vorstellung des Zudeckens mit Hieben erweckt. Das span. *percussit ad alium* ist dagegen nicht schwächer als die präpositionslose Ausdrucksweise; gerade das Verwirren der Kreise des Nicht-Ich, das Eindringen in fremde Sphäre ist, wenn die Sphäre des Nicht-Ich eigenkräftiger geworden ist, ein folgenschwererer Schritt als in dem Fall, wenn diese Sphäre noch gar keine Eigenkraft hat: am Widerstand der Sphäre des Nicht-Ich kann man die Stärke des Ich ermessen. Man sieht bei *ad* das Eindringen in die fremde Sphäre. Vgl. dtsch. *jem. hauen* und *auf jemand hauen*, dort nur das abstrakte Treffen mit Schlägen, ohne dafs der Körper des Getroffenen besonders hervorgehoben wäre, hier wird dieser Körper sozusagen mehr sichtbar, daher man auch *einhauen*, *loshauen auf* sagt, mit noch deutlicherer Heraushebung der Masse, innerhalb deren ein Stück angegriffen wird.[3]

Es ist wohl auch kein Zufall, dafs in den lat.-span. Beispielen so oft *unus . . . ad alium* vorkommt, also (feindliche) Einwirkung eines A auf die Sphäre eines B, vgl. arum. *de va goni dracul pe drac* ,wenn der Teufel den Teufel vertreiben wird', Meyer-Lübke,

---

[1] Deutschbein weist mich darauf hin, dafs überhaupt präpositionale Ausdrucksweise etwas weniger Direktes hat, also die Sphäre mehr berücksichtigt als der Kasus: vgl. *in urbe* neben *domi*, *Romae; cum militibus* — *exercitū pontem facere* usw.

[2] In dem psychologischen Terminus ,objektives Denken' ist objekt- etwas anderes als in dem grammatischen ,objektive Verben'.

[3] Daher sind frz. *insulter*, *invectiver quelqu'un* mehr grammatikalisiert, weniger affektisch als die ursprünglichen *insulter à* (= lt. *insultare omnium capitibus* ,allen auf den Köpfen herumtanzen' usw.), *invectiver à*. Proust, *La Prisonnière* 2, 35 läfst eine seiner Figuren den Barbarismus *surveiller aux vêtements* (von Garderobieren gesagt) gebrauchen — das kann man als Kontamination von *veiller à qch.* (*préposé à* usw.) + *surveiller qch.* fassen — aber liegt der Grund der Neubildung nicht in der Affektnuance des ,Wachen über', *veiller à*?

Rom. Synt. § 351; und mit der ‚Sphäre' hängt zusammen das Vorkommen der *á*-Konstruktion in den Fällen, die mit feinem Sprachempfinden Ronjat als charakteristisch für die ‚aquitanische' Syntax französisch schreibender Schriftsteller der Renaissancezeit herausgestellt hat (*Essai de syntaxe* § 61): „comparaison" [1], „opposition, idée voisine de la comparaison", „réciprocité, idée voisine de l'opposition", „copulation, inverse de l'opposition" (Beispiele: *car il m'aimait autant qu'à capitaine de France; les bêtes nous flattent, nous requièrent, et non nous à elles;* [les habitants] *qui me feraient l'honneur de m'aimer, et moi aussi à eux; me remerciarent bien fort et à toute la compagnie*). Natürlich ist die indirekte Ausdrucksweise statt der direkten (‚auf jemand hinhauen' statt ‚jem. hauen') eine lockere, weniger straffe — und so wird sich auch erklären, daſs sie besonders gern dort gebraucht wird, wo das Objekt nicht unmittelbar mit dem Verb verbunden ist (Amadis: *vió los donceles y al doncel de la mar; mas amades vuestra amiga que á vos*, von Meyer-Lübke, *Rom. Gr.* 3, § 350 zitiert gleichsam; ‚er sah die Jünglinge — und [er sah] hin auf den Jüngling ...', ebenso altptg. *vos mate ou vos a mim*, altrum. *pentru tine goneşte domnul pre acela drac* (‚jener Teufel' ist inhaltlich fern; Meyer-Lübke § 351), in Vergleichen *te iubesc mai mult decît pe oricine* (Tiktin, *Wb.* s. v. *pe* 15), ebenso nprov. (bearn.) *l'aimarê mès qu' à bous* ‚je l'aimerai mieux que vous' (Ronjat, *Essai de syntaxe* § 61), ferner das schon erwähnte *me remerciarent bien fort et à toute la compagnie* bei Montluc. So erklärt sich auch die Aufeinanderfolge eines unbetonten Akkusativ-Pronomens und der *ad*-Konstruktion: diese als die indirekte tritt dort auf, wo kein unmittelbarer Zusammen-

---

[1] Ich kann mich daher nicht mit Rohlfs' (*Ztschr.* 42, 721 ff.: „Südital. *comu a* und ähnliches") Ableitung von südital. *comu a* aus quomodo ac einverstanden erklären: seine Einwände gegen quomodo ad scheinen mir nicht durchschlagskräftig: 1. *ad* wäre nur dann berechtigt wenn es ein Passivobjekt einleitete (in den Beispielen aus Südfrankreich bei Ronjat sind tatsächlich die Beispiele mit Passivobjekt bei Vergleich sehr viel zahlreicher) — aber auch im Schriftital. heiſst es *come me* statt *come io*, d. h. der Sprecher fühlt in *come* offenbar eine Präposition, so daſs es neap. *la bella fata rossa comme a vampa* ‚rot wie Glut' heiſsen kann (*a* tritt dann bei Entfernung vom Verb ein, s. im Text) — abgesehen davon, daſs *come* = *uguale*, *rassomigliante* u. dgl. sein kann, wonach *a* ohne weiteres sich erklärte, womit auch Rohlfs' Gegenargument 2. warum *a*, falls = *ad*, auch bei unbelebten Vergleichsobjekten stehe, beseitigt wäre. Unter Rohlfs' Beispielen sind mehrere, die ganz unleugbar nach *comu* eine Obliquusform enthalten: Nov. Sic.: *tutti su belli e nulla comu a tia* ‚wie du', Anagni.: *com a ti* ‚wie du', mater. *amor' è com' alla nicedda* ‚die Lieb' ist wie die Nuſs'. 3. „*com' a* tritt auch dort (Rätien, Südfrankreich) auf, wo *amo ad filium* nicht zu Hause ist": dies ist nicht richtig, da Spuren der letzteren Konstruktionen nach Meyer-Lübke im Münstertal, nach Ronjat in Südfrankreich sehr ausgedehnter Gebrauch zu finden ist. Da *á* Eindringen in die Sphäre bedeutet, so ist es beim Vergleich, der ein Heranziehen von Fremdem ist, sehr angezeigt. Manche der von Rohlfs auf *ac* zurückgeführten Konstruktionen enthalten sicher *ad*, so das ital. *insieme a* (cal. *la notte stava nzeme a Farfariellu* ‚war sie mit F. zusammen'), ferner lanciano. *tal e qual' a* = *uguale a*, neap. *quant' a mme* ‚wie ich'; sizil. *midemma*, abellun. *pera* ‚zusammen mit'; engad. *aunk'a* ‚auch' ist unquam.

hang mit dem Verb besteht, daher siz. *l'aviti vistu a me frati?* ‚habt ihr ihn gesehen — nämlich den Bruder?‘, abbr. *a tte te piglia* (Meyer-Lübke, *loc. cit.*), südfrz. *le coneissèts a Jacou* (Ronjat), schweiz.- und südfrz.-regionalfrz. *il t'a vu à toi* (ebda.), sp. *lo conocí á él*, rum. *pe om îl bate Domnul.* Die präpositionalen Ausdrucksweisen schaffen eben ‚Sphäre‘, distanzieren, lassen das Objekt nicht selbstverständlich erscheinen. Wir finden hier eine zweitaktige Ausdrucksweise, die uns auch sonst in den rom. Sprachen nicht unbekannt ist: das Selbstverständliche wird auf den ersten Wurf herausgeschleudert, dann folgt erst die Organisation des Satzes im Hinblick auf den Hörer (sp. *su amigo de Vd.*, volksfrz. *Pierre, il est petit*; *il l'a-ti jamais* ‖ *attrapé, le gendarme, son voleur?* Vendryes, *Le langage*, S. 103): vor allem stimmt zu den obigen Wendungen afrz. *veez de Raoul* | *com il est justisiez*, ja man könnte das Gemeinsame darin sehen, dafs der Satz nicht auf einmal, sondern in Absätzen oder Stufen gebaut wird: ein *lo conocí á él* besteht ja auch aus zwei nacheinander gesprochenen, erst später von der Sprache zusammengeschweifsten Teilen: *lo conocí . . .* ‖ *á él* ‚ich kannte ihn — auf ihn hin [erstreckte sich meine Bekanntschaft]‘ — mit der gröfseren Entfernung tritt die Sphäre des Er vor Augen.[1] So kann man auch die alten Urkundenbeispiele *si unus occiderit* (*percuserit*) *ad alium* zweitaktig fassen: ‚wenn einer getötet (geschlagen) hat' — nun Pause, der Sprecher falst eigentlich zuerst nur die Tatsache des Tötens, Schlagens ins Auge, das Verb ist intransitiv, d. h. mit starker Betonung seines Eigenwertes gebraucht — ‚nämlich gegen (auf) einen anderen (geschlagen, den Tod gebracht hat)‘ — nun erst Betonung der Sphäre, in die der Frevler eingedrungen ist. Diese Zweitaktigkeit entspricht einer Unfähigkeit volkstümlicher Sprachkreise, den Satz auf einen Schlag zu organisieren oder den ganzen Sachverhalt auf einmal, anders als stofsweise zu denken („von der allmählichen Verfertigung des Gedanken beim Sprechen“ würde Kleist reden) — was wieder zum Vulgären der urspr. romanischen Sprachen pafst. Zugleich ist der Eigengehalt des

[1] Man könnte geradezu das Satzstück *lo conocí* als das egozentrisch, *á él* als das altrozentrisch geformte bezeichnen: wo der Sprecher ‚von der Leber weg‘, ohne Rücksicht auf den Partner spricht, gebraucht er das den Er sozusagen vergewaltigende, in die eigene Sphäre ziehende Akkusativpronomen — erst bei Besinnung auf die Rolle des Ich gegenüber der Welt tritt das die Sphäre respektierende *á él* ein. Genau so im Rum.: *păcat că n'ați văzut-o și n'ați auzit-o pe cucoana* — das *o* wird vorausgeschickt, als der Sprecher sich noch nicht besonnen hat, *pe cucoana* folgt erst, als er sich über die Erfordernisse der Gesprächsrücksicht klar geworden ist. Das Beispiel verdanke ich Hedvig Olsen, *Dän. Sitzgsber.* [1928], XV, 3, S. 29 (ebenda S. 31 ein ganz ähnliches Beispiel, wo der organische Dativ beim ferneren Glied einer Aufzählung durch Präpositionalausdruck mit *la* ausgedrückt ist: *se înfățișă împăratului și la toată adunarea*). Prolepsis und Präpositionalausdruck stehen sich als egozentrische und altrozentische Redeweise gegenüber — es kann zu Kompromissen kommen, manchmal aber auch zu gegenseitigem Ausschlufs wie im Meglenitischen (Olsen, *l. c.*: *dǫ-u fęta* [nicht *pe f.!*], *dupu cupilașu meu!* ‚donne-la la fille à mon garçon').

Verbs stärker geworden: *percuserit* heifst nicht blofs ,schlagen', sondern ,loshauen, Schläge austeilen'.[1]

Ich würde nicht mit Millardet, *Linguistique et dialectologie romanes* S. 451 ff. in unseren Konstruktionen Nachwirkung der lat. Scheidung Belebt — Unbelebt beim Passiv (*ab* bei Personen, blofser Ablativ bei Dingen) annehmen, da diese Scheidung ja tatsächlich im Romanischen anderweitig weiterlebt oder besser ersetzt ist durch Scheidungen wie *le violiniste accompagné par sa femme — l'orage suivi d'une accalmie* oder altfrz. *de part* bei Personennamen (vgl. H. Kallin, *Étude sur l'expression syntactique du rapport d'agent dans les langues romanes* 1923, K. Ringenson, *Neuph. Mitt.* 1926, S. 89 ff.). Die Scheidung zwischen Belebt und Unbelebt zeigt sich eben bei den *á* und *pe*-Objekten und bei dem Ausdruck für das Agens beim Passiv und sonst noch (beim Relativ- und Fragepronomen usw.). Besser als historische Kontinuität wird man immer wieder neue Autogenese annehmen. Die Scheidung zwischen Belebt und Unbelebt scheint mir übrigens nur, wie oben angedeutet, eine Konsequenz der Vorstellung der Sphäre.[2]

Nachtrag.

Es ist charakteristisch, dafs in deutsch *beschiefsen* (s. o.) gerade das Präfix *be-* an das Transitivum antritt: Walzel sagt in seinem Aufsatz „Barockstil

---

[1] Den ältesten Beleg (aus dem Jahre 969), der bei Cuervo und Menéndez Pidal für unser *ad* erscheint, halte ich übrigens für strittig: *Si quisquam omicidiosus venerit fugiens ad omicidas suos infra ipsos terminos, nullus eum sequatur* ,fliehend vor seinen Mördern' (Verwechslung mit *ab*; oder mit Ronjat § 62 wie bearn. *fugir a justicie* ,fuir la justice, échapper à la *justice*', bei Montaigne *fuir à cet inconvénient* zu erklären aus Parallelwendungen wie *échapper à*).

[2] E. Lewy („Heinrich Winkler zum 70. Geburtstag", Mellrichstadt 1920, S. 17) sieht in der Scheidung zwischen Belebt und Unbelebt beim Objekt die Nachwirkung baskisch-iberischen Substrats, indem das Baskische die Stammform als Subjekt der intransitiven und reflexiven, die Form auf *-k* als Subjekt der transitiven Verben gebraucht, und er betrachtet, wie er mir mitteilt, das bearnische *a* als besondere Bestätigung dieser seiner Substrattheorie — aber, abgesehen von der Verbreitung des gleichen *ad* im Südital. und Rätorom., was hat spanisch ,der Mann schlägt auf ihn' (statt ,der Mann schlägt ihn') zu tun mit bask. ,von dem Mann er getragen wird' (wenn die Schuchardt'sche Passivtheorie richtig ist)? Man beachte auch, dafs neben *gizonak du* ,der Mann hat [ihn]', eig. ,von dem Mann wird gehabt [er]', *gizona du* ,den Mann hat [er]', eig. ,der Mann wird gehabt [von ihm]' steht (Schuchardt, *Primitiae linguae Vasconum* S. 2), so dafs eigentlich der Unterschied der *k*-Form und der *k*-losen Form in der Aktivität (daher Schuchardt-*k* ,Zeichen des Aktivus' nennt) besteht, während bei sp. *á* das Eindringen in die Sphäre einer Persönlichkeit angedeutet ist — also inkommensurable psychische Antriebe! Übrigens, wenn wir der Darstellung Schuchardts (*Berl. Sitzgsber.* 1922, S. 204 Anm.) folgen: „In *nik* ich, ist das *k* ebenso Zeichen des Aktivus wie in *seme-k* Sohn, *ure-k* Wasser, und dieses *k* wiederum ist verwandt mit dem *-ik* des Partitivs *seme-r-ik*, *ur-ik*, und mit dem *-tik* des Ablativs (*hor-tik* von da). Offenbar liegt ein *-k* zugrunde, das in seiner Bedeutung dem lat. *de* entspricht", dann liegt es näher, dem bask. *-k* bei Subjekten das *de* in altfrz. *de vostre mort fust granz damages*, nfrz. *c'est une honte de mentir* zu vergleichen.

bei Klopstock“ (Festschrift Max H. Jellinek) über dies Präfix folgendes: „Die Dynamik der Vorsilbe *be-* ist längst erkannt. Sie verstärkt, drückt allseitige Einwirkung, volle Bewältigung, tätig einwirkendes Nahesein aus. Sie gibt dem Verbum die Gebärde des allseitigen Umfassens. ‚Der einen Baum *beschneidende* Gärtner, einen Marmor *behauende* Künstler schneidet, haut nicht nur an, sondern ringsum, überall‘. So deutet das Wörterbuch der Grimm“.

Voſsler hat in „Zeitwende“ 1926, S. 162 dargelegt, daſs im Span. weniger der syntaktische Unterschied zwischen belebten und unbelebten Objekten als zwischen „einem lebendigen und unlebendigen Verhältnis des Subjektes zum Objekt“ gemacht wird (daher *temer al agua* — *buscar agua*, „ein Überbleibsel von impulsiver und eruptiver Gemütsart, wenn der Spanier das Wasser, das er fürchtet, anders anschaut als das Wasser, das er etwa im Kruge holt“). Diese Auffassung läſst sich mit der ‚Sphären‘-Erklärung bestens vereinen. Das gefürchtete Wasser hat eben für den Sprecher auch ‚Sphäre‘ wie der Nebenmensch.

LEO SPITZER.

---

4. Zu ein paar katalanischen Wörtern.

Meyer-Lübke, Das Katal. 35 hat das Verstummen des intervokalen *s* im nördlichsten Teil Kataloniens, der Gegend zwischen Balaguer-Tremp und Gerona, sowie auf den Balearen festgestellt, es für Barcelona mit Recht nicht zugegeben und dortiges *enciam* neben *encisam* durch Dissimilation, *rahor*, *vehíble* neben *rasor*, *visible* mit Anlehnung an *raure*, *veure* erklärt. Er bemerkt dabei: dann wird kat. *rehina* neben *resina* die irrtümliche Vermundartlichung eines fremden Wortes sein. Diese Erklärung ist wenig wahrscheinlich. Wie soll man sich die „irrtümliche Vermundartlichung“ denken? Es ist doch nicht anzunehmen, daſs die Bewohner Barcelonas ihr *resina*, das neben *rehina* besteht, absichtlich in die Mundart der nördlichen Gegenden ihres Landes umgesetzt haben. Viel wahrscheinlicher ist die Einführung der Form *rehina* in die Sprache Barcelonas durch Personen, die aus den nördlichen Gegenden Kataloniens stammten. Diese Einführung ist auch sachlich begreiflich. Das Harz gewinnt man von den Nadelholzbäumen, die man in den groſsen Wäldern am südlichen Abhang der Pyrenäen zahlreicher als in den Straſsen Barcelonas findet. So ist in *rehina* vermutlich ein Lehnwort aus einer nördlichen Mundart zu sehen. Eine Stützung oder allenfalls eine Widerlegung dieser Annahme durch die Verhältnisse der Harzgewinnung Kataloniens wäre mir erwünscht; sie kann nur durch einheimische oder ausländische Kenner des Landes gegeben werden. Wer übrigens *rehina* neben *resina* nicht als mundartliche Form gelten lassen will, kann es durch die Anlehnung an *rahiment* „das Schaben, das Geschabsel“ erklären, das ja *reimén* gesprochen wird, so wie Meyer-Lübke *rahor* neben *rasor* durch die Anlehnung an *raure*

„schaben" erklärt hat. Da das eingetrocknete Harz durch Abschaben von den Bäumen gewonnen wird, konnte man *resina* als Ableitung von *rasa* „das Abschaben" auffassen; das regelmäfsige Verhältnis eines vortonigen *e* zu betontem *a* war ja den Sprechenden bekannt. Da nun der Stamm des Verbs *ra-*, in den endungsbetonten Formen *re-* ist und in *rahiment* vorlag, so konnte man neben *resina rehina*, d. i. gewissermafsen *rah-ina* neben *rah-iment* bilden. Jedenfalls entstand *rehina* nicht durch „irrtümliche Vermundartlichung" von *resina*.

Seite 47 sagt Meyer-Lübke: die kat. Form *llordiguera*, neben der *lloriguera* auch, z. B. in Urgell, vorkommt, erklärt sich nur als Lehnwort aus einer Gegend, wo *dr* bleibt, mit umgekehrter Sprechweise: man mag sie als Kastilianismus aufgefafst und nach dem Muster *padre* : *pare* „korrekt" ausgesprochen haben. Die hier angenommene irrtümliche Umsetzung der nach dem Grundwort *laurices* gewifs ursprünglichen Form *lloriguera* in den span. Lautstand nach kat. *pare* = span. *padre* ist ebenso unwahrscheinlich wie die irrtümliche Vermundartlichung von *resina*. Ein solches Streben nach richtiger spanischer Aussprache wäre nur spanisch gesinnten Gebildeten der mittleren und höheren Stände zuzutrauen, aber nicht der ungebildeten Landbevölkerung, die doch viel öfter Gelegenheit hat vom Kaninchenbau zu sprechen, als die Gebildeten der Städte. Wohl könnte man ein Umsetzen des kat. *lloriguera* in ein arag. **llodriguera* nach *pare-padre* begreifen; aber *llodriguera* ist katal., und das Aragonische hat in *llorigada* „Wurf Kanninchen" die Form mit *r*, nicht die mit *dr*. Die Erklärung von *llodriguera* durch Meyer-Lübke ist wohl aufzugeben. Nun hat das Kat. ein *madriguera* „Kaninchenbau", das wohl von span. *madriguera* gleicher Bedeutung stammt. Da liegt die Erklärung des kat. *llodriguera* aus *lloriguera* + *madriguera* nahe. Das aus dem spanischen Gebiet vordringende *madriguera* stiefs mit dem echt kat. *lloriguera* zusammen, und das Endergebnis war *llodriguera*. *Llodriguera* zog *llodrigada* „Wurf Kaninchen" und *llodrigó* „Kaninchen" nach sich. Übrigens scheint noch jetzt *lloriguera*, *llorigada* verbreiteter zu sein als die umgestalteten Formen mit *dr*; wenigstens sagte Griera, ZrP. 45, 202 (unter 34): *lloriguera i llorigó són més generals a Catalunya que no pas llodriguera i llodrigó*.

Seite 51 sagt Meyer-Lübke, nachdem er den Übergang von *bi*, *di* zu *j* besprochen hat: eigene Wege geht *gi* in *corrigia*. Während span. *correa* und prov. *correia* mit den anderen Wörtern gehen, zeigt kat. *corretja*, gesprochen mit *-ǧǧ-*, den Laut, der sonst Reflex von *-ic-* ist. Darf man an eine verschiedene Entwicklung je nach der Tonstelle denken? Eine verschiedene Entwicklung des *di* nach und vor dem Tone ist, wenn man auch *assaja* „er versucht" für eine nach *assajar* umgestaltete Form halten könnte, unwahrscheinlich, weil *mija* „die mittlere" aus *media* für nachtoniges *di* ebenso *j* bietet wie *gojós* „freudig" aus **gaudiōsum* für vortoniges *di*. *Gojós*, gesprochenes *gužós*, kann ja nicht erst im

Katalanischen von *goig* „Freude“, gesprochenem *gotš*, abgeleitet sein. *Corretja* erklärt sich ganz anders. Lat. *di*, *gi* wurden nach und vor dem Tone zu *dž*, das, in den Auslaut tretend, durch die Verhärtung zu *tš* wurde, im Inlaut dagegen zunächst blieb und dann in *ž* überging. So ergab sich *goig* — *gojós*, *mig* — *mija*, *raig* „Strahl, Guſs“ — *rajar* „strömen“, *rebuig* „Auswurf“ — *rebujar* „verschmähen, wegwerfen“, *enuig* — *enujar*, *passeig* — *passejar*, *puig* „Berg“ — *pujol* „kleiner Berg“, *pujar* „steigen“, wobei auslautendes *-ig* immer *tš* gesprochen wird. So entstand aus *corrigium* kat. *correig* „Riemen“, aus *corrigia* kat. **correja*. Nun findet sich als Femininum von *mig*, gesprochenem *mitš*, neben dem regelmäſsigen *mija*, gesprochenem *mižᵉ*, auch *mitja*, gesprochenes *miǧǧe*. Offenbar wurde in *mižе* nach dem Mask. *mitš* der Dental vor dem *ž* wiederhergestellt und *midže* gesprochen, bzw. *middže*, weil *dž* (geschrieben *g*) sonst im Inlaut nach Vokal nur gedehnt in *viatge*, *eretge*, *fetge*, *metge*, *petge*, *jutge* vorhanden war. Wie *mija* nach *mig* zu *mitja*, so wurde **correja* nach *correig* zu *corretja*. Nur ist *mija* noch jetzt neben *mitja* üblich, weil es durch *mijà* „mittelmäſsig“, als Subst. „Mittel“, gehalten wurde; dagegen wurde **correja* völlig von *corretja* verdrängt, weil es einer solchen Stütze entbehrte. *Corretger* „Riemenschneider“, *corretjam* „Riemenzeug“, die keine aprov. Entsprechung haben, sind wohl erst von *correig* abgeleitet und nicht aus älteren **correger*, **correjam* umgestaltet.

Seite 52 sagt Meyer-Lübke: *lledesme* „eheliches Kind“ ist natürlich *legitimus* . . .; aber wie erklärt sich das *d*? Darauf antworte ich folgendes: Während *ge*, *gi* nach dem Ton nach *lley*, *rey* *y* ergab, wurde es vor dem Ton nach *brugir* „brausen“, das auch *brogir* geschrieben wird, *fugir*; *regina*; *sagí*, *flagell*, *pagès*, *sageta* zu *ž*, bzw., da in Alghero und gewissen Gegenden Kataloniens *dž* gesprochen wird, zu *dž*, das später wie *dž* aus *di*, *gi* zu *ž* wurde. Das neben *brugir* bestehende *bruhir* „brausen“ stammt von aprov. *bruír* dasselbe; das kat. Verbalsubstantiv lautet bemerkenswerterweise *brugit*, *brogit* und nicht **bruhit*. Neben *regina*, das jetzt poetischer Ausdruck, aber wie so viele poetische Wörter in verschiedenen Sprachen altes Wort ist, besteht jetzt als Wort des täglichen Lebens *reyna*. Es stammt von span. *rẽiña*; da die Königin der Katalanen seit Jahrhunderten in spanischen Landen residiert, ist die Entlehnung des Wortes für die Königin aus dem Spanischen begreiflich. Endlich *veyna* „Scheide“ mit *veyner* „Scheidenmacher“ muſs von span. *vaina* nebst *vainero* stammen; kat. *ey* für span. *ai* entstand wohl zuerst in *veyner*. Die durch *reyna*, *veyna*, *bruhir* nahegelegte Annahme, daſs *gi* auch vor dem Tone zu *yi*, bzw. infolge Aufgehens des *y* im *i* zu *í* geworden sei, wird nach meiner Ansicht durch *sagí* „Speck“ ausgeschlossen; dieses Wort muſs nach seiner Begriffssphäre bodenständig sein und erweist den Wandel dos vortonigen *gi* zu *dži*. Die Frage, wie sich intervokales, vor *e*, *i* stehendes *g* vor dem Tone im Katalanischen entwickelt habe, muſste hier besprochen werden, weil Meyer-Lübke

sie nicht erörtert, ja S. 31/32, wo der Platz dafür gewesen wäre, gar nicht aufgeworfen hat. Nach dem eben Festgestellten wäre *legitimum* zu **lledžesme* geworden, woraus durch Dissimilation des *ž* gegen das *s* *lledesme* werden konnte. Wie übrigens norm.-pikard. *tš* aus *ts* entstand (Meyer-Lübke, Frz. Gram. I, 125) und vermutlich auch tosk. *tš* aus *ts* durch fortschreitende Palatalisierung hervorging, so entstand wahrscheinlich auch urkat. *dž* aus *dz*, das Appel, Prov. Lautlehre, 56 für das dem Katalanischen am nächsten verwandte Altprovenzalisch direkt annahm. Da *s* vor *m* stimmhaft wurde, so sprach man in Katalonien zu gewisser Zeit *l'edzezme*, das nun durch Dissimilation zu *lledesme* geworden ist.

Seite 54 bespricht Meyer--Lübke kat. *lleuda* = aprov. *lezda*. Da er sonst oft und mit Recht geographische Namen heranzieht, hätte er den Flufsnamen *Aude* nennen können, der mit prov. *Azte*, *Adte* auf **Acite*, älteres **Atice* zurückgeht, das aus *Atex*, *Atacem* entstanden war.

Seite 59 spricht Meyer-Lübke von auslautendem kat. *ł*, das dem *u* ähnlich ist. Dort oder S. 42, wo er von *galta*, *malalt* aus aprov. *gauta*, *malaute* redet, wäre der Platz gewesen, *gual* „Furt" und das merkwürdige *arrel* „Wurzel" anzuführen. *Gual* entstand aus dem daneben vorhandenen *guau* wie *galta* aus *gauta*. *Arrel* ging zunächst aus *rel* hervor (Saroihandy, GGr. I², 866, § 53), vielleicht in Anlehnung an *arranar* „an der Wurzel abschneiden", und *rel* aus **reu*, das die regelmäfsige Entwicklung von *radicem* über **rahtu* war; vgl. *perdtu* „Rebhuhn" und wegen *aí* — *ái* — *éi* *feyna* = *fahena*.

Seite 62 bemerkt Meyer-Lübke, dafs das Katalanische „von *subre* über *suwre* zu *sure* gelangt ist". Aber die katalanische Entsprechung des lat. *sūber* ist nicht *sure*, sondern *suro*, das Meyer-Lübke, 7 auch anführt. Da unbetontes auslautendes *-o* im Katalanischen zu *-e* wurde, so kann *suro* nicht mit ven. *suro*, mit dem es Diez, 405 zusammenstellte, und weiterhin mit it. *súghero*, log. *súaru* verglichen werden. Es kann auch nicht aus dem Spanischen entstanden sein, weil das Spanische *sūber* überhaupt nicht besitzt. Wie erklärt sich nun das *-o*, das Meyer-Lübke auch bei den unbetonten auslautenden Vokalen auf Seite 18/19 nicht bespricht? (das dort zweimal angeführte kat. *ferro* ist verdruckt für *ferre*). Wahrscheinlich entstand *suro* aus **súor*, älterem **súur*, dessen unbetontes *u* aus *w* hervorgegangen war.

Josef Brüch.

---

5. Gask. *ü sarrót* 'viel'.

In seinem zu der Festschrift für Antoine Thomas (Mélanges de philologie et d'histoire offerts à M. Antoine Thomas, Paris 1927) beigesteuerten Aufsatz 'Expression de la quantité en Gascogne'

bespricht E. Bourciez gask. *ü sarrot*, das in der Bedeutung 'viel' besonders im Lavedan (Argelès, Aucun, Nestalas, Cauterets, Gavarnie, Bagnères-de-Bigorre) bodenständig ist. Über den Ursprung dieses Wortes meint Bourciez (p. 47): „Le mot se rattache évidemment au verbe *sarrà*, et implique l'idée de choses serrées, comprimées, groupées en faisceau." — Diese Meinung vermag ich nicht zu teilen. Das Wort ist vielmehr identisch mit bearn. *sarrót*, das ich in der Bedeutung 'Hügel' aus Lescun und Arrens notiert habe. In ähnlicher Bedeutung finde ich das Wort auch in der wertvollen Sammlung von Alphonse Meillon, Essai d'un glossaire des noms topographiques les plus usités dans la vallée de Cauterets (Cauterets 1911), der p. 91 *sarrat*, *sarrot* mit 'crête', 'petit plateau élevé' übersetzt. Auch das Katalanische hat *serret* 'Hügel', *serreta*, *serral* id. (Vogel). Wahrscheinlich liegt *cirrus* (> span., portg. *cerro* 'Hügel') zugrunde, doch ist eine absolute Abgrenzung gegenüber *serra* 'Säge' > 'Bergkette' nicht möglich. Immerhin könnten die vielen spanischen Flurnamen *El Cerrito*, *Cerrete*, *Cerrillo*, *El Cerrato*, die Menéndez Pidal in Orígenes del Español p. 430 zusammenstellt, die Entscheidung für *cirrus* ziemlich sicher stellen.[1]

6. Ital. *arnia*, katal. *arna* 'Bienenstock'.

In seiner Monographie „L' ape e l' alveare nelle lingue romanze" (Pisa 1919) hatte Bottiglioni p. 83 ital. *arnia* 'Bienenstock' unter den Wörtern unbekannter Herkunft aufgeführt. Ich habe in meiner Besprechung der Bottiglionischen Arbeit (Literaturblatt 1921, 192) als Grundlage lat. *hirnea*, *ernea* 'Krug', 'Backform' vorgeschlagen, zumal nachgewiesenerweise Tongefässe in gewissen Gegenden der Romania als Bienenstöcke verwandt werden. Damals war mir (wie auch Bottiglioni) entgangen, daſs das italienische Wort in katal. *arna* 'Bienenstock' wiederkehrt.[2] Nachträglich finde ich *arna* auch in einem dem 10. Jahrh. entstammenden latein.-roman. Glossenkodex: *arna· vas apium* (Foerster-Koschwitz, Altfranz. Übungsbuch, 3. Aufl., p. 38); vgl. auch in einer Urkunde aus dem Jahre 1247 *arnam cum melle et unam cantaram* (Du Cange, s. v. *arna*).

7. Zu röm. *zappo* 'Ziegenbock'.

Für die Erklärung der weitverbreiteten Sippe röm. *tsappo* 'Ziegenbock', umbr. *ćappa* 'junge Ziege', alb. *tsap*, Epirus *τσάπος*, rum. *ţap*, kleinruss., poln., ungar., czech., serbokroat. *ćap* 'Ziegenbock' aus einem ursprünglichen Lockruf *tsapp-tsapp*, *ćapp-ćapp* hatte

---

[1] Die von Bourciez in dem gleichen Aufsatz (p. 45) gegebene Erklärung von bearn. *hero*, *here* 'viel' aus lat. *feria* 'Markt', 'groſse Ansammlung' darf wohl als endgültig angenommen werden.

[2] Besonders im westlichen Teil von Katalonien (vgl. Atl. ling. cat. Karte 155), aber auch im östlichsten Aragonien (z. B. in Graus und Boltaña).

ich in meinem Aufsatz „Über Hacken und Böcke“ (Ztschr. 45, 665) aus dem Balkangebiet nur den von Hépitès erwähnten Lockruf *τσάπ-τσάπ* beibringen können. Inzwischen sehe ich, dafs auch in Kärnten *tschap*, *tschap* als Lockruf für Schafe, und *tschâ*, *pschâ* als Lockruf für Ziegen üblich ist, vgl. El. Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde p. 135.

8. Süditalienische Namen des Hühnermagens.

Anläfslich meiner Besprechung von Clem. Merlo, Fonologia del dialetto di Sora (Literaturblatt 1923, p. 125) hatte ich den Versuch gemacht, die in den römisch-abruzzesischen Zentralgebieten auftretenden eigenartigen Benennungen des Hühnermagens (vgl. Sora *ụerəšîlə*, Subiaco *rušílə*, Abruzz. *vruštlə*, Castro dei Volsci *(g)rečílə*, Ancona *gregiliu* etc., Merlo, l. c. 228) mit lat. *gigerium* 'Magen und Eingeweide des Geflügels' zu verbinden. Lautlich würde sich eine solche Verknüpfung nur dann einigermafsen rechtfertigen lassen, wenn man mehrfache Umstellungen und darauf eintretende Dissimilation annimmt: *gigerium* > **g(r)egirium* > **gregilium*. Dennoch bleiben dabei, wie auch schon P. Skok (Arch. Rom. VIII, 154) hervorgehoben hat, manche lautliche Unklarheiten.

Indessen ist eines sicher. Lat. *gigerium* ist, was aus dem Rom. Etym. Wörterb. (no. 3760) nicht hervorgeht, in Unteritalien an mehreren Punkten tatsächlich lebenskräftig, vgl. Basilikata (Ripacandida) *čičẹrə*, otrant. (Carovigno) *čičiryèdd*ᵘ, (Vernole) *šušẹri* 'Hühnermagen'. Könnten sich damit auch noch ancon. *gregiliu* und die mit *gr-* anlautenden Formen mit einiger Wahrscheinlichkeit verbinden lassen, so gibt es doch andererseits eine ganze Gruppe von Formen, bei denen ziemlich regelmäfsig der Anlaut *(v)rus-* wiederkehrt. Man vergleiche: abruzz. (Castiglione a Casauria) *vrušílə*, südröm. (Nemi, Tagliacozzo) *rušíle*, nordapul. (Serracapriola) *vurušílə*, gargan. (Vico) *vrəšẏylə*. Diese Formen aber wird man kaum trennen können von kalabr. *vruyíle* 'Geldsack aus einem Katzenfell', sizil. (Novara) *bruyí* 'Geldsack', südostsizil. (S. Michele di Ganzeria) *brigíli* 'Fellsäckchen zur Aufbewahrung des Käselabs', abruzz. (Roccasicura) *vərdzílə* 'Geldsack aus einem Katzenfell'. Als Grundlage hierfür kann nur *bulg-ile 'Säckchen' in Frage kommen, wobei sich teilweise byrsa eingemischt zu haben scheint. Der Vergleich des Hühnermagens mit einem Säckchen ist durchaus einleuchtend (vgl. etwa noch venez. *ponga* 'Kropf der Vögel' < punga 'Tasche'), unerklärt bleibt nur das Auftreten von *š* statt eines zu erwartenden *y* bzw. *ǵ*.

GERHARD ROHLFS.

II. Zur Literaturgeschichte.

1. Zum altfranzösischen Kreuzzugslied *Chevalier, mult estes guariz* (Bédier und Aubry, Les chansons de croisade, Paris 1909, S. 3 ff.).

Mit der Auswahl der Texte für das Altfranzösische Elementarbuch beschäftigt, interessierte ich mich für dieses älteste Kreuzzugslied. Ich verglich Bédiers Text mit der in Erfurt liegenden Handschrift C. A. 8° 32 und zog auch das von Pierre Aubry in Les plus anciens monuments de la musique française, Paris, Welter 1905 als Planche III photographierte Faksimile der Handschrift heran. Hierbei konnte ich verschiedenes feststellen. Trotzdem Bédier das Faksimile seines Mitarbeiters Aubry zur Verfügung stand, sind in seinem Text mehrere Fehler.

V. 58 liest Bédier *deu*; die Hs. hat *deus*, *d's*. V. 59 liest er *ad rohais*; die Hs. hat *a*. V. 14 liest Bédier *crestiens*. Die Hs. hat *xpiens*; da nach Prou, Manuel de diplomatique latine et française 1892[2] xp̄c Abkürzung für Christus ist, müssen wir wohl *christiens* lesen. Der wichtigste Punkt scheint mir folgender zu sein: der vorletzte Vers bei Bédier lautet: *e pharaon revint apres*. In der Hs. steht *apf*. Der letzte Buchstabe ist ein evidentes *f*, *p* = *pro*, also ist *aprof* zu lesen; *aprof*, *aproef* ist altfranzösisch ganz geläufig und bedeutet hier: heran, dicht hinterher, was dem Sinne nach vorzüglich paſst. Der Reimvokal der letzten Strophe ist *ẹ*, wir müssen also *apro[e]f* einsetzen. Reime einfacher Vokale mit dem zweiten Element eines steigenden Diphthonges sind altfranzösisch durchaus üblich, cp. Tobler, Versbau[4] S. 147, Vrai Aniel[2] S. XXIII f., Friedwagner, Vengeance Raguidel S. LXXVIII, § 3, wo weitere Belege gegeben sind. Wir können um so ruhiger *apro[e]f* einsetzen, da in unserem Gedicht ein zweiter Fall dieser Art des Reimens vorliegt, nämlich Str. III V. 7 *icelui*: *Lodevis*, *poestiz*, *gris*. Wir müssen *apro[e]f* nach der Lehre der lectio difficilior halten, da es leicht möglich war, *apro[e]f* durch das üblichere *aprés* zu ersetzen, aber kaum das umgekehrte, das seltenere *apro[e]f* für *aprés* einzusetzen. — Durch diese Lesefehler Bédiers wurde ich stutzig und sah mir die früheren Ausgaben an. In Paul Meyers, Recueil d'anciens textes II, 366 f. liest man *crestiens*, *aprés*; die andern beiden Fehler Bédiers finden sich dort nicht. Er liest richtig *gueredum* Strophe IV, V. 8, die Hs. hat klar *gueredum*; ferner letzte Strophe V. 6 *lo seguit*; die Hs. hat *le*. Endlich verglich ich Haupt, Berichte über die Verhandlungen der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 1846, S. 131[1] ff. Bei ihm steht *crestiens*, aber *gueredum*; und zu meiner Überraschung liest er vollkommen richtig *aprof* l. c. 133, dazu die Anmerkung: *apf*, das *p* mit der gewöhnlichen Abkürzung für *pro*; aber statt *aprof* verlangt der Reim das synonyme *aprés*. Haupt hat also ganz richtig gelesen und den Sinn des Wortes erkannt;

[1] 1864 Druckfehler bei Voretzsch.

er hat *apres* nur deshalb eingesetzt, weil ihm der Reim *ę* : *oę* unmöglich schien, was bei dem damaligen Stande der Romanistik begreiflich ist. Desto auffallender ist, daſs P. Meyer, dessen Ausgabe auf Haupt beruht, die Anmerkung übersah, und daſs Bédier nicht Meyers Abdruck an dem Faksimile kontrollierte.

Haupts Ausgabe ist für die damalige Zeit eine ausgezeichnete Leistung. Auch in der Datierungsfrage sind wir bisher nicht über ihn herausgekommen. Er sagt l. c. S. 133: „Er [der Lai oder Descort] ist gedichtet, nachdem Ludwig der siebente am Osterfeste des Jahres 1146 zu Vezelay von dem h. Bernhard das Kreuz empfangen hatte, wahrscheinlich bald darauf, sicher bevor das französische Heer, im Juni 1147, von Metz aufbrach". Alles wesentliche zur Datierungsfrage steht also schon in diesen knappen Zeilen. Bédier preſst die Daten noch etwas und kommt l. c. zu dem Resultat: zwischen Ostern 1146 und Ende Dezember 1146. Vielleicht kommen wir noch ein klein wenig weiter. Haupt basiert bei seiner Datierung auf den geschichtlichen Verhältnissen in Frankreich; sehen wir uns die Frage von den Verhältnissen im Orient aus an. Am 28. November 1144 belagert Zenki Edessa, am 25. Dezember kapituliert die Zitadelle. Viele Lateiner, darunter der Erzbischof von Edessa, werden getötet. Sonst wird die Stadt glimpflich behandelt; aber die Kreuze werden überall niedergeworfen, und die christlichen Kirchen in Moscheen verwandelt. Eine starke Besatzung wird in die Zitadelle gelegt. Zenki stirbt am 14. September 1146. Graf Joscelin der Jüngere stiftet Edessa zum Abfall an, November 1146. Die Zitadelle hält sich; im selben Monat rückt Nureddin zum Entsatz heran, erobert Edessa, die Stadt wird dem Erdboden gleich gemacht (zweite Eroberung von Edessa[1]). Nun ist es natürlich klar, daſs unser Gedicht auf die erste Eroberung von Edessa anspielt. Strophe II, V. 3 und 4 *Les mustiers*[2] *ars e desertez, Deus n'i est mais sacrifiez* ist so zu verstehen, daſs die Kirchen verbrannt und in Moscheen umgewandelt wurden, nicht aber, daſs die Stadt dem Erdboden gleichgemacht worden ist. Also ist das Gedicht vor der zweiten Eroberung Edessas, also vor dem November 1146 resp. vor dem Bekanntwerden dieses Ereignisses in Frankreich gedichtet worden. Aber wir kommen noch etwas weiter: In der Strophe IV, V. 6 wird Zenki erwähnt: *E la gent Sanguin, li felun.* Also ist das Gedicht zu Lebzeiten Zenkis entstanden oder mindestens vor dem Bekanntwerden des Todes Zenkis in Frankreich. Eine so wichtige Tatsache wie den Tod des furchtbaren Gegners der Christenheit hätte der Dichter bestimmt nicht unerwähnt gelassen. Zenki starb wie gesagt am 14. September 1146. Wir können also den terminus ad quem für die Entstehung des Gedichtes vor Ende Dezember 1146, nach Bédier, rücken, etwa in den Oktober 1146.

[1] Nach Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, Leipzig 1812, Teil 2 und 3.
[2] F. Oeding, Das altfranzösische Kreuzlied, Diss. Rostock 1910, S. 14 übersetzt *mustiers* falsch mit Klöster statt Kirchen.

Über den Dialekt des Gedichtes ist bisher folgendes gesagt worden: Bédier l. c. S. 3 f. erklärt, es handle sich um einen anglonormannischen Kopisten, aber der Dichter stamme vom Kontinent, ohne auf näheres einzugehen. Ebenso Voretzsch in seinem Altfranzösischen Lesebuch S. 16. Durchmustern wir die charakteristischen Züge des Gedichtes, ob man im sprachlichen nicht etwas weiter kommen kann.

1. *ọ > u.* Das ist normannisch, anglofranzösisch, westfranzösisch, lothringisch und burgundisch, cp. Jordan, Afz. Elementarbuch S. 78 ff.; nach Schwan-Behrens III, 100 f. auch in Lüttich.

2. *ié < a* nach Palatal > *e.* Nach Schwan-Behrens III, S. 103: burgundisch, in den südlichen, südwestlichen, westlichen Mundarten, z. T. normannisch (Manche) und anglofranzösisch. Dazu stimmt im ganzen, was P. Meyer, Ro. 12, 194 anläfslich von Frère Angier sagt: „*On sait que dans tout l'ouest de la France et sur le sol de la Grande-Bretagne, ié se réduit plus ou moins à é*".

3. Verfall der Zweikasusflexion. Schon früh, besonders in den nordwestlichen Dialekten und im Anglofranzösischen, cp. Schwan-Behrens S. 155 f. Jordan l. c. 192 ff. anglofranzösisch, normannisch sehr früh; pikardisch und wallonisch seltener, aber auch vorhanden. Nach Mildred K. Pope, La langue de Frère Angier, thèse, Paris 1903, S. 58 f. auch bei diesem belegt.

4. *cher* und *char < qua re* nebeneinander. *cher* ist wohl = *car + que*, cp. Rydberg, Geschichte des franz. *ə*, S. 533[1]. Die Form *cher* ist verhältnismäfsig selten, im Godefroy gar nicht, bei Bartsch-Wiese nur im Alexius belegt. Normannisch relativ häufig, im Rou, in Urkunden aus Oise, Eure, Calvados, Manche, cp. Rydberg, l. c. 534 A. „und in den angrenzenden Gebieten"; aber auch im Hohen Lied (wohl nordwestfranzösisch), anglofranzösisch (Cambridger Psalter), ferner auch in Paris. Es scheint eher eine altertümliche als eine dialektisch verwertbare Form zu sein, wie Foerster zum Hohen Lied im Afz. Übungsbuch[6], Sp. 318 bemerkt. Auch das Hohe Lied hat wie unser Gedicht *cher* und *char* nebeneinander.

5. *Chivalers* St. II, V. 5, *chevalier* Str. I, V. 1. Die Formen mit vortonigem *i* sind sehr zahlreich im Anglofranzösischen. *chival, chivacher* etc. cp. Stimming, Der anglonorm. Boeve S. 177 (hier auch Belege für *chimin* und *cristien* mit Ableitungen); ferner im Bourbonnais, cp. Schwan-Behrens III, S. 103, § 15 und Philipon, les parlers du Forez Cis-Ligérien, Ro. 22, 10 (. . . *est beaucoup plus rare qu'en lyonais*); südwestfranz. Saintonge, cp. den Pseudoturpin ed. Auraucher Z. I, 259 ff. häufig, auch *chimin* etc. belegt; Poitou, Ms. Venedig der Zehnsilblerredaktion des Alexanderromans, cp. P. Meyer, Alexandre le Grand, B. I, S. 237 ff. durchgehend *chival, chivaler* und Ableitungen, auch *primeirement* und *cristinité* (gelehrt?). Auch in der korrespondierenden Arsenalhs. desselben Gedichtes, wenn auch seltener, P. Meyer, l. c. I, S. 78 ff. z. B. V. 9 *Oez, franc*

[1] Nicht 623 wie Meyer-Lübke, REW sub *qua re* angibt.

chivaler. Lothringisch: Johanneslegende ed. Breuer, Beiheft 53 zur Z. f. r. Ph. *chival* 3882, *chivalz* 1955, 3311, *chivellier* 1360 und in der Überschrift vor V. 1659; aus einer Metzer Urkunde belegt es Godefroy; *chivaillerie* bei Chardon, ed. Suchier, Z. 31, 148, V. 34 (Rheims ?); Paris, *chivaler* in dem bei Bartsch-Horning, Langue et Littérature française abgedruckten Stück des Theophilus von Rutebuef; nach Godefroy zweimal *chivelier* in Les Loh. fragment Châlons und in Robert de Blois; bei M. N. Colvin, Lautliche Untersuchungen der Werke Roberts von Blois, Diss. Zürich 1888 und Berlit, Die Sprache von Robert de Blois, Diss. Halle 1900 nichts darüber.

6. Die metathetische Form *pernez* Str. III, V. 1. In der Hs. *pnez* geschrieben, also gesichert. Anglofranz.: Quatre livre des rois, ed. Curtius, cp. Langstroff, Verbalflexion der quatre livre des rois, Diss. Gießen 1884, *perneit* S. 20, 2; 34, 35; *perneient* 199, 11 *pernez* (Imp.) 27, 36; 89, 20; 95, 19; 159, 40; 162, 7; 198, 7. Oxforder Psalter, cp. Meister, Flexion im Oxf. Ps. 1877, *pernez* 81, 2, *perneies* 54, 15, *purpernums* 94, 2, *pernez* (Imp.) 2, 12; 80, 2; dazu das Subst. *pernement*. Cambridger Psalter *pernance*, *pernanz* nach Godefroy; Fichte, Verbalflexion im Cambr. Ps. 1879 erwähnt die Form nicht. Roland Hs. O *pernez* 804, *purpernez* 805, *pernez* 2829[1]; *perneit* Adamspiel ed. Grass V. 293. Dazu noch Kirsch, Zur Geschichte des konsonantischen Stammauslauts im Praesens im Afz., Diss. Heidelberg 1897, S. 65: Comput des Philippe de Thaun ed. Mall *pernum* 559, 2139, 2334, 3100; *pernez* 2657, 2667, 3407; *pernent* 77; *perneit* 3407. Aus Philippes Bestiaire, ed. Walberg, cp. Einleitung S. LXXXIX: *pernum* Hs. LOC 382, Hs. L 3036; *perneit* Hs. LOC 688; *pernent* Hs. L 1560; der anglonor. Boeve ed. Stimming *pernez* 938, 1218: *pernent* öfter; *pernez* (Imp.) öfter; einmal im festländischen Boeve, ed. Stimming Fassung III *pernons* 15334. Vie de St. Gilles de Guillaume de Berneville, ed. G. Paris und Bos: *pernez* 1132; *pernent* 120, 375, 520, 1420, 1964; *perneit* 718; *pernez* (Imp.) 1656.[2] Dann Frère Angier, nach dem Glossar von Miss Pope: *pernez*, *pernoie*, *espernoit*, *nonconpernable*, *repernable*. Normannisch: Marie de France, Lais *perneit* Chv. 34, 56, 70; *pernent* M. 503. Rou: *pernables* (Gdf.), *pernent* 941, 1490 (Kirsch); *perneies* Alexius Hs. L 84 d, cp. dazu die A. von G. Paris. Westfranz. Benoît, Duc de Norm. *pernable*, *pernanz* (Gdf). Pikardisch: *pernance* Cart. de Ponthieu (Gdf.) und *pernement* Psalt. monast. Corb.

---

[1] In der Hs. O cp. Stengel, Das altfrz. Rolandslied, genauer Abdruck der Oxf. Hs. 1878 steht jedesmal die Akürzung *p*, also *per*. Gröber druckt *prenez* 804, *purprenez* 805, *pernez* 2829, ebenso Lerch. Clédat immer *pre*, Stengel in seinem Textband ändert 804, 805 zu *prenez*, *purprenez*, läßt aber 2829 *pernez* stehen. Das richtige, nämlich alle drei *per*-Formen hat schon Müller.

[2] Bei Tanquerey, L'évolution du verbe en anglo-français, Paris 1915 habe ich nichts gefunden. Da der Verf. zu seinem dicken Buche keinen Index gemacht hat, ist eine wirkliche Verwertung der zahlreichen Formen unmöglich.

[3] Ferner in Guillaume le Maréchal ed. P. Meyer, Glossaire; Ro. 38, 441; Ro. 40, 538; in Les enseignements de Robert de Ho, ed. Young, Paris 1901, V. 460 *pernez*, V. 748c *pernent*; Tristan des Thomas, ed. Bédier, Glossaire.

(Gdf.), wenn ich Corb. richtig als Corbie auflöse. Franzisch: *pernez* Gormond und Ysenbart V. 382, ed. Heiligbrodt, Rom. Studien 3, 549 ff. *pernant* Prov. au vilain, ed. Tobler 41, 7 Hs. D. Dialektisch nicht zu bestimmen *pernant* Leroux de Lincy, Chans. hist. (Gdf.). Dazu natürlich zahlreiche Formen von *aprendre*, *comprendre*, *emprendre*, *esprendre*, *mesprendre*, *porprendre*, *reprendre*, *sourprendre* und Ableitungen. Für meinen Zweck genügen meine Belege. Eine genauere Untersuchung wäre eine besondere Arbeit, die ein Schüler von mir vornimmt.

7. Die Form *Saragins* Str. 7, V. 3 mit stimmhaftem *ǧ*. Ich kann die Form altfranzösisch sonst nicht belegen; man findet immer *Saracins*, *Sarasins* und *Sarazins* mit ihren Ableitungen. Es scheinen also Formen mit stimmlosem und stimmhaftem *s* nebeneinander bestanden zu haben, was bei dem Lehnwortcharakter des Wortes nicht überraschen kann. Die Existenz der Form mit stimmhaftem *s* erweist, neben der neufranzösischen Aussprache, die Form Chrestiens, Karre 2146 *sarradine*, Var. *sarrazine* und *sarrasine*, cp. Foersters A. dazu und die provenz. Form *sarrari*, neben *sarazi* und *saraczin*, die Appel in der Chrestomathie unter den Eigennamen zitiert, aber nicht belegt; auch nicht bei Levy. Provenzalisch finde ich *plagen* für *plazen* im Jaufre, Vatican. Fragment 7139 und 7581, cp. Breuer, Z. 46, 425. Das wäre eine genaue Paralle zu *Saragins*; aber sonst finde ich diesen Lautwandel im Prov. nicht belegt; nichts dergleichen bei Schultz-Gora, Altprov. Elementarbuch und Appel, Prov. Lautlehre. Dagegen finden wir den umgekehrten Lautwandel *z* für *ǧ*. Miss Pope, l. c. S. 27 sagt: „Le *g* doux (*j*) est remplacé quelquefois par un *z*. Ainsi: *borzeis*, *tarzer*, *jarzels*, *grezais*, *sauvazine*. De telles formes se rencontrent assez souvent dans les textes de l'Ouest, par ex.: dans le livre des manières, *borzeis*, dans les écrits de Benoit, *tarzer*, *marzelle*, dans le Saint Martin: *tarzer*, *borzeis*".[1] Dazu kommen *tarsier*, Garin de Montglane und *tarser*, Dolopathos (Gdf.); Robert de Blois, cp. Colvin, Lautliche Untersuchung der Wezke von R. de Blois 1888 „neben *targier* finden sich *tarsier* B. 2876, *tarziez* B. 456". Nichts bei Berlit, Sprache von R. de Blois, Halle 1900. Bei Robert sind die Formen wohl Erinnerung an seine Heimat, Loir et Cher. Ferner *tarsivent* und *tarsier*, Metz (Gdf.). Ebenfalls nach Godefroy noch in modernen Dialekten *tarzer* in Aunis und Poitou. Die Erscheinung ist also fast nur west- und südwestfranzösisch belegt.[2] Ziehen wir nun das Resultat dieser Untersuchung: west- und südwestfranzösisch ist

[1] Im Chrestienwörterbuch S. 69 *borjois*, *borgois*, *borzois*, aber nur auf E 1904 verwiesen, wo *borjois* steht, ohne Varianten.

[2] Wie steht es mit prov. *tarzar* neben *tardar*? Meyer-Lübke setzt *tardiāre* an und verweist auf Diez 685. Körting setzt *tardīare* an für prov. *tarzar* und rum. (*in*)*tărziu*, das aber Puşcariu auf *intardivare* zurückführt, cp. auch Meyer-Lübke **tardīvus*. Diez, l. c. sagt „... auch im afz. bemerkt man *tarzer* oder *tarser*", gibt aber dafür keine bestimmte Grundform. Prov. wird inlautend *dį* nach *z* zu *ǧ*, cp. Schultz-Gora, Elementarbuch[4] S. 57.

stimmhaftes *s* für sonstiges *ǧ* belegt. Von hier aus könnte man *Saragins* für *Sarazins* als umgekehrte Schreibung oder Lautung verstehen. Immerhin bleibt dies ein Erklärungsversuch; Sicherheit für die Richtigkeit dieser Erklärung ist, solange *Saragins* durchaus vereinzelt bleibt, nicht zu gewinnen.

8. *cruiz* neben *croiz* Str. II, V. 8 und Str. III, V. 8. *ui* tritt für jedes *oi* ein. Dieser Wandel scheint noch nicht grundlegend behandelt zu sein. Schwan-Behrens sagt nichts darüber, auch nicht in Teil III. Jordan, l. c. S. 83 sagt: „*ǫ* + *i* > *ǫi* (NW schreibt *ui*)" und bringt einen Beleg aus dem Münchner Brut *besuigne* : *tesmuigne*. Ferner spricht er von *ǫi* statt *ui* l. c. S. 95. Der ganze Osten hat *ǫ*, besonders wallonisch, Eulalia *tǫst* : *coist* von *cuire* brennen; Jordan verweist ferner auf die Karte *truie*, Sau, des Atlas linguistique, wo Wallonien und Lothringen *troj* zeigen. Ferner behandelt Suchier, Les voyelles toniques S. 64 f. diese Frage: *ui* < *ǖi* durch Umlaut, *dǖi* > *dui*; daneben *doi* Bérol 1678; *oi* für *ui* im anglofranzösischen *loist* für *luist* < *lūcet*, *join* für *juin* Juni, beides aus dem Comput; aber auch im Roland O. *loi* für *lui*, *celoi* für *celui*, *cundoist* für *cunduist*. P. Meyer, Ro. 12, 144 ff. und Miss Pope l. c. sprechen anläfslich der Sprache des Frère Angier nicht darüber. Doch läfst sich aus dem Glossar bei Miss Pope leicht feststellen, dafs Angier diesen Lautwandel kannte:

void, *voide* < *vŏcitus*; *poi* = *puy*; *oisdive* und *huisdive* nebeneinander; *noisive*, *noisous* und *nuisous*; *escrois* und *escruis* von *croissir*; *duit*, *doit* in der Bedeutung von *conduit* Kanal; *fruis* und *frois* < *frūctu*; *estoier* zu *étui*; *poier* und *apuials*; *tuit* und *toit*.

9. *seguit*; letzte Strophe V. 6. Über die dialektische Gliederung der französischen *sequere*-Formen hat als erster Jordan in seinem Afz. Elementarbuch gehandelt. Er setzt S. 157 *severe* und **sekere* an: „**sekere* zeigt also gleiche Entwicklung wie neuprov. *segre* in einem Hufeisen um Zentrum, Pikardie und Wallonie, welch letztere auf *severe* zurückgehen". Kurz vorher: „Für diese Lautfolge [*kw*] enthüllt ALF 1267 *suivre* eine alte mundartliche Spaltung". Ferner S. 249: „Sein [Chrétiens] Konjunktiv *sigue* sichert, dafs wir in Troyes auf altem **sekere*-Gebiet sind".

Sehen wir uns nun das Material genauer an; es liegt gesammelt vor in Brand, Studien zur Geschichte von inlautendem *qu* in Nordfrankreich, im besonderen zur Lautgeschichte von nfz. *suivre* und *eau*. Diss. Münster 1897 und Frademann, Die Entwicklung der latein. Lautverbindung *qu* im Französischen. Diss. Kiel 1904. Brand gibt l. c. S. 54 ff. eine dankenswerte Übersicht der belegten Formen. Danach finden sich *g*-Formen 1. bei Frère Angier *siguent*, *seguit*, *segui*; 2. in den Makkabäern *segui*, *seguz*; 3. im Lyoner Yzopet *ensigoient*; 4. im Girart de Roussillon *siganz*, *siguoient*, *suiguerent*.

Frademann S. 44 ff. führt noch Joufrois, ed. K. Hofmann und Muncker: *seigre*, *segre*, *sigant*, *segui*, *segu*[1] an, Yzopet und Makkabäer

[1] Cp. J. Dingeldey, Über die Sprache und den Dialekt des Joufrois, Diss. Giefsen 1889.

wie schon Brand; den Frère Angier vergifst er. Ferner sagt er S. 59 „*segui* (Jouf. und Makkab.) steht unter dem Einflufs des Provenz.“ ... „In *seguz* (Makkab.) tritt provenz. Einflufs hervor“, Bemerkungen, die dem Problem absolut nicht gerecht werden. Ich bringe nun weitere Belege. Schwan-Behrens III, 106, cp. § 155 A: *sugre* St. Aignan, Loir et Cher an der Grenze der Touraine; *ensigoit* Loiret (Orléans); *segre* Rochefort (Aunis); in der Bourgogne Philipon, Les parlers du duché de Bourgogne, Ro. 39, 531 *ensiegent*. Derselbe, Les parlers du Forez Cis-Ligérien, Ro. 22, 13 *enseguent*. Wendelborn, Sprachliche Untersuchung der Reime der Végèce-versification des Priorat von Besançon, Diss. Bonn 1887, S. 44, viele *g*-Formen, ganz überwiegend. Perf. *segui* nicht belegt, aber Konj. Imp. *pourseguist*; Dialekt der Franche-Comté. Ferner im poitev. Katharinenleben, cp. Tendering, Laut- und Formenlehre des poitev. Katharinenlebens, Diss. Bonn 1882: *segunt* 254, *seguerent* 2374, *segquei* 243. Stephanepistel V. 45 *seguent* (Touraine). Dann in dem sogenannten saintongischen oder poitevinischen Pseudoturpin, ed. Auracher, Z. I, 259 ff. viele *g*-Perfektformen: Cod. 5714 *e*-Perfekta *seguèt* S. 274, 20; S. 382, 26; *seguerent* S. 273, 20; S. 290, 4; S. 292, 23; S. 310, 3. Cod. 124 zeigt *i*-Perfekte, die uns besonders interessieren: *segui* S. 274, 20; *conseguit* S. 274, 21; *seguirent* S. 273, 20 Var.; S. 290, 4; S. 292, 23; S. 310, 3. E. Görlich, Die nordwestlichen Dialekte der langue d'oil, Frz. Stud. V, H. 3, 33 Bretagne: *seganz*. Derselbe, Die südwestlichen Dialekte der langue d'oïl, Frz. Stud. III, H. 2, Deux-Sèvres: *persegre*, *enseguet* S. 51; Vienne: *enseigre*, *segre*, *seguent*; Poitou: *segrant*, *segre*, *persegre*, *ensegant*; Charroux (Allier): *siegre* l. c. S. 93. Dazu aus den poitev. Predigten: *segent*, *segront*, *seguirent*.

Nach den Karten des Atlas ling. 1267 *suivre*, die schon Jordan l. c. benutzte, 1268 *suis-moi* und B 1716 sind heute *g*-Formen auf franz. Gebiete belegt: Poitou, Aunis, Saintonge, Charente, Angoulême, Marche, Bourbonnais, Bourgogne, Franche-Comté, Champagne. Es zeigt sich also die von Jordan festgestellte Hufeisenform; in alter Zeit noch weiter nördlich reichend (Bretagne); die für das Champagnische von Jordan zuerst angeführte *g*-Form aus Chrétien *sigue* G 8515, Hs. C findet in den modernen Verhältnissen ihre Bekräftigung. In diesem Hufeisen sind alle alten Texte lokalisiert: Joufrois burgundisch, mindestens der Kopist,[1] Lyoner Yzopet, Girart de Roussillon. Bei den Makkabäern, Roman. Bibl. II, 1888 schwankt zwar der Herausgeber Görlich zwischen Anglonormannisch und südostfranzösisch. Aber Foerster, ebd. S. 127 ff. erweist überzeugend südöstlichen Ursprung, worin ihm Voretzsch folgt. Es bleibt als einziger, der aus dem Hufeisengebiet herausfällt, Frère Angier.[2] Er

[1] Cp. Jordan Z. 40, 204, der hier die *g*-Formen von *sequere* nicht erwähnt.

[2] Lai du cor, ed. Dörner, Diss. Strafsburg 1907 hat V. 160 die Form *seguz*. Nach den Reimen ist der Dialekt nicht sicher zu bestimmen; die sicheren Anglofranzösismen fehlen.

war Geistlicher von Sainte-Frideswide in Oxford, beendete am 29. November 1212 die Übersetzung der Dialoge und am 30. April 1214 die des Lebens des Heiligen Gregorius, cp. P. Meyer, Ro. 12, 146. Daher sagt P. Meyer, l. c. 149: „*L'intérêt de l'œuvre d'Angier consiste en ce qu'étant parfaitement datée de temps et de lieu elle fournit à l'étude de la littérature anglonormande et à celle du français d'outremanche un jalon on ne peut plus précieux*". Mir waren Bedenken an dem anglofranz. Charakter des Dialekts von Frère Angier gekommen, und ich hatte ein beträchtliches Material nach P. Meyer, l. c. und Timoty Cloran, The Dialogues of Gregory the great, Diss. Strafsburg 1901 zusammengetragen, als ich in dem erwähnten Buch von Tanquerey, L'évolution du verbe en anglo-français, Paris 1915 die Schrift von Mildred K. Pope, Etude sur la langue de Frère Angier, Thèse Paris 1903 erwähnt fand.[1] Hier ist mit reichem Material sorgfältig der Nachweis geführt, dafs Angier aus Westfrankreich stammt, dafs die westlichen Züge das Entscheidende in seiner Sprache sind und gelegentliche anglofranzösische Züge erst sekundär durch seinen Aufenthalt in England hinzukamen. Als engere Heimat entscheidet sich Miss Pope für Anjou.[2] In einigen Punkten kann ich Miss Popes Beweisführung etwas erweitern. S. 27 sagt sie unter Palatale: „Le *g* postpalatal, placé entre voyelles, persiste. Par ex.: *segur*, *asegurer* etc., *negun*". Das ist reichlich knapp für diesen sehr charakteristischen Zug. *segur* mit Ableitungen ist zudem keine blofs westfranzösische Form: zu belegen, aufser bei Angier, bei Benoît, cp. Stock, Rom. Studien 3, 484, Troie ed. Constans, besonders H. M² und Girart de Roussillon sowie in den poitevinischen Predigten; aber auch in Lille, Côte d'Or, und vor allem in Wallonien, Lüttich (diese drei Belege aus Godefroy). Für Wallonien ferner: im Poème moral, ed. Cloetta immer *segur* etc., cp. Einleitung S. 97. Bei Robert de Blois können es heimatliche Formen sein, also auch südwestfranzösisch. Belegt ist bei ihm *segurs* P. 317, *segurement* S. 1184, C. 239.

Dagegen ist *negun* typisch westfranzösisch: Benoît, Poitevinische Predigten, Girart de Roussillon, Troie Hs. M². Ebenso *legun* < *legumen*, Gemüse, Angier V. 450, V. 1628 neben *lëun* V. 1635, cp. Pope, Glossar. Ferner war *segon* anzuführen < *secundum* gegen nordfranz. *selon*. Sehr häufig bei Angier, cp. Pope, Glossar; ferner *segont* Thèbes ed. Constans, Vocabulaire; Peau Gatineau, Vie de

---

1 Ich bin etwas entschuldigt, dafs ich diese Schrift übersehen hatte, da sie, soweit ich sehe, nirgends angezeigt oder zitiert ist, auch nicht im neusten Voretzsch.

2 Für diese Auffassung ist ihr die Etymologie des Namens *Angier* = der Mann aus Anjou nicht ohne Bedeutung. Aber das ist unrichtig; es handelt sich um einen germanischen Namen. Kalbow, Die german. Personennamen des afrz. Heldenepos, Halle 1913, S. 25 erklärt *Angier* < **Ansgar*. A. Dauzat, Les noms de personnes, Paris 1925, S. 82 weist *Anger* < *Ansgeir* als nordischen Namen in Cotentin, Caen und Caux nach. Einen *Angarius* finde ich bei Cipriani, Etudes sur quelques noms propres d'origine germanique, Paris 1901, Index, aus Marca Hispanica ed. Baluze zitiert.

S. Martin, ed. Söderhjelm, Helsingfors 1901; Vienne, Maine et Loire, diese beiden nach Godefroy; ältestes Steinbuch, cp. Foerster, Afz. Übungsbuch[6] Sp. 178, 88 *segunt* (nach Jordan, Altfrz. Elementarbuch S. 155, der aber *segunt* nicht als dialektisch, sondern als Buchwort wertet); eventuell *clergal*, Angier V. 1300, cp. Glossar.

Als letztes kommt hinzu das für mich wichtigste, was Miss Pope nicht zur Lokalisierung benutzt hat: *g*-Formen von *sequere* neben *v*-Formen. Die Formen bei Angier sind im Glossar vollzählig aufgeführt, nämlich: Imp. *sigez*; *siguent*; *siguoient*; *siguit*, *seguit*, *ensiguit*, *siguirent*; *seguist*, *siguissent*; *segui*, *sigui*, *porsegui*.

Somit ist wohl zweierlei bewiesen: 1. Frère Angiers Sprache ist nicht anglofranzösisch, sondern westfranzösisch. 2. *g*-Formen von *sequere* sind nur westfranzösisch, nicht anglofranzösisch zu belegen.[1]

Nun noch ein weiterer Punkt. Nicht alle Texte, die *g*-Formen von *sequere* zeigen, haben Formen des *i*-Perfekts; teils sind überhaupt Perfektformen nicht belegt, teils zeigen sich *e*-Perfekta, Typus *seguerent*. Die speziellen *i*-Formen haben bloſs Angier, Makkabäer, Joufrois, Végèce, Codex 124 des Saintonger Pseudoturpin, wie ihn G. Paris nennt, die poitevinischen Predigten und unser Kreuzzugslied. Nun schlieſst Miss Pope S. 82 Aunis, Saintonge und den Süden von Poitou bei der Lokalisierung des Dialekts von Frère Angier aus, weil „les traits les plus caractéristiques des dialectes limitrophes du provençal font complètement défaut, par exemple les parfaits en *-gui* ...“ Aber sie hat dabei übersehen, daſs bei *sequere* solche Formen belegt sind, wodurch ihre Beweisführung in diesem Punkte unstichhaltig wird. S. 82 sagt sie: „Le fait que la langue d'Angier combine les traits linguistiques de la Bretagne et de la Touraine semble bien indiquer l'Anjou“; diese Ansicht ist demnach etwas zu modifizieren, besonders da das bretagnische Element nicht so sicher eruiert ist wie das der Touraine.

Sehen wir uns nun die neun charakteristischen Punkte der Sprache unseres Kreuzliedes an:

1. *ǫ* > *u*, in vielen Dialekten belegt, besonders anglofranzösisch und westfranzösisch; auch bei Angier.

2. *ié* > *e*, besonders anglofranzösisch und westfranzösisch, auch bei Angier.

3. Verfall der Zweikasusflexion, in vielen Dialekten, besonders anglofranzösisch und westfranzösisch; auch bei Angier.

4. *cher* neben *char*, wohl mehr eine altertümliche als dialektisch zu wertende Form.

5. *chivaler*, in vielen Dialekten, besonders anglofranzösisch; nicht bei Angier, aber sonst südwestfranzösisch, Saintonge und Poitou.

[1] Bei Tanquerey, l. c. finde ich keine *g*-Formen. Aber wie gesagt, ist die Benutzung der Formen in dem Buch infolge des Fehlens jedes Index ungemein erschwert.

6. *pernez*, in vielen Dialekten, besonders anglofranzösisch, auch westfranzösisch; bei Angier.

7. *Saragins*. Wenn die Parallele mit *tarzer* richtig ist, nur west- und südwestfranzösisch. Wichtig ist Godefroys Nachweis von *tarser* für Aunis und Poitou in den modernen Dialekten; auch bei Angier.

8. *ui* für *oi*, *cruiz*. In vielen Dialekten belegt: nordwestlich, wallonisch, lothringisch, anglofranzösisch, normannisch; auch bei Frère Angier.

9. *seguit* scheint mir die wichtigste Form zur Dialektbestimmung zu sein. Von den Gebieten, die sonst die charakteristischen Züge mit Angier teilen, kommen nur Saintonge[1] und vor allem Poitou in Frage. So möchte ich, Miss Pope leicht modifizierend, mich für Poitou entscheiden als die Heimat Angiers und damit auch unseres Kreuzzugslieds.

Eine weitere Frage ist zu erörtern. Bédier nimmt einen kontinentalen Dichter und einen anglofranzösischen Kopisten an. Ersteres ist richtig; ich hoffe seinen poitevinischen Ursprung nachgewiesen zu haben. Aber ist der anglofranzösische Kopist nötig? Alle dialektischen Merkmale weisen nach Poitou, nichts beweist die Existenz eines Kopisten, der eine andere Mundart als der Dichter schrieb. Aber dafs das Gedicht nicht Originaldichtung, sondern Abschrift ist, erscheint mir evident. Zwei Momente kann man anführen: 1. die Schreibfehler, 2. die beiden verstümmelt überlieferten Strophen. Zu den Schreibfehlern ist folgendes zu sagen: Strophe II, V. 2 *esmaiz* für *esmaiez*, also ein Buchstabe vergessen; Strophe III, V. 8 *pent* für *penez*. Das *t* der Hs. ist sicher, aber öfter ist *t* und *z* kaum zu unterscheiden, z. B. *sacrifiez* Strophe II, V. 4 und *tuz* Strophe III, V. 4. Es bliebe als Fehler wieder blofs Auslassung eines Buchstabens. Die seit Haupt übliche Änderung von *cez* der Hs. in *ses* Strophe I, V. 5 erscheint mir unnötig. Das Demonstrativum genügt dem Sinne nach, diese Lehen, eventuell abgeschwächter demonstrativer Wert in Annäherung an den bestimmten Artikel wie altfranzösisch häufig. Weiter: wie erklärt man die beiden verstümmelten Strophen? Hat der Kopist Unsinn geschrieben oder war schon das Original verstümmelt? Damit würde man blofs den Fehler verschieben. Mir scheint die Sache so zu liegen: Der Schreiber, selbst aus der Nähe des Ursprungslandes des Dichters stammend, weil er an dessen dialektischen Formen keinen Anstofs nahm, hörte das Lied singen — die Musik ist überliefert — und schrieb — resp. liefs schreiben — das Gedicht aus dem Gedächtnis nieder. Die beiden verstümmelten Strophen lassen sich so leicht begreifen; der die Niederschrift machende oder veranlassende hatte die beiden Strophen nicht mehr genau im Gedächtnis und stoppelte sie, so gut es ging, zusammen. Ein Vorgang, der niemanden über-

---

[1] Falls man G. Paris zustimmt, der den Pseudoturpin saintongisch nennt; der Herausgeber Auracher nennt ihn poitevinisch.

raschen wird, der überlegt, wie weit uns der Text uns nicht schriftlich bekannter Lieder, also etwa von Soldatenliedern, Anstichliedern und nur gehörten anderen Liedern zur Verfügung steht.

Nun der letzte Punkt. Ich suchte Poitou als Heimat des Dichters zu erweisen; den anglofranzösischen Kopisten lehnte ich ab, aus sprachlichen Gründen. Dazu kommt, dafs man nicht einsieht, welches Interesse ein Engländer haben sollte, das Lied abzuschreiben. Am zweiten Kreuzzuge war England vollständig desinteressiert. Frankreich (Ludwig VII.) und Deutschland (Konrad III.) waren die Führer in diesem Kreuzzuge. Es ist nun zu fragen, ob ein Mann — wie Bédier annimmt, ein Ritter — aus dem Poitou irgendwie besonders für diesen Kreuzzug interessiert sein konnte. Ich glaube, wir können diese Frage bejahen. Die starke Beteiligung von Herren und Prälaten aus dem Süden ist überliefert. Aber Poitou konnte besonders starkes Interesse für den Kreuzzug zeigen; denn Fürst von Antiochien, also dem durch den Fall Edessas besonders bedrohten lateinischen Staate, war Raimund, Graf von Poitou, der Sohn von Wilhelm von Poitou, dem alten Jerusalemfahrer und Troubadour. Raymund wurde 1132 als Fürst nach Antiochien berufen, 1136 übernahm er die Herrschaft daselbst, also zehn Jahre vor der Entstehung des Gedichtes. Er erlebte die Ankunft der Kreuzfahrer und benahm sich dabei schlecht genug, cp. Wilcken, l. c. 3, 225 ff. Und noch ein letztes: Ludwig VII. von Frankreich, der eigentliche Antreiber und Führer des zweiten Kreuzzuges, war verheiratet mit Eleonore von Poitou, Tochter des jüngeren Grafen Wilhelm und Enkelin des alten Wilhelm, also Nichte von Raymund von Antiochien. Ludwig VII. nahm aus wohlbegründeter Eifersucht Eleonore auf dem Kreuzzug mit, was ihm aber wenig half. — Also das poitevinische Grafenhaus steht im Brennpunkte des Interesses am zweiten Kreuzzug. So scheinen mir auch die historischen Voraussetzungen für Poitou als Heimat des Dichters gegeben zu sein. Damit hoffe ich, meine These von dem poitevinischen Ursprung des Gedichtes erwiesen zu haben.

HEINRICH GELZER.

---

2. Urmesa.

In den aus zwei Handschriften herrührenden, sich nirgend überschneidenden Bruchstücken der Chanson de geste von der Königin Sibille, die z. T. Romania 44 (1915—1917), 2 ff., z. T. Bulletins de l'académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, année 44, série 2, tome 39 (1875), 413 ff. gedruckt zu finden sind, begegnet der Name der ungarischen Stadt, in der die verbannte französische Königin auf der Reise nach Konstantinopel niederkommt, nicht.

Die spanische Prosa[1] der Handschrift h—I—13 der Biblioteca del Escorial bietet den Namen fünfmal, und zwar, wenn ein Analogieschlufs aus der — den Namen nicht enthaltenden — Phototypie in Nueva Biblioteca de autores españoles 6 (Madrid 1907) das Richtige trifft, in der Schreibung *vrmeſa* statt *Vrmesa* (517a, 521a, 528a, 532b, 533a) des Drucktextes und statt *Urmesa* der Ausgabe des José Amador de los Ríos in seiner Historia crítica de la literatura española 5 (Madrid 1864). Das Volksbuch nennt in der Ausgabe Sevilla 1532 — laut Ferd. Wolf, Über die neuesten Leistungen ... (Wien 1833), 138 — und in der Ausgabe Burgos 1553 — laut Reinhold Köhler im Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. 12 (1871), 296[2] — die Stadt nur an der ihrer ersten handschriftlichen Nennung entsprechenden Stelle, und zwar *Nuega*. Da das Volksbuch nicht von der Escorial-Handschrift abstammt, ist eine bessere Lesart in ihm als in jener an und für sich möglich. Hier aber trifft diese Möglichkeit nicht zu. Es wird ein abweichend geschriebenes *vrmeſa* hinter *Nuega* stecken. Das 1857 von Ferd. Wolf beschriebene niederländische Volksbuch hat, wie mir die Nationalbibliothek in Wien gütigst mitteilt, *Unega*.[3]

In der französischen Prosa des Manuskriptes 3351 der Pariser Bibliothèque de l'Arsenal ist die Stadt achtmal genannt und teils *Armoiſe*, teils *armoiſe*, teils *Armoiſes*, teils *armoiſes* geschrieben (319, 1; 320v, 9; 322, 20; 327, 2—3; 335, 9; 366, 14; 378v, 8. 13).

Dafs dieser Name und *vrmeſa* auf ein und dieselbe Grundform zurückgehen, ist klar.

Gröfsere Schwierigkeit bereitet die deutsche Prosa des Codex 12 in Scrinio der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek. Wie Wolfg. Liepe, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken ... (Halle a. S. 1920), 199, 202, 210 im Wesentlichen richtig mitgeteilt hat, ist die Stadt hier dreimal mit Namen genannt und jedesmal anders, 66vb, 43: *gryman*, 69a, 7: *Gerbel*, 74va, 13: *Grym meys*.[4] Das ist um so sonderbarer, als die Begebenheiten, deren Schauplatz die Stadt ist, alle drei Male dieselben sind, nur dafs der Autor die Begebenheiten das erste Mal direkt erzählt, das zweite und dritte Mal durch Personen erzählen läfst, die daran beteiligt waren. Der letzte Name hat mit dem ersten und mit *Armoiſe* Ähnlichkeit, aber *Gerbel* ist offenbar ein ganz anderer Name.

Wenn die Königin mit dem Reiseziel Rom von Paris fortreitet, so verrät ihr erstes Nachtquartier Lagny an der Marne,[5] dafs sie

[1] Romanische Forschungen 31 (1911), 33 ist diese grundverkehrt als Übersetzung aus dem Niederländischen bezeichnet.

[2] In Köhlers Kl. Schriften 2 (Berlin 1900) mit Seitenzahlen des Jahrbuchs abgedruckt.

[3] Falls *Nuega* erst aus *Unega* entstanden ist, mufs *Unega* in einer vor 1532 erschienenen spanischen Ausgabe stehen, etwa in der Toledo 1521.

[4] Hinter dem ersten *m* ist radiert, zwischen den beiden *m* eine kleine Lücke.

[5] Vgl. Liepe, a. a. O. 196, wo aber *langes* statt *Langes* gedruckt sein sollte. Seine Seinebrücke verdankt Lagny erst den Romanischen Forschungen

eine falsche Richtung eingeschlagen hat; und wenn sie von Lagny mit dem Reiseziel Konstantinopel weiterzieht bis Köln am Rhein, so macht sie einen grofsen neuen Umweg,[1] der sich höchstens damit einigermafsen rechtfertigen läfst, dafs sie auf guter Strafse möglichst bald aus Frankreich hinauskommen will, während sie andererseits doch — der deutschen Fassung 63^{v}b zufolge — schon in Lagny nicht mehr zwei Monate bis zur Niederkunft[2] hat und gerne noch vor ihr in Konstantinopel sein möchte. An Hand einer so elastischen Zeitangabe die ungarische Stadt, in der dann die Entbindung schon erfolgt, auf der Landkarte zu suchen, ist um so aussichtsloser, als der Zustand der Königin unberechenbare Ruhetage erfordert.

Mit dem Übergang über den Rhein ist in allen Prosafassungen die Geographie zu Ende.

Im sogenannten Macaire[3], der jetzt phototypiert vorliegenden Geste Francor di Venezia, in dem die Menschen überhaupt zuweilen vernünftiger handeln als in der Königin Sibille, zieht die verbannte schwangere Königin, um nach Konstantinopel zu kommen, von Paris durch Frankreich, die Provence und die Lombardei und geht in Venedig zu Schiffe. Trotzdem kommt auch sie in Ungarn nieder. Aber der Weg dahin wird nur als spitze Berge, Pässe, Täler und Anger bezeichnet, und die Stadt, in der die Niederkunft erfolgt, ist verschwiegen. Aufser Ungarn und dessen König wird nur der Mann mit Namen genannt, der die Königin beherbergt. Er hat den Namen *Primeran*, den Ernest Langlois, Table des noms propres ... (Paris 1904) in keiner andern gedruckten Chanson de geste gefunden

---

31 (1911), 9. Der von Ferd. Wolf, Leistungen 130 und Köhler 292 für das spanische Volksbuch bezeugte Name *Videuniz*, den das niederländische fortbildet zu *Videunium*, beruht auf einem durchsichtigen Mifsverständnis. Er ist etwa so entstanden: Der Drucker hatte einen ganz unaussprechbaren Namen gesetzt; der Korrektor hat diesen ausgestrichen und auf den Rand statt des richtigen Namens einen Hinweis auf diejenige Stelle der Vorlage geschrieben, wo der richtige Name zu finden war: „Vide VII 12“ oder „Vide VII 13“. Diesen — selbstverständlich in Zügen des 16. Jahrhunderts geschriebenen — Hinweis hat aber der Drucker gelesen: *Videvniz*. An sich täte „Vide VIII 2“ oder „Vide VIII 3“ dieselben Dienste; da aber nach Köhler *Videuniz* in Cap. VII steht, wird in der Vorlage der richtige Name wohl auch in Cap. VII gestanden haben.

[1] Der französische Prosaist scheint das eingesehen zu haben; er erwähnt Köln nicht, sondern nur den Rhein als Grenze zwischen Frankreich und Deutschland und läfst die durch die spanische und deutsche Fassung für Köln bezeugten Rasttage schon in Château-Thierry eintreten.

[2] Noch unbestimmter in der Escorial-Hs.: *preñada para çedo*, in der Arsenal-Hs.: *ja . . . longue piece*.

[3] Was von diesem Revue des langues romanes 51 (1908), 22 gesagt wird, ist gröfstenteils unverzeihliche Entstellung. — Heinrich Hempel, Nibelungenstudien 1 (Heidelberg 1926), 241 behauptet, dafs vom Macaire unmittelbar die Königin Sibille abstamme, und beruft sich dafür auf R. Köhler, a. a. O. 288. Die Berufung ist ebenso unsinnig wie die Behauptung. Über das Verhältnis der beiden Dichtungen zueinander enthält der Aufsatz nichts. Auch die Angabe S. 243, dafs in der französischen Prosa der Untertan, der sich der Königin annimmt, kein Köhler sei, ist irrig.

hat, während die entsprechende Figur der Königin Sibille den Allerweltsnamen *Joscerant* führt, so in dem Bruchstück Bulletins, a. a. O. 413 und leicht variiert in den drei Prosen.

Folgen wir nun einmal der hohen Frau, die den in ihrer zwiefachen Bedrängnis eher brauchbaren Weg nach Konstantinopel[1] gewählt hat, von Venedig ab, um womöglich zu lernen, wie man auf der Adria nach Ungarn verschlagen werden kann, und halten wir uns mittelalterlich immer dicht am festen Lande, so kommen wir, wenn wir die Bocche di Cattaro hinter uns haben, an eine Küstenstrecke, die *Primorje* heifst.[2] Dieser echt slavische Name, der weiter nichts als Meeresstrand besagt, gemahnt uns wunderlich an den guten Wirt *Primeran* des Macaire. Kurz entschlossen verlassen wir das Schiff und gehen landeinwärts, d. h. wir suchen uns eine Spezialkarte dieser Gegend. Einen Blick auf die Skizze, die Anton Mayer seinem interessanten und überzeugenden Aufsatze „Wo lag das alte Acruvium?“ Idg. Forschungen 44, H. 2 (1926) beigegeben hat, und wir sehen die weder romanisierten noch germanisierten Urbilder von *vrmeſa* und *Gerbel* friedlich beieinander: *VRMAC* und *GRBALJ*.[3]

Mit Ungarn war also in der dem Macaire und der Königin Sibille gemeinsam zugrunde liegenden Dichtung Dalmatien gemeint,[4] das ja tatsächlich im Mittelalter mehrmals zu Ungarn gehört hat, und die Reise dahin ohne Seefahrt ist Schlimmbesserung eines Dichters, der nichts von einem dalmatischen Ungarn wufste.[5]

---

[1] Der Zug von Konstantinopel gegen Frankreich geht auch in der Königin Sibille zu Schiffe bis Venedig.

[2] Vgl. z. B. Meyer's Konversations-Lexikon, 4. Aufl., Karte zu Bosnien, oder Adolf Stieler's Handatlas in 95 Karten.

[3] Hinterher finde ich, dafs auch andere Strecken der dalmatischen Küste Primorje heifsen, die auf den von mir benutzten Karten den Namen nicht haben. J. G. Kohl, Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro, 1 (Dresden 1851) sagt S. 67, dafs die Montenegriner den uns hier angehenden Küstensaum *Primorie*, S. 257 (vgl. S. 349), dafs sie ihn *Pomorje* nennen, was sachlich auf dasselbe hinauskommt. *Pomorje* liegt unserem *Pommern* zugrunde. *Primeran* : *Primorje* = *Pomeran(us)* : *Pomorje*.

[4] Demgemäfs werden die Reisen zwischen Ungarn und Konstantinopel im Macaire durchaus zu Schiffe gemacht.

[5] In den Storie Nerbonesi gelangen die nach Konstantinopel fliehende Königin und ihre Verfolger ohne Seefahrt — der Schiffbruch auf der Adria (ed. Isola S. 30) ist bewufste Lüge der Königin — bis Ungarn, aber wohl nicht in die Gegend von Grbalj. Ich wenigstens wage, solange *Sidonia* oder *Sidrona* in dieser Gegend unentdeckt ist, nicht, *Iscupin*, *Iscupo* oder *Scupin* auf jenen Namen der Gemeinde Grbalj zurückzuführen, den Anton Mayer, a. a. O. 197 *Župa* schreibt, Kohl, a. a. O. 255 „*Xuppa* oder *Shuppa*“ mit der Belehrung: Sprich, wie die Franzosen „*Jouppa*“ sprechen würden. Es erinnert mehr an *Üschküp*, das alte *Scupi*. Und noch verwegener, obgleich der deutsche Herpin eine Version mit Adriafahrt der Parise bezeugt, wäre es, in dem *premerein chastel*, dem „ersten Schlosse“, Parise la duchesse Vers 920, eine Umdeutung aus einem *Primorje*-Schlosse erkennen zu wollen. Dafs Parise gar nicht nach Ungarn komme, sondern gleich in Köln bleibe, ist ein grober Irrtum in der Revue des langues romanes 51 (1908), 25.

Die Verwertung aller drei dalmatischen Ortsnamen verdanken wir selbstverständlich demjenigen Dichter, der die Niederkunft der Königin überhaupt in das dalmatische Ungarn gelegt hat. Die von seinem Gedichte ausgegangene poetische Weiterentwicklung hat sich dann in zwei Überlieferungsäste gespalten. Der eine hat von den dalmatischen Merkmalen blofs den *Primorje*-Mann bewahrt. Diesen Ast repräsentiert der Macaire, dessen Dichter natürlich keine Ahnung von dem ursprünglichen Sinn des überkommenen Namens *Primeran* mehr hatte, sondern ihn als „Erster" verstand. Der andere Ast hat gerade diese Versteinerung eingebüfst, die übrigen Merkmale unverstanden bewahrt, aber nicht sauber auseinandergehalten. Diesen Ast vertritt vielleicht die Chanson, deren bisher gefundene Bruchstücke zwar jene Einbufse, nicht jedoch diese Bewahrung verbürgen. Und ich will dadurch, dafs ich das Folgende der Einfachheit zuliebe so formuliere, als ob sich die Chanson in zwei Redaktionen weitergespalten hatte, der Entscheidung nicht vorgreifen. Die eine Redaktion, vertreten durch die deutsche Prosa, hatte dann kritiklos die vorgefundenen unklaren Merkmale weitergeschleppt; die andere, vertreten durch die spanische und die französische Prosa, hatte Klarheit geschafft, sich für einen der Namen entschieden und ihn an die Stelle auch der andern gesetzt. Auf diese Weise umgingen wir die Annahme, dafs die Vereinheitlichung zweimal, und beide Male mit demselben Ergebnis, durchgeführt worden, was aber keineswegs undenkbar ist, da beide Male derjenige Name sich durchgesetzt haben könnte, der als erster begegnete.

Die Schreibungen *gryman* und *Grym meys* betrachte ich als verderbt aus einer französischen Form **grimeiſe*[1], die nur in der ersten Silbe erheblich von *vrmeſa* abweicht. Und diese Abweichung läfst sich mit Hilfe zweier tatsächlich vorliegender Variationen des Namens *Grbalj* erklären. Letzterer ist einerseits auf einer Kriegsschauplatzskizze im Hamburger Fremdenblatt Freitag, 14. Januar 1916, Morgenausg. Nr. 13A, S. 2 geschrieben: *Verblje*, andererseits nach Anton Mayer, a. a. O. 199 latinisiert zu *Gripuli*. Machen wir sowohl von dem Schwanken zwischen *g*- und *v*- wie von der Wiedergabe des -*ṛ*- durch -*ri*- Gebrauch, so decken sich also auch die ersten Silben von **grimeiſe* und *vrmeſa*.

Den Namen *Vrmac* mufs, gleich von Anfang an in zwiefacher romanisierter Schreibung, ein Dichter in die Fabel hineingebracht haben, der ihn in Dalmatien selber gehört hat, aber freilich nicht als den Namen einer Stadt; denn der Vrmac, den Kohl, a. a. O. 258f. nicht nennt, aber beschreibt, ist, wie mich Anton Mayer von Cattaro aus belehrt, ein 500—700 m hoher Bergzug, der Cattaro den Ausblick auf die offene See versperrt, und ist meines Wissens nie eine

[1] Der Name erinnert an *Grimiure, die burc sô wunnesam*, Wolfdietrich Dv, 27, die man sich laut Jänicke, Einleitung S. XXXV im griechischen Reiche oder etwa in Ungarn denken mufs, und die zwar ebenfalls sehr gastlich ist, in deren Nähe aber ebenfalls zwölf Räuber hausen.

Stadt gewesen. Das war allerdings zu der für uns in Betracht kommenden Zeit auch Grbalj schon lange nicht mehr; wenn aber heute, wie Anton Mayer, a. a. O. 198f. sagt, im Orte eine dunkle Erinnerung an eine daselbst gelegene griechische Stadt noch wach ist, so kann der mittelalterliche Poet sich diese Erinnerung zunutze gemacht und den Fortbestand der Stadt bis in die nebelhafte Zeit der verleumdeten Königin von Frankreich ausgedehnt haben.

In welchem pragmatischen Zusammenhange der Vrmac ursprünglich in dem Gedichte vorkam, ist nicht sicher zu erraten. Aber da die Stadt das erste Mal, das sie genannt ist, auch in der deutschen Prosa — wenngleich erheblich anders geschrieben als in der spanischen und französischen — den Gebirgsnamen trägt, so glaube ich, dafs der Vrmac im Gange der Handlung vor Grbalj auftrat, dafs der Dichter die Königin irgendwo am Fufse des Vrmac hat landen und erst von da nach Grbalj hat ziehen lassen, sich aber so ausgedrückt hat, dafs Ortsunkundige den Gebirgsnamen als Stadtnamen mifsverstehen konnten.

Noch in der jüngsten gemeinsamen Grundlage der spanischen, französischen und deutschen Prosa mufs der Vrmac sowohl mit *vr-* wie mit *gri-* geschrieben vorgekommen sein. War er in ihr an der Spitzenstelle mit *gri-* geschrieben, so hat hier die der spanischen und französischen Prosa gemeinsame Grundlage oder haben die Grundlagen dieser beiden unabhängig voneinander das *gri-* durch das *vr-* einer hinteren Textstelle ersetzt. War er an der Spitzenstelle mit *vr-* geschrieben, so hat hier die der deutschen Prosa zu Grunde liegende Redaktion das *vr-* durch das *gri-* einer hinteren Textstelle ersetzt.

Weniger wahrscheinlich ist, dafs die Doppelheit *vr-* und *gri-* an der Spitzenstelle gradlinig auf den Dichter selbst zurückgeht, d. h. dafs der Dichter in Zweifel, welche von beiden Schreibungen die bessere sei, an der Spitzenstelle einstweilen beide, etwa übereinander, gesetzt hatte.

FR. BURG.

---

3. Zum Fragment des altfranz. Prosaromans in der Hs. Grenoble 866.

Das Bruchstück eines altfranz. Prosaromans der Hs. Grenoble 866 hat bereits mehrfach die Forscher beschäftigt. Die Erwähnung des merkwürdigen Boots aus Silber, mit einem goldenen Mast und weifsem Segel, gab Anlafs, an ein Stück aus einem Tristanprosaroman zu denken (Löseth und Vinaver). Doch findet sich nirgends die Erwähnung des grofsen roten Kreuzes inmitten des weifsen Segels. F. C. Johnson, Mod. Language Review XXII (1927), 322ff. hat in dankenswerter Weise das ganze Stück endlich zum Abdruck gebracht und äufsert mit Recht seine Bedenken ob einer Zuweisung

zum Kreis der Tristanromane: „There is perhaps a certain similarity here with the episode of the white sail, which was to indicate the arrival of Iseut la Blonde in Brittany, when summoned by Tristan in his last extremity. But the general tone of the fragment seems to be far more in accordance with the Arthurian legend proper than with the Tristan story.“ In der Tat ist die Identifizierung mit Hilfe von H. Oskar Sommers Index zu seiner grofsen Ausgabe der Vulgate Version of the Arthurian Romances, Washington 1916, ohne weiteres möglich. Denn der merkwürdige menestrier im Boot nennt sich Tot en Tot, ist also der Versucher des Königs Mordrain auf dem Fels im Meer. Demnach ist unser Fragment nichts weiter als der Abschnitt aus der Estoire del Saint Graal = ed. H. O. Sommer, vol. I (1909), p. 93, 11—94, 35. Bei dieser Gelegenheit ergibt sich aufs neue, dafs Sommers Edition nicht ausreicht, denn eine Vergleichung der beiden Texte zeigt, wie sehr selbst dies unscheinbare Fragment den Text Sommers in gar vielen Einzelheiten überragt.

A. Hilka.

BESPRECHUNGEN.

Alfred Schmitt, *Untersuchungen zur allgemeinen Akzentlehre*, mit einer Anwendung auf den Akzent des Griechischen und Lateinischen. Gedruckt mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. Heidelberg, Winter, 1924. XV u. 209 S.

Diese Akzentlehre gehört zu den Büchern, die der Romanist nicht entbehren kann, obgleich sie die romanischen Sprachen nur in zweiter Linie berücksichtigt und ganz besonders fruchtbar für die slawischen Sprachen ist — sie legt Karl H. Meyers wichtige Studie „Slavische und indogermanische Intonation“[1] zugrunde — aber das Ergebnis ist von allgemeiner und nicht mehr zu übersehender Wichtigkeit. Schmitt beginnt mit einer Voruntersuchung über der den Begriff „Akzent“, scheidet sorgfältig von vier nachweisbaren Bedeutungen des Wortes *Akzent* drei aus („Sprechweise“ oder „Aussprache“, „Intonation“, „Akzentuierung“) und behält für das Wort nur die letzte: Hervorhebung einer Silbe im Verhältnis zu anderen. Der Akzent ist der jedesmalige Akzentuierungsgipfel (S. 24). Für die Verdeutlichung der Sache ist es ungemein wichtig, die Bezeichnungen reinlich zu scheiden. Die Häufung verschiedener Bedeutungen auf einen und denselben Terminus Technicus ist denkbarst ungünstig, und besonders in diesem Fall setzt die genauere Durchforschung des Verhältnisses von Intonation und Akzent voraus, daſs die Ausdrücke klar umschriebenen Begriffsinhalt haben und endlich nicht mehr wechselweise gebraucht werden.

Dann geht Schmitt an die Untersuchung des „Silbendrucks“. Das wichtige Ergebnis ist, daſs mit der alten Unterscheidung Musikalischer Akzent oder Intensitäts-Akzent endgültig aufgeräumt wird. Die Erkenntnis war schon lange unterwegs, daſs es keinen rein musikalischen Akzent gäbe, daſs vielmehr immer irgend ein Intensitäts-Akzent mitspielt. Das ist physiologisch begründet. In meiner „Lautbildungskunde“[2] hatte ich das dahin skizziert, daſs vom Standpunkt des Sprechers aus, als Bewegungsvorgang, nur von einem Hervorhebungsmittel zu sprechen sei — von dem Druck. Aber die verschiedenen physiologischen Vorgänge bei der Druckvergröſserung verursachen eigenartige Veränderungen der Druckwirkung, so daſs vom Standpunkt des Hörers, als Empfindungsvorgang, von verschiedenen akustischen Ergebnissen (auch Dauer) der lebhafteren Ausatmungsbewegung gesprochen werden kann. Schmitt hat nun hier erfreulich weiter gearbeitet und darauf hingewiesen, daſs die Stärke

[1] Slavica, hrsg. v. H. Murko, Nr. 2, Heidelberg 1920.
[2] Teubners Philolog. Studienbücher 1922, S. 95 ff.

des Atemdruckes vom Hörer empfunden werde, auch wenn sie sich nicht in Lautheit umsetzt, da er ja die Spannungen der sprechenden Organe innerlich nachbildet (S. 38 ff.). Ist es also unmöglich, „musikalische“ und „akzentuierende“ Sprachen einander engegenzusetzen, so ist noch viel weniger die „Dauer“ als solche von den beiden anderen zu trennen. An Stelle des abgetanen Einteilungsgrundsatzes tritt ein neuer: Stark zentralisierender Akzent oder schwach zentralisierender Akzent. Das ist natürlich kein Gegensatz, sondern eine Reihe von unendlich vielen Abstufungen, was dem Wesen der Sprachgemeinschaften auch viel besser entspricht. Ich freue mich, auch hier die Fortsetzung des von mir in meiner Arbeit „Der innere Zusammenhang in der Entwicklung der romanischen Sprachen“[1] Begonnenen zu sehen. Ich habe dort den ersten Versuch gemacht, die romanischen Sprachen nach der Stärke des expiratorischen Druckes als des Ungleichmachers der Silben zu beschreiben, d. h. die jeweilige Druckstärke zum Einteilungsgrundsatz zu machen und als Ursache der hauptsächlichen Veränderungen darzustellen (S. 120 ff.). Bei einer zielbewufsten Weiterarbeit auf diesem Wege mufs auch die Frage der Diphthongierung zur Klärung kommen.[2] Bei Schmitt finden sich nur erst verstreute Ansätze. Hingewiesen sei aber auf die Beobachtung, dafs „die Intonation eines Wortes, das einsilbig ausgesprochen wird, dennoch der Akzentuation bei zweisilbiger Aussprache gleicht“, z. B. engl. *tail* (= ags. *taegel*) u. a., wo die „einsilbige“ Form die Alleinherrschaft erlangt hat (S. 27). Man könnte dazu z. B. franz. *femme* [fa. m] stellen, das zweisilbigen Wert hat. Der Unterschied zwischen beiden Beispielen besteht nur darin, dafs bei *tail* die frühere Zweisilbigkeit aus der Lautreihe Öffner — Öffner bestand, die unter einem Akzentgipfel zu einem Zweilaut zusammenfliefsen, während bei [fa. m] die Lautreihe Öffner — Schliefser vorliegt, die ebenfalls nicht zu wirklicher Einsilbigkeit führte.

Richtig ist natürlich auch die Bemerkung, dafs nicht in jeder sprachlichen Äufserung der Heraushebungsdruck neu schöpferisch wirkt, sondern dafs der Rhythmus als erhaltende und überliefernde Macht dazu kommt. Indessen würde man hier gern manches anders ausgedrückt sehen. So z. B. stört der Ausdruck „zufällig“ bei der Festlegung des Akzents auf der Silbe, wo wir ihn heut gewohnheitsmäfsig finden (S. 32 und 124). Es wird wohl besser sein, zu sagen, dafs uns die Gründe hierfür unbekannt sind. S. 74 wird bestritten, dafs „der expiratorische Akzent Silbenreduktion und Silbenschwund zur Folge hatte“, weil diese Erscheinung im Tschechischen nicht eintrete. Das beweist natürlich gar nichts. Der Heraushebungsdruck mufs nur eben eine beträchtliche Stärke haben, und die Vernachlässigungsneigung mufs eine gewisse Höhe erreichen. Das hängt von der Eigenart der Lautungsgepflogenheiten ab, die ja in jeder einzelnen Sprache von mannigfachster Art und Zusammensetzung sind. Vgl. das Spanische mit viel geringerem Silbenschwund als das Französische[3] usw. S. 87 meint Schmitt, das prosthetische *e* wäre bei der Übernahme durch Anderssprachige eingeführt worden. Die Entwicklung des Schallgipfels im *s* zu einem vollen Vokal läfst sich lautphysiologisch erklären und ist z. B. in Italien selbst kaum auf den Einflufs

[1] Beih. z. Zeitschr. f. rom. Philol. 27 „Prinzipienfragen der romanischen Sprachwissenschaft“, II.

[2] Vgl. „Innerer Zusammenhang“, passim, „Lautbildungskunde“ S. 103 ff.

[3] Vgl. „Innerer Zusammenhang“, passim.

Anderssprachiger zurückzuführen. Umgekehrt übernehmen die Germanen die lateinischen Wörter mit *s* impurum, ohne das prosthetische *e* zu entwickeln; Ebenso bringen alle romanischen Sprachen gelehrte Wörter auch bei frühester volkstümlicher Verbreitung ohne es. S. 37. „Bei Nichtakzentsilben lassen Stimmbänder nach usw., und es entsteht ein nicht deutlich ausgeprägter Laut". Das paſst natürlich nicht auf alle romanischen Sprachen, darf also in dieser Allgemeinheit nicht vorgetragen werden. Es paſst nur bei Sprachen mit ziemlich stark zentralisierendem Akzent.

Schmitt verzeichnet im Mecklenburgischen als bemerkenswerte rhythmische Verschiebungen: Dornrṓschen, Perlmútter, Groſshérzog. Genau so im Wienerischen, wo Gróſsherzog fremd klingt, Erzhérzog [ĕr'tsertsòk] das heimische Wort war, ebenso Rohseide, Schönbrúnn u. a.

Lesenswert ist die Auseinandersetzung mit dem Lateinischen, besonders das über das Jambenkürzungsgesetz Gesagte (S. 198 ff.).

Elise Richter.

Menéndez Pidal, R., *Orígines del Español.* Estado lingüístico de la península ibérica hasta el siglo XI. Revista de Filología Española; Anejo I. Madrid 1926. XII, 579 S.

Nach dem *Manual* und nach der sprachlichen Untersuchung des *Cid* legt hier der Meister der spanischen Linguistik und Philologie ein drittes groſsangelegtes Werk vor, dessen Bedeutung ganz auſsergewöhnlich ist. In den ersten zwei Büchern hatte der Verf. auf Grund bekannter Tatsachen ein klares Bild der Entwicklung des Spanischen geschaffen, zurückgreifend bis ins 12. Jh. Daneben hat er in jahrzehntelanger geduldiger Forscherarbeit sich bemüht, unsere Information nach rückwärts zu erweitern und aus dem Gestein, das kein anderer noch zu durchwühlen gewagt hatte, Stück um Stück zusammenzutragen. So ist es ihm gelungen, in ganz ungeahnter Weise Licht zu schaffen in der ältesten Geschichte des Iberoromanischen. Die Ergebnisse dieser jahrzehntelang vorbereiteten Arbeit schenkt er uns in dem eingangs genannten Buch. Durch dieses wird das Spanische mit einem Schlag zu der romanischen Sprache, deren älteste Entwicklung am klarsten sich vor uns abzeichnet.

Das Buch zerfällt in vier Hauptteile: Textos; Gramática; Regiones y Épocas; Conclusiones.

Die Textos bieten eine Auswahl aus einer groſsen Sammlung notarieller Texte, die sich durch halbromanische Formen auszeichnen, sowie eine Ausgabe von zwei Glossensammlungen, den zum erstenmal herausgegebenen Glosas Emilianenses (aus dem Kloster San Millán) und den Glosas Silenses (worüber hier, Bd. 19). Diese Texte bilden die Grundlage der Diskussion.

Die Gramática beginnt mit einem Kapitel über die Graphie, d. h. über die lautliche Interpretation der einzelnen Schriftzeichen. Wir sehen hier einerseits sehr starke Schwankungen und Unkonsequenzen — begreiflich bei einer Vulgärsprache, die erst schüchtern beginnt, in lat. Dokumenten Eingang zu fordern; anderseits aber nach und nach gewisse Schreibungen sich langsam durchsetzen, wie *ll* für *ł*, weil eben lat. *ll* zu *ł* geworden war. Das ergebnisreichste Kapitel ist naturgemäſs die Lautlehre, welche in 250 Seiten alle wichtigen phonetischen Erscheinungen durchgeht. Weniger entwickelt sind

Morphologie, Syntax und Lexikologie, wie denn natürlicherweise die Ausbeute derartiger Quellen nach diesen Richtungen weniger ergiebig ist.

In Regiones y Épocas werden die Ergebnisse dieser Untersuchungen in Beziehung gesetzt zur politischen und kulturellen Entwicklungsgeschichte der Halbinsel. — Die Conclusiones endlich gruppieren eine Reihe von Erkenntnissen und Einblicken, die sich aus dem Vorhergehenden ergeben.

Aus diesen feingliedrigen Untersuchungen ergibt sich als wichtigstes Resultat, dafs das Mozarabische mit dem Aragonesischen und Katalanischen im Osten und mit dem Leonesischen und Galizischen im Westen weitgehende Übereinstimmung zeigte, dafs also eine gewisse peninsulare Einheit im früheren Mittelalter bestanden hat. Diese Einheitlichkeit war noch verstärkt durch den regen Verkehr zwischen Süden und Norden, zwischen den Mozarabern und den christlichen Reichen, besonders Asturien und León. Im Osten des asturisch-leonesischen Reiches wird die Grenze gegen die Mauren in ältester Zeit geschirmt durch eine kleine Mark, die wegen ihrer exponierten Lage voller Burgen und Bergfesten steht. Dieser abgelegene Bergwinkel heifst daher *Castella* (> *Castilla*). Ende des 9. und Anfang des 10. Jahrhunderts machten sich die Grafen von Castilien daran, die ihrem Lande südlich vorgelagerte Ebene zu kolonisieren; so bevölkerten sie Orte wie Burgos und dehnten Namen und Macht ihres Vasallenstaates immer mehr aus. Im 11. Jh. wurde Castilien ein selbständiges Königreich und zugleich die bedeutendste Christenmacht auf der Halbinsel. Im weiteren Verlauf der Reconquista spielte es die Rolle einer Vormacht; seine Könige zogen in Toledo, in Cordoba, in Sevilla an. Mit diesem Vordringen Castiliens wird zugleich auch die alte sprachliche Einheit der Halbinsel zerschnitten. Jener kleine Bergwinkel hatte nämlich seine ganz eigenen sprachlichen Züge ausgebildet und trug diese nun nach Süden vor. So dringt das Kastilische wie ein Keil durch die ganze Halbinsel hinunter; es wird zur Reichssprache und drängt die andern Idiome zur Seite. So wichtige Erscheinungen wie die Diphthongierung von lt. *ŏ* und *ĕ* in offener und geschlossener Silbe, wie der Wandel von *-ct-* > *-ch-*, von *f-* > *h-* waren zuerst auf das kleine Bergland *Castilla* beschränkt und haben erst durch dessen Siegeslauf die Bedeutung und Ausbreitung gewonnen, die ihnen heute zukommt. So erhält das Bild von der sprachlichen Entwicklung der Pyrenäenhalbinsel erst wirklich Leben uud Farbe.

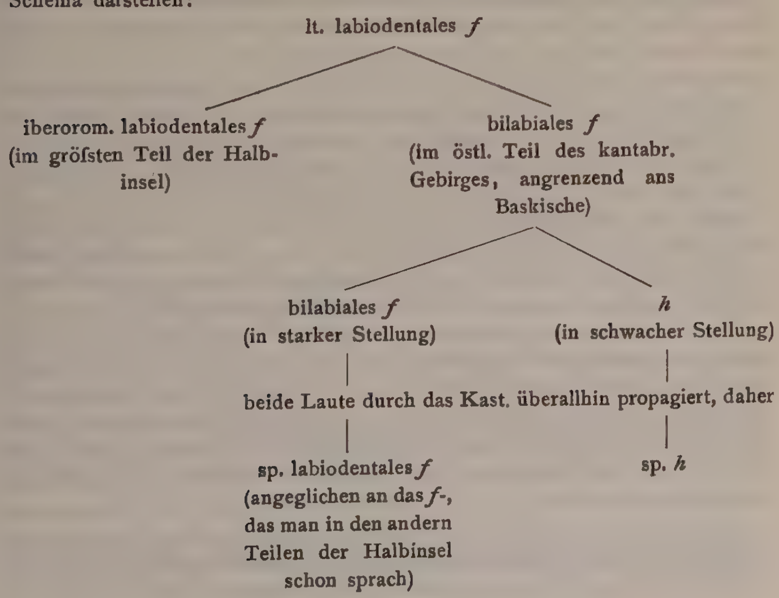
Eine Übersicht über den Inhalt des so reichen Buches würde den einer Besprechung zugemessenen Rahmen sprengen. Darum möchte ich mit allem Nachdruck den Romanisten, nicht etwa nur den Hispanologen, das Studium des Bandes angelegentlichst empfehlen. Es finden sich darin so viel methodisch wichtige Gedanken, so vieles, das Bedeutung hat auch für die Geschichte der andern romanischen Sprachen. Ein ähnliches Werk auch für andere Länder zu erhalten, wäre von gröfster Wichtigkeit. Unser Blick ist in den letzten zwanzig Jahren etwas stark von den modernen Dialekten gefesselt worden; von der Diskussion der modernen Zustände haben wir vielleicht zu einseitig die Lösung der entwicklungsgeschichtlichen Fragen erhofft. Es wäre zu wünschen, dafs das bahnbrechende Buch Menéndez Pidals jüngere Romanisten zu ähnlichen Studien, besonders für Südfrankreich und für Nordfrankreich anregte.

Auch die allgemeine Sprachwissenschaft wird, besonders im Schlufskapitel, manchen Gedanken finden, der ihr neue Ausblicke eröffnet. Ich verweise z. B.

auf das, was der Verf. sagt über das Wesen der Lautgesetze und die Art, wie lautliche Veränderungen sich durchsetzen.

Im folgenden möchte ich noch durch einige Einzelbemerkungen meine Dankbarkeit für das viele Empfangene bekunden:

S. 219—240 behandelt Menéndez Pidal die Frage des anlautenden *f*. Die Fülle der von ihm beigebrachten Dokumente und Belege (wir haben *h*- in Ortsnamen schon im 11. Jh.) erweist, glaube ich, definitiv den iberischen Ursprung dieses Lautwandels. Er erscheint zuerst nur im ältesten Castilien, in der Berggegend nördl. Burgos, die unmittelbar ans Baskische angrenzte. Als dieser kleine Gebirgsstaat später die Vormachtstellung errang, trug er mit den andern auch diese sprachliche Eigenheit in die übrigen Teile des Landes. *F*- > *h*- war also ursprünglich ein bloſs ostkantabrischer Lautwandel, beschränkt auf die dem Baskischen benachbarten Gebiete, und hat sich erst später weiterhin ausgedehnt. Diese Auffassung erklärt auch, warum nicht nur das Pg. und Kat., sondern auch das Westastur., das Westleon., das Hocharag. *f*- erhalten haben. Die sprachliche Expansion Castiliens tendierte eben vor allem nach dem Süden. Die Wörter, welche sich dem Lautgesetz entzogen haben (*fuelle*, *fuerte*, *fuente*, *fuego*, *fiero*, *fué* usw., *feo*, *fondo*, *faltar*, *fe*), will der Verf. durch die Fluktuationen erklären, die beim allmählichen Durchdringen des Kastilischen entstanden. Diese Erklärung hat sicher ihre Berechtigung, aber sie verlangt noch eine Ergänzung, da sie nicht sagt, warum sich unter diesen Ausnahmen eine so auffallend groſse Zahl von *f* gefolgt von Diphthong finden. Ich glaube jedoch, daſs eine Kombination mit der lautphysiologischen Erklärung, die ich hier Bd. 42, S. 375 ff. skizziert habe, das Richtige trifft. Ich möchte nicht den ganzen dort dargelegten Gedankengang wiederholen, sondern nur die Kombination der beiden Gedanken durch folgendes Schema darstellen:



Eines der interessantesten Kapitel ist den Lautgruppen *mb*, *nd* und *nt* gewidmet, die in verschiedener geographischer Ausdehnung zu *m*, *n*, *nd* werden (S. 295—305). Die Verbreitung findet sich skizziert in einem Kärtchen; sie umfaſst Katalonien, Aragon, einen Teil von Alt-Kastilien, sowie nördlich der Pyrenäen die Gaskogne. Bekanntlich begegnen wir der gleichen Modifizierung der drei Lautgruppen in Zentral- und Unteritalien, wo sie seit jeher zurückgeführt wurde auf antike Verhältnisse (osk. *upsannam* für lt. *operandam* usw.). Diese Erklärung der süditalienischen Lautverhältnisse durch oskischen Einschlag überträgt nun der Verfasser in einer glänzend aufgebauten Theorie auf die entsprechenden Erscheinungen südlich und nördlich der Pyrenäen. Ungefähr in der Mitte dieser Zone liegt die Stadt *Huesca* (< *Osca*), in welcher der Osker Sertorius Schulen für die Erziehung der spanischen Jugend in römischer Bildung begründete. Menéndez Pidal glaubt daher in diesem kulturellen Einfluſs des Sertorius und seiner Umgebung, in ihren oskischen Aussprachegewohnheiten den Ausgangspunkt sehen zu müssen für die fragliche Gruppe von Lautverschiebungen. Dieser bestechenden Erklärung gegenüber bleiben nun allerdings eine Reihe von Bedenken bestehen. Vor allem berechtigt uns auſser dem auffallenden Anklang des Namens nichts, anzunehmen, daſs *Huesca* wirklich eine oskische Gründung sei. Auf Inschriften erscheint neben *Osca* häufig *Oscua*, und als Name der Einwohner *Oscuenses*, was kaum bei lt., wohl aber bei iber. Namen verständlich ist. Ferner war die Wirksamkeit des Sertorius doch von so kurzer Dauer, daſs es als fraglich erscheint, ob sie einen so nachhaltigen sprachlichen Einfluſs habe ausüben können. Auch müſste, da auf einem Teil des fraglichen Gebietes *nn* > *ñ* wird, untersucht werden, warum das aus *nd* entstandene *nn* diesem Gesetz entgeht. Dazu kommt, daſs Menéndez Pidal selber darauf hinweist, daſs die gleichen Erscheinungen auch in der Pikardie[1], in der Champagne, in einzelnen rät. Mundarten sich findet. Wir können hinzufügen, daſs auch auſserromanische Sprachen sie kennen, wie z. B. das Deutsche (*dumm* < *tumb*, *trommel* < *trumba* usw.). Der Grund zu dieser weiten Verbreitung, bald sporadisch, bald auf kompaktem Gebiet, liegt im Lautphysiologischen: nach den Nasalen klingen die homorganen Verschluſslaute besonders schwach, jedenfalls bei gleicher Sprechenergie schwächer als zwischen Vokalen; vgl. hierüber Bremer, Deutsche Phonetik S. 61. Das schlieſst nicht aus, daſs, wo auf weitem Gebiet sich diese Tendenz durchsetzt, der Wandel weit zurückliegen kann, wie in Süditalien, noch daſs sie durch irgend einen ethnischen Einfluſs verstärkt werden kann. Und ein solcher Einfluſs konnte im vorliegenden Fall von den Iberern der Pyrenäen, von den Basken herkommen, die z. B. nach *n* alle Verschluſslaute abschwächen, also *-nt-* zu *-nd-* werden lassen und *-nk-* zu *-ng-*. Diese beiden Lautgewohnheiten liegen in der gleichen allgemeinen Tendenz wie *mb* > *m* und *nd* > *n* (vgl. auch umbr. *ander* „inter", *juenga* „juvenca"). Es scheint mir also näherliegend, die Erklärung für diese Lautverschiebungen in der lautphysiologischen Eigenart der Konsonantengruppen *mb*, *nd*, *nt* zu suchen, in Verbindung mit einer vom einheimischen iberischen Idiom herkommenden Prädisposition der Eingebornen.

---

[1] S. 293, Anm. 2 zieht der Verf. mit Unrecht auch wallon. *tumé*, *tümé* heran. Es ist darin nicht ein Vertreter von frz. *tomber* zu sehen, sondern ein Abkömmling von afrz. *tumer* „renverser" < ahd. *tumon*.

Im Kapitel über die lexikologischen Erscheinungen stehen zwei interessante Skizzen über die Benennungen des Wiesels und die Ausdrücke für „Hügel" im Iberorom. Im übrigen ist dieser aber vielleicht der dürftigste Abschnitt des Buches. Menéndez Pidal hegt eine begreifliche Zurückhaltung gegenüber der Methode, fehlende Angaben über ältere Perioden der Sprache durch solche über die modernen mundartlichen Verhältnisse zu ersetzen. Diese Vorsicht ist auf der Halbinsel doppelt am Platz, wo weite Gebiete relativ spät neu romanisiert wurden. Und doch wäre ein eingehender Vergleich zwischen den Mundarten wenigstens des Nordens sehr willkommen gewesen. Denn bei einer Abgrenzung der Charakterzüge einer Sprache darf heute eine Studie über das Vokabular nicht mehr fehlen. Wer einmal das grofse Thema der Differenzierung der rom. Sprachen in Angriff nehmen wird, der mufs sich in allererster Linie an das Vokabular halten, und hier wird er in grofser Zahl Scheidungen finden, die weit ins Lt. hinaufreichen und bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben. Da Menéndez Pidal die Fragen des Vokabulars nur flüchtig streift, kann auch keine Diskussion entstehen zwischen ihm und Griera, der sich in seinem Aufsatz Afro-romànic o ibero-romànic fast nur auf lexikalische Tatsachen stützt. — Ebenso auffallend ist übrigens, dafs vom Galizisch-Portugiesischen und vom Katalanischen recht wenig die Rede ist in einem Buche, das für die ganze Halbinsel Bedeutung haben will und auch hat.

Wir sehen, dafs der Fragen auch nach dem Erscheinen eines so hervorragenden Werkes noch genug sind, ja dafs es eine Reihe von neuen stellt. Daher hoffen wir, dafs die neugebahnten Wege recht bald andere auch benutzen werden und dafs die hispano-linguistischen Studien von diesem sichern Markstein aus die Lösung so vieler alter und neuer Rätsel erneut in Angriff nehmen werden.

W. v. Wartburg.

Primitiae linguae vasconum, Einführung ins Baskische von H. Schuchardt, Ehrenmitglied der Akademie der baskischen Sprache zu Bilbao. (Halle 1923).

Die Hilfsmittel zur Erlernung der baskischen Sprache, die bisher im Baskenlande selbst und aufserhalb erschienen waren, verfolgten einen doppelten Zweck. Weitaus in der Mehrzahl der Fälle handelte es sich um Werke, die das Bestreben hatten, dem interessierten Basken seine Sprache näher zu bringen, seine Kenntnisse der Muttersprache zu vertiefen. Dafs die wenigen Grammatiken, die für Fremde, des Baskischen ganz unkundige, bestimmt waren, methodisch ganz anders angelegt werden mufsten, als die eben erwähnten, liegt auf der Hand, doch ist das kaum der Fall gewesen. Fast überall findet man die gleiche Häufung von neuen Tatsachen, die ermüdende Aufzählung von Deklinationsklassen und Suffixen und besonders die Vorliebe für möglichst vollständige Paradigmen der Flexionsklassen und Verbalsysteme, die das Volk oft kaum noch gebrauchte, z. T. nicht einmal mehr verstand. Hierin wirkten noch vielfach unbewufst die Theorien und Gedankengänge des mystisch-phantastischen Astarloa nach, der die „perfección" einer Sprache an der Kompliziertheit und Mannigfaltigkeit der Verbalflexion mafs. Von allen diesen Grammatiken und „tratados" sagt Schuchardt einmal scherzend, dafs sie auf ihn wirkten „wie Festungen mit Schiefsscharten und Zugbrücken, die nicht sowohl zu fröhlichem

Einzug, als zu langwieriger Belagerung einladen". Wir können es daher dem Altmeister der Sprachwissenschaft und der Baskologie im besonderen, Hugo Schuchardt, dem allein das *euskera* in sprachwissenschaftlicher Hinsicht mehr verdankt, als allen anderen Baskologen zusammen genommen, nicht genug danken, dafs er die noch jüngst ausgesprochenen Bedenken bezüglich seiner pädagogischen Fähigkeit hintangestellt und sich entschlossen hat, den schon lange vorliegenden Entwurf der „Prim." auszuführen und herauszugeben.

Das hier angewandte Prinzip ist nun ganz verschieden von dem der vorhin erwähnten Grammatiken, da diese Anleitung in erster Linie bestimmt ist für den Ausländer, der sich als Sprachforscher mit dem Baskischen befassen will und es nicht auf den mündlichen Gebrauch abgesehen hat. Schuchardt bietet das Gleichnis vom verlorenen Sohn in Leizar̃agas Übersetzung des N. T. von 1571, also einem archaischen Text, der zwar vom heutigen Volke schwerlich verstanden wird, dafür aber einen gröfseren Reichtum an Verbalformen aufweist als die jetzigen Mundarten. Allmählich vom leichten zum schwereren fortschreitend gibt der Verfasser die grammatikalische und etymologische Erklärung aller vorkommenden Wörter, zunächst der einzelnen Bestandteile und Suffixe, sodann der Wörter als Ganzes und schliefslich des syntaktischen Gefüges, „wie eine Kette immer enger werdender Ringe", mit häufigen Ausblicken auf die Etymologieen und die grofsen Zusammenhänge.

Die Hauptschwierigkeit der bask. Sprache bildet die ungeheure und scheinbar unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Zeitwortes. Sicherlich hat dieser Umstand manchen von dem Studium des *euskera* abgeschreckt, besonders weil man früher meist auf die erste allgemein bekannt gewordene Grammatik Lar̃amendis (von 1729) angewiesen war, die den stolzen, so oft belächelten Titel führt „El imposible vencido". Lar̃amendi schwelgt förmlich in Konjugationsklassen, die er nach lat.-romanischem Vorbilde rein formell aufstellt und beschreibt, und die infolge der Verworrenheit der Darstellung auf den Anfänger wirken müssen wie ein „Schreckgespenst". „Nur müssen wir es uns bei Tageslicht besehen", fügt Schuchardt hinzu. Auch wer den Eifer und die Energie besessen hat, sich hier durchzuarbeiten, wird bezweifeln, dafs dieses Werk Anrecht hat auf den stolzen Titel, den es trägt. Viel eher dürfte Schuchardts „Prim." Anspruch darauf machen. Es ist nämlich erstaunlich zu sehen, mit welch wunderbarer Klarheit und Übersichtlichkeit Schuchardt die Grundzüge des bask. Zeitwortes an Hand der vorkommenden Formen darzulegen weifs. Er geht aus von den einfachsten, die er, soweit möglich, etymologisch zerlegt und deutet und auf die er die übrigen kompliziert erscheinenden Formen mittels kleiner Stammbäume zurückführt, so dafs man sich nach und nach von selbst hineinfindet in den merkwürdigen Aufbau der Verbalflexion, deren Erlernung nach den üblichen Methoden, d. h. paradigmenweise, so überaus beschwerlich wäre. Dem Verfasser ist es hauptsächlich darum zu tun, den ursprünglichen Passivismus des bask. Transitivs zur Anschauung zu bringen. Es ist das um so mehr zu begrüfsen, als seine grundlegenden Abhandlungen über diese Frage (also besonders Baskische Studien I, „Über die Entstehung der Bezugsformen des baskischen Zeitworts", Wien 1893) einerseits längst vergriffen, andererseits infolge der Fülle der darin erörterten und gestreiften Probleme und der Knappheit und Gedrängtheit der Darstellung selbst dem Eingeweihten und gutem Kenner der Sprache nur schwer verständlich sind.

Freilich wird der Nutzen dieser neuen Methode sich erst dann voll auswirken können, wenn eine spanische Übersetzung, die hoffentlich nicht allzulange auf sich warten läſst, diese Einführung dem Lande zugänglich macht, in dem man immer noch hartnäckig an dem doch so offenkundigen Passivismus zweifelt, nämlich dem Baskenlande selbst. Denn in Spanien gilt noch der Satz „germanica non leguntur".

Das zweite charakteristische Merkmal der bask. Sprache bildet ihre Vorliebe für Suffixe. Die Besprechung der Suffixe nimmt daher in den „Prim." einen breiten Raum ein. Auch hier müssen wir wieder bewundern, mit welch vollendeter Meisterschaft der Verfasser die Suffixe hinsichtlich ihres Ursprunges und ihres verschiedenartigen Gebrauches in knappen Worten, dabei klar und erschöpfend kennzeichnet. Das gilt besonders von dem allgemein unterordnenden *-n* (10, 17), dem adjektivischen *-ko* (17, 55), dem adverbialen *-ik* (11, 26), dessen Gebrauch hauptsächlich eine vierfache Abtönung aufweist und von der Zergliederung der drei Demonstrativa (4, 7). Hochinteressant sind einige etymologische Deutungen, die, wie es scheint, zum ersten Male aufgestellt werden, so die Erklärung des Suffixes *-kin* aus **kide-n* (17, 57), des Zeitwortes *i·rio·n* „verschwendet" als Faktitiv von *i·oa·n* „gegangen" (15, 33) und der Verbalform *iguk* (8, 13), in der man lange nach dem Radikal gesucht hatte. Schuchardt denkt an eine völlige Unterdrückung des Stammes, so daſs wir es lediglich mit pronominalen Elementen zu tun hätten. Unter *bai·naiz* (21, 85) und *ba·da* (25, 101) legt er den gemeinsamen Ursprung der Präfixe aus *bai* 'ja' dar: hier hat lautlich eine Abschwächung von *bai* zu *ba-* stattgefunden, begrifflich eine Verstärkung des bejahenden Sinnes der nackten Flexion (also *bada* 'ja er ist', 'er ist gewiſs'), dort ist die Bedeutung kausal gewandt (*baita* 'ja er ist', 'er ist ja', 'denn er ist' usw.), lautlich hat sich das *i* von *bai* zu einem Halbvokal kondensiert, so daſs sogar eine nachfolgende Media verhärtet wird (daher *baita* aus **bai̯·da*). Von einem Präfix *bait-* kann also keine Rede mehr sein. Sehr einleuchtend ist die Zurückführung von *hemen* 'hier' über die Stufen **hab-en*, **hau-en* auf **haur-en* (16, 48). Gestützt wird diese scharfsinnige Annahme durch die lautlich genau parallele Entwicklung einer Duzform des Zeitwortes *egon* 'gewesen' in der Mundart von Zumaya: **diagodek* > *diaudek* (so in frz. Mundarten), > *ziaudek* (schriftsprachlich in Guipuzkoa), > *ziudek* (in Zumaya), > **ziurek* (~ *zeerek* in Legazpia), > **ziuek* > *zibek* > *zimek* (letztere beide ebenfalls in Zumaya besonders unter den Fischern gebräuchlich). Bei *bil·du* „gesammelt" (11, 26) denkt Schuchardt an roman. Ursprung, etwa an *compilare* u. ä. Doch hat auch die Ableitung vom echt baskischen Stamm **bil-* „rund" viel für sich, der sich häufig in Orts- und Flurnamen und auch sonst findet (z. B. *Mendibil*, daneben *Mendibiribil*). *Biri·bil* 'rund' scheint geradezu, wie schon Uhlenbeck feststellt, aus **bil-* durch Wiederholung und Dissimilation von *l* zu *r* entstanden zu sein. Auch der Bedeutungswandel macht keine Schwierigkeiten: ist doch das dem einheimischen **bil-*, *biribil* entsprechende Lehnwort aus dem Romanischen *inguru* (aus spätlat. **ingyrum*) „in der Runde", „um herum", denselben Weg gegangen; das davon abgeleitete Zeitwort *inguratu* bedeutet meist 'umgeben', 'runden', doch in Legazpia und Oñate (hier *ingira(t)u* lautend) ebenfalls 'sammeln'.

In *zeraukan* (19, 72) bezw. *d(a)rauka* sieht Schuchardt eine Vermischung von *daduka*, **daruka* + **dauka*. „Daſs das intervokalische *d* zu *r* geworden

und völlig geschwunden ist, kann durchaus nicht befremden, wohl aber daſs **daruka* und **dauka*, mögen sie auf dem gleichen Entwicklungswege liegen oder auf verschiedenen, sieh zu einer dritten Form vermischt haben: **darauka*". Es wäre interessant, Schuchardts Meinung über Vinsons Theorie zu hören, der ja in diesem *-ra-* das allbekannte Infix des Faktitivs sieht: *eman* ∾ *eraman*, *ioan* ∾ *eroan*, *ekaři* ∾ *erakaři*, *edan* ∾ *eradan*, *ebiľi* ∾ *erabiľi* usw. und, wie es scheint, sogar einmal im Hilfszeitwort bei Detxepare: *ioan daŕautazu.*[1] In den heutigen Mundarten würde man sagen *eŕoan dautazu*, indem man das Infix zum Partizip zieht. Wenn Vinsons Theorie richtig ist, müſste die faktitive Bedeutung im Laufe der Zeit ganz verblaſst sein.

Iragan 'übertreten, übergangen' (32, 169) ist erklärt als Nebenform zu *irion*, dem Faktitiv von *ioan* 'gegangen' (siehe oben). Ich will hier nicht in die Wagschale werfen, daſs *ioan*, wenigstens in den äuſsersten östlichen und westlichen Mundarten, ein weiteres Faktitiv *eroan* bildet. Aber näher läge lautlich die Ableitung von *igan* 'gestiegen'. Anderswo lautet das Zeitwort *irago* (oder mit Umstellung *igaro*, so schriftsprachlich in Guipuzkoa), wozu *igo* 'gestiegen' wiederum vortrefflich paſst.

Die Not der Zeit ist auch an dieser Einführung nicht spurlos vorübergegangen. Der Verfasser hat mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten der Veröffentlichung sein Werk bedeutend kürzen müssen und manches nur flüchtig gestreift, wo wir ihm für eine breite Erörterung und ausführliche Belehrung dankbar gewesen wären.

Gerhard Bähr.

W. Meyer-Lübke, *Introducción a la Lingüística Románica. Versión de la tercera edición alemana con notas y adiciones* por Américo Castro. (Junta para ampliación de estudios e investigaciones científicas. Centro de Estudios Históricos.) Madrid 1926. 463 S.

Nachdem 1909 die 2. Auflage von Meyer-Lübkes *Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft* erschienen war, unterzog sich A. Castro der mühevollen Aufgabe, das Werk in die spanische Sprache zu übertragen als *Introducción al estudio de la Lingüística Romance* (Madrid 1914), um es den des Deutschen unkundigen Studierenden der romanischen Philologie an den Universitäten Madrid und Buenos Aires zugänglich zu machen. 1920 erschien die 3. Auflage des deutschen Buches mit vielen Verbesserungen und zeitgemäſsen Umgestaltungen (vgl. W. v. Wartburg in ZRPh XLII, 371 ff.), so daſs sich auch die Notwendigkeit ergab, die spanische Fassung dementsprechend neu zu gestalten. Castro hat nicht nur eine sehr sorgfältige und verständliche Übersetzung des deutschen Textes gegeben, sondern durch drucktechnische Hilfsmittel, übersichtliche Gruppierung der Beispiele und Unterbringen der bibliographischen Hinweise und Bemerkungen in Fuſsnoten die praktische Brauchbarkeit des Bandes erhöht. Soweit das Spanische in Betracht kommt, hat Castro mehrfach die Ausführungen Meyer-Lübkes ergänzt, auch

---

[1] Infolge der Seltenheit dieses Buches, selbst in Neuausgaben, habe ich mich leider nicht über den genauen Wortlaut unterrichten können. Doch stimmt das Wesentliche, auf das es hier allein ankommt.

wurden die bibliographischen Angaben auf den Stand der Gegenwart gebracht. Um das Buch der Vorbildung spanischer Studenten anzupassen, mufste Castro eine Reihe von erläuternden Fufsnoten beigegeben. (Alle Zusäte sind als solche gekennzeichnet.) In einigen Fällen, z. B. in dem Absatz über das spanische Element, hat der Bearbeiter im Einverständnis mit dem Verfasser den ursprünglichen Text geändert.

Im einzelnen gibt das von Castro Hinzugefügte zu folgenden Bemerkungen Anlafs: S. 22 vermisse ich A. C. Juret, *Manuel de phonétique latine* (Paris 1921), neuerdings kommt noch hinzu J. B. Hofmann, *Lateinische Umgangssprache* (Heidelberg 1926). S. 28 fehlen *L' Italia dialettale*, *Boletín del Instituto de Filología* (Buenos Aires), *Butlleti de Dialectologia Catalana*, *Bolleti del Diccionari de la Llengua Catalana*, *Arhiva*, *Dacoromania*. S. 40 kommen neuerdings hinzu: R. Grofsmann, *Das ausländische Sprachgut im Spanischen des Río de la Plata* (Hamburg 1926) und A. Mangels, *Sondererscheinungen des Spanischen in Amerika* (Hamburg 1926). S. 43 ist mit Recht das Katalanische als selbständige romanische Sprache eingesetzt. S. 71 fehlt G. Dottin, *La langue gauloise* (Paris 1920). S. 88 werden Flämisch und Holländisch irrtümlich zum Friesischen gerechnet, S. 96 ist die Anm. über das Altnordische nicht einwandfrei. S. 186 ist hinzuzufügen L. Mühlhausen, *Die lateinischen, romanischen, germanischen Lehnwörter des Cymrischen* (in Windisch-Festschrift) und H. Pedersen, *Vergl. Grammatik der keltischen Sprachen* I, 189 ff. (Lautlehre der lateinischen Lehnwörter). S. 277, Anm. 1 lies „Schicksale", S. 288, Anm. 1 „Verwendung"; S. 293, Z. 5 tilge *-dvari*; S. 303, Anm. 1 lies „Suffixwandlungen". Weitere Berichtigungen siehe bei L. Spitzer, LGRPh XLIX, 117.

WILHELM GIESE.

Dacoromania. *Buletinul „Muzeului limbei Române"* condus de Sextil Puşcariu. Anul II, 1921—1922; Cluj 1922; Anul III, 1922—1923; Cluj 1924.

Klausenburg ist heute dank dem Wirken Sextil Puşcarius zum Zentrum der Erforschung des Rumänischen geworden. Was hier in den beiden zu besprechenden gewaltigen Bänden an wissenschaftlicher Arbeit aufgespeichert ist, übertrifft noch die Erwartungen, die man bei Erscheinen des ersten Bandes hegen konnte. Es wird hier ebenso der Wortschatz wie die Grammatik des Rumänischen durchforscht, den Beziehungen des Rumänischen zu den Nachbarsprachen wird in längeren Aufsätzen nachgegangen, aber auch die Strömungen auf allgemein romanischem Gebiet werden genauestens verfolgt. Eine Inhaltsangabe alles dessen zu geben, was in den beiden Bänden enthalten ist, würde hier zu weit führen. Doch soll wenigstens versucht werden, das anzuführen, was für die Romanische Grammatik im allgemeinen von Bedeutung ist.

Den zweiten Band eröffnet als Gast Meyer-Lübke mit einem Aufsatz zur Palatalisierung der Labialen. Er verfolgt nach Materialien, die von seinem im Krieg gefallenen Schüler Vivian G. Starkey stammen, die Palatalisierung der Labiale im Rumänischen in ihrer phonetischen Entwicklung und geographischen Verteilung. Bemerkenswert ist, dafs Starkey in Muntenien feststellte, dafs die Frauen bei der Palatalisierung weiter gehen als die Männer, was schon Cantemir

in seiner Descriptio Moldoviae beobachtet hat. Istrorumänisch *kl'ept = piept* beweist nicht, dafs die Palatalisierung wenigstens in ihren Anfängen auch bei den Istrorumänen herrschte, sondern ist nach M. L. aus **pl'ept* dissimiliert, da der *-l-* Eintritt einen Labial voraussetzt. Ebenso ist *furnică* für *furmică* als Dissimilation zu verstehen. Die Meglenorumänen hätten sich von den Dakorumänen zu einer Zeit getrennt, als die Palatalisierung in ihren Anfängen war; damit sei eine Verlangsamung der Bewegung verbunden gewesen. Auch die Mazedorumänen hätten die Palatalisierungstendenz bei ihrer Wanderung in den Süden schon mitgebracht und sie auf die neu aufgenommenen Lehnwörter übertragen.

19 ff. Pușcariu, Din perspectiva Dicționarului III. Despre legile fonologice. Pușcariu sucht in diesem wichtigen Beitrag zur Lautgesetzfrage einen Ausweg aus dem inneren Konflikt zu gewinnen, der sich ergibt, wenn wir einerseits mit Lautgesetzen rechnen, andrerseits theoretisch einen inneren Zwang in der Lautentwicklung nicht anerkennen können, wenn wir jedem Wort seine eigene Geschichte, wenn wir der Mitarbeit der Sprechenden an der Sprach- und Lautentwicklung ihren gebührenden Platz zuerkennen. Pușcariu beobachtet also die Sprache an der Arbeit, verfolgt namentlich die Wege, auf denen sich eine zunächst individuelle Lautveränderung verallgemeinert, stellt die Hindernisse fest, die sich der Verallgemeinerung einer Lautveränderung in den Weg stellen. So beobachtet er, dafs sich Schallbildungen den aus dem sonstigen Wortmaterial gewonnenen Lautgesetzen entziehen; dafs Höflichkeitswörter, Grüfse u. ä. ihren eigenen Weg gehen, dafs die Scheu, gewisse Dinge bei ihrem Namen zu nennen, die Lautentwicklung beeinflussen kann. So erklärt P. istrorum. *drak* statt zu erwartendem *drǫk* „Teufel" damit, dafs das Wort nur mit Flüsterstimme gesprochen wurde, sodafs der sonstige Wandel von betontem *-a-* zu *-ǫ-* nicht eintrat. P. meint ferner, dafs sich flexivische Elemente aus Deutlichkeitsgründen dem Wirken der Lautgesetze entziehen können und erklärt überzeugend die Erhaltung des *-u-* in der 3. Plur. des Verbums im Istrorumänischen aus dem Bestreben, die Form der 1. Sing. von der der 3. Plur. auseinanderzuhalten. Ähnliches gilt für das -i der Endung und wurde auch schon für provenzalische Mundarten beobachtet. Weniger glaublich ist es aber, wenn P. die Erhaltung des *-o-* Lautes im Suffix *-oneu*, rum. *-oĭŭ* daraus erklärt, dafs gerade der Vokal *-o-* für augmentative Suffixe charakteristisch sei. *-oneus* ist ursprünglich doch ebenso deminutiv wie augmentativ. Auch mufs sich *-oneus* nicht entwickeln wie *-one*. Die Palatalisierung des *-n-*, die schon vlat. ist, kann den Übergang des *-o-* zu *-u-* verhindern, wie für zu erwartendes **ruib = rŭbeus roib*, für **autumnia* rum. *toamnă* eintritt. Wenn *cotoneus* als *gutuiu* erscheint, mag Assimilation an den Vortonvokal vorliegen. Auch eine Aussprache *viginti* ist bedenklich, s. Jud, Festschrift für Morf 234 ff.

Nach P. wäre jeder Lautwandel die Folge einer individuellen Sprachänderung. Eine individuelle Abweichung von der Sprachnorm hätte dann nach P. um so eher die Möglichkeit, neben der Normalaussprache erhalten zu bleiben, je weniger sie von der Aussprache der Umgebung abweiche. So hätte sich durch vier Jahrhunderte im Rumänischen ein Schwanken zwischen der Aussprache *-e-* und *-i-* für lat. nachtoniges *-e-*, *-i-* gehalten, ohne dafs endgültig eine der beiden Aussprachen durchgedrungen wäre. P. spricht selbst in der einen Gruppe der hierhergehörigen Wörter *-i-*, in der anderen *-e-*. Ist

dagegen eine individuelle Abweichung von der Sprachnorm so stark, dafs sie der Umgebung ohne weiteres bewufst wird, so trägt sie in sich den Keim, entweder verallgemeinert zu werden oder unterzugehen. Das Letztere ist zweifellos richtig. Bedenklich scheint mir aber die Verallgemeinerung des ersten Prinzips auf eine Frage wie die der Behandlung des Nachtonvokals. Ist ein *piedecă* wirklich so wenig verschieden von *piedică*, dafs beide Formen nebeneinander leben können, ohne dafs eine Scheidung nach Gegenden, nach Gesellschaftskreisen stattfindet? Wie vorsichtig man mit der Handhabung dieses Prinzips sein mufs und wie leicht dieses Prinzip mifsbraucht werden kann, zeigt der im Folgenden besprochene Aufsatz von Procopovici. Wie sich solche ursprünglich individuelle sprachliche Abweichungen verbreiten, hätte der Soziologe zu erklären. Auch dies mag nur zum Teil richtig sein. Gerade die Arbeiten Gilliérons und Jud's haben gezeigt, dafs die Ausbreitung einer Spracherscheinung viel mehr die Folge einer innersprachlichen Veränderung als das Ergebnis äufserlicher, mit der Gesellschaftsschichtung zusammenhängender Faktoren ist. Die Gesetzmäfsigkeit des Lautwandels beruht also nach P. in erster Linie auf der Nachahmung der Sprache des Einzelindividuums. Dafs eine solche Nachahmung, die naturgemäfs mit dem Einzelwort einsetzt, nun zu der Regelmäfsigkeit führt, die wir als Kennzeichen der Lautgesetze feststellen, erklärt sich aus der den Sprechenden eigenen Fähigkeit, die Sprache in Kategorien zusammenzufassen. Solche Kategorien sind in der Regel unsere grammatikalischen Kategorien; die individuelle Kategorienbildung braucht aber nicht mit der grammatikalischen Kategorienbildung zusammenzufallen. So erklären sich die Imperative *ado, adă; vino vină* nach Vokativen wie *soro, soră*. Auch bei der Kategorienbildung ist es wieder der Einzelne, der „Talent für die Sprache" besitzt, der vorangeht. Höchst bemerkenswert ist in dieser Beziehung eine Beobachtung, die P. in seiner eigenen Familie machte. Nach *poipoimâne* „überübermorgen" wird ein *tretrecut* „vorvergangen" gebildet, als charakteristisch für die erste Bildung wird also die Reduplikation angesehen. Ob eine solche individuelle Neubildung um sich greift, hängt wieder von den verschiedensten Umständen ab. Eine Neubildung wird um so lieber von der Umgebung aufgenommen werden, je mehr sie einem Bedürfnis der Sprache als Mitteilung, d. h. der Verständlichkeit entgegenkommt. Ohne weiteres wird man ferner zugeben, dafs Lautveränderungen, die auf diesem Wege weiterwandern, auch sprunghaft sein können, also wenn allgemein in einer Sprachgemeinschaft Zungenspitzen *-r-* für Zäpfchen *-r-* eintritt. Dafs bei einer solchen Weiterwanderung einer Lautveränderung diese die ursprünglichen Grenzen, an die die Lautveränderung gebunden war, überschreiten kann, wird man ebenfalls zugeben, es ist dies auch schon wiederholt beobachtet worden. Doch ist gerade der von P. dafür gegebene Beleg nicht glaubhaft. Er meint, dafs im Vulgärlateinischen lat *-ĕ-* in freier Stellung bereits die Anfänge einer Dipthongierung kannte, dafs diese zweigipfelige Aussprache des *-ę-* in die östliche Romania auf dem Weg der Nachahmung eindrang und nun auch auf *-ę-* in gedeckter Stellung übertragen wurde. Für das Rumänische wäre diese Erklärung ohne weiteres annehmbar, wenn das Rumänische die einzige Sprache wäre, die Diphthongierung des *-ĕ-* Lautes in gedeckter Stellung kennt. Da der gleiche Vorgang aber auch in Westladinien, in Nordostfrankreich und auf der iberischen Halbinsel eingetreten ist, wo die Möglichkeit der Berichtigung

einer nach P. irrtümlichen Lautnachahmung noch lange gegeben war, mufs die Diphthongierung auf diesen vier Gebieten wohl einen tieferen Grund haben. Ich glaube noch immer, dafs vlat. -ẽ- ohne Rücksicht auf die Anzahl der nachfolgenden Konsonanten zweigipfelig gesprochen wurde und dafs nur auf einem Teil der Romania anläfslich der Vokalkürzung vor mehrfacher Konsonanz anstelle des zweigipfeligen -ę̂- ein kurzes -ę- gesprochen wurde.

P. selbst hat aber offenbar das Empfinden, dafs bei der von ihm vertretenen Rationalisierung des Lautwandels manches unerklärt bleibt, was die Verfechter der Annahme einer unbewufsten, zwangsmäfsigen Lautveränderung in den Vordergrund geschoben haben. So schreibt P. „Individuelle Spracherscheinungen, wenn sie auch sehr verschieden sein mögen, werden bei der gleichen Sprachgemeinschaft gewissen allgemeinen Tendenzen folgen, die zu einem gegebenen Zeitpunkt an verschiedenen Orten zu gleichen Resultaten führen können". Was sind aber diese „Tendenzen"? Gibt es nicht Lautveränderungen, die sich dem Willen und der Beobachtung der Sprechenden entziehen? Weil der Lautwandel sprunghaft sein kann, folgt noch nicht, dafs er sprunghaft sein mufs. Ich habe in meinen Oltenischen Mundarten beobachtet, wie ein Lautwandel, der zunächst von der Nachbarbevölkerung in ganz beschränktem Wirkungskreis übernommen wird, die Lautentwicklung der aufnehmenden Mundarten in ganz anderer Richtung beeinflufst als in der heimischen Mundart, da er auf ein lautlich anders zusammengesetztes sprachliches Material einwirkt. An anderer Stelle habe ich vermutet, dafs der Wandel von -ū- zu -ü- im Galloromanischen zur Folge hatte, dafs die ersten Bestandteile der Diphthonge, in denen volles -u- gesprochen wurde, unwillkürlich in den Palatalisierungsprozefs mitgerissen wurden usw. P. ist nicht geneigt, dem Substrat einer Sprache gröfseren Einflufs auf die Sprachentwicklung zuzuschreiben. Vielleicht kann aber gerade ein solches Substrat die Tendenzen bestimmen, die erst nach vielen Generationen zur Auswirkung kommen, namentlich dann, wenn wie bei der Romanisierung der aufseritalischen Länder erst nach längerer Zeit die Möglichkeit einer Berichtigung individueller und provinzieller Aussprache schwindet. So wird man bei der Erklärung des Lautwandels neben der externen Entwicklung wohl immer noch an der Annahme einer internen Entwicklung festhalten müssen. In der heutigen Periode der starken sozialen Schichtung, der ausgebildeten Verkehrsmittel, der Schriftsprachen wird naturgemäfs der externe Lautwandel eine gröfsere Rolle spielen als der interne. Wir dürfen aber nicht, da wir nur die heutigen Sprachzustände beobachten, in den gleichen Fehler der Einseitigkeit verfallen, zu dem die Beobachung nur der alten Sprachzustände geführt hat. Gerade die Soziologie, die uns die Unterschiede in der heutigen und ehemaligen Schichtung der sprechenden Bevölkerung aufzuklären haben wird, wird bei diesem Einschlagen eines mittleren Weges eine Rolle spielen müssen.

Wie alles was P. schreibt, sind auch seine Ausführungen zur Lautgesetzfrage scharf durchdacht und mit einer Fülle eigener Beobachtungen erläutert. Eine Sonderveröffentlichung der Arbeit in einer allgemein zugänglichen Sprache wäre überaus wünschenswert.

S. 85 ff. Şutu, *Strigătele animalelor*, beobachtet, dafs auch bei den Bezeichnungen für die Tierlaute Moldau und Walachei dialektisch geschieden sind. Selbst bei gleichen Stammwörtern weicht bisweilen die Endung ab.

So ist bei Verbalbildungen für die Moldau das Suffix *-ăì* charakteristisch, für die Walachei *-ănì* (*bombăì* neben *bombănì* „murmeln") usf. Der gröfste Teil dieser Bildungen besteht aus Schallwörtern. Ihr Ursprung ist eine Interjektion. So entstehen je nach dem Schalleindruck z. B. für das Gurren der Tauben Verba wie *grunì*, *grongoì*, *guguì*, *gugulì*, *gugurì*, *gungăì* usf. Von diesen verschiedenen Formen erhält sich in der Regel nur eine, seltener zwei bis drei. Es entsteht also allgemein ein Kampf zwischen den unabhängig gebildeten synonymen Wörtern, wie er bei den Ausdrücken für das Gurren der Tauben noch heute besteht. Ein Teil dieser Schallbildungen ist literarisch geworden; das ist die letzte Etappe im Kampfe zwischen den konkurrierenden Ausdrücken. Die hierhergehörigen Verba werden in der Regel in die *-ire*-Konjugation eingereiht, nur wenige in die *-are*-Konjugation. Diese dürften sich an die wenigen Erbwörter wie *urlà* angeschlossen haben. Ausdrücke, die einen besonders starken akustischen Eindruck wiedergeben sollen, werden durch die Lautfolge Labial bzw. Nasal + *ă*, *â* gebildet. Für scharfes, stechendes Geschrei ist der *-i*-Laut charakteristisch. Solche Neubildungen zeigen ferner gerne Anlehnung an im Sprachmaterial schon vorhandene begriffsverwandte Appellativa. Viele dieser Beobachtungen sind schon von Puşcariu, Dacorom. 1, 73 ff. gemacht worden, s. ZRP 43, 238.

Im Einzelnen verfolgt der Autor die Tiergattungen und grenzt die konkurrierenden Ausdrücke zeitlich und geographisch gegeneinander ab, soweit sie nicht nebeneinander bestehen. Bemerkenswert ist *a bate* „bellen" in der nördlichen Moldau, Bukowina, vereinzelt auch in Siebenbürgern und Banat. Ebenso bemerkenswert ist, dafs von diesem *a bate* „bellen" kein zugehöriges Substantiv = „Gebell" gebildet wird. Hier liegt ein Wortproblem verborgen, das noch aufzudecken ist. Auch der Fuchs „bellt" = *latră* bzw. *bate*; dagegen „singt" der Kukuk, nach S., weil der Vogel den Menschen sympathisch ist und daher sein „Schreien" als „Singen" bezeichnet wird. Desgleichen der „Hahn", selbst der Frosch und andere wenig melodienreiche Tiere, sodafs es nicht verwunderlich wäre, wenn *cântà* in gewissen Gegenden seine ursprüngliche Bedeutung aufgäbe.

173 ff. Procopovici, *Probleme vechi şi nouă* (*mente — minte*, *legi fonetice — e neaccentuat* > *-i- frasin*, *buvons*, *dumica -;-as*, *-es- evoluţii acustice*, etc. P. ist in der Lautgesetzfrage ein Anhänger der Theorien Puşcarius, doch fehlt ihm der weite Blick seines Vorbildes. Er geht von der Annahme aus, dafs gewisse individuelle Lautveränderungen bei einzelnen Individuen sich durch Jahrhunderte halten können, ohne in der Allgemeinsprache durchzudringen. So wäre der nach P., schon urrumänische Übergang von unbetontem *-e-* zu *-i-* nicht durchgedrungen und nach dem Schwanken zwischen unbetontem *-e-* und *-i-* wäre das Schwanken auch auf *-e-* vor Nasalis übertragen worden, daher die alten Formen *mente* und *minte* nebeneinander. Da wäre es doch immerhin sehr sonderbar, dafs dieses Schwanken zwischen *-e-* und *-i-* gerade nur auf betontes *-e-* vor Nasalen übertragen wurde. Solange P. nicht ein *vizĭ* neben *vezĭ*, ein *ci* neben *ce* nachweist, wird man seine Erklärung des altrum. *mente* nicht annehmen können. Der Wandel von unbetontem *-e-* zu *-i-* soll aber schon vlat. sein, weil er sich angeblich auch im Italienischen finde. Nun ist längst bekannt, dafs hier nicht italienischer, sondern florentinisch-romagnolischer Lautwandel

vorliegt, s. Meyer-Lübke, Ital. Gr. 72ff., während südital. *-i-* für *-e-* nichts mit dem Akzent zu tun hat, s. ebd. S. 64. Geradezu phantastisch ist die Erklärung, die P. für frz. *buvons* gibt. Dieses soll nicht aus dem einzig belegten afrz. *bevons* hervorgegangen sein, sondern eine Form **bivons* fortsetzen, die auf Grund des nach P. schon vlat. Wechsels zwischen unbetontem *-e-* und *-i-* neben *bevons* bestanden hätte. Wie P. die ganze Literatur zur Frage der Labialisierung der Vortonvokale im Französischen übersieht, so scheint er auch ganz merkwürdige Vorstellungen von Phonetik zu besitzen. *Dumicà* als Nebenform von *dimicà*, *demicà* „zerkleinern" soll über **dümicà* aus *dimicà* entstanden sein. Es wäre also für einen Laut, der in der Sprache zu allen Zeiten bestanden hat, ein Laut wie *-ü-* eingetreten, dessen Artikulation bekanntlich Angehörigen von Sprachen, die den Laut nicht besitzen, die gröſste Schwierigkeit bereitet, und dieses **dümicà* wäre nur entstanden, um sofort wieder aufgegeben zu werden. *Dumicà* ist natürlich die Fortsetzung eines **domicare* mit *-o-* für *-e-* vor *-m-* wie in ital. *domandare*, afrz. mundartlichem *promier*, *domander*, *noveu* u. ä. Die gleiche Grundform mit *-e-* setzt natürlich auch *după* voraus, daſs von ital. *dopo* nicht getrennt werden darf, mrum. *dumneatsă* = *dimineaţă* (das auch nicht *-icia*, sondern *-ities* enthält), und ganz unwahrscheinlich ist es, daſs sich zwischen das vortonige *-e-* der lat. Grundformen und das überlieferte *-u-* ein *-i-* einschiebt.

Da nun nach P. das Vulgärlateinische wahllos *-e-* und *-i-* in unbetonter Stellung sprach, ist die Frage nach der Entwicklung der Lautgruppen *-es*, *-is* von selbst gelöst. Lat. *monte* und *montes* ergeben gleichmäſsig **munti* und *munte*. Die Sprache hat nur zu wählen und zieht natürlich im Plural die *-i*-Form vor, da diese an dem *-i* der *muri*-Klasse eine Stütze hatte. Da das Vulgärlateinische an solchen Doppelformen nach P. keinen Anstoſs nahm, ist es immerhin zu wundern, daſs auf diese Periode des Chaos sich wieder eine so schöne Ordnung im Deklinationssystem des Rumänischen entwickelte. Ebenso hat das Vlat. auf Grund dieses Wechsels zwischen *-e-* und *-i-* den Unterschied zwischen 2. Sing. und 3. Sing. des Verbums aufgegeben, spricht also **vedi* ebenso für klassisches *vides* wie für *videt*; darauf folgt wieder die Ordnung, wobei die *audire*-Klasse das Vorbild abgibt. Das genügt.

215. R. Vuia, *Originea jocului de căluşari.* Die Căluşari sind nach Tiktin „eine ehemals auch in der Moldau, jetzt nur noch in Siebenbürgen, besonders in der Maroschebene heimische, aus Bauernburschen sich rekrutierende Bande, die, eigenartig kostümiert, um Pfingsten gewisse figurenreiche Tänze aufführt". Der Verfasser verfolgt die Entstehung, Verbreitung und Ausdehnung dieses Gebrauchs und liefert einen wertvollen Beitrag zur Volkskunde der Rumänen.

254ff. N. Drăganu, *Un fragment din cel mai vechiu molitvenic Românesc.* Es entstammt dieses Fragment der Abschrift eines Euchologiums, das nach Dr. um 1580 entstanden ist. Der Autor veröffentlicht Text mit Glossar und gibt dazu eine wertvolle grammatikalische Einleitung. Besonders anzuerkennen ist, daſs nun endlich auch die rumänische Syntax zu Worte kommt. Ich erwähne aus der grammatikalischen Einleitung den Typus *am vrut fi* als Kondizional der Vergangenheit; das Fehlen von *pre* als Akkusativuszeichen.

G. Giuglea, *Cuvinte şi lucruri.* Offenbar von Schuchardt und Meringer beeinfluſst, stellt Giuglea seine etymologischen Untersuchungen auf eine viel

weitere Basis, als dies bisher auf dem Gebiet des Rumänischen geschehen war. Er verfügt zweifellos über einen ganz ausgeprägten Spürsinn in etymologischen Fragen und über gründliche Kenntnisse in Fragen der rumänischen Lautentwicklung. Dafs man nicht allen seiner Erklärungsversuche zustimmen kann, wird jeder begreiflich finden, der sich selbst mit Etymologisieren beschäftigt hat. Seine erste Untersuchung gilt Ausdrücken der Schafzucht, vor allem dem rum. *strungă* „Pferch", „Melkstall". Ein solcher Pferch besteht aus einer Umzäunung von Brettern oder aus einem natürlichen Heckenzaun. In einen mittels einer Barriere abgegrenzten Teil des Pferchs werden die Schafe getrieben, wenn sie gemolken werden sollen. Nach G. bedeutet nun *strungă* ursprünglich nicht die Umzäunung oder den ganzen Pferch, sondern diese Barriere. Die Öffnung, durch die die Schafe in die Hürde dringen, heifst mazedorum. *arugă*, d. i. lat. *rūga*. Ein solches **rugă* „Öffnung im Pferch" wird nun auch für das Dakorumänische erschlossen. Die Barriere hätte ursprünglich **stângă* geheifsen und würde aus langob. **stanga* stammen. Aus einer Kreuzung von **stângă* mit **rugă* wäre die Form *strungă* entstanden, die dann ins Albanesische und in die verschiedenen slawischen Sprachen weitergewandert wäre. Diese Verschmelzung von **rugă* und **stângă* wäre mit einer Vervollkommnung des Pferches in Zusammenhang gewesen. Und als wäre die langobardische Herkunft des Ausdrucks schon erwiesen, schliefst G. weiter, dafs als Ausgangsgebiet der Entlehnung nur ein Gebiet in Betracht kommen könne, das ungefähr in der Mitte des Verbreitungsgebietes von heutigem **stanga* gelegen war. Als solches mittleres Gebiet erklärt G. die Gegend am Unterlauf der Sau und Drau, also das Gebiet zwischen dem oberitalienischen Verbreitungsgebiet von *stanga* und dem des Balkanwortes *strunga*; ja er geht noch weiter und sieht in dem Gebiet am Mittellauf der beiden angeführten Flüsse die Urheimat der heutigen Rumänen. Das ist alles in hohem Grade unwahrscheinlich. Dafs der Ausgangspunkt einer sprachlichen Neuerung nicht im Zentrum des Verbreitungsgebietes einer solchen Neuerung liegen mufs, zeigt die blofse Tatsache, dafs zahllose über die ganze Romania verbreitete Wörter fränkischer Herkunft von Nordfrankreich aus gewandert sind. Nehmen wir noch nicht als bewiesen an, was noch zu beweisen ist, dann finden wir das langob. **stanga* in der Bedeutung „Barren", „Querstange", „Deichsel", „Schranke" im Italienischen, dazu nach REW 8227 gekreuzt mit dem gleichbedeutenden deutschen „Schranken", triest. *stranga* „Zollschranke", wo die Kreuzung um so leichter verständlich ist, als die Beamtenschaft in Triest vielfach deutsch war und deutsch in Triest in weitesten Kreisen gesprochen wurde. Zum *stanga*-Gebiet will G. auch das vegl. *strunga* „Barriere", „Stange" stellen, das nun lautlich auf den ersten Blick zu rum. *strungă* zu passen scheint, aber lautlich nicht zu diesem gehören kann, da altes *-u-* im Vegliotischen zu *-o-* wird, altes *-a-* zu *-u-*. Es kann daher nicht daran gezweifelt werden, dafs dieses angeblich vegl. *strunga* von dem letzten Veglioten Udina nach dem Vorbild: ital. *piace*, vegl. *pluk*, vegl. *desmun*, ital. *domani* aus venez. *spranga* rekonstruiert wurde, wie Bartoli selbst angenommen hat. So bleibt ein ital., räto-rom. *stanga*, *stranga* „Stange" einerseits, ein Balkanwort *strunga* andrerseits, das nur in der Bedeutung „Pferch" bezeugt ist, alles andere ist Phantasie. Dazu kommt, dafs dieses Balkanwort von Jokl durchaus einleuchtend aus dem Albanesischen erklärt ist, s. S. A. Wien, 168, 1, 89. Dieser sieht in alban.

strungε ein mit lat. *stringere* urverwandtes Wort, das auf eine Wurzel idg. **strṇg* (nicht **strug*, wie G. fälschlich schreibt) zurückführt, die auch lat. *stringere* zugrunde liegt. Er vergleicht wegen der begrifflichen Entwicklung lat. *crates*, gr. *κυρτία* „Hürde“, das zu einem Verbalstamm gehört, der in abulg. *krętnǫti* „drehen“ erhalten ist. Giuglea berichtet durchaus ungenau über die angeführte Erklärung. Es sind daher auch seine Einwände nicht gerechtfertigt, wie etwa, wenn er an der konkreten Bedeutung von *strunga* Anstofs nimmt, wenn es zu einem Verbum wie lat. *stringere* gehöre, vgl. *crates*; oder wenn er meint, dafs das Balkanwort nicht von den Albanesen ausgegangen sein kann, da diese am Rande des Verbreitungsgebietes von *strunga* säfsen. Zunächst ist schon längst bekannt, dafs die Albanesen ehemals mit den nördlichen Rumänen in engem Kontakt standen; dann ist das ganze Prinzip von dem zentralen Ausgang von Sprachneuerungen unhaltbar, s. o., wovon G. sich jetzt selbst, was Entlehnungen aus dem Albanesischen betrifft, aus dem im gleichen Band der Dacoromania enthaltenen Aufsatz von Capidan über die albanisch-rumänischen Beziehungen überzeugen kann. Das Hauptargument gegen die Herleitung eines rumänischen Wortes aus dem Langobardischen habe ich nicht erwähnt, weil Giuglea selbst sich im folgenden bemüht, das Argument zu widerlegen. Es ist ganz unwahrscheinlich, dafs die Vorväter der Rumänen mit den durch Pannonien durchziehenden Langobarden in so enge Berührung gekommen wären, dafs sie von ihnen Ausdrücke, noch dazu der Viehwirtschaft, übernommen hätten. Wenn Oberitalien voll von langobardischen Elementen ist, so erklärt sich dies daraus, dafs hier eine langobardische Bevölkerung unter den Romanen aufgegangen ist. Von hier aus konnten dann langobardische Elemente, aber als italienisches Sprachgut, auch weiterwandern. Dafs aber ein Wort wie *stanga* schon Jahrhunderte vor dem Einzug der Langobarden in Oberitalien anläfslich ihrer Streifzüge von ihnen entlehnt worden wäre, widerspricht allem, was wir von der Art der Übernahme der germanischen Elemente ins Romanische wissen.

Rum. *stână* ist die von der *strungă* eingeschlossene oder an ihr angebaute „Sennhütte“. Da das Wort Übergang von *-an-* zu *-ân-* zeigt, bezweifelt G. die Herkunft des Wortes aus dem Slawischen und führt es auf ein lat. **saeptana* zu *saeptum* „eingezäunter, umschlossener Raum“ zurück. Dagegen ist morphologisch nichts einzuwenden, aber lautlich ist die Herleitung unmöglich, wie rum. *sătul* aus *satullus*, *săpun* aus *sapone* deutlich zeigen. Die m. E. richtige Deutung des Wortes s. S. 480.

ă băgà „hineinstecken“, „stellen“, „setzen“ soll Ableitung von langob. **bauga* „Ring“ sein. Dieses **bauga* „Ring“ hat keinerlei Spuren hinterlassen, mufs aber im Urrumänischen einmal bestanden haben, da davon erst ein **baugare* abgeleitet worden wäre. Eine solche Ableitung hätte „einen Ring machen“, vielleicht auch „mit einem Ring beschenken“ bedeutet. Daraus wäre ein **baugare* „den Ring an den Finger stecken“ und endlich **baugare* „hineinstecken“ entstanden. Dieses **baugare* hätte sich nicht an Verba wie *laudare* angeschlossen, die *-au-* erhalten haben, da in ihnen in den stammbetonten Formen das *-au-* erhalten bleiben mufste, sondern, ohne dafs sich ein Rest der *-au-*Formen irgendwo zeigte, wäre das *-a-* der unbetonten Formen verallgemeinert worden. Das könnte man noch verstehen, wenn dieses *băgà* in die *-idiare*-Klasse gehörte, wie das als Beleg angeführte

plăsà—plausare. Es flektiert aber *bágă—băgá* wie *láudă—lăudá.* Auch diese langobardische Etymologie ist ohne Bedenken ad acta zu legen.

zgribulì, *zgriburì* „mit den Zähnen klappern“ soll zu mhd. *griuwel* „Greuel“ gehören. Doch wäre die langobardische Form **grû(w)ila*, das rumänisch nur **gruira*, vielleicht dissimiliert **gruila*, ergeben konnte. Dafs ein germ. *-w-* als *-bv-* gehört worden wäre, hängt in der Luft. Wegen *-gw-* als Substitutionslaut für germ. *-w-* wäre Beiheft 27 zur ZRP einzusehen gewesen.

nastur „Knopf“ soll gotisch sein; Neues wird nicht beigebracht.

a se gudurà „mit dem Schweif wedeln“ soll von einem germ. **gud-* abgeleitet sein, das G. zu schweizerd. *gode* „Schwein“, mhd. *goder* „Gurgel“, u. ä. stellt. Die unmittelbare Grundlage wäre ein langob. **guda*, über dessen Grundbedeutung wir nichts erfahren; in der Endung soll das germ. *-ila*-Suffix stecken. Ich würde eher denken, dafs wenigstens in der Endung *gudurà* „wedeln“ nicht von *scuturà* „schütteln“, „rütteln“ getrennt werden kann und das Stammwort weniger in der grauen langobardischen Vorzeit als in der rumänischen Gegenwart suchen. Selbst das rum. *-oiŭ*-Suffix will G. lieber auf die germ. *-n*-Stämme als auf lat. *-ōneus* zurückführen. *creț* „kraus“, „lockig“ soll zu deutsch *Kreis* gehören, wenn auch nach G. die Frage noch nicht entschieden ist. Worauf stützt sich ferner die Behauptung, S. 392, dafs im Langobardischen das *-j-* der Infinitive geschwunden war wie im späteren Althochdeutschen? *fară* „Volk“ in Siebenbürgen, das auch albanesisch, bulgarisch, neugriechisch ist, soll gleichfalls direkt aus dem Langobardischen ins Rumänische entlehnt und von hier weitergewandert sein. *băț* „Stock“ soll germ. **bit* sein, das in frz. *bitte* „Ankerbeeting“ vorliegt. Die dem anord. *biti* „Querbalken auf dem Schiff“ entsprechende Form des Langobardischen wäre **bizzo*, Acc. **bizzun*, das sind Formen mit stimmlosem *-s-*, nicht *-ts-*, die dem rum. Wort lautlich nicht entsprechen. *mumă* „Mutter“ soll nicht Umgestaltung von lat. *mamma*, sondern ahd. *muoma* sein. *a se screme* „sich zwingen“ wäre ahd. *krimman* „die Klauen zum Fange krümmen“, „kneipen“ gekreuzt mit lat. *exprimere.* Die Versuche Giugleas, langobardische Wörter im Rumänischen aufzudecken, sind zweifellos mifslungen. Am ehesten könnte man noch annehmen, dafs rum. *amărî* „verbittern“ Kreuzung von lat. *amarus* und dem germ. **marrjan* ist, das nach seiner Verbreitung im Romanischen alte Entlehnung des Vulgärlateinischen sein kann. Aber auch hier würde nicht das Langobardische als Quelle in Betracht kommen, sondern das verbindende Glied wäre das Vulgärlateinische.

403 ff. Bogrea, *Cercetări de literatura populară.* I. Toponimice sud-orientale în poezia poporană.

444 ff. Capidan, *Raporturile albano-române.* Ein bedeutsamer Aufsatz, in dem der Verfasser namentlich den Beziehungen des Albanesischen zu dem Mazedorumänischen nachgeht. Er stellt, was besonders wertvoll ist, auch die Fälle der Einwirkung des Rumänischen auf das Albanesische zusammen und gibt 515 ff. ein Lexikon der albanesischen Bestandteile des Rumänischen. Seine Schlufsfolgerungen, die von allgemeinerem Interesse sind, mögen hier wiedergegeben werden. Die Gemeinsamkeiten in der Entwicklung der beiden Sprachen beruhen zunächst auf der Nachbarschaft der Völker, aber auch auf dem gemeinsamen Substrat. Das läfst sich natürlich ebensowenig beweisen wie bestreiten.

Die Einwirkung des Albanesischen auf das Dakorumänische ist in der Zeit der ersten Berührung zwischen den Völkern stärker als die Einwirkung auf das Mazedorumänische. Das erklärt sich daraus, dafs sich die Mazedorumänen früher von den Dakorumänen trennten als die Albaner. Zwischen dieser ersten Periode, in der die Rumänen noch als Einheit mit den Albanern in Berührung standen, und der zweiten Periode, in der nun Mazedorumänen neuerdings mit den Albanern in sprachliche Wechselbeziehungen getreten sind, liegen Jahrhunderte, in denen keine Berührungen stattfanden. In dieser Zwischenperiode sind jene Veränderungen anzusetzen, die dem Dakorumänischen und Albanesischen gemeinsam sind, dagegen dem Mazedorumänischen fehlen. So der Rhotazismus und die Nasalierung. Im einzelnen ist hervorzuheben, dafs C. S. 491 albanesische Namen bei den Mazedorumänen hervorhebt; S. 493 die Umgestaltungen zusammenstellt, die die neueren albanesischen Lehnwörter im Mazedorumänischen mitmachen. Bemerkenswert ist die Lautsubstitution alb. *l'a* zu rum. *lea*; dafs der Lautwandel, unbetontes *-a-* zu *-ă-*, noch weiter wirkt; desgleichen die Vokalbrechung vor auslautendem *-a*; dafs *e + n Kons.* zu *-in Kons.* wird; dafs unbetontes *-e-* als *-i-*, *-o-* als *-u-* erscheint; zu der Lautsubstitution *-þ-* zu *-t-* vgl. 27. Beiheft zur ZRP 184. Eine Übertragung der inneren Sprachform des Albanesischen auf das Mazedorumänische zeigt der Konjunktiv im innerlich unabhängigen Nebensatz, also ins Dakorumänische übertragen: *fă cum să vrei.* Die Einführung der direkten Rede durch *că* ist dagegen altromanisch, nicht erst albanesischem Einflufs zuzuschreiben.

514 ff. Oprescu, *Molière în România.*

585 ff. Puşcariu, *Despre pre la acuzativ.* Die Behauptung Candreas (Psaltirea Scheiană CCI—CCII), dafs *pre* als Akkusativzeichen auch im Mazedorumänischen und Meglenitischen vorkomme, also urrumänisch sei, wird als irrtümlich erwiesen. Auch die Belege, die Bărbulescu, Arhiva 1921 für *pre* für das 15. Jh. anführt, s. ZRP 43, 233, seien zum Teil unrichtig datiert, zum Teil sei das bulg. *po*, in dem Bărbulescu einen „*calque*" des rum. *pre* sah, slawisch berechtigt. Die Frage mufs die Slawistik entscheiden. Keinesfalls lasse sich die Periode, in der sich *pre* als Akkusativzeichen ausbreite, vor die Mitte des 16. Jhs. setzen. Dafs es sich so rasch verbreitet habe, erkläre sich aus dem Deutlichkeitsbedürfnis der Sprecher, das sich geltend machte, als Verbindungen wie *omu lu bate domnulu* „den Menschen schlägt der Herr" im Begriff war zu *omulu bate domnulu* „der Mensch schlägt den Herrn" zu verschmelzen. Die Übertragung geht von *pre* in der Bedeutung „drüber hinweg" bzw. *pre* „auf" aus (das mit *spre* in Konkurrenz stand). Den Übergang bilden Verba, die sowohl präpositionell wie objektiv konstruiert werden konnten, wie *învinge spre cineva* oder *învinge cineva* „über jemand siegen" bzw. „jemand besiegen"; ebenso *blăstămà pre ceva* oder *cineva* u. ä.

582 ff. Drăganu, *Catehisme Luterane.*

592 ff. Etimologii. Aus der Fülle der gröfstenteils überzeugenden Etymologien greife ich nur die heraus, die über das Rumänische hinaus Interesse beanspruchen können. Puşcariu; *Căpşună* „Erdbeere" geht auf älteres **căpuşuna* zurück (dazu Belege für den Schwund von zwischentonigem *-u-* wie in *culcà* aus **culucà*); es gehört zu *căpuşă* „Schaflaus", im Mazedorumänischen auch „Erdbeere", das auch albanesisch, serbisch und bulgarisch ist. *căptuşì* „füttern", „täfeln" zu mundartl. *căptuh*, *cuptuv* „Futter", dieses

zu deutsch *Tuch*; aber eher zu wirklich deutschem *Kopftuch*, als zu dem von Puşcariu ad hoc konstruierten **Kapptuch*; *căpui* „ergreifen", „packen" nicht zu *cap* „Kopf", sondern aus ung. *kapni*; *cărâmb* „Kolben", „Wagenleiter", zu lat. *calamus*, also etwa über **calamulus* als Entsprechung des westrom. **calamellus*, ist lautlich wegen der Behandlung der Endung bedenklich, s. Rom. Gram. 2, 472, besonders das gleichgebaute *armur*; siebenb. *creplă* „Wassertrog" ist Kreuzung von gleichbedeutendem *crep* aus deutsch. *Krippe* und *iesele* „Krippe"; *cucuibă* als Bezeichnung einer heute verlassenen Ansiedlung entspricht lautlich *concubia*; P. nimmt an, dafs *cucuibă* ehemals ein Appellativ des Rumänischen gewesen wäre und „Ort, wo man zusammen mit anderen die Nacht zubringen kann" bedeutete; *flăcău* „Junggeselle" zu rum. *fleac* „Flausen", „Dummheiten"; *prunc* „Säugling" wäre lat. **pueruncus*, dieses Rückbildung aus **puerunculus* als Nachbildung von *homunculus*; ist ohne weiteres einleuchtend. S. 603 ff. sucht nun auch Puşcariu altgermanische Flemente im Rumänischen nachzuweisen. *râncaciu* „geil", „halb kastriert" stellt er zu ahd. *renken* „drehend hinüberziehen", älter **wrankjan*, das weder lautlich noch begrifflich befriedigt; eine bessere Deutung s. jetzt Dacoromania 3, 768 f.; *zgârià* „kratzen" gehört wohl eher zum Stamm, der in span. *garra* „Kralle", *garron* „Sporn" vorliegt, als zu *skëran* „scheren" (nicht *skërran*, das Diez 2 c, *eschirer* entnommen ist); ausführlich wird germanische Herkunft von *rapăn* „Räude", „Krätze" zu erweisen gesucht, so in der Moldau, adjektivisch auch in der kleinen Walachei; dazu alt *rapură* „Art Hautkrankheit", *rápor* „Schweineräude"; das Wort lebt auch im Mazedorumänischen. Es soll zu deutsch *Rapp* „Grind", „Krätze" gehören. Das Wort ist nach Kluge in Süddeutschland nicht bodenständig; die ahd. langob. Form wäre **rapfa*, die natürlich lautlich dem rumänischen Wort nicht genügt. Vielleicht liegt hier wirklich Entlehnung aus dem Gotisch-Gepidischen vor, wo eine Grundform **rappil* sich rechtfertigen liefse; *ciuf* „Uhu", „Haarschopf", mundartlich auch „ländlicher Tanz", alt *ciuh* für den Vogel (letzteres gekreuzt mit rum. *buhă* „Bergeule"); das Wort soll zu frz. *touffe* gehören, das REW 8989 auf ein germanisch unmögliches fränk. **tupfa* zurückführt. Die langobardische Entsprechung des ndl. *top*, anord. *topr* wäre **zopf* wie im Althochdeutschen, das im Vokal dem rumänischen Wort nicht genügt. Noch weniger kann eine ostgermanische Entsprechung in Betracht kommen. Auch die langobardische Entsprechung von mhd. *schopf* „Schopf", nämlich **skopf*, genügt nicht als Grundlage.

610 ff. Drăganu; *deciurică* „Früchte vom Zweig lösen" zu *ciur-cribrum*; *spuriu* „unehelicher Sohn", „unentwickelt", „falsch" und Ableitungen zu lat. *spūrius* „von unehelicher Geburt", „unecht"; die Nebenform *špuriu* zeigt an, dafs das Wort nicht unmittelbar aus dem Lateinischen entlehnt sein kann, desgleichen die Entwicklung der Lautgruppe *-riu*; Drăgan meint trotzdem, dafs das Wort nicht auf dem Umweg über das Serbische entlehnt sei, wo das Wort in der gleichen Gestalt vorkommt. Doch bleibt die Schwierigkeit der Form bei erbwörtlicher Entwicklung des Wortes unerklärt; *jioară*, *vioară* „Kristall" in *limpede ca vioara* aus vlat. **vivulus* für *vividus*, zunächst in der Verbindung *aqua *vivula*.

623 ff. Lacea, *coc* „kleines rundes Brot", zu *coccum*, REW 2009; *grumurà*, Siebenbürgen, „anhäufen", zu lat. *grumulus*, REW 3778; *stauină*

Muscel „Ort mit günstigem Pflanzenwuchs für Schafe“, aus **stabulina* „Ort, wo ein Stall errichtet ist“; wenn die Ableitung nicht sonst noch lebend in rumänischen Mundarten nachgewiesen wird, könnte ein Wortrelikt aus der Römerzeit vorliegen, da *-ina* in dieser Funktion im Rumänischen keine Neubildungen veranlaſst hat; Siebenbürgen *timpuri* „Schläfen“ aus lat. *tempora*; wie verhält sich dazu rum. *tîmple?*; Făgăraş *turtură* „Turteltaube“, wofür sonst nur die Abl. *turturică*, *turtureà* u. ä. erhalten ist, aus *turtur*; *tuşină* „ausgerupfte Wolle“, zu *tonsio*; aber nicht unmittelbar zu diesem, sondern zum Part. *tonsus*; vielleicht auch als postverb. Subst. von belegtem *a tuşinà*, das ein **tonsinare* „leicht scheren“ darstellen könnte.

626 ff. Capidan; *împopoţănà* „sich herausputzen“ zu *pupuză — upupa*; mazedorum. *măriţăscu* „ich verschlechtere mich“ zu lat. *malitia* „schlechte Beschaffenheit“ über **măreaţă*, das nicht belegt ist, dessen Bestehen im Ostromanischen sich aber auch aus dem Albanesischen erschlieſsen läſst; mrum. *scàrk'escu* „nehme die Leinwand vom Webstuhl nach Abschluſs des Webens“, „vollende“, zu *excarpere* „rupfen“; megl. *dărtoari* „kleine Axt“, *dor* „haue Holz mit der Axt“; letzteres aus lat. *dolare*, ersteres *dolatoria*; mrum. *discâlnat* „schwach in Fell und Knochen“, aus **discarnatus*; mrum. *luţ* „Bastard“, aus *luteus* „schmutzig“; mrum. *inţesu* „beim Essen verbrennend“, lat. *incensum*; mrum. *zgurñescu* „wühle auf“, zu lat. *grumus* „Erdhaufen“, vgl. S. 484; mrum. *mpih'ur* „ziehe etwas durch das Nadelloch“, zu *fibulare* „zusammenheften“, also **perfibulare*, über **prihurare?* mrum. *ancuñare* „glimmen“, zu *cuneare* „verkeilen“, über „*erfassen“, mit der begrifflichen Weiterentwicklung von rum. *aprinde* „anzünden“?

632 ff. Giuglea. Lat. *bubia* in der Glosse *a bubia usque ad ungulas*, ALL 10, 228 aus dem 9. Jh. bedeutet nicht „männliche Brust“, Lindsay, oder „Brustwarze“, REW 1352, sondern „Ellbogengelenk“, ist verschrieben für **gubbia*, zu *gubbus*, *gibbus* „Höcker“; daher liegt es auch nicht rum. *îmbuibà* „überladen“, „vollstopfen“ zugrunde, sondern dieses zu lat. *imbuere* über **imbuviare*, das sich zu *imbuere* verhalte wie lat. *pluvia* zu *pluere*; doch hat *pluvere* und das noch zum Vergleich herangezogene *exuere* stammhaftes *-v-*, *imbuere* dagegen nicht; vielleicht ist **imbuviare* Kreuzung von *imbibere* mit *pluvia* = „mit Regenwasser vollsaugen“; *fel* „Art“ wäre nicht gleichbedeutendes ungar. *féle*, sondern eins mit arum. *fel* „Volk“, aus alban. *fjal*, dieses lat. *fabella*; es sind doch wohl die beiden Wörter zu trennen; arum. *păsare*, *păsoniu* „Turm“, „Königspalast“ zu lat. *pausare*, span. *posada* trefflich erklärt; die Abl. *-oniu* wäre noch aufzuklären; *mi e peste cap* „ich bin es übersatt“, „es schaut mir beim Hals heraus“, schon lat. *super caput*; *a se răzimà* „sich stützen“, wäre umgestellt aus **rămăza*, dieses **remediare*, das wäre Weiterbildung von *dimidiare* in der Verbindung *in mensam dimidiati* „mit dem halben Leib zur Speise hingeneigt“; ist begrifflich und lautlich nicht befriedigend, vgl. ZRP 48, 213.

646 ff. Serra; ital. *medaglia* zu lat. *meta* „Heuschober“ über *metale* „kegelförmig“, rom. „*Heuhaufen“ ist nicht haltbar.

650 ff. Bogrea; *asturcan* „Art Pferd“, zu *asturicus* „asturisch“? *bertelie* „Hosenbandsaum“, zu frz. *bretelle*, aber wohl sekundäre Entlehnung aus dem Französischen; *bobletic* „weichlicher, einfältiger, langweiliger Mensch“, verballhornt aus *apoplectic*.

660ff. Articole mărunte. Bogrea belegt neben bekanntem *fiindurecă* für *fiind că* aus dem 18. Jh. *neputândure* = *neputând* und *îmblândure* = *âmblând*, vgl. dazu jetzt die Miszelle Zum Namen der Donau in Zeitschrift für slavische Philologie 3, 149f. *genunchiu* „Stamm". „Geschlecht" und sein Verhältnis zu *genunchiu* „Knie", vgl. lat. *genu* und *genus*; die Beziehung zwischen den Wörtern für Knie und Geschlecht beruht auf alten Rechtsverhältnissen, die nicht nur am Balkan sprachlich zum Ausdruck kommen.

667ff. Bogrea. Der ON *Lăune* aus **lavone* „Ort, wo man sich wäscht", ist morphologisch nicht möglich.

Puşcariu, S. 683ff.; zu *buiestru*, s. d. F., lehnt Zusammenhang mit *boja* ab, verteidigt die Abl. von *ambulare* (vgl. Convorbiri literare 46, 140, wo angeblich versucht wird, die morphologischen Schwierigkeiten der Abl. aus dem Wege zu räumen; der Aufsatz ist mir nicht zugänglich); der Schwund des *-u-* in *âmblà* und die angebliche Erhaltung in *buiestru* wird verglichen mit Formen wie *soarle* neben *soarele*, das eine Allegroform, das andere Lentoform; so wären im Vorrumänischen *stabulum* und *stablum* nebeneinander vorhanden gewesen; *amblare* wäre Ausdruck der Volkssprache, *ambulum* „Pafsgang" der Militärsprache.

Der Band schliefst mit einer Fülle wertvoller Besprechungen und einer Bibliographie für 1921. Aus den Besprechungen hebe ich hervor S. 715ff. Puşcariu, Zur Bedeutungsentwicklung lat. *excutere*, rum. *scoate*; *păsat* „Hirse", nicht **pinsatum*, sondern **quassatum*; S. 716 Feststellung, dafs vor folgendem *-j-* im Rumänischen vortoniges *-i-* zu *-e-* dissimiliert wird; daher *tăciune* aus *tītione*.

818. Giuglea; rum. *raz* „Reibeisen" wäre analogischer Singular nach einem Plural *razi*, aus vlat. **radum* zu *radere*; *pătură* „Kotze", „Haardecke", zu lat. belegtem *coactile* „Pferdedecke aus Filz", über **quactula*, rum. **pa(p)tura*; die Form *pătură* wäre vom Plural *pături* ausgegangen, was bei einem Wort, das in der Regel im Singular gebraucht wird, nicht wahrscheinlich ist; *targă* „Schubkarren" wäre lat. *tragula*; zu erwarten wäre *tragură*, vielleicht dissimiliert *tragulă*, bei alter Synkope **traghie*, aber nicht **trargă*, *tragă*; daher ist die Herleitung von deutsch *Trage* vorzuziehen; Puşcariu, Anm., geht von einem schon lat. **traga* aus, das von *tragula* rückgebildet wäre, wogegen nichts einzuwenden ist; frz. *baille* „Wassergefäfs" aus **bagula*, dieses zu *baga* „Schlauch" ist nicht nötig und nicht wahrscheinlich, da eine *-ula*-Ableitung von einem so spät auftauchenden Wort wie *baga* „Schlauch" nicht möglich ist; rum. *retezà* „den Honig aus der Wabe nehmen", zu *retes* „Netz"?; *preduceà* „kleines Loch im Ohrläppchen", das mit einem kleinen Kolben = rum. *preducel* gebohrt wird, zu *perductus*, über **perducticellus*; *bezmétic* „toll" zu *amphisbeticus*?; *stingher* „einsames Schaf, das noch nicht geworfen hat", wäre Kreuzung von *singularis* mit *stinghe*; *înțesà* „vollpfropfen" zu *insītum* „aufgepfropft", über **insitiare*, das zunächst *însețà* ergeben mufste; hier wird man die Umstellung wegen Anlehnung an *îndesà* gern zugeben; sard. *innidu* „noch nicht angegriffene Weide", *innidare* „einen noch unberührten Ort beweiden", zu lat. *ignitus* „durch Flammen", also ursprünglich **ex-ignitare* „durch Feuer roden"; *a strechià* „toll davonfliehen", zu *streche* „Bremse", dieses über **oestriculus* zu *oestrus* dass.; *a înfiripà* „in guten Stand setzen", refl. „genesen", zu *filare* „spinnen", über **inperfilare*, **împrifira* ist weder lautlich

noch begrifflich genügend begründet; *a prevestì* „sich bedecken“ = **per-vestire*.

Den dritten Band eröffnet G. Oprescu, *Eliade Rădulescu şi Franţa.*

129 ff. Th. Capidan, *Raporturile lingvistice slavo-române. I. Influenţa română asupra limbei bulgare.* Während man bisher geneigt war, den Einfluſs des Bulgarischen auf das Rumänische höher einzuschätzen als den des Rumänischen auf das Bulgarische, vgl. zuletzt Weigand in Balkan-Archiv I, S. 7 der Einleitung, bemüht sich Capidan, den weitgehenden Einfluſs des Rumänischen auf die Entwicklung der Balkansprachen aufzudecken. Seine Ausführungen können als gelungen bezeichnet werden. Der Einfluſs des Rumänischen hätte in altbulgarischer Zeit begonnen und den Höhepunkt nach dem Untergang des bulgarischen Reichs 1018 erreicht. Immerhin kann der Einfluſs des Rumänischen, nach der geringen Anzahl der sicher altrumänischen Lehnwörter im Altbulgarischen zu schlieſsen, nicht sehr stark gewesen sein. Es ist ja auch umgekehrt die Anzahl der gemeinrumänischen abulg. Lehnwörter sehr gering, bzw. gleich Null, wenn Bărbulescu's Anschauungen von dem mittelbulgarischen Charakter der ältesten slawischen Lehnwörter begründet sind, s. ZRP 48, 205 f.; Capidan meint allerdings, daſs sich viel mehr altrumänische Lehnwörter im Altbulgarischen nachweisen lassen müſsten, wenn nicht die abulg. Literatur einen ausgesprochen religiösen Charakter hätte. Das kann richtig sein. Es müſste hier die Slawistik mit der Untersuchung der romanischen, dem Serbischen, Slowakischen und Bulgarischen gemeinsamen Lehnwörter einsetzen. Der Haupteinfluſs hätte sich zur Zeit der rumänischen Hirtenwanderungen geltend gemacht, was durch die rumänischen Lehnwörter im Nordslawischen bestätigt wird. Rumänisch soll auch *stăpân* sein, das C. mit Übernahme einer Erklärung, die auf Barić zurückgeht, aus einem **hospitanus* erklären will. Dieses wäre über **uspătân*, **spătân* zu *stăpân* umgestellt worden. Das erinnert an *alopex* — *goupil* u. ä. Das Wort gehört zweifellos zu alban. *stɛpì* „Haus“, das G. Meyer ebenso unwahrscheinlich auf lat. *hospitium* zurückführt, das aber wohl zu dem Grundwortschatz des Albanesischen gehört. *stăpân*, alban. *štopan* und die entsprechenden slawischen Formen verhalten sich zu *stɛpì* wie air. *tigerne* „Herr“ zu *teg* „Haus“ u. ä., es ist der „Hausvater“. Es gehört das Wort also zu den thrako-illyrischen Elementen des Balkans; deswegen kann doch die albanesische Form später wieder aus dem Rumänischen entlehnt oder von diesem beeinfluſst sein.

Am stärksten zeigt sich der rumänische Einfluſs im Ostbulgarischen, wo südlich der Donau zahlreiche rumänische Kolonien im Bulgarischen aufgegangen sind. Ostbulgarisch ist der Wandel von unbetontem *-a-* zu *-ă-*, der Übergang von unbetontem *-e-*, *-o-* zu *-i-*, *-u-*; die Weiterentwicklung von *ѣ* zu *-ea-* vor *a*, *o*, *u*, zu *e* vor *i*, also bulg. *veara* — *veri* wie rum. *seară* — *seri*. Dieser Einfluſs des Rumänischen auf das Ostbulgarische kann aber nicht alt sein, da hier die rumänische Bevölkerung nicht vor dem 12. Jh. eingewandert ist, s. ZRP 48, 206; Capidan meint nun, daſs auch die bulgarischen Elemente des Rumänischen aus dem Osten stammen. Der Beweis dafür müſste erst erbracht werden. Es ist diese Annahme gar nicht wahrscheinlich. Die starke Beeinflussung des Ostbulgarischen erklärt sich aus dem Aufgehen der rumänischen Bevölkerung unter den Bulgaren. Daſs auch bulgarische Bevölkerung im heutigen Dakorumänischen aufgegangen ist, zeigen vor allem die zahllosen

bulgarischen Ortsnamen. Der bulgarische Einflufs auf das Rumänische ist aber viel eher auf diese unter den Rumänen aufgegangenen Bulgaren zurückzuführen, als auf eine bulgarische Bevölkerung aufserhalb des rumänischen Sprachgebiets. Bis nicht das Gegenteil erwiesen ist, glaube ich, dafs umgekehrt gerade die ehemals im Westen des rumänischen Sprachgebiets ansässigen Dakoslawen, die in den Rumänen aufgingen, das Hauptkontingent der bulg. Lehnwörter gestellt haben, s. ZRP 48, 207 f. Es zeigt sich also ein vollständiger Parallelismus in der Geschichte der wechselseitigen Beziehungen zwischen Bulgaren und Rumänen. Die ältesten Lehnwörter auf beiden Seiten sind wenig zahlreich. Sie stammen aus einer Zeit, in der die Völker noch voneinander getrennt waren; sie bilden auch keine konstitutiven Merkmale der Sprache. Später kommt es zu einem Untereinanderleben der beiden Bevölkerungen, die zum Aufgehen des bulgarischen Elements nördlich der Donau und zum Aufgehen der Rumänen südlich der Donau unter den Bulgaren führt. Das ist die Periode der stärksten Beeinflussung. Nach allem, was C. über die Intensität des rumänischen Einflusses auf das Bulgarische bringt, kann kein Zweifel mehr bestehen, dafs die Heimat des nachgestellten Artikels das Rumänische ist, wie C. annimmt. Er hätte darauf hinweisen können, dafs die Nachstellung des Artikels altromanisch an gewisse syntaktische Stellungen gebunden ist, wie aus Rydberg, Zur Geschichte des frz. ə 245 hervorgeht.

238 ff. Drăganu, *Pagini de literatură veche.*

251 ff. Drăganu, *Conjuncţiile de şi dacă.* Der Verfasser will die Vielheit der Verwendungen des rum. *de* als Präposition und Konjunktion aus temporalem *de* erklären, knüpft daher an lat. *de* in *de tertia vigilia* „von ... ab“ an; daraus rum. *de-azi înainte* „von heute ab“; dann abgeschwächt, ohne Ausdruck des Fortschrittes in der Zeit *de seară* „des Abends“; von hier aus erkläre sich die temporale Konjunktion *de* „seit“. Hier liegt die Schwierigkeit; nach afrz. *fors que*, mfrz. *sans que*, neben denen die grammatikalisch durchsichtigeren Konjunktionen *fors ce que, sans ce que* stehen, ist zwischen die Präposition *de* und die Konjunktion *de* wohl ein *de că* „von dem dafs“ einzuschieben, das ja tatsächlich dem späteren *dacă* zugrunde liegt. Erst von einer Konjunktion *de că* aus ist dann *de* als Konjunktion verständlich. Die Weiterentwicklung vom temporalem *de* zu konditionalem und kausalem *de* und von konditionalem *de* zu konzessivem *de* bietet keine Schwierigkeit. Weniger glaubhaft ist die Herleitung des finalen und konsekutiven *de* aus der temporalen Funktion. Hier liegt es näher, an die finale, konsekutive Präposition *de* anzuknüpfen wie in *greu de făcut* „schwer zu tun“, *cal de vânzare* „Pferd, das zu verkaufen ist“, deren begriffliche Herleitung aus dem Vulgärlateinischen ich ZFSL 42, 2, 152 ff. angedeutet habe, was aber Dr. offenbar entgangen ist.

284 ff. Grimm, *Traduceri şi imitaţiuni româneşti după literatura engleză.*

378 ff. Puşcariu, *Contribuţiuni fonologice*, behandelt die Wörter nichtlateinischen Ursprungs, die im Rumänischen angeblich den Wandel von *-an-* zu *-ân-* mitgemacht haben. Es sind dies fünf Wörter: *stâncă* „Felsen“, *jupân* „Herr“, *stăpân* „Herr“, „Besitzer“, *stână* „Melkhütte“, *smântână* „Rahm“. *jupân* scheidet P. aus, da er die von Giuglea aufgestellte Herleitung aus dem Lateinischen annimmt, vgl. hier S. 482; desgleichen *stâncă*, da die

älteste Form des Wortes als *stinca* bezeugt ist, die Zusammenhang mit slaw. *stanъ* ausschliefst; ebenso *stăpân*, s. oben, dessen Herleitung aus **uspătan* P. dadurch glaubhafter zu machen sucht, dafs er eine reiche Liste von Wörtern, die eine solche Umstellung zeigen, zusammenstellt. Bestehen aber bleibt, dafs *hospitium*, rum. *ospăţ*, und *hospitem* mit Sippe im Rumänischen weder den Schwund des Anlauts noch die Umstellung zeigen, die **hospitanus* mitgemacht haben müfste, s. dazu Giuglea, Dacorom. 3, 611. Aus der Liste sind auch die Wörter vom Typus *improtivă* neben *impotrivă* auszuscheiden, die weit über das Rumänische hinaus die Umstellung des *-r-*, nicht die Metathese zweier Konsonanten zeigen. Von den übrigen Belegen verlangt jeder einzelne eine Sonderuntersuchung. Meist ist es Anlehnung an ein begriffsverwandtes Wort, vgl. hier S. 477 *înţesà*, oder Anlehnung an ein anderes Suffix, was die Metathese veranlafst. Die Fälle aus den südfrz. Mundarten dürfen ebenfalls nicht als Beweis für die Möglichkeit einer Metathese ohne besonderen Grund angeführt werden, da eine südfrz. Mundartengruppe die Metathese der intervokalischen Konsonanten in dreisilbigen Wörtern als Gesetz kennt. Lieber wird man Puşcariu beistimmen, wenn er *stână* nicht aus slaw. **stana* „Aufenthaltsort", sondern aus einem illyrisch-thrakischen **stana* gleicher Bedeutung ableitet, da diese *-n-* Ableitung vom Stamme von *sta-re* auch durch das Albanesische gesichert ist; *stână* „Melkhütte" und *stăpân* können gleichzeitig aus der Sprache der vorromanischen Bevölkerung am Balkan aufgenommen worden sein. Ableitung aus dem Illyrisch-Thrakischen versagt aber bei der Etymologie von *smântână*, das nicht von slaw. **smétana* getrennt werden kann, und da dieses auch im Nordslawischen vorkommt, kann es wieder nicht aus dem Rumänischen stammen. Puşcariu denkt nun daran, dafs rum. *smântână* gar nicht zu dem slawischen Wort gehöre, sondern Abl. von lat. *mantum* sei, also ein **submantana* darstelle. Das ist vor allem deshalb unwahrscheinlich, weil es doch auffällig wäre, wenn ein solches sonst nirgends nachweisbares **submantana* gerade in der Nachbarschaft des slaw. **smétana* gebildet worden wäre. Hier ist der Wandel von *-an-* zu *-ân* ursprünglich wohl in unbetonter Stellung eingetreten, erst innerrumänisch ist ein älteres **smătână* in Anlehnung an das betonte *-ână* Suffix zu **smă(n)tână* geworden. So viel geht aber zweifellos aus den Ausführungen Puşcarius hervor, dafs der Wandel von *-an-* zu *-ân-* abgeschlossen war, als die ältesten Berührungen zwischen Rumänen und Slawen stattfanden. Dann wird aber die Annahme wahrscheinlich, dafs die weder romanische noch slawische Art der Bildung der Vokale mit gehobener Zunge wie *ă* und *â*, mundartlich auch in der Palatal- und Velarreihe, auf das Nachwirken der Bevölkerung zurückgeht, auf deren Boden sich die Rumänen ansiedelten, wie in historischer Zeit die Schwächung des unbetonten *-a-* zu *-ă-* im Ostbulgarischen auf das rumänische Substrat zurückführt.

Dazu gibt Puşcariu weitere wertvolle Beiträge zur rumänischen Lautlehre; S. 390 Anm. Belege für *ân + i* zu *in*, Typus *inimă*, lat. *anima*; S. 394 ff. eine Liste der Wörter, in denen im Rumänischen nachtoniges lat. *-a-* vorliegt. Auch hier gibt es wieder zwei Gruppen. Die eine behält das lat. *a* bei und schwächt es zu *-ă-* ab; die zweite setzt schon eine vlat. Grundlage mit *-i-* bzw. *-e-* voraus.

397 ff. Puşcariu, *Lat. libet în românește.* Puşcariu bespricht zunächst die Fälle, in denen das Rumänische im Auslaut gewisser Prónomina ein un-

organisches *-re*, *-le*, *-ne* angehängt zeigt. *libet* sieht P. in der Endung von *acilea* neben *acì*, *acolea* neben *acò*, *alminterea*, *aiurea*, *pururea*, *asemenea* u. ä.; es wäre also z. B. *acolea* ein *eccum ubilibet* + *hac*. Das *l* von *libet* wäre nicht zu *-r-* geworden, weil zur Zeit des Rhotazismus *l* hier noch als im Anlaut eines selbständigen Wortes befindlich gefühlt worden wäre. Dann wäre aber wohl auch der Akzent auf dem *-e-* geblieben, die Form wäre *aculé(a)*, nicht *acólea*. Eher ist an lat. *velles*, *vellet* zu denken, das vor dem von Puşcariu angenommenen *libet* den Vorzug besitzt, daſs es auch im Italienischen belegt ist, so im Ritmo Cassinese *obebelli* „wo immer", dessen Erklärung samt der Angabe seiner Verbeitung im Altitalienischen auf Mussafia zurückgeht. Ein **ecce ubi vellet*, rum. *acólea*, ist dann die Form der bescheidenen Aussage, die in indikativischer Form in *-oare* = **volet* vorliegt. Durchaus überzeugend erklärt dann P. das Weitergreifen dieses *-le* auf die Ordinalzahlen. Ausgang wäre ein *quantus libet* (zu ersetzen durch *quantus vellet*) = *cătulea* „der wievielte", das in der Antwort ein *treilea*, *zecelea* herbeiführt; dieses *-le* in *treile(a)* wird nun mit dem Artikel in *laptele* identifiziert und darnach zu Zahlwörten mit auslautendem *-u* wie *patru* ein *patrul* gebildet, so daſs nun die Kardinalzahlen scheinbar dadurch aus den Ordinalzahlen gebildet werden, daſs man ihnen den Artikel anhängt. Auch in dem *-re* in *âmblândure* u. ä., s. S. 477, sieht P. dieses weitergewanderte *libet* (d. h. *vellet*).

406 ff. Bogrea, *Studii de semantică*. I. Observaţii semantice asupra „Irodot" ului de la Coşula, gibt Bemerkungen zur Sprache der von Jorga 1909 herausgegebenen Herodotübersetzung aus dem 17. Jh., namentlich die Bedeutungsentwicklung einzelner Wörter betreffend; II. Probe de sinonimică românească, mit den Ausdrücken für *gravidă*, *violonist*, *rat* „Schnabel", *cascadă*, *colină*.

461 ff. Lacea, *Copiştii Psaltirii Scheiene*, kommt zu dem Ergebnis, daſs der Psalter von Siebenbürger Sachsen abgeschrieben wurde, woraus sich u. a. die unrumänischen *ai-*, *ui*-Formen für rum. *a*, *u* erklären, s. d. F. Dazu eine Anmerkung Puşcarius, der als Zeit der Abfassung des Originals das Jahr 1515 feststellt. Zu demselben Ergebnis betreffs des Wirkens der Siebenbürger Sachsen als Abschreiber kommt unabhängig Drăganu, *Manuscrisul liceului grăniceresc „G. Coşbuc" din Năsăud şi săsismele celor mai vechi manuscrise româneşti*. Das behandelte Manuskript wurde 1922 entdeckt; es enthält Predigten, Heiligengeschichten u. ä. Das Original stammt aus dem 16. Jh., was sich z. B. im Fehlen des *pre* als Akkusativzeichen zeigt. Der Abschreiber war Siebenbürger Sachse, daher die Schreibung *e* für *-ă-*, die Übertragung des *-i*-Nachklangs nach Vokalen aus der heimischen Mundart (z. B. *braịchn* = *brechen*), die Wiedergabe des rum. *-ụ-* z. B. in *plouă* durch *-v-* u. a. Besonders bemerkenswert ist dieser sächsisch-rumänische *-i*-Nachklang, der nach D. nicht nur für das Rumänische im Mund der Siebenbürger Sachsen charakteristisch gewesen wäre, sondern sich in Gegenden, die unter starkem sächsischen Einfluſs standen, auch über die rumänische Bevölkerung ausgebreitet hätte. So meint der Verfasser, daſs die Formen vom Typus *oichiu*, *straichină* für *ochiu*, *strachină* sächsischem Einfluſs zuzuschreiben seien. Das kann richtig sein, doch mit der Einschränkung, daſs diese deutsch-mundartliche Aussprache sich unter der rumänischen Bevölkerung nur dort durchsetzen konnte, wo sie einer

Tendenz der Sprache, hier der Vokalbrechung, entgegenkam. Dieses Übergreifen einer deutschen Sprachgewohnheit auf das Romänische hat seine genaue Parallele in dem ostfrz. *-i*-Nachklang, s. zuletzt Wahlgren in den Mélanges de philologie offerts a M. Johan Vising, 290 ff., dessen Deutung vermutlich anders ausgefallen wäre, wenn er die rumänischen Verhältnisse gekannt hätte.

509 ff. Drăganu, *Verbele derivate cu sufixul -īnare (-īnare, -anare) şi postverbalele lor.* Ausgang der Untersuchung ist *legănà* „schaukeln", „wiegen", *leagăn* „Schaukel", „Wiege", das Puşcariu, Wb. 957 zu *ligare* „binden" stellt, über **liginare* „den Wiegenkorb anbinden", „wiegen"; Dr. möchte lieber einen vorrömischen Stamm **leg-* „bewegen" zugrunde legen. Doch wäre, hätte ein solches **leg-* wirklich bestanden, ein davon abgeleitetes **leginare* doch wieder im Urrumänischen in den Kreis von erhaltenem *legare* „binden" gezogen worden. Die Bedeutungsverschiebung von **leginare* „anbinden" zu „wiegen" wird dadurch nicht ausgeschaltet. *a se moinà* „auftauen", *moină* „feuchtes Wetter" aus **mollīnare* zu *mollis* „weich", trefflich erklärt.

515 ff. Tagliavini, *Sulla questione della posposizione dell' articolo* verfolgt die Verbreitung des nachgestellten Artikels auch aufserhalb der Balkansprachen.

523 ff. Serra, *Per la storia del cognome italiano. Cognomi canavesani (Piemonte) di forma colletiva in -aglia, -ata, -ato* behandelt die angegebenen Kollektivbildungen bei Familien- und Personenbezeichnungen an der Hand eines reichen mittellateinischen Materials.

550 ff. G. Kristóf, *Influenţa poeziei populare române din secolul al XVI-lea asupra lui Balassa Bálint.*

561 ff. Giuglea, *Crâmpeie de limbă şi viaţă străveche românească. Elemente autohtone (preromane), greco-latine, v.-germane.* Neben manchem Zweifelhaften bringt Giuglea wieder eine Menge scharfsinniger Erklärungen zum Wortschatz des Rumänischen. Zu den vorrömischen Elementen sollen gehören: *rână* in *a sta într'o rână* „auf der Seite ausgestreckt daliegen, mit dem Ellbogen auf dem Boden und der Wange in der Handfläche"; dafür mold. *râlă*, sonst mundartlich auch *stau intr'o mână* bzw. *într'un cot.* Die Grundbedeutung von *rână* soll Ellbogen sein, vgl. die Formel *într'un cot*, und auf ein vorröm. **olana* „Ellbogen" zurückgehen, das mit lat. *ulna*, dtsch. *Ellbogen* urverwandt wäre. Da das Wort im Alban. *ƚerε*, gegisch *ƚanε* tatsächlich von Giuglea nachgewiesen wird, ist die Deutung jedenfalls erwägenswert. *brânduşă* „Primel", „Frühlingssafran" u. ä. hätte die Grundbedeutung „Zwiebel", der Stamm gehörte zu ir. *bru*, Gen. *bronn* „Bauch", gr. *βρένθος* „stolz" u. ä. Da für die mit dem Frühlingssafran oft verwechselte Herbstzeitlose von Bertoldi auch in den übrigen romanischen Mundarten vorrömische Stämme aufgedeckt wurden, gewinnt die Etymologie an Wahrscheinlichkeit. *brânză* „Brimsenkäs" wird zum gleichen Stamm **brend-*, **brand-* gestellt, das verbindende Element wäre die Idee des Aufblasens, Aufgehens. *urdă* „Ziegenkäse" zu gr. *ὀρός*, *ὀρρώδης* „molkig", ist überzeugend. *fluier* „Flöte" wie alb. *fl'oére* aus gr. *φλοιάριον* „dünne Rinde" desgleichen. *broancă* „contrebasse" ist Schallbildung, zu einem Stamm **brom-*; auch *vioară* soll Schallbildung sein, kann jedoch nicht von afrz. *viele*, deutsch Fiedel und Sippe getrennt werden. Wegen *simpoiu* vgl. ZRP 48, 212; *bord* „Steinblock", „Erdspalte", zu gr. *βῶλος* „klumpig", über vlat. **bolidus*, ist möglich, wenn die

Entlehnung in nachvlat. Zeit erfolgt ist. *bulz* „Kugel“ wäre analogischer Singular für älteres **buld*, dieses aus **bullĭdus* zu *bulla*; *a se îmburdà* „umstürzen“, „umfallen“ zu dem angeführten *bord*; *grunz* „Brocken“ zu gr. χόνδρος „(Salz-, Weihrauch)korn“, das über **crond* zu **grund*, dann nach dem Plural zu *grunz* geworden wäre. Hier ist die Verallgemeinerung einer Pluralform durchaus gerechtfertigt. Tiktin gibt aufserdem auch für rum. *grunz* die Bedeutung „Brocken Steinsalz, Weihrauch“ an, also die Bedeutung des griechischen Wortes; *fărâmă* „kleines Bruchstück“ assimiliert aus **fărîna*, dieses aus vlt. **farrina* zu lat. *far*, *farris* „Spelt“, „Schrot“; *mălaiu* „Hirse“ zu *amylum* „Stärke“ über **amylalia* überzeugt nicht, da bei einem *-l-* im Stamm vlat. nicht *-alia*, sondern *-aria* als Suffix angetreten wäre; *mătreaţă* „Kopfschuppen“ zu lat. *tarmes* „Holzwurm“, „Fleischmade“, über **tarmitea*, **trămeaţă* ist weder begrifflich noch lautlich wahrscheinlich; *jupân* „Herr“ zu gr. γύπη „Erdhütte“, das als **giupă* im Urrumänischen vorhanden gewesen wäre, ist zweifellos die beste Erklärung des Wortes, die bisher gegeben wurde; die *-anus*-Abl. von einem Worte, das „Haus“ bedeutete, entspricht der hier S. 478 angedeuteten Erklärung für *stăpân*; dieses als lateinische Bildung zu lat. *stips* „Betrag an Geld, Gabe, Spende“, dazu als **stipanus* „der Herr des Erlöses, der Ernte“, würde nur wahrscheinlich sein, wenn sich irgendwelche Spuren von *stips* in den Balkansprachen nachweisen liefsen; **smântână* zu *matta*, vgl. S. 480; *străghiaţă* „Milch, die im Begriffe ist, zusammenzurinnen“, zu *stragula* „Decke“, also über **stragulata* „die auf der Milch sich bildende Haut“; das *-ţ-* in Anlehnung an *ghiaţă*; *a bate* „bespringen“ (vom Hengst“). Kreuzung von rum. *a bate* „schlagen“ mit gr. βατεύειν „bespringen“; *buş* „Strumpf“ aus **bysseus* REW 1434; dazu das Femininum *buşă* „weifs“, von Ziegen gebraucht; *călâiu* „noch nicht trocken“ (vom Brennholz), aus lat. *callainus*, das zu **callaneus* umgestellt worden wäre; *căuş* „Schöpflöffel“ zu gr. κάβος „Getreidemafs“, vgl. aber unten; *a curmà* „abschneiden“ zu gr. κορμός „Klotz“, aber wegen der Verbreitung des Substantivs in der übrigen Romania wohl über das Vlat.; *dejghinà* „lostrennen“, zu gr. γλία, γλίνη „Leim“, also **disglinare*; *geană*, Banat, „Menschenmenge“, aus gr. γέννα „Ursprung“; arum. *gintu* „Volk“ aus *genitus*, ist nicht nötig, da eine analogische Singularbildung von *ginte* aus durchaus möglich ist; *inşfăcà* „packen“ aus gr. σφηκοῦν „zusammenschnüren“; *fulg* „Flaumfeder“ < **flugulu* zu deutsch *Flügel* ist unwahrscheinlich, da nach Kluge das deutsche Wort erst im Mittelhochdeutschen auftaucht, aber selbst eine rekonstruierte Grundform **fliugil* lautlich nicht entspricht; *scruntar* „Sandboden“, zu ahd. *skrunta* „Rifs“, „Scharte“ ist begrifflich nicht so überzeugend, dafs man die Bedenken gegen die Herleitung eines rumänischen Wortes aus dem Langobardischen aufgeben möchte; aus dem Gotischen kann das Wort formell nicht stammen.

629 ff. Procopovici. *Doară* sei nicht lat. *de hora*, weil dieses zu **joara* geworden wäre; das ist nicht richtig, vgl. vlat. *anteannum* zu **antannum*, *deaurare* zu **daurare*, *dealbare* zu **dalbare*. Doch weist P. nach, dafs *doară* ursprünglich „zum zweitenmal“ bedeutete, so dafs eine Zurückführung des Wortes auf *a doua oară* durchaus möglich ist.

643 ff. Etimologii. Meyer-Lübke, *alun*, *tăun*; stellt als Lautgesetz den Übergang von rum. *van* zu *un* fest; daher *avellanu* über **allevanu*, **alluân* zu *alun*; *tăun* gehört daher zu lat. *tabanum*, nicht gallorom. **tabone*.

645 ff. Spitzer; zu rum. *a apucà*, *aṭipì* u. ä., *dădăței*, *a piersecà*, *lapte zburat*; mrum. *zgurñescu*, s. hier S. 476, nicht zu *grumus*, sondern *grunium* „Schweinsrüssel", wird richtig sein.

657 ff. Pușcariu, *Buștean* „Klotz" stammt aus der Sprache der Siebenbürger Sachsen, aus *bumštamm*, d. i. deutsch Baumstamm; *cătinel* „langsam", zu *cautela*, *cautus*; dazu die Feststellung, dafs im Rumänischen der Wandel von *-l-* zu *-r-* nicht eintritt, wenn in der folgenden Silbe ein *-r-* oder *-n-* stand; daher *scăloiu* „Art Zwiebel", aus *(allium) ascalonium* (Lacea); mrum. *alin* „ich steige hinauf" aus **aleno* „ich keuche" für *anhelo*; *călin* „lauwarm" zu *calor*; *călaiu* dass., aus **calaneus* nach *siccaneus*; endlich mdartl. *căloñu* „Art freier Herd" aus **caloneum* zu *calere*; dazu gibt P. Belege für *-oneum-* Abl. von Verbalstämmen, alles glänzend erklärt; *căuș* „Schöpfgefäfs", vgl. hier oben, zu lat. *cavare* in der Bedeutung des ital. *cavare il vino* „den Wein schöpfen"; das Verbum hätte zunächst 1. Sing. **cau*, Inf. **care* ergeben; dazu die Werkzeugsbildung *că-uș* „Schöpfer"; ein dazugehöriges **cavabilis* „ausschöpfbar" in *caier* „zum Abspinnen um den Rocken geschlungenes Bündel Flachs, Hanf", aus *(fuior) caier*; zum gleichen *cavare* auch *încăierà* „sich bei den Haaren nehmen", auch *încăibărà*, doch ist hier die formelle und begriffliche Entwicklung nicht durchsichtig. S. 675 ff. stellt Pușcariu das Verhältnis der *-icare*-Verba zu *-icere*, *-icescere* u. ä. dar, vgl. nebeneinander *îmbumbăcì* und *îmbumbicà* „betrunken machen", „anstacheln", vgl. ferner *ameṭì* „betäuben" zu *desmetecì* „zu sich kommen"; *împletecì* „schlängeln" zu *împletì* „flechten"; *spălà* „waschen" zu *spălăcì* „entfärben"; *păstaie* „Schote", „Hülse" zu *quassare*, vgl. *păsat* S. 477, über **quassitare*, **quassitalia*. Doch müfste ein von **quassitare* rückgebildetes **quassita* der *-alia*-Abl. unmittelbar zugrunde liegen; siebenb. *rușchiu* „schlechter, steiniger Boden" zu *rusclum* „Haufen", REW 7459a; siebenb. *tapă* „Einkerbung im Baumstamm", zu deutsch *Zapfen*, westgerm. *tapo*, ist unwahrscheinlich; formell könnte ein got. gepid. **tapa* zugrunde liegen, wahrsceinlicher ist aber Schallbildung; *împrospătà* „auffrischen", „erneuern", zu rum. *proaspăt* „frisch"; das Verbum hat Țara Hațegului die Bedeutung „mit unfreundlichen, ordinären Worten mit jemand streiten"; dazu im Lexikon Buda *prospetà* 1. „bewirten", 2. „gut oder schlecht behandeln"; also aus vlat. **perhospitare* „vollständig bewirten"; *răcănel* „Laubfrosch" und ähnliche Abl. zu **rákanos* REW 7019, ist schon vlat. Schallbildung; *smirdar* „Wacholder", „Alpenrose" zu lat. *myrris*, *myrride*; *stârnì* „auftreiben", ursprünglich „wegkehren", zu *târn* ‚Rutenbesen".

692 ff. Drăganu. Die Interjektion *cea*, *ceala* „hott", „rechts" wäre nicht ung. *csá*, das im Ungarischen auch zahlreiche suffixale Ableitungen kennt, sondern die Entsprechung von frz. *ça*, *cela*; selbst dtsch. *tscho* in Kärnten als Lockruf für Kühe wäre aus dem Romanischen entlehnt. Das ist um so weniger wahrscheinlich, als weder frz. *ça*, *cela*, noch dessen sichere Entsprechungen in den anderen romanischen Sprachen irgendwo die Bedeutung des rum. *cea* haben; *cinioară* „Zeit der Abendmahlzeit", soll lat. *cenae hora* fortsetzen. Der Ausdruck müfste dann schon vlat. verschmolzen sein, aber ein solches vlat. *cenora* hätte **cinoară*, ein vlat. **ceniora* **ciioară* ergeben. So läfst denn Drăganu rum. *cină* sekundär auf die Lautentwicklung des angeblich zusammengesetzten Wortes einwirken. Da ist es aber doch einfacher, an der

alten Herleitung des Wortes von *cină* + *-oara* = *-eola* festzuhalten. Der Übergang von „Mahlzeit“ zu „Essenszeit“ bietet keine Schwierigkeit; *cinteză* „Buchfink“ ist Schallbildung wie andere Bezeichnungen des Vogels; *genoate*, *gionate* u. ä. „Knie“, aus **genuata* „Knie und Umgebung“ zu *genu*, wie **costatum* zu *costa*, gegenüber *genuculum*, rum. *genunchiu* „das einzelne Knie“; *a păcà*, so im 17. Jh. = „unterwerfen“, lat. *pacare*; *a pără*, erschlossen im Codex Sturdzanus, aus lat. *parare* wie das zusammengesetzte *apără*; *a se şuşta* „sich auflehnen“ = lat. *suscitare*, zu REW 8482.

724 ff. Bogrea; *alivenci*, „Art Mehlspeise mit Käse“ wäre ursprünglich die aus der slawischen Bibelübersetzung übernommene Bezeichnung des Ölbergs = **olivenca* und gleichbedeutendes *ghismane* entlehnt aus dem biblischen *Gethsemane*; ähnlich wäre *hamon*, *havon* „Ölkuchen“ eins mit dem Namen des *Haman*, des Ministers des Ahasverus; *apusat* „abgelegen“, „verborgen“, so Romanaţi, ursprünglich „von der Steuerleistung befreit“, = **apausatus*; *a îngenà* „(aus Alter) die Beweglichkeit verlieren“, zu *genu* „Knie“, also etwa über **ingenuare* „in die Knie sinken“; vgl. oben **genuata*, das die Erhaltung des Simplex *genu* im Ostromanischen sicherstellt; *a se prepinge* „sich etwas anderswohin denken“, zu lat. *perpendere?*; *rutes(u)* „indefs“, „wiederum“, aus *retroversum* oder *retrorsum*, ist lautlich unerklärt, da für eine Umstellung von **retros* zu **rotres* kein Grund vorliegt; *vinimeriu*, volkstümliche Bezeichnung für den September, aus *vindemiarius (mensis)* „Monat der Weinlese“.

748 ff. Lacea; *boarfă* „Barbe“ aus lat. *barbus*, aber über siebenb. *buerwen*. Im Wörterbuch der Akademie fehlendes *bărboaie* dass. ist nach Lacea Ableitung von deutschem *Barbe*, aber eher schon vlat. **barbonea*, mit dem kleine Tiere bezeichnenden Suffix abgeleitet von lat. *barbus* dass.

753 ff. Capidan; mrum. *alintsescu*, rum. *alicì* „sich zeigen“, „erscheinen“, nicht lat. *adnanciscere*, sondern bulg. *ličiti* dass.; mrum. *arăspease* „etwas, was sich von Zeit zu Zeit ereignet“, zu lat. *spissus* in der Bedeutung „oft“, die auch in alban. *špeš* fortlebt, also **respissa*; mrum. *căltšune* „Strumpf“, vlat. **calceone* wie ital. *calzoni*; mrum. *cătândoraş* „Hahn“, nur in einem Rätsel überliefert, ist Abl. von der mrum. Entsprechung des rum. *cântător* „Sänger“; *îmbufnà* „mürrisch“, „aufgebracht sein“, dazu mrum. *imbufună*, zu *bufo* „Eule“, Puşc. Wb. 231, also **imbufonare*; *înfărmà* „die Hand auf etwas legen“, so Banat, zu *firmus*, also ein **infirmare* „festmachen“; *înfierbăză* bei Dosofteiu, „in Hitze geraten“, zu *fervidus* „feurig“; *înfierà* „sich zu zeigen beginnen“, „zu geschehen anfangen“, so Moldau, Siebenbürgen, vlat. **infilare* zu *filum* „Faden“ wie alban. *filoj* „anfangen“; *-ie-* für *-i-* wie in mundartlich *mier* = *mir*; mrum. *nire* „Niere“, nach einer persönlichen Mitteilung, wäre umgestellt aus **rine* zu *ren*; solange das Wort nicht besser gesichert ist, glaube ich eher, dafs deutsches „Niere“ aus Ärztekreisen vorliegt; mrum. *nturinare*, vom Verdunkeln des Himmels vor einem Gewitter gesagt, zu lat. *rutilare* „rötlich schimmern“, ist lautlich und begrifflich nicht überzeugend; zu rum. *oţărî* „erbittern“, „Schrecken einjagen“, zu *terrere*, also etwa **obterrere*, ist wegen des im Vlat. bei Neubildungen nicht nachweisbaren Präfixes *ob-* unwahrscheinlich; mrum. *plătare* „Schulter“ zu *plattus*, vgl. neugr. *πλάτη* dass.; die Abl. ist *-alis* wie in lat. *spinalis*; mrum. *tulă* „Ziegel“ aus lat. *tubula* „röhrenförmiger Dachziegel“, vgl. alban. *tulε* „Backstein“.

765 ff. Giuglea; *biet* „arm“ aus **biliatus* wie lat. belegtes *biliosus* „geifernd“ zu *bilis*, trefflich erklärt; mrum. *mușat* „schön“ zu lat. *musteus* „frisch“, das zunächst *muș* ergeben hätte; *râncaciu*, auch *râncău*, *rânc* „schlecht kastriert“, zu lat. *ramex* „Hodenbruch“, über **ramicus*, vgl. S. 475; ein von *ramus* abgeleitetes **ramica* in mold. *râncă* „Rute“; die Behandlung des Nachtonvokals, vgl. *pedica* zu *piedică*, müſste noch aufgeklärt werden.

772 ff. Pușcariu. Mundartliches *ei face* für *fac* in 3. Plur. geht aus von unpersönlichen Konstruktionen mit nachgestelltem pluralischen Subjekt, wie z. B. *nu mi place . . . vorbele astea*; rum. *aúd* mit dem Akzent auf dem zweiten Bestandteil des *-au*-Diphthongen erklärt sich aus der Antwort. Die Negation zieht den Akzent nach sich, also *nú pot* „ich kann nicht“; das *-u-* von *nu* schwindet in der Rede vor Vokal, die Akzentstelle bleibt aber erhalten, daher *n'ăsculți* „hörst du nicht?“; wie zu diesem in der Antwort ein auf der zweiten Silbe betontes *ascúlt* „ich höre“ gegeben wird, so ruft ein *n'áuzi* „hörst du nicht?“ ein oxytones *aúd* hervor. Ein prächtiger Beleg für das Einwirken der Syntax auf die Lautentwicklung. *lăut* „gewaschen“ zeigt Einfluſs der *-ūtus*-Partizipia, *lăútă* „Laute“ stammt nicht aus dem Deutschen, sondern aus gr. λαοῦτα; S. 775 ff. verteidigt P. gegen Giuglea *frământà* „kneten“ aus lat. *fragmentare*, s. ZRP 33, 233 f.; die Herleitung von *rână*, s. S. 482, von *ren*, die Erhaltung des *-u-* in *buiestru* = **ambulestru*. Doppelformen wie die für *amblare — ambulum* angenommenen würden in *tremulo* > rum. *tremur* neben mrum. *treambră* aus **tremblat* vorliegen.

798. Lacea, *Genetive feminine formate cu articolul prepozitiv*, gibt Belege aus der Toponomastik, aus Personennamen, einen bei der Bezeichnung der Blume Lamium purpureum, *pizda i țigancă* für sonstiges *pizda țigăncii*; ebenso den ON *fântână îi Mărine* für *fântâna Mărinii* u. ä.

803 ff. Bogrea, *Contribuții la studiul sufixelor rumânești*; zu *-astru*; *-ar* zur Bezeichnung der Herkunft u. ä.; mrum. *bal'u* „mit einem weiſsen Fleck auf der Stirn“, dazu rum. *bălan* in *cal bălan* „Schimmel“; B. verweist auf Procopius, s. hier ZRP 43, 553; stellt es zu alb. *balɛ* „Stirn“, *bal'oš* „von Pferden und Ochsen, die eine weiſse Stirn haben“. Die französischen, keltischen und germanischen Entsprechungen des Wortes sind B. entgangen. Die Geschichte des Wortes ist demnach noch zu behandeln. *soriciu* als Beiwort des Pferdes bedeutet „mausgrau“.

817 ff. Zahlreiche inhaltsreiche Besprechungen, darunter S. 916 ff. die Feststellung der siebenbürgisch-sächsischen Eigentümlichkeiten der ältesten rumänischen Literatur; S. 986 ff. die Bibliographie der Zeitschriften von 1922; S. 1077 ff. Nekrologe.

E. Gamillscheg.

Zeitschriftenschau.

Analecta Bollandiana, t. XLV (1927).

Heft I u. II. p. 1: Hippolyte Delehaye, Une Vie inédite de saint Jean l'Aumônier. — p. 75: Paulus Grosjean, S. Columbae Hiensis cum Mongano heroe colloquium (vgl. K. Meyer and A. Nutt, The Colloquy of Colum Cille and the youth at Carn Eolairg, Zs. f. celt. Phil. II (1889), 313 ff., 555 ff.). —

p. 84: Maurice Coens, Une relation inédite de la conversion de S. Hubert (ergänzt die Forschungen von A. Poncelet, Revue Charlemagne I (1911), 129 ff. Abdruck der Conversio s. Huberti confessoris nach einer Hs. in Nimwegen). — p. 93: Donatien De Bruyne, Le plus ancien catalogue des reliques d'Oviedo (in Hs. Valenciennes 99, s. XI). — p. 97: Hippolyte Delehaye, Les lettres d'indulgence collectives (Forts.).

Heft III u. IV. p. 225: Francesco Lanzoni, Il sogno presago della madre incinta nella letteratura medievale e antica (Vf. verfolgt mit grofser Belesenheit das Motiv vom symbolischen Traum der Mutter während ihrer Schwangerschaft, der Ruhm oder Schande ihres Kindes verheifst, und glaubt, dafs das Traummotiv aus den einfacheren Formen von Erzählungen über wunderbar befruchtete Frauen hervorgegangen sei. Doch müfste auch die folkloristische Seite für eine Entscheidung dieses Problems herangezogen werden). — p. 262: Paul Peeters, Saint Thomas d'Émèse et la Vie de sainte Marthe. — p. 297: Hippolyte Delehaye, Hagiographie et archéologie romaines. II. Le sanctuaire des Apôtres sur la voie Appienne. III. De quelques publications récentes. — p. 323: Ders., Les lettres d'indulgence collectives (Forts.). — p. 345: Maurice Coens, Notes sur la légende de S. Hubert (über die Vita s. Huperti im Passionale von Blaubeuren = Hs. Fulda Aa. 96 hgb. von P. Lehmann und N. Bühler, Hist. Jahrbuch XXXIV (1913), 504 ff., und den Druck Vita divi Hupperti ad centum versus redacta, Coloniae 1516, des Dominikaners Jacobus Magdalius Gaudensis, sodann über mehrere Publikationen aus Anlafs des zwölfhundertjährigen Jubiläums (1927) des Todes dieses noch heute in Belgien viel verehrten Heiligen und Jägerpatrons).

Archivum Romanicum, vol. X, Nr. 3/4 (Juli-Dezember 1926).

p. 1: A. de Stefano, Le origini dei frati Gaudenti (ergänzt auf Grund neueren Materials die Darstellung des Domenico Maria Federici, Istoria de' Cavalieri Gaudenti, Venezia 1787, über jenen 1260 in Bologna gegründeten und von Papst Urban IV. bestätigten Orden von Rittern, Klerikern und Laienbrüdern, der vielfach politischen und sozialen Zwecken diente, bald entartete und erst 1589 zu bestehen aufhörte. Der Dichter Guittone d'Arezzo gehörte ihm an und rühmt sich dessen; es bekämpft ihn besonders Salimbene wegen des weltlichen Sinnes und Dante versetzt mehrere seiner Vertreter in die Hölle. Der Vf. räumt energisch mit den falschen Ansichten Federicis auf. = p. 351: J. Morawski, Les Douze mois figurez (oder Dit des douze mois unter Beziehung auf das menschliche Leben, das hier auf 72 Jahre angesetzt wird. Sorgfältige Edition nach fünf Hss. und Ausblicke auf die remaniements nebst Verwertung im Grant Kalendrier et Compost des Bergiers (seit 1496). Es ist möglich, dafs eine ähnliche lat. Dichtung des Mittelalters zum Vorschein kommt, wenn erst solche Texte gesammelt und allgemein zugänglich gemacht werden. Zum Schlufs des Gedichts und zum Autornamen Le Cuveilier s. A. Långfors, Nph. Mittg. XXVIII [1927], 252). — p. 364: S. Santangelo, Sul testo siciliano dei Dialoghi di s. Gregorio (hgb. Grassi und De Sanctis, Documenti per servire alla storia di Sicilia, vol. XI (1913/15); die Übersetzung des fratri Johanni Campulu de Missina fällt, da von Eleonora, der Gemahlin Friedrichs II.

veranlafst, in die Jahre 1302—1343. Paläographische, sprachliche und historische Untersuchung des Textes aus der Hs. Bibl. Naz. di Roma, cod. V. Emanuele XX, von dem heute nur ein Teil, da später der Rest dieses Fragments kalabresisch umgearbeitet worden ist, als echt sizilianisch gelten und nur so bewertet werden darf). — p. 381: Giulia Reichenbach, Costumi della rinascenza. I serragli degli Estensi (Vorliebe der Herzöge Borso und Ercole I von Este für seltene Tiere, auch Löwen, Leoparden, Elephanten, die unter vielen Kosten herbeigeschafft wurden). — p. 387: Attilio Levi, Parola e verso in Dante (Beiträge zur Metrik, die der Vf. zu erweitern gedenkt). — p. 428: L. Bertalot, Eine Satire gegen die römische Kurie aus dem XV. Jahrhundert (Der um das Spätlatein hochverdiente Vf., der über grofse Sammlungen verfügt, druckt eine, sicher nicht von Petrarca herrührende, Rominvektive aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ab, die der Form nach einem dramatischen Einakter nahekommt, in einer Pariser Hs. als Dyalogus piladis et horastis de miseria curie Romane, in einer Bamberger Hs. als Comedia Piladis et horrestis bezeichnet. Dem Vf. standen sechs Hss. und die Inkunabel Hain 12798 Bl. 10—12 zur Verfügung, vgl. Borinski, ZfrPh. XXXVI (1912), 593. Stofflich ist damit verwandt eine Verssatire in Dialogform, die Bertalot nicht erwähnt hat: Hs. Oxford, Bodl. Add. A. 44, f. 46 Dialogus inter euntem ad curiam et revertentem a Roma de malis erroribus curie. Inc. 'Bene veneritis, caretis socio'. Ich gedenke diese Dichtung nebst anderen bisher nicht gedruckten aus dieser Hs. gelegentlich mitzuteilen). — p. 439: Giorge Pascu, Bibliographie roumaine 1922—1924.

Vol. XI, Nr. 1 (Januar-März 1927).

p. 1: Giulio Bertoni, Il canto degli ipocriti (c. XXIII dell' Inferno). (Vortrag des Vfs. in der Casa di Dante 11. April 1927, worin er diesen Gesang vorwiegend als den „canto della stanchezza e della tetra, insopprimibile, indefinita e sconsolata malinconia" hinstellt und weder echte Satire noch Beimischung gelassener Satire anzunehmen geneigt ist: stille Müdigkeit und Resignation ist der Grundton namentlich vor der Heuchelei der beiden Frati Gaudenti, Catalano und Loderingo). — p. 14: Vittorio Bertoldi, Per la storia del lessico botanico popolare (zu O. Penzig, Flora popolare italiana, Genova 1924). — p. 31: Antonino de Stefano, Delle origini e della natura del primitivo movimento degli Umiliati (Der Vf. erweitert die Ergebnisse seiner früheren Arbeit Le origini dell' Ordine degli Umiliati, Rivista storico-critica delle scienze teologiche, t. II (1906), 851 ff. und nimmt Stellung zu L. Zanoni, Gli Umiliati nei loro rapporti con l' eresia, Milano 1911. Er zeigt, dafs der Ursprung dieser Bewegung nicht vor 1170 fallen kann uud dafs auf die Waldenser Gärung auf Grund der evangelischen Armut eine kirchliche Annäherung zu Beginn des 13. Jahrhunderts erfolgt ist, die die päpstliche Billigung fand). — p. 76: Guido Zaccagnini, La lirica di Cino da Pistoia (vortreffliche Gesamtwürdigung der Persönlichkeit dieses Dichters, dessen Text er 1925 ausgezeichnet herausgegeben hat, vgl. auch L. di Benedetto, Rimatori del Dolce Stil Novo, Torino 1925). — p. 94: Leo Spitzer, Etymologien: afr. *sen(z)fege*, *senzfoge* (= *sanc-fegié* (vgl. *sanc-meslé*) einer, dem das Blut geronnen ist, Feigling, Verräter). — otr. *spara* 'Tischtuch' (urspr. Fetzen, dann Wischtuch zu *sparare* zerfetzen, dem Gegensatz von *parare*). — frz. *garenne*

'Kaninchengehege, Fischweide' (gehört zu *garant* schützend, aprov. *garanda* Grenze, also Schutzgehege wie afr. *defois* Schutzweide, Schutzwiese). — gallo-rom. **impeltare* 'pfropfen' (dt. *pelzen*, afr. *empeuter*, prov.-kat. *empeltar*) (zu gr.-lat. *pelta* Schild, wegen der besonderen Art des Okulierens, da das Schildchen in einen Wildling eingeführt wird). — p. 98: A. Marigo, De Hugucionis Pisani „Derivationum" latinitate eorumque prologo (Probe einer Sammlung mlat. Wortformen aus dem Prolog, deren Fortsetzung im Hinblick auf einen neuen Ducange vom XII./XIII. Jhdt. überaus wünschenswert ist). — p. 108: Lina Cesati, Contatti e interferenze tra il ciclo brettone e carolingio prima del Bojardo (Die längst erkannte Durchsetzung von Epen wie Doon de Mayence und Huon de Bordeaux mit dem Element des Wunderbaren und mit Liebes-episoden wird in den franko-italien. Dichtungen zur Mode: Berta de li gran pié, Macaire, Berta e Milone, L'Entree d'Espagne, dann Attila des Nicola da Cásola, und so war der Weg für Bojardo vorbereitet). — p. 118: Michele Catalano, La „quinta sorella" di Ludovico Ariosto (die zweite Taddea). — p. 124: Attilio Levi und Leo Spitzer, Ancora su fr. *comptant*. — G. Bertoni, moden. *zirudèla*, carrucola, puleggia; filastrocca. — Rezensionen. p. 125: Leo Jordan, Die Kunst des begrifflichen Denkens. München 1926 (A. Faggi). — p. 128: A. Griera, Los Esposalles (Recull de Costums). Gazetta de Vich 1925. Biblioteca d'autors vigatans, vol. XIX (Eva Seifert). — Ludwig Pfandl, Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts. Kempten 1924 (dies.). — p. 130: D. Puzzolo Sigillo, Il Sonetto Italiano già bello e formato nelle materne viscere di un' antichissima doppia canzone siciliana? (con una lettera di G. A. Cesareo). Messina 1924 (Gennaro Maria Monti). — p. 132: D. Alighieri, Il Canzoniere, a cura di G. Zonta. Torino 1923 (ders.). — p. 133: La „Melagrana aperta" di Teodoro Aubanel. Intro-duzione di Alessio Di Giovanni. Traduzione di Mario Grasso. Catania 1926 (Giulio Bertoni).

Vol. XI, Nr. 2 (April-Juni 1927).

p. 137: Giulio Bertoni, Il linguaggio mistico di Santa Caterina da Siena. — p. 150: Antonino de Stefano, Intorno alle origini e alla natura della „secta spiritus libertatis" (Vf. untersucht, ohne die Ursprungsfragen genauer verfolgen zu wollen, die drei Grundzüge dieser von erotischer Mystik erfüllten Bewegung, Pantheismus, Pauperismus und Joachimismus, und findet ähnliche Tendenzen in den Versen der nach Exaltierung und Freizügigkeit strebenden Begarden, Joachimiten, Spiritualen und Flagellanten des XIII. und XIV. Jhts. vertreten). — p. 163: Alexander Haggerty Krappe, Studies on the Seven Sages of Rome. VI. Canis (Die Zurückführung des Motivs von den drei das Kind betreuenden Wärterinnen auf ein indisches Original halte ich nicht für unbedingt nötig, da derlei leicht in die europäischen Fassungen ein-geführt werden konnte. Übrigens liegt kein Grund vor, diesen Zug der Version aus der Scala celi abzustreiten, da auch da die tres nutrices mit ihren Obliegen-heiten erwähnt sind. Meine Neuausgabe dieses Textes in der Festschrift für A. Hillebrandt (1913), 54 ff., worin ich den Nachweis führte, dafs er auf ein altfranz. Original zurückgeht, kennt der Vf. nicht). VII. Medicus (Forts. zu Arch. Rom. VIII, 386 ff. Wegen der Scharfsinnsprobe bezüglich der unehelichen Herkunft des Patienten verweist der Vf. auf eine kurze Geschichte in den

Vierzig Viziren, aber die Ähnlichkeit ist nicht zwingend und die Annahme einer byzantinischen Vorlage ganz unbestimmt). VIII. Roma (gehört zur Gruppe der Kriegslisten, die herangezogene Parallele bei Josephus, Contra Apionem II, 10 ist farblos [Holzmaschine mit drei Lichterreihen], während in Roma Spiegel und Schild auf einem Turme den Eindruck göttlichen Eingreifens erwecken. Dies reicht nicht aus, um eine Beziehung zwischen Orient und Okzident, also ein Wandern des Motivs, herzustellen. Ich teile die Bedenken von G. Paris, die Erzählung vom Weber als Viṣṇu hierherzuziehen, wie es Th. Benfey, Pantschatantra I, 162 tat; die späte Fassung in den 1001 Tag ist davon lediglich abgeleitet [hier überall eine Art von Flugzeug]. Das Motiv vom Regenmachen [Salmoneus ahmt Blitz und Donner nach] steht im weiten Abstand. Die Schlufsfolgerungen des Vfs. klingen wenig überzeugend). — p. 177: Gennaro Maria Monti, Intorno al Sannazaro e ad un suo imitatore (Vincenzo Braca, wie der Abdruck dreier bisher inedierter Eklogen deutlich zeigt). — Vermischtes. p. 210: M. Malkiel Jirmounsky, Quelques remarques sur la datation du „Tristan" de Thomas (Den Grundton dieses Artikels bildet weitgehende Skepsis bezüglich der chronologischen Abgrenzung der einzelnen Kunstepen aus der 2. Hälfte des 12. Jhdts. Für die zeitliche Ansetzung des Thomastristan erschüttert er das bekannte Argument der Verwendung des Wortspiels „aimer, amer, mer" bei Gottfried von Strafsburg [aus Thomas oder infolge eigener klass. Reminiszenz, vgl. Plautus „amare, amarum, mare"] und in Crestiens Cligés als Tristanpendant, so dafs ein ausreichender Rückschlufs selbst auf Bédiers Urtristan nicht vorliege, zumal auch der davon unabhängige Prosatristan jenes Motiv „mer, amer" verwende. Dazu trete ferner die Abweichung in der Situationsdarstellung. Diese Ausführungen berühren entschieden einen wunden Punkt unserer Abgrenzungsversuche betr. der altfranz. Kunstepik, sie werden auf der anderen Seite erhärtet durch das geringe Beweismaterial, das die zumeist aus Reim und Silbenzahl geschöpfte sprachliche Betrachtung der literar. Denkmäler [die heikle Frage der altfrz. Dialekte, wo vielmehr oft blofse Kopistenüberlieferung für bestimmte Schreibstubenzentren vorwaltet!] uns an die Hand gibt. So erfordert diese Einzelthese für die sprachlich-literarische Gesamtbetrachtung altfrz. Schrifttums eine weitere Vertiefung). — p. 223: Giuseppe Huszti, Le relazioni di Antonio Tebaldeo colla corte di Mattia Corvino (über literar. Beziehungen zwischen Ungarn und Norditalien zwischen 1480—90 und den Humanisten Antonio Tebaldeo, dessen Oratio ad Matthiam invictissimum Pannoniae regem, ein Gelegenheitsgedicht in 227 Hexametern, eine Huldigung für den ebenso gelehrten wie tapfer gegen die Türken stehenden Ungarnkönig Matthias Corvinus darstellt). — p. 230: Derselbe, Contributo alla Storia della Biblioteca Estense (aus einem lat. Briefe des jungen Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen [1454], der sich ein, auch zwei Werke historischen Inhalts aus der berühmten Bibl. Estense der Herzöge von Ferrara erbittet). — p. 232: Luigi Sorrento, Una particolarità sintattica delle lingue neolatine e un esempio tipico nei Sepolcri (über die differenzierte Verwendung des Konj. neben dem Ind. in Nebensätzen infolge subjektiver, resp. objektiver Tendenz der Ausdrucksweise, bereits bei Plautus und Terenz). — p. 245: Leo Spitzer, Etymologien. frz. *frapper*. — ital. *cesso* 'Abort'. — ital. *far greppo* 'das Gesicht zum Weinen verziehen' (von Kindern). — Comelico: **kumpissó* 'faul, unglücklich'. — Lucca: *sconiato*. —

florent. *conia*. — ital. *smargiasso* 'Aufschneider, Prahlhans'. — p. 251: Elise Richter, Das altitalienische „*tabacco*" (zu Arch. Rom. II, 270 ff.). — p. 258: Sulle „Derivationes" di Uguccione da Pisa (Nachtrag zu A. Marigo's Artikel im Arch. Rom. XI, 98 ff.). — Rezensionen. p. 259: Giuseppe Vandelli, La Divina Commedia. Firenze 1921 = Opere di Dante (Silvio Pieri). — p. 267: Alfred Bassermann, Dante Alighieri, Die Blume (Il Fiore), übersetzt. Heidelberg 1926 (Silvio Pellegrini). — p. 269: L'Europa nel secolo XIX. La letteratura. Padova 1927 (G. Bertoni). — Nekrolog auf Hugo Schuchardt † 20. April 1927 (R. Riegler).

Vol. XI, Nr. 3 (Juli-September 1927).

p. 273: D. Scheludko, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der altprovenzalischen Lyrik (zunächst ein Kapitel aus des Vfs. umfänglichen Untersuchungen, nämlich über die klassisch-lateinische Theorie, während andere Teile über die arabische Theorie, über die Volksliedertheorie und über die mittellateinische Theorie später veröffentlicht werden sollen. Vf. bietet hier eine im ganzen ausreichende Zusammenfassung der Berührungspunkte der Poesie der Trobadors mit der antiken Literatur (Ovid, Terenz, Juvenal, Phaedrus, Seneca, Vergil, Plautus, Sallust, Martial), auch mit den Disticha Catonis und Publilius Syrus, ergänzt die früheren Hinweise besonders bei Birch-Hirschfeld, Schrötter (unkritisch), Stroński, Appel und Voſsler und verfährt dabei mit maſsvoller Vorsicht. Es ergibt sich nicht nur die gelehrte Bildung der meisten Trobadors, auch die unbedingte Vorliebe für das Dialektische in Sprüchen und Sentenzen, was ihre Kompositionstechnik und rhetorische Gedankenzuspitzung eigenartig durchdringt, so daſs Sch. mit Recht den Satz aufstellen kann, daſs die Wurzeln dieser Kunst in der gelehrten lateinischen Schultradition des Mittelalters gesucht werden müssen. Wir können hinzufügen, daſs vieles von diesem dialektisch-rhetorischen Beiwerk im altfrz. Kunstepos auf dieselbe Grundlage zurückzuführen ist und auch hier eine hohe Stufe lat. Bildung bei Dichtern wie Crestien, Thomas, Walter von Arras u. a. sich leicht feststellen läſst. Um so wichtiger wäre daher eine erschöpfende Sammlung auch der mittellat. Spruchweisheit in den artes dictandi, Florilegien und sonstigen mittelalterlichen Unterweisungen, wozu ein gewaltiges Material aus den Hss. herangeholt werden kann. Sch. warnt vor der einseitigen Überschätzung Ovids als Schulautors für die Trobadors, auch während der Periode seiner fruchtbarsten Ausbeutung im 12. Jhdt., da doch seine Bedeutung für die Anfangsperiode der altprov. Lyrik weit geringer anzusetzen sei, und in der Tat ist stets die gesamte antike wie mittellat. Literatur zum Vergleich heranzuziehen. So beschlieſst der Vf. diesen Teil seiner besonnenen Untersuchungen mit einigen entscheidenden Urteilen: „Die altprov. Lyrik verdankt ihre Entstehung nicht der klassischen Dichtung. Die neue vulgäre Lyrik weist nicht antike, sondern mittelalterliche Züge auf. Sie trägt einen Charakter, der sie nicht mit den Eigenschaften des antiken, sondern des mittelalterlichen Menschen in Zusammenhang bringen läſst, und damit sind die Wege für die Forschung gegeben. . . . Der Kern bleibt immer mittelalterlich. Ihre Ideologie, ihre Gefühlswelt, ihr Stil und ihre Formen lassen uns immer wieder nicht an Ovid, sondern an die mittelalterliche Bildung, an die mittelalterlichen Vorstellungen, überhaupt an die mittelalterliche geistige Kultur denken" [S. 309]. Und bezüglich der Konzeption der Liebe nebst den gegenseitigen Beziehungen

der Liebenden, wofür man bisher so oft die antike ars amatoria vorschob: „Die Bildung dieser Konventionen [abstrakter, rein literarischer Art] gehört erst dem Mittelalter. Das Altertum hat nichts Entsprechendes, auch ist es zwecklos, sich an die Araber oder Altgermanen zu wenden. Ich sehe in diesen Konzeptionen nicht das Resultat irgendwelcher fremder Einflüsse, sondern ein selbständiges Produkt des sich bildenden neuen Menschen. Die mittelalterliche schulmäfsige Rhetorik, die christliche Didaktik, die abstrakten Tendenzen des mittelalterlichen Denkens haben hierzu das ihrige beigetragen" [p. 311]. Auf die Fortsetzung dieser gedankenreichen und dankenswerten Artikelserie darf man füglich gespannt sein). — p. 313: Venanzio Todesco, Appunti sulla lirica di Auzias March (Nachprüfung der Werturteile von Montemayor, Cardona, Balaguer, Helferich, Denk, Menéndez y Pelayo, dazu Pagès mit seiner monumentalen Studie und Ausgabe über den grofsen Katalanen, für den nicht einmal die Parallele mit Petrarca auszureichen schien. Der Vf. weist ihm zu wenig vertieftes Naturgefühl, zu viel Reflexion, Intellektualismus und Konvention für die Figur seiner Teresa nach und hebt andrerseits die stark persönliche Färbung einzelner Gedichte und seiner Weltanschauung hervor. Doch bleibt das Wesentliche in der schöpfenden Führerrolle des Auzias March für die katalanische Lyrik). — p. 325: Angelo Mercati, L'Ariosto parroco di S. Maria dell' Oliveto a Montericco (Reggio-Emilia). — p. 330: Federico Chabod, Sulla composizione de „Il Principe" di Niccolò Machiavelli (Nach der Niederschrift zwischen Juli-Dezember 1513 könne von einer zweiten Redaktion oder Nachkorrektur keine Rede sein, wie dies Gerber angenommen hatte. Ferner betont der Vf. gegenüber Meinecke die Einheitlichkeit in der Durchführung der Hauptidee des Gesamtwerkes). — Vermischtes. p. 384: Antonio Restori, I Sonetti di Lope de Vega (Im wesentlichen sucht der Vf. zahlenmäfsig die erstaunlich fruchtbare Produktion des Spaniers abzumessen: für ursprünglich 1200 comedias + 200 autos rund 3000 sonetos, d. h. 757 in lyrischen und 2232 in dramatischen Werken, Gesamtsumme 2989). — p. 392: M. L. Wagner, Etymologien. Log. *(b)ẹ́ndzu*, *aẹ́ndzu*; nuor. *irgẹndzu* „körperlicher Fehler" usw. — p. 393: Leó Spitzer, Altfrz. *enrede* ‚gewalttätig, heftig'. — p. 395: Ders., Zu altital. *tabacco* und *attabaccarsi* 'sich verlieben', *intabaccare* 'verliebt machen, bestricken, umgarnen' (vgl. Elise Richter, Arch. Rom. XI, 251 ff.). — p. 396: Ders., Prov. *coderc* 'pacage communal'. — p. 397: G. Bertoni, Un nuovo frammento di un esemplare in pergamena della più antica stampa dei Reali di Francia (Modena 1491). — p. 398: Attilio Levi, Moden. *zirudela* „carrucola; filastrocca". — Ancora *festaiola* „festicciuola". — p. 400: P. Massia, Dei nomi locali di Pancalieri e Polonghera (Torino-Cuneo). — p. 402: Curt Gutkind, Spricht Paolo im V. Gesang der „Divina Commedia"? (Will im Inf. V, 88 ff. zunächst beide Liebende als Einheit („im Dual") reden lassen zwecks gemeinsamer Antwort auf Dantes Ansprache, dann folge Francescas Bericht (97—105), während die zwei letzten Verse (106—107) wegen ihres besonderen Rhythmus von Paolo „in wilder, hafserfüllter Leidenschaft" gesprochen seien. Ich halte diese Deutung für gekünstelt, da doch Francesca sehr gut für beide sprechen kann, vgl. hierauf Dantes weitere Frage mit der Einleitung 115: Poi me rivolsi a *loro*, e parla'io, E cominciai: Francesca, i tuoi martiri etc., auch 139: Mentre che l'uno spirto questo disse, *L'altro piangeva* etc. Paolo also trägt gelassen und still vor sich weinend seine ewige Pein, er ist keineswegs

leidenschaftlich erregt). — Rezensionen. p. 407: Albert Dauzat, La langue française, sa vie, son évolution. Paris 1926 (R. Riegler). — p. 408: Luigi Pirandello, Novellen, eingeleitet u. hgb. von C. S. Gutkind. Heidelberg 1926 (ders.). — p. 409: Festschrift Louis Gauchat. Aarau 1926 (Angelo Monteverdi). — p. 413: Leo Spitzer, Puxi. Eine kleine Studie zur Sprache einer Mutter. München 1927 (Bruno Migliorini). — p. 416: Karl Rocher, Praktisches Lehrbuch des Italienischen auf lateinischer Grundlage. Leipzig 1926 (R. Riegler).

Vol. XI, Nr. 4 (Oktober-Dezember 1927).

p. 417: Paul Aebischer, La Chanson du comte de Gruyère (Geschichte dieses beliebten Reigenlieds vom verliebten Grafen von Greyers mit zwei verschiedenen Ausgängen eines Abenteuers bei den Bergburschen. Der Vf. will hierin „une pastourelle héroï-comìque, une pastourelle pastiche“ sehen und untersucht das Schlufsmotiv vom Schlaftrunk als Abwehr des Mädchens gegen den zudringlichen Fremdling (Ritter), vgl. C. Nigra, Canti popolari del Piemonte, 1888 (La Bevanda sonnifera, vgl. Dolopathos, Gesta Romanorum, Pecorone, Straparola). — p. 459: Jole Ruggieri, Le varianti del canzoniere portoghese Colocci Brancuti nelle parti comuni al Codice Vaticano 4803. — p. 511: Leo Spitzer, Zur Kunst Quevedos in seinem Buscón. — Vermischtes. p. 581: Giulio Bertoni, Sulla lingua dei più antichi rimatori siciliani. — p. 589: Angelo Monteverdi, Il „lai de Noton“ (aus der Liste im Roman de Renart; es liegt wohl eine Anspielung auf den Riesen Nabon [Prosatristan ed. Löseth p. 51 = lai de la Franchise Tristan] oder noch eher auf den Zauberer Mabon [ebenda p. 250] vor, zumal auch im Silenceroman des Heldric de Cornuaille ein lai Mabon zitiert wird, vgl. H. Gelzer, ZFSL. XLVII [1925], 73). — p. 592: Alexander Haggerty Krappe, Notes on Dante's Inferno: La selva oscura (Vf. verweist auf die Unterweltschilderungen Vergils in Aeneis VI mit ihren silvae, lucus, nemora). — Lonza, leone, lupa (Letztere hält er nicht für das Symbol des Geizes oder allgemein der Gier [H. Hauvette], sondern der Herrschsucht, also politischer Machtgier, die nach Vergils Ausspruch so viel Unheil über Italien gebracht habe. Diese Auffassung allein passe ferner für die Deutung des veltro als eines alles einigenden Monarchen, der mit allen Machtgelüsten aufräumen werde). — Il Veltro (Beibringung einer m. E. längst augenfälligen, aber für Dante kaum mafsgebenden Parallele zum „veltre“ im afrz. Rolandslied). — Paolo e Francesca (Deren durch die Liebe diktierte Vereinigung bis zur Hölle herab soll auf die antike Tradition von untrennbaren Paaren in der Unterwelt zurückgehen, auch eine Stelle antik-christlicher Eschatologie bei Ausonius mufs hier herhalten. Aber auch ohne solche Vorbilder lag doch für Dante eine solche Auffassung von ewiger Sturm- und Liebespein innerhalb seines Systems recht nahe). — La bufera infernal (Volkskundliche Beziehungen zu dieser Form der Pein für aufpeitschende Leidenschaft, die nur allgemeines Interesse haben). — Sodomites und Usurers (Eine gleiche Art des Nebeneinanderstellens dieser Sündenklassen findet Kr. in der altchristlichen Petriapokalypse, vgl. S. Reinach, Cultes, mythes et religions II [1906], 200. Man wird dies Zusammentreffen für rein zufällig halten). — p. 604: Gerhard Rohlfs, Noch einmal zu südital. *spara* 'Tragpolster' (gegen Spitzer, Arch. Rom. XI, 95). — Rezensionen. p. 606: P. G. Goidànich, Le alterazioni fonetiche

del linguaggio e le loro cause = Archivio glottologico italiano XX, 3—71 (Giulio Bertoni). — Carlo Raimondo, La Canzone di Rolando. Milano 1927 (ders.). — p. 609: Alfredo Giannini, Don Chisciotte della Mancia. Traduzione e note. IV. Firenze 1927 (ders.) — p. 613: Fröhlich-Schön, Franz. Kultur im Spiegel der Literatur. Leipzig-Berlin 1926 (R. Riegler). — Freytags Sammlung fremdsprachiger Schriftwerke. Spanisch 13/14 (ders.). — p. 614: Gertrud Wacker, Kulturkunde im spanischen Unterricht. Leipzig-Berlin 1926 und Spanisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur Spaniens. Leipzig-Berlin 1927 (ders.). — p. 615: Luigi Valli, Il linguaggio segreto di Dante e dei fedeli d'amore. Roma 1928 (Giulio Bertoni).

Iberica. Zeitschrift für spanische und portugiesische Auslandskunde. Organ des Ibero-amerikanischen Instituts. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. Band VI, Heft 3 (Januar-Februar 1927).

p. 81: Ernst Jacob, Die deutsche Auswanderung nach Südamerika. — p. 90: W. Bock, Batalha (mit Abbildungen). — p. 102: R. Grofsmann, Die Pflege des Spanischen in den Vereinigten Staaten. — p. 106: Wirtschaftsleben. — p. 109: Kulturleben (u. a. Deutsches Schulwesen in Mexiko). — p. 110: Deutsch-iberische Beziehungen. Chronik des Instituts († Hermann Urtel. Gründung von regionalen Sektionen im Ibero-amerikanischen Institut. Verleihung der goldenen Medaille. Día de la Raza 1926 in Hamburg. Spanische Arbeitsgemeinschaft Münster). — p. 112: Schriftenschau.

Band VI, Heft 4 (März 1927).

p. 121: Henrique Schüler, Die kulturelle Entwickelung Brasiliens. — H. da Rocha Lima, Die medizinische Forschung in Brasilien. — p. 138: Wilhelm Giese, Machado de Assis (brasilian. Schriftsteller, 1839—1909). — p. 143: Alfred Schneider, Probleme der Industrialisierung in Brasilien. — p. 149: W. Bock, Neue Kunstbestrebungen in Brasilien. — p. 153: Wirtschaftsleben. — p. 155: Kulturleben († Mucio Teixeira. Wichtigere brasilian. Bibliotheken. Presse und Zeitschriften Pernambucos seit 1825. Deutsche Schulen im Staate São Paulo). — p. 160: Deutsch-iberische Beziehungen. Chronik des Instituts. — p. 163: Schriftenschau.

Band VII, Heft 1 (April-Mai 1927).

p. 1: M. Artigas, Das geistige Leben im heutigen Spanien. — p. 7: Wilhelm Giese, Joaquim Ruyra, der Meister der modernen katalanischen Prosa. — p. 12: August Rüegg, Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Lusiaden des Camões. — p. 18: A. Schneider, Um das Grab des Columbus. — p. 20: W. Giese, Antoni Gaudí. — p. 21: Otto Stutzer, Über Deutsche und Deutschtum in Kolumbien. — p. 24: G. Richert, Portugiesische Kunstliteratur. — p. 25: R. Grofsmann, Ein neuer Roman aus der Kolonialgeschichte Südbrasiliens (H. Schüler, Unter dem Kreuz des Südens, Stuttgart 1927). — p. 26: Wirtschaftsleben. — p. 31: Kulturleben († J. Cejador y Frauca. † Miguel Echegaray. Zum Buchexport- und -import Spaniens u. a. m.). — p. 33: Deutsch-iberische Beziehungen. Chronik des Instituts (Spanische Ferienkurse für Deutsche in Santander 1927. Ferienkurse 1927 in Coimbra). — p. 34: Schriftenschau.

Band VII, Heft 2 (Juni 1927).

p. 41: H. Sieveking, Humboldts Ansichten über die Entwicklung Amerikas. — p. 46: Th. W. Danzel, Soziale Verhältnisse im alten Mexiko (aus des Vfs. Werk Handbuch der präkolumbischen Kulturen in Latein-Amerika, Hamburg 1927). — p. 56: Hans von der Gabelentz, Malerei in Mexiko. — p. 60: Kurt Döhner, Deutschtum in Mexiko. — p. 77: Wirtschaftsleben (Mexiko). — p. 81: Kulturleben (Vom mexikanischen Bildungswesen). — p. 83: Deutsch-iberische Beziehungen. Chronik des Instituts (Gründung einer Junta de Relaciones Culturales in Madrid. Spanische Arbeitsgemeinschaft hamburgischer Studienräte). — p. 85: Schriftenschau.

Band VII, Heft 3/4 (Juli-September 1927).

p. 89: Gertrud Richert, Prähistorische Kunst in Spanien. — p. 94: Ludwig Klaiber, Don Juan Manuel (1282—1348) (Dankenswerte Übersicht über dessen Leben und Schriften, deren kritische Gesamtausgabe mit Ausnahme des Conde Lucanor noch der Bearbeitung harrt [meine Neuausgabe von Eichendorffs Übersetzung des Conde Lucanor mit literargeschichtlichen Anmerkungen hat der betr. Verlag noch nicht drucken können, demnach mufs die Anm. zu S. 104 berichtigt werden]. Vielleicht kann sich der Vf. zu dieser erspriefslichen Aufgabe entschliefsen). — p. 106: Karl H. Panhorst, Nikolaus Federmann und die Entdeckung Neu-Granadas. — p. 130: H. Petriconi, Ricardo Palma (Gehaltvolle Studie über das Hauptwerk Tradiciones Peruanas dieses eigenartigen, an Taine wie die Gebrüder Goncourt gemahnenden Autors mit prachtvoller Darstellungsgabe, der in Deutschland viel zu wenig bekannt ist, vgl. ferner des Vfs. Aufsatz in der Revue hispanique LVII). — p. 133: Deutschland und die Industrialisierung Spaniens. — p. 193: Otto Gohdes, Neue Lehrbücher für den spanischen Unterricht. — p. 142: G. Richert, Zur Geschichte der spanischen Plastik (über Georg Weise, Spanische Plastik aus sieben Jahrhunderten, Reutlingen 1925). — p. 143: A. Schneider, Tendenzen und Stand des technischen Bildunsgwesens in Argentinien. — p. 144: Wirtschaftsleben. — p. 148: Kulturleben (Madrider Vorlesungen über die Persönlichkeit Menéndez y Pelayos. † Ricardo Monner Sans. Argentinische Universitäts- und Schulstatistik u. a. m.). — p. 149: Deutsch-iberische Beziehungen. Chronik des Instituts (u. a. Spanische Kommission der Preufs. Akademie der Wissenschaften. Ausländerpromotionen und Ausländerstudium an spanischen Universitäten. Sommerkurse der Universität Zaragoza in Jaca. Baskischer Studienpreis. Sommerkurse der Sociedad de Estudios Vascos in San Sebastián). — p. 153: Schriftenschau.

Modern Philology, vol. XXIV.

Nr. 3 (Februar 1927). p. 261: Ernest H. Wilkins, On the Transcription by Petrarch in V. L. 3195 (über Petrarcas Anteil der Kopie im Codice Vaticano latino 3195 des Canzoniere als Ergänzung zu N. Quarta, Studi sul testo delle rime del Petrarca, Napoli 1902, und Ruth S. Phelps, The earlier and later Forms of Petrarch's Canzoniere, Chicago 1925). — p. 285: Frederick C. Green, The Critic of the seventeenth Century and his Attitude toward the French Novel. — Rezensionen. p. 355: Karl Pietsch, Spanish Grail Fragments, Vol. I, II. Chicago, Univ. of Chicago Press (J. E. Gillet). — p. 361: Nemours

H. Clement, The Influences of the Arthurian Romances on the Five Books of Rabelais = Univ. of California Publications in Modern Philology XII, 3 (1926), 147—257 (Robert Valentine Merrill). — p. 363: V. L. Dedecek, Étude littéraire et linguistique de „Li Hystore de Julius Cesar" de Jehan de Tuim = Publications of the University of Pennsylvania: Series in Romanic Languages and Literatures 13. Philadelphia 1925 (Harry Morgan Ayres). — p. 366: Eugen Lerch, Historische französische Syntax. I. Leipzig, O. R. Reisland 1925 (H. F. Field). — Kurze Anzeigen. Daniel C. Haskell, Provençal Literature and Language (1925). — M. Delbouille, Les origines de la pastourelle (1926). — Kurt Glaser, Altfranz. Lesebuch des späteren Mittelalters (1926). — Louis Cons, Pathelin = Elliott Monographs 17 (1926). — Walther von Wartburg, Franz. Etym. Wörterbuch. — A. Millet, Précis d'expérimentation phonétique (1926). — Edwin B. Place, Manual elemental de novelistica española (1926). — Fitzmaurice-Kelly, Geschichte der span. Literatur hgb. A. Haemel (1925).

Nr. 4 (Mai 1927). p. 389: Ernest H. Wilkins, On the Transcription by Petrarch in V. L. 3195 (Fortsetzung zu Mod. Phil. XXIV, 261 ff.). — p. 405: Joseph E. Gillet, A villancico in Gil Vicente (¿Quién me ahoracó mi sayo? am Schlufs des Triumpho do Inverno). — p. 409: Lucile Ferguson, Some early Masks and Morris Dances (nach Ménabréa, Chroniques de Yolande de France für die Jahre 1469—1482, vgl. die englischen Maskenspiele, über die R. Brotanek 1920 gehandelt hat). — p. 443: Ruth Shepard Phelps, Amphitryon and Montespan (über Molière und die affaire Montespan). — p. 463: H. U. Forest, „Réalisme", Journal de Durauty (1856/7). — Rezensionen. p. 481: W. J. Entwistle, The Arthurian Legend in the Literatures of the Spanish Peninsula. London-Toronto, Dent & Sons 1925 (George Tyler Northup). — p. 486: Lutz Mackensen, Der singende Knochen = FF Communications 49. Helsingfors 1923 (Archer Taylor). — p. 489: Karl Lokotsch, Etymologisches Wörterbuch der amerikanischen (indianischen) Wörter im Deutschen, mit steter Berücksichtigung der englischen, spanischen und französischen Formen. Heidelberg, Carl Winter 1926 (Leonard Bloomfield). — Kurze Anzeigen. Max Manitius, Bildung, Wissenschaft und Literatur von 800 bis 1100 (1925). — Karl Strecker, Walther von Châtillon und die Liederhs. St. Omer 351 = Zs. f. dt. Alt. LXI (1924), 197 ff. und die Ausgabe dieser Liedersammlung (1925). — Mélanges d'histoire offerts à Henri Pirenne (1926). — Decameronausgabe von A. F. Massèra = Scrittori d' Italia (1927). — Hurtado de la Serna y González Palencia, Antología de la literatura española (1926). — E. B. Place, La casa del placer honesto de Alonso Jerónimo de Salas Barbadilla = The Univ. of Colorado Studies (1927). — Chateaubriand, Les aventures du dernier Abencérage éd. par Paul Hazard et Marie-Jeanne Durry (1926).

Modern Philology, vol. XXV.

Nr. 1 (August 1927). p. 17: Archer Taylor, „The Emperor's new Clothes" (Vf. gibt eine treffliche Übersicht über das besonders aus Ludwig Fulda's Drama „Der Talisman" bekannte Thema von lügnerischen Höflingen und dem Schauen des vermeintlichen Bildes, das in zahlreichen europäischen Versionen [lat. Exempla, Pfaffe Amîs, Hans Sachs, Eulenspiegel, Gonnella's Narrengeschichte, Timoneda, Cervantes' Entremés El retablo de las maravillas],

aber auch im Orient [40 Vizire] vorkommt. Hier erscheint aber statt jenes Bildes ein Turban und dieser Überlieferungszweig, der sich von den Avadânas [Fäden] über den Conde Lucanor [Wunderkleid], Hans Christian Andersen bis zu Fulda's Talisman verfolgen läfst, dürfte eine ältere Stufe des Themas darstellen. Vgl. ferner V. Chauvin, Bibliogr. des ouvrages arabes II, 156 und VIII, 130). — p. 29: J. P. Wickersham Crawford, Notes on the Chronology of Boscán's Verses (Übersicht der Einteilung der coplas und canciones nach autobiographischen Gesichtspunkten Boscán's selbst, wie bereits E. Díez Canedo in der Einleitung zu seiner Edition Garcilaso y Boscán, Obras poéticas [1917], p. 15 gesehen hatte). — Rezensionen. p. 107: R. Menéndez Pidal, Orígenes del español; estado lingüístico de la península ibérica hasta el siglo XI. Madrid 1926 (Hayward Keniston). — p. 111: E. Preston, Recherches sur la technique de Balzac: Le retour systématique des personnages dans la Comédie humaine. Paris, Les Presses Françaises 1927 (Walter Scott Hastings). — p. 113: Franc. Petrarca, L'Africa. Edizione critica per cura di Nicola Festa = Edizione nazionale delle opere di Fr. Petrarca. I. Firenze, Sansoni 1926 (Ernest H. Wilkins). — p. 116: Benedetto Croce, Contributo alla critica di me stesso und Cultura e vita morale: intermezzi polemici. Seconda edizione, raddoppiata. Bari, Laterza 1926 (Walter L. Bullock). — p. 120: Aucassin et Nicolette: chantefable du XIIIe siècle, éditée par Mario Roques. Paris, Champion 1925 = Classiques français du moyen âge 41 (T. Atkinson Jenkins).

Nr. 2 (November 1927). p. 211: Leonard Bloomfield, On recent Work in general Linguistics. — Rezensionen. p. 231: Américo Castro, El pensamiento de Cervantes. Madrid, Hernando 1925 (George Tylor Northup). — p. 237: Alfred Mortier, Un dramaturge populaire de la Renaissance italienne: Ruzzante. I. II. Paris, J. Peyronnet 1925/6 (Walter L. Bullock). — p. 241: Kurze Anzeigen. T. Atkinson Jenkins, On Newness in the Novel = PMLA. XLII (1927), 1 ff. — Laura Hibbard Loomis, Arthur's Round Table = PMLA. XLI (1926), 771 ff. — Edw. Järnström et Arthur Långfors, Recueil de chansons pieuses du XIIIe siècle. II. Helsingfors 1927. — R. Levy, The astrological Works of Abraham Ibn Ezra, with special Reference to the Old French Translation of Hagin (1927). — Juan de M. Carriazo, Crónica de los Reyes Católicos (1927). — Mysie E. I. Robertson, Prévost's Mémoires et avantures d'un homme de qualité qui s'est retiré du monde. Tome V: Séjour en Angleterre. Paris, Champion 1927. — Hayward Keniston, Periodicals in American Libraries for the Study of the Hispanic Languages and Literatures. New York 1927. — p. 249: Edith Rickert, A Leaf from a fourteenth-century Letter Book (Diese Briefe aus dem Besitze der Alice de Bryene zeigen, dafs Französisch noch am Ende des 14. Jhdts. in der englischen Gesellschaft sehr beliebt gewesen ist).

Neophilologus XII (1926/27).

1. Lieferung. p. 1: E. Hoepffner, La tradition manuscrite des Lais de Marie de France. I. (Durch eine erneute Beschäftigung mit der handschriftlichen Überlieferung sieht sich H. veranlafst, Warnke's Auffassungen zu modifizieren: er betont die Sonderstellung von *S*, dessen Interpolationen für

Lanval und Yonec wahrscheinlich gemacht werden, neben dem bereits genügend gewürdigten Vertreter *H*, und das deutliche Zusammengehen von PQ. Es fragt sich nun, ob angesichts solcher Resultate und gegenüber der neuerdings geübten Skepsis der Textherausgeber doch nicht wieder das Prinzip sorgsam erwogener und als „kritisch" bezeichneter Editionen zu Ehren kommen kann.). — p. 34: A. G. van Hamel, Koning Arthur's vader (Eine Vergleichung des Berichts von Uther Pendragon's Abenteuer mit Igerna [bei Galfrid von Monmouth und Nachahmern] mit der wallisischen Sage von Pwyll, der mit dem Beinamen „Haupt der anderen Welt" bezeichnet wird [in den echten Mabinogien], führt den Vf. zur Annahme, dafs innerhalb des Cyklus mit dem Motiv von wunderbaren Geburten auch dem Uther [nach Nennius = Mab Uter, id est filius horribilis] der Beiname Pendragon „Haupt der Drachen" [der höllischen Mächte] wegen seines ursprünglichen Charakters als eines Zauberers angehängt worden sei. Die bei Galfrid vorgebrachte Ausgestaltung caput draconis bedeute eine Verunstaltung älterer Überlieferung, widerspreche auch den sprachlichen Gesetzen [*dragon* Plural < **dracōnes* zu *draig* < **drakī* < lat. *dracō*]. Zu dieser linguistisch-literarischen Auslegung werden sich aber doch vorerst noch die Keltisten zu äufsern haben). — p. 46: Alexander Haggerty Krappe, The Legend of the Death of William Rufus in the Historia ecclesiastica of Ordericus Vitalis (Die von Kr. exzerpierten Texte sind nicht frei von allerlei Druckfehlern. Seine Parallele zum Berichte einer Vision mit Androhung göttlicher Rache kurz vor dem Tode des Guilelmus Rufus [1100] bei Ord. Vit. X, 14, die er für Kaiser Julian in der Vita s. Basilii und in späteren Geschichten, u. a. bei Vinc. Bellov., Spec. hist. XIV, 43, in der Kaiserchronik und in der Exemplaliteratur findet, halte ich für zu weit hergeholt). — p. 48: E. Herkenrath, Fragen (Zur Interpretation von Carm. Bur. 39 [Quocumque more motu], dessen Rätsel noch lange nicht enthüllt sind. Dafs das Ganze ein päderastisches Gedicht sei, ist mir unwahrscheinlich trotz *Cypris barbata* und *alloteta* [als rhetor. Ausdruck *allotheta*, *aliotheca* = mater omnium figurarum], das er „mit Umkehrung des Geschlechtes" übersetzt). — Besprechungen. p. 49: L. Sainéan, La langue de Rabelais, 2 tomes. Paris, Boccard 1922/3 (K. Sneyders de Vogel). — p. 52: Marthe Trotain, Les scènes historiques = Bryn Mawr College Monographs 20. Paris, Champion 1923 (K. R. Gallas). — p. 53: E. C. Armstrong, The French metrical Versions of Barlaam and Josaphat; with especial reference to the termination in Gui de Cambrai = Elliott Monographs 10. Princeton, Univ. Press. and Paris, Champion 1922 (K. Sneyders de Vogel). — p. 54: G. Brockstedt, Benoît de Sainte-Maure und seine Quellen. I. Kiel, Cordes 1923 (ders.). — Hugo Styff, Étude sur l'évolution sémantique du radical *ward* dans les langues romanes. Lund, Ohlsson 1923 (G. B. Distelbrink). — p. 56: Martin Lutta, Der Dialekt von Bergün und seine Stellung innerhalb der rätoromanischen Mundarten Graubündens = Beih. zur Zs. f. roman. Phil. 71. Halle, Max Niemeyer 1923 (Jos. Schrijnen). — Theodor Gartner, Ladinische Wörter aus den Dolomitentälern = Beih. zur Zs. f. roman. Phil. 73. Halle, Max Niemeyer 1923 (ders.). — p. 57: M. L. Wagner, La infancia de Jesu-Christo, zehn spanische Weihnachtsspiele von G. Fernández y Avila = Beih. zur Zs. f. roman. Phil. 72. Halle, Max Niemeyer 1922 (K. Sneyders de Vogel). — H. Petriconi, Die spanische Literatur der Gegenwart seit 1870. Wiesbaden, Dioskuren-Verlag 1926 (G. J. Geers). —

p. 60: Hennig Brinkmann, Geschichte der lateinischen Liebesdichtung im Mittelalter. Halle, Max Niemeyer 1925 (Th. M. Chotzen). — p. 64: O. Jespersen, The Philosophy of Grammar. London and New York 1924 (H. J. Pos). — p. 68: H. E. Moore, Modernism in Language Teaching. Cambridge, W. Heffer & Sons s. a. (H. Littlewood). — p. 70: Kurze Anzeigen. A. F. Chappell, The Enigma of Rabelais. Cambridge, Univ. Press 1924. — K. Voretzsch Einführung in das Studium der altfranz. Literatur. 3. Aufl. Halle, Max Niemeyer 1925. — Erna Wolf, Rutlidge's Bureau d'Esprit = Gießener Beiträge zur roman. Phil. 16 (1925). — Joseph Kunz, Die franz. Literatur in Deppings Korrespondenznachrichten = Gießener Beiträge zur roman. Phil. 17 (1925). — M. Kapp, Die Frauengestalten in Molières Werken. Halle, Max Niemeyer 1925. — p. 72: Neuerscheinungen.

2. Lieferung. p. 81: A. G. van Hamel, Over den logischen zinsbouw (nach der Einleitung in A. Séchehaye, Essai sur la structure logique de la phrase. Paris, Champion 1926). — p. 85: E. Hoepffner, La tradition manuscrite des Lais de Marie de France. II. (über weitere Diskrepanzen zwischen H und dem oft willkürlichen S, Kürzungstendenzen von N = altnord. Übersetzung. Für Texteditoren sei der Schluß dieser Ausführungen beherzigenswert: „Retenons et méditons cet exemple instructif de la facilité avec laquelle les copistes étaient capables de modifier les œuvres qu'ils reproduisaient, de la désinvolture avec laquelle ils y introduisaient leurs corrections personnelles. Reconnaissons que leurs intentions étaient souvent excellentes, mais méfions-nous de leur savoir-faire et de leur incontestable talent"). — p. 96: Paul van Tieghem, Les droits de l'amour et l'union libre dans le roman français et allemand (1760—1790). — p. 132: C. M. van der Zanden, Un chapitre intéressant de la Topographia Hibernica et le Tractatus de Purgatorio sancti Patricii (Einschub aus Giraldus Cambrensis II 5 in der Hs. Utrecht 173 der Patrickvision). — Besprechungen. p. 138: Paul Studer and Joan Evans, Anglo-Norman Lapidaries. Paris, Champion 1924 (N. v. Wijngaarden). — p. 140: J. Haas, Kurzgefaßte Syntax. Halle, Max Niemeyer 1924 (K. Sneyders de Vogel). — p. 141: Emily A. Crosby, Une romancière oubliée: Mme Riccoboni, Paris, F. Rieder 1924 (K. R. Gallas). — p. 142: Dante Alighieri, Die Göttliche Komödie, übersetzt und erläutert von August Vezin. München, Josef Kösel und Friedrich Pustet 1926 (Juliette Cohen). — p. 144: Paul Piur, Petrarca's 'Buch ohne Namen' und die Päpstliche Kurie, ein Beitrag zur Geistesgeschichte der Frührenaissance. Halle, Max Niemeyer 1925 (dies.). — p. 148: Kurze Anzeigen. Elisabeth Kredel, Hundert franz. Schlagworte und Modewörter = Gießener Beiträge zur roman. Phil., Zusatzheft III (1926). — Gustave Cohen, Le séjour de Saint-Evremond en Hollande et l'entrée de Spinoza dans le champ de là pensée française. Paris, Champion 1926. — Carlo Pellegrini, Opere scelte di Mme de Staël. Bologna, N. Zanichelli 1926. — V. Grode, Das Übersinnliche bei George Sand. Gießener Diss. 1926. — H. Gelzer, Guy de Maupassant. Heidelberg, Carl Winter 1926. — H. Roselieb, Spanische Wanderungen. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft s. a. — A. Rüegg, Luis de Camões und Portugals Glanzzeit im Spiegel seines Nationalepos. Basel, Helbing und Lichtenbahn 1925. — C. Meléndez, Amado Nervo. Instituto de las Españas, New York 1926. — p. 153: Neuerscheinungen. — p. 144: Zeitschrifteninhalt.

3. Lieferung. p. 161: J. J. Salverda de Grave, Indirecte rede in onafhankelike zinnen (zu Marguerite Lips, Le style indirect libre. Paris, Payot 1926). — p. 166: Gustave L. van Roosbroeck, Corneille's early Theories. — p. 189: E. Alker, Psycho-Analyse und Literaturwissenschaft. I. — p. 210: Th. M. Chotzen, Un ancien fragment des Colloques en gallois (Fragment einer Übersetzung des Erasmus von Rotterdam in einer Hs. der Nationalbibl. zu Aberystwyth). — Besprechungen. p. 223: Fr. Schürr, Das altfranzösische Epos. München, Hueber 1926 (J. J. Salverda de Grave. — p. 226: Étienne Gros, Philippe Quinault, sa vie et son œuvre. Paris, Champion 1926 (K. R. Gallas). — p. 229: J. Fitzmaurice Kelly, Geschichte der spanischen Literatur, übersetzt von Elisabeth Vischer, hgb. von Adalbert Hämel. Heidelberg, Carl Winter 1925 (G. J. Geers). — p. 231: J. G. Robertson, Studies in the Genesis of romantic Theory in the eighteenth Century. Cambridge, Univ. Press 1923 (G. A. Dudok). — p. 233: Selbstanzeige von A. Borgeld, Vrouwenlist, verbreiding en oorsprong van een novelle uit den Decamerone. Groningen, J. B. Wolters 1926. — p. 234: Neuerscheinungen. — p. 235: Zeitschrifteninhalt.

4. Lieferung. p. 241: H. Logemann, Etymologie en Classicisme. — p. 255: J. L. Cardozo, Ma Mère l'Oie: *Aue* (= *Auca*) ou *Ave* (= *Avi*)? (Eine Konjektur, die auf schwachen Füſsen steht). — p. 257: A. Zijderveld, De humanist Montaigne. — p. 267: E. Alker, Psycho-Analyse und Literaturwissenschaft. II. — Besprechungen. p. 291: Eugen Lerch, Historische Syntax I. Leipzig, Reisland 1925 und Kr. Nyrop, Grammaire historique de la langue française. V: Syntaxe; noms et pronoms. Copenhague 1926 (K. Sneyders de Vogel). — p. 295: G. Cohen, Le livre de conduite du régisseur et le compte des dépenses pour le Mystère de la Passion joué à Mons en 1501. Strasbourg 1925 (J. J. Salverda de Grave). — p. 296: Comte de Suppé, Les jeunes filles à la fin du XVIIIe siècle. Paris, Champion 1925 und Une jeune fille au XVIIIe siècle. Lettres de Geneviève de Malboissière à Adélaïde Méliand (1761—1766), ebda. 1925 (K. R. Gallas). — p. 300: Meyer-Lübke, Das Katalanische. Heidelberg, Carl Winter 1925 (K. Sneyders de Vogel). — p. 312: Carl Stumpf, Die Sprachlaute. Experimentell-phonetische Untersuchungen nebst einem Anhang über Instrumentalklänge. Berlin, Julius Springer 1926 (A. Abas). — p. 314: Kurze Anzeigen. Daniel Mornet, La pensée française au XVIIIe siècle. Paris, A. Colin 1926. — Ira O. Wade, The „philosophe" in the French Drama of the eighteenth century = Elliott Monographs 18. — Annales J.-J. Rousseau XVI (1024/5). Genève, J. Jullien 1926. — Maximilian Rudwin, Satan et le satanisme dans l'œuvre de Victor Hugo. Paris, Les Belles Lettres 1926. — T. Schorr, Über Casimir Delavigne = Gieſsener Beiträge zur roman. Philologie 1926. — V. Crescini, Manuale per l'avviamento agli studi provenzali. 3ª ed. Milano, Hoepli 1926. — W. Mulertt, Azorín (José Martínez Ruiz). Zur Kenntnis spanischen Schrifttums um die Jahrhundertwende. Halle, Max Niemeyer 1926. — A Séchehaye, L'école genevoise de linguistique générale. Berlin-Leipzig 1927. — Ch. Bally, Le langage et la vie. Paris, Payot 1926. — H. Kallin, Etude sur l'expression syntactique du rapport d'agent dans les langues romanes. Paris, Champion 1923. — p. 318: Selbstanzeige von K. Sneyders de Vogel, Syntaxe historique du français = Neophil. Bibl. II. 2e édition revue et augmentée. Groningen, J. B. Wolters 1927. — Neuerscheinungen. — p. 319: Zeitschrifteninhalt.

Neophilologus XIII (1927/8).

1. Lieferung. p. 1: Theodor Kalepky, Verkleidete Rede (zu Neophilologus XII, 161 ff. u. Zs. f. rom. Phil. XXIII, 491 ff.). — p. 4: Cornelis Kramer, Alfred de Vigny et une idylle inédite d'André Chénier. — Besprechungen. p. 65: L. Cons, L'auteur de la farce de Pathelin = Elliott Monographs 17 (1926) (J. J. Salverda de Grave). — p. 66: Pierre Flottes, La pensée politique et sociale d' Alfred de Vigny. Paris, Les Belles Lettres 1927 (Étienne Guilhou). — p. 70: Leo Spitzer, Puxi. Eine kleine Studie zur Sprache einer Mutter. München, Max Hueber 1927 (Jos. Schrijnen). — Vermischtes. p. 71: Norbert Fickermann, Philipp[e] de Grève, der Dichter des „Dic Christi veritas" (Dreves, Anal. hymn. XXI, 125 u. Carm. Bur. XCIII, ed. Schmeller S. 51). Urkundliche Beglaubigung in der Berliner Hs. theol. fol. 312 f. 5b). — p. 72: Kurze Anzeigen. H. Borcherdt, Der Renaissancestil des Theaters. Halle, Max Niemeyer 1926. — Louis Arnould, La terre de France chez La Fontaine. Tours, A. Mame s. a. — M. E. Smith, Une Anglaise intellectuelle en France sous la Restauration. Paris, Champion 1927. — Fr. Ranke, Tristan und Isold = Bücher des Mittelalters 3. München, Bruckmann 1925. — V. Bertoldi, Genealogie di nomi designanti il mirfillo = S. A. L'Italia dialettale I (1925). — p. 74: Selbstanzeige von J. W. Marmelstein, Figuren uit de Fransche letterkunde. Amsterdam 1927. — p. 75: Neuerscheinungen. — p. 77: Zeitschrifteninhalt.

2. Lieferung. p. 81: K. R. Gallas, La place du Wallstein de Benjamin Constant (1809) dans l'évolution de la tragédie française. — Besprechungen. p. 137: Th. Gartner, Ladinische Wörter aus den Dolomitentälern = Beih. zur Zs. f. rom. Phil. 73. Halle, Max Niemeyer 1923 (Salverda de Grave). — Edw. C. Armstrong, The Authorship of the Vengement Alixandre and of the Venjance Alixandre = Elliott Monographs 19 (1926) u. R. Edwards, A Classification of the manuscripts of Gui de Cambrai's Vengement Alixandre = Elliott Monographs 20 (1926). — p. 138: F. Schneider, Fünfundzwanzig lateinische weltliche Rhythmen aus der Frühzeit = Texte zur Kulturgeschichte des Mittelalters 1. Rom, Regenberg 1925. — P. Studer and E. G. R. Waters, French Reader, medieval period. Oxford, Clarendon Press 1924 u. K. Glaser, Altfranz. Lesebuch des späteren Mittelalters. Halle, Max Niemeyer 1926. — H. Spanke, Eine altfranz. Liedersammlung; der anonyme Teil der Liederhandschriften K N P X = Roman. Bibl. 22. Halle, Max Niemeyer 1925. — p. 139: H. Breuer, Jaufre, ein altprovenzalischer Abenteuerroman des 13. Jahrhunderts = Ges. f. rom. Literatur 46. Halle, Max Niemeyer 1925. — Ph. Aug. Becker, Clément Marot, sein Leben und seine Dichtung = Sächs. Forschungsinstitute in Leipzig, romanist. Abteilung I. München, Kellerer 1926 (K. Sneyders de Vogel). — p. 140: W. L. Fichter, Lope de Vega's El Castigo del Discreto = Instituto de las Españas, New York 1925 (C. van Veen). — p. 142: F. C. Tarr, Prepositional complementary clauses in Spanish with special reference to the works of Pérez Galdós = S. A. Revue Hispanique LVI (1922). — Gonzalo de Berceo, Los milagros de Nuestra Señora, hgb. von A. Hämel = Sammlung roman. Übungstexte X. Halle, Max Niemeyer 1926 (K. Sneyders de Vogel). — p. 149: J. Wach, Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert. I. Die grofsen Systeme. Tübingen, J. B. Mohr-Siebeck 1926 (H. J. Pos). — Karl Lokotsch, Etymo-

logisches Wörterbuch der europäischen (germanischen, romanischen und slavischen) Wörter orientalischen Ursprungs. Heidelberg, Carl Winter 1927 (Jos. Schrijnen). — p. 151: Selbstankündigungen: B. H. J. Weerenbeck, Participe présent et gérondif. Nimègue-Utrecht, Dekker & van de Vegt et Paris, Champion 1927. — J. Gombert, Eilhart von Oberg und Gottfried von Strafsburg. Beitrag zur Tristanforschung. Rotterdam, Nijgh & v. Ditmar 1927. — Th. Chotzen, Recherches sur la poésie de Dafydd ab Gwilym, barde gallois du XIV[e] siècle. Diss. Utrecht. Amsterdam, H. J. Paris 1927. — p. 153: Zeitschrifteninhalt.

3. Lieferung. p. 161: Jac. van Ginneken, Een Fransch voorvoegsel in het Nederlandsch of een Oer-Europeesch prae-indogermaansch relict. I. (germ. *er-*, *her-* zu roman. *re*). — p. 177: Albert Dory, La première personne du pluriel en français. — p. 180: J.-W. Marmelstein, Les ancêtres de Pierre Loti en Hollande. — Besprechungen. p. 222: Deutsches Dantejahrbuch hgb. Hugo Daffner IX (J. J. Salverda de Grave). — p. 225: J. J. Parry, The Vita Merlini = Univ. of Illinois Studies in Language and Literature X, 3. Urbana 1925. — p. 231: Kurze Anzeigen: H. Girard et H. Moncel, Pour et contre le romantisme. Paris, Les Belles Lettres 1927. — J. Plattard, État présent des études rabelaisiennes. Paris, Les Belles Lettres 1927. — Charles Sorel, Histoire comique de Francion p. p. E. Roy = Textes français modernes I (1924), II (1926). — Émile Magne, Bibliographie générale des œuvres de Scarron. Paris, Leclerc 1924. — G. L. van Roosbroeck, Poésies inédites du Marquis de La Fare (1644—1712). Paris, Champion 1924. — M. E. J. Robertson, Prévost, Mémoires d'un homme de qualité. V. — M. Murray Gibb, Le roman de bas-de-cuir. Paris, Champion 1927. — F. Baldensperger, Orientations étrangères chez Honoré de Balzac. Paris, Champion 1927. — M. Rudwin, Bibliographie de Victor Hugo. Paris, Les Belles Lettres 1926. — L. Freeman Mott, Sainte-Beuve. New York and London, D. Appleton 1925. — L. Piaget Shanks, Flaubert's Youth. Baltimore, The Johns Hopkins Press 1927. — p. 237: Neuerscheinungen. — p. 239: Zeitschrifteninhalt.

4. Lieferung. p. 241: Jac. van Ginneken, Een Fransch voorvoegsel in het Nederlandsch of een Oer-Europeesch prae-indogermaansch relict. II. — p. 254: Siegfried van Praag, Een Hebreeuwsche bewerking van Racine's Athalie. — p. 258: C. Phaf, Autour d'une nouvelle théorie sur l'emploi des modes (zu M. Regula, Zs. f. rom. Phil. XLV, 129 ff.). — p. 262: H. R. Lang, Readings from the Ajuda-Codex of Old Portuguese Lyrics. — Besprechungen. p. 302: J. Haas, Kurzgefafste französische Literaturgeschichte von 1549—1900. Bd. I: 1549—1650. Halle, Max Niemeyer 1924 (S. Braak). — p. 305: Fritz Aeppli, Die wichtigsten Ausdrücke für das Tanzen in den romanischen Sprachen = Beih. zur Zs. f. rom. Phil. 75. Halle, Max Niemeyer 1925 (G. G. Ellebroek). — p. 306: Ed. Borlé, Observations sur l'emploi des conjonctions de subordination dans la langue du XVI[e] siècle, étudié spécialement dans les deux ouvrages de Bernard Palissy. Paris, Les Belles Lettres 1927 (K. Sneyders de Vogel). — p. 312: W. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas. III: Renaissance und Reformation. 2. Teil, bearbeitet von Adalbert Hämel. Halle, Max Niemeyer 1923 (Balthazar Verhagen). — p. 314: Neuerscheinungen. — p. 317: Zeitschrifteninhalt.

Neuphilologische Mitteilungen hgb. A. Långfors und H. Suolahti, Helsingfors. XXVII (1926).

Nr. 1/2. p. 1: Holger Petersen, Une Vie inédite de saint Georges en vers français du moyen âge. (Bibl. nat. nouv. acq. fr. 4412 f. 310. Diese 4. Version des altfrz. Georgslebens, ohne poetischen Gehalt, zeigt mehrere Abweichungen von den bei John E. Matzke (1902/3) und Hippolyte Delehaye (1909) untersuchten Typen dieser Legende und ist verwandt mit der Prosa bei Matzke, PMLA. XVIII (1903), 106 und der 3. Versversion (Hs. Cheltenham), die sonst voneinander unabhängig sind. Der Erstausgabe von Petersen (42 v.) sind Bemerkungen zu zwei Motiven innerhalb des Georg- und Eustachiusstoffs angefügt). — Besprechungen. p. 14: Jahrbuch für Philologie, hgb. von V. Klemperer und E. Lerch. I. München, Max Hueber 1925 (W. Söderhjelm). — p. 27: Vilhelm Grundtvig, Begreberne i sproget. Orientering i systematisk ordforskning. København, G. E. C. Gad 1925 (A. Wallensköld). — p. 38: Gabriel Hanotaux, Histoire de la nation française, t. XII: Histoire des lettres, premier volume (des origines à Ronsard) par Joseph Bédier, Alfred Jeanroy et F. Picavet. Paris, Plon s. a. [1923] (Arthur Långfors). — p. 41: Mélanges de philologie offerts à M. Johan Vising. Göteborg, N. J. Gumperts et Paris, Champion 1925 (A. Wallensköld). — p. 47: Sammlung roman. Übungstexte hgb. A. Hilka und G. Rohlfs I. II. Halle, Max Niemeyer 1925 (ders.) — p. 50: R. Kron, Le Petit Parisien. 21e éd. Freiburg i. Br., J. Bielefeld 1925 (W. O. S.). — p. 51: Fritz Krüger, Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete. Ein Beitrag zur spanischen und portugiesischen Volkskunde (Åke W:son Munthe). — p. 55: Julius Schmidt, Spanische Grammatik für sprachlich Vorgebildete. Frankfurt a. M., M. Diesterweg 1924. — Ders., Spanisches Lesebuch mit Übungen, ebda. 1924. — Ders., Auswahl spanischer Gedichte, ebda 1924 (Elin Johansson). — p. 59: Neuerscheinungen. — p. 62: Schriftenaustausch.

Nr. 3/4. p. 76: Karin Ringenson, *De* et *par* comme expression du rapport d'agent en français moderne (Ergänzung zu H. Kallin, L'expression syntactique du rapport d'agent dans les langues romanes. Paris, Champion 1923). — p. 95: Holger Petersen, Note sur une ballade adressée par Eustache Deschamps à Chaucer (vgl. T. Atkinson Jenkins, MLN. XXXIII (1918), 268ff., v. 27 wird dem Sinne nach richtig gestellt: *Eustaces sui, qui* (für *ci?*) *de mon plant aras.* Aber eine Anspielung auf Eustachius liegt doch bei Deschamps (Wortspiel mit seinem Namen) vor, denn Eustachius gilt im gesamten Mittelalter als ein zweiter christlicher Hiob). — Besprechungen. p. 98: Hermann Ammann, Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen. I. Teil: Die Idee der Sprache und das Wesen der Wortbedeutung. Lahr i. B., Moritz Schauenburg 1925 (Erik Ahlman). — p. 108: Kr. Nyrop, Grammaire historique de la langue française, t. V: Syntaxe. Copenhague, Nordisk Forlag 1925 (A. Wallensköld). — p. 109: Eugène Vinaver, Études sur le Tristan en prose. Paris, Champion 1925 (Arthur Långfors). — p. 110: Walter Gottschalk, Franz. Synonymik. I. II. Heidelberg, Carl Winter 1925 (A. Wallensköld). — p. 112: Aline Furtmüller, Notre livre de français. Wien-Leipzig-New York 1924 (Å. Furuhjelm). — p. 113: Tyyni Haarpanen-Tallgren, Trubaduureja. Porvoo, Werner Söderström 1925 (A. Wallensköld). — p. 114: Deutsches Dante-Jahrbuch IX, hgb. von Hugo Daffner. Weimar,

R. Wagner 1925 (Arthur Långfors). — p. 115: Karl Pietsch, Spanish Grail Fragments. I. II. Chicago 1924/5 (O. J. Tallgren). — p. 123: Neuerscheinungen. — p. 126: Schriftenaustausch.

Nr. 5/6. p. 129: A. Jeanroy, Études sur l'ancienne poésie provençale. I: La structure de la chanson. (Die Scheidung zwischen vers und chanson wird endgültig abgetan, da die bekannten zwei Strophen von Aimeric de Péguilhan unrichtig gedeutet wurden. Erst Epigonen seit der Mitte des 13. Jhdts. übertragen die Bezeichnung vers vorzugsweise aufs moralische Gebiet, vgl. später Leys I, 338. Es folgen Betrachtungen über den Aufbau der chanson, ihre Strophenverbindung nebst Reim, die Alliteration und die tornada). — Besprechungen. p. 171: Elise Richter, Wie wir sprechen. 2. Aufl. = Aus Natur und Geisteswelt 354. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1925 (A. Wallensköld). — p. 172: Hermann Breuer, Kleine Phonetik des Lateinischen mit Ausblicken auf den Lautstand alter und neuer Tochter- und Nachbarsprachen. Breslau, Trewendt u. Granier 1925 (ders.) — Meddelelser fra Norsk Forening for Sprogvidenskap I, 1. Oslo, H. Aschehoug 1925 (Arthur Långfors). — p. 175: Ch.-V. Langlois, La vie en France au moyen âge, de la fin du XIIe au milieu du XIVe siècle, d'après des romans mondains du temps. Paris, Hachette 1924, und La vie en France au moyen âge ... d'après des moralistes du temps, ebda. 1925 (ders.). — p. 176: Les Classiques français du moyen âge 48: Jean Bodel, trouvère artésien du XIIIe siècle, Le Jeu de saint Nicolas éd. par Alfred Jeanroy; 49: Rutebeuf, Le Miracle de Théophile éd. par Grace Frank, Paris, Champion 1925 (A. Wallensköld). — p. 177: Hans Spanke, Eine altfranz. Liedersammlung: der anonyme Teil der Liederhandschriften KNPX, hgb. = Roman. Bibl. 22. Halle, Max Niemeyer 1925 (Arthur Långfors). — p. 179: E. Droz et G. Thibault, Poètes et musiciens du XVe siècle = Documents artistiques du XVe siècle, t. I. Paris 1924 (ders.). — p. 180: Eça de Queiroz, Auswahl aus seinen Werken hgb. von Luise Ey = Neuere portugiesische Schriftsteller VII. Heidelberg, J. Groos 1925 (G. Lozinski). — p. 181: Neusprachliche Studien, Festgabe für Karl Luick. Marburg, N. G. Elwert 1925 (U. Lindelöf). — p. 183: Neuerscheinungen. — p. 190: Schriftenaustausch.

Nr. 7/8. p. 193: Aarno Malin, Un documento fiorentino del Trecento (lat. Urkunde 1351/2, die die Historiker angeht). — p. 198: Andrea Ferretti, La figura poetica di Santo Francesco d'Assisi (nach einem Vortrag in Helsingfors zum 700. Jubiläum des poverello Francesco). — Besprechungen. p. 207: Konrad Burdach, Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. I. II. Halle, Max Niemeyer 1925/6 (Hugo Suolahti). — p. 220: Eugen Lerch, Historische französische Syntax. I. Leipzig, O. R. Reisland 1925 (A. Wallensköld). — p. 223: Karl Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranz. Literatur. 3. Aufl. Halle, Max Niemeyer 1925 (Arthur Långfors). — p. 225: E. Abry, C. Audic et P. Crouzet, Histoire illustrée de la littérature française. 7e éd. Leipzig, Friedrich Brandstetter 1926 (ders.). — p. 226: A. C. Klebs et E. Droz, Remèdes contre la peste. Fac-similes, notes et liste bibliographique des incunables sur la peste = Documents scientifiques du XVe siècle I. Paris, E. Droz et E. Nourry 1925 (ders.). — p. 227: Franz. u. engl. Schulbibliothek hgb. A. Pariselle und H. Gade: A, 172 u. 218; B, 37. Leipzig, Renger 1925 (ders.). — p. 230: Paul Lergetporer, Die schwierigen Zeitwörter der span. Sprache, in alphab. Reihenfolge bearbeitet. Heidelberg,

Julius Groos 1926 (ders.). — p. 231: J. E. Pichon y Juan Aragó, Lecciones prácticas de lengua española. 2e ed. Freiburg i. Br., J. Bielefeld 1925 (A. Wallensköld). — p. 232: R. Kron und F. W. Schröder, Stoffe zu span. Sprechübungen. Freiburg i. Br., J. Bielefeld 1925 (ders.). — J. Miguel Avalos de Lima und F. Booch-Arkossy, Lehrbuch der span. Sprache zum Selbstunterricht. 7. Aufl., und E. Nonnenmacher, Prakt. Lehrbuch der altfranz. Sprache = A. Hartleben's Bibl. der Sprachenkunde. Wien und Leipzig, A. Hartleben s. a. (ders.) — p. 236: Minneskrift utgiven av Filologiska Samfundet i Göteborg. Göteborg, Wettergren & Kerber 1925 (ders.). — p. 239: La vida de Lazarillo de Tormes y de sus fortunas y adversidades hgb. von A. de Olea = Roman. Bücherei. München, Max Hueber 1925 (V. Tarkiaineu). — p. 252: Neuerscheinungen. — p. 255: Schriftenaustausch.

Neuphilologische Mitteilungen XXVIII (1927).

Nr. 1. p. 32: J. Morawski, Deux poèmes en quatrains monorimes (I. De la faucelé du monde, vgl. A. Långfors, Les Incipit I, 199, '*Le monde ses amis par trayson honneure*' und P. Meyer, Rom. XXV, 418. Das Vorbild ist die lat. Dichtung De contemptu mundi des Bernard von Morlaix 'Cartula nostra tibi mandat dilecte salutes', eins der beliebtesten Werke des Mittelalters, ed. Migne 184, 1307 ff. Der Vf. druckt die dürftige altfranz. Bearbeitung [40 vv.] nach den beiden Hss. B. Nat. fr. 957 und Cambridge, Magdalene Coll., Pepys 1938, ab. — II. Ebenso schwaches Nachwerk aus dem 14. Jhdt. '*En coeur devot ou est religion*' [48 vv.] aus B. Nat. fr. 2095, Mahnungen an eine Nonne enthaltend). — Besprechungen. p. 40: Karl Vofsler, Geist und Kultur in der Sprache. Heidelberg, Carl Winter 1925 (Arno Bussenius). — p. 43: Instituttet for Sammenlignende Kulturforskning, Serie A: Forelesninger. II: A. Meillet, La méthode comparative en linguistique historique. — IV. Otto Jespersen, Mankind, nation and individual from a linguistic point of view. Oslo—Leipzig—Paris—London—Cambridge, Mass. 1925 (A. Wallensköld). — p. 51: John Holmberg, Eine mittelniederfränkische Übertragung des Bestiaire d'amour, sprachlich untersucht und mit altfranz. Paralleltext hgb. Uppsala, A.-B. Lundquist 1925 (G. Lozinski). — p. 54: W. Meyer-Lübke, Das Katalanische. Heidelberg, Carl Winter 1925 (O. J. Tallgren, der auch eine Bespr. von A. Alonso, La subagrupación románica del catalán = Rev. de fil. esp. XIII [1926], hier anschliefst). — p. 60: Neuerscheinungen. — p. 62: Schriftenaustausch.

Nr. 3/4. p. 65: Andrea Ferretti, Domenico Comparetti. In memoriam. — p. 69: J. W. Spargo, The Basket Incident in Floire et Blanceflort (Vf. verweist auf eine interessante Parallele in den buddhistischen Jātakas, transl. by Cowell I (1895), nr. 62, und erhärtet die sehr plausible Theorie vom orientalischen Ursprung dieses Motivs besonders im Hinblick auf die bei V. Chauvin, Bibliogr. des ouvrages arabes V nr. 142 (La corbeille) angeführten Texte und das Kathāsaritsāgara. Freilich sei auch die Vergilsage nicht ohne Einflufs gewesen). — p. 75: Emil Öhmann, Sprachentwicklung und Milieu. — Besprechungen. p. 112: Karel Titz, La substitution des cas dans les pronoms français. Brünn 1926 (A. Wallensköld). — p. 113: Friedrich Schürr, Das altfranz. Epos. Zur Stilgeschichte und inneren Form der Gotik. München,

Max Hueber 1926 (ders.) — p. 114: Karl Warnke, Aus dem Esope der Marie de France = Sammlung roman. Übungstexte 9. Halle, Max Niemeyer 1926 (ders.). — p. 115: Ferdinand Brunot, Histoire de la langue française des origines à 1900. VII: La propagation du français en France jusqu'à la fin de l'ancien régime. Paris, Armand Colin 1926 (ders.). — Kellerers Französ. Ausgaben 2—4 (1925/6) (Ewald Müller). — p. 116: Max Müller, Die franz. Philosophie der Gegenwart. Karlsruhe, G. Braun 1926 (Erik Ahlman). — p. 121: Neuerscheinungen. — p. 126: Schriftenaustausch.

Nr. 5/6. p. 129: A. Jeanroy, Études sur l'ancienne poésie provençale. Deuxième article (Troubadours et jongleurs. — La condition de l'homme de lettres dans le Midi de la France au XIIe et au XIIIe siècles). — p. 146: D. Scheludko, Über Parise la duchesse (Vf. glaubt nicht an Übereinstimmungen dieser chanson de geste des 13. Jhdts. mit dem germanischen Wolfdietrichstoff, sondern sieht ihre Quellen im Gaydon und Macaire [Typus der unschuldig verfolgten Frau], für die Adelsprüfung eines Jünglings an fremdem Hof im Doon de la Roche, Daurel e Beton und Orson de Beauvais, dazu für einzelne Motive im Bueve de Hanstone. Im übrigen braucht diese bunte Reihe von Motivverwendungen uns bei dem epigonenhaften Charakter der Parise la duchesse gar nicht Wunder zu nehmen, vgl. z. B. Claris et Laris, auch den Buevestoff selbst). — p. 152: Walter O. Streng, Une estampie du chansonnier d'Oxford (Raynaud 2016 = 1941a) (von Steffens diplomatisch abgedruckt ASNS. XCVIII, 347, hier Neudruck mit Einleitung und einigen Anmerkungen). — p. 157: Albert Sjögren, Notes d'étymologie française. 1. *aine* (*ainette*) „baguette à laquelle on enfile les harengs à fumer" < *aine* „marc de raisin". — 2. fr. *chabot*, zool. Cottus gobio L., etc. — Besprechungen. p. 182: Hennig Brinkmann, Entstehungsgeschichte des Minnesangs. Halle, Max Niemeyer 1926 (A. Wallensköld). — p. 183: Thérèse Labande-Jeanroy, La question de la langue en Italie, de Baretti à Manzoni. L'unité linguistique dans les théories et les faits. Paris, H. Champion 1925 (ders.). — p. 184: Julius Hennig, Die franz. Sprache im Munde der Belgier und die Marollenmundart Brüssels. Heidelberg, Julius Groos 1926 (Arthur Långfors). — p. 185: Neuerscheinungen. — p. 189: Schriftenaustausch.

Nr. 7/8. p. 193: W. Söderhjelm, Eine zweite Uppsala-Handschrift der Disciplina Clericalis (mit der Signatur C. 521, Anfang 15. Jhdts., der älteren, vollständigen Textrezension zuzuzählen). — p. 195: J. Morawski, Le manuscrit fr. 25418 de la Bibliothèque nationale et les Vers sur les quatre tempéraments humains ('*Homme sanguin de sa nature*', eine Übersetzung des entsprechenden Teiles im Regimen sanitatis Salernitanum 'Largus amans hilaris ridens rubeique coloris'. Der Vf. druckt aufser diesem Stück, das sich als kontaminiert erweist, zwei ähnliche, ältere Texte ab, von denen der eine '*Li uns hom est sanguiniens*' in B. Nat. fr. 17177, f. 224 von Pierre de Maubeuge stammt und bereits 1866 von Sachs im Jahrb. f. rom. und engl. Liter. II, 354 publiziert wurde, der zweite '*Jou sanguin [sui] moult debonnaire*' in Lille 366, f. 49 wie bei Eustache Deschamps [erweitert im Roman de Fauvel] mit der lat. Vorlage für den consensus 4 elementorum et anni temporum noch ausführlicher zusammengeht. In literarischer Hinsicht ist also der Gewinn beider Publikationen solch anspruchsloser Bearbeitungen nicht eben grofs). — p. 209: D. Scheludko, Orientalisches im Abendlande vor Dante. Einige Bemerkungen zur Escatologia

von A. Palacios (Der überaus belesene Vf. zeigt, auf welch schwacher Basis die Behauptungen des span. Arabisten aufgebaut sind. Bei aufmerksamer Nachprüfung wird man Scheludko beipflichten müssen nicht nur für die Navigatio Brandani, deren Zusammenhang mit dem Sindbad ganz problematisch ist [vgl. bereits W. Mulertt, ZrPh. 1925, 306 ff.], sondern auch für Dante selbst ist gewifs das vorliegende Material von Palacios unrichtig eingeschätzt. Mag auch der Vf. mitunter zu scharf vorgehen, sein Gesamurteil ist doch nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, dafs Palacios einseitig zum Zwecke seiner besonderen These zugriff: „Die mohamedanischen Parallelen von Palacios gehen teils auf ältere christliche und jüdische Überlieferungen zurück, teils sind sie ein Nachhall der morgenländischen Motive und Vorstellungen, die ihrerseits durch Vermittlung der Syrer, Byzantiner und abendländischer Pilger den Anstofs zum Entstehen der entsprechenden Motive im Westen gegeben haben"). — p. 233: Arthur Långfors, Trois Dits de Notre Dame tirés du ms. fr. 24432 de la Bibl. nationale (vgl. Gröbers Grdr. II, 1, 975). — Besprechungen. p. 239: Marguerite Lips, Le style indirect libre. Paris, Payot 1926 (A. Wallensköld und Gyula Weöres). — p. 242: Histoire littéraire de la France, t. XXXVI (1927) (Arthur Långfors). — p. 244: Hermann Urtel, Guy de Maupassant. Studien zu seiner künstlerischen Persönlichkeit. München, Max Hueber 1926 (A. v. Kraemer). — p. 245: Alfred Jeanroy, Anthologie des troubadours (XII e—XIV e siècles). Introduction, traductions et notes. Paris, La Renaissance du Livre 1927 (Arthur Långfors). — Carl Marquard Sauer und Heinrich Ruppert, Spanische Konversationsgrammatik zum Schul- und Privatunterricht. 16. Aufl. von Richard Ruppert y Ujaravi. Heidelberg, Julius Groos 1926 A. Wallensköld). — p. 248: Antoni M.ª Alcover y Sureda y Francesch de B. Moll y Casasnovas, Diccionari català-valencià-balear. Barcelona 1927 ff. (O. J. Tallgren). — p. 252: Neuerscheinungen. — p. 254: Schriftenaustausch.

Nuovi Studi Medievali. Vol. II (1925/6). Bologna, Nicola Zanichelli.

Parte prima. p. 5: Camillo Guerrieri Crocetti, La leggenda di Rodrigo. Contributo allo studio dell'Epopea Spagnuola (Die Entwicklung dieser Sage vom letzten Gotenkönig geht in erster Linie auf die arab. Historiker zurück und wurde von den Christen in ihrem Sinne [Strafe des Himmels für Frevel des Königs] umgestaltet. Doch ist die Annahme von heute verlorenen cantares über diesen Stoff unbegründet, zumal die angebliche Parallele im altfranz. Roman Anseïs de Cartage beträchtliche Abweichungen in der Grundauffassung der Hauptpersonen aufweist nnd sich neben der sonstigen mündlichen Überlieferung am ehesten ans Rolandslied anschliefst. Die von lyrischem Einschlag durchsetzten Romanzen aus so später Zeit verraten deutlich ihren Ausgangspunkt, nämlich den direkten Anschlufs an den mit phantastischen Elementen ausgeschmückten, auf gelehrter Überlieferung beruhenden Bericht des Pedro del Corall in seiner Crónica del rey don Rodrigo con la destrucción de España. Auf Grund eingehender Betrachtung der Romanzenelemente erhalten wir den auch principiell wichtigen Mafsstab zur Einschätzung solch epigonenhafter und künstlich zerstückelter Epik, die eben anderen Zeitumständen sich angepafst hat. Zu der neuen Studie von Menéndez Pidal [1924] und zu Krappe, The Legend of Rodrick, Heidelberg 1923, hofft der Vf. später sich

zu äufsern). — p. 65: G. W. Coopland, An unpublished Work of John of Legnano: the "Somnium" of 1372 (cod. Vat. lat. 2639. Dies lat. Werk [mit dem eingefügten Tractatus de principatu] des besonders durch seinen Traktat De bello [1360] bekannt gewordenen Juristen stellt eine Verteidigung des Studiums beider untereinander abgegrenzter Rechte dar gegenüber den Angriffen der artistae und medici. Eine Entstellung hiervon ist das Somnium viridarii [1376] eines unbekannten Kompilators). — p. 89: Gerolamo Biscaro, *Sì, che per simil non s'entrò in Malta* (Par. IX, 54) (Schwierigkeit einer Identifizierung dieses päpstlichen Gefängnisses für unwürdige Priester: in Viterbo oder in Cittadella oder im [am] Bolsenersee. Für das erste scheint die Erinnerung des Dichters an Rolandino, den Chronisten der tyrannischen Herrschaft eines Verwandten des Ezzelino, zu sprechen, der diesen Namen Malta für jenen „carcere mortale" von Cittadella wählte, und dieselbe Benennung blieb kurz nach 1256 als typischer Begriff für ein feuchtes, unterirdisches Verliefs bestehen, als die Kurie im Turm an der Brücke Tremulo von Viterbo eine besondere Klerikerhaft einrichtete. Die Ansicht von M. Antonelli, La Malta Dantesca e l' isola Bisentina, im Giorn. stor. di lett. ital. LXXVII, 150, wird in einem Anhang aus historischen Gründen abgewiesen). — Vermischtes. p. 165: Roger S. Loomis, Romance and Epic in the romanesque art of Italy. A Critique of M. Mâle's L'Art religieux du XIIe siècle (Vf. versucht Berichtigung in drei Punkten: der Mosaik von Brindisi sei kaum älter als 1178; die Greifenluftfahrt Alexanders des Grofsen auf westeurop. Skulpturen, auch auf dem Mosaik von Otranto, gehe ohne die Tätigkeit franz. jongleurs auf byzant. Einflüsse zurück; auf seiner Datierung der berühmten Modenaskulpturen für den Zeitraum 1099—1106 glaubt er bestehen zu müssen, da nicht nur bretonische Erzähler im Gefolge des Alan Fergant, Herzogs der Bretagne, den Winter 1096—97 in Bari [auf dem 1. Kreuzzug] gewesen sein können, sondern auch jene Episode aus der Artussage, nämlich die Entführung der Königin Guinevere [hier Winlogee] durch den Riesen Carrado aus dem Prosalancelot nebst Durmart le Galois sich rekonstruieren lasse. Der Vf. entwickelt bereits hier seine verwickelten Ideen über den Zusammenhang dieses Stoffes mit der irischen Mythologie, der Walliser Zwischenstufe, schliefslich den „old solar theories", die mittlerweile in seinem Buche Celtic Myth and Arthurian Romance, New York 1927, niedergelegt sind). — p. 113: Santorre Debenedetti, Postille a testi antichi romanzi (zum altprov. Boeci v. 159 u. 207; zum Ritmo Cassinese v. 25 u. 60—62). — p. 119: A. H. Krappe, La leggenda della „Bocca della Verità" (Dieser in die Vergilsage eingedrungene Zug begegnet uns aufser in den Mirabilia Romae im syrischen Roman vom Kaiser Julian und in der Kaiserchronik. Den Schlufs des Artikels füllen Konstruktionen aus, da sich der Vf. mit der Theorie einer röm. Lokalsage, deren Annahme doch nahe liegt, nicht beschäftigt, auch die orient. Form für etwas sekundäres hält. Daher nimmt er für die Ursprungserklärung seine Zuflucht zur Mythologie und ihrer bildlichen Darstellung durch Wölfe oder Löwen, die eine Menschenhand im Rachen zeigen. „La leggenda della Bocca della Verità è d'origine orientale e giunse in Italia dall' Asia Minore, dove ebbe nascita e svolgimento intorno ai monumenti dei carnivori [leoni] recanti una mano umana in bocco. Sono, queste statue, monumenti di vecchi culti di *totems* delle tribù indigene di cui si era dimenticato il significato originale. Si deve supporre che la migrazione della leggenda

abbia avuto luogo nei primi secoli dell' Impero, certamente prima dell' interruzione delle communicazioni fra l' Italia e l' Oriente per conseguenza delle conquiste degli Arabi." Das klingt alles unwahrscheinlich, ist auch im Hinblick auf Motive wie Keuschheitsprobe oder Spiegel der Gerechtigkeit u. a. m. überflüssig). — p. 125: Aristide Marigo, Un nuovo titolo del „De vulgari eloquentia" ed un'antica postilla critica (In der von Bertalot entdeckten Berliner Hs. bereitete das vom Kopisten vor den Text der Monarchia irrtümlich gestellte Incipit und das Explicit des Textes De vulgari eloquentia die gröfsten Schwierigkeiten. Die Bezeichnung des letzteren Werkes als Rectorica Dantis ist aber lediglich Kopistenwerk wie auch die Note gegen Schlufs: Non potest licteralis locutio in sermone vulgari comode recitari etc. Nicht in allen Punkten wird man deshalb dem Vf. zustimmen und wenn man sich mit der Rasur hinter Rectorica Dantis i|||ii dnj Binj de Florentia so sehr abgequält hat [= Arìgerii domini Bini?!], so ist mir die einfache Konjektur eingefallen = ingenij divini de Florentia). — p. 131: Paul Studer, Una canzone francese di Edoardo II d'Inghilterra (vgl. seine Ausgabe Mod. L. Rev. XVI [1921], 34ff., die er jetzt jener von Anna Benedetti, Nuovi Studi Medievali I [1923], 283ff. mit vielen Berichtigungen und Ergänzungen gegenüberstellt). — p. 136: P. S. Leicht, Documenti dotali dell' alto medioevo (Beitrag zur Kenntnis der donatio propter nuptias für das Venedig des 11. Jhdts.). — Besprechungen. p. 141: Codex Pontificalis Ravennatis ecclesiae ed. A. Testi Rasponi = Rer. It. Script. II, 3. Bologna 1924 (J. B. Supino). — p. 148: Gesamtrez. von 16 Publikationen zum italien. Recht 1922/23 (P. S. Leicht). — p. 159: M. Wilmotte, De l'origine du roman en France. Le tradition antique et les éléments chrétiens du roman. Paris, Champion 1923 (Vinzenzo Ussani). — p. 163: W. P. Mustard, Dante and Statius = MLN. XXXIX (1924), 120, und W. L. Lorimer, The text tradition of Pseudo-Aristotle De Mundo, together with an Appendix containing the text of the medieval Latin versions. Oxf. Univ. Press 1924 (ders.). — p. 165: Lluis Nicolau d'Olwes, L'escola poètica de Ripoll en els seglis X—XIII = Anuari de l'Institut d'Estudis Catalans VI (Francesco Arnaldi). — p. 166: Lluis Fullano Mira, Compendi de la gramática Valenciana. Valencia 1922; Publicaciones de la Sociedad Castellonense de Cultura; Butlletì de la dialectologia catalana, gener-juny 1923; Costumari català. Barcelona 1921 (Venanzio Todesco). — p. 170: G. Adriano García-Lomas y García-Lomas, Estudio del dialecto popular montañés. San Sebastián, Nueva Editorial S. A. 1922 (Carlo Battisti). — p. 172: Holger Petersen, Les origines de la légende de saint Eustache = Nph. Mttgen. XXVI (1925), 65, und Deux versions de la Vie de saint Eustache en vers français du moyen âge = Mém. de la Soc. néophilolog. de Helsingfors VII (1925), 53 (Angelo Monteverdi, zugleich eine glänzende Exposition des Eustachiusproblems). — p. 207: Mitteilungen über einen neuen Du Cange (I lavori del Comitato nazionale italiano per il dizionario latino dell' alto medioevo, 1924, über die amerikan. Bestrebungen auf dem Gebiete des mittelalt. Lateins). — p. 216: Neuerscheinungen.

Parte seconda. p. 221: Luigi Colini-Baldeschi, Le „Constitutiones Romandiolae" di Giovanni d'Appia. — p. 253: Alexander Haggerty Krappe, Santa Lucia. (Vf. vergleicht den Kult der hl. Märtyrin Lucia aus Syrakus [bei Augenkrankheiten angerufen] mit dem der Bona Dea Oclata [Lucifera]. Doch berühren solche heidn.-christl. Vermischungen älterer Vor-

stellungen [Vf. identifiziert auch die hl. Agathe mit der Ἀγαθὴ Θεά nnd verweist auf Demeter von Eleusis als augenheilende Gottheit] das eigtl. Gebiet der Märtyrologie und Hagiologie nur indirekt). — p. 264: Dante Bianchi, La leggenda di „Otinel". Contributo alla storia dell'epopea francese in Italia (Gabotto hatte die gemeinsame Quelle für die lat. Fassung bei Jacopo d'Acqui (Chronica Imaginis mundi) und das altfrz. Epos Otinel für Piemont angesetzt, vgl. zuletzt seine Schrift L'elemento storico nelle Chansons de gesté e la questione delle loro origini, Torino 1924. Genauer betonte Bédier die Lokaltradition von Tortona, die später neben lombardischen Klerikern von franz. Klerikern nutzbar gemacht wurde. Doch bietet die Erforschung der Ortsnamen immer noch erhebliche Schwierigkeiten. Bianchi prüft die Chroniken, die von Sarazeneneinfällen in Norditalien zu berichten wissen (ca. 930—985): Erinnerungen an diese wie die pagani überhaupt wirkten bei der Sagenbildung mit, daher die Aufnahme Karls des Grofsen als Vorkämpfers der Christenheit, und wir kämen, entgegen der Ansicht Bédiers von Pilgerüberlieferungen und Pilgerstrafsen, auf eine urspr. Sagenstufe seit der 2. Hälfte des 10. Jhdts. Nicht ohne Bedeutung sei ferner die Geschichte des Geschlechts der Ospinelli von Tortona (Ospinellus = Otinel), das endgültige Lied selbst könne demnach in seiner Doppelfassung erst für den Anfang des 13. Jhdts. angesetzt werden, und dies stimmt auch zu deren sonstigem Charakter (Liebeselemente, Anklänge an die Destruction de Rome nebst Fierabras, Pseudoturpin). — Besprechungen. p. 302: Ludwig Pfandl, Spanische Literaturgeschichte. I. Mittelalter und Renaissance. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner 1923 (E. Levi). — p. 303: A. Haggerty Krappe, The Legend of Rodrick last of the Visigoth Kings and the Ermanarich Cycle. Heidelberg, Carl Winter 1923 (G. Guerrieri Crocetti, ablehnend, s. auch seine oben im selben Bande der Nuovi Studi Medievali p. 5 ff. erschienene und von uns S. 507 genannte Studie zu diesem Thema). — p. 308: J. L. Heiberg, Glossae medicinales. København 1921 (Francesco Arnaldi). — Alberto Vaccari, Esegesi antica ed esegesi nuova = Biblica VI (1925), 249 (Irene Giglioli). — p. 311: H. Quentin, La correction du martyrologium romain = Anal. Boll. XLII, 387 (V. Ussani). — p. 313: Chronik. Francesco d'Ovidio († 24. 11. 1925). — Sir Sidney Lee († 1926). — p. 315: Neuerscheinungen.

Philological Quarterly. Jowa City, Jowa.

vol. VI. Nr. 1 (Januar 1927). p. 19: G. L. van Roosbroeck, Preciosity in Corneille's early Plays. — p. 57: Ruth L. Anderson, A French Source for John Davies of Hereford's System of Psychology. — p. 67: Elliott M. Grant, Tartuffe again. — Besprechung. p. 96: Otto Jesperson, Mankind, Notion and Individual from a linguistic Point of View. Oslo, H. Aschehoug & Co. 1925 (E. J. Baske).

Nr. 2 (April 1927). p. 172: Roy J. Deferrati, Early ecclesiastical Literature and its Relation to the Literature of classical and medieval Times. — p. 111: Ernest H. Wilkins, An introductory Boccaccio Bibliography. — Besprechung. p. 222: Lawrence Melville Riddle, The Genesis and Sources of Pierre Corneille's Tragedies from Médée to Pertharite. Baltimore, The John Hopkins Press 1926 (A. J. Dickman).

Nr. 3 (Juli 1927). p. 282: Maurice Baudin, L'homme politique dans le théâtre français contemporain. — Vermischtes. p. 314: Edwin B. Place, A note on the word *cerindongo* (in der Farce El hambriento, ed. G. T. Northup (Ten Old Spanish Farces, New York 1922) v. 42 (Zu lesen sei der Vogelname *cervidongo* = Perlhuhn). — Gustave Charlier, Sur quelques citations de Chateaubriand (zu Phil. Quarterly 1926, 258). — p. 315: Albert Stanburrough Cook, Bede and Gregory of Tours. — Besprechungen. p. 317: A. J. Dickmann, Le rôle du surnaturel dans les chansons de geste. Paris, Champion 1926 (Lucy M. Gay). — p. 318: Ralph Coplestone Williams, The Merveilleux in the Epic. Paris, Champion 1925 (Alexander H. Krappe). — p. 319: V. L. Dedecek, Étude littéraire et linguistique de Li Hystore de Julius Cesar de Jehan de Tuin. Diss. Univ. Pennsylvania 1926 (A. J. Dickman). — William F. Giese, Victor Hugo, the Man and the Poet. New York, The Dial Press 1926 (Charles E. Young).

Nr. 4 (Oktober 1927). p. 351: S. A. Rhodes, Baudelaire and the Aesthetics of the Sensations.

Revue critique d'histoire et de littérature. Directeur: Edmond Faral. Paris, Ernest Leroux. [Auswahl von Besprechungen.]

60e année (1926). p. 39: Stephen Gaselee, An Anthology of medieval Latin. London, Macmillan 1925 (E. Faral). — p. 40: Revista de Instituto historico e geographico Brasileiro, t. 88 uud 89; J. Melander, L'origine de l'espagnol „no más" au sens de „seulement". Upsala 1920; Agustin Pestelardo, En el centenario de la Universidad de Buenos Aires, 1921; Ocho sainetes inéditos de Don Ramón de la Cruz, ed. por Charles Emil Kany. Berkeley, Univ. of California Press 1925 (G. Cirot). — p. 138: Ramiro Ortiz, Leopardí e la Spagna. București, Cultura Națională 1924 (ders.). — p. 156: Joseph Bédier, Les Fabliaux. 4e éd. Paris, Champion 1925 (A. Jeanroy). — p. 157: A. Morel-Fatio, Études sur l'Espagne. 4e série. Paris, Champion 1925 (ders.). — Aubrey F. G. Bell, The Oxford Book of Portuguese Verse (XII Century — XX Century). Oxford, Clarendon Press 1925 (ders.). — p. 173: Gauchat, Jeanjaquet et Tappolet, Tableaux des patois suisses romands. Neuchâtel, Attinger 1925 (Oscar Bloch). — p. 175: Thérèse Labande-Jeanroy, La question de la langue en Italie = Publ. de la Fac. des Lettres de Strasbourg, fasc. 27 (1925) und La question de la langue en Italie de Baretti à Manzoni. Paris, Champion 1925 (ders. u. E. Bourciez). — p. 181: A. Roserot, Dictionnaire topographique du département de la Côte-d'Or, comprenant les noms de lieux anciens et modernes. Paris, Leroux 1924 (Oscar Bloch). — p. 183: L. Clédat, Manuel de phonétique et de morphologie romanes. Paris, Champion 1925 (ders.). — p. 185: K. Sneyders de Vogel, Syntaxe historique du français. Groningue, Wolters 1919 (ders.). — p. 132: C. Plummer, Miscellanea hagiographica hibernica. Bruxelles, Soc. des Bollandistes 1921 (G. Dottin). — p. 133: Bibl. romanica 303: La Résurrection du Sauveur, fragment d'un mystère anglo-normand du XIIIe siècle, p. d'après le ms. 902 fds fr. de la Bibl. nat. (A. Jeanroy). — p. 217: Univ. of Wisconsin Studies by members of the Department of Romance Languages I (1924) (E. Bourciez). — p. 218: Holger Petersen, Deux versions de la Vie de saint Eustache en vers français du moyen

âge = Mém. de la Soc. néophilolog. de Helsingfors VII (1925) (R. Bossuat). — p. 236: M. L. Wagner, Die spanisch-amerikanische Literatur in ihren Hauptströmungen. Leipzig-Berlin, Teubner 1924 (G. Le Gentil). — p. 237: Aubrey F. G. Bell, The Oxford Book of Portuguese verse. Oxford 1925 (ders.). — W. L. Lorimer, Some notes on the text of Pseudo-Aristotle „De Mundo". St. Andrews Univ. Publ. XXI (1925) (P. Chantraine). — p. 253: Revue de linguistique romane I, 1 u. 2 (1925). Paris, Champion (E. Bourciez). — p. 255: Anna J. Cooper, Le Pèlerinage de Charlemagne, publié avec un glossaire. Paris, A. Lahure 1925 (ders.). — p. 256: August Scriban, Grammatica limbiĭ romîneştĭ (Morfologia). Jassy 1925 (ders.) — p. 259: Ramiro de Maeztu, Don Quijote, Don Juan y la Celestina. Ensayos de simpatia. Madrid, Calpe 1926 (G. Cirot). — p. 264: Hennig Brinkmann, Entstehungsgeschichte des Minnesangs. Halle, M. Niemeyer 1926 (Ernest Tonnelat). — p. 304: Ch.-V. Langlois, La vie en France au moyen âge de la fin du XII[e] au milieu du XIV[e] siècle d'après des romans mondains du temps, und La vie en France ... d'après des moralistes du temps. Paris, Hachette 1924/5 (Edmond Faral). — p. 311: F. Brunot, Histoire de le langue française, t. VII: La propagation du français en France jusqu' à la fin de l'ancien régime. Paris, A. Colin (E. Bourciez). — p. 324: Univ. de Czernowitz. Codrul Cosminului 1925 (ders.). — p. 327: René Basset, Mille et un Contes, récits et légendes arabes. Paris, Maisonneuve I (1924) (Gaudefroy-Demombrynes). — p. 334: Breviario di neolinguistica I. Principi generali di G. Bertoni. II. Criteri tecnici di M. G. Bartoli. Modena 1925 (A. Meillet). — p. 345: Gustave Cohen, Le livre de conduite du régisseur et le compte des dépenses pour le Mystère de la Passion joué à Mons en 1501. Strasbourg 1925 (R. Bossuat). — p. 373: W. Meyer-Lübke, Das Katalanische. Heidelberg, C. Winter 1925, und A. Griera, Castellà-Català Provençal = ZfrPh. XLV, 198 (Oscar Bloch). — p. 377: H. Zauner, Roman. Sprachwissenschaft. II. Formenlehre u. Syntax = Sammlung Goeschen 250, 4. Aufl. (1926) (ders.) — p. 381: A. Bally, Le langage et la vie. Paris, Payot 1926 (A. Meillet). — p. 410: Sammlung roman. Übungstexte 1—6. Halle, M. Niemeyer 1925/6 (E. Hoepffner). — p. 478: W. Gottschalk, Franz. Synonymik. Heidelberg, C. Winter 1925 (E. Bourciez).

61[e] année (1927). p. 42: Tobler-Lommatzsch, Altfranz. Wörterbuch I. Berlin, Weidmann 1925 (Edmond Faral). — p. 62: Stange-Dittrich, Vox Latina. Lat. Lesebuch III. Leipzig, Dieterich 1925; C. Beck, Mittellat. Dichtung = Sammlung Goeschen 1926; Ch. H. Beeson, A Primer of medieval Latin. Chicago 1925; K. P. Harrington, Mediaeval Latin. Boston 1925 (ders.). — p. 65: Friedrich Schürr, Das altfranz. Epos. München, Max Hueber 1926 (R. Bossuat). — p. 66: Aucassin et Nicolette p. p. Mario Roques = Les Classiques fr. du moyen âge 41. Paris, Champion 1925 (ders.). — p. 68: A. Jacques Dickman, Le rôle du surnaturel dans les Chansons de geste. Paris, Champion 1926 (ders.). — p. 82: E. Huguet, Dictionnaire de la langue française du 16[e] siècle, fasc. 1—3. Paris, Champion 1925 (E. Bourciez). — p. 112: La Chanson de Sainte Foi d'Agen, poème provençal du XI[e] siècle p. p. A. Thomas = Les Classiques fr. du moyen âge 45 (1925), und E. Hoepffner et P. Alfaric, La Chanson de Sainte Foy. I. II. Paris, Les Belles Lettres 1926 (ders.). — p. 117: Werner Mulertt, Azorín (José Martínez Ruiz). Halle, M. Niemeyer 1926 (G. Le Gentil). — p. 174: D. S. Blondheim, Les parlers judéo-romans

et la „vetus latina". Paris, Champion 1925 (Ernest H. Lévy). — p. 185: A. Meillet, La méthode comparative en linguistique historique. Oslo et Paris, Champion 1925 (J. Vendryes). — p. 237: Ludwig Pfandl, Span. Literaturgeschichte I. Leipzig-Berlin, Teubner 1923 (G. Le Gentil). — p. 238: S. Griswold Morley, Spanish Ballad problems, the native historical problems. Berkeley, Univ. of California Press 1925 (ders.). — p. 246: A. Dauzat, Les noms de lieux (origine et évolution). Paris, Delagrave 1926 (E. Bourciez). — p. 255: H. J. Chaytor, Dramatic Theory in Spain. Cambridge, Univ. Press 1925 (G. Le Gentil). — p. 303: Ch.-V. Langlois, La vie en France au moyen âge, du XIIe au milieu du XIVe siècle. III: La connaissance de la nature et du monde, d'après des écrits français à l'usage des laïcs. Paris, Hachette (Edmond Faral). — p. 304: Charles Homer Haskins, The Renaissance of the 12th Century. Cambridge, Harvard Univ. Press 1927 (ders.). — p. 341: Rachel Blanche Harrower, A new theory of Dante's Matelda. Cambridge 1926 (Henri Hauvette). — p. 343: Francesco Petrarca, L'Africa. Ed. critica per cura di Nicola Festa. Firenze, G. C. Sansoni 1926 (ders.). — p. 346: A. Sechehaye, Essai sur la structure logique de la phrase. Paris, Champion 1926, und Paula Matthes, Sprachform, Wort- und Bedeutungskategorie und Begriff. Halle, M. Niemeyer 1926 (Jules Bloch). — p. 354: C. Brunel, Les plus anciennes chartes en langue provençale, recueil des pièces originales antérieures au XIIIe siècle, p. avec une étude morphologique. Paris, A. Picard 1926 (E. Bourciez). — p. 360: A. Borgeld, Vrowenlist, verbreiding en oorsprong van een novelle uit den Decamerone. Groningen, J. B. Wolters 1926 (H. Hauvette). — p. 369: Mario Roques, Palia d'Orăstie I. Préface et livre de la Genèse, publiés avec le texte hongrois de Heltai et une introduction. Paris, Champion 1925 (A. Graur). — p. 405: Ephemeris Dacoromana III (1925) (A. Grenier). — p. 407: Gustave Cohen, Histoire de la mise en scène dans le théâtre religieux français du moyen âge. Nouv. éd. Paris, Champion 1926 (R. Bossuat). — p. 408: Louis Cons, L'auteur de la Farce de Pathelin = Elliott Monographs 17. Princeton, Univ. Press 1926 (ders.) — p. 421: Marguerite Lips, Le style indirect libre. Paris, Payot 1926 (E. Bourciez). — p. 425: G. Dottin, Des littératures celtiques. Paris, Payot 1925 (Pierre Le Roux). — p. 426: G. Dottin, L'épopée irlandaise. Paris, La Renaissance du Livre 1926 (ders.). — p. 459: Kurt Glaser, Altfranz. Lesebuch des späteren Mittelalters. Halle, Max Niemeyer 1926 (E. Faral). — p. 475: La Tragedia por los celos, comedia famosa de Don Guillén de Castro y Bellvis, ed. by Hymen Alpern. Paris, Champion 1926 (G. Le Gentil).

Revue des Études Hongroises et Finno-ougriennes. Artikel, die den Romanisten angehen:

Bd. V (1927). Heft 1/2. p. 66: Ferenc Szinnyei, Le romantisme français et le roman hongrois avant 1848. — p. 83: Tivadar Thiennemann, Érasme en Hongrie. — p. 115: Lajos Rácz, L'inspiration française dans le protestantisme hongrois. III. — p. 125: Zoltán Baranyai, H.-F. Amiel, traducteur de Petőfi. — p. 153: Alexandre Eckhardt, Voltaire, Michelet et la catastrophe hongroise de 1526.

Heft 3/4. p. 343: Vilmos Tolnai, L'eau de la reine de Hongrie (bei Perrault, La belle au bois dormant. Das damals berühmte und noch heute

beliebte Parfum (spiritus rosmarini) zitiert bereits Joh. Praevotius, ein Padovaner Arzt (1606) und bringt es in Verbindung mit der Gemahlin Karls I. von Ungarn aus dem Hause Anjou, der Königin Elisabeth). — p. 360: Alexandre Eckhardt, *L'Ogre* (Dem Vf. ward der Nachweis nicht schwer, dafs das Wort *ogre*, bes. seit Perrault's Märchen in der Bedeutung 'Ungeheuer, Menschen-[Kinder]fresser', nie und nimmer von der Bezeichnung der Ungarn [afz. stets *Ongre*, *Hongre*] abgeleitet werden darf. Er schlägt jetzt eine Ableitung von lat. **orknu* [zu lat. *Orcu*, dann *orcinu*] vor und ruft zur Stütze auch ein **orken* als Dämonenbezeichnung [aus Beowulf: ylfe and *orcneas*] an, so dafs lat.-germ. Mythologie dem Sinne nach am besten den Begriff des Vampyrs erkläre. Vielleicht sei britannischer Ursprung [vgl. *ogres* : *Logres* typisches Reimpaar in Artusromanen, dazu den Grendel im Beowulf] nicht abzuweisen. Eine interessante Untersuchung, die m. E. für einige Punkte der Verstärkung bedarf). — p. 396: ders., Une Anti-Marseillaise imprimée en Hongrie (1801). — Besprechungen. p. 408: Sándor Kémeri, Promenades d'Anatole France. Paris, Calmann-Lévy 1927 (H. T.). — p. 410: Jean Faludi, André Dudith et les humanistes français. Szeged 1927 (Franck L. Shoell). — p. 416: István Fábián, Les traductions hongroises de Molière (zur entspr. Diss. von Margit Vasshegyi, Budapest 1927).

Romania, t. LII.

Juliheft 1926 (Nr. 207).

p. 257: F. Lot, Études sur les légendes épiques françaises. II. Girard de Roussillon (Bédier verknüpfte mit diesem Epos die Geschichte der Abteien von Vézelay und Pothières, die der Dichter besucht haben müsse. Beide waren in der Tat gegründet vom Grafen Girard und der Gräfin Berthe und Pothières enthielt deren Grabmäler. Die Verknüpfung mit Karl dem Kahlen war leicht gegeben, da er jene Klostergründungen bestätigt hatte. Lot findet, dafs die Figur des Girard de Viane oder de Frete (so hiefs die Burg, an deren Stelle im 12. Jhdt. die Festung Les Baux in der Provence errichtet wurde) in den Dichtungen des Bertrand de Bar-sur-Aube, in der Karlamagnussaga nebst Philippe Mousket bzw. Aspremont nebst Reali di Francia besser den geschichtlichen Tatsachen entspricht als die epische Figur des Girard von Vézelay-Pothières-Roussillon (nach Roussillon, einer Burg südlich von Vienne und auf der alten Pilgerstrafse nach Avignon, zubenannt). Der Vf. beleuchtet die Übertragung der geogr. Namen aus dem Süden nach dem Brennpunkte der Sage bei Châtillon-sur-Seine, deren Verknüpfung im Girard de Viane mit der geste royale (Karl der Kahle, der Vienne 870 belagerte, wird zu Karl dem Grofsen, dazu die enfances Roland-Olivier) und die Umgestaltung des Helden, der aus einem brutalen Königsgegner im Girart de Roussillon zu einem demütigen Lehensmann wird und im Rufe eines Heiligen stirbt. Letztere Dichtung könne, da sie von der Vita Gerardi comitis (zw. 1100 und 1150) benützt worden ist, bereits gegen Ende des 11. Jhdts entstanden sein. Braucht man auch nicht so hoch zu greifen (die südpoitevin. Fassung fällt nach 1155), so ist doch das Zitat vom „alten“ und „streitbaren“ Gerart de Rossillon im Rolandslied (v. 797 u. 2409) bezeichnend genug, so dafs Lot mit Recht der epischen Erneuerung im nördlichen Burgund eine ältere Stufe voranstellen

darf, die eines geschichtlichen Hintergrundes durchaus nicht entbehrt: „Mais ce renouvellement suppose, à notre avis, un ou plusieurs poèmes antérieurs dont Girard était le héros, et si la Chanson de Roland connaît Girard de Roussillon, et le place au nombre des pairs, c'est que des récits épiques avaient déjà rendu son nom célèbre". In einem Anhang behandelt der Vf. den Bericht über die Translation der Reliquien der hl. Maria Magdalena nach Vézelay). — p. 296: Antoine Cretton, Fragment d'un manuscrit de Garin le Lorrain (Bibl. Genf, ein Perg.-Blatt aus Mitte 13. Jhdts. = 316 Verse, die hier abgedruckt werden. Wann wird man sich endlich zu einer Edition dieses prächtigen Epenzyklus der Lothringer entschliefsen?). — p. 307: C. de Boer, L'évolution des formes de l'interrogation en français (zu der Studie von L. Foulet, Rom. XLVII, 243. Vf. glaubt den Grund zur rein grammatikalischen und erstarrten Fragekonstruktion (Votre père part-il?), die unter Verzicht auf die Inversion erfolgt ist, im Streben nach Akzentfülle am Schlufs des Gedankenkomplexes, also auch des Fragesatzes gefunden zu haben (le rythme spécial ascendant de la phrase française). Er ist geneigt, diesen Verlauf des sprachlichen Aufbaus, der sich etwa seit 1300 immer stärker äufsert, mit einer Art von Entgermanisierung (dégermanisation) des Franz. überhaupt zu vergleichen, was sicher geistreich klingt. Es sei bemerkt, dafs z. B. auch in der dt. (nicht grammatikalisierten) Umgangssprache Konstruktionen wie: Dein Vater verreist er? lediglich psychologisch zu erklären sind). — p. 328: J. Jud, Mots d'origine gauloise? (Quatrième série: 1. *coussar* „houx". — 2. poitev. *branger* „labourer un champ moissonné". — 3. *couderc* „pacage communal". — 4. sav. *loutra* (*lostra*) „airelle". — 5. sav. *amborzala* „airelle". — 6. francoprovençal *bo(t)* „étable"). — Vermischtes. p. 349: T. Atkinson Jenkins, anc. fr. *aier* (Rom. de la Rose v. 3473/4: *l'aier dou brandon* = air de feu. An und für sich könnte man dies *aier* für eine kühne Reimbiegung (: *delaier*) halten, doch findet sich nach einer Red.-Anm. diese Graphie auch in Hs. Wien 2642 f. 38v der afrz. Boetiusübersetzung aus dem 13. Jhdt.). — p. 350: Antonin Duraffour, Franco-provençal *saton*. — p. 352: P. Guébin, Une mention de Jausbert de Puycibot (ed. Class. fr. du m. âge 46. Der Dichter sei identisch mit dem dominus Gaubertus de Podio Ciboti, miles defunctus, in einer Urkunde von 1250). — p. 353: M. Wilmotte, Marie de France et Chrétien de Troyes (Ich glaube nicht an eine diskrete Benutzung und Besserung der Stelle Cligès 646 ff. durch Marie, Guigemar 106 ff. Cligès 650 *A chascun mal n'a pas mecine* ist eine allg. Sentenz, der Vorwurf einer Nachlässigkeit (*mecine* bereits zwei Verse vorher) trifft Chrestien nicht. Die sog. Plagiate der Dichterin, die Wilmotte andeutet und Frl. Baues demnächst vorlegen will, können wir ruhig zwecks Kritik abwarten). — p. 355: G. W. Coopland, Eustache Deschamps and Nicholas Oresme. A Note on the Demoustracions contre sortileges (Der Livre de divinacions des Oresme (kurz nach dem Tractatus contra judiciarios astronomos (1361) geschrieben) ist ausführlich von Deschamps ausgebeutet worden). — p. 361: J. Anglade, Une strophe de Peire Vidal (Interpretation der letzten Strophe von *Car' amiga douss' e franca*). — p. 365: A. Långfors, Notes sur deux manuscrits de la librairie de Charles V (Nach dem Inventar seit 1373 ein Rosier Nostre Dame nebst den Moustiers de Paris, wohl heute = B. Nat. fr. 12483, doch unvollständig. — Le livre du Chastel de richesse wohl = La Voie de povreté et de richesse des Jacques Bruyant, vgl. Vf. in

Rom. XLV, 68 und die Hs. im Besitz von George C. Thomas (Philadelphia) mit der Überschrift Le livre du Chastel de Labour de povreté et de richesse). — Rezensionen. p. 367: Mélanges d'histoire du moyen âge offerts à M. Ferdinand Lot par ses amis et ses élèves. Paris, Champion 1925 (M. R[oques]). — p. 369: Nunzio Maccarone, Le donominazioni del „tacchino" e della „tacchina" nelle lingue romanze = Archivio glottologico italiano, N. S., XX (1926), 1 (J. Jud). — p. 378: Karl Polheim, Die lateinische Reimprosa. Berlin, Weidmann 1925 (Edmond Faral). — p. 381: Adolf Kolsen, Trobadorgedichte. Dreifsig Stücke altprov. Lyrik zum ersten Male kritisch bearbeitet = Sammlung roman. Übungstexte VI. Halle, Niemeyer 1925 (A. Jeanroy). — p. 384: Carl Appel, Bernart von Ventadorn ausgewählte Lieder hgb. = Sammlung roman. Übungstexte VII. Halle, Niemeyer 1926 (ders.). — p. 385: Eug. Ulrix, Les chansons inédites du ms. f. fr. 844 de la Bibl. nat. à Paris = Leuvensche Bijdragen XIII (1921), 69 und Les chansons du trouvère artésien Adam de Givenchi = Mélanges De Borman, 499. Liége 1919 (Arthur Långfors). — p. 388: Ivor Arnold, L'apparicion maistre Jehan de Meun et le Somnium super materia schismatis d'Honoré Bonet, édités = Publ. de la Fac. des Lettres de l'Univ. de Strasbourg, fasc. 28. Paris, Les Belles Lettres 1926 (E. Hoepffner). — p. 391: Tobler-Lommatzsch, Altfranz. Wörterbuch I u. II, Lfg. 1—9. Berlin, Weidmann 1925/6 (Arthur Långfors). — p. 396: Zeitschriftenübersicht: Grai şi Suflet. I. Bucurest 1923/4. II (1925/6). — Journal des Savants 1923. — Neophilologus XI (1925/6). — Neuphilologische Mitteilungen XXVI (1925). — Revista Lusitana XXIV (1921/2). — The Romanic Review XVI (1925). — Revue belge de philologie et d'histoire IV (1925). — Zeitschrift für roman. Philologie XLIV, Heft 1—3 (1925). — p. 410: Chronik. Nekrolog auf Vasile Bogrea (A. Rosetti). — p. 411: Ankündigungen. — p. 413: Kurze Anzeigen. Charles Bémont, Le statut De justiciis assignatis quod vocatur Rageman = Essays in Medieval History presented to Thomas Frederick Tout. Manchester 1925 (A. Långfors). — Hennig Brinkmann, Geschichte der lat. Liebesdichtung im Mittelalter. Halle, Niemeyer 1925 (Edmond Faral). — L. Clédat, Manuel de phonétique et de morphologie romanes. Paris, Champion 1925 (A. Jeanroy). — Th. Capidan, Românii nomazi, studiu din viaţa Românilor din Sudul Peninsulei Balcanice. Cluj, Ardealul 1926. — N. Cartojan, Breve storia della letteratura romena, traduzione di A. Pernice. Roma, Anon. Romana Editoriale 1926 = Istituto per l'Europa orientale I, 9. — Daniel C. Haskell, Provençal Literature and Language including the local History of Southern France. A List of references in the New York Public Library compiled. New York 1925. — Wolfgang Golther, Parzival und der Gral in der Dichtung des Mittelalters und der Neuzeit. Stuttgart, Metzler 1925. — J. H. Philpot, Maistre Wace, a pioneer in two literatures. London, Methuen 1925. — John Thomas Lister, Perlesvaus. Hatton ms. 41, branch I. Diss. Chicago 1921.

Oktoberheft 1926 (Nr. 208).

p. 417: Arthur Långfors, Mélanges de poésie lyrique française. I. (In der ersten Artikelserie behandelt Långfors folgende Trouvères: Estienne [Raynaud 1614]. Jacques de Cambrai [R. 2091]. Jehan Bretel [R. 1100]. Renaut de Hollande [Horlande?] [R. 785 bis], ferner aus der Liederhs. I das

Stück R. 1605, aus Hs. R das Stück R. 197, aus Hs. S die Stücke R. 182. 1819. 845 bis, aus Hs. V das Stück R. 1685, aus Hs. Le Mans 170 eine Pastourelle, aus Bibl. Ste. Geneviève 2200 De la druerie du villart [R. 37. 394. 1938]. Um die krit. Wiedergabe dieser z. T. bisher unedierten Texte hat sich der unermüdliche Hgb. ein grofses Verdienst erworben). — p. 445: L. Foulet, L'interrogation et l'ordre des mots en anglais et en français (Prüft die These von C. de Boer, Rom. LII, 30 [s. o.] und hebt das Vermeiden der Inversion aus Bequemlichkeitsgründen als entscheidenden Gesichtspunkt hervor). — p. 460: Gunnar Tilander, Notes d'étymologie française (1. *amaisier*, *amaisnier*. — 2. *bruier*, *breier*, autres noms de la buse. — 3. *busette*, *bunette*, autres noms de la fauvette. — 4. *challier*. — 5. Le verbe *cufer* et l'adjectif *tambre*. — 6. *emfaire*. — 7. L'expression adverbiale *en une hurte* (vgl. *a une bruie*, *a un bruit*). — 8. *lorile*, *loricle*, terme de fortification. — 9. fr. *nigaud*, normand. *nigon*, vieil anglais *nig*, *nigon*, anglais mod. *niggard*. — 10. *queuette*, *cheuette*. — 11. normand. *sairch* „chemise". — 12. Le plus ancien exemple du verbe *ternir*. — 13. *en somac*. — 14. Verbes en *-icare* formés sur un radical terminé par *-c*: anc. fr. *vouchier*, *aluchier*, *eslochier*, *lochier*). — Vermischtes. p. 495: A. Graur, Les noms roumains en *-u(l)*. — p. 504: M. Roques, Sur le plus ancien document de langue albanaise (zu Rom. LII, 162). — p. 505: C. Brunel, Les troubadours Azémar Jordan et Uc Brunenc (In einer Verkaufsurkunde von 1198 erscheint ein Ademars Jordas, Vetter des viscom Arman und dessen Bruders Pons, der mit dem Troubadour (von ihm sind uns nur zwei Lieder erhalten) sicher identisch ist. Nachprüfung der Zeugnisse über Uc Brunenc, der kein blofser jongleur gewesen ist, vielmehr als N'Ugo Brunenc (bei Daudé de Prades so bezeichnet) dem Ritterstande angehörte und als Lehnsherr auftrat). — p. 508: J. Anglade et J. Salvat, A propos d'une strophe de N'At de Mons (Rechtfertigung der uns sonst nicht überlieferten Strophe *La valors es grans e l'onors* in der Hs. des Archivio de la Corona d'Aragón (Barcelona, fonds S. Cugat 13 f. 105 v), was in der Hs. A (Toulouse) der Leys d'Amors fehlt). — p. 510: Elisabeth Nissen, Les personnages célébrés par les trouvères Guiot et Jocelin de Dijon (Historischer Exkurs, gewonnen aus den Envois de Raynaud 561 und 647, dazu aus dem Kreuzzuglied *Chanterai por mon corage* [ed. J. Bédier, p. 109]). — Rezensionen. p. 516: Adriano Garbini, Antroponimie ed Omonimie nel campo della zoologia popolare. II. Verona, Mondadori 1925 und O. Penzig, Flora popolare italiana. Genova 1924 (J. Jud). — p. 520: Albert Dauzat, Les noms de lieux, origine et évolution; villes et villages, pays, cours d'eau, montagnes, lieux dits. Paris, Delagrave 1926 (Ferdinand Lot). — p. 522 B. J. Yarkho, Le jeune Roland. Leningrad, éditions „Academia" 1926 (russ.) (G. Lozinski). — p. 525: Karl Heisig, Studien zur Chanson de la Croisade contre les Albigeois. Diss. Breslau 1926 (A. Jeanroy). — p. 526: Gabriel Millet, L'Ascension d'Alexandre = Syria 1923, 85 (Edmond Faral). — p. 528: Le Chansonnier d'Arras, reproduction en phototypie; introduction par Alfred Jeanroy = S. d. a. t. fr. 1925 (A. Långfors). — p. 529: John Holmberg, Eine mittelniederfränkische Übertragung des Bestiaire d'amour, sprachlich untersucht und mit altfranz. Paralleltext hgb. Uppsala, Lundequist 1925 (ders.). — p. 531: Louis Allen, De l'Hermite et del Jougleur, a thirteenth Century „Conte pieux". Text with Introduction and Notes, including a Study of the Poem's Relationship to Del Tumbeor Nostre Dame and Del Chevalier au

Barisel. Diss. Chicago. Paris, Champion 1925 (A. Jeanroy und A. Långfors). — p. 533: Zeitschriftenübersicht. Anuarul Institului de istorie naţională II (Univ. Cluj, 1923). III (1924/5). — Balkan-Archiv = Fortsetzung des Jahresberichtes des Instituts für rumänische Sprache I (1925). — Codrul Cosminului I (1924). Univ. Cernăuţi. — Mémoires de la Société néo-philologique à Helsingfors VII (1924). — Revue de linguistique romane p. par la Société de linguistique romane I (1925). — Zeitschrift für roman. Philologie XLV (1925), Heft 4/6. — p. 544: Chronik (Verzeichnis der Nekrologe auf Jules Gilliéron. Adressenliste der romanistischen Mitarbeiter). — p. 546: Ankündigungen. — p. 549: Kurze Anzeigen. Karl Voſsler, Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie. München, Hueber 1923. — Ezio Levi, L'unità del mondo latino. Roma, Treves 1926. — Glossaria latina jussu Academiae Britannicae edita. I. II. Paris, Les Belles Lettres 1926. — Ch. H. Beeson, A Primer of medieval Latin, an Anthology of Prose and Poetry. Chicago-New York, Scott, Foresman and Co. (M. R[oques]). — Paul Monceaux, Saint Martin, récits de Sulpice Sévère mis en français avec une introduction. Paris, Payot 1926 (ders.). — Phyllis Abrahams, Les œuvres poétiques de Baudri de Bourgueil (1046—1130), édition critique p. d'après le manuscrit du Vatican. — A. Zauner, Roman. Sprachwissenschaft. II. Wortlehre und Syntax. 4. Aufl. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter 1916 = Sammlung Göschen. — Emil Hochuli, Einige Bezeichnungen für den Begriff Straſse, Weg und Kreuzweg im Romanischen. (Diss. Zürich.) Aarau, Sauerländer 1926 (M. R.). — Livarius Oliger, Revelationes b. Elisabeth, disquisitio critica una cum textibus latino et catalaunensi. Romae 1926. — I. Bianu şi N. Cartojan, Album de paleografie românească (scriere chirilică). Bucarest, Cultura naţională 1926 (M. R.). — C. Höeg, Les Saracatsans, une tribu nomade grecque. Paris, Champion 1926 (ders.). — Lucian Costin, Graiul bănăţean, studii şi cercetări. Timişoară, Cartea Românească 1926. — N. Iorga, Un exemplar românesc al unui tipărituri coresiene şí o publicaţie coresiană nouă. Craiova, Grafica română 1926. — Vincenzo de Bartholomaeis, Rime giullaresche e popolari d'Italia. Bologna, Zanichelli s. a. (A. Jeanroy). — Angelico Prati, I Valsuganotti (la gente d'una regione naturale). Torino, Giovanni Chiantore, succ. Ermanno Loescher 1923. — H. R. Lang, Contributions to the Restoration of the Poema del Cid. New York and Paris 1926 = Revue hispanique LXVI. — Ig. Gonzalés-Llubera, Nebrija. Gramática de la lengua castellana (Salamanca 1492), edited with an Introduction and Notes. London, Oxford Univ. Press 1926. — José Joachim Nunes, Cantigas d'Amigo dos Trovadores Galego-portugueses. II (Texto). Coimbra 1926 (M. R.). — V. Crescini, Manuale per l'avviamento agli studi provenzali. 3ª ed. Milano Hoepli 1926 (A. Jeanroy). — Jean Poueigh, Chansons populaires des Pyrénées françaises. Traditions, mœurs, usages. I. Paris, Champion et Auch, Cocharaux 1926. — E. Bourciez, Phonétique française. 6e éd. (1926). — A. Millet, Recherches expérimentales et historiques sur l'R d'une région du Haut-Berry. Paris, Vrin 1926 (M. R.). — André Thérive, Le retour d'Amazan ou une histoire de la littérature française. Paris, Le Livre 1926 (ders.). — Mélanges d'histoire offerts à Henri Pirenne par ses anciens élèves et amis. Bruxelles, Vromont et Co. 1926 (ders.). — E. Gamillscheg, Germanisches im Französischen = Festschrift der Wiener Nationalbibliothek 1926, p. 235 (ders.). — Marguerite Lips, Le style indirect libre. Paris, Payot 1926 (ders.). — T. Atkinson Jenkins,

A French etymology: fr. *bis*, ital. *bigio* = S. A. The Manly Anniversary Studies in Language and Literature, p. 351 (ders.). — Fr. Schürr, Das altfranz. Epos. München, M. Hueber 1926 (ders.). — Ad. Jacques Dickman, Le rôle du surnaturel dans les chansons de geste. Paris, Champion 1926 (A. Jeanroy). — Raoul de Cambrai, an Old French feudal Epic transl. by Jessie Crosland. London, Chatto & Windus 1926. — V. L. Dedecek, Étude littéraire et linguistique de Li Hystore de Julius Cesar de Jehan de Tuim. Philadelphia 1925 (A. Jeanroy). — Mary Sinclair Crawford, Life of St. Nicholas. Philadelphia 1923 = Publ. of the Univ. of Pennsylvania 12 (ders.). — Bibl. romanica 303: La Résurrection du Sauveur, fragment d'un mystère anglo-normand du XIII[e] siècle (zahlreiche Besserungen zur Edition von F. Ed. Schneegans durch M. R.). — O. Smital und E. Winkler, Handschrift 2597: Herzog René von Anjou, Livre du cuer d'Amours espris (Buch vom liebeentbrannten Herzen), Miniaturen und Text hgb. und erläutert. Wien, Staatsdruckerei 1926 (A. Jeanroy). — R. Koechlin, Les ivoires gothiques français. Paris, Picard 1924, 3 vol. (M. R.).

Romania, t. LIII.

Januar-Aprilheft 1927 (Nr. 209—210).

p. 1: Edmond Faral, Geoffroy de Monmouth; les faits et les dates de sa biographie (Durch das Studium der wichtigsten Hss. der Historia regum Britanniae, die Faral hoffentlich zu einer kritischen Edition führen wird, kommt er weit über die kurze Studie von W. Lewis Jones [1898/9 in den Transactions of the Society of Cymmrodorion] hinaus und es war an der Zeit, Kritik an den bisherigen Urteilen zu üben, da eine jede Untersuchung zur Artussage von Galfrid auszugehen hat. Der wichtigste Abschnitt handelt von der 1. Redaktion der Historia mit der doppelten Widmung an König Stephan und an Robert von Gloucester [ca. April 1136 — Mai 1138]. Hier konnte sich der Vf. auf die Hs. Bern 568 stützen; diese 1. Redaktion enthielt bereits die urspr. als selbständiges Werk abgefafsten Prophetiae Merlini mit deren Widmung an Bischof Alexander von Lincoln. Die 2. Edition mufs nach Ausweis der aus dem berühmten Kloster Bec stammenden Hs. Leiden 20, die Heinrich von Huntingdon in Bec eingesehen hat, bereits zwischen Mai 1138 — Januar 1139 niedergeschrieben sein, sie enthält infolge der polit. Verhältnisse nur noch die 2. Widmung. Die 3. Edition [1141/2] bietet sie gleichfalls, vermehrt um eine Widmung an den Grafen Galeran II. von Meulan. Seit 1147, dem Tode Roberts von Gloucester, gibt Galfrid die Praktik der Widmungen auf. Es folgt kurz nach 1148 die Dichtung Vita Merlini, Robert de Chesney, dem Bischof von Lincoln [1148—1167], gewidmet; an der Autorschaft Galfrids darf nicht gezweifelt werden [Neuedition von J. J. Parry (1925)], die Gegenargumente von San-Marte hat F. glänzend widerlegt). — p. 43: Lucien-Paul Thomas, La versification et les leçons douteuses du Sponsus (texte roman) (Prüft erneut die Lesungen der Hs. B. Nat. lat. 1139, verwertet gleichzeitig die musikalische Seite nach den Forschungen von F. Ludwig und A. Tirabassi. Die Annahme lyrischer Cäsuren ergibt sich somit als unnötig, da bereits die Latinismen *virgines* mit der Hs. und den Neumen unter allen Umständen zu wahren sind, also das Prinzip der „farcitures latines" mit lat. Cäsuren. Nicht nur die Ehrfurcht vor der Überlieferung gibt dem Vf. Recht, wenn er, die üblichen Romani-

sierungen a limine abweisend, der Überzeugung ist „que chacune des strophes romanes du Sponsus était farcie et contenait par conséquent au moins un mot latin, ceux-ci jouant un rôle parfaitement défini dans cette partie de l'office", auch die Rekonstruktion der Verse 76 [*De nostr' óleo* | *querét nos a douer*], 90 [*In infernum* | *ora serét meneias*] ist durchaus gerechtfertigt, schwieriger ist 13 [*Atendét Sponsum* (5 Silben) | *Ihesu Salvaire a nom*]. — Hingegen glaube ich nicht an ein *sinc* des Kopisten 74, der Zahlbegriff ist mir verdächtig, aber ein einsilbiges Wort ist nötig.[1] Die Deutung 12 *Aisex* (oder *Aiseét?*) *presen* | *que vos comandarum* „Partez aussitôt que nous vous le commanderons!" ist erst recht gewaltsam, zumal der Befehl des Engels sich nur auf das Erwarten [v. 13, 15] des 'Sponsus' und Wachbleiben [Refrain!] bezieht. Man könnte ein paläographisches *aiſe&* = *aiét* vorschlagen: der Vers wiederholt eindringlich die vorherige Aufforderung, nicht zu schlafen, sondern wachend den himml. Bräutigam abzuwarten. Die Tilgungszeichen wären einfach vom Kopisten vergessen [vgl. *gablet* statt *gabét* 21], der doch nicht über alles erhaben ist. Die sprachl. Gründe gegen ein *aiseet* = *eisiez* [lat. exite] und *present* „sofort" will ich hier nicht erörtern. Aber mufs denn wirklich an Schwans Vorschlag *aiseus* [= *aisex*, vgl. Zeile vorher ein *aiso* und 15 *aisel*] *presen[s]* gerüttelt werden?). — p. 82: Roger S. Loomis, Problems of the Tristan Legend: Bleheris, the Diarmaid parallel; Thomas's date (Bekämpft zunächst die Ansichten von Ferd. Lot über das Bledhericus-Bleherisproblem [Rom. LI (1925), 397 ff.]. Die Diskussion verläuft nicht immer zu Loomis' Gunsten. Die irische Theorie für Diarmaid und Grainne, von G. Schoepperle für den Tristanstoff herangezogen, scheint wegen der späten Sagenmotive lediglich sekundäre Bedeutung zu haben. Merkwürdig bleibt dabei die Verknüpfung des Stoffes mit Artus. Dafs später arabische Elemente eindrangen, ist nicht direkt erwiesen [Kaherdin zu Kahedin, Kaardin u. wallis. Kae Hir?]. Das sog. oriental. Gut gehört ins Gebiet der internationalen Novellistik. Das vielerörterte Bleheris-Zeugnis aus Wauchier [ed. Potvin v. 31674 ff.] ist ganz wertlos und auch der Schlufs, dafs Bleheris als Walliser eine Reise zum Grafen von Poitiers [Guillaume VII] unternommen habe. Beide, F. Lot wie Loomis, folgen blindlings der Angabe von Frl. Jessie Weston. Für meine bevorstehende krit. Edition der Graldichtung Chrestiens [nebst allen Fortsetzungen] war ich in der Lage, das gesamte hdschr. Material zu sammeln und zu überprüfen und es ergab sich, dafs der Vers durchweg lautet: *Si con le conte li escris* [die übliche banale Floskel], nur in Hs. Brit. Mus. Add. 36, 614: *Bleheris*. Das Folgende hat Bezug auf den kleinen Ritter und das Weitererzählen des *conte* an den Grafen von Poitiers [nur in 2 Hss. direkt bezeugt] darf keineswegs mit einem in Wales geborenen und auferzogenen Blioheris in Verbindung gebracht werden. So fällt ein gut Teil jener Erörterungen, die zu so weittragenden Schlüssen Veranlassung gegeben haben. Was S. 90 über ein Gebet für das Seelenheil eines Sängers von Loudun steht, ist nicht ganz zutreffend. Ich werde bald Gelegenheit nehmen, zu diesen Punkten auf Grund des Gesamtmaterials Stellung zu nehmen). — p. 103: Hoepffner, Le troubadour Bernart Marti (Gerühmt von

[1] Beim besten Willen kann ich aus dem rätselhaften *ſaic* nur ein *sai* herauslesen, das seine Stelle gewechselt hat (bei *c* wieder das Tilgungszeichen vergessen), also: *Alét areir* | *sai a vostras seros*. Zur Not lasse ich *lai* statt *sai* gelten.

Matfre Ermengau im Breviari d'amor, vgl. besonders C. Appel, Provenz. Inedita, p. 24 ff. u. Bernart von Ventadorn [1915], p. LXIII ff. Bernart Marti lo Pintor gehört noch der 2. Generation der groſsen Trobadors [Mitte 12. Jhdts.] an, 9 Lieder können ihm mit Sicherheit zugesprochen werden, canzos wie sirventes, die für eine künftige Ausgabe in den Classiques fr. du moyen âge in ihrem Kolorit und Grundton [Nachahmung des Marcabru, Skepsis und Realismus in Liebesdingen, satirische Ader, Ausfälle gegen Pierre d'Auvergne] sorgfältig untersucht sind. Eingestreut sind eine groſse Reihe feinsinniger Bemerkungen über das Verhältnis dieses bisher verkannten Dichters zu Erscheinungen und Tendenzen jener sich mächtig regenden Blütezeit provenzalischen Sangs). — p. 151: Noël Dupire, Alternances phonétiques en picard (Neben allgemeinen Phonemen Einzelbetrachtung von *buhot* [zu *busot*, *buse*], *huicquet* [zu *guichet*], *ficheau* [zu *fuisel*]). — p. 177: Ferdinand Lot, Sur les deux Thomas, poètes anglo-normands du XIIe siècle (Es war kein glücklicher Gedanke, die schon 1886 von W. Söderhjelm glänzend abgefertigte Theorie einer Gleichstellung des Tristandichters mit dem Verfasser des Horn wieder aufzunehmen. Die neu beigebrachten Vergleichungspunkte Lots werden wenige Anhänger finden und ich kann nicht glauben, daſs Meister Thomas von Britannien auſser dem uns nur fragmentarisch überlieferten Tristan den ausgedehnten Waldef und dazu Horn nebst anderen Epen verfaſst hat. Zum Waldef wird hoffentlich W. Suchier, der eine Kopie der Hs. Middlehill 8345 aus dem Nachlaſs seines Vaters besitzt, das Nötige zu sagen wissen und unschwer Lots Hypothese abweisen können). — p. 187: J. Morawski, La Flours d'amours (Abdruck der späten und inhaltlich kaum viel Neues bietenden Kompilation aus Motiven, besonders des Cligés, wozu die Form eines Streits zwischen Herz und Leib gewählt ist, nach Hs. B. Nat. fr. 1553. Der Hgb. hat einen sorgfältigen Kommentar zu dem Ganzen gegeben, auch gesehen, daſs zwei Verse aus einem Liede des Richard von Fournival zitiert sind). — Vermischtes. p. 198: A. Graur, Notes de latin vulgaire (**exfulgurare*. — 2. *facunt*. — 3. *fulligo*. — 4. *merulus*. — 5. *mucci*. — 6. *muttum*. — 7. *nespula*. — 8. *petigo*. — 9. *sepellire*. — 10. *stumbulus*. — 11. *stuppare*. — 12. *stupula*. — 13. *titillicare*. — 14. *uerrus*). — p. 204: Antonin Duraffour, *chelidonia* en francoprovençal. — G.-G. Nicholson, Français *roc roche* (zu **raudicum*, **raudica*). — français *travailler*, *travail* (zu **tribajulare*). — p. 213: W. v. Wartburg, francoprovençal *bo(t)* „étable". — p. 218: *L. Clédat*, Encore le futur antérieur (Vf. lehnt die Aufstellungen von H. Yvon, Rom. LII (1926), 135 ff. ab, was nur recht und billig ist). — p. 222: Jules Ronjat, Albéric de Pisançon (Ansprechende Identifikation dieses Ortsnamens mit Pisançon [arr. de Valence], in lat. Urkunden Pisanciano). — p. 223: J. Anglade, Chansonniers provençaux en Espagne (Hinweis auf die seltenen Liederhss., von denen einige wohl noch in Privatbibliotheken versteckt sein dürften. Recht geheimnisvoll klingt, was ihm in Valencia ein Bibliophile angedeutet). — p. 226: A. Jeanroy, Corrections (zahlreiche Emendationen zur Ausgabe von H. Spanke, Eine altfranz. Liedersammlung = Roman. Bibl. 22 [1925]). — Rezensionen. p. 228: Franz. Etymol. Wörterbuch von W. v. Wartburg, Lfg. 2 (Charles Bruneau). — p. 245: Homenaje ofrecido a Menéndez Pidal I—III. Madrid, Hernando 1925 (Mario Roques). — p. 253: Alfredo Schiaffini, Testi fiorentini del Dugento e dei primi del Trecento. Firenze, Sansoni 1926 (A. Jeanroy). — p. 254:

Ch.-V. Langlois, La vie en France au moyen âge du XIIe au milieu du XIVe siècle: La connaissance de la nature et du monde d'après des écrits français à l'usage des laïcs. Paris, Hachette 1927 (ders.) — p. 255: Gustave Cohen, Histoire de la mise en scène dans le théâtre religieux du moyen âge. Nouv. éd. Paris, Champion 1926, und Le livre de conduite du régisseur et le compte des dépenses pour le Mystère de la Passion, joué à Mons en 1501 = Publ. de la Fac. des Lettres de Strasbourg, fasc. 23 (1925) (E. Hoepffner). — p. 258: Joachim Rolland, Le théâtre comique en France avant le XVe siècle. Essai blibliographique. Paris, Revue des Études Littéraires 1926 (G. Lozinski). — p. 261: Zeitschriftenübersicht: Mélanges de l'École roumaine en France 1925. — Modern Philology XXIII (1925/6), Heft 1—3. — Neophilologus XII (1926/7), Heft 1—4. — Neuphilologische Mitteilungen XXVII (1926), Heft 1—8. — Publications of the Modern Language Association of America XL (1925); XLI (1926). — Revue belge de philologie et d'histoire V (1926). — Revue de linguistique romane II (1926). — Revue de philologie française et de littérature XXXVIII (1926), Heft 1 u. 2. — Revue des études latines III (1925). — Revue des travaux scientifiques tchéchoslovaques I. II (1919/20). — Zeitschrift für romanische Philologie XLVI (1926). — p. 275: Chronik (u. a. Nekrolog auf Domenico Comparetti und François Bonnardot). — p. 278: Ankündigungen. — p. 279: Kurze Anzeigen. A. Ernout, Morphologie historique du latin, avec un avant-propos par A. Meillet. Nouv. éd. Paris, Klincksieck 1927. — O. Riemann, Syntaxe latine d'après les principes de la grammaire historique. 7e éd. revue par A. Ernout. Paris, Klincksieck 1927. — E. Gamillscheg, Die roman. Ortsnamen des Untervinschgaues = S. A. Festschrift zum 19. Neuphilologentag. Berlin 1924. — Pio Rajna, Fr. d'Ovidio e la filologia neolatina = S. A. Nuova Antologia 1926. — A. Griera, Català „poll" = S. A. Misc. Prat de la Riba 1923. — P. Pansier, Histoire de la langue provençale à Avignon, 2 vols. Avignon 1924/5 (C. Brunel). — H. Bousquet, Comptes consulaires de la cité et du bourg de Rodez. I (1350—1358). Rodez, Carrère 1926 (ders.). — Georges Saint-Mleux, Glossaire du parler malouin. Saint-Servan 1923 (W. v. Wartburg). — H. Sparnaay, Verschmelzung legendarischer u. weltlicher Motive in der Poesie des Mittelalters. Groningen, Noordhoff 1922 (M. R.). — Ezio Levi, Troveri ed abbazie = S. A. Archivio storico italiano 1925 (ders.). — D. Bianchi, Leggende longobarde in Italia = S. A. Memorie storiche forogiuliesi XX (1924), 41. — N. Zingarelli, Madonna Laura = Emporium 1927 (Bergamo), 139 (A. J.). — V. Crescini, Della canzone di Bernart de Ventadorn „Quan l'erba fresca e il fuoilla par" = S. A. Atti del r. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti LXXXIII, 2 (1924), 433. — V. Crescini, Le caricature trobadoriche di Pietro d'Alvernia I. = S. A. Atti del r. Istituto Veneto LXXXIII, 2 (1924), 781 (M. R.). — Jean Audiau, Les troubadours et l'Angleterre. Nouv. éd. Paris, Vrin 1927. — Alfred Jeanroy, Anthologie des troubadours, XIIe — XIIIe siècles, introd., trad. et notes. Paris, Renaissance du Livre [1927] (M. R.). — K. Lewent, Bruchstücke des provenz. Versromans Flamenca = Sammlung roman. Übungstexte VII (1926) (A. Jeanroy). — Friedrich Gennrich, Die altfranz. Rotrouenge, literaturhist.-musikwiss. Studie. Halle, M. Niemeyer 1925 (M. R.). — Alexandre Bell, Le lai d'Haveloc and Gaimar's Haveloc Episode edited. Manchester, Univ. Press 1925. — G. Rohlfs, Sechs altfranz. Fablels hgb. = Sammlung roman. Übungstexte I (1925)

(A. Jeanroy). — Le Grant Kalendrier et Compost des Bergiers avecq leur astrologie. Impr. nouvellement. Paris, Payot (ders.). — Paul Aebischer, Le „Mystère de saint Bernard de Menthon" = S. A. Augusta Praetoria 1925, 49 (M. R.).

Juliheft 1927 (Nr. 211).

p. 289: Ch. Samaran, Lectures sous les rayons ultra-violets (Man weifs, welche Erfolge jüngst in der photogr. Reproduktionstechnik für Palimpseste und Rasuren in Hss. überhaupt in der Erzabtei Beuron dank den Bemühungen von Alban Dold und G. Kögel erzielt worden sind. Samaran, der auf diesem Gebiet eine rege Tätigkeit entfaltet, zeigt an Beispielen, nämlich an den Fragmenten des Mainet [B Nat. n. acq. fr. 5094, vgl. G. Paris, Rom. IV (1875), 315 ff.], des Prologs zum Mystère de s. Nicolas [Rom. LI (1925), 193 ff.], und am Miroir aux dames mit der getilgten Signatur Karls V. [vgl. Bibl. Ec. des Chartes LXXXVIII (1927), 43 ff. u. L. Delisle, Recherches sur la librairie de Charles V, Paris 1907], dafs bei Belichtung mit ultravioletten Strahlen überraschende Resultate gewonnen werden können). — p. 301: L. Foulet, „*Si m'aït Dieus*" et l'ordre des mots (Vf. verfolgt in seiner üblichen historisch-lichtvollen Art den syntaktischen Übergang dieser älteren Versicherungsformel zu „*se Dieus m'aït*" und stellt fest: Beide Typen halten einander fast die Wage infolge der früh einsetzenden Konfusion zwischen *si* und *se*, bis völliger Verfall und Elimination des alten Adverbs *si* eintritt, da auch ein neues *ainsi m'aist Dieu* nicht mehr genügend Kraft hat, die mechanische Formel fortzuführen). — p. 325: Ferdinand Lot, Études sur les légendes épiques françaises. III. Encore Gormond et Isembart (Gegen Pauphilet's Aufstellungen, Rom. L [1924], 161 ff., wozu sich bereits Faral Rom. LI [1925], 481 ff. geäufsert hatte, verteidigt Lot die Bedeutung des historischen Elements, der Erinnerung im Vimeu und Ponthieu an den grofsen Sieg bei Saucourt 881, und betont, dafs Wilhelm von Malmesbury etwa seit 1125 mit seinem Remaniement und der Glosse [rex eorum Gudram quem *Gurmundum* vocant] die chanson de geste zerlegt und korrigiert hat, der er auch den Namen Gormond direkt entlehnte. „Quant à Gormond, Guillaume a été tellement frappé de son identité historique avec Gudrum, qu'il l'a supprimé pour le Xe siècle, le reportant au siècle précédent en écrivant la glosse malencontreuse qui a égaré MM. Bédier et Pauphilet. L'ingénieuse explication de l'origine de Gormond dans notre poème est, je crois, à terre." Hinfällig sei demnach Bédiers Theorie, dafs die Abtei von Saint-Riquier die Wiege des Epos sei, er sieht im Zitat „*la geste a Saint Richier*" [v. 330] nichts weiter als eine epische Floskel; eine besondere klösterliche Tradition zur Schaffung der Dichtung lasse sich nicht nachweisen. Aus historischen Gründen setzt jetzt Lot das Brüsseler Fragment stark nach oben, keinesfalls später als 1104, an [„dans la période comprise entre 1068—1104"]. Entschieden ist diese Datierung zu hoch gegriffen. Der Dichter braucht kein unmittelbarer Zeitgenosse Hariulfs gewesen zu sein, die Sagenentwicklung bis zum fertigen individuellen Epos erstreckt sich über längere Zeitläufte, und wer kann uns sagen, aus welchen Gründen die Erwähnung des Eodon le Campaneis [v. 90] das seit 1068 aufgehobene Lehensverhältnis von Château-Laudon und des Gâtinais als immer noch für Eodon bestehend verschleiert hat?). — p. 343: E. Hoepffner, La biographie de Perdigon (Im Anschlufs an die Edition von H. J. Chaytor

in den Classiques fr. 53 [1926] übt der erfolgreich auf den Plan provenzalischer Studien auftretende Vf. eine kräftigere Kritik an den Angaben der vida [2 Versionen] über den unter dem Einfluſs von Peire Vidal und Folquet de Marseille stehenden Dichter. Leicht kann er Lücken und Irrtümer feststellen, nachdem ihm die Untersuchung der Lieder selbst über seine Zeit, Milieu, Gönner, Reise nach Spanien (nicht nach Rom), Benutzung von senhals nach anderen Vorbildern einen ziemlich ausreichenden Überblick über das Wirken dieses Trobadors an beiden Ufern der Rhone um die Wende des 12. Jhdts. verschafft hat. Den Beginn der Albigenserkriege hat Perdigon wohl kaum erlaubt. Die Fabeleien der beiden Biographien über seine Feindschaft gegen die *renegatz* [aber Perdigon hatte unter diesem Begriff, wie H. deutlich erwiesen hat, die nächsten und hartnäckigsten Gegner des Christentums, die span. Muselmanen, im Auge, denen ein neuer Kreuzzug gelten sollte] wie den Grafen von Toulouse, über seinen Anschluſs an die Zisterzienser und seine Mitschuld an den Kriegsgreueln in Carcassonne und Albi, lächerliche Miſsverständnisse [vgl. Lesperon als Geburtsort, wegen des senhals *Bon Esper* III, 1 u. 18, Fischergewerbe des Vaters wegen der Stelle VII, 24: *no sai de cassa ni d'austor*], Erfindungen [Dichter endigt im Kloster Silvabela, das nie existiert hat] u. a. lehren uns aufs neue die Kombinationskunst der meisten dieser Machwerke). — p. 365: Charles Knudson, jr., Antoine de la Sale, le duc de Bourgogne et les Cent nouvelles (Ein Aufenthalt des Ant. de la Sale am burgundischen Hofe in Flandern ist eine Legende, da er nie den Dienst Ludwigs von Luxemburg verlassen hat und jene Angabe in der einzig erhaltenen Hs. Glasgow der Cent n. n. [vor der 50. Novelle: „Par Monseigneur de La Salle, *premier maistre d'hostel* de Monseigneur le duc"] auf einem Irrtum beruhen muſs. Auch ein urkundlicher Beleg liegt nicht vor [Listen der États Journaliers]. Wichtiger Schluſs daraus zu ziehen: die Mitarbeit des Ant. de la Sale an der berühmten Novellensammlung [mit ihrem besonderen Milieu des burgund. Hofes] ist recht zweifelhaft, wenn nicht ganz ausgeschlossen). — Vermischtes. p. 374: M. Roques, *Entamer le cuer* (zu Spanke's Ed. der Liedersammlung nr. 70, v. 19. Sp.'s Bemerkung über dies *entamer* „sonst nicht in der Lyrik belegtes Bild von zweifelhaftem Geschmack" ist sicherlich unüberlegt gewesen. An der Hand einer ganzen Reihe von Belegstellen beweist Roques eine doppelte Verwendung dieses Verbs und man kann ihm nur beipflichten, wenn für ihn die Bedeutung einer leichten Berührung an der Oberfläche [„l'idée d'une altération superficielle, d'une modification de la surface enveloppante, et non plus d'une diminution du volume, d'un changement de l'aspect géométrique d'un corps"] ursprünglicher ist, vgl. das Sprichwort gutta cavat lapidem, verwertet im Beispiele des Adam de Givenchi: *Li griés* [Fels] *est enta(s)més Par l'aige sovent touchier*). — p. 379: Georges Thomas, Anc. franç. *pourchauchier*, *pourchauchement* (gehört zu mlat. percalcare, percalcatio, s. Du Cange). — p. 381: J. Anglade, Las Leys d'Amors et Giraut de Borneil (Anspielung auch auf diesen *trobador antic*, ohne Namensnennung, an 2 Stellen). — p. 383: A. Graur, Notes d'étymologie roumaine (*brad.* — *crîncen.* — *dichiči.* — *golan.* — *mîglă.* — *obraznic.* — *şap.* — *caliŭ.* — *strecătoare.* — *tălanіţă*). — p. 388: Eugène Anitchkof, Le Galaad du Lancelot-Graal et les Galaads de la Bible (Es bleibt abzuwarten, ob es dem Vf. gelingt, in einer späteren Studie die Fäden zu zeigen, die vom letzten und

reinsten Gralhelden Galaad führen zur Prophetenrolie des die kalabrischen Basilianer preisenden Joachim de Floris, der zw. 1179—1202 in seiner Interpretatio in Hieremiam prophetam sagt: Galaad designat spirituales viros ecclesiae in commune viventes, in quibus est doctrina sani consilii, und an einer anderen Stelle: Galaad designat Graecorum fidelium ecclesiam seu illam vitam quae designata est in Helya et revelabitur in proximo in ordine futuro in latina ecclesia). — Rezensionen. p. 392: La Conquête de Constantinople de Robert de Clari p. p. Ph. Lauer = Les Classiques fr. 40 (1924) (A. Jeanroy, zahlreiche Textbesserungen). — p. 394: Alexandre Rosetti, Étude sur le rhotacisme en roumain. Paris, Champion 1924 = BEc. Hautes Études, fasc. 240, und Recherches sur la phonétique du roumain au XVI[e] siècle. Paris, Champion 1926 und Lettres roumaines de la fin du XVI[e] et du début du XVII[e] siècle, tirées des archives de Bistritza (Transylvanie). Bucureşti 1926 (A. Graur). — p. 398: Tobler-Lommatzsch, Altfranz. Wörterbuch, Lfg. 10 und 11. Berlin, Weidmann 1926/7 (Arthur Långfors). — p. 401: Roger Sherman Loomis, Celtic Myth and Arthurian Romance. New York, Columbia Univ. Press 1927 (Ferdinand Lot). — p. 407: Mélanges de philologie et d'histoire offerts à M. Antoine Thomas par ses élèves et ses amis. Paris, Champion 1927 (M. R[oques]). — p. 418: Zeitschriftenschau. Annales du Midi XXXVII (1925) und XXXVIII (1926) (A. Jeanroy). — Anuari de l'Institut d'Estudis Catalans III (1909/10) — VI (1915/20) (Am. Pagès). — ALMA = Archivum Latinitatis medii aevi. Bulletin Du Cange I (1924); II (1925/6) (M. R.). — Dacoromania III (1923) (ders.). — Nuovi Studi Medievali II (ders.). — Revue critique, 60[e] année (1926) (ders.). — p. 432: Chronik und Neuerscheinungen (u. a. Subskription auf den Atlas linguistique et ethnographique de l'Italie et de la Suisse méridionale). — p. 434: Kurze Anzeigen. Hommage à M. Antoine Thomas (29 mars 1927). Paris, Champion 1927. — The Legacy of Israel. Oxford, Clarendon Press 1927. — B. A. Terracini, Influssi della linguistica generale sulla linguistica storica del latino = S. A. Riv. di fil. e di istruz. classica LIII (1925), 21 (M. R.). — João de Silva Correia, A linguagem da mulher em relação á do homem. Lisboa, Sá da Costa 1927. — Clemente Merlo, Postille al „Roman. Etym. Wörterbuch" di W. Meyer-Lübke. Pisa 1926 = S. A. Annali delle università toscane XLV (1926), 24. — J. Kurylowicz, Quelques mots romans d'origine orientale. Lwów 1925 = Rocznik orjentalistyczny II. — Kr. Nyrop, Ein vermeintliches Wikingerwort *[matelot]* = S. A. Wörter und Sachen VII, 81. — P. Skok, Slave et roumain = S. A. Revue des études slaves III (1923), 59. — Regesten von Vorarlberg und Lichtenstein bis zum Jahre 1260. I. Bis 1000 und 1. Exkurs von A. Helbok und R. von Planta. Bern, Wyſs Erben 1920. — G. Tilander, Dérivés méconnus du latin *lux*, *lucem* en français et provençal = S. A. Minneskrift . . . Göteborg 1925, 153 (M. R.). — P. Pansier, Histoire de la langue provençale à Avignon du XII[e] au XIX[e] siècle. III (Lexique provençal-fr.); IV (Évolution du provençal moderne). Avignon, Aubanel 1927 (C. Brunel). — Leo Jordan, Altfranz. Elementarbuch. Bielefeld-Leipzig, Velhagen u. Klasing 1923. — H. Kjelman, Fr. *iluec*, *aluec*, *lues* = S. A. Minneskrift . . . Göteborg 1925, 118. — A. Nelson, *Gallimatias* = S. A. Festskrift . . . P. Persson. Upsala 1922, 289 (M. R.). — A. Bajec, „Filius regi" en roman = S. A. Razprave izdaja znanstveno društvo za humanisticne vede v Ljubljani II (1925), 327 (ders.). — A. Vincent, Les

noms de cours d'eau formés par découpage d'un nom de cours d'eau ou de lieu = S. A. Revue de l'Univ. de Bruxelles 1927 (ders.). — Ders., Les noms de lieux de la Belgique. Bruxelles, Libr. générale 1927. — E. Muret, Lugnorre, Champtauroz, Toleure, Limmat = S. A. Revue celtique XLIII (1926), 343 (M. R.). — G. Thouvenin, Le fief d'Anguitard à Poitiers, essai de toponymie historique. Paris, Leroux 1927 = S. A. Revue archéologique XXV (ders.). — Die Gedichte Walthers von Chatillon hgb. u. erkl. K. Strecker. I. Die Lieder der Hs. 351 von Saint-Omer. Berlin, Weidmann 1925. — V. Crescini, Postille goliardiche = S. A. Atti del r. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti LXXXV, 2 (1925/6), 1065. — A. Parducci, La „ystoria della devota Susanna" di Lucrezia Tornabuoni. Pisa, Pacini 1926 = S. A. Annali delle università toscane XLIV, 1, 177. — Karl Pietsch, Spanish Grail fragments: El libro de Joseph Abarimatia, La Estoria de Merlin, Lançarote, edited. Chicago, Univ. Press I (1924); II (1925) (M. R.). — Th. Heinermann, Untersuchungen zur Entstehung der Sage von Bernardo del Carpio. Halle, M. Niemeyer 1927. — K. Lewent, Bruchstücke des provenzal. Versromans Flamenca hgb. = Sammlung roman. Übungstexte VII. Halle, M. Niemeyer 1926 (A. Jeanroy). — La vie de sainte Douceline, texte provençal du XIVe siècle, traduction et notes par R. Gout. Paris, Bloud et Gay 1927 (C. Brunel). — V. Crescini, I trovatori e la manna = S. A. Atti del r. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti LXXXV, 2 (1925/6), 823. — E. S. Murrell, Girart de Roussillon and the „Tristan" poems. Chesterfield, Babs and Wilde 1926 (M. R.). — A. H. Krappe, Alliteration in the Chanson de Roland and in the Carmen de prodicione Guenonis. Diss. Chicago. Iowa City 1921 (ders.). — La Geste Francor di Venezia (cod. Marciano XIII della serie francese). Facsimile in fototipia, con un proemio di Pio Rajna. Milano-Roma, Bestetti e Tumminelli (1926) (ders.). — Ezio Levi, L'epopea medioevale nelle pitture del palazzo Chiaramonte a Palermo: la storia d'Elena. Milano-Roma, Bestetti e Tumminelli 1924. — The Buik of Alexander by John Barbour, ed. by R. L. Graeme Ritchie III. = The Scottish Text Society, New Series 21. Edinburgh and London, William Blackwood 1927 (mit Edition der Voeux du Paon des Jacques de Longuyon) (Charles Bruneau). — S. Singer, Die Artussage. Bern-Leipzig, P. Haupt 1926. — W. A. Nitze, On the chronology of the Grail romances. II. The date of Robert de Borron's „metrical Joseph" = S. A. The Manly Anniversary Studies in Language and Literature, Chicago 1923, 300. — Paul Deschamps, La légende arthurienne à la cathédrale de Modène et l'école lombarde de sculpture romane. Paris, Leroux 1926 (M. R.). — J. R. Reinhard, The Old French Romance of Amadas et Ydoine, an historical study = Duke Univ. Publications. Durham, N. C. 1927 (ders.). — M. Delbouille, Les origines de la pastourelle. Bruxelles, Hayez 1926 = S. A. Mém. del 'Acad. roy. de Belgique, classe des Lettres, 2e série, XX (ders.) — Ch. Bruneau, La poésie aristocratique à Metz d'après un ms. de la famille d'Esch = S. A. Annuaire de la Société d'histoire et d'archéologie de la Lorraine 1927, 167 (ders.). — Pierre Champion, Le manuscrit d'auteur du Petit Jehan de Saintré avec les notes autographes d'Antoine de la Sale. Paris, Champion 1926 (ders.).

Oktoberheft 1927 (Nr. 212).

p. 449: Ferdinand Lot, Études sur les légendes épiques françaises (IV. Le cycle de Guillaume d'Orange. Auch hier kehrt sich Lot kampflustig gegen die Bédiersche Theorie von der Befruchtung der Pilger mit diesem Sagen- und halbhistor. Gut durch die Mönche von Aniane und Gellone auf der alten Pilgerstrafse, der via Aegidiana [Tolosana]. Man konnte voraussehen, dafs zur Kontroverse das älteste Wilhelmslied, das uns schon so viele Überraschungen spendete, gehörig ausgebeutet werden kann und schon früher geäufserte Leitsätze sich weiterführen lassen. Hier ist im kurzen und wuchtigen Epos [v. 1—1983] keine einzige der üblichen Anspielungen auf Pilgerstätten vorzufinden, die Lokalkenntnis des Dichters schwebt im Gegenteil so gut wie in der Luft trotz aller Bemühungen der Forscher um eine befriedigende Lokalisierung der dortigen Ortsnamen. Höchstens kennt er Nordfrankreich und einige englische Häfen. Die Anspielungen auf andere, etwa verlorene Lieder des Wilhelms-zyklus sinken freilich in nichts zusammen, jedoch vermag Lot in verschiedenen epischen Figuren historische Reminiszenzen zu erkennen [im Esturmi an Sturbius oder Sturminius von Bourges [778], im Tiedbald an einen Grafen Thibaud von Chartres, Blois und Tours [† ca. 977] u. a. m.]. „La Chanson de Guillaume, telle qu'elle se présente à nous, a donc pu et dû subir l'influence de quelques personnages et de quelques événements du IXe et du Xe siècles et elle ne saurait, dans son état actuel, remonter plus haut que l'onzième siècle". Damit kommen wir in die Nachbarschaft des Haager Fragments. Warum nimmt Lot von den sehr beachtenswerten Ausführungen von Carl Appel, Z. f. rom. Phil. XLII [1922], 426 ff. keinerlei Notiz?) — p. 474: Arthur Långfors, Mélanges de poésie lyrique française. Deuxième article (In dieser Fortsetzung behandelt der Hgb. die 19 Dichtungen des Gautier de Coincy [† 1236], die teils in den Hss. der Marienmirakel teils in Hs. Brit. Mus. Egerton 274 überliefert sind. [In Nr. XXIII lese ich v. 31—33: *Eve par tes eschevez | sanz chevez | Enjut Diex pour ses amis* und übersetze: „Eva, infolge deiner Handlungen mufste Gott auf dem Kreuzesholze ohne Ruhepolster wegen seiner Freunde liegen"]. Ferner sind zwei Leiche aus Hs. Arsenal 3517 (Raynaud 1094a. 192a) abgedruckt). — p. 539: A. Graur, Le suffixe roumain *-escu* et le suffixe thrace *-isk-*. — Vermischtes. p. 553: F. Ed. Schneegans, La „Danse macabre" du Bar (nordöstl. von Grasse, Darstellung eines Kirchengemäldes aus dem Ende 15. Jhdts. [vgl. A.-L. Sardou, Annales de la Société des Lettres des Alpes-Maritimes, Nice et Paris 1883, und Labande, Gazette des Beaux-Arts 1912, 156 ff.] mit einer Art von Predigt in 33 provenz. Alexandrinern [vers monorimes auf *-ansa*], deren Sprache die Mundart von Nizza deutlich verrät). — p. 558: D. L. Buffum, De Groingnet et de Petit, serventois par Gerbert (bisher hgb. Fr. Michel als Anhang zum Roman de la Violette [1834] und 1878 im Rec. gén. des fabliaux von Montaiglon und Raynaud III, 30. An die Verfasserschaft des Gerbert von Montreuil glaubte Michel und Kraus [1897]. Ich habe nicht den Eindruck gewonnen, dafs Buffum sie erhärtet hat. Inhalt wie Form dieses „serventois" oder „glose" bzw. „laisse" eines sich viermal in diesen 126 Versen nennenden Gerbert sind ziemlich ärmlich. Die Neuedition ist sorgfältig). — p. 567: E. Hoepffner, Une prière à Sainte Marie-Madeleine (Hs. Metz 535 mit Varianten aus dem Livre d'Heures der Blanche d'Orléans). — Rezensionen. p. 569: Louis Cour, L'auteur de la Force de Pathelin = Elliott Monographs 17

(1926) (Die Aufsehen erregende Identifizierung des Vfs. der Advokatenfarce mit dem Benediktinermönche Guillaume de Hareng [Guillaume Alecis] aus der Abtei Lyre [Normandie] unterwirft Mario Roques einer eingehenden und gerechten Kritik. Er lehnt die Argumentierung als kühne Hypothese ab, bezweifelt methodisch die sehr gesuchten Deutungen und Parallelen und räumt bei aller Anerkennung der verdienstvollen Beleuchtung von Einzelheiten mit der Hauptthese des mönchischen Ursprungs auf). — p. 588: Zeitschriftenübersicht. Balkan-Archiv II (1926). — Bibliothèque de l'École des Chartes LXXXIII (1922)—LXXXVII (1926). — Codrul Cosminului II—III (1925/6). — Neuphilologische Mitteilungen XXVIII (1927). — Revista Lusitana XXV (1923/5). — p. 597: Chronik (Jean Audiau †). — Ankündigungen. — p. 599: Kurze Anzeigen. M. Bartoli, Italia linguistica, abbozzo dell' Italia dialettale e alloglottica. Torino, Chiantore 1927. — Georges S. Colin, Étymologies magribines. Paris, Larose 1926/7 = S. A. Hesperis (M. R.). — Jean Haust, Le dialecte wallon de Liége I. Dictionnaire des rimes. Liége, Vaillant-Carmanne 1927. — Ramiro Ortiz, Fortuna labilis, storia di un motivo poetico da Ovidio al Leopardi. Bucarest, Cultura naţională 1927. — Wilhelm Giese, Anthologie der geistigen Kultur auf der Pyrenäen-Halbinsel (Mittelalter). Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt 1927. — S. Pellegrini, Don Denis, saggio di letteratura portoghese con appendice di traduzioni. Belluno 1927. — Luis Ulloa, Christophe Colomb catalan; la vraie genèse de la découverte de l'Amérique avec un appendice sur les Colombo et les Colomo castillans. Paris, Maisonneuve 1927. — V. Crescini, Le caricature trobadoriche di Pietro d' Alvernia, terza e ultima nota = S. A. Atti del r. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti LXXXVI, 2 (1927), 1205. — Poesie provenzali sulla genesi d' Amore = Bibl. neolatina 5. Roma, Libreria di scienze e lettere 1927 (A. J.). — D. S. Blondheim, Poèmes judéo-français du moyen âge publiés et étudiés. Paris, Champion 1927. — Sept comédies du moyen âge p. p. Félix Klein. Paris, Editions Spes 1927. — Jehan d'Arras, Mélusine ou la fée de Lusignan, adaptation en fr. moderne par Louis Stouff. Paris, Libr. de France 1926. — La légende de Mélusine selon le roman commencé le mercredi devant la Saint-Clément d'hiver, l'an 1387, achevé sept ans après par Jehan d'Arras présentement renouvelée par Jean Marchand. Paris, Boivin [1927]. — Der Kopenhagener Chansonnier: das Ms. Thott 291 der Kgl. Bibl. Kopenhagen eingeleitet und hgb. Knud Jeppesen; die Gedichte philologisch revidiert und mit einem Glossar versehen von Viggo Bröndal. Kopenhagen-Leipzig 1927 (M. R.). — V. Chichmarev, Quelques traces de la „librairie" du Roi René dans le fonds ms. de la Bibl. publique = Not. et Extr. de la Bibl. de Leningrad, 143. — J.-Th. Welter, L'exemplum dans la littérature religieuse et didactique du moyen âge. Paris-Toulouse, Guitard 1927; ders., La Tabula exemplorum secundum ordinem alphabeti, recueil d'exempla compilé en France à la fin du XIIIe siècle. Paris-Toulouse, Guitard 1926; ders., Le Speculum laicorum, édition d'une collection d'exempla composée en Angleterre à la fin du XIIIe siècle. Paris, Picard 1914 (M. R.).

Romanische Forschungen, hgb. Rudolf Zenker. XL. Band.

1. Heft (Juli 1926). p. 1: Ernst Merian-Genast, Voltaire und die Entwicklung der Idee der Weltliteratur.

2. Heft (September 1926). p. 227: Wilhelm Gadola, Die Canzun de soing Placi e soing Sigisbert (rätoroman. Pilgerlied in 60 Strophen auf die h. Placidus und Sigisbert, womit ein Preis der Gründung des Benediktinerklosters Disentis verbunden ist; zuerst 1685 in Combel gedruckt. Eine dt. Übersetzung aus demselben Jahre im Kirchenliederbuch des Vallsertales enthält eine Erweiterung um 17 Strophen, da der Dichter sich im 2. Teile freier bewegte. Ob der Kapuziner P. Zaccarias da Solò der Vf. ist, läſst sich nicht mit Bestimmtheit sagen). — p. 251: Rudolf Zenker, Nochmals Peredur-Perceval (Der hartnäckige Rufer im Mabinogionstreit wendet sich scharf gegen die neuen und unbequemen Argumente von Mühlhausen, Z. f. r. Phil. XLIV (1924), 465. Trotz eifrigen Nachprüfens kann ich dieser Gegenkritik nicht beipflichten. Er folgert fast durchweg, daſs die Darstellung im Peredur und bei Wolfram einfacher, vor allem ursprünglicher sei und vieles von Chrestien aus seiner hypothetischen Grundlage bewuſst abgeändert wurde. Daſs man bei diesem Vergleichungsverfahren oft nicht vorwärts kommt, glaube ich im Nachtrage zur letzten Textausgabe des Yvain aufgedeckt zu haben. Bemerkenswert ist das Streben Zenkers, Chrestien hintanzustellen, es geht dabei nicht ohne voreingenommene Deutungen ab; Kyot muſs für Wolfram herhalten, um auf einen gemeinsamen Archetyp *x* zu kommen; der kymrische Kompilator [Ziegen-, Hexenepisode, Zeltszene, Zwerg und Zwergin am Artushofe, aber Chrestien und Wolfram haben Fräulein und Narr, Gornemanz- und Fischerkönigepisode] erfreut sich der besten Sympathie, auch wo er recht merkwürdige Seitensprünge macht, Chrestien miſsversteht, gewaltsam entfernte Teile zusammenschweiſst, Zusätze anbringt u. a. m. Für die Beurteilung der Graalszene und der Blutstropfen im Schnee kann man entschieden abweichende Kriterien vorbringen, um sich von Spitzfindigkeiten wie der einer Annahme eines zahmen Raben [= schwarze Farbe im Mb. zur Ergänzung von Weiſs und Rot im Antlitz der Blancheflor bei Chrestien] fernzuhalten. Doch ist hier nicht der Ort, all diese Einzelheiten im Mabinogionstreit für den Peredur zu erörtern. Eher wird man eine Berührung dieser Fragen in der Einleitung zu meiner krit. Neuausgabe der altfranz. Graldichtungen [Chrestien und Fortsetzer] erwarten dürfen. Im übrigen glaube ich die treffenden Worte von F. Lot, Rom. 1927, 405 [anläſslich der Kritik der Theorien von R. S. Loomis] auch auf die leidige Mabinogionfrage anwenden zu dürfen: „Le traducteur est plus archaïque! On repousse dédaigneusement l'explication terre à terre qu'un poète, même quand il traduit, n'est pas un être absolument inerte et qu'il se permet d'inventer ou d'interpréter. On préfère imaginer qu'il a eu recours à d'autres sources!" Den einen Trost erhalten wir zum Schluſs. Zenker sieht sich zu einem Kompromiſs genötigt, der nun von prinzipieller Bedeutung ist, da ähnliches auch von Gereint und Owein gelten muſs: er muſs zugeben, daſs im Peredur auch Chrestien verwertet ist, aber nur „neben einer von diesem ganz unabhängigen zweiten Quelle", die natürlich mindestens teilweise ursprünglicher sein müsse. Auf dieser Grundlage kann man schon eher mit Z. verhandeln, obwohl wir von Chrestiens Vorlagen nichts Genaueres wissen und kaum wissen werden. Z. betont demnach: „Damit ist die Existenz des Artusromanes vor Chrétien,

vermutlich in einer einfacheren Form, erwiesen und die Behauptung, daſs letzterer der Begründer der Gattung gewesen sei, unhaltbar geworden". Mit einem solchen Zugeständnis werden heute die meisten Romanisten zufrieden sein, da W. Förster seine Theorie doch etwas auf die Spitze getrieben hatte).

3. Heft (Mai 1927). p. 331: Georgette Schüler, Studien zu Romain Rollands „Colas Breugnon". — p. 458: Rudolf Zenker, Erekiana (lehnt zunächst die von G. Cohn, ZFSL. XXXVIII [1911], 96 ff. vorgebrachte und von Meyer-Lübke, ebenda XLIV [1916], 136 ff. gestützte Interpretation des Prologs zu Chrestiens Erec entschieden und mit vollem Recht ab, vor allem daſs v. 9—26 von einem späteren Interpolator verfaſst sei. Sodann verteidigt Z. nochmals die Ursprünglichkeit des Motivs vom abgeschnittenen Hirschkopf im Gereint gegenüber dem Motiv von dem der Schönsten zuerkannten Kuſs bei Chrestien. Doch meine ich, daſs der Kymre eben dies Motiv aus Wauchier oder der sonstigen Artusdichtung überhaupt sich herholte, da ihm „das höfisch galante Kuſsmotiv Chrestiens" nicht behagte. Ebenfalls gegen Meyer-Lübke will Z. an seiner These von der Eifersucht Erecs im Abschnitt von Enidens Prüfung festhalten. Ich halte die Annahme für überflüssig, daſs Chrestien seine Quelle abgeändert habe und der Walliser eine ältere Fassung biete. Endlich greift Z. für den Abschluſs des Romans, nämlich Erecs Krönung zu Nantes, in Hinblick auf die Fassung Hartmanns von Aue, zur Hypothese einer doppelten Urform, nachdem der alte Name des Helden Gereint (Ereint) durch jenen des historischen Grafen Guerec von Nantes ersetzt worden sei, dabei muſste eben die Krönung in Nantes [vgl. das histor. Zeugnis einer Königskrönung 1175] an die Stelle der Rückkehr des Helden nach Carnant [Südwales] treten. Alles bloſse Möglichkeiten, über die die Kritik noch lange streiten kann). — p. 483: Leo Weisgerber, Angebliche Verwirrungen im Peredur (Der Keltist W. sieht sich veranlaſst einen anderen Keltisten, Mühlhausen, wegen einiger Aufstellungen des bereits erwähnten Pereduraufsatzes zur korrigieren, weil dieser den Lesarten des Roten Buches zu sehr traute. Trotz der nun etwas geklärten Komposition des Peredur bleibt doch noch die Tatsache bestehen, daſs der Kymre die zwei Szenen bei Chrestien [Dame mit dem toten Ritter und zerlumpte Dame im Zelt] miteinander kombiniert und Artus' Aufbruch nebst Befreiung Blancheflors dazwischen geschoben hat. Dies bedingte doch allerlei Änderungen des Zusammenhanges).

A. H.

Verzeichnis der bei der Redaktion bis 1. August 1928 eingelaufenen Druckschriften.

Hennig Brinkmann, Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung. Halle, Max Niemeyer 1928. VII u. 204 S.

Bulletin de la Commission de Toponymie et Dialectologie I (1927). XXIV u. 250 S. Inhalt: Toponymie wallonne (J. Feller, Méthode de la toponymie; Initiation historique et bibliographique). — Dialectologie wallonne (J. Haust, La dialectologie wallonne. — A. Doutrepont, La philologie wallonne en 1926). — Vlaamsche Toponymie (J. Mansion und J. van de Wijet). — Vlaamsche Dialectologie (E. Blancquaert und L. Grootaers).

Conferencias dadas en el Centro de Intercambio Intelectual Germano-Español. Madrid. XV: Pedro Bosch Gimpera, Los antiguos Iberos y su origen (1928). 16 S. — XVII: Bruno Ibeas, La filosofía contemporánea en Alemania (1927). 29 S. — XIX: Lorenzo Luzuriaga, Algunos aspectos de la educación nueva (1928). 10 S. — XX: José Jordán de Urríes y Azara, Comentarios de estéticos alemanes a la doctrina artística de Wölfflin (1928). 15 S.

R. Ekblom, АНА РЪИНА. Eine Namensunterschrift der Enkelin des schwedischen Königs Olov Skötkonung = S. A. Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala Förhandlingar 1928—1930. Uppsala, Almqvist & Wiksell 1928. 15 S.

Akad. Ferienkurse in Europa. Leipzig, Alfred Lorentz 1928. 36 S.

Neuphilologische Handbibliothek für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen hgb. Max Kuttner. Bielefeld-Leipzig, Velhagen & Klasing.

I. Max J. Wolff, Die Renaissance in der Englischen Literatur (1928). 126 S.

II. Ernst Gamillscheg, Die Sprachgeographie und ihre Ergebnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft. Mit 14 Sprachenkarten und einer Karte von Frankreich (1928). 76 S.

III. Walter Fischer, Hauptfragen der Amerikakunde. Studien und Aufsätze (1928). 91 S.

Werner Günther, Probleme der Rededarstellung. Untersuchungen zur direkten, indirekten und „erlebten" Rede im Deutschen, Französischen und Italienischen. Marburg, N. G. Elwert 1928 = Die Neueren Sprachen, Beiheft 13. VII u. 160 S.

Eugen Herzog, Hugo Schuchardt (1842—1927) = S. A. Revista filologică I (1927). Cernăuţi, Glasul Bucovinei 1928, S. 339—351.

Günther Ipsen und Fritz Karg, Schallanalytische Versuche, eine Einführung in die Schallanalyse. Heidelberg, Carl Winter 1928 = German. Bibl. hgb. Wilhelm Streitberg †. II. Abteilung: Untersuchungen und Texte 24. XI u. 319 S.

Louis Karl, Recherches sur quelques ouvrages scientifiques du moyen âge = S. A. Revue des Bibliothèques, 38e année. Paris, Champion 1928. 18 S. (Inhalt: La Fontaine des Amoureux de science (en vers français) par Jean de Lafontaine. — La Chirurgie, le traitement des chevaux et des oiseaux (en latin et en catalan) par Théodoric le Catalan).

Roger Sherman Loomis, Geoffrey of Monmouth and Arthurian Origins = S. A. Speculum III (1928), S. 16—33.

Francis Peabody Magoun, Harvard Ms. Latin 34, Historia de preliis (I[3] Recension) = Harvard Library Notes, no. 20, April 1928, S. 172—4.

Francis Peabody Magoun and S. Harrison Thomson, Kronika o Alexandru Velikém: A Czech prose translation of the Historia de preliis (Recension I[3]) = S. A. Speculum III (1928), S. 204—217.

Ewald E. J. Messing, Methoden und Ergebnisse der wirtschaftssprachlichen Forschung. Utrecht, Kemink ond Zoon 1928. 40 S.

Giorge Pascu, Revue de linguistique romane, compte rendu = S. A. Revista Critica din Jaşi (1928). 8 S.

Philobiblon I, 1. Wien 1928 (darin S. 8: Die Biblioteca Quesada in Berlin).

Josiah Cox Russell, Master Henry of Avranches as an international poet = S. A. Speculum III (1928), S. 34—63.

Ders., Three short Studies in Mediaeval Intellectual History = S. A. Colorado College Publication. General Series 148. Social Science Series III (1927), No. 2, S. 47—69 (I. An ephemeral University at Angers (1229—1234). — II. Literature at Croyland Abbey under Henry Longchamp (1191—1237). — III. The English Court as an intellectual center (1199—1227).

Walter Bradbury Sedgaick, The Style and Vocabulary of the Latin Arts of Poetry of the twelfth and thirteenth centuries = S. A. Speculum III (1928), S. 349—381.

Karl Strecker, Einführung in das Mittellatein. Berlin, Weidmann 1928. 42 S.

Ders., Die Apokalypse des Golias hgb. = Texte zur Kulturgeschichte des Mittelalters hgb. Fedor Schneider 5. Rom, W. Regenberg 1928. 39 S.

Hans Strohmeyer, Methodik des neusprachlichen Unterrichts. Braunschweig, Georg Westermann 1928. 343 S.

O. J. Tallgren, Survivance arabo-romane du Catalogue d'étoiles de Ptolomée. Études philologiques sur différents manuscrits. I. Introduction et série première. Helsinki, Societas Orientalis Fennica 1928. 83 S.

The University of Chicago. Announcements XXVIII (1928), no. 18: The Departments of Romance, Germanic, English, and comparative Literature 1928—29. 65 S.

Estudios eruditos in memoriam de Adolfo Bonilla y San Martin (1875—1926) con un prólogo de Jacinto Benavente. Publícalos la Facultad de Filosofía y Letras de la Universidad Central en homenaje a su ilustre ex decano. I. Madrid, Impr. Viuda e Hijos de Jaime Ratés 1927. XIV u. 656 S.

Festschrift Louis Gauchat [zu seinem 60. Geburtstage am 12. Januar 1926]. Aarau, H. R. Sauerländer 1926.

Homenaje ofrecido a Menéndez Pidal. Miscelánea de estudios lingüísticos, literarios y históricos. Madrid, Hernando 1925. I. 848 S. II. 717 S. III. 697 S.

Medieval Studies in memory of Gertrude Schoepperle Loomis. Paris, Champion and New York, Columbia University Press 1927. XV u. 535 S.

Philologische Studien aus dem romanisch-germanischen Kulturkreise Karl Voretzsch zum 60. Geburtstage und zum Gedenken an seine erste akademische Berufung vor 35 Jahren dargebracht ... hgb. B. Schädel † und W. Mulertt. Halle, Max Niemeyer 1927. 543 S.

Robert Bossuat, Li Livres d'Amours de Drouart la Vache. Texte établi d'après le ms. unique de la Bibl. de l'Arsenal. Paris, Champion 1926. VIII u. 278 S.

Karl Christ, Tragédie du Sac de Cabrière, ein kalvinistisches Drama der Reformationszeit hgb. Halle, Max Niemeyer 1928. 132 S.

Adele Getzler, Note asupra limbii lui Chrestien de Troyes = S. A. Revista filologică I (1927), S. 284—309. Cernăuţi, Glasul Bucovinei.

Walter Gottschalk, Die humoristische Gestalt in der franz. Literatur. Heidelberg, Carl Winter 1928 = Sammlung roman. Elementar- und Handbücher. II. Reihe: Literaturgeschichte 6. 391 S.

Ders., Die Wiedergabe der dt. Präpositionen im Französischen. Ein Hilfsbüchlein für den Universitäts- und Schulunterricht. Heidelberg, Carl Winter 1928. 37 S.

Ders., Fehlerhafte franz. Einzelsätze zur Korrektur in den praktischen Übungen der Universitätsseminare. Heidelberg, Carl Winter 1928. 38 S.

Adalbert Hämel, Lesebuch der span. Literatur des 19. u. 20. Jhdts. Halle, Max Niemeyer 1928 = Sammlung kurzer Lehrbücher der roman. Sprachen und Literaturen hgb. K. Voretzsch XI. IX u. 238 S.

Ders., Franz. u. span. Heldendichtung (Vortrag) = S. A. Neue Jahrbücher 1928, S. 37—48.

E. Herzog, Franc. *maintenant*, prov. *mantenen* = S. A. Revista filologică II (1928), S. 79—96.

Leo Hoffrichter, Die ältesten franz. Bearbeitungen der Melusinensage. Halle, Max Niemeyer 1928 = Romanist. Arbeiten hgb. K. Voretzsch XII. XI u. 128 S.

Richard T. Holbrook, Guillaume Alecis et Pathelin = Univ. of California Publications in modern Philology XIII, No. 4, pp. 285—412. Berkeley, California, Univ. of California Press 1928.

Jean Jellinek, Abrégé de l'histoire de la littérature française à l'usage des écoles supérieures de commerce, des écoles secondaires et de l'enseignement libre. Leipzig, G. Freytag 1927. 53 S.

Oskari Kajava, Études sur deux poèmes français relatifs à l'abbaye de Fécamp. Thèse Helsinki 1928. 157 S.

H. Langlard, La liaison dans le français. Paris, Champion 1928. 160 S.

Roger S. Loomis, Calogrenanz and Crestien's originality = S. A. MLN. XLIII (1928), 215—222.

Laura Hibbard Loomis and Tom Peete Cross, Observations on the Pèlerinage Charlemagne = S. A. Mod. Phil. XXV (1928), 331—354.

Rudolf Putz, Chrestiens „Yvain“ und Hartmanns „Iwein“ nach ihrem Gedankengehalt verglichen. Diss. Erlangen 1927. VII u. 89 S.

Gerhard Rohlfs, Volkssprachliche Einflüsse im modernen Französisch (Vortrag). Braunschweig, Georg Westermann 1928. 21 S.

Gunvor Sahlin, César Chesneau du Marsais et son rôle dans l'évolution de la grammaire générale. Paris, Les Presses Universitaires de France [1928]. XVI u. 490 S.

Franz Rolf Schröder, Die Parzivalfrage. München, C. H. Beck 1928. 81 S.

Otto Tröger, Namengebung und Bedeutungswandel in gerbereitechnischen und gerbereichemischen Ausdrücken der französischen Sprache. Diss. Frankfurt a. M. 1928. 71 S.

E. G. R. Waters, The Anglo-Norman Voyage of St. Brendan by Benedeit, a poem of the early twelfth century. Edited with Introduction, Notes and Glossary. Oxford, Clarendon Press 1928. CCII u. 212 S.

L. E. Winfrey, Kaherdin and Camille, the Sources of Eilhart's Tristrant = S. A. Mod. Phil. XXV (1928), 257—267.

Franciscus Zaman, L'attribution de Philomena à Chrétien de Troyes. Diss. Leiden 1928. Amsterdam, H. J. Paris 1928. 109 S.

Carl Appel, Raïmbaut von Orange. Berlin, Weidmann 1928 = Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philol.-hist. Klasse, Neue Folge XXI, 2. 106 S.

H. Gmelin, Richard Löwenherz und die Trobadors = S. A. Zeitschr. f. frz. u. engl. Unterricht XXVI (1928), 36—88.

Hilding Kjellman, Étude sur les termes démonstratifs en provençal, avec 9 cartes. Göteborg, Wettergren & Kerber 1928 = Göteborgs Högskolas Årsskrift XXXIV (1928), 2. 139 S.

Letterio di Francia, Le novelle orientali di Gaspare Gozzi e la loro origine = S. A. Giorn. stor. della letteratura italiana XCI (1928). 63 S.

Ders., Il Pentamerone di Giambattista Basile. Prelezione al Corso di Letteratura italiana tenuta nella R. Università di Torino (17 febbraio 1927). Torino, Tipogr. Migliotti e Besso [1927]. 25 S.

Antoni Griera, Entorn de l'„Atlas linguistique de l'Italie et de la Suisse méridionale" = Publicacions de l' Oficina Romanica. Barcelona, Biblioteca Balmes 1928. 20 S. + Karte.

Ezio Levi, Il Martirio del Buon Vino, aneddoto tradizionale raccolto in cinque sonetti del sec. XIV. Pavia, Tipogr. Succ. Fusi [1927]. 27 S.

Elise Richter, Ein italienischer Vorgänger Falstaffs in der 1. Hälfte des 16. Jhdts. = S. A. Shakespeare-Jahrbuch LXIII (1927), 191—2.

Salvatore Santangelo, „Sole nuovo" e „Sole usato". Dante e Guittone = S. A. Annuario del R. Istituto Magistrale di Catania 1926—27. Catania, Società Tip. Editrice Siciliana 1928. 46 S.

Biblia medieval romanceada según los manuscritos Escurialenses J-j-3, J-j-8 y J-j-6. I. Pentateuco. Edición de Américo Castro, Agustín Millares Carlo y Angel J. Battistessa. Buenos Aires, Talleres Jacobo Peuser 1927 = Façultad de Filosofía y Letras. Biblioteca del Instituto de Filología 1. XXV u. 289 S. 5 Facsimile.

R. Ekblom, *Baldosa*, un mot de patois suédois et une étymologie espagnole = S. A. Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala Förhandlingar 1922—24, S. 47—52.

S. Gräfenberg, Praktisches Lehrbuch der spanischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht. 13. Aufl. von Theodor Heinermann mit je einer Karte von Spanien und Südamerika. Leipzig, Otto Holtze 1928. VIII u. 301 S.

Junta para Ampliación de Estudios e Investigaciones científicas. Catálogo de publicaciones 1927. 144 S.

Rodolfo Lenz, El Papiamento. La lengua criolla de Curazao = Anales de la Universidad de Chile, 2a serie, año IV (1926—27). Santiago de Chile, Establ. gráficos Balcells & Co. 1928. 341 S.

Salvador de Madariaga, Aims and Methods of a Chair of Spanish Studies. An Inaugural Lecture. Oxford, Clarendon Press 1928. 28 S.

Ramón Menéndez Pidal, El Romancero. Teorías e investigaciones = Bibl. de ensayos 3. Madrid, Paez [1927]. 231 S.

Antonio Restori, Saggi di Bibliografia teatrale spagnuola = Biblioteca dell'„Archivum Romanicum". Serie I, vol. 8. Genève, Leo S. Olschki 1927. 121 S.

M. Romera-Navarro, Historia de la literatura española. Boston, D. C. Heath & Co. [1928]. XVIII u. 701 S.

Winifred Sturdevant, The Misterio de los Reyes Magos, its Position in the Development of the mediaeval Legend of the Three Kings = The Johns Hopkins Studies in Romance Literatures and Languages X. Baltimore, The Johns Hopkins Press & Paris, Les Presses Universitaires 1927. 130 S.

[Reprod.] Don Kichote de la Mantzscha, | Das ist: | Juncker | Harnisch auſs Fle|ckenland | Auſs Hispanischer Spraach in | hochteutsche vbersetzt. | Kauff mich: Vnd liſs mich. | Rewts dich: So friſs mich. | Odr ich Bezahl dich. | Franckfurt | In Verlegung Thomae Matthiae Götzen. | 1648. [Mit einem Nachwort von Hermann Tiemann, Zur ältesten deutschen Don Quijote-Übersetzung.] — Herausgegeben im Jahre 1928 nach dem im Besitz der Hamburgischen Staats- und Universitätsbibliothek befindlichen Exemplar vom Seminar für romanische Sprachen und Kultur der Hamburgischen Universität [gelegentlich des XXI. Dt. Philologentages in Hamburg], gedruckt bei J. J. Augustin in Glückstadt und Hamburg und verlegt bei Friederichsen, de Gruyter & Co., Hamburg. Den Druck überwachten W. Giese und H. Tiemann. kl. 8°. 426 S.

Ernst Werner, Caida del Conde-Duque de Olivares (nach verschiedenen Hss. in München, Dresden und Stuttgart) = S. A. Revue Hispanique LXXI (1927), 1—156.

Ders., „El Diálogo entre el Autor y su Pluma" von Cristóbal de Castillejo nach einer Wiener Hs. neu hgb. = S. A. Revue Hispanique LXXI (1927), 555—585.

Ders., Eine Gedichtsammlung über den Sturz des Conde-Duque de Olivares = S. A. Revue Hispanique LXXII (1928), 256—323.

Joseph Dunn, A Grammar of the Portuguese Language. Washington, National Capital Press 1928. 669 S.

Hermann Urtel †, Beiträge zur portugiesischen Volkskunde = Hamburgische Universität. Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde, Band 27 — Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Band 15. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1928. gr. 8°. 82 Seiten u. 4 Tafeln.

Diccionari Català-Valencià-Balear redactat de Mn. Antoni M.ª Alcover y Sureda y En Francesch de B. Moll y Casasnovas. Barcelona, Verdaguer y Palma de Mallorca, fasc. 5. u. 6. *acrisolar—agojarse.*

Obra del Cançoner popular de Catalunya, vol. I, fasc. 2: Memòries de missions de recerca, estudis monogràfics, cròniques per Joan Llongueres, Higini Anglès, Pere Bohigas, Jaume Massó Torrents, Lluís Romeu, Francesc Pujol, Joan Puntí i Collell. Barcelona 1928 (Fundació Concepció Rabell i Cibils, Vda. Romaguera). gr. 8°. 385 S.

Josep Sanchis Sivera, Quaresma de Sant Vicent Ferrer predicada a València l'any 1413. Introducció, Notes i Transcripció. Barcelona 1927 (Institució Patxot). gr. 8⁰. LVIII u. 358 S.

N. Cartojan, Alexandria in literatura românească. Noui contribuţii (studiu şi text). Bucureşti, „Cartea Românească" 1922. 123 S.

ders., Fiore di Virtù in literatura românească. Bucureşti, Cultura Naţională 1928 = Academia Română. Memoriile secţiunii literare, seria III, t. IV, 2. 107 S. u. 7 Tafeln.

Dimitrie Găzdaru, Pseudoscience contemporaine. Alexandre Rosetti, Recherches sur la phonétique du roumain au XVIe siècle = S. A. Revista Critica din Iaşi 1928. 13 S.

I. Jordan, Încercare de bibliografie toponimică românească (Essai de bibliographie toponimique roumaine) = S. A. Bul. Soc. Règ. Rom. de geografia XLVI (1927). Bucareşti, Socec 1928. 21 S.

Giorge Pascu, Naravuri filologice III. = S. A. Revista Critica din Jaşi 1928. 12 S.

Walter Gerster, Die Mundart von Montana (Wallis) und ihre Stellung innerhalb der franko-provenzalischen Mundarten des Mittelwallis. Aarau, H. R. Sauerländer 1927. 157 S.

A. H.

Die Legende von der Schmiedin der Kreuzesnägel Christi.

(Mit einer Tafel)

Die Verse 1702 ff. der *Lamentationes* des Matheolus lauten:

> Ne taceam dicenda, manu fabricavit
> Clavos unde Deus fixus fuit in crucis ara
> Sexus femineus.

Zu dieser im Jahre 1892 veröffentlichten Textstelle bemerkte van Hamel im zweiten Teil seiner Ausgabe vom Jahre 1905, S. 183: „*Nous n'avons pu trouver de renseignements précis sur cette légende, d'après laquelle un homme et une femme ont forgé les clous de la croix; le 'Mistère de la Passion' ne connaît qu'un «fevre»*". Aber schon S. 263 des gleichen Bandes liefs er eine Korrekturnote folgen, die hinwies auf eine Szene des Passionsspiels der Bibliothèque Ste-Geneviève, „*où c'est «la févresse Marigonde» qui, comme son mari se récuse, forge les trois clous de la croix de Jésus*". Auch eine frühere kurze Notiz Petit de Jullevilles fand hier Erwähnung.

Schon vor van Hamel hatte Émile Roy in seinem bekannten aufschlufsreichen Werk *Le Mystère de la Passion en France du XIV[e] au XVI[e] siècle*, Dijon 1903/04 (*Revue Bourguignonne*) der merkwürdigen Legende seine Aufmerksamkeit zugewandt. Seitdem sind aus verschiedenen Anlässen von Gelehrten wie Karl Christ, Wilhelm Creizenach, Oskar Dähnhardt, Frances A. Foster, Grace Frank, vor allem auch Émile Mâle kleinere Beiträge und Einzelbemerkungen hinzugefügt worden, die indessen lückenhaft und auch von gelegentlichen Ungenauigkeiten nicht frei sind. Es erscheint somit berechtigt, auf Grund der gesamten bisher vorliegenden Überlieferung der Legende einmal nachzuspüren und die literarischen, bildlichen, auch folkloristischen Formen ihrer Entwicklung im Zusammenhang zu verfolgen.

1. Wie É. Roy nachgewiesen hat, begegnet die Legende zum ersten Male in der in zahlreichen Handschriften auf uns gekommenen epischen *Passion des Jongleurs* aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Voran steht hier die Legende vom Kreuzesholz, das gezimmert und auf die Schultern Jesu gelegt ward. Zur Kreuzigung fehlen den Juden noch die Nägel:

> «... Avez vous les clos aportez?»
> — «Nenil», font il, «Au fevre alez!»

A la forge vienent tout droit.
Quant Isräel venir les voit,
Ses mains repont, si s'est assis.
N'en fera nul, ce m'est avis.
«Dans fevres», font la male gent,
«Faites .III. claus isnelement!
«Jesu volons crucefiier,
«Que il ne puisse mais regnier.»
— «Signour», fait il, «mal ai es mains,
«Moult a lonc tans que ne fui sains».
— «Quels maus est chou?» — «El fu me quis».
— «Moustrés les nous!» — «Signor, ne puis.»
— «Pourquoi, dïable, ne pöés?»
— «Tous ai», fait il, «les dois enflés.»
— «Par le grant dieu, les mains moustrés!
«Tost estes mors, se vous mentés.»
Chil traist ses mains qui päour ot
Toutes lepreuses, con dieu plot.
Sa male femme od le cuer faus
Dist li: «Tost vos est pris cist maus.
«N'a encor se moult petit non
«Qu'entre moi et vous forgïon.
«Ne remanra ja por tel plait
«Que li troi clau ne soient fait.»
Le fier o les tenailles prist,
Desour la brese ardant le mist,
Le feu soufle od les .II. faus,
A son martel a fait les claus.
As faus Jüys les a livrés,
Et cil les en ont tost portés.
Venu en sont la ou Jesum
Amenoient li mal felon.[1]

In knappen 34 Versen wird uns also erzählt, dafs die Juden zum Schmied Israel kommen. Als ein heimlicher Anhänger der

[1] Ich zitiere nach der „kritischen" Ausgabe H. Thebens, *Die altfranzösische Achtsilbnerredaktion der ‚Passion'*, Diss. Greifswald 1909, S. 59 u. 60, die indessen in mehr als einer Hinsicht Mängel aufweist. E. Roy gibt das Textstück *a. a. O.* S. 33* nach der Handschrift Bibl. Nat. ms. fr. 24301 (13. Jahrh.). Neuerdings hat Fr. A. Foster den vollständigen Text der Passion nach der anglonormannischen Handschrift von Trinity College, Cambridge, O. 2. 14 (erste Hälfte des 13. Jahrh.) zum Abdruck gebracht in *The Northern Passion*, II, London 1916 (*Early English Text Society* 147), S. 102 ff., cf. S. 49 f.; die Legende von der Schmiedin steht hier S. 119 f., v. 1227—1260, cf. S. 6 u. 64. Vgl. hierzu Grace Frank, *Mod. Lang. Not.* XXXV (1920), 258 Anm.

Für unsere Zwecke darf von belanglosen Varianten des Textes abgesehen werden. In einigen Hss. fehlt der Name des Schmieds und v. 1286 lautet: *Quant ly fevrez venir les voit.* Nicht recht verständlich ist mir der von Theben S. 60 notierte Zusatz der Hds. U (Bibl. Nat. ms. fr. 20040) nach v. 1310: *Si com deuz vot, ne pot trover A quelle* (?) *dit* (l. *doit*) *le feu soffler. Tantost en sa memelle a pris Son lait, si l'a sor le feu mis.*

Lehre Jesu weigert er sich, die drei Kreuzesnägel zu schmieden, indem er vorgibt, seine Hände seien verletzt und untauglich. Auf Verlangen mufs er sie vorzeigen und durch Gottes Wunder erscheinen sie *toutes lepreuses* (oder *tutes deffeites*), zum grofsen Erstaunen und Verdrusse seines schlimmen Weibes, das noch kurz zuvor den Mann bei der Arbeit sah. Scheltend ergreift die Frau selbst Zange und Hammer und schmiedet die Nägel. Sie führt hier keinen Namen, in einigen Handschriften aber wird sie *La vielle* oder *La male vielle* genannt.

Der Ursprung der Legende ist dunkel. In der älteren theologischen Literatur konnte sie bisher nicht nachgewiesen werden; namhaften Theologen, die ich befragte, war sie unbekannt. So vermutet W. Creizenach vielleicht mit Recht, „dafs wir hier eine Erdichtung der spielmännischen Erzähler vor uns haben“,[1] vielleicht die Erfindung eines misogynen Menestrels, der die Liste der von Geschichte und Sage dargebotenen Beispiele für weibliche Tücke und Bosheit um ein weiteres vermehren wollte. Doch scheint auch die Weiterführung irgendwelcher volkstümlichen Tradition nicht ausgeschlossen zu sein, für welche der mehrfach zitierte Satz aus dem *Dictionarium* des gelehrten Benediktiners Pierre Bercheur (gest. 1362 zu Paris): *Christum ... nudum super crucem extenderunt, et ibi cum clavis grossis et male formatis et non per fabrum sed per quemdam ribaldum factis conclavaverunt. Dic si vis de clavis quomodo fuerunt facti; et sic cum cruce sursum erexerunt* ... als interessante Variante in Anspruch genommen werden könnte.[2] Dieser *ribaldus* erinnert von weitem etwa an den Ägypter oder Zigeuner, den in bulgarischer Sage die Israeliten mit der Herstellung der Kreuzesnägel beauftragen. In O. Dähnhardts *Sagen zum Neuen Testament* sind derartige biblisch-volkstümliche Überlieferungen mit Fleifs und Umsicht gesammelt.[3]

Zu dem Wunder der plötzlich erkrankten (und später wieder geheilten) Hände des Schmieds wird man aus der apokryphen Mirakelliteratur gewifs mannigfache Parallelen beibringen können. Ich erinnere hier nur an Salomé, die eine der durch das Protevangelium des Jakobus (2. Jahrh.) in die Weihnachtsgeschichte eingeführten *obstetrices*, die ihren Thomaszweifel an der jungfräulichen Geburt der Maria mit vorübergehender Verbrennung oder Erstarrung der einen Hand oder beider Hände büfsen mufs.[4] Diese Szene,

---

[1] W. Creizenach, *Geschichte des Neueren Dramas*, I², Halle 1911, S. 196.

[2] Die Stelle wird zitiert von Roy, *a. a. O.*, S. 34* Anm.; Creizenach, *a. a. O.*, S. 196 Anm.; Fr. A. Foster, *a. a. O.*, S. 65.

[3] O. Dähnhardt, *Natursagen.* Bd. II *Sagen zum Neuen Testament*, Leipzig 1909, S. 216ff. — In Galizien heifst es (*eb.* S. 217): „Der Zimmermann wird nie reich, weil er das Kreuz Christi gemacht hat; dagegen ist der Schmied gesegnet, weil er einen Nagel stahl“. Also zeigt auch hier der Schmied wie der «*fevre*» der altfranzösischen Passion ein mitleidiges Herz.

[4] S. Heinr. Anz, *Die lateinischen Magierspiele*, Leipzig 1905, S. 19f.; Martin Böhme, *Das lateinische Weihnachtsspiel* (*Grundzüge seiner Entwicklung*), Leipzig 1917, S. 37f.; vgl. auch Creizenach, *a. a. O.*, S. 53.

in welcher das Wunder freilich eine Strafe, nicht wie beim Schmied eine Errettung aus bedrohlicher Lage darstellt, findet sich später auch im französischen Weihnachtsspiel des 14. und 15. Jahrhunderts wieder; so, innerhalb der Pariser Sammlung der vierzig Marienmirakel, im *Miracle de la Nativité Nostre Seigneur Jhesu Crist*: *coment Salomé qui ne crëoit pas que Nostre Dame eust enfanté virginalment sanz euvre d'omme, perdit les mains pour ce qu'elle le voult esprouver, et tantost après elle se repenti et mist ses mains sur nostre seigneur, et elles li furent rendues en santé*;[1] so auch im *Mystère de la Passion* von Arras: *Adonc atouche Salomee l'enfant Marie et sa main ly en roidist . . .; Adonc se met a genoux et atouche a l'enfant et dit . . .; Cy est Salomee toute sanee de sa main . . .*[2] Irgend ein näheres Abhängigkeitsverhältnis wird sich indessen aus der Gleichheit oder Ähnlichkeit solcher Wunderszenen für die Schmiedelegende schwerlich ergründen lassen.

2. Bleibt die Ursprungsfrage ungeklärt, so steht andererseits fest, dafs unsere Legende von der *Passion des Jongleurs* aus ihren Weg in die spätere Literatur gefunden, vor allem von hier aus sich die französische Passionsbühne erobert hat. Dafs ihrer in anderem Zusammenhang noch ein zweites Mal vor Ablauf des 13. Jahrhunderts Erwähnung getan wird, nämlich in den von uns eingangs zitierten Versen der zwischen 1295 und 1301 verfafsten *Lamentationes Matheoli*, darf um so nachdrücklicher hervorgehoben werden, als diese Textstelle von den neueren Herausgebern der Passionen, auch von É. Mâle übersehen worden ist. Der Satiriker Matheolus nennt als biblische Opfer verbrecherischer Grausamkeit der Weiber Johannes den Täufer, den frommen Joseph, den heiligen Petrus, dem eine Frau verhängnisvollen Anlafs gab, den Herrn zu verleugnen:

Femina crudelis nimis est nimiumque scelesta.
Hec si scire velis, exempla patent manifesta
Hic, quibus insistam. Scelerose decapitari
Fecit Baptistam, sanctum Josephque ligari
Compedibus; per eam pulsus Dominumque negavit
Petrus . . .

und schliefst hieran die kurze Bemerkung über die Herstellung der Kreuzesnägel durch Weiberhand, die etwa 70 Jahre später Jehan Le Fèvre, de Resson, mit den französischen Versen wiedergibt:

Femme fist les clous, ce sachiés,
Dont Dieu fu en croix attachiés.[3]

---

[1] *Miracles de Nostre Dame par personnages* p. p. G. Paris et U. Robert, Paris 1876, I, 205 (214).

[2] *Le Mystère de la Passion, Texte du ms.* 697 *de la Bibliothèque d'Arras*, p. p. Jules-Marie Richard, Arras 1891, S. 24.

[3] *Les Lamentations de Matheolus et Le Livre de Leesce de Jehan Le Fèvre, de Resson*, p. p. A.-G. van Hamel, Paris 1892—1905, I, S. 116 (II, 2541).

Beispiele wie Johannes der Täufer, Joseph, auch Petrus finden sich des öfteren in der früheren lateinischen oder vulgären frauenfeindlichen Literatur angeführt, so etwa im Epigramm *De perversa muliere* des Erzbischofs Hildebert von Tours (1057—1133) oder in den altitalienischen *Proverbia que dicuntur super natura feminarum.*[1] Das Exempel von der Schmiedin aber scheint in der ganzen vorausliegenden satirischen Dichtung zu fehlen. Gewifs kannte es Matheolus aus der erzählenden *Passion des Jongleurs* oder aus einem im Laufe des 13. Jahrhunderts hieraus geformten primitiven Passionsdrama, wie es jüngst Grace Frank mit Recht als Bindeglied zwischen der epischen Passion und den späteren Passionsspielen der Palatina und von Autun angenommen hat.[2]

Bevor wir uns diesen Spielen zuwenden, notieren wir noch im Vorbeigehen, dafs Matheolus die Beispiele von der Magd des Hohenpriesters, die dem Petrus hart zusetzt, und von der Schmiedin unbefangen nebeneinanderstellt. Für ihn sind diese Frauen offenbar zwei verschiedene Personen. Wir werden sehen, dafs in späterer Zeit die Schmiedin mit der *ancilla ostiaria* im Hause des Hannas identifiziert worden ist.

3. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts erfährt die nunmehr dramatisierte Schmiedeszene im Passionsspiel der Palatina eine erste Ausgestaltung und Erweiterung. Hier ist es der stets bereite Bote Malchus, ein unversöhnlicher Gegner Christi, den Herodes in die Schmiede schickt. Die folgende lebhafte Auseinandersetzung zwischen ihm, dem Schmied, der hier keinen Namen trägt, und der Schmiedin nimmt einige 70 Verse in Anspruch:

Marques.

Or sus, fevre, isnelement!
Trois clos me forges maintenant
Pour maitre Jhesu clofichier
Et en la croys bien estachier.

Li Fevre.

Sire, bien vous ai entendu,
Mais je n'ai pas tant de vertu
Que je les puisse forgier;
Qu'en mes mains vint si grant mal ier,
Je les ai si forment reenclees
Et usees et despecïes
Que je ne ai pooir de ovrer,
Le martel tenir, ne souffler,

---

[1] S. A. Wulff, *Die frauenfeindlichen Dichtungen in den romanischen Literaturen des Mittelalters bis zum Ende des XIII. Jahrhunderts*, Halle 1914, S. 24 u. 152.

[2] *Publ. Mod. Lang. Assoc.* XXXV (1920), 473 und *La Passion du Palatinus, Mystère du XIVe siècle*, éd. p. Grace Frank, Paris 1922 (*Class. frç. d. m. â.*), S. VI.

Ne doi faire nul' autre rien.
Je vous proy, escusés me bien.

Marques.

Et, li träites desloyaus,
Moustrez les mains, ort lierre faus!
S'eles sont sainnes, n'en doutez,
Vous en arez les iex crevez.
Ja nul ne vous en guerira,
Male honte vous en venrra.

Li Fevre.

Volentiers, sire, veez les ci!
Or veez vous, se j'ai menti.

Marques.

Naini, par Dieu omnipotent!
Ains mais ne vi en mon vivant,
Home ne vi si mal mené.
Or voi bien qu'ailleurs m'en irai.

Li Fevre.

Alez, sire, que bien veez
Que je sui si es mains bleciez
Que je ne m'en porroie aidier.
Alez querir .I. autre ovrier.

La Fevresse.

Pour le grant Dieu, que dites vous?
Nous forgïons ier, moy et vous,
Et chacun jour ceste semeine,
Et si aviés les mains si saines.
Or sont si forment despeciees
Et getees et escrevees.
Du maufé vient tel maladie
Qui si tost vous a asallie(e);[1]
Mais ja pour mal que vous aiez,
Ne s'en ira desconseilliés,
Car je bien le conseillerai,
Que je mëismes forgerai
Les .III. clos touz de fin acier.
Bien en porra on clofichier
Jhesucrist, le fel peneant,
L'ipocrite mauvais tirant,
Qui se fait Diex. Or verra on
Se il eschapera ou non.

---

[1] Vgl. eine Variante der *Passion des Jongleurs* (Zusatz der Hds. C [Hs. Grenoble 1137] nach v. 1306, Theben, *a. a. O.*, S. 60): *Or vous ont deables donné Cest mal.*

Marques.

He, dame, or avez vous bien dit!
L'eure que tel dame nasquit
Soit beneoite! Je n'en dout mie
Que vous n'en soiez bien paiee.
Or les faites isnelement,
Vous en arez bon paiement.

La Fevresse.

N'en pallez plus, ne n'en doutez,
Que ja denier ne m'en donrrez.
Et sachiez touz trois les ferai,
Que ja denier ne recevrai.
Se mon mari l'avoit juré,
Qui si tost a le mal trové
A ses mains, que mal feu li arde!,
Ja de forgier ne serai couarde
Pour le faus truant clofichier,
Cui li grant Dieu puet mesainnier.
Marques, tenez, biax douz amis,
Et sachiez bien que Jhesucrist
Sera mout fort, si se deserre.
N'a si fors clos en ceste terre
Com sil sont. Or les en portez
Et gardez bien soit enclöez . . .
Qui ver nos Jüis est si maus.

Marques.

Certes, dame, bien avez dit!
L'eure que tel dame nasqui
Soit benëite a touz jours!
Je m'en loerai a mes seigneurs.

Marques a Herode.

Tenez, sire, veez ci les clos,
Et sachiez pour l'amour de vous
Les a sa fame touz forgez;
Ses maris estoit malhetiez.[1]

Bemerkenswert gegenüber der knapp gehaltenen Vorlage der epischen Passion erscheinen hier einmal die derben und zynischen Scheltreden der Frau, die sich als fanatische Jüdin und erbitterte Feindin des *faus truant* Jesus zu erkennen gibt. Neu ist sodann der Hinweis des Malchus auf die gute Bezahlung, welche die Schmiedin für ihre freiwilligen Dienste zu erwarten habe, die sie aber zurückweist.

---

[1] K. Christ, *Das altfranzösische Passionsspiel der Palatina* in *Ztschr. f. rom. Phil.* XL (1920), S. 444 ff. u. 480; vgl. den Text Grace Franks, S. 31 ff. u. 83 ihrer zit. Ausgabe (1922).

Das wird im Laufe der weiteren Entwicklung der Szene anders werden.

4. Das Passionsspiel von Autun, etwa gleichzeitig mit dem der Palatina entstanden, ist noch ungedruckt und ich mufs mich daher mit den kurzen, für uns aber nicht unwichtigen Angaben É. Roys und A. Jeanroys begnügen. Kaiphas schickt zum «*fevre*», der sich weigert, die Nägel zu schmieden. Darauf bieten die Juden der Frau Geld an, damit sie an Stelle des Mannes die Arbeit verrichte:

Tres bon payement vous en arés,
Demandés ce que vous vouldrés.[1]

Entgegen den sonstigen Versionen scheinen also hier zuerst die Juden das Verlangen an die Schmiedin zu stellen, die Nägel anzufertigen. Wie sich die Schmiedin, hier «*La vieille*» genannt, zu der Frage der Bezahlung verhält, geht aus dem kurzen Zitat Jeanroys nicht hervor. Jedenfalls macht sie sich gern ans Werk und singt sogar dabei: *Cantat.*[2] Wie die Schmiedin der Palatina ist sie die geschworene Feindin Christi, welche die Juden noch obendrein zur Grausamkeit anstachelt:

Or sa, je vous requiers, compains,
Que n'y aparniés ne piez ne mains;
Je sçay que bien les perceray
Quant en la croix panduz seray.
Amys, faictes ly bien estacher . . .
Et guardés que bien en soit sarrés
Jhesus le faulx et desloyaulx
Qui es Juifs ay fait tant de maulx.[3]

Als kleiner ausschmückender Zug erscheint in der Passion von Autun zum ersten Male der heitere Gesang, mit welchem die Schmiedin ihre Arbeit begleitet. Er wird, reicher ausgestattet, in der Passion von Semur wiederkehren, die, wie Jeanroy zeigt, nicht nur die Passion der Bibliothèque Ste-Geneviève verwertet, sondern auch dem örtlich benachbarten Passionsspiel von Autun einzelne archaische Züge entlehnt hat.[4] Von der Passion von Semur wird andererseits der Verfasser der *Passion d'Auvergne* sich bei Gestaltung seiner offenbar recht lustigen Schmiedeszene haben beeinflussen lassen.

5. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts ist das Passionsspiel der Bibliothèque Ste-Geneviève geschrieben und vielleicht von den Confrères de la Passion zu Paris aufgeführt worden. Die Beziehungen zwischen dem Palatinus und diesem Pariser Spiel er-

---

[1] Zit. von A. Jeanroy, *Journ. d. Savants*, Nouv. Sér. 4, 1906, S. 489, nach dem Ms. Bibl. Nat. n. a. fr. 4085.
[2] Roy, *a. a. O.*, S. 43*.
[3] Zit. von Jeanroy, *a. a. O.*, S. 490.
[4] Jeanroy, *a. a. O.*, S. 488; vgl. auch *Romania* XXXV, 371.

scheinen lose,[1] und dies zeigt sich auch in der zum Teil abweichenden Führung der Schmiedeszene. Zwar ist es wieder Malchus (*Malquin*), der zur Schmiede geht, aber er wird nicht von Herodes (oder Kaiphas) gesandt, sondern kommt aus eigenem verbrecherischen Antriebe. Unmittelbar vorher geht die rohe Fesselung und Geifselung Christi, an der Malquin und sein Spiefsgeselle Haquin beteiligt sind:

Malquin.

Haquin, je te creant il me fault
Trois clous pour le crucefïer.
Me oseroi'ge en toy fïer
De le garder tant que reveigne?

Haquin.

Malle grant honte li aveigne
Qui de luy garder point s'esmaie!

Malquin.

Dont ne fineray tant que j'aye
Trois clous bien bons a mon talant.

Malquin au Fevre.

Dieu gart le bon fevre galant!
Fay .III. clous lons, gros et quarrez,
Desquelz Jhesus sera barrez
En la crois; puis te paieray,
Et tout ton vouloir je feray.
Fay tost, met le feu en la forge.

Le Fevre.

J'ay une apostume en la gorge,
Ne je n'ose boire de vin.
Foy que je doy le Roy divin,
Mes mains ne fussent pas oyseuses,
Mais elles sont toutes roigneuses.
Autrement ne lez dresseroye
Pour quenques tu as de monnoye.
Je sui tout plain de goute flestre,
Je me gis chascun jour en l'estre,
Car je ne me puis remüer.

La Fevresse.

S'on ne me puist ennuit tüer,
Ne se Dieu me gart ma sancté,
Le prophete l'a enchanté.
J'ameroie miez qu'il fust teigneux,
Que tousjours fust sy desdeigneux,

---

[1] Vgl. K. Christ, *Ztschr. f. rom. Phil.* XL, 414.

Car jamais rien ne gagneroit.
Et foy que te doy, bien feroit
Ta besoigne, sy li plaisoit.
Hier main plus grant euvre faisoit,
Car il a les mains toutes saines.
Or le reverses (*l.* les reverse), se tu daignes,
Lors saras tu se je me bourde.

Malquin.

Galant, as tu l'oreille sourde?
N'as tu pas öy Maragonde?

Le Fevre.

Le mau feu d'enfer la confonde,
Sy vraiement comme elle ment!
Garde a mes mains: je te dement
S'il a ycy point de faintise.

La Fevresse.

Atise ce feu ci, atise,
Malquin! or pues tu bien savoir
Soufler te fault, se veulz avoir
Tes clous, et je les forgeray.

Malquin.

Maragonde, je soufleray
Volentiers, foy que je te doy.

La Fevresse.

Ferue me suis sus le doy
A ce clou ci fere la pointe,
Qui du sang Jhesu sera oingte.
Est il fait de bonne testee?

Malquin.

Bien seroit la chose aprestee,
S'estoient fait li autre duy.

La Fevresse.

Ne voiz tu com je me deduy
A ci ferir sus ceste enclume?
Sy tu n'y voiz bien, sy alume.
Est ce fait de bonne magniere?

Malquin.

Qui meillieur voudra, sy le quiere!
Delivre toy de l'autre faire.

La Fevresse.

Malquin, il ne te fault que taire.
Je te creant, je ne me sçay faindre.

Jhesu, se tu veulz, pourras poindre
De cestuy: est il lonc assez?

Malquin.

Je suis ja de soufler lassez;
Ne m'en chault, quant j'ay ma besongne.

La Fevresse.

Malquin, paiez moy sans eslongne;
Baille moy de tes deniers quatre.

Malquin.

Voy les te ci; je revois batre
Avec Haquin mon compaignon
Dessus l'eschine a ce gaignon ...[1]

Es ergeben sich also, ohne neue Erweiterung der Szene (etwa 60 Verse), einige Unterschiede gegenüber den früheren Fassungen. So in Einzelheiten der Reden des Schmiedes und der Schmiedin, die zum ersten Male einen Namen erhält und Maragonde heifst. Malchus mufs ihr jetzt Hilfsdienste leisten und das Feuer schüren, während sie am Ambofs steht und ungestüm, einmal auch ungeschickt, mit dem Hammer dreinschlägt. Zum Schlufs fordert und erhält sie von Malchus Bezahlung für ihre Henkersarbeit.

6. In der Passion von Semur, deren Entstehungszeit ich mit A. Jeanroy[2] um 1430 ansetze, fühlt sich der Leser unserer Szene zunächst lebhaft an die vom Palatinus herkommende Tradition erinnert. Wie ein Vergleich lehren mag, zeigt der erste Teil eine deutliche Übereinstimmung in der Anordnung und Führung des Dialogs:

Passion der Palatina:	**Passion von Semur:**
Herodes.	*Anne.*
Marques, venez ça, tost alez Au fevre et si commandez Troys cloz forgier et pour fichier Jhesucrist, le fel pautonier.	Va tost, Marque, ne tarde pas, Cheux le fevre Nichodemus. Va tost et ne sejourne plux, Et ly fay trois gros clos forgier Pour ce pautonnier clofichier. Va tost, vien tost, qu'il est besoing.
Marques.	*Marque.*
Sire, volentiers je irai, Vostre commandement feray.	Ma loy renoy, ce je n'y soing, Car de ly nuyre tout je meur ...

[1] *Mystères inédits du quinzième siècle* p. p. A. Jubinal, Paris 1837, II, 231 ff.; ich habe stillschweigend einige Textbesserungen vollzogen. Vgl. auch Roy, *a. a. O.*, S. 57*; Creizenach, *a. a. O.*, S. 255.
[2] *Journ. d. Savants* 1906, S. 487.

Marques au Fevre.

Or sus, fevre, isnelement!
Trois clos me forges maintenant
Pour maitre Jhesu clofichier
Et en la croys bien estachier.

Li Fevre.

Sire, bien vous ai entendu,
Mais je n'ai pas tant de vertu
Que je les puisse forgier;
Qu'en mes mains vint si grant mal ier,
Je les ai si forment reenclees
Et usees et despecïes
Que je ne ai pooir de ovrer,
Le martel tenir, ne souffler,
Ne doi faire nul' autre rien.
Je vous proy, escusés me bien.

Marques.

Et, li träites desloyaus,
Moustrez les mains, ort lierre faus!
S'eles sont sainnes, n'en doutez,
Vous en arez les iex crevez.
Ja nul ne vous en guerira,
Male honte vous en venrra.

Li Fevre.

Volentiers, sire, veez les ci!
Or veez vous, se j'ai menti.

Marques.

Naini, par Dieu omnipotent!
Ains mais ne vi en mon vivant,
Home ne vi si mal mené.
Or voi bien qu'ailleurs m'en irai.

Marque.

Or tost, maistre Nichodemus,
Alume du feu en ta forge,
Tantost troix cloux d'acier me forge
Pour Jhesuchrist crucifïer.

Nichodemus faber.

Me oserai ge en vous fïer?
Je vous dix que mal ne feray
A Jhesu, tant que vifz seray.
Et sy ay en mes mains la roigne
Que ferir ne puis sur enclume,
Sy en doix estre excusé.

Marque.

Dia! seray ge ainsin rusé?
Monstrés voir ces mains que vous dictes.

Nicodemus.

Sire, oncques telles ne vistes,
Reguardez, sui ge voir disant?

Marque.

Vous estes de forgier exent,
Je m'an voix cheux ung autre fevre.[1]

Diese Reihe von Versen ist also durchaus geeignet, die Beobachtungen K. Christs über den Grad der Abhängigkeit der Passion von Semur von dem älteren Spiel der Palatina zu bestätigen und zu ergänzen.[2]

Im folgenden aber geht der burgundische Kompilator eigene Wege. Er liebt drastische Derbheit und burleske Komik, und so

[1] *Ztschr. f. rom. Phil.* XL, 444 f. und Roy, *a. a. O.*, S. 143 f. (*La Passion Nostre Seigneur Jhesu Christ, copiée à Semur*).
[2] *Ztschr. f. rom. Phil.* XL, 415.

artet bei ihm die Schmiedeszene zur Farce aus. Die Schmiedin Grumaton begnügt sich nicht mehr mit unflätigen Schimpfreden, sie prügelt sogar ihren schwachen Ehemann. Wie die Schmiedin in der Passion der Bibliothèque Ste-Geneviève stellt sie für ihre Arbeit einen Gehilfen an, der den Blasebalg ziehen und mit zuschlagen mufs, nur ist es diesmal nicht Malchus, sondern Miroufflet, der Schmiedeknecht. Der zeigt zunächst grofsen Durst und darf einen kräftigen Schluck aus dem Becher tun, wobei Grumaton ihm sekundiert. Dann singen die beiden, wie schon die Frau allein in der Passion von Autun, zu ihrer schlimmen Schmiedearbeit ein ausgelassenes Lied, dessen Refrain *Varlet de forge doit on amer* fast an ein altes, laszives Fabliau vom *Fevre de Creeil* zurückdenken läfst.[1] Endlich wechseln Grumaton und Malchus burlesk-zärtliche Abschiedsworte: *Adieu, mon doulx amis Marquon!* — *Adieu, ma mie au grant menton!*, die sich von den grausamen Ermahnungen der Schmiedin, den Leib Jesu aufs äufserste zu peinigen, wiederum mit eigentümlicher Schärfe abheben. Die Szene verläuft also von dem Augenblick an, da die Schmiedin auf den Plan tritt, folgendermafsen:

Grumaton, femme au fevre.

Mal feu vous arde la baulevre!
Hier tout le jour nous deux forgeasmes,
Et sy n'avoies ne mal ne blasme.
Tu es ung tresmalvoix villain,
D'ordure et de grant venin plain.
Amis Marque, venez avant;
Puisque c'est pour le mescreant,
Toute seulle ains les feray
Et de bon cueur les forgeray.
Avant me fault ce gloton baptre
Et encontre la terre abatre.
Je ly barray sur son museaul,
De par le diable, sa la peaul!
Mon varlet me fault pour souffler,
Car ce lourd villain bourrafflé
De träison c'est entremis,
Jamais n'an sera mon amys.
Nous arons tantost exploicté.

Marque.

Vous me montrés grant amitié,
Jüifs vous doyvent bien amer;

---

[1] *Rec. gén. et compl. des Fabliaux* p. p. A. de Montaiglon, Paris 1872, I, S. 231. — G. Cohen, *Histoire de la Mise en scène dans le Théâtre religieux français du moyen âge*, Nouv. éd., Paris 1926, S. 239 führt jenen Refrain als Beispiel dafür an, dafs sich die Darsteller der Passionsspiele auch auf Gesang verstehen mufsten.

Encor vous vauldra ce clamer
Cent et dix livres.

Grumaton.

Marque, tantost serez delivre.
Or sa, vien avant, Mirofflet,
Prendz le manche de ce soufflet,
Cy frappe de bonne maniere.

Mirofflet.

Voluntiers, dame, a lie chiere.
Mes je vous pry, avant c'on souffle,
Que je boyve a ce condouffle,
Car pour certain j'ay tresgrant soif.

Grumaton.

Par le grant Dieu, je le t'otroy.
Et quant bien soufflé tu aras,
De meilleur cueur tu forgeras.

Miroufflet.

De bien boire ne seray las.
J'ay bien bëu sans mangier lart.
Or tenez, vecy vostre part,
Tenez, buvez ce remenant.

Grumaton.

Voluntiers et appertement,
Car je l'ay piessa bien apris.

Miroufflet.

Je forgeray, sans faire pris.
Or avant, ma tresdouce dame,
De tresbien forgier, par mon ame,
Saichés, je ne me faindray pas!

Grumaton.

En forgeant, chantons hault et bas!
Ja pour ce n'arons fait plux tard.

Miroufflet.

Il soit pendu de malle hart
Quil de bien chanter ce faindra,
Car mout bien il nous adviendra.
Or la «pour ung boisseaul d'orge»!

Tunc cantet Grumaton, Miroufflet respondeat.

Grumaton.

: «Varlet de forge doit on amer.
Je vouldroie qu'il m'eust costé,

Varlet de forge doit on amer,
Je vouldroie qu'il m'eust costé
Ung bichot d'orge.
Varlet de forge doit on amer,
Varlet de forge.»

«Je suis marechal de grant renommee, etc.»
«L'antan tu la turelurette, l'antan tu, etc.»

Ce clou cy qu'ay forgier premier
Sy sera tresbon pour les piedz;
Ces deux cy ay fait rondement
Quil sont forts et durs et tranchants,
Il perceront tresbien ces paulmes,
Plus mal ly feront que fins baulmes,
Je vous dix bien, mon amy doux.

Marque.

Vous chantés bien, foy que doys vous.

Grumaton.

Marque, or emportés les cloux
Que mon mari, le villain gloux,
Ne les a pas daigné forgier.
Alés maistre Jhesu fichier
Tant que ly saillent les boyaulx,
Aux Jüifz est trop desloyaulx.
Je vous pry qu'il soit bien barré
Et contre la croix sy sarré
Qu'il ne ce puisse destrapper.

Marque.

Je le tanray bien d'eschapper.
Adieu, ma mie Grumaton.

Grumaton.

Or tiendz ce marteaul cy, Marquon,
Ce poinçon cy et ces tenailles
Pour gater toutes ces corailles,
Que de malle mort l'abate on.
Adieu, mon doulx amis Marquon.

Marque.

Adieu, ma mie au grant menton.[1]

---

[1] Ausgabe Roy, *a. a. O.*, S. 144 ff., vgl. *eb.* S. 85*. Einige Besserungen des Textes gibt A. Jeanroy, *Rev. d. l. r.* XLIX (1906), 224, und E. Stengel, *Ztschr. f. frz. Sprache* XXIX², 183 (nicht sämtlich annehmbar). Vgl. noch E. Streblow, *Le Mystère de Semur* (*Paris*, *Bibl. Nat. f. fr.* 904), Diss. Greifswald 1905, S. 15.

Wie bereits oben angedeutet wurde, kehrt das lustige Trinken und Singen beim Schmieden noch einmal wieder in der *Passion d'Auvergne*, wo aber an die Stelle des Schmiedeknechts die Magd Michaulde getreten ist. É. Roy gibt den Inhalt der noch ungedruckten Szene nach der Pariser Handschrift des 15. Jahrh. (Bibl. nat. a. fr. 462 nouv. acq.) genauer an:

Aussitôt Caiphas ordonne à Sirus d'aller avec ses compagnons fabriquer la croix, et Annas envoie Janus chez le forgeron Grimance. La scène bien connue n'offre ici que des variantes insignifiantes. Sur le refus du forgeron, sa femme Malembouchee s'installe à la forge avec sa servante Michaulde, et fabrique allègrement les trois clous demandés, tout en chantant la dive bouteille et le goubelet où elle puise des forces:

O goubellet, tu m'as la mort donnee,
Tant t'ay aymé que m'en suis enyvree, etc.

C'est fait. Janus emporte les clous que les princes paieront . . . plus tard, et va rejoindre les «tyrans» Prunelle, Cinelle, Maulbec et Sirus qui apportent une lourde croix.[1]

7. Die geistige Selbständigkeit, welche die Dichter der grofsen nordfranzösischen Passionsmysterien des 15. Jahrhunderts, Eustache Mercadé und Arnoul Greban, gegenüber dem Kompilator der Passion von Semur auszeichnet, offenbart sich auch in einer von der vorausliegenden literarischen Tradition stark abweichenden Gestaltung der Schmiedeszene. In der Passion von Arras tritt zwar die Schmiedin wie früher auf die Bühne, aber sie ist gegenüber dem Mann der unterliegende Teil. Auf ihren losen Mund erhält sie von ihm Schläge und hat auch vor Kaiphas' Richterstuhl kein rechtes Glück mit ihrer Klage. Dieser Gang zu Kaiphas, vor welchem der Schmied seine Weigerung, die Kreuzesnägel herzustellen, rechtfertigen soll und dem er seine kranken Hände vorweist, stellt etwas ganz Neues dar und begegnet nur bei Mercadé. Auch die Worte des Schmieds am Eingang der Szene, da er den Juden zunächst seine Ware anpreist, sein eingeschobenes Selbstgespräch, in welchem er sich an die fromme Lebensführung Jesu erinnert, endlich die erste Ausrede, er fände in seiner Werkstatt keine Nägel, auch gebräche es an Eisen und Kohle, zeigen durchweg originelle Prägung. Die Szenenfolge ist breit angelegt und umfafst, wie in der Passion von Semur, hundert Verse und mehr:

Le Premier de Thiri.

Hau! fevre, hau! ouvrez nous l'huis!
Il vous convient parler a nous.

Le Fevre.

Seigneurs, quel chose volez vous?

---

[1] Roy, *a. a. O.*, S. 364f.; vgl. *eb.* S. 85* Anm.

Le IIe de Thiri.

Il vous convient tantost ouvrer,
Se ceans ne pouons trouver
Ce de quoy nous avons mestier.

Le Fevre.

Se vole(e)z grannet ou tripier,
Gril, cramellie ou escumoir,
Baciere de fer ou lardoir,
Ance a pot ou fourquette a feu
Ou cheminiaux, j'en sui pourveu,
J'en ay ceans de beaux et bons.

Le Premier de Thiri.

Ce n'est pas ce que nous voulons.
Il convient que des claux forgiez
Et que tres fort vous les fassiez,
Car c'est pour pendre ung fort larron
Et murdrier qui Jhesus a nom.
Car Pilate l'a condampné
Qu'en croix soit pendu et levé,
Et avec lui deux fors larrons
Lesquelz nous crucefïerons.
Si vous voliez tost abregier,
Et tres bien vous vorrons paier
Du tout a vostre volenté.

Le Fevre.

Jhesus? dictes vous verité
Qu'il est jugiés d'estre pendus?
Je voy vir s'en trouveray nulz.

Adonc dist le fevre a par luy.

Comment me pourray escuser?
De Jhesus ay öy parler;
Il menoit belle et sainte vie.
Ilz le font mourir par envie.
Ja claux pour eulx ne forgeras,
Ne cop de martel fraperas.
Je leur diray que j'ay les mains
Malades et ne suis pas sains.
Pour riens ne volroie forgier
Pour la mort Jhesus abregier.
Messeigneurs, je vieng de querir
Des cloux et de tout par tout vir,
Mais certes riens ne puis trouver
De ce que volez demander,
Et si n'ay ne fer ne charbon
Pour forgier.

La Femme du Fevre.

Il ment, le larron!
C'est pour ce qu'il ne les veult faire.

Le IIe de Thiri.

S'en ce fait cy mettez contraire
Que vous ne les alés forgant,
Vous en arez dommaige grant,
Car Cäyphas vous courcerez.

La Femme.

Forgiez, quetifz, forgiez, forgiez!
Vous forgerez et bien et bel.

Le Fevre.

T'aras ce la sur ton musel!
Qui te fait parler devant my?

La Femme.

Loudier, me dois tu batre ainsi,
Quant c'est pour notre avancement?

Le Fevre.

Je n'en feray riens vrayement,
J'ay trop grant mal dedans mes mains.

La Femme.

Il ment, le loudier! c'est du mains,
Il n'y a nient plus mal que j'ay.

Le IIe de Thiri.

Sus, fevre, sus, je vous diray,
Vous en venrez a Cäyphas
Et la lui conterez vo cas,
Et lui direz vostre excusance.
Ça tos, prens le la par la manche,
Il est temps de nous abregier.

La Femme.

Ainçois vorray les claux forgier
Qu'ilz n'en aient a leur plaisir.
J'iray avec eulx pour öyr
Quelle excusance il prendra;
Car tel chose dire pourra
De quoy, espoir, se fera pendre . . .

Le Premier de Thiri.

Ve cy le fevre, monseigneur,
Qui refuse tout plainement
De nous forgier des claux.

Cayphas.

Comment?
Ribault, qui vous en fait grouchier?

La Femme.

Monseigneur, c'est ung mois murdrier,
Il deust pieça estre pendus.

Le IIe de Thiri.

Il se sont tous deux combatus,
Il y a eult belle mellee.

La Femme.

J'en sui trestoute escervellee
Des coups qu'il m'a volu donner.

Cayphas.

Fevre, voulez nous cy compter
Pour quoy vous ne volez forgier
Ces cloux.

Le Fevre.

Je ne me puis aidier
Du grief mal qui me tient es mains.

Cayphas.

Monstre moy ça. Tu n'es pas sains,
Va, je te tieng pour excusé.

La Femme.

Ha! monseigneur, il m'a frappé.
Ne m'en ferez vous aultre droit?

Cayphas.

Il a perdu ce qui chëoit
A terre,[1] dont ce poise moy.

La Femme.

Esse ce la? puisque je voy
Qu'aultre chose je n'en aray,
Ainçois les claux je forgeray
Que Jhesus si ne soit pendus,
Tous li fais est par lui esmus.
Tout droit je les iray forgier;
S'on m'en devoit vive escorchier,
Je les feray sans contredire.

Adonc la femme va forgier . . .
La Femme quant elle a forgiet.

Sçay je riens a le forgerie?
Je croy qu'il sont fait a la my (?).

---

[1] Mir nicht recht klar.

Tenez, portez les, mon amy,
A vostre maistre Cäyphas,
Dictes lui et a sire Annas
Que moy meismes les ay forgiés.

Le IIe de Thiry.

Je lui diray.

La Femme.

Or abregiés,
Se plus en fault, venez vers moy.[1]

8. Bei Arnoul Greban fehlt die Gestalt der Schmiedin. Der nicht eben grausame, aber indolente und auf Gewinn bedachte Schmied fertigt selbst die Nägel für die Kreuzigung Jesu an, um den es nicht weiter schade sein wird, «*mes qu'on en aist fait bonne enqueste*». Der Dichter hat der knapp und nüchtern gehaltenen Szene kein erhöhtes Interesse entgegengebracht, nicht mehr als der parallelen Szene der Herstellung der drei Kreuze in der Werkstatt des «*charpentier*». Aus der theologischen Literatur, z. B. der *Expositio in passionem dominicam* des Kanzlers Gerson, nimmt er einen neuen Einzelzug auf und läſst die bereits scharf gespitzten Nägel vom Schmied stumpf schlagen.[2] Der Scherge Broyeffort will von einer zum Schluſs geforderten Bezahlung nichts wissen und verweist den Schmied an Monseigneur. Das scheint aber eine schlechte Vertröstung zu sein.

Die Szenen in der Zimmerwerkstatt und in der Schmiede sind ganz gleichmäſsig gebaut und lösen einander ab. Zunächst geht der Scherge Griffon zum «*charpentier*», Broyeffort darauf zum «*fevre*»:

Broyeffort.

Fevre, le souleil et la lune
Te gardent avec Vulcanus!
Nouveaulx cas nous sont survenus
Bien hatifz ainsi qu'il advient,
Dont neccessairement convient
Que brief tu besoingnes a nous.

Le Fevre.

A quoy faire?

Broyeffort.

A forger trois clous,
Desquelz nostre prevost propose
Faire ung grant fait.

[1] *Le Mystère de la Passion, Texte du ms.* 697 *de la Bibliothèque d'Arras*, p. p. J.-M. Richard, Arras 1891, S. 180ff.

[2] S. Creizenach, *a. a. O.*, S. 188, 190. Vgl. auch den oben S. 539 von uns zitierten Satz aus dem *Dictionarium* des Pierre Bercheur. Hiernach scheint es fast, als ob die Angabe, die Kreuzesnägel seien stumpf gewesen, in engerem Zusammenhang mit der Schmiedelegende steht und vielleicht daraus hervorgegangen ist.

Le Fevre.

N'est autre chose,
Et si m'en fais ung si grant cry?
Quelz clous te fault il, je te pry?
Clous a huis ou clous a fenestre?
Ou a ferrer chevaulx a destre?
Di le tost pour expedïer.

Broyeffort.

Nennin, c'est pour crucifïer
Ung mauvais loudier entre mille
Qu'on a saisy en ceste ville,
Pour clouer en crois piés et mains.

Le Fevre.

Est ce Jhesus?

Broyeffort.

Ne plus ne mains:
Mourir le fault par son oultrage.

Le Fevre.

Il n'y a pas trop grant dómmage,
Mes qu'on en aist fait bonne enqueste.

Broyeffort.

Forge, forge et plus ne caquete
Tout entre baves et risees.

Icy forge les clous.

Hierauf schafft Griffon die inzwischen fertiggestellten Kreuze auf einem Karren fort und Broyeffort nimmt seinerseits die Nägel in Empfang:

Le Fevre.

Voicy clous a bonne pointure,
Et fust pour perser marbre bis.
S'ilz ne sont forgés en gros bis,
Je n'en demande rien, beau sire.

Broyeffort.

Encor y sçay je ung point a dire
Qui me desplest et m'enargue.

Le Fevre.

Comment?

Broyeffort.

La pointe est trop ague:
Fais les moy ung peu plus camus,
Affin que ce meschant Jhesus

Aist plus de peine et de tormens
Quand se vendra a l'entrer ens
Pour luy percier membre après membre.

Le Fevre.

Ton corps jamès ne se remembre
Fors de sanglante mauvaittié.
Or tien, sont ilz bien affaitié?
Que t'en samble?

Broyeffort.

Ilz sont bien appoint.

Le Fevre.

Et d'argent?

Broyeffort.

Il ne s'en fault point,
Je n'en ay point de charge, moy;
Monseigneur parlera a toy,
Qui te fera satisffïer.

Le Fevre.

Ce sera a jamès payer,
Puisque je suis la assigné.[1]

Zu erwähnen bleibt, dafs bei der Aufführung des Mysteriums zu Mons im Jahre 1501 wohl die Herstellung der Kreuze, aber nicht die der Kreuzesnägel gezeigt wurde. Die Schmiede fehlt unter den Mansionen. Eine kurze Anweisung des Regiebuchs sagt nur: *Soit cy adverty Bruyant de aler querir, sans mot dire, les trois cloeux et les tenir en sa main pour les monstrer, quand il devera partir.*[2]

9. Arnoul Greban schrieb sein berühmtes Passionsspiel um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Wenige Jahrzehnte später macht sich der «*tres eloquent et scientifique docteur*» Maistre Jehan Michel ans Werk, und seine umfängliche Bearbeitung der Passion gelangt Ende August 1486 zu Angers «*moult triumphanment et sumptueusement*» zur ersten Aufführung. Von vornherein dürfen wir erwarten, dafs dieser Autor bei seiner ausgeprägten Vorliebe für sinnfällige und unterhaltsame Episoden aus dem bürgerlichen Milieu die Szene der Schmiedin sich nicht entgehen läfst. Wir erleben aber eine Überraschung. Einmal fehlt, jeder uns bisher bekannt gewordenen Tradition entgegen, bei Jean Michel der Schmied, der sich weigert, die Arbeit zu verrichten, und dessen Hände durch plötzliches Wunder erlahmen. Die Frau aber, die hier die Kreuzesnägel anfertigt,

---

[1] *Le Mystère de la Passion d'Arnoul Greban*, p.p. G. Paris et G. Raynaud, Paris 1878, S. 311 f.

[2] G. Cohen, *Le Livre de conduite du régisseur et Le Compte des dépenses pour le Mystère de la Passion joué à Mons en* 1501, Strasbourg 1925, S. 352; vgl. *eb.* S. 350, Anm. 7 (ungenau!) und S. LXXXV.

namens Hedroit, ist nicht wie bisher das Eheweib des Schmieds, sondern sie wird mit einer biblischen Person identifiziert, der Magd und Torhüterin (*ancilla ostiaria*) im Hause des Hohenpriesters, von der das Evangelium berichtet, sie habe die Verleugnung des Herrn durch Petrus verursacht. Diese Magd erscheint in der Darstellung Michels als eine widerliche Vettel und Megäre, der, ebenso wie ihren unsauberen Kumpanen, die unflätigsten Schimpfworte von den Lippen gehen. Den frommen Jesus verfolgt sie mit fanatischem Haſs. Deshalb liefert sie auch dem Judas und seinen Spieſsgesellen Lichter und Fackeln und nimmt selbst an dem nächtlichen Zug nach Gethsemane teil, indem sie der Schar der Häscher die Laterne voranträgt. In mehreren vorausliegenden Szenen tritt also zunächst die spätere Schmiedin Hedroit bei Michel auf, und es lohnt sich, auch ihnen unsere Aufmerksamkeit zu schenken.[1]

Eine erste, burleske Szene spielt sich des Nachts an der Tür der Hedroit ab. Grongnart und Malchus fordern Einlaſs, um Fackeln und Laternen für die Gefangennahme des falschen Propheten Jesus zu holen. Aber sie kommen schön bei der Alten an, die sie für verliebte Trunkenbolde zu halten scheint und ihnen Schläge androht. Von beiden Seiten hagelt es wütende Scheltworte. Erst als Hedroit

---

[1] Der von G. Cohen in Aussicht gestellte Neudruck der *Passion* des Jean Michel ist noch nicht erschienen. Ich zitiere nach dem kostbaren alten Druck der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden: Inkunabel 4°, 4140; Lit. Gall. A 115: *Le mistere de la Passion de nostre seigneur iesuchrist nouvellement imprimee a paris.* Am Schluſs des *prologue capital* steht fol. 6v: *Cy commence le mistere de la passion de nostre sauveur iesucrist avecques les additions et corrections faictes par treseloquent et scientifique docteur maistre jehan michel. Lequel mistere fut joué a angiers moult triumphantement et dernierement a paris L'an mil quattre cens quattre vingtz et dixhuit.* Auf der letzten Seite, fol. 206r, ist angegeben: *A l'onneur et a la louange de nostre seigneur iesuchrist et de la court de paradis a estee imprimee a paris ceste presente passion pour Nicolas despres imprimeur demourant devant le petit huys sainct estienne des gres a l'enseigne du mirouer.* Dieser Druck wird von L. Petit de Julleville, *Les Mystères*, Paris 1880, II, S. 437 angeführt. — Zum Vergleich habe ich auch den erreichbaren späteren Druck vom Jahre 1539 herangezogen (Sächs. Landesbibliothek zu Dresden, Lit. Gall. A 116): *S'ensuit le mistere de la Passion de nostre seigneur Jesuchrist* || *Nouvellement reveu et corrigé oultre les precedentes impressions.* || *Avec les additions faictes par treseloquent et scientificque docteur Maistre Jehan michel.* || *Lequel mistere fut joué a Angiers moult triumphamment et dernierement a Paris.* 1539. Auf der letzten Seite steht am Schluſs: *A* |*l'honneur de dieu et de la glorieuse vierge Marie Et a l'idification de tous bons crestiens et chrestiennes a esté ce mistere de la passion de nostre seigneur Jesuchrist par personnaiges Nouvellement Imprimé a Paris ꝑ Alain lotrian Imprimeur et libraire demourant en la rue neufve nostre dame a l'enseigne de l'escu de France. L'an Mil .V. C. XXXIX.* Auch dieser Druck wird von Petit de Julleville, *a. a. O.*, II, 438 verzeichnet. — Zu den obigen Szenen vgl. noch die Inhaltsangaben der Frères Parfaict, *Histoire du Théâtre François*, Paris 1745 ff., I, 345 f., 353, 355 ff., 403, sowie K. Kruse, *Jehan Michel: Das „Mystere de la Passion Jesu Christ jouee a Paris et Angiers" und sein Verhältnis zu der Passion von Arnould Greban und zu den beiden Valenciennner Passionen*, Diss. Greifswald 1907, S. 38, 40, 46. S. auch die Bemerkungen É. Roys, *a. a. O.*, S. 297.

begriffen hat, worum es sich handelt, zeigt sie sich willfährig und möchte nun sogar selbst als Führerin bei der Unternehmung mittun:

Icy s'en vont Grongnart et Malchus parler a la vielle Hedroit.

Malchus.

Hedroit, hau!

Hedroit.

Qui est la?

Malchus.

Deux motz.

Hedroit.

Que, dyable, vous fault il si tard?
Qui esse?

Grongnart.

Malchus et Grongnart,
Deux des plus grans de voz amys.

Hedroit.

Pendu soit qui vous a la mys,
Et qui vous ayme mieulx que moy!
Quelz amys pour faire ung desroy:
Logés telz hostes pres de vous!

Grongnart.

Mon beau petit musequin doulx,
Ouvrés nous l'uys, ma doulce amye!

Hedroit.

Bren pour la belle compaignie!
Je n'ay cure de telz marchans.

Grongnart.

Il nous fault aller sur les champs.
Hedroit, faictes nous ce plaisir.

Hedroit.

Vous estes bien a deloisir
D'aller a ceste heure moucher.
Il est temps de se aller coucher,
Et vous voulés aller par voye.

Malchus.

C'est monseigneur qui nous envoye
Quelque part pour faire ung messaige.

Hedroit.

Il ne l'avra pas d'avantaige.
Qui trouvera pire que vous?

Grongnart.

Hedroit, je vous prye, prestés nous
Quelque lanterne ou quelque torche.

Hedroit.

Vous chirés bien, se je vous torche!
Car torche n'avrés ne torchon
Ne chandelle ne moucheron
Ne lanterne que je vous baille.
Vous estes trop rouge en la taille
Pour vous prendre en bonne pleuvine.

Malchus.

Ceste dyablesse Preserpine
N'est aise si non quant elle tence.

Grongnart.

Malchus, je cuide qû'elle pense
Que la voulons pryer d'amours.

Malchus.

Elle a le poil aussi rebours
Que la coque d'une tortue.
Faulce vielle, yvrongne, barbue,
Vielle gaupe,[1], sempiterneuse,
Laide, mauvaise, orde et hydeuse,
Nous daignés vous faire plaisir?

Hedroit.

La malle mort vous puist saisir
Et envelopper les boyaulx!
Garçons infames et bourreaux,
Me venés vous cy dire injure?
Par le dieu du ciel quant je jure,
Je vous donray sur la teste.

Grongnart.

Ne faisons [plus] ycy la beste!
Hedroit, ma doulce seur, ma mye,
Entendés a nous, je vous prye,
Et nous secourés au besoing!
Il nous fault des torches au poing
Pour aller jusques a la pouterne.
Pour ce, cy vous avés lanterne,
Tison, fallot, torche ou luminaire,[2]
Je vous prye, ma doulce chamberiere,
Que la nous prestés.

---

[1] Druck von 1539: *sans dentz.*
[2] Druck von 1539: *lumiere.*

Malchus.

A briefz motz,
Nous allons donner sur le dos
A ung papelart plain de plaict.[1]

Hedroit.

Esse Jesus de Nazareth,
Qui a tant presché messeigneurs,
Et qui ne tient compte d'onneurs
Pour entretenir ses recors?

Grongnart.

Hedroit, nous l'alons prendre au corps
Ceste nuyt, mais il fait trop brun
Pour conduire tout le commun
Qui n'avroit lumiere ou clarté.

Malchus.

Il nous est de necessité
D'avoir lanternes ou fallos.

Hedroit.

Ho, je vous entens a deux motz,
Messeigneurs, n'en parlés plus.
Puys que c'est pour prendre Jesus,
Moymesme iray la premiere
Et vous fourniray de lumiere,
De torches, fallos et lanternes
Assés pour toutes les cavernes
D'icy jusques en Galilee.
Moymesme conduiray l'armee,
Moymesme feray l'avangarde.
Attendés moy.

Icy va Hedroit querir torches, fallos et lanternes.

Malchus.

Grongnart, regarde
Que c'est de couraige de femme.

Grongnart.

C'elle monte a sa haulte game,
Le dyable n'en chevira pas.

Icy aporte Hedroit la lumiere.

Petite pause.

Hedroit.

Tenés, vecy bien vostre cas,
Chargés moy torches et lumiere.

---

[1] Druck von 1539: *A ung grant papelart de plait.*

Mais je vueil aller la premiere
A tout ma lanterne rou[i]llee,
Et si vueil estre despouillee
Toute nue si je ne frappe
Plus fierement q'ung veil satrappe.
Puis que une fois j'ay vin en corne,
Ma vielle lanterne sans corne
Servira bien a ce besoing.

Pause.

Icy s'en vont devers les seigneurs et apportent grant nombre de torches, fallotz et lanternes.

. . . .
. . . .

Der Zug setzt sich in Bewegung; Hedroit mit der Laterne an der Spitze: *Icy cheminent tous par ordre comme secretement, et la vieille a tout la lanterne va devant assés loing. Judas va après qui a ung baston en son poing et tous les aultres par ordre et Jesus est seul en orayson* . . .

Jesus ist gefangen und wird gebunden zum Hause des Hohenpriesters Hannas fortgeführt. Wieder schreitet Hedroit voran:

Nathan.

Or sus, sus, menés au gibet
Le meschant, sans plus en parler.

Nachor.

Cheminons, il est temps de aller.
Est il bien lyé, bien estraint?

Dragon.

Nous luy avons tout le corps sainct
D'une grosse corde nöee.

Hedroit.

Je vois devant pour la brouee;
Suivés moy aussi loing que ung aulne.

Roullart.

Chez qui le mairon nous? Chez Anne?
Ou chez son beau gendre Cäyphe?

Eliachin.

Il vault mieux chez le viel pontife,
Ce me semble . . .

Icy mainent Jesus tout lïé, et Hedroit va la premiere, et la moitié des juifz devant Jesus, l'autre moitié après.

. . . . , ...
. . . .

Hedroit eilt voraus; rasch will sie ins Haus des Hannas zurückkehren, um ihr Amt als Torhüterin zu versehen. Da die Nacht kalt ist, wird sie im Hofe ein Feuer anzünden:

Hedroit.

Messeigneurs, je tarde beaucop
A retourner a la maison.
Je m'en vois devant, c'est ra[i]son,
Affin de garder a la porte.
Car de toute ceste cohorte
Ja personne n'y entrera
Si non ceulx qu'on commandera
Y entrer.

Nathan.

C'est bien dit, Hedroit.

Hedroit.

Et pour ce qu'il fait tresgrant froit,
Je vous feray faire beau feu,
Car oncques en lieu je ne feu
Ou l'on ne fist tresbonne chere.

Eliachin.

Or allés, ma doulce amye chere,
Actendés nous a l'uys devant.

Icy mainent Jesus comme devant est dit, et ce pendant va Hedroit devant garder l'uis de chez Anne et alumer du feu.

. . . .
. . . .

Im Hofe des Hohenpriesters spielen sich weiterhin die Szenen ab, die zur ersten und zweiten Verleugnung des Petrus führen. Befehlsgemäſs öffnet Hedroit das Tor und den Zugang zum wärmenden Feuer nur den ihr bekannten vertrauenswürdigen Juden. Der Jünger Johannes darf eintreten, auf seine Fürsprache hin schlieſslich auch Petrus. Bald wird der Hahn zum ersten Male krähen:

Icy suivent Saint Pierre et sainct Jehan de loing Jesus que l'on maine et (*et*) *tous les juifz arrivent en l'oste[l] de Anne.*

Joathan.

[N]ous avons fait tant de chemin
Que sommes a l'ostel venus.

Bannanias.

Chacun de vous grans et menus
Face si bon guet a la porte.

Dragon.

Hau, Hedroit!

Hedroit.

Esse la cohorte
De voz gens?

Bruyant.

Ouy.

Hedroit.

Parlés bas,
Car vous sçavés bien que le cas
Est secret.

Joathan.

Sus, sus, qu'on s'avance!

Hedroit.

Or entrés tous par ordonnance,
Vous et vostre masgnie trestoute.
Mais gardés que ame ne s'i boute
Si n'est de ceans ou de près.
Il m'est deffendu par exprès
De la bouche de monseigneur.

Grongnart.

Hedroit, nous sommes gens d'onneur
Pour estre mis en ung destroit.

Salmanazar.

Il fait terriblement grant froit
Ceste nuyt.

Nembroth.

Allons nous chauffer!
J'ay tout le corps plus froit que fer
De ce grant froit que j'ay humé.

Hedroit.

Velà le feu tout alumé,
Tirés vous près de ce brasier.

Phares.

Il faict bon icy aisier
Après qu'on c'est bien eventé.

Icy attendent tous les juifz avecques Jesus et Maucourant va parler a Anne.

. . . .

. . . .

Icy s'en vont les tyrans de Pylate et Sainct Jehan arrive a l'huys.

Sainct Jehan.

Hedroit, doulce chamberiere,
Je vous prye que m'ouvrés la porte.

Hedroit.

Qui estes vous?

Sainct Jehan.

Homme de sorte.
C'est Jehan poissonnier de ceans.

Hedroit (ouvre l'huys).

Esse vous, Jehan, entrés dedens,
Car vous estes assez congneu.

Icy entre sainct Jehan et Sainct Pierre demeure a l'huys.

Sainct Jehan.

Oncques mes si grand froit je n'eu,
Je me sens aussi froit que glace.

Sainct Pierre.

Vous plairoit il point que j'entrasse,
Dame, par vostre courtoisie?

Hedroit.

Que vous fault il?

Sainct Pierre.

De vostre grace,
Vous plairoit il point que j'entrasse?
Il fait si froit, je me chauffasse?

Hedroit.

Attendés la, si vous ennuye.

Sainct Pierre.

Vous plairoit il point que j'entrasse,
Dame, par vostre courtoisie?

Hedroit.

Rien, rien! Vous n'y entrerés mye,
Si de vous congnoissance n'ay.
Des quelz estes vous?

Sainct Pierre.

Je ne sçay.
En moy n'y a pas grant aquest.

Sainct Jehan.

Helas, chamberiere, s'il vous plaist,
Laissés le entrer a ma requeste;
C'est ung vaillant homme et honneste,
Aussi bon que vous veistes huy.

Hedroit.

Le congnoissés vous, Jehan?

Sainct Jehan.

Ouy.
Je vous respons de sa personne.

Hedroit.

Pour l'amour de vous je luy donne
Congé d'entrer.

Icy entre Sainct Pierre dedens.

Sainct Pierre.

Certes, Hedroit,
Oncques mes je n'eu si grant froit.
Je sens mon cueur si refroydy
Qu'a peine sçay je que je dy.
Je viens ceans a l'avanture.

Icy s'aproche Sainct Pierre du feu et y sont les aultres juifz auprès.

Phares.

Ce povre homme a si grant froidure
Qu'il se met presque jusqu'au feu.

Hedroit.

Il m'est advis que je l'ay veu
Aller souvent par la cité.
Homme, vien ça, dy verité:
Es tu pas d'avecques celluy
Jesus de Nazareth?

Sainct Jehan.

Qui? luy?

Hedroit.

Voire luy: Je cuide qu'il est
Des gens Jesus de Nazareth;
Des foys luy ay veu plus de dix.

Icy est la premiere negacion Sainct Pierre, et chante le coq assés bas.

Sainct Pierre.

Femme, je ne sçay que tu dis;
Je ne le congneuz en ma vie
Ne ne feuz de sa compaignie,
Je ne sçay qui est ce Jesus.

Der Hohepriester kommt und Jesus wird gebunden vorgeführt. Petrus zittert vor Furcht, erkannt zu werden:

Sainct Pierre.

[J]e tremble de peur
Et ay au cueur telle fraieur
D'estre congneu tel que je suis,
Qu'il me vault mieux adviser l'uys
Et m'en sortir dehors.

Hedroit.

Il semble
Que cest homme a tel peur qu'il tremble.
Jamais ne vis homme si simple,
Et croy de vray qu'il est disciple
De Jesus.

Phares.

Il pourroit bien estre.
Mais affin de mieulx le congnoistre,
Il le fault regarder au vis.

Hedroit (le regarde de près).

A, vrayement, il m'est bien advis
Qu'il estoit souvent avec luy.

Nembroth.

Tu es disciple de celuy
Jesus de Nazareth?

Sainct Pierre.

Qui? moy?

Hedroit et Nembroth ensemble.

Voire, vrayement ainsi le croy.

Icy est la seconde negacion de sainct Pierre qui est a l'uys.

Sainct Pierre.

Ce me seroit trop grant injure.
Par ma conscience je te jure
Et par le dieu de paradis,
Je ne suis pas tel que tu dis,
Ne je n'en sçay chose quelconques;
Jesus ne congnois ne vis oncques,
Puis qu'il en fault jurer si hault.

An der dritten Verleugnung hat Hedroit keinen Anteil. Sie findet nicht mehr im Hause des Hannas, sondern im Hofe des Kaiphas statt, wohin die Schergen Jesum inzwischen gebracht haben. Johannes und Petrus waren ihnen gefolgt. —

Endlich die Szene in der Schmiede. Hedroit bietet sich eine neue Gelegenheit, ihren Haſs gegen Christus zu bezeugen. Von ungefähr tritt sie hinzu, als sie den Boten Brayart vergeblich nach

dem abwesenden Meister rufen hört, und gleich ist sie bereit, selbst den Hammer zu schwingen:

Icy vient Brayart a la forge du mareschal et huche de loing, et n'y a personne a la forge.

Brayart.

Ou es tu? dy, hau, macheclou!
Soufletyson, hau, mareschal!
Je regarde a mont et aval,
Mais je n'y vois rien cy endroit.

Hedroit.

Qu'esse que vous querés?

Brayart.

Hedroit,
Es(t) tu la? c'est toy que je quiers.

Hedroit.

Et qu'i a il?

Brayart.

Je te requiers
Si tu as point le fevre veu.
Dy moy tost qu'il est devenu,
Car on a grant besoing de luy.

Hedroit.

Si ne le verrés vous meshuy,
Quelque besongne[1] que vous ayez.
Mais si de rien vous esmaiés,
Dictes moy ce qu'avés affaire.

Brayart.

C'est pour ung cas bien necessaire,
Qu'i[l] me fault faire sans songer.

Hedroit.

Et pour quel cas?

Brayart.

Il fault forger
De gros cloux pesant et moussus[2]
Pour aller atacher Jesus
Au gibet.

Hedroit.

Quoy? n'esse aultre chose?
Par l'ame qui en moy repose,

[1] Druck von 1539: *besoing.*
[2] Druck von 1539: *pesans et bossus.*

Moymesmes les vous forgeray,
Moymesmes les (vous) assorteray,
Pour cela ne demourra pas.
J'apointeray si bien le cas
Qu'on n'y trouvera que redire.

Brayart.

Despeche [toi], j'enrage d'ire
Que ce n'est faict.

Hedroit.

N'en parlés plus.
Puys que c'est pour pendre Jesus,
Je vois mettre les fers au feu,
Car oncques contente ne feu
De quelque chose qu'il ait fait[e].

Brayart.

Forge, forge, plus ne caquete,
Et fais qu'il soient gros et pesans,
Moussus, mal uniz, mal persans,
A grosse teste rabatue.

Hedroit.

Si la pointe est si mal ague,
Comment perceront il la peau?

Brayart.

A coups de force de marteau
Nous le[s] ficherons jusques au bout
Et luy froisserons nerfs et tout
Pour luy faire plus de douleur.

Icy forge la vieille les cloux . . . . .

. . . .

Icy monstre la vieille troys gros gloux.

Hedroit.

Or tenés, sont ces cloux bien fais?
Regardez, sont ilz asserrés?
Manïés les et vous dirés
Que se sont cloux fors et pesans
Pour durer jusques a mille ans
Sans jamais pourrir de rouilleure.

Brayart.

Quelle estoffe, quelle encloueure
Pour enclouer ung englüé,
Mais que Jesus en soit cloué!
Il sçavra bien du clou jouer

S'il s'en scet jamais desclouer,[1]
Mais que une fois soit rivé.

Hedroit.

Avant qu'il soit plus estrivé,
Paiés moy, tirés a la bource.

Brayart.

Orde vielle, laide, rebource,
Plus despite que vif argent,
Viens tu demander de l'argent
Aux serviteurs de monseigneur?
On te fait ung trop grant honneur
De t'enploier a tel ouvraige.

Hedroit.

Que la male senglante raige
Soit en vostre cueur bien assis!
Dictes m'en doncques grant mercys
A tout le moins, ne poués vous?

Brayart.

Le dyable te mercye pour tous;
Tu y as ung chief d'euvre faict.

Die Legende von der Schmiedin war Jean Michel von der früheren Tradition her bekannt. Er hat sich hier aber auch eng an die Vorlage des Arnoul Greban gehalten, der den Schmied allein auftreten läfst. Es begegnen wörtlich übereinstimmende Verse,[2] auch fehlt weder das Motiv der stumpf geschlagenen Nägel noch die Forderung und schnöde Verweigerung des Schmiedelohns. Noch häufiger finden sich wörtliche Anklänge an Greban in der Verleugnungsszene im Hofe des Hannas.[3] Nur nennt Greban seine Torhüterin Marcelle und stellt ihr noch eine zweite *chamberière* zur Seite, Cassandre, deren Neugier die erste Verleugnung des Petrus zur Folge hat; zum zweiten Male befragt ihn Marcelle.[4] Aber die Alte mit der Laterne als Anführerin der Häscherschar von Gethsemane fehlt nicht nur bei Greban, sondern überhaupt in allen auf uns gekommenen früheren Mysterienspielen Frankreichs,

---

[1] Vgl. Pass. Palat. 852 (oben S. 543): *Et sachiez bien que Jhesucrist Sera moul fort, si se deserre.*

[2] Z. B. Pass. Greban 23804 (s. oben S. 557): *Forge, forge et plus ne caquete*; bei Michel (oben S. 570): *Forge, forge, plus ne caquete.*

[3] S. Kruse, *a. a. O.*, S. 40, Anm. 1. Es liegt hier wohl ein Druckfehler vor, wenn gesagt wird, dafs bei Michel alle drei Verleugnungen im Hause der Hedroit stattfinden. Vielmehr geht bei Michel die dritte Verleugnung im Hause des Kaiphas vor sich, während Greban den Schauplatz der drei Verleugnungen (Hof des Hannas) unverändert läfst.

[4] Greban folgt hier dem Berichte des Matthaeus, der von zwei Mägden spricht: *accessit ad eum una ancilla* (26, 69); *vidit eum alia ancilla* (26, 71). Die übrigen Evangelisten nennen nur eine *ancilla* (*ancilla ostiaria*, Ev. Joh. 18, 17).

und sie fehlt auch in der erzählenden *Passion des Jongleurs.* Hat Jean Michel diese Rolle der *ancilla* frei erfunden? Und kam er als erster auf den Gedanken, die Magd mit der Schmiedin zu identifizieren? Dafs dem nicht so ist, hat Émile Mâle gezeigt.[1] Der Historiker der Kunst kommt hier dem Literarhistoriker zu Hilfe und weist ihm bildliche Darstellungen nach, deren Vorhandensein auf verlorengegangenes volkstümlich legendarisches oder auch literarisches Gut schliefsen läfst. Spätestens um 1470 hat der ausgezeichnete Miniaturmaler Ludwigs XI., Jean Foucquet aus Tours, dessen Kunst nachher Jean Lemaire de Belges mit der eines Leonardo da Vinci, Gentile Bellini oder Perugino verglich,[2] für den Staatsmann Estienne Chevalier (gest. 1474) sein berühmtes Stundenbuch von Chantilly gemalt, in welchem zwei Bilder die Szenen der Gefangennahme und der Herstellung der Kreuzesnägel wiedergeben.[3] Auf beiden erscheint Hedroit. Auf dem einen hält sie die Laterne hoch und beleuchtet im Augenblick des Judaskusses das Antlitz Jesu. Auf dem andern steht sie, mit einer grofsen Schürze bekleidet, am Ambofs. Die Zange in der linken Hand fafst den letzten der drei Nägel, den der weit ausholende Hammer in der Rechten zu schmieden im Begriffe ist. Vor dem Ambofs hebt der knieende Kriegsknecht die beiden schon fertigen Nägel vom Boden auf. Beachten wir, dafs auf dem Bilde der Schmied fehlt. Es ergibt sich also eine volle Übereinstimmung zwischen den Auffassungen Michels und des älteren Foucquet, und diese erklärt sich wohl nur aus der Existenz einer vorausliegenden Überlieferung, vielleicht eines beiden bekannten und von ihnen verwerteten, seitdem aber verschollenen Passionsspiels des 15. Jahrhunderts, in welchem der *ancilla ostiaria* des Hannas bereits die führenden Rollen der Laternenträgerin und der Schmiedin zugewiesen waren.

Die künstlerische Tradition der Laternenträgerin allein reicht sogar bis in das letzte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts zurück. E. Mâle nennt eine Miniatur zum *Pèlerinage de Jésus-Christ* vom Jahre 1393, woselbst «*une vieille femme éclaire de sa lanterne la scène du Jardin des Oliviers*».[4] Dem Anfang des 15. Jahrhunderts ist eine ebenfalls von Mâle erwähnte Holzskulptur aus Livry (Calvados) zuzusprechen, ein Altarblatt mit der Szene der Gefangennahme. Hinter

---

[1] Émile Mâle, *L'art religieux de la fin du moyen âge en France, Troisième édition*, Paris 1925, S. 60ff.

[2] Comte Paul Durrieu, *Livre d'Heures peint par Jean Foucquet pour Maître Étienne Chevalier. Le quarante-cinquième feuillet de ce manuscrit retrouvé en Angleterre*, Paris 1923, S. 3f.

[3] Abgebildet bei Mâle, *a. a. O.*, S. 63, fig. 33, und S. 61, fig. 32.

[4] Mâle, *a. a. O.*, S. 62. Es ist die Pariser Handschrift Bibl. Nat. ms. fr. 823, f° 226. Auch Stürzingers Ausgabe des *Pelerinage* (*Le Pelerinage Jhesucrist de Guillaume de Deguileville*, ed. by J. J. Stürzinger. Printed for the Roxburghe Club, London 1897) bringt S. 266/267 eine Miniaturdarstellung des Judaskusses, doch fehlt hier die Alte mit der Laterne. Im Text des *Pelerinage* (v. 8117ff., 8203ff.) ist von ihr nicht die Rede.

Malchus steht «*une vieille femme, cette Hédroit, dont les Mystères avaient rendu la légende populaire, et qui guide la marche du cortège au moyen d'une lanterne qu'elle élève de ses deux mains*».[1] Endlich enthält nach Mâle das Musée de Cluny eine Emailmalerei des Jean III Pénicaud aus Limoges (späteres 15. Jahrh.) mit dem entsprechenden Bilde der Gartenszene.[2] Ob nun verlorengegangene Passionsspiele des 14. oder sogar 13. Jahrhunderts, auf welche die frühen bildlichen Darstellungen vielleicht hinweisen, auch die Schmiedelegende enthielten und ob sie bereits die Identifizierung der Laternenträgerin mit der Schmiedin vorgenommen hatten, mufs dahingestellt bleiben.

10. Die Legende von der Schmiedin ist auch im Frankreich des 16. Jahrhunderts noch lebendig, und ihre Spuren lassen sich fast bis zum letzten Ausklang der Passionsspiele verfolgen. Die Kompilation des i. J. 1547 zu Valenciennes gespielten Mysteriums in der bekannten Pariser Handschrift f. fr. 12536 bringt gegenüber Jean Michel einige Änderungen. Die Identifizierung der Schmiedin mit der Magd des Hannas ist aufgegeben. Diese tritt in der Szene der Verleugnung zwar wieder als Hedroit auf, doch scheint sie nach der knappen Inhaltsangabe H. Gieses,[3] die mir allein für das ungedruckte Spiel zur Verfügung steht, an dem Zuge nach Gethsemane nicht beteiligt zu sein. Als Schmiedin figuriert in Abwesenheit des Meisters sein Weib Ysaude. Malcus und Orillart, die zum Schmied geschickt werden, „treffen nur dessen Frau Ysande (*l.* Ysaude), die die Nägel selbst macht, aber keine Bezahlung erhält. Sie bittet, ihr wenigstens zu danken; Malcus antwortet: *Diable te merchira*".[4] Diese Verweigerung von Lohn und Dank stimmt beinahe wörtlich mit den entsprechenden Schlufsversen Jean Michels überein.

Dagegen lehnt sich der Verfasser der zweiten Passion von Valenciennes, in der Handschrift Nr. 421 der Städtischen Bibliothek daselbst aus den Jahren 1549/50, auch insofern eng an das Werk Michels an, als er die Identifizierung der Schmiedin mit der *ancilla* des Hannas beibehält. Nur heifst sie nicht mehr Hedroit, sondern Ysaulde. Als Fackel- oder Laternenträgerin scheint sie nicht aufzutreten.[5]

---

[1] A. Rostand, *Le Retable de Livry (Calvados)*, in *Revue de l'art chrétien* LVII (1914), S. 81, Abb. S. 83; zit. von Mâle, *a. a. O.*, S. 62, Anm. 2. — Rostand fügt S. 81, Anm. 3, den von Mâle gegebenen Beispielen noch ein weiteres hinzu: ein aus dem Süden Frankreichs stammendes Diptychon aus Elfenbein (*Collection Wallace. Objets d'art*, t. I, Paris 1903, p. 5; n° 431 *de la collection*).

[2] Mâle, *a. a. O.*, S. 62 (Musée de Cluny, No. 4589: *Le Baiser de Judas*).

[3] H. Giese, *La Passion de Jésus-Christ jouée à Valenciennes l'an 1547. Manuskript der Bibl. nat. zu Paris f. fr. 12536, nach Quellen, Inhalt und Metrum untersucht*, Diss. Greifswald 1905, S. 54.

[4] Giese, *a. a. O.*, S. 58.

[5] S. die wiederum knappen Angaben von K. Mokrofs, *Weitere Studien über das Mystère „La Passion de Jesu-Christ en rime franchoise", Handschrift No. 421 der Städtischen Bibliothek zu Valenciennes, Teil II (Journée 11—15)*, Diss. Greifswald 1908, S. 18. — *Ebd.* S. 19: Jesus in Ysauldes Hause vor Annas; Pierre und Jehan folgen dem Herrn ins Haus der Ysaulde; S. 22: Ysaulde schmiedet die Nägel; die Nägel sind geschmiedet, Ysaulde bekommt keine Bezahlung dafür.

Noch drei urkundliche Zeugnisse aus dem nicht fernen Béthune liegen für diese späte Zeit vor. Unter den stummen Spielfiguren, die bei feierlichen Prozessionen längs der Strafsen und auf den Plätzen der Stadt Szenen aus der Passion darstellten, begegnet

1546 « *Ysaude forgeant les cloux Dieu* »[1];
1549 « *Ysaulde forgant les cloux Dieu, a deux personnes* »[2];
1562 « *Ysaude* »[3].

Bei dieser letzten Vorführung von 1562 handelte es sich nicht mehr um „lebende" Bilder; es wurden für die Darstellung Puppen verwandt.

11. Über Frankreichs Grenzen hinaus ist unsere Legende nur nach England gedrungen. Das deutsche Mysterienspiel kennt sie nicht. Dank den neueren Veröffentlichungen Frances A. Fosters wissen wir, welch freundliche Aufnahme die französische *Passion des Jongleurs* zeitig in England fand, und kennen ihre im Norden der Insel entstandene freie Übertragung aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, die in zahlreichen Handschriften überlieferte *Northern Passion.* In dieser fehlt weder die Schmiedin noch der Schmied, und ein Vergleich des englischen Textes mit dem französischen Original lehrt, dafs sich der Übersetzer oder auch Bearbeiter der Szene, von einigen Erweiterungen und Zusätzen (z. B. Hilfeleistung der Juden beim Schmieden der Nägel) abgesehen, doch treu an seine Vorlage gehalten hat. Der englische Text lautet[4]:

De fabrica clauorum.

Þe cros es made, als it sall be,
Bot þan þam nedes nayles thre;
Þe iews war ful redy boune
And ran for na[i]les in to þe toune;
Vnto a smith þai come ful sone
And bad, "belamy, biliue haue done
Make thre nayles stif and gude
At naile þe prophet on þe rode".
When þe smith herd þaire entent,
How þat ihesu suld be schent,
In hert he had ful mekyll wa

---

[1] S. L. Petit de Julleville, *Les Mystères*, Paris 1880, II, 212 und 392, Anm. 1.

[2] *Le Drame au XVI e siècle*, p. M. de La Fons-Mélicocq in *Annales archéologiques* VIII (1848), S. 270, zit. von É. Mâle, *a. a. O.*, S. 62; Petit de Julleville, *a. a. O.*, II, 213. Zwei Personen: also fehlt hier wiederum der Schmied.

[3] *Annales archéologiques* VIII, 273; vgl. Petit de Julleville, *a. a. O.*, II, 214.

[4] *The Northern Passion. Four Parallel Texts and the French Original, with Specimens of additional Manuscripts*, ed. by Frances A. Foster, London 1913 (*Early English Text Society* 145), I, 169 ff. Ich gebe den Text nach Harleian Ms. 4196, im Norden Englands spätestens im Anfang des 15. Jahrh. geschrieben; vgl. Foster, *a. a. O.*, II (1916), S. 18. Nach dieser Handschrift hatte die Schmiedeszene schon R. Morris, *Legends of the Holy Rood*, London 1871 (*Early English Text Society* 46) S. 84 ff. abgedruckt.

Obout þe nayles forto gā,
ffor of ihesu he vnderstode
Þat [he] was prophet trew & gude;
Þarfore wele in his hert he thoght
Þat for him suld no nayles be wroght;
He answerd þam with wordes fre
And said: "ze gett none nailes for me,
God has sent on me his merke
So þat I may wirk no werk".
In his bosum he hid his hand
And said he hurt it on a brand,
"Þar on", he said, "I haue slike pine
Þat I hope my hand to tyne".
Þan answerd þe iews kene
And said vnto him all in tene:
"All for noght þou feynes þe,
All þi sarenes will we se,
And bot we find þi tales trew
ffful sare it sall þi seluen rew".
Þus thai thret him in þaire saw,
And gert him þare his hand out draw,
Þan was þare schewed in þat place
Grete gudenes thurgh goddes grace;
His hand semed als it war sare
And hurting had it neuer þe mare;
Þe iews saw þat it was so,
And namore said þai him vnto.
ffurth come þan þe smithes whife,
A fell woman and full of strife,
By þe iews þare þai stode,
Scho spac hir husband litill gude;
"Sir", scho said, and loud gan cry,
"Sen when had þou slike malady?
zistereuen, when þe day was gane,
Euill on þi handes had þou nane,
And sen sekenes es sent to þe
Þir men sall noght vnserued be,
Þai sall haue nayles or þai ga,
Als sone my self sall þam ma".
Scho blew þe belise ferly fast,
And made þe yren hate at þe last.
Þe iews helppid hir forto smite,
So þat thre nayles war made ful tite;
Hir husband saw and stode ful still,
He durst noght say þat scho did ill;
Þai war full grete and rudely wroght,
Bot þarfore þai forsuke þam noght,
Bot sone, when þai þir nailes had,

ffurth þai went with hert ful glad,
And hastily þai toke þe gate
Vntill þai come to sir pilate.

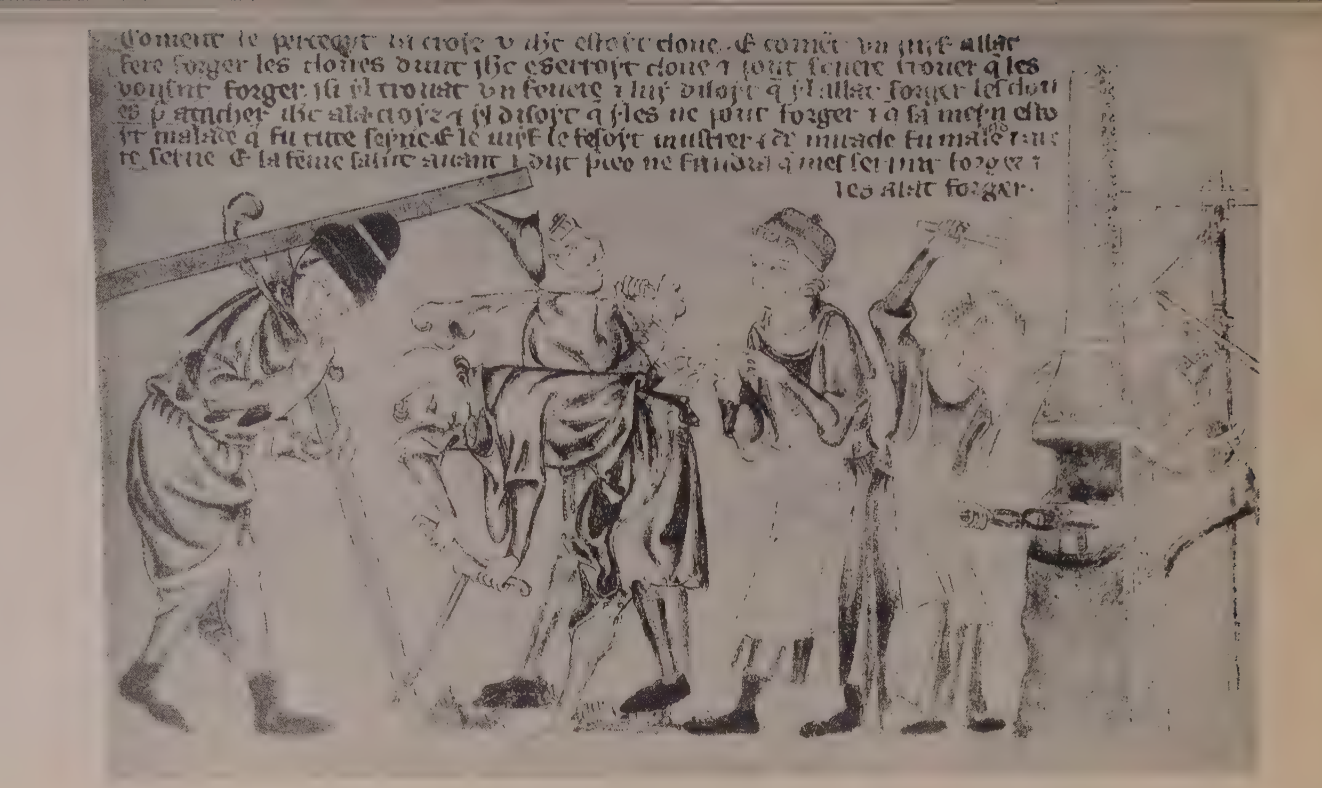
Die groſse Beliebtheit, deren sich die *Passion des Jongleurs* in England erfreute, hat es mit sich gebracht, daſs ihre legendenhaften Bestandteile zeitig auch von englischen Miniaturmalern verwertet wurden. Zwei Beispiele für die bildliche Darstellung der Schmiedeszene in englischen Handschriften aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts hat É. Mâle letzthin beigebracht,[1] doch verfährt er ungenau, wenn er sie ohne nähere Charakteristik mit den Bildern aus dem *Livre d'heures* des Jean Foucquet und der Miniatur aus dem *Pèlerinage de Jésus-Christ* unmittelbar zusammenstellt. Denn es besteht zwischen ihnen ein wesentlicher Unterschied. Die englischen Illustratoren, sowohl der Künstler des berühmten Psalters der Königin Mary wie der Maler des Holkham-Manuskripts aus der Bibliothek des Lord Leicester, halten sich an die ihnen allein bekannte Legendenfassung der *Passion des Jongleurs*: sie haben beide für ihre Darstellung den Augenblick gewählt, da der Schmied die kranke, geschwollene Hand den Juden vorzeigt, während sein Weib bereits am Amboſs steht und den Hammer schwingt. Foucquet aber, wie auch der Miniaturist des *Pèlerinage*, kommt von einer anderen Tradition her, die, wie wir sahen, literarisch erst mit Jean Michel für uns in Erscheinung tritt. Er führt die *ancilla* Hedroit im Bilde vor, als Laternenträgerin wie auch als Schmiedin, die den Platz des abwesenden Schmiedes eingenommen hat. — Von den zwei englischen Miniaturen ist diejenige der Bilderbibel in der Holkham-Handschrift die bei weitem gröſsere und merkwürdigere; sie zeigt neben dem Schmied auch Simon von Kyrene, der das Kreuz hält, während der Zimmermann mit dem Langbohrer in das untere Ende des Kreuzes das Loch einfügt. Höchst charakteristisch ist u. a. die Zeichnung der höckerigen Verbrechernasen des jüdischen Schergen, der Schmiedin und des Zimmermanns, während den frommen und mitleidigen Anhängern Christi, dem Schmied und Simon von Kyrene, gerade Nasen gegeben werden. Da die kostbare Ausgabe Dorez' nicht überall zugänglich sein dürfte, wird die hier beigegebene Reproduktion des Bildes willkommen sein.[2]

In den späteren englischen Mysterienspielen fehlt die Legende von der Schmiedin, wohl aber taucht sie noch einmal in der cornischen Passion des 15. Jahrhunderts auf. Auch hier liegt eine Fassung der französischen *Passion des Jongleurs* zugrunde, doch

---

[1] *a. a. O.*, S. 62.

[2] *Les manuscrits à peintures de la Bibliothèque de Lord Leicester à Holkham Hall, Norfolk; Choix de Miniatures et de Reliures* p. p. Léon Dorez, Paris 1908, Pl. XXVII; Beschreibung eb. S. 39. Unsere Photographie ist nach dem Exemplar der Preuſs. Staatsbibliothek zu Berlin hergestellt. — Ebendort wurde eingesehen George Warner, *Queen Mary's psalter*, London 1912. Die betr. Miniatur findet sich hier auf Pl. 256 (f. 252 v) zu Ps. CXVIII, 129; Beschreibung S. 28.



Holkham MS. f° 31r°

(Les Manuscrits à peintures de la Bibliothèque de Lord Leicester . . .
p. p. Léon Dorez, Paris 1908, Pl. XXVII)

ist die eigentliche Schmiedeszene zwischen der *Uxor* und dem prahlerischen *primus tortor* selbständig erweitert. W. Creizenachs[1] Charakteristik des cornischen Spiels, das sich durch raschen Gang der Handlung und Zusammendrängung des Stoffes auszeichne, trifft für unsere Szenenfolge insofern zu, als sich an die Herstellung der Nägel sofort das Bohren der Löcher ins Kreuz und die Kreuzigung selbst anschliefst. Ich gebe den Text mit der englischen Übersetzung nach der weit (1859) zurückliegenden, gewifs nicht immer korrekten Ausgabe von Norris[2]:

et tunc quartus tortor ibit ad fabrum et dicit fabro:

IVe Tortor.

heil ferror lowene thy's	Hail, smith, joy to thee!
vs teyr spik vras genes gurys	Are there three great spikes with thee made?
lauar thy'm del y'm kerry	Tell me, as thou lovest me;
rag takkye an fals profus	For fastening the false prophet,
yn pren crous gylwys ihesus	Called Jesus, to the wood of the cross.
mar nynsus scon ke gura y	If there are none, go at once and make them.

Faber.

my ny allaf ru'm leaute	I cannot, on my truth,
gul kenter thywhy bythyth	Make any nails for you,
rak mar claf yv ow dule	For my hands are so sore,
ny alla handlé toul vyth	I cannot handle any tool.

tunc uxor eius increpando eum dicit:

Uxor fabri.

pur gow a leuer the vyn	Thou wilt tell a very lie;
pan sefsys hythew myttyn	When thou gottest up this day morning,
certan yagh ens aga ieyw	Certainly sound were their sinews;
dysweth y a than the glok	Shew them from under thy cloak;
guyv vyes the gafus crok	Thou art deserving of getting a hanging,
me a'n te re'n geyth hythew	I swear it to thee by this day.

Faber.

my a's dyswe yn lowen	I will shew them willingly:
nynsus warnethe croghen	There is no skin upon them
nag yv trogh ha dyruskys *(ostendit manum)*	Which is not broken and peeled.
thy'mmo vy mar ny gresough	If you will not believe me,
otteng y a wel ol theugh	Look at them, to be seen by you all,
kepar ha del leuerys	Just as I said.

---

[1] *a. a. O.*, S. 347; vgl. eb. S. 190 und Fr. A. Foster, *The Northern Passion* II, London 1916, S. 6.

[2] Edwin Norris, *The ancient cornish drama*, Oxford 1859, I, 432 ff.

Uxor.

a gadlyng god yeue the wo
ty re worthyas war nep tro
an fals losel
yagh ens hytheu by my fo
nep hus ef re wruk thotho
pur thyovgel

O idle fellow, God give thee woe!
Thou hast worshipped, on some occasion,
The false knave.
They were sound to-day, by my faith;
Some jugglery he has done to him
Very really.

ha the thulef claf kyn fons
hep kentrow byth ny vethons
yn surredy
dus omma scon the whethe
ha me a thalleth wharre
aga gul y

And though thy two hands be sore,
They shall never be without nails,
Assuredly.
Come here directly to blow,
And I will begin presently
To make them.

Faber.

a ihesu re by gorthys
the vos dev ha den keffrys
lemmyn me a wor yn ta
guyn vys ynno nep a grys
rak the weres yv parys
the'th seruygy yn bys-ma

O Jesus, be thou worshipped;
To be God and man likewise,
Now I know well.
Happy is he who believes on him,
For thy help is prepared
For thy servants in this world.

(*faber retrahit se ab eis*)

Is Tortor.

me a whyth auel guas da
nynsus den vyth yn pow-ma
a whytho guel
ny won gof yn ol kernow
a whytho gans mygenow
certan byth wel

I will blow like a good fellow;
There is not any man in this country
Who blows better.
I know not a smith in all Cornwall
Who can blow with the bellows,
Certainly, any better.

Uxor.

ty a whyth auel caugh guas
whyth war gam vyngeans y'th glas
ny dryk gryghonen yn fok
powes lemmyn losel was
ha knouk an horn tys ha tas
mar ny wreth ty a fyth crok

Thou blowest like a dirty fellow.
Blow athwart, vengeance on thy maw,
There remains not a spark in the forge.
Stop now, idle fellow,
And strike the iron, tick-a-tack;
If thou dost not, thou shalt be hanged.

Is Tortor.

me a wysk so god me cach
ha henna gans mur a rach
may thy's tenno a uel cor
nynsus mab gof yn wlas-ma
a wasko certan mar tha
ha henna pup ol a wor

I will strike, so God have me,
And that with much care,
That it be drawn out for thee in the best way.
There is no smith's son in this country
Who smites, certainly, so well,
And that every body knows.

Uxor.

guask war an myn·reth fo drok pyn	Smite on the edge, ·bad pain be to thee,
a harlot pur	O very rogue.
bommyn dreys keyn · mar pethe yeyn	Blows over the back! ·if it be cold,
ny thue the gur	It will not come to measure.
sau kyn fens y morthelek	But though they be hammered,
the weth vythons the'n cronek	They shall be worse for the toad,
ha garow yn y thule	And rough in his hands!
otte del wysk whym wham	See how he strikes ding dong;
ty uyl losel guask war gam	Thou vile knave, smite athwart,
ha compys yfl mot thow the	And straight, evil mayest thou thrive.

I[s] Tortor

me a wysk wythowte blam	I strike without blame;
mar sens garow the voy scham	If they are rough, the more shame
the'n fleryys	To the stinkard.
myserough tol th'y thule	Measure a hole for his hands,
ha tol th'y trys hep lettye	And a hole for his feet, without delay:
bytheng scon gurys	Let it be made directly.

II[s] Tortor.

me a teyl tol rag an nyl	I will bore a hole for the one.
nynsus guas a west the heyl	There is not a fellow west of Hayle
an tollo guel	Who can bore better.
doro kenter er the fyth	Bring a nail, on thy faith,
ha me a tak y luef gleth	And I will fasten his left hand,
gans ol ow nel . . .	With all my strength . . .

Eine letzte, vage Erinnerung an unsere Legende scheint endlich noch heute in einem Volksglauben der fernen Hebriden fortzuleben. Dort heifst es: *It is not right for a woman to fan a fire with the skirt of her dress, for when the nails were being prepared for Our Lord's Crucifixion, the smith's daughter roused the fire of the smithy in that way.*[1]

Dies sind die Schicksale der merkwürdigen Legende von der Schmiedin der Kreuzesnägel Christi, soweit sie sich uns aus der zur Verfügung stehenden Überlieferung ergaben. Nachdem sie aus dunklen Anfängen einmal in die Literatur eingetreten war, konnten wir ihre Geschichte vom Beginn des 13. Jahrhunderts bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus verfolgen. Im Gegensatz zu manch anderer Passionslegende ist sie lokal begrenzt. Ihre Heimat ist Frankreich; früh ist sie von hier nur nach England getragen

[1] A. Goodrich-Freer, *More Folklore from the Hebrides*, in *Folk-Lore, A Quarterly Review of Myth, Tradition* usw. (Folk-Lore Society, London), XIII (1902), S. 33; zit. von O. Dähnhardt, *a. a. O.*, S. 293 (Nachtrag), der hier auch auf Morris, *Legends of the holy rood*, und auf das cornische Drama hinweist.

worden. Ihre Entwicklung fügt sich passend in die allgemeine Entfaltung der französischen Passionsmysterien ein: die zunächst knappen Fassungen werden allmählich erweitert und ausgeschmückt, der populäre Charakter der profanen Werkstattszene wird durch drastische Diktion und burleske Einlagen gesteigert. Zunächst ohne Namen auftretend, gelegentlich früh als „die Alte“ bezeichnet, heifst die «*fevresse*» in den Dramen der späteren Zeit Maragonde, Grumaton, Malembouchee, Hedroit, Ysaulde, während ihr Ehemann bisweilen Israel, Nicodemus oder Grimance genannt wird. Jean Michel identifiziert seine Schmiedin Hedroit mit der Laternenträgerin im Garten Gethsemane, der Magd des Hohenpriesters, die nach dem Bericht des Evangeliums den Petrus zur Verleugnung des Herrn trieb. Dafs hier eine ältere Tradition vorliegt, für welche uns die erhaltenen literarischen Denkmäler im Stich lassen, beweisen bildliche Darstellungen. In die französische Kunst ist, wie es scheint, die Schmiedin erst von Jean Foucquet eingeführt worden. Aber schon anderthalb Jahrhundert früher hatten englische Miniaturmaler die dramatische Szene mit Glück dargestellt.

ERHARD LOMMATZSCH.

Zum Jaufreroman.[1]

Wäre der „Jaufre“ zur Zeit, als die *Rasos de trobar* geschrieben wurden, schon bekannt gewesen, so hätte der Verfasser jener Grammatik vielleicht weniger entschieden der provenzalischen Sprache die Eignung abgesprochen, der erzählenden Dichtung als Organ zu dienen.[2] Denn der „Jaufre“ kann sich neben den besten französischen Erzeugnissen seiner Gattung durchaus sehen lassen. Die Erfindungsgabe des Jaufre-Dichters quillt reichlich. Die Komposition des Werkes ist nicht besser, aber auch kaum schlechter als die anderer Artusromane mit ihrer losen Anreihung seltsamster Erlebnisse; ja man kann sogar sagen, daſs ein Teil der Abenteuer sich organisch um die geheimnisvolle Trauer auf Schloſs Monbrun gruppiert. Allerdings darf nicht übersehen werden, daſs doch mit dem Augenblick, da die schöne Brunessen in Jaufres Gesichtskreis tritt, des Lesers oder Hörers Interesse stark von dem Hauptwerk, um dessen willen Jaufre auszieht, der Bestrafung Taulats, abgelenkt wird. Was sein Held erlebt, weiſs der Dichter anschaulich und flott zu schildern, und es findet sich kaum eine Stelle, von der man sagen könnte, es sei dem Dichter nur unvollkommen gelungen, seine Gedanken zum Ausdruck zu bringen.[3] Dabei bleibt er nicht einmal bei der rein äuſserlichen Schilderung der Abenteuer stehen. Ich denke dabei weniger an die längeren Selbstgespräche der Liebenden, in denen sie das Für und Wider ihrer Liebe und die Aussicht auf Gegenliebe nach Art und Vorbild der Trobadors erwägen. Der Verfasser zeigt auch sonst eine selbst den heutigen Leser erfreuende Gabe, das äuſsere und innere Leben zu beobachten. Einige aufs Geratewohl herausgegriffene Züge mögen dies erhärten.

Jaufre hat Brunessens Schloſs Monbrun heimlich verlassen und trifft einen Ochsentreiber, der ihn zu einem Diner im Freien einlädt und das Mahl mit lauten Lobpreisungen des Schlosses und der Schloſsherrin würzt. Da übermannt den Helden das traurige Bewuſstsein dessen, was er aufgegeben, und eine Weile verharrt er in Schweigen, um dann hastig aufzubrechen und sich in neue

---

[1] *Jaufre.* Ein altprov. Abenteuerroman des 13. Jhs., her. von Hermann Breuer (Ges. f. rom. Lit., Bd. 46), Göttingen 1925.

[2] Stengel, *Die beiden ältesten provenzalischen Grammatiken*, Marburg 1878, S. 70.

[3] Daſs der Text infolgedessen „nicht zu den schweren gehört“, bemerkt auch Schultz-Gora, *Arch.* 150, 305.

Abenteuer zu stürzen. Aber er reitet nicht weit. In der Hast des Aufbruchs hat er vergessen, seinen Wirt nach dem Grunde der geheimnisvollen Trauer auf Schlofs Monbrun zu fragen, und so kehrt er wieder um, das Versäumte nachzuholen (v. 4200—4303).

Dieser fein erdachten und gut durchgeführten Episode kann man etwa jene andere an die Seite stellen, wo Melian sich jeden der Liebenden einzeln vornimmt, um als eine zweite Vorsehung die beiden endlich zusammenzubringen. Der ehrliche Jaufre hält mit dem Geständnis seiner Liebe nicht lange zurück, während die junge Dame, weniger offen, so tut, als wenn sie als gehorsame Jungfrau nur dem Drängen ihres Lehensherren nachgäbe. Auch vor der Öffentlichkeit setzt sie dieses Spiel noch fort. Die Versammlung ihrer Mannen wünscht die Heirat, und so fügt sie sich scheinbar widerwillig: die Herren hätten es nun einmal geschworen, und so könne sie es nicht verantworten, ihnen einen Meineid aufzubürden (v. 8245—8325).

Wie man sieht, ist der Jaufre-Dichter nicht ohne Humor. Dieser äufsert sich wiederholt, in Situationen und Worten. Dafs Artus' Haushofmeister Keu für sein loses Mundwerk dem allgemeinen Hohne preisgegeben wird, ist traditionell. Gutmütiger ist der Spott Melians, mit dem er Jaufre nach der Hochzeitsnacht begrüfst (v. 10880 ff.), und wenn Brunessen dem demütig vor ihr stehenden Jaufre die freundliche Bemerkung ins Gesicht schleudert, dafs er sich als Gehängter, als Geblendeter oder als Krüppel recht nett ausnehmen würde (v. 3604 ff.), so zeigt sie, dafs sie nicht nur schalkhaft, sondern auch grimmig ironisch sein kann. Auch die Situationen sind mitunter von recht drastischer Komik, so die Fälle, in denen die Wut derjenigen geschildert wird, die Jaufre um Auskunft über die geheimnisvolle Trauer bittet, wie etwa die Raserei des schon erwähnten Ochsentreibers, der nicht nur seinen Karren kurz und klein schlägt, sondern auch die vier prächtigen Ochsen, die davorgespannt sind, tötet (v. 4327 ff.). Jaufre — und der Leser mit ihm — kann über diesen sinnlosen Zorn nur lachen (v. 4335). Erheiternd wirkt auch, diesmal allerdings weniger für Jaufre als für den Leser, die unendliche Schlafsucht des Helden, der, ermattet von tagelangem Ritt, sich in Brunessens Schlofsgarten schlafen legt. Verzweifelt streckt er die drei von Brunessen abgesandten Ritter, die seinen Schlaf immer wieder stören, zu Boden, und als er nun doch vor Brunessen erscheinen mufs, ist er zu allem, ja zum Tode bereit, und er bittet nur um die eine Gunst, sich vorher noch einmal gründlich ausschlafen zu dürfen (v. 3333 ff., insbesondere 3660—4). Wird die Heiterkeit hier durch das Mitleid mit des Helden Zustand und bedrängter Lage etwas herabgemindert, so lachen wir freier, wenn wir vernehmen, welche Kautelen Jaufre bei seiner Rückkehr nach Monbrun für gute Behandlung verlangt, ehe er das Schlofs wieder betritt, er, der auf den Grund des Meeres oder in die Hölle gehen würde, wenn er wüfste, dafs er Brunessen dort fände (v. 7016—24). Liebenswürdig gibt sich der Humor des

Verfassers auch in dem Verkleidungsscherz, den sich Jaufre mit dem alten Augier gestattet, als er ihm die von einem Riesen geraubte Tochter wieder zuführt. Augier erkennt die verschleierte Tochter nicht und klagt dem Helden sein trauriges Geschick. Scheinbar hartherzig meint Jaufre, an dem Verlust der Tochter sei nun einmal nichts zu ändern; er habe ihm aber einen Ersatz mitgebracht, den er ebenso lieben werde wie sein eigenes Kind. Der gebeugte Vater will das jedoch nicht so recht glauben, bis die Entschleierung der Jungfrau die frohe Lösung bringt (v. 6725 ff.).

Dieser Zug und noch mancher andere machen den Helden sympathisch. Er ist nicht nur der ritterliche Draufgänger, der gewissermafsen von Amts wegen den Bedrängten hilft, sondern es lassen sich an ihm Zeichen eines edleren Menschentums erkennen. Unscheinbar, aber doch recht bezeichnend ist es, wenn er als einzigen Lohn für die Besiegung des Unholdes Fellon dessen vortrefflichen Jagdvogel erbittet, nicht jedoch für sich selbst, sondern um dem König Artus eine Freude damit zu bereiten (v. 9233 ff.). Besonders charakteristisch aber ist es, wenn er seinem Hauptfeind Taulat, dessen Bestrafung das Ziel des ganzen Romans ist, verzeiht, obwohl dieser ihn auch persönlich aufs ärgste beschimpft hat (v. 6133 ff.), und der Besiegte lobt vor König Artus — doch wohl mit bewufster Absicht des Dichters — gerade diese Menschlichkeit des Jaufre, die er fast noch höher schätzt als seine Kämpfertugenden (v. 6522 ff.).

* * *

So bietet der Dichter trotz aller durch das Herkommen der Gattung bedingten Gebundenheit Menschen von Fleisch und Blut, und wir werden dem Herausgeber gern glauben, wenn er uns versichert, dafs seine Arbeit mit Liebe geschrieben ist. Ihm und der Gesellschaft für Romanische Literatur dürfen wir dankbar sein für den stattlichen Band, den sie uns beschert haben, und dies um so mehr, als die provenzalische Epik in alter wie in neuer Zeit vom Geschick nicht eben begünstigt gewesen ist. Es tut dieser Dankbarkeit keinen Abbruch, wenn im folgenden zu der Ausgabe einige prinzipielle Bedenken geäufsert und eine Anzahl von Einzelbemerkungen gemacht werden.

* * *

Zunächst darf es bedauert werden, dafs eine literarische Einleitung fehlt und der Leser in dieser Hinsicht auf kommende Zeitschriftenartikel des Herausgebers verwiesen wird. Ich persönlich hätte statt dessen die eingehende Inhaltsangabe gern darangegeben; denn diese nutzt dem Verständnis schwieriger Stellen des Werkes nur in den seltensten Fällen, und wer sich mit dem Werk vertraut machen will, mufs schon zum Urtext greifen.

Auch die Frage, ob der Roman von einem oder mehreren Verfassern herrührt, wird nicht erörtert, sondern lediglich (Anm.

S. 377) auf Stimming (*Ztschr.* XII, 323 ff.) verwiesen und mit ihm ohne weiteres angenommen, dafs nur ein Verfasser in Frage kommt. Anlafs zu einer Meinungsverschiedenheit hierüber bieten die letzten Verse des Romans:

Ar preguem tuit cominalment
que cel que venc a naissiment
per totz nos autres a salvar,
que, si·l platz, el deing perdonar
a cel que·l romantz comenset.
Ez az aquel que l'acabet
don de tal maniera reinar
en aquest siegle ez estar,
que sia al sieu salvament!
„Amen!" digatz cominalment.

Wer diese Verse unbefangen liest, kann doch kaum anderes annehmen, als dafs hier von zwei verschiedenen Personen die Rede ist. Denn wer Gott bittet, dem, der den Roman begonnen, zu vergeben, und den, der ihn vollendet, hienieden ein solches Leben führen zu lassen, dafs er die ewige Seligkeit erringe, der kann doch wohl kaum dieselbe Person gemeint haben. Ja, wenn man die Redewendungen, in denen hier vom Beginner und vom Vollender des Werkes gesprochen wird, genau gegeneinander abwägt, insbesondere wenn man sieht, wie von dem Vollender als einem Lebenden die Rede ist, so kann man mit Petry (*Beiträge zur altprov. Litteratur: Le roman de Jaufre*, Programm Remscheid 1873, S. 9) zu dem völlig ungezwungenen, ja fast selbstverständlichen Schlufs kommen, dafs der Beginner des Werkes bei der Abfassung der oben zitierten Verse gar nicht mehr am Leben war.

Dem Hauptargument Stimmings, dafs die Naht nirgends zu erkennen sei, dafs weder stilistische noch sonstige innere Merkmale auf eine Zweiheit von Verfassern schliefsen lassen, wohnt, selbst wenn man die Tatsache als solche zugibt, doch nicht eine so grofse Beweiskraft inne, wie Stimming angenommen hat. Die Gattung der Artusromane bildet einen nach Stoff, Stil und Technik so an Traditionen gebundenen Typus, dafs es leichtlich zwei Männer gegeben haben konnte, die nacheinander an demselben Werk arbeiteten, ohne dafs dabei eine unterschiedliche Behandlung heraussprang. Es ist in dieser Hinsicht durchaus richtig, was Stimming selbst (*a. a. O.* S. 339) von einem der Stilmittel des Jaufredichters sagt, dem nämlich, „dafs der Verfasser nicht selten aus seiner Rolle des objektiven Erzählers herausfällt und selbst redend hervortritt". Diese Gewohnheit, fügt Stimming bemerkenswerterweise hinzu, ist „bekanntlich mehr oder weniger allen Kunstepen gemeinsam". Was von dieser Gewohnheit gesagt wird, gilt nun aber mehr oder weniger von all den Einzelzügen, die Stimming aufzählt und mit denen er die Einheitlichkeit des Werkes beweisen will. Ja vielleicht würde eine Nachprüfung ergeben, dafs dieses oder jenes Argument,

das für die Einheit des Verfassers beweisend sein soll, in Wahrheit eher für das Gegenteil spricht. Ich möchte, ohne dem allzu viel Gewicht beizulegen, darauf hinweisen, dafs Stimming zwar recht hat, wenn er dem Jaufredichter eine Vorliebe für die Redewendung „unpersönliches *faire* + Adjektiv + Substantiv“ zuschreibt, dafs sie aber zum ersten Male im v. 3057 auftaucht, also gegen Ende des ersten Drittels des Romans, an einer Stelle mithin, wo der zweite Bearbeiter längst am Werke sein konnte. Ähnlich liegt der Fall bei der Konstruktion „*ses* + Substantiv + *que*“, die erstmalig v. 4691 und dann noch fünfmal auftritt.

Wer anderseits aus den oben zitierten Schlufsversen das herausliest, was sie doch nun einmal wirklich sagen, dem werden auch bei der Lektüre des Werkes Dinge aufstofsen, die, wenn auch nicht unabweislich und durch sich allein, auf zwei Verfasser schliefsen lassen. Ich möchte auf einiges hinweisen.

Nach v. 2564 hört der Dichter mifsmutig und angewidert von der Schlechtigkeit der Welt mitten in der Erzählung auf und läfst seinen Helden in einem Zauberhause eingeschlossen zurück. Nach einem moralischen Exkurs will er dann, angeblich nur aus Liebe zum König von Aragon, Jaufre aus seiner Gefangenschaft befreien. Er drückt das so aus:

E fora m'en laisatz de tot,
que ia mais non sonera mot
de Jaufre ni de sa prison.
Mas per lo bon rei d'Aragon,
cui am e voill d'aitant servir,
lo farai de prison issir[1].

Nach dem Wortlaut gibt der Dichter also nur die Absicht kund, dies eine Abenteuer Jaufres zu beenden. Ob dies nun ganz wörtlich zu nehmen ist oder nicht, ob überhaupt der Unmut des Dichters wirklich echt ist oder ob er nicht das ganze Einschiebsel nur hat benutzen wollen, um den König von Aragon trotz der Panegyrik am Anfang des Werkes hier noch einmal zu preisen,[2] mufs unentschieden bleiben. Jedenfalls liegt die Möglichkeit vor, dafs an dieser Stelle eine zweite Hand den abgerissenen Faden wieder aufgenommen und weitergesponnen hat. Diese Möglichkeit wird dadurch noch gröfser, dafs unmittelbar nach Beendigung des letzten Abenteuers in grofser Breite die Schilderung Monbruns und der damit verbundenen Ereignisse einsetzt, die dem Roman einen neuen Mittelpunkt schaffen und die Einheit des Werkes, wie schon oben angedeutet, zu sprengen drohen.

---

1 Diese Verse haben schon Petry zu ähnlichen Gedankengängen geführt, wie ich sie im folgenden darlege.

2 Ganz unmöglich dagegen ist es, mit Breuer (Anm. S. 377) eine dritte Huldigung in den Schlufsversen des Romans zu sehen. Wohl von dem Worte *reinar* (10951) verleitet, möchte er in *aquel* (10950) wieder Jakob I. von Aragon sehen. Das läfst der Wortlaut einfach nicht zu.

Nun ist es ja mit der stofflichen Einheitlichkeit mittelalterlicher Werke nicht immer zum besten bestellt. Aber auch die Art der Darstellung im „Jaufre“ läſst es zum mindesten denkbar erscheinen, daſs zwei verschieden geartete Menschen an dem Roman gearbeitet haben. Bedenkt man, daſs etwa bis zu der soeben erwähnten Unterbrechung, also im ersten Fünftel des Romans, vier Einzelkämpfe stattfinden, von denen drei sehr ausführlich behandelt werden, daſs dagegen in den übrigen vier Fünfteln ebenfalls nur vier Einzelkämpfe vorgeführt werden — ganz fehlen durften sie natürlich nicht —, von denen gerade der wichtigste, der mit Taulat, in 20 Zeilen abgetan wird, so kann man wohl zu der Ansicht kommen, daſs dem etwaigen zweiten Autor diese Dinge weniger lagen. So hat man denn in der Tat von dem ersten Teil einen mehr männlich-heroischen Eindruck, während der zweite Teil eher einer breiteren Darstellung zuneigt, die mehr das Zuständliche, Gemütliche — man denke etwa an die Beschreibung Monbruns, den Aufenthalt Jaufres bei Augier, die Seelenanalysen der Liebenden u. a. m. — zu bevorzugen scheint. Dazu kämen dann noch, wie etwa in der väterlichen Belehrung, die Jaufre der Tochter Augiers zuteil werden läſst (v. 5811 ff.), oder in des Helden Rede an Taulat (v. 6071 ff.), eine gewisse Neigung zum Moralisieren und jene Züge des Humors, von denen schon oben in anderem Zusammenhang die Rede war.

* * *

Eingehender ist die sprachliche Seite des Denkmals behandelt. Abschnitt III (S. LII—LXIII) sucht ein Bild von der Mundart des Dichters zu geben. Die Untersuchung zerfällt in zwei Teile: a) Reimuntersuchung, b) Silbenzählung. Diese Zweiteilung ist bedauerlich. Denn sie bewirkt, daſs die Fälle gleichgearteter sprachlicher Erscheinungen nicht beisammenstehen und Wiederholungen unvermeidlich sind. So findet man unter „Reimuntersuchung § 42“ und ebenso unter „Silbenzählung § 8“, daſs in unserem Roman *man* „Hand“ sowohl männlich als auch weiblich belegt ist. Die weibliche Form *granda* ist in „Reimuntersuchung § 43“ und „Silbenzählung § 9“ verzeichnet, die weibliche Form *preon* in § 44, bzw. § 9. Noch unangenehmer ist die Zerreiſsung der verbalen Flexionsformen. Wer sich ein Bild von dem Status der Formen etwa eines starken Verbums machen will, muſs nicht nur bei den entsprechenden Paragraphen der „Reimuntersuchung“ (§ 58) und der „Silbenzählung“ (§ 14) nachsuchen, sondern findet deren auch eine ganze Anzahl im Glossar, hier allerdings nicht als Sprachgebrauch des Autors gesichert.

In der Einleitung (S. VIII) wird versichert, daſs die sprachliche Untersuchung sich nur auf das Seltenere, Charakteristische beschränken solle. Schon die soeben angeführten sprachlichen Bemerkungen über *man* und *granda* entsprechen dieser Richtlinie nicht. Der Geschlechtswechsel bei *man* und die Femininform *granda* sind unserem Denkmal ebensowenig allein eigentümlich wie die

Tatsache, daſs sich *talen* und *talan* wahllos nebeneinander finden (Reimuntersuchung § 3; vgl. dazu etwa das Glossar von Appels Ausgabe des Bernart von Ventadorn). Ist es ferner besonders charakteristisch, daſs das *r* in *arbre* erhalten ist (Reimunters. § 13), daſs Wörter, die auf sogenanntes bewegliches *n* ausgehen, mit Wörtern reimen, die mit einem Vokal enden (ebenda § 18), daſs der betonte Akkusativ neben *me* auch *mi* und *mei* lautet (§ 48—49), daſs auslautendes *ts* zu *s* geworden ist (§ 21) oder daſs zweisilbiges *ara(s)* neben einsilbigem *ar*, dreisilbiges *ancara(s)* neben zweisilbigem *ancar*, einsilbiges *(a)doncs* neben zweisilbigem *(a)doncas*, einsilbiges *(de)fors* neben zweisilbigem *(de)foras* (Silbenzählung § 6) auftritt? Auch die verzeichneten Flexionsformen bieten vielfach durchaus nichts Ungewöhnliches; doch werden wir dankbar sein, daſs sie nicht ebenfalls, wie so manches andere, dem Raummangel zum Opfer gefallen sind.

Es soll nun noch auf einige Einzelheiten der sprachlichen Einleitung eingegangen werden.

a) Reimuntersuchung.

§ 2. Zu der angeblich belegten Form *-er* des lateinischen Suffixes *-ariu* sei auf das verwiesen, was Appel S. CXXVII der Einleitung seiner Ausgabe Bernarts von Ventadorn hierüber sagt: „Es wird aber weder durch die Form des Suffixes die Diphthongierung in den Verbalformen erwiesen noch etwa durch *fer* 23, 28 die monophthongische Form des Suffixes".

§ 4. *noian* v. 10006 soll gleich afz. *neent*, *noiant* sein. Die Form *noian* ist jedoch zu streichen, da sie auf miſsverständlicher Deutung des Textes beruht. Es ist *voiant* zu lesen. Die Erklärung hiefür soll weiter unten gegeben werden.

§ 8—11. Das *u* in *tuit* soll als *ü* erwiesen sein, da das Wort mit *bruit* etc. reimt (§ 8). Das setzt doch aber voraus, daſs das *u* in *bruit* selbst = *ü* gewesen ist. Nach den letzten Ausführungen E. Richters in *Ztschr.* 45, 385—401 dürfte das doch mehr als zweifelhaft sein. Beachtenswert in dieser Hinsicht ist auch, daſs im Jaufre *s'ajosta* einerseits mit *pentecosta* (v. 92), andererseits mit *fusta* (v. 2781), daſs *jus* mit *(la)sus* (v. 8930), in der Form *jos* aber mit *angoisos* (v. 349) reimt (§ 9—10). Wenn in diesen Wörtern *u* mit *o* wechselt, so spricht doch das deulich gegen die *ü*-Aussprache des *u*. Breuer scheint allerdings anderer Ansicht zu sein. Ob mit § 9 wirklich ein Reim *casotz* : *totz* zu belassen ist, kann man bezweifeln; vielleicht wäre hier eher *casutz* : *tutz* (mit einem aus *tuit* bezogenen *u*) oder *casug* : *tug* (s. u. zu § 28) anzusetzen. Wenig beweiskräftig für die *ü*-Aussprache sind die beiden in § 11 verzeichneten Reime *salvatzinas* : *negunas* (516a, nicht 521) und *raïna* : *neguna* (6393), in denen Breuer Entrundung des *u* (nach Breuers Ansicht also wohl *ü*) annehmen möchte. Denn das erste Reimpaar schlieſst zwei Verse ab, die der Herausgeber selbst — vermutlich ihrer Sinnlosigkeit wegen — nicht in den Text aufgenommen hat, und das *neguna* der zweiten

Stelle bietet nur die Handschrift *A*, die offenbar das ursprüngliche Wort (*mesquina*) mifsverstanden und umgedeutet hat.

§ 15. Zu dem Reim *reclam* : *enjan*, dessen Abänderungsversuch bei Appel, *Chr.* 5, 629—30 hätte erwähnt werden sollen, würden auch die zahlreichen Endungen der 1. Pers. Pl. auf *-n* statt *-m* passen, die sich allerdings wohl nicht als der Sprache des Dichters angehörig erweisen lassen. Dieser Wandel von auslautendem *m* zu *n* wäre übrigens keine Eigentümlichkeit unseres Denkmals allein (vgl. Levy, *Arch.* 144, 96—97).

§ 19. Reim *presan* : *man* (10025) zeigt festes mit beweglichem *n* gebunden. Dies kann wohl auf einem Irrtum der Handschrift *B* beruhen; denn *A* vermeidet den schlechten Reim, indem es liest: *Non a ni d'armes* [*tan*] *prisat Ez a·l sus per la man levat.* Auffällig aber ist — was Breuer nicht erwähnt —, dafs in v. 1947/48, und zwar in beiden Handschriften, *nan* und *denan* miteinander gebunden werden.

§ 24. Dafs intervokales *d* vermutlich geschwunden ist, vermerkt Breuer nicht, wird aber durch Reime wie *ses tota fallia* : *amia* (9661/2) und *ses fallia* : *sia* (9845/6) erwiesen. Ferner hätte hier der Reim *ausar* (= *auzart* „kühn“) : *entrar* (1905/6) mit dem Abfall des auslautenden *t* einen Hinweis verdient.

§ 28. Wenn v. 8457 *faitz* mit *ablesmatz* reimt, so beweist dies die Aussprache *fatz*, wie diese Form ja auch sonst im Provenzalischen vorkommt (Peire d'Alv. ed. Zenker IX², v. 36). Ob der Reim *cutz* (< *cogito*) : *cazutz* (< **cadutus*) 9766 die Aussprache *cutz* (ohne Palatalisierung) erhärtet oder ob nicht vielmehr eine Nebenform *cazug*[1] zu *cazut* (etwa nach *condug*, *adug* etc.) anzusetzen ist und infolgedessen auch hier das gewöhnliche *cug* vorliegt, möchte ich nicht entscheiden.

§ 29—41 zeigen nur den völligen Wirrwarr in bezug auf das flexivische *s*. Hier sind alle Möglichkeiten gegeben.

§ 45. Die Bemerkung, dafs in *seria meillor* (9929) das Maskulinum für das Neutrum eingetreten sei, ist nicht zutreffend. Denn zu der üblichen Redewendung *eser bon* (Adj.) tritt die komparativische *eser melhor*, die übrigens auch v. 6993 vorliegt. Dafs daneben auch *eser mielhs* besteht, berechtigt nicht zu der zitierten Behauptung.

§ 58. Dafs hier, bei der Reimuntersuchung, Formen wie *oucir*, *ocir*, *faliria* aufgeführt werden, überrascht, da durch den Reim für den Lautstand der unbetonten Silbe doch nichts erwiesen werden kann.

Für v. 3863 ergibt sich der Reim *fuga* B (*fuia* A) : *remuga* B (*remuia* A) (< *remutat*). Eine lautliche Deutung wird nirgends versucht, ist vielleicht auch nicht möglich, und so sollte der Reim in der Anmerkung zu § 58, wo unvollständige Reime erwähnt werden,

---

[1] Für diese Form scheint auch der Reim *cazotz* : *totz* = *cazutz* : *tutz* oder *cazug* : *tug* (s. o. zu § 8—11) zu sprechen; auch sei darauf hingewiesen, dafs Levy, *S. W. B.* I, 238 ein *cazucha* „Fall“ verzeichnet.

aufgeführt sein. In der Tat scheint der Dichter sich bisweilen mit Assonanz begnügt zu haben. Vielleicht liegt eine solche auch v. 1387/88 vor, wo die Reimwörter in A *iagro* : *tragon*, in B *iazon* : *tragon* lauten. Breuer setzt *jagon* : *tragon* in den Text, die Form *jagon* statt *jagron* ist also sehr problematisch. Zudem ist der Sinn, den Breuer der Stelle gibt, wenig befriedigend,[1] und so dürfte *B* mit *jazon* das Richtige haben. Die Genauigigkeit des Reims wäre durch die Änderung von *tragon* in *trazon* leicht herzustellen.

Wenig berechtigt ist es, ein Partizipium *routz* von *rompre* (2140) in das Formenverzeichnis aufzunehmen, da hier offenbar ein Versehen der Handschriften vorliegt und der Herausgeber selbt *toutz* in den Text setzt.[2] Sicherlich unberechtigt dagegen sind die Formen *vis* 2987 (angeblich 1. Perf., in Wirklichkeit = *vitz* 2. Pl. Perf.), *uist* 6371 (angeblich 5. Perf., in Wirklichkeit 2. Perf.) und *vist* als 3. Konj. Perf. Die ersten beiden verdanken ihr Dasein unrichtiger Textdeutung des Herausgebers, die dritte einem Druckfehler, da der Text an den beiden Belegstellen (v. 256 und 10822) regelrecht *vis* aufweist. Sehr bedenklich endlich scheint die Form *vegetz* (5. Perf. von *vezer*) : *petz* (< *pedes*). Das Präsens *vezetz* kann dem Sinne nach kaum in Betracht kommen; Hs. *B* hat allerdings *vis* (= *vitz*) und schreibt im Reim dazu *e dis*, doch scheint dann auch v. 2157 mit *E dis* anzufangen, wenn die Variantenangaben hier richtig sind. Eine Aufklärung dieser Verse soll weiter unten versucht werden.

b) Silbenzählung.

§ 1. Auch das einzige durch Silbenzählung scheinbar festgelegte Beispiel eines Italianismus (*star* 5634 *B*) darf als solcher betrachtet und eliminiert werden, wie dies Hs. *A* mit leichter Mühe erreicht.

§ 5. Die Verbalformen mit einsilbigem *-ia-* in der Endung hätten auch in § 14 bei den einzelnen Verben ihren Platz finden sollen.

§ 6. Zu den Präpositionen mit schwankender Silbenzahl gehört auch *daus* — *davas* (vgl. Glossar unter diesen beiden Stichwörtern).

§ 12. Dafs *melhor* (Adjektiv) nicht für *mielhs* (Adverb) eingetreten ist, wurde schon oben zu § 45 der Reimuntersuchung bemerkt.

§ 14. Die Form *estes* (1976) steht fälschlich unter den Formen von *eser*; sie gehört zu *estar* und ist nicht 5. Präsens, sondern 5. Perfekt.

* * *

Wäre der Herausgeber dem Vorbilde seines Lehrers Wendelin Foerster gefolgt, dessen er in pietätvoller Weise gedenkt, so hätte

[1] Ich komme darauf weiter unten zurück.

[2] Das auf eine Anmerkung am Ende des Buches verweisende Sternchen wird leicht übersehen.

er die Ergebnisse der sprachlichen Untersuchung dazu verwendet, den „Jaufre“ in unifizierter Schreibung und in dem Sprachgewande vorzulegen, das sich ihm als das des Dichters erschlossen hätte. Nichts kann den Abstand unserer heutigen von jener älteren Editionstechnik besser kennzeichnen als die vorliegende Ausgabe des Jaufre. Von den zwei Haupthandschriften — die anderen beiden bieten nur geringere Bruchstücke — folgt Breuer der Hs. *B* als der seiner Meinung nach besten. Er folgt ihr in allen ihren seltsamen Schreibungen und andersssprachigen Bestandteilen, um, wie er sagt, „etwas möglichst Wirkliches, weil Überliefertes zu bieten“. Ich glaube, dies heiſst die Treue gegen die gewählte Handschrift etwas zu weit getrieben, zumal die Hs. *A* ein erheblich reineres Provenzalisch bietet und mit ihrer Hilfe viele der seltsamen Formen leicht aus dem Texte hätten verbannt werden können, die nun als der Ausfluſs irgendwelcher Schreiberlaunen dem Leser in etwas verwirrender Mannigfaltigkeit entgegentreten.[1]

Breuer hat, wie gesagt, aus Grundsatz nichts getan, um diese Fülle etwas zu dämmen. Im Gegenteil, er hat sich ein System zurechtgemacht, mit dessen Hilfe er dem Wirrwarr von Worttrennungen oder -zusammenschreibungen, wie ihn die Hs. bietet, folgen und so „ein gutes Bild von *B*'s Verhalten“ bieten kann (S. XI). Dieses System hier auseinanderzusetzen erübrigt sich, zumal Breuer selbst es nicht streng beobachtet, und es auch gar nicht beobachten kann. Wenn z. B. in v. 8430 Hs. *B* die Worte *ratra·s n'ab ella* in der Form *ratras na bella* oder Hs. *A* die Worte *fora s'en, aissi con ven, Gitatz* in der Form *foras enaissi con ven G.* bringt, so zeigen schon diese beiden Fälle, ein wie vergebliches Bemühen es ist, im Texte selbst ein Bild des handschriftlichen Bestandes zu bieten. Breuer selbst gibt dies auch sowohl in der Einleitung S. XI wie in der Anmerkung zu v. 164 unumwunden zu, wenn er hier feststellt: „Solche und weit sinnlosere Trennungen sind in *B* häufig“ und wenn er dort erklärt: „Wilden Trennungen von Wörtern, wie sie *B* öfters hat, wurde nicht stattgegeben“. So hat denn Breuer die merkwürdigen Dinge, deren die alten Schreiber die Fülle bringen, um eigene, durch sein System und die Abweichungen davon bedingte Seltsamkeiten vermehrt, und diese sollen im Folgenden etwas näher beleuchtet werden.

A. Worttrennungen und -zusammenschreibungen.

1. *ja mais* findet sich, obwohl es noch nicht zum Sinne des nfz. *jamais* abgeschwächt ist, meist als ein Wort (v. 291, 2694, 4771, 5011, 5100 usw.); in zwei Wörtern dagegen v. 1444, 2614, 4449.

2. *laïntz* 226, 2676, 8554, *laentz* 725, *laïns* 926, *chaïntz* 2341, *laens* 2643, *laientz* 3975 stehen gegen *la eintz* 457, *la intz* 8496.

---

[1] Vgl. auch die Zweifel, die Schultz-Gora an der Güte von *B* äuſsert (*Arch.* 150. 305).

3. In *a noigz* 869, *a nueig* 3557 „heute Abend“ fehlt der sonst so freigebig verwendete Bindestrich. Dagegen: *anueig* 3576 (20 Zeilen später!), *anoitz* 4059, 4112. Stichwort im Glossar ist *anoitz*; dort sucht man jedoch *a noigz* (869) vergeblich, findet aber *a nueig* (3557) als *a nuit* verzeichnet.

4. Ganz irregulär ist die Schreibung von *de* + Präposition oder Adverb, ohne daſs ihm da, wo es von dem folgenden Wort getrennt wird, noch ein besonderer Sinn zukäme (wie etwa *de dintz* „von innen“ 2671). Beispiele: *de pres* 4452, *de mantenen* 179, 401 u. ö., *de dintz* 2607, 4076, *de sotz* 5668 gegen *dedentz* 2088, *deforas* 2608, *desobre* 5725, *dejosta* 492.

5. Ähnlich verhält es sich mit *mieg* „Mitte“ mit vorgestellter Präposition: *per meig lo cors* 841, *per mieg la gola* 1436, *en mieitz la via* 2123, *en mieg la sala* 3309, *en mieg lo camin* 4194. Aber: *enmieg la via* 823. So findet sich denn im Glossar die letztgenannte Stelle unter *enmieg*, die anderen unter *mietz*.

6. Man liest 4717 *encha*, aber 5466 *en sa* und findet die erste Stelle im Glossar unter *ensa* (Levy, *S. W. B.* III, 38 *faire* Nr. 30 schreibt *en sa*).

7. Das Wort *enaissi* steht zusammengeschrieben z. B. 2899, 4648, getrennt als *en aissi* 1025, 1632, 4655 u. ö., im Glossar weder unter *en* noch unter *aissi* noch unter *enaissi*.

8. Da es v. 434 heiſst *E·l reis es se meravillatz Mout fort e gran ren veitz seinatz* (ähnlich 9888), *gran ren* also adjektivisch gebraucht ist und demnach offensichtlich nicht mehr als eine Zweiheit von Worten empfunden wurde, so sollte es hier, v. 111 u. ö. in einem Wort geschrieben sein.

9. *per que*, fast stets als zwei Wörter gedruckt, findet sich 1538 und 2412 als *perque*.

10. Ganz inkonsequent ist die Behandlung des Wortes *aventura*, das oft in Verbindung mit *bona* und *mala* auftritt. Meist schreibt Breuer *bonaventura, malaventura* in einem Wort, doch trennt er auch bisweilen, z. B. *per bon'aventura* 4201. Es ist wohl denkbar, daſs für den Jaufredichter gerade *mala* und *bona* mit *aventura* zu einem Begriff und Wort zusammengeschmolzen waren, denn sonst hätte er vielleicht nicht *gran bonaventura* (2982) gesagt. Keineswegs aber läſst sich für ihn *ventura* ansetzen, wenngleich diese Form für das Provenzalische belegt ist (Levy, *S. W. B.* VIII, 653). Breuer setzt sie zwar oft in den Text (89, 2841, 5053 u. ö.); sie kann aber durch kein Beispiel für den Jaufre erwiesen werden, da an den zitierten Stellen stets ein mit *a* endendes Adjektiv davorsteht. Dagegen ist *aventura* dadurch gesichert, daſs es wiederholt ohne Adjektiv begegnet (121, 150, 166, 366, 431 u. ö.), oder durch Fälle wie *calc'aventura* 9300. Hier schreibt denn auch Breuer *aventura*, tut aber dasselbe, entgegen dem eingangs erwähnten Brauch, auch da, wo er *ventura* hätte setzen können: *l'aventura* 4759, 6981, *m'aventura* 6383, *s'aventura* 6740, *vostr'aventura* 8105.

Dem Beispiel von *(a)ventura* läfst Breuer auch bisweilen *(a)miga* folgen, indem er 7751 und 7753 *vostra miga* schreibt, und wie *bonaventura* setzt er auch ein *bonaisina* (9206) in den Text, ein Verfahren, zu dem nichts berechtigt,[1] wie denn die Stelle auch unter *aisina* — und zwar in der richtigen Form *bon'aisina* — im Glossar nachgewiesen ist. Ebenso unbegründet ist es endlich, wenn v. 339 *d'una ronda* angesetzt wird, da im Provenzalischen bisher nur *aronda* belegt ist.

11. Eigenartig ist die Behandlung von *con* + *si*. Diese beiden Elemente sind im Provenzalischen zu einem Worte zusammengewachsen, das dann nichts anderes bedeutet als einfaches *com*. Man ist deshalb sehr überrascht, wenn man v. 435 zur Einleitung eines indirekten Fragesatzes getrenntes *con si* findet (*E·l reis es se meravillatz Con si es avengut*), und erst beim Weiterlesen, wenn sich dies öfter wiederholt, merkt man die Absicht. So steht das Wort in dieser Form etwa noch 1495, 2399, 2646, 2945, 3006 und noch oft, v. 621 sogar in der direkten Frage. An anderen Stellen dagegen findet sich, ohne irgendeinen Sinnesunterschied, nur weil die Handschrift so zu schreiben beliebt, *consi* in einem Wort: 1322, 1763, 2818, 2889, 2996 (*coisi*), 3012, 5567, 5569, 5782, 6936. Dafs im Provenzalischen auch ein getrenntes *con si* möglich ist, versteht sich; es bedeutet „wie wenn", und so ist v. 809, 3049, 3923 (*con se*), 4396, 6705 die Teilung in zwei Wörter berechtigt. Dafs der Herausgeber aber nicht dem Sinne, sondern nur der Willkür der Handschrift folgt, geht aus v. 3484 hervor, wo er *consi* schreibt, aber der Sinn von *con si* „wie wenn" vorliegt. Das Glossar verzeichnet *consi*, bzw. *con si* nur unter *con*.

B. Verwendung der diakritischen Zeichen.

I. Der Bindestrich.

12. Während bei dem soeben behandelten Wort ebensowenig wie bei *a noig* (s. o. Nr. 3) je ein Bindestrich auftaucht (vgl. Einleitung S. XI), ist sein Gebrauch bei anderen Zusammensetzungen überaus häufig und für den Leser zunächst aufserordenlich verblüffend, zudem wiederum nicht überall konsequent durchgeführt. Man ist erstaunt, Wörter wie *enans* nicht zusammengedruckt, sondern in der Form *en-antz* (etwa 5954, 6678, 10136) zu finden oder Komposita wie *sotz-onbrar* (4233), *sobre-porta* (7609), *sobre-presa* (7621) mit Bindestrich anzutreffen (dagegen z. B. *sobrebaton* 8885, *sobreseinal* 9869 in einem Wort). Man mag *ben-estans* (538, 1684), *ben-estar* (2594), *mal-estantz* (1390), *mal-estar* (7910) schreiben, darf dann aber nicht plötzlich *benestar* (7794) in einem Wort oder *ben aüratz* (6424) in zwei Wörtern bringen. Ähnlich steht *mal-talan* (838, 1104), *mal-talen* (5788) neben *maltalan* (9114). Dabei ist noch

[1] Es sei zum Überflufs darauf hingewiesen, dafs *aisina* ohne Adjektiv v. 4987 begegnet.

zu bemerken, daſs das Wort für 9114 und 5788 im Glossar unter *maltalen*, für 1104 unter *talen* zu finden ist, wie auch *mal-fat* (2656) dort einen besonderen Artikel bildet, während *mal-pas* wieder unter *pas* steht. In der Schreibung *mal cor* (4710), das dem Sinne nach *maltalen* sehr nahe steht und das Levy, *S. W. B.* V, 57 mit Recht unter *malcor* verzeichnet, zeigt sich die gleiche Inkonsequenz.

13. Während *ja mais* (s. o. unter Nr. 1) durchaus eine Schreibung in zwei Wörtern zu beanspruchen hat, ist dies bei *oimais* nicht der Fall. So findet es sich denn auch häufig als ein Wort, etwa 2488, 3210, 3694 u. ö. Daneben dann *oi-mai(s)*, etwa 1527, 1658, 1793 u. ö., nur weil es dem Schreiber an diesen Stellen beliebt, zwei Wörter daraus zu machen.

14. Andere Trennungen sind noch bedenklicher, da sie das auseinandergerissene Wort nicht einmal in seine sprachlichen Elemente zerlegen. Ist dies schon in gewissem Maſse bei *di-martz* (2081, 2158) der Fall, da es den zweiten Bestandteil im Provenzalischen nicht gibt, so ist die Schreibung *canba-terrat(z)*[1] (548, 1486, 3171, 4223, 9497; die letzten drei Stellen nicht im Glossar, aber bei Stimming, *Zschr.* XII, 342) ganz unmöglich. Denn das Wort kann doch nicht aus *camba* und einem Partizip *terrat* entstanden sein, sondern muſs eine adverbiale Redensart wie *camb'a terra* zur Grundlage haben, zu der dann ein Verbum *cambaterrar* entwickelt ist. Ebensowenig entspricht die Schreibung *cals-acom* (6922) den Bestandteilen des Wortes. Appel, *Prov. Lautlehre* § 40c, betrachtet das *a* vor *com* als nachträglich aus *calcom* entwickelt; ein *acom* gibt es jedenfalls nicht.

15. *cal(s)-que.* Dies Wort als unbestimmtes Pronomen wäre naturgemäſs in einem Worte zu schreiben, findet sich aber, so weit ich sehe, nur mit Bindestrich (151, 2570, 2571 usw.), besonders seltsam anmutend *cal-c'aventura* (9300). Falsch wird diese Schreibung in Fällen wie *E qual-que trobe d'ambedos* (972), wo das verallgemeinernde Pronomen „wer (wen) auch immer“ vorliegt und *qual que* stehen müſste.

II. Der Apostroph.

16. Den Apostroph verwendet man doch, um den Ausfall eines von zwei aufeinanderstoſsenden, verschiedenen Wörtern angehörigen Vokalen, meist des auslautenden, anzuzeigen, im Gegensatz etwa zu den Fällen, wo tonlose Wörter zwischen tonstärkeren Wörtern unter Anlehnung an das voraufgehende ihre Silbigkeit und damit gewöhnlich ihren Vokal verlieren. In letzteren Fällen ist die Anwendung des Punktes über der Linie in provenzalischen Texten üblich. Ich halte deshalb in einem Satze wie *Per que devon esser grazidas Novas ... E·m patz ... escoutadas* (v. 55) die Schreibung *e·m* nicht für angebracht, da hier m. E. nicht Anlehnung, sondern

[1] Es begegnet natürlich auch *canbaterratz* im Text, aber, so weit ich sehe, nur einmal (10788).

eine Zusammenziehung der beiden *e* (die Konjunktion *e* und das *e* der Präposition *em* = *en*) vorliegt. Denn die Präposition gehört doch satzphonetisch zum folgenden Substantiv, Adjektiv o. dgl. und nicht zum voraufgehenden Wort, so dafs also eine Enklise nicht in Frage kommen kann. Infolgedessen, auch schon um einer Verwechselung mit denjenigen Fällen vorzubeugen, wo angelehntes Pronomen *me* usw. vorliegt, ist hier die Schreibung *e'm* vorzuziehen. Analoges gilt für folgende Stellen: *E laisset lo'n* (statt *lo·n*) *terra cazer* 1865, *Ez el mieu dreitz e'l* (statt *a·l*; hier ist *e'l* = *e el* = *e en lo*) *sieu peccat* 5602, *Car qui'n* (statt *qui'n*) *amor a mais de sen* 7665, *No·m poirria'n* (statt *poirria·n*) *terra tornar* 8136, *c'aisi m'o a'n* (statt *a·n*) *covinen* 9188.

17. Auch in anderen Fällen zeigt sich diese Verwischung der Grenzen in der Anwendung des Apostrophs und des Enklisepunktes. Man darf wohl sagen, dafs der bestimmte Artikel mit seinem vokalisch anlautenden Substantiv so eng verwachsen ist, dafs er satzphonetisch zu diesem gehört, dafs also, wenn eine vokalisch auslautende Präposition o. dgl. davortritt, die Elision des Artikelvokals vor dem vokalischen Anlaut des folgenden Wortes und nicht die Anlehnung an das voraufgehende Wort als das Primäre anzusehen ist. Ich halte also Schreibungen wie *del ausberc* (1196) nicht für empfehlenswert, sondern würde, wie Breuer es ja in vielen derartigen Fällen auch tut (z. B. *a l'estrep* 705, *de l'elme* 1186 usw.), *de l'ausberc* schreiben. Ebenso etwa: *a l'entrar* 215, *a l'eissir* 3387, *de l'an* 4155, 6451, *de l'encantamen* 5578, *de l'alre* 6142, *de l'afan* 6697, *de l'acoillir* 8193, *de l'orgoillos* 8473, *a l'auzel* 8893, *de l'escut* 9080, *de l'auçel* 9247, 10178, *de l'autre* 9743 statt *al entrar*, *al eissir*, *del an* usw. In noch stärkerem Mafse mufs m. E. der Proklise vor der Enklise dann der Vorrang gegeben werden, wenn das voraufgehende Wort nicht eine Präposition, sondern ein anderes, weniger eng zum Folgenden gehöriges Wort, etwa eine Konjunktion oder eine Verbalform ist. Auch hier hat Breuer oft das Richtige: *que l'escu* 897, *ren mi l'escut* 1042, *que l'un quartier* 1118, *ni l'escu ni l'auberc* 1189, *e* (= *et*) *l'elme* 1198, *ne* (= *ni*) *l'elme* 1755, *Et l'escut* 1776, *que l'auzir* 2441 usw. Er hätte dann ebenso *vi l'encantador* 465, *e l'enfans* 2634, *e l'escut* 3471, *e l'escudier* 9757, *e l'oill* 9844 usw. statt *vi·l encantador*, *e·l enfans* usw. in den Text setzen sollen. Ganz unmöglich dagegen scheinen mir Schreibungen wie *del'erba* 4890 und *del'escut* 5379, in denen das graphische Bild En- und Proklise zugleich darzustellen versucht.

18. Bei dem unbetonten Personalpronomen sollte man nicht anders verfahren als beim Artikel, d. h. der Proklise den Vorrang geben. Ich bin dazu auch dann geneigt, wenn das Pronomen seinem Verbum folgt, also eine Enklisis durchaus möglich ist. Dazu veranlassen mich Beispiele, die gerade im Jaufre sehr häufig sind und in denen ein solches Pronomen einem konsonantisch auslautenden Verb folgt — an Anlehnung ist also nicht zu denken — und vor dem folgenden, vokalisch anlautenden, mit ihm gar nicht

in engem syntaktischen Zusammenhang stehenden Worte seinen Vokal verliert: *volc l'autra ves ferir* 2686, *estet s'aqui* 4186, *es l'anatz ferir* 5376, *met s'el sol* 5745, *faitz m'un meje venir* 6151, *an l'en un lieg colgat* 6179 und so noch sehr oft.[1] Genau ebenso würde ich schreiben: *plain s'a* (statt *plain·s a*) *guisa de marrit*[2] 844, *Laissatz lo m'encara vezer* (statt *lo·m encara*) 1654, *E gieta s'al* (statt *gieta·s al*) *pes de Jaufre* 2699, *E va l'aqui* (statt *va·l aqui*) *mezeis liar* 2760, *E leva s'un* (statt *leva·s un*) *aurajes granz* 2795, *deu s'esser*[3] *larcs* 3113, *mena n'un dol* 3159, *a n'i tal un* 4271, *E fassa l'una ves* 6674, *laissa s'el sol cazer* 8689, *seina s'ez eis s'en* 8849, *e cuia l'ab terra cozir* 9087, *va l'abraçar* 9468, *comensa l'aqui eis a dir* 9496.[4] Breuer selbst verfährt an zahlreichen Stellen seines Textes nicht anders: *e n'an ... ris* 505, *a n'i de moltas colors* 544, *es s'estancatz* 765, *a l'enlevat* 1154 (9147), *vai l'entorn campeian* 1762, *troba n'autra* 2670, *es s'as una part gitatz* 4101, *deu l'amenar* 4153, *vai l'aqui ... ferir* 5279, *vai s'als pes ... gitar* 6345, *a l'aportada* 6888, *vai s'enantir* 7186, *va s'en* 8392, 8423, 10899, *a l'enlevat* 9147, *comanda l'apres* 10771.

Mag man in diesen Fällen noch schwanken, wofür man sich entscheiden soll, so ist m. E. ein Zweifel da nicht möglich, wo es sich um das vor das Verb gestellte Pronomen handelt. So schreibt denn Breuer auch richtig: *si m'escoteres* 12, *s'ieu lo m'agues ab me* 4075, *aissi n'intron* 4471, *que l'aporton* 4603, *no n'an* 5154, *no n'a* 6893, *que n'es aunitz* 9537, *se n'es issitz* 9746 und so noch oft. Infolgedessen hätte er auch schreiben müssen: *no l'aonda* (statt *no·l a.*) 289, *no l'atrob* (statt *no·l a.*) 986, *que l'aia* 1246, (trotz der Anmerkung!), *e s'esgrafina* 2211, *si n'es intratz* 2371, *si n'aia* 2875, *no n'i aia* 3044, *no n'au ren* 3222 und so noch sehr oft.

III. Der Enklise-Punkt.

19. Die Bedeutung dieses Zeichens ist jedem Leser provenzalischer Texte bekannt (s. o. Nr. 16). Breuer gibt ihm eine erweiterte Bedeutung, führt diese Erweiterung aber wieder nicht konsequent durch. Er druckt: *es·se giratz* 143, *es·se meravillatz* 237 (433, 766), *es·se seinatz* 238, *es·se retengutz* 378, *es·se mes* 552, *es·se adormis* 3184 (wo übrigens das Versmaſs *es s'adormis* verlangt) u. ö., daneben aber regulär: *es se loniatz* 1055, *es se regiratz* 1101, *es se meravillatz* 1102, *es se levatz* 1339, *es se mes* 1948 usw. Offenbar wollte Breuer mit diesem neuartigen Verfahren andeuten, daſs das Pronomen unter dem Ton des voraufgehenden Wortes steht. Aber wohin sollte es führen, wenn man solche satzphonetischen Beziehungen

---

[1] Auch ein Fall wie *a lo faitz aqui pausar* „hat ihn dort hinlegen lassen“ 3566 ist bemerkenswert.

[2] Damit soll die Enklisis auch an konsonantischen Auslaut für den Jaufre nicht in Abrede gestellt werden: *ronpon·s lor vestiduras* 365.

[3] Das *se* gehört syntaktisch zu *deu*, nicht zum Infinitiv, ist also tonlos und verliert vor dem *e* von *esser* seinen Vokal.

[4] Ganz unmöglich ist *si·l amatz* 8220, da *l* hier = *la* ist.

konsequent in der Schreibung zum Ausdruck bringen wollte? Müfste man dann nicht auch schreiben: *avetz·o vist* (147), *Estet·se* (383), *a·lor·o pregat* (394), *son·se mes* (416), *tenon·se* (503), *vueill·ne saber* (853) usf.? Man wird Breuers Vorgehen kaum billigen können.[1]

20. Breuer setzt den Punkt zwischen ein tonloses Wort und das voraufgehende, tonstärkere aber auch dann, wenn das tonlose Wort schon durch Apostrophierung seinen Vokal verloren hat, und so findet sich denn ein alleinstehender Konsonant zwischen zwei diakritischen Zeichen, dem Punkt vorn und dem Apostroph hinten: *E·l'ausberc* 1480, *es·s'en vengut(z)* 1578, 10881, *a·l'entro al jorn menat* 1853, *que·ll'avol* 2629, *va·s'en* 2812, 8520, *no·n'aia* 3046, *es·s'en entratz* 3334, *la·n'a tracha* 3477, *es·s'en descendutz* 5866, *ies·s'en* 7710, 7711 usw. Dafs Breuer selbst in zahllosen derartigen Fällen den Punkt fortläfst, braucht nicht belegt zu werden.

21. Der Seltsamkeiten sind aber noch mehr, die, weil sie wiederholt begegnen, kaum auf Druckfehler zurückzuführen sind. In *gita·ss·el* 8640, *qu·el e·l caval* 9071, *no·m·o tengatz* tritt der Punkt sogar als Ersatz des Apostrophs auf.

22. Endlich gebraucht Breuer den Punkt auch vereinzelt — als Gegenstück zu Nr. 19 — zur Bezeichnung der Proklise: *qui la·i·a tenguda* 1370, *non i·a ops*[2] 3147, *no·i·a nul* 8032.

23. Andererseits kommt der Punkt nicht überall zu seinem Recht. Auch das Wörtchen *i* kann enklitisch seine Silbigkeit einbüfsen, und es ist nicht einzusehen, warum es dann nicht auch mit einem Punkt versehen werden sollte. Etwa weil es nur aus einem Vokal besteht und infolgedessen keinen mehr verlieren kann, ohne selbst zu verschwinden? So setzt Breuer auch bisweilen den Punkt: *no·i·venc* 35 (42), *no·i fon* 38, *fo·i lo bels* 108, *no·i ac* 126, 1076, *no·i ira* 914, *no·i vi* 1367, *la·i trobes* 1452 u. ö. In vielen anderen Fällen gleicher Art fehlt aber der Punkt: *De la Taula Reonda i foron* 99, *no i a* 182, *a i* 486, *no i sabretz* 1187, *que i* . . . 4616, 5184[3], 5193 u. a.[4]

24. Dafs auch an *com* tonlose Wörter sich anlehnen können und dieses dann seinen auslautenden Konsonanten verliert, ist bekannt; ja im Jaufre tritt die Form *co* vereinzelt auch dann auf, wenn keine Anlehnung eines folgenden Wortes stattfindet: *quo sai* (oder *qu'o sai*?) 6760, *co poignet* 7686, *co toca* 10833[5]. Um so überraschender ist es, dafs Breuer hier nur selten den Punkt ver-

[1] Vgl. auch Schultz-Gora, *Arch.* 150, 305.

[2] Diese Wortgruppe kann dem Versmafs zufolge nur dreisilbig sein. Da ein proklitisches *i* sonst wohl kaum zu belegen sein wird, ist zu lesen: *no·i a ops.*

[3] *Que i an lor abitacion.* Da das letzte Wort sicherlich fünfsilbig ist, können *Que i* nur eine Silbe bilden; also *Que·i.*

[4] Der Fall *lo i a fraitz* (1062) liegt anders. Hier ist *lo i* = *lo li.* Deshalb ist wohl besser *loi* zu schreiben. In gleichem Sinne hat Breuer 1869 und 2425 *lo·i.* In *A* scheint auch *lai* = *la li* vorzukommen. Vgl. Anm. zu 3332. (Hier setzt Breuer *l·ai*!)

[5] Infolgedessen kann auch 8623 unbedenklich (s. Anm.) *co m'as tornat en derier* gelesen werden.

wendet, etwa *co·l dia* 1305, *co·ls deluire* 1989, *co·us autz* 7859, *co·us plaira* 10145, in den meisten Fällen aber *co* mit dem folgenden Worte zusammenschreibt, z. B. *col reis* 672 (so nocht oft beim Artikel: 2013, 2949, 2989, 3050, 6449, 6803, 7673, 8705, 9265, 9706, 10713), *cols ai* 851, *col fes* 1255, *col laisset* 2059 und weiterhin beim Pronomen: 2150, 3009, 6533, 6597, 6773, 6776, 7154, 7277, 7290, 7383.

C. Behandlung anderssprachiger Formen.

I. Italienisch.

25. Es ist im Jaufre nicht selten, dafs, wie im Italienischen, anlautende Konsonanz nach voraufgehendem Vokal verdoppelt wird. Ich würde im Gegensatz zu Breuer beim Druck solcher Stellen dasselbe Verfahren anwenden wie etwa Appel in seiner Chrestomathie und das mit solcher Doppelkonsonanz beginnende Wort als selbständiges Wort drucken, da dadurch die Verständlichkeit des Textes gefördert wird. Also etwa[1]: *E lla bestia* (statt *Ella*) 345, *que lli* (statt *quelli*; oder *que·l li*?) *renda* 2343, *qui lla l'arapa* 3332, *ni lla po(i)ra baisar* 3886, *de lla 'spaza* 5413, *la fforsava* (oder *l'afforsava*?) 5576, *e sses mans* 7688 (8838), *a ssellas* (neben *a sellas* der gleichen Zeile) 7999, *a llas saludadas* 8013, *de lla man* 8425, *de lla terra* 9055, *que lla dei penre* 9601, *e llas domnas* 10439, ja vielleicht auch *vi ttan* 9778 (womit denn auch die seltsame Form *vit* verschwände). Frappierend wirken Schreibungen wie *Ess'el* (statt *E ss'el*) 632 und *vaiss'en* (statt *vai ss'en*) 6692, während an anderen Stellen wieder der Punkt — unberechtigterweise — zu Hilfe genommen wird: *que·ll'avol* 2629, und *gita·ss·el* 8640 (s. o. Nr. 20 und 21). Dagegen wäre m. E. der Punkt trotz der Doppelkonsonanz am Platze in *E·lls* (statt *Ells*) *autres* 353, *E·ll* (statt *Ell*) *baron* 500 und ebenso der Apostroph in *De ll'arestol* (statt *Dell a.*) 3341 (vgl. o. Nr. 17).

26. Ob es sich bei dieser Verdoppelung wirklich um einen Italianismus handelt, mag dahingestellt bleiben, findet sie sich doch auch in anderen Texten, z. B. in der „Flamenca" und der „Fides". Dafs Italianismen im „Jaufre" vorkommen, ist aber sicher, und Breuer spricht von ihnen S. X. Hinzuzufügen wäre wohl seiner Häufigkeit wegen *da* statt *de*, zu streichen dagegen *li* „dort, dorthin"[2], auch wohl die Form *intresi* 10773 *B*: *qu'intresi el castel*, da *qu'intre si el castel* zu lesen und anzunehmen ist, dafs hier, wie

---

[1] Nicht hierher gehört *tengallo* 6677, da hier tonloser Vokal vorliegt, der schwerlich die Verdoppelung bewirken kann. Es ist *tenga ll'o* zu lesen, wobei *ll* palatalisiertes *l* (*li* + *o* = *lh'o*) bezeichnen mag, wie denn auch der Sinn diese Abtrennung erfordert.

[2] Vgl. Levy, *S. W. B.* IV, 392—3; *Pet. Dict.*; Schultz-Gora, *Ztschr.* 43, 209; Flamenca 852. Im übrigen braucht es an der Stelle, wo es Breuer im Text hat (7698), gar nicht vorzuliegen, da man auch intr. *garar* annehmen, also *li* als Dativ auffassen oder *qui ben l'i gara* lesen kann.

des öfteren[1], die Elision des auslautenden Vokals in der Schrift nicht angedeutet ist.

Nicht aufgeführt ist an dieser Stelle, wohl aber S. LX (Nr. 1) *star* für *estar*. Ich möchte diese *e*-lose Form, die einzige, die sich nach Breuer durch Silbenzählung nachweisen läſst[2], ebenso als einen Italianismus des Schreibers ansehen, wie es Breuer doch offenbar mit der groſsen Zahl ähnlich gearteter Fälle tut. Ich würde, wo immer es der Text zuläſst, eine Schreibung wählen, die erkennen läſst, daſs wir es mit einem provenzalischen Text zu tun haben, und fleiſsig den vorgesetzten Apostroph verwenden, häufiger jedenfalls als Breuer, der ihn nur selten hat, etwa: *una 'streta cariera* 1678 (wo übrigens das Adjektiv ausgesprochen italienische Lautgestalt aufweist; prov. *estrecha*!), *el non la 'scomet primiers* 7735. Man sollte also nicht *li scudier* (10526), sondern *li 'scudier*, nicht *lo scut* (2489, 3179), sondern *lo 'scut*, nicht *la scorsa* (1940), sondern *la 'scorsa*, nicht *ma spaza* (8980), sondern *ma 'spaza* usw. schreiben. Für die letzteren Fälle lieſse sich auch *l'ascorsa, m'aspaza* ansetzen. Denn auch sonst sind die Fälle im Jaufre nicht selten, wo vortoniges *e* zu *a* wird[3]: *enabriatz* 605, *anuia* 947, *astier* 1539, *asperar* 1728 (5117, 8733), *razenson* 2136, *alement* 2780, *galada* 3142, *ascrida* 3336, *asquiu* 4050, *asquina* 5032, *ascoutat* 5902, *raïna* 6387 (u. ö.), *arguell, -oill* 6481 (6484), *asenple* 7635, *assauçar* 8065, *ratra(i)* 8430, *asperem* 8733, *alegut* 8741, *aspes* 8883[4]. Breuer hätte also auch an den beiden oben genannten Stellen (1678, 7735) *un'astreta cariera* und *non l'ascomet* schreiben können, wie er ja auch v. 4312 *un'ascona* und nicht *una scona* in den Text setzt. Ganz unangebracht endlich sind Schreibungen wie *de spallas* (2315), *te scoutara* (9056), *es se stancatz* (10317), wo durch andere Wortabbrechung die provenzalischen Formen herzustellen sind. Denn sonst ist ja nicht einzusehen, warum etwa v. 1677 *d'estraina* und nicht *de straina*, v. 5411 *d'espaza* und nicht *de spaza* usw. im Texte steht.

In ähnlicher Weise könnten noch viele andere italienisch anmutende Formen aus dem Texte verschwinden. Sehr of schreibt Breuer *da quo*, bzw. *da co* statt *d'aquo*, so 6423, 8058, 8296, 8811, 8828, 8855, 9278, wobei doch *quo* weder italienisch noch provenzalisch ist. Dagegen findet sich regelrecht *d'aco* z. B. in v. 1492.

---

[1] Vgl. etwa: *Non auria om una trobada* 3135, *Ni bona erba ni bella flor* 3045, *tro que fom dentre a son estar* 2977, *Ez es se adormis tot suau* usw.

[2] Hat Breuer v. 10685 beachtet: *Ab tant amenon lor scudiers?* Auch hier läſst sich doch nur durch Änderung ein *escudiers* gewinnen. Hs. *A* liest denn auch *Ab tant ameno·ls escudiers*, und in der Tat ist *lor* gar nicht am Platze. In v. 3931 liegt es ähnlich: *Car quecx stortz sas mans e sos detz;* Hs. *A* hat: *tors.* Aphärisierte Formen zeigt auch mitunter das Demonstrativpronomen in *B*, ohne daſs diese anders als durch Textänderung zu beseitigen wären, z. B. *ab quest enfan* 2525, *en questa terra* 2960. In beiden Fällen verwendet *A est(a)*.

[3] Breuer erwähnt die Tatsache beiläufig in Anm. zu 237 *B*.

[4] In v. 8338 steht *Tanta espaza.* Das Versmaſs aber fordert *Tanta 'spaza* oder *Tant' aspaza.*

Nicht anders verhält es sich mit *qui* „hier". Zwar setzt Breuer v. 6160 *da qui* in den Text, wagt diese Form aber in der Anmerkung nur sehr zaghaft zu verteidigen und schreibt deshalb an anderen Stellen, etwa 2929 und 3337, *d'aqui*.

II. Französisch.

27. Handschrift *B* weist auch eine Reihe französischer Formen auf, die ebenfalls S. X genannt werden. Auch hier können Abstriche gemacht werden. So ist *lo* für neutrales *o* in zahlreichen Fällen in *l'o* = *li o* aufzulösen, *devant* für *denant* v. 86 kann auf der nach Breuer S. XI in *B* nicht selten zu beobachtenden Verwechselung von *n* und *u* beruhen. Im übrigen ist die Behandlung der französischen Formen in Breuers Text ebenso inkonsequent wie die der italienischen. Bald werden sie belassen, wie etwa *ses*[1] statt *sos* (129, 951), *assetz* für *assatz* (248), *nen* statt *non* 202[2], *lever* statt *levar* (805), *l'autre* (statt *l'autra*) *part* 7167, *Por* 10849, bald werden sie beseitigt, wie etwa *armer* (nicht im Reim!) v. 176.

* * *

Wenn im Voraufgehenden die äufsere Gestaltung des Textes etwas eingehend behandelt worden ist, so mag dies pedantisch erscheinen. Aber einerseits spiegelt sich auch in diesen Äufserlichkeiten vielfach sprachliches Leben, andererseits sollte auf diese Einzelheiten hingewiesen werden, weil Breuer mit seiner Ausgabetechnik m. E. nicht auf richtigem Wege ist. Gewifs ist es nicht ohne Reiz, einer einzigen Handschrift nachzugehen und ihren Status vor unseren Augen, sei es durch bildhafte Wiedergabe oder durch diplomatischen Abdruck, wieder aufleben zu lassen. Aufgabe des kritischen Herausgebers ist es doch aber, dem heutigen Leser einen brauchbaren Text vorzulegen. Dazu gehört es m. E., dafs man unter pietätvoller Wahrung der überlieferten Buchstaben den heutigen Vorstellungen vom Wortbild und der heute üblichen Verwendung der diakritischen Zeichen folgt, nicht aber das krause Durcheinander des alten Schreibers nachahmt oder gar noch vermehrt und so die Lektüre des Werkes erschwert.

Wie die Handschrift für Breuer ein Eigenleben führt, das möglichst zu schonen er als seine Aufgabe betrachtet, so versucht er auch, den „Jaufre" in seiner sprachlichen Erscheinung von anderen Denkmälern desselben Idioms zu isolieren. Er stellt S. IX so eine Art philologischer Monroe-Doktrin auf: „Jaufre durch Jaufre!" oder,

---

1 Es ist hier wohl nicht an die im Altprov. vorkommende Form des Artikels zu denken.

2 Hier würde altfrz. allerdings nicht *nen*, sondern *n'en* anzusetzen sein. Es kann also zweifelhaft erscheinen, ob hier überhaupt eine französische Form vorliegt. Ist dies nicht der Fall, so wird auch die französische Natur des *ses* erschüttert. Breuers Meinung ist, wenn man Anm. zu 202 und 3036 vergleicht, nicht klar ersichtlich.

wie er es ausdrückt, er suche „den Text durch sich selbst zu klären und vermeide Ausschüttung wirren, unverarbeiteten, von aufsen hereingetragenen Zettelguts". Nun, ein solches Zettelgut braucht weder wirr noch unverarbeitet zu sein und kann zur Aufhellung von Textstellen vorzügliche Dienste leisten. Denn so frei auch, insbesondere in stilistischer Hinsicht, ein Schriftsteller — der mittelalterliche in erheblich geringerem Mafse als der moderne — mit der Sprache der Gemeinschaft, der er entstammt, schalten mag, es bleibt doch immer die Sprache dieser seiner Gemeinschaft, deren Formenschatz und syntaktische Gewohnheiten er in fast völliger Gebundenheit übernimmt.

Getreu seinem Grundsatz hat nun Breuer wirklich nur selten andere Texte in seinen Anmerkungen zu Rate gezogen. Wenn ich richtig gezählt habe, ist dies fünfmal geschehen, nicht immer mit Glück und Notwendigkeit. So bedurfte es für v. 4514 keines Hinweises auf die (im übrigen unklare) Stelle in Appels *Chrest.* 125, 113, da im Jaufrevers *sec* (nicht *seç*, wie Breuer schreibt) Perfekt von *sezer* und die Stelle durchaus klar ist. Wenn für v. 7144 das *s* in *vesom* (ms. *A*) = *ve hom* (ms. *B*) als Rest des lateinischen *d* angesprochen wird, so wirkt die nach Appels *Chrest.* zitierte Flammencastelle *Guillems non aus ni ves ni sen* nicht eben beweiskräftig, da ein solches *s* doch nur intervokal auftreten könnte[1]. Für angelehntes *·ls* (*los*) in Dativfunktion brauchte nicht erst auf Appels *Chrest.* verwiesen zu werden, da sich für diese (im übrigen nicht so übermäfsig seltene) Erscheinung auch im „Jaufre" selbst (v. 10713) ein weiteres Beispiel findet.

Wie in dem letztgenannten Fall scheinen mir auch sonst die Möglichkeiten nicht voll ausgenutzt, Parallelstellen zu den verschiedenen sprachlichen Erscheinungen aus dem Dichtwerk selbst beizubringen. Es handelt sich meist nur um gelegentliche Hinweise, die weit davon entfernt sind, uns einen wirklichen Einblick in die Sprache unseres Denkmals zu gewähren. Und doch steht es auch für Breuer fest, wie sehr der Sprachgebrauch im Jaufre unsere Kenntnisse in Stilistik und Satzlehre fördern kann (S. IX). In diesem Zusammenhang sei auf einige Unvollkommenheiten der Anmerkungen hingewiesen.

1. Zu v. 144 *Quexs, per enugz a dir fos* (= *fotz*) *natz* wird angemerkt: „dieses *à* vor dem Infinitiv ist nach voraufgehendem Objekt stehend." Nebenbei sei bemerkt, dafs die Fassung nicht ganz genau ist; denn ein solches *a* erscheint nur dann, wenn es sich um einen präpositionalen Infinitiv handelt[2]. Zu v. 585 heifst es dann nochmals: „Wegen *az* vgl. zu 144", und endlich zu v. 5820, wiederum ungenau: „*a donar,* denn im Jaufre ist der Infinitiv, wenn

---

[1] Es könnte *vesom* auch = *veson* (vor *meillurar*; vgl. *se som mes* 10711) sein. Oder es ist *ve s'om* (mit *se* als ethischem Dativ) zu lesen.

[2] *Baron, leu vos es le mieu dol A perdonar* (6594) spricht nicht für Breuer, da zu konstruieren ist: *Le mieu dol* (Nominativ) *vos es leu a perdonar.*

er seinem Objekt folgt, stets von *a* begleitet". Aber nirgends werden die Beispiele, die der Roman bietet, zusammengestellt; es sind deren mindestens dreizehn, und zwar nach *de*, *en*, *per* und *a* selbst. Wenn Breuer seiner eigenen Regel gefolgt wäre, so hätte er auch *en ma nafr'a* (statt *nafra*) *garir* 6152, *que de sobrier'a* (statt *sobriera*) *far* 6580 und *per sa vid'a* (statt *vida*) *salvar* schreiben müssen. Aber der Jaufretext folgt nicht immer dieser Regel; denn v. 10398/9 heifst es: *E prenon si tuitz li seinor A las pergas ades dreisar*, wenn diese in den Handschriften etwas verderbte Stelle von Breuer — was ich durchaus glaube — richtig hergestellt ist.

2. Zu *Car mi vedas, que no·m combata?* 655 findet sich die Anmerkung: „*B no·n* = *no·m*. Ähnliches öfter, und gelegentlich wird, wo die Deutlichkeit es verlangt, von mir *m* für *n* in den Text gesetzt." Wer also dieser Erscheinung nachgehen will, mufs selbst den Variantenapparat durcharbeiten. Ob die im Jaufre so häufige Erscheinung eines *n* in der 1. Pers. Pl. hiermit zusammenhängt, wird nicht erörtert, ja die Tatsache nirgends erwähnt (s. o. zu § 15 der Einleitung). Sie zeigt sich etwa in *saben* = *sabem* 874 (986), *diren* : *veiren* 1209/10, *parlaren* 1658, *laissaren* 1659 und so noch oft, ja sogar *en* = *em* „wir sind" 9228.

3. Die Anmerkung zu v. 958: *E vai s'en et aco corren* lautet: „*et aco corren* ist eine im Jaufre häufige Ausdrucksweise". Man könnte nach dem Wortlaut der Anmerkung annehmen, dafs das Wort *corren* einen wesentlichen Bestandteil der Redewendung bilde. Das ist natürlich nicht der Fall, und dies wäre sofort ersichtlich, wenn die im Jaufre begegnenden Beispiele zusammengestellt wären oder sich wenigstens ein Verweis auf Stimming, *Ztschr.* XII, 342 fände, der sie alle aufgeführt hat.

4. Von der Verdoppelung anlautender Konsonanz war schon oben die Rede (S. 597, Nr. 25). Breuer erwähnt sie in den Anmerkungen nur zweimal (zu 3332 und 5840). Niemand würde hiernach ahnen, wie häufig sie ist, und der Leser mufs sich in fast allen vorkommenden Fällen selbst helfen.

5. Ähnliches gilt von der Anlehnung eines tonlosen Wortes an *com*, von der in drei Anmerkungen (zu 672, 6597, 8623) die Rede ist. Dafs diese Erscheinung im Jaufre recht häufig und dafs sie anders, als es durch Breuer geschieht, zu deuten und orthographisch dazustellen ist, wurde schon oben bemerkt (S. 596, Nr. 24).

6. Wenn Breuer in der Einleitung S. VIII betont, dafs er knapp sein wollte und mufste, so trifft das auf die Anmerkungen gewifs zu, und so manches Mal vermifst man entweder überhaupt eine Anmerkung[1] oder doch klare Formulierungen. Was nützt bei der völlig dunklen Konstruktion ... *per cal riquesa, Qu'aia en me, ni sap, qui·m sia, Aurai s'amor?* 7479 ein Hinweis auf die Anmerkung zu v. 195,[2] die von dem handelt, was Tobler, *V.B.* I², 123 ff.

[1] Schultz-Gora, *Arch.* 130, 305 erhebt ähnliche Klagen.
[2] ... *una votz, Que cre que gran mistier l'auria Lo secors* ...

„Verschmelzung des Relativsatzes mit einem Objektsatz“ nennt? Durch den Zusatz, hier (7479) scheine „statt der Konjunktion das Relativum eingetreten zu sein (oder Unsicherheit zwischen *que* und *qui*)“ wird die Stelle nicht klarer; denn bei der erwähnten Konstruktion steht das Relativum oft an zweiter Stelle (s. Tobler, *a. a. O.* S. 126), und es bleibt unerfindlich, wie die genannte Konstruktion mit der Jaufrestelle in Einklang gebracht werden soll. Ebenso undurchsichtig ist die Anmerkung zu v. 9323: *E·l gautz fon a sobrier mout gran, Que a·l senescal ez Augier E tuitz li autre cavalier.* Sie lautet: „Kreuzung von *que* ... *que* mit *e* ... *e*“. Hier ist *Que* Relativum, und das zweimalige *e* verbindet die drei Subjekte des Relativsatzes. Unverständlich bleiben mir ferner die Anmerkungen zu 5298, 8822, 9550 u. a., ohne dafs hier den Gründen dafür nachgegangen werden soll.

7. Anderseits ist es schwer, einige Anmerkungen mit der erstrebten Knappheit in Einklang zu bringen. Was ist an der Bedeutung „Gegner“ für *guerrier* (Anmerkung zu v. 70) Besonderes? Warum mufs man zu v. 198 darauf aufmerksam gemacht werden, dafs hier *solamen* mit *sol* (202) gleichwertig ist? Was ist an *l'i* für den Jaufre Charakteristisches (Anm. zu 546)? Oder an *l'en*, von dem eine Reihe Belegstellen — aber nicht etwa alle; vgl. 2280, 2281, 2351, 2353, 2460 usw. — in der Anmerkung zu v. 2128 zusammengebracht werden?

8. Nicht immer erkennt man, warum gerade zu dem betreffenden Vers die Anmerkung gegeben wird. So findet man zu v. 1336 einen Hinweis auf *il* als 3. Pers. Sg. Mask. (Neutr.), das als französische Form angesprochen wird. Aber schon v. 331 steht: *il gita*, 453: *s'il se pot*, 694: *il mori*, 810: *il gira*, 919: *il pres.* Zu v. 3624 wird bemerkt: „Zu *que* denke wieder *om* hinzu.“ Das Gleiche hätte schon bei *can* (v. 16) und später für v. 6378 oder 6864 bemerkt werden können. Wenn es überhaupt nötig war, auf *qui* = *si quis* besonders hinzuweisen, wie es in der Anmerkung zu 6761 geschieht, so war schon zu v. 3138 Gelegenheit dazu. Erst die Anmerkung zu v. 9058 macht auf neutrales *qui* in Hs. *B* aufmerksam, während es doch schon — sowohl fragend als relativ — in v. 1109, 1287, 4349, 4684, 5815, 6209 im Text begegnet.

9. Dafs nicht alle in den Anmerkungen niedergelegten Auffassungen sprachlicher Erscheinungen Billigung finden können, ist schon gelegentlich gestreift worden. Hier sollen nun noch einige derartige Fälle erörtert werden.

a) In v. 10542: *no·n poiria una cremar* hat *B unas.* Dies *s* ist sinnlos und findet darin hinreichende Erklärung, dafs diese Handschrift, wie Breuer selbst zu 10538 bemerkt, öfters ein unberechtigtes *s* anhängt. Wenn aber Breuer in seinem liebevollen Eingehen auf die Varianten auch die Möglichkeit, *una·s* zu schreiben, erwägt, so wird man ihm darin nicht folgen. Denn nichts gestattet die Annahme, dafs die Sprache des Jaufre schon

so weit entwickelt ist, ein unbetontes Pronomen vor den Infinitiv zu setzen.[1]

b) Zu v. 237: *E·l rei a sse meravillatz* setzt Breuer die Bemerkung: „Sollte hier das refl. Zeitwort mit *aver* verbunden sein? Es wäre in Jaufre der einzige Fall; daher wohl vortoniges *e* > *a*, was *B* manchmal zeigt." Trotzdem dieser Wandel, wie oben gezeigt (s. S. 598, Nr. 26), erheblich häufiger ist, als man aus Breuers Worten schliefsen sollte, kann ich an diesen lautlichen Vorgang bei einem einsilbigen und so oft gebrauchten Wort, wie es *es* ist, nicht recht glauben. Er ist auch zur Erklärung des *a* gar nicht nötig; denn so ausnahmslos, wie Breuer es hinstellt, sind die reflexiven Verben nicht mit *eser* verbunden. Zunächst besteht für mich kein Zweifel, dafs in v. 6652: *non s'o* (statt *so*) *a tengut a festa* und in v. 7670: *Enaissi s'o* (statt *so*) *a acordat* zu lesen ist, ebenso wie in v. 7760: *s'ella non so a conogut*, schon der Stellung des *non* wegen, das *so* in *s'o* zu verwandeln ist. Sodann setzt Breuer selbst in den Text: *Non sai si s'aia ou dretz o tort* (788), und in v. 6662 steht ebenso klar: *Ez an si facha la razon Tota contar* (nfz. *ils se sont fait raconter*). An der Berechtigung des oben erwähnten *a sse meravillatz* ist demnach nicht zu zweifeln.

c) Zum „passivischen" Gerundium und Infinitiv. Der Bösewicht Taulat läfst den armen Melian alle Monate einmal von seinen Schergen fesseln und unter Geifselhieben einen Hügel hinauftreiben; oben bricht dann der also Gepeinigte völlig zusammen, und seine eben verharschten Wunden öffnen sich wieder. So heifst es v. 5042 ff.: *E Taulat es aici vengutz, Que·l fai a sos qussos liar. E pueis fa·l aquel pueg puiar Baten ab unas coreiadas* (ähnlich 5991, 6443, 6675). Aus 5848 ff. geht hervor, dafs Melian nicht selbst sein Opfer peitscht, sondern dies Geschäft eben jenen Schergen überläfst. So bemerkt denn Breuer zu v. 5045: „Zu dem passiv. *baten* vgl. *sen raubar* ‚ohne beraubt zu werden' 8082." Dafs die beiden Fälle ähnlich liegen, sei zugegeben; aber m. E. sollte man ebensowenig von einem passivischen *baten* wie von einem passivischen Infinitiv sprechen. Wenn es in v. 8082 heifst: *(El* d. i. Jaufre *a Estot lo mal vencut . . .) E·l servent mort, que·l pas garava, On om sen raubar non pasava*, so ist dies einer jener Fälle, von denen Tobler, *V. B.* I², 91—92 eine nicht unbeträchtliche Zahl beibringt. Das Subjekt des Infinitivs ist so selbstverständlich der *servent*, dafs es dem Dichter nicht nötig erscheint, es noch einmal besonders auszudrücken. Der Infinitiv ist eben absolut gebraucht: „ohne dafs ein Rauben stattfindet", und dieser Fall liegt nicht anders als der des Verses 1766, wo es von Jaufre heifst: *Car gran paor a de nafrar son caval.*[2] Nicht

---

[1] Aus demselben Grunde ist es zu beanstanden, wenn es s. v. *fadiar* im Glossar heifst: *s'i fadiar*, oder s. v. *poinar* zu v. 177: *i poinar*. Zudem hat das *i* hier gar keinen charakteristischen Sinn, da es „dabei, in dieser Sache" bedeutet.

[2] Vgl. das fast gleichlautende afz. Beispiel bei Tobler, *a. a. O.*: *Grant paour a d'ocire son destrier.*

Jaufre kann möglicherweise sein Pferd verletzen, sondern die Gefahr droht von seiten des *serven*, und hier ist es doch ganz unmöglich, von einem passivischen *nafrar* zu sprechen, da das zu Verwundende ja als Objekt folgt. Dieselbe absolute Verwendung des Infinitivs zeigt sich auch in v. 7551: *Per que donna, se s'amor dona Ses querre, non es tant honrada* und 6442: *(E me fasia ... puiar) E·ls mans detras lo dos liar.* Im ersten Beispiel ist derjenige, der bittet, im zweiten derjenige, der die Hände bindet, als selbstverständlich nicht genannt. Auch im Deutschen („er liefs mir die Hände binden") wird man doch wohl von einem passivischen Infinitiv nicht sprechen wollen. Das *ses raubar* oder *ses querre* liegt nicht anders als *sens* + Substantiv in folgenden Fällen: 1. *Que prenga* (sc. *lo reis*) *de la vilania, qu'en sa cort fes* (sc. *Taulatz*) *sens desfiansa, A son plazer dreit e venjansa* (6189), 2. *E contatz li* (sc. *al rei*) *la desmesura Que fasia* (sc. *Taulatz*) *sentz forfaichura Az aquel cavalier souffrir* (6192), 3. Von einem Bösewicht sagt eine Unglückliche: *Que a peccat me tol mon dreitz Ez a tort e ses forfaichura* (8035). In Beispiel 1 geht die (geleugnete) Herausforderung nicht vom Subjekt (Taulat), sondern vom König, in den beiden anderen die (geleugnete) Missetat nicht von den Subjekten, den Bösewichten, sondern von den Leidenden, Melian und der Dame, aus[1]. Sind das nun passivische Substantive?

Auch das Gerundium ist ja schliefslich ein Substantiv, und wenn *ses forfaichuna* bedeutet „ohne dafs eine Freveltat (sc. des Gepeinigten) vorlag", wenn *ses querre (raubar)* bedeutet „ohne dafs ein Bitten (Rauben) geschah", so ist eben *baten* „durch Schlagen", und das Subjekt wird hier aus dem gleichen Grunde nicht genannt wie in den soeben behandelten Fällen. Es besteht also kein Unterschied zwischen dem *baten* in dem obengenannten Beispiel und dem in v. 6446: *E cant m'avian sus puiat Batent e feren mal mon grat*, wo der Satz zufällig so gestaltet ist, dafs das Subjekt von *avian* und das von *baten* die gleichen sind. Dafs diese absolute Verwendung des Gerundiums keine Besonderheit des Jaufredichters ist, sei durch einige anderen Schriftstellern entnommene Beispiele gezeigt: *Assatz val mais e es plus d'avinen Don ses qerre que qant es datz q u e r e n* Aim. Sarl. Gr. 11, 4; III, 8 (*Studj fil. rom.* VIII, 443); *E fosson tot li tort rendut e passesson de bon talen, tost foron Sarrazin vencut o c o m b a t e n o p r e z i c a n* Guir. Riq. Gr. 248, 48; VII, 8 (M. *W.* IV, 38); *Que totz sels ausiran Que no·s volran covertir p r e z i c a n* Bertr. d'Al. Gr. 76, 14; V, 7 (Salv. de Grave 117); *Amors, mes m'avetz en afan, Quar suy ves vos obediens; e si·m layssatz morir a m a n, atendretz mal mos covinens* Bern. Pradas Gr. 65, 3; II, 3 (Appel, *Ined.* 37); *E devetz saber de peccat Qu'el nais de mala voluntat E ve dueis a perfeccio Per mala cogitatio O mal p a r l a n o mal o b r a n O·l be qu'om deu far non c u r a n* Brev. d'Am. 8391; *Encaras fa maior*

[1] So glossiert denn Breuer *ses forfaichura* mit „ohne dafs ihm Unrecht geschah".

foldat Qui per gelosia la (sc. *la molher*) *bat; Car baten l'amors no·is muda de cel per cui es batuda*, a. a. O. 33135.

d) Zu v. 6202: *Que mout honrat servir li fa* findet sich folgende Anmerkung: „*honrat*, zu *fa* gehörig, scheint sich zu *servir* geschlagen zu haben; doch liegt nur emphatische Vorausnahme von *mout honrat* vor". Hier sucht Breuer eine stilistische Feinheit, wo keine ist. Es liegt eine durchaus nicht ungewöhnliche grammatische Erscheinung vor, für die Tobler, *V. B.* I², 216 ff. eine, so weit ich sehe, anerkannte Erklärung gegeben hat (vgl. auch die Literatur, die Levy, *S. W. B.* III, 384 *faire* Nr. 21 gibt). Es handelt sich um subjektloses *faire*, zu dem ein von einem Adjektiv begleiteter Infinitiv tritt. Der Jaufredichter findet sich also, wenn er *honrat servir* zusammenstellt, durchaus in Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch. Er scheint für diese Redewendung eine gewisse Vorliebe gehabt zu haben, da er sie im ganzen elfmal[1] anwendet, zuerst v. 3057. Daſs Breuer ihre Natur nicht erkannt hat, geht auch aus der Gestalt von v. 7863 (*Aiso fa fort leu a 'saiar* statt *asaiar*) und aus der Art der Glossierung hervor. Das Wortverzeichnis bringt sie an den verschiedensten Stellen: 1. s. v. *far* als *far leu* „leicht sein", 2. s. v. *leu* als *fa leu* mit bloſsem Infinitiv „es ist leicht", 3. s. v. *bon*, wo folgendermaſsen glossiert wird: „*far bon* 'ratsam sein' 3668, *non fa bon sofrir* 'ist nicht gut zu ertragen' 3500, *far bon escoutar* 'sich wohl anhören' 3057", 4. s. v. *meillor* als *far meillor* ohne Übersetzung.

* * *

Die letzte Bemerkung führt uns zum Glossar. Daſs das Wortverzeichnis eines so umfangreichen Werkes nicht bis in alle Einzelheiten ohne Fehl sein kann, ist selbstverständlich, und die folgenden Bemerkungen sollen dazu verhelfen, es möglichst zu vervollkommnen.

a) Ähnlich wie bei der soeben behandelten Redewendung mit *faire* findet sich auch sonst hier und da ein Ausdruck unter dem falschen Stichwort untergebracht.

1. Wenn es v. 1682 *Et un serventz li sal denant* oder v. 6924 *Ez ab aitan lor saill denan Lo senescal de Brunesen* heiſst, so ist das Bemerkenswerte daran nicht das *denan*. Denn dieses Adverb wird im Jaufre sehr oft neben einen personenbezeichnenden Dativ gestellt, und statt seiner könnte ja, wenn die Situation es erforderte, ein *derier*, *delatz* o. dgl. eintreten. Wohl aber ist charakteristisch die Bedeutung von *salhir* „auftauchen", eine Sinnesnüance dieses Wortes, die bisher noch nicht belegt zu sein scheint. Sie sollte also unter *saillir*, nicht unter *denan* gegeben sein.

2. V. 4757 f. lauten: *Ez aucis la un cavallier Senes forfaitz que no l'avia.* Den zweiten dieser Verse findet man unter *forfaitz* ohne Übersetzung zitiert. Das Wesentliche daran ist aber nicht dieses

[1] Die Zahl stimmt wohl; denn meine Zählung hat das gleiche Ergebnis gezeitigt wie die Zusammenstellung Stimmings in *Ztschr.* 12, 342.

Wort, das durch irgendein anderes Substantiv ersetzt werden könnte (s. die Beispiele unten), sondern die Konstruktion *ses ... que ... no*, die man aber bei *senes* vergeblich sucht. Und doch scheint der Jaufredichter auch diese Redewendung gern zu haben, wenngleich sie Stimming (*Zschr.* XII, 342) nicht aufführt. Er verwendet sie aufser in dem schon zitierten Beispiel, soweit ich sehe, noch an fünf weiteren Stellen, die, da weder Levy, *S. W. B.* VII, 593[1] noch Stimming, *Bertr. de Born*[1], Anm. zu 14, 36 ein Beispiel aus Jaufre beibringen, hier zusammengestellt werden mögen: *E pueis cuiatz m'aver traït Sentz forfaitz que no·us ai de ren* 4691 (dies Beispiel begegnet einem bei der Lektüre früher als das im Glossar zitierte); *... en la prison, On Taulatz m'aura tenut tan E ses forfaitz petit ni gran Que no l'avia de ren faitz* 6236/7; *Ieu t'en lassarai anar sout Ses mal que non auras de me* 9043; *... per mostrar Lo gran mal qu'aquest me sol far A peccat e a desmesura E ses neguna forfaichura qu'eu, seiner, de ren no·l fasia* 10132; *Que anc trastot mon vivent Non fes hom tan honrat present, Con vos en tan pauc de saçon M'avetz faitz senes guizardon Que de me non* (Breuer *no·n*) *avetz agut* 10192. Hier steht überall der Indikativ. Ein Beispiel mit Konjunktiv bei Schultz-Gora, *Prov. Studien* S. 88, Anm. zu v. 30.

b) Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Wörtern und Ausdrücken findet sich im Glossar nicht mit der Verszahl ihres ersten Vorkommens zitiert.

1. *abrasat* mit *escut* zusammengestellt, wohl „mit dem Schild auf dem Arm": Glossar erst 9150 (ohne Übersetzung), Text schon 5309, 5371; 2. *aiso* (*so*) *qui es?* „was ist das?": Glossar erst 4684, Text schon 1109, 4349; 3. *anoigz* (s. o. S. 591, Nr. 3) „heute Nacht": Glossar erst 3557, Text schon 869; 4. *asegurar* „des Lebens versichern": Glossar erst 3433, Text 2729; 5. *aver* in Ausdrücken wie *Cal cavalier ac en Dovon!*: Glossar erst 1328 („*i a pro cavallier* 'er ist ein tüchtiger Ritter'"), Text schon 685; 6. *ben* in *aver ben* „sich wohl fühlen": Glossar 6278, Text 4340; 7. *ensenhar* „den Aufenthalt js. nachweisen": Glossar 5014, Text 4804; 8. *far* in *tan mi pot far* „so viel vermag sie über mich": Glossar 6818, Text 1764; 9. *se lassar en* „sich müde, matt machen" (Breuer unrichtigerweise „sich abhetzen"): Glossar 4598 (*se lassar en* sogar erst 6458), Text 3155; 10. *se levar* (von der Hitze gesagt): Glossar 4175, Text 1316 (beide Male reflexiv, während Breuer es als intransitiv bezeichnet); 11. *luec* in *en luec* „irgendwo": Glossar 1009, Text (allerdings verneint = „nirgends") 442; 12. *merce* in *prenre*

---

[1] Als letztes Beispiel zitiert Levy folgende Stelle aus Folq. Mars. (ed. Stroński 24, 16): *Per que·us prec que merce n'aiatz Ses tort qu'ieu anc non aic vas vos.* Er findet sie bemerkenswert und fügt die Anmerkung Strońskis hinzu: *Le sens est nettement causatif.* Wie sollte *ses* kausativ sein? Der Dichter bittet um Gnade. Das tut man sonst nur, wenn man etwas verbrochen hat. Nur in der Liebe ist es anders; da bittet man um Gnade, auch ohne dafs ein Fehl vorangegangen ist. Denn der Liebende hat kein Recht, Gegenliebe zu verlangen.

a merce „begnadigen“: Glossar 1297, Text 1005; in *venir a merce* „sich unterwerfen“: Glossar (*far fenir a merce* „zur Unterwerfung bringen“) 6106, Text 3430; 13. *outra* in *d'outra en outra* „durch und durch“: Glossar 9075, Text 842; 14. *plan* (vom Haar gesagt; Breuer: „schlicht“, wohl eher „glatt“): Glossar 8577, Text 2210; 15. *primier* „erstes Gericht“: Glossar 9795, Text 507; 16. *ricamen* „reichlich, gründlich“: Glossar 1456 (hier fälschlich mit 8984 *B*, 9686 *A* zusammengestellt), Text 631; 17. *tan* in *tan tro* (*entro*) *que* „bis daſs“: Glossar (s. v. *tan* und s. v. *tro* für *tan tro que* und *tan entro que*, unter *entro* aber überhaupt nicht) 2518, bzw. 2675, Text 1307, bzw. 2167; 18. *tornar* „zurückkehren“: Glossar 8920, Text 3419; in *tornar a* „ausschlagen zu“: Glossar (*tornar ad enueitz*) 7122, Text (*tornar a mal*) 3666; 19. *vendre* in *car vendre* „entgelten lassen, büſsen lassen“ (Levy, *S. W. B.* VIII, 633): Glossar (ohne Übersetzung) 6018, Text 615, 1090 (= einfachem *vendre*, das mit „jem. etwas heimzahlen“ 4797 glossiert wird).

c) In einer Reihe von Fällen weist das Wörterverzeichnis m. E. unrichtige Glossierungen auf. Von einigen dieser Fälle soll hier die Rede sein.

1. *aus.* In *A* lautet 6427: *E aus ne fait aici present.* Das Glossar (s. v. *aus*) sagt: *aus* = *à vos.* Das ist unmöglich. *B* zeigt deutlich, wie verstanden werden soll: *Ez a vo·n faitz aici present.* Auch in *A* ist *a* = „hat“: *E a·us ne fait . . . present.* *A* und *B* unterscheiden sich nur dadurch, daſs *A* das *vos* an *a* anlehnt und *ne* selbständig läſst, während *B* dem *vos* seine Silbigkeit bewahrt und *ne* anlehnt [1].

2. *cort.* Brunessens Seneschall bietet Sühne für sein Vergehen: *Mas per so car m'en descreses Ni·us pensatz qu'ieu·s n'aia mentit, Vos farai aquel escondit Que vostra cort conoisera* (4127). Ist hier wirklich an einen Gerichtshof zu denken? Brunessen denkt jedenfalls nicht daran, einen solchen zu berufen, sondern setzt die Strafe sofort selbst fest, die der Seneschall auch ohne weiteres auf sich nimmt. Ich glaube deshalb, daſs hier nicht *vostra cort* zu lesen ist, sondern *vostr'acort* „euer Beschluſs, Wille“ (Levy, *S. W. B.* I, 17 „Entschluſs, Willen, Meinung“). Dasselbe gilt wohl auch für 5886 und für 6090, eine Stelle, die das Glossar nicht erwähnt: *E no·l* (= *Dieu*) *platz que te·l* (?) *soffra plus La cort del bon rei mon seignor E dels bons cavalliers la flor.* Was sollte neben *la flor dels bons cavalliers*, die doch den Hof Artus' ausmacht, noch einmal *la cort del bon rei Artus*? So wird auch hier *L'acort* „der Wille“ zu lesen sein.

3. *cozen.* Von dem verwüsteten Lande heiſst es: *C'uns cavalliers, mals e cozentz O a tot confondut ab guerra* 8752. Im Glossar steht für *cozent* nur die Übersetzung „brennend“, die auch für unsere Stelle angenommen wird. Was soll aber „brennend“ als Epitheton eines Ritters heiſsen? Levy, *Pet. Dict.* setzt für *coire* die Bedeutung *être*

[1] Oder sieht Breuer etwa auch bei *a vo·n faitz* (*B*) in *faitz* ein Präsens und in *a* die Präposition, der ein unbetontes Pronomen folgt?

désagréable an. Demnach wäre *cozen* auch „unangenehm". Dies würde in der Zusammenstellung mit *mal*, das hier wohl kaum den lobenden Sinn „ungestüm, tapfer" hat, zu dem Ritter, dessen scheufsliches Aussehen v. 8667 ff. geschildert wird, vorzüglich passen, Anders ist *cozen* 9328 aufzufassen. Brunessen redet den verloren geglaubten, ihr wiedergegebenen Jaufre an: „*Seiner Jaufre, gran marrimen M'aviatz donat e cozen, So·s promet ben, si Dieus m'aiut, De vos que avian* (= *-am*) *perdut.* Es ist natürlich möglich, hier, wie Breuer es tut, in *cozen* ein dem *gran* koordiniertes Attribut zu *marrimen* zu sehen, wenngleich es reichlich weit von seinem Substantiv entfernt ist. Ich möchte es aber lieber als ein dem *marrimen* koordiniertes Substantiv auffassen und mit Levy, *Pet. Dict.* (nach *S. W. B.* I, 398, hier Stimming und Thomas folgend) *cozen* mit *douleur cuisante* übersetzen.

4. *demandar.* Für 4339 und 4651 setzt das Glossar die Konstruktion *demandar de* „fragen nach" an. Breuer hätte dasselbe schon für 4045 tun können, aber, wie mir scheint, hier und in den beiden ersten Fällen mit Unrecht. Das Verb wird üblicherweise mit dem Akkusativ dessen, wonach gefragt wird, und dem Dativ der Person konstruiert, die man nach etwas fragt. So im Jaufre: *Ez el demandet l'aventura* 4061; *Pulcella, no·m demandetz plus de novas* („keine Nachrichten mehr") 5828; . . . *De so que demandat m'aves* 5165; *Que l'aventura demandes* 6981. Auch in 10433 liegt es nicht anders *E pueis apres a·ls demandatz: „Baron, con eravatz garnitz?"*. Denn hier ist das Akkusativobjekt die direkte Rede und *·ls* steht für *lor* (so auch Breuer in der Anmerkung). Mitunter zeigt sich auch ein *de*, das aber nichts mit *demandar* zu tun hat, sondern ein Substantiv an das Objekt anschliefst: *Ja no·us cal novas demandar Del jent servir que lor fes far* 8191; *Ja mais del crit non deman ren* 4449; *Qui del crit lor demanda ren* 5137. Hier ist *de* überall = „in Betreff", ebenso in den folgenden Beispielen, in denen (wie in den eingangs genannten drei Fällen) das Erfragte durch einen indirekten Fragesatz ausgedrückt wird: *E demanda del cavallier Az aquel . . . Si dorm o si s'es reisidatz* 4045; . . . *car auset demandar Del crit per que leva tan grantz* 4338, *Que demandet del crit per que·s fa* 4651, *Pueis demandet del cavallier . . . S'es garitz o si pot garrir* 7228, *Pueis demanda·l de son afar Com er . . .* 8471. Man könnte auch sagen, hier diene das *de*, wie so oft, dazu, das Subjekt des Nebensatzes vorwegzunehmen. Man mag etwa folgenden Satz zum Vergleich heranziehen: *Mas mout mi faitz meravillar De mon paire co·l conoisetz* 5799. Hier wundert sich die Redende nicht „über" ihren Vater, sondern „in Betreff" ihres Vaters; nicht ihr Vater setzt sie in Erstaunen, sondern der Umstand, dafs der Angeredete ihn kennt. Genau ebenso wird in den Beispielen mit *demandar* nicht „nach" der und der Person oder Sache gefragt, sondern nach etwas, was diese Person oder Sache betrifft. Breuer hatte also kein Recht, ein *demandar de* „fragen nach" anzusetzen. Denn das einzige Beispiel, das dafür sprechen könnte, scheint ihm

entgangen zu sein: *Qui·us demanda de me, Digatz li . . .* 6253. Es erhält eine Stütze durch das — ebenfalls einzige — Beispiel, das Levy, *S. W. B.* II, 75, Nr. 3 für *demandar alcu de alcuna re* „j. nach etwas fragen“ aus Brev. d'Am. beibringt: *Quar be say que d'aquel*[1] *amor M'an demandat li aimador* 290. Aber genau so wie *demandar* in dem Sinne absolut gebraucht wird, daſs der Gefragte nicht genannt wird (vgl. v. 4338, 4651, 7228), kann es auch bei Nennung des Gefragten in dem Sinne absolut gebraucht werden, daſs nur die Person oder Sache genannt wird, in Bezug auf die gefragt wird, nicht aber dasjenige näher bezeichnet wird, was man betreffs der Person oder Sache wissen will. Solange also keine beweiskräftigeren Beispiele als die beiden zuletzt zitierten vorliegen, glaube ich, daſs das *de* in ihnen sich in nichts von dem *de* der übrigen unterscheidet, daſs auch in ihnen die befragte Person (*M'* und *·us*) im Dativ steht, daſs es also die Konstruktion *demandar alcu de alcuna re* nicht gibt.

5. *derier* in *tornar en derier*. Der alte Augier jammert um Jaufres vermeintlichen Untergang und klagt den Tod an: *Ai mort, consi m'as guerreiat E co m'as* (Text *com as*; vgl. o. S. 596, Anm.) *tornat en derier, Que tout m'as gautz e alegrier E dat marrimen e dolor* 8623. Hier glossiert Breuer, offenbar in der Meinung, das Bild vom Kampfe setze sich fort, „j. zurückschlagen“. Dagegen spricht aber das Folgende, und gänzlich ausgeschlossen ist dieser Sinn an der zweiten Jaufrestelle, die Breuer nicht erwähnt: *Car estat ai Domna de mout granda valor E mout ai agut grant honor. Mas tot m'es tornat en derrier, Car mos filltz m'aucises l'autrier* 10743. Wie sollte in dieser Klage der Riesenmutter, der Jaufre den Sohn getötet hat, ein „zurückschlagen“ passen? Diese Stelle zitiert denn auch Levy, *S. W. B.* II, 109 *derier* Nr. 6. Hier gibt er zwar keine Übersetzung; unter den mit *tornar* gebildeten Redewendungen aber (VIII, 503) führt er auch *tornar en derier* auf, verweist dabei auf die unter *derier* zitierte Jaufrestelle und glossiert „zu Schaden bringen“. Allerdings liegen die beiden Jaufrebeispiele nicht ganz gleich. Denn im ersten ist *tornar* transitiv, im zweiten scheint es mir intransitiv und eher unter die a. a. O. Nr. 26 angeführten Fälle von „zu etw. werden“ zu gehören. Im ersten Falle müſste es also wohl mit „zu Schaden bringen, vernichten“, im zweiten mit „zum Schaden ausschlagen, zugrunde gehen“ übersetzt werden.

6. *fadiar, fadia.* Glossar: „*fadiar* 5073 und *se f.* 5078 'scheitern, eine Fehlbitte tun'; *se f. en a.* 10613 und *s'i*(!) *f.* 10324 *A*, 10530 *A*.“ Die Bedeutung „eine Fehlbitte tun“ paſst nicht für 5073 und 5078. Auſserdem ist das Verb auch in 5073 als reflexiv zu betrachten, da in *l'autre son fadiat* das *son* = *s'an* ist. Für 5078 hat Breuer wohl mit Recht die Bedeutung „scheitern“ angesetzt, während Levy, *S. W. B.* III, 374 auch „ehe ich nicht

---

[1] Oder sollte man *qued aquel amor* lesen? Dann wäre dies Akkusativ und alles in bester Ordnung.

mein Heil versucht haben werde" in Erwägung zieht. In der Tat scheint im Jaufre dem Verbum etwas Negatives innezuwohnen, und dies wird durch das Substantiv *fadia* bestätigt, das in der Wendung *a fadia* (42, 6332) vorkommt und das an der ersten Stelle mit „enttäuscht", an der zweiten mit „vergebens" glossiert wird; es ist aber beide Male wohl eher „mit Abweisung, unverrichteter Dinge" zu übersetzen (Levy, *S. W. B.* III, 474 Nr. 3).

7. *falhir.* Jaufre ist heimlich aus Brunessens Schloſs entwichen; als er aber den Ochsentreiber Brunessens Lob singen hört, ... *estet, que non sonet mot, Una pessa totz esbaïtz E tenc se mout fort per faillitz, Car enaissi s'en es enblatz* 4284. Glossar *se tener per falhitz* „sich betrogen vorkommen". Wer aber sollte Jaufre betrogen haben, da er aus freien Stücken entflohen ist? Mit Hinblick auf den folgenden Kausalsatz wird man hier wohl eher *falhitz* mit „einer, der sich vergangen, gefehlt hat" übersetzen. Jaufre fühlt, daſs er gegen die guten Sitten verstoſsen hat, als er sich so heimlich davonmachte.

8. *gap.* Das Wort schillert in seinen Bedeutungen. Den Sinn „Spott, Scherz", den einzigen, den Breuer ansetzt, hat es nur v. 129. Dagegen bedeutet es v. 55 „Lärm", *ses gab* also „ruhig"; denn der Verfasser wünscht, daſs sein Werk *em patz e ses gab* angehört und daſs nicht, wie er v. 14—15 auseinandersetzt, während des Vortrags Geschäfte abgewickelt oder leise Gespräche geführt würden. Dieselbe Bedeutung liegt auch v. 3180 (fehlt im Glossar) vor: *Ez anc per bruida ne per gap Ne per neguna ren c'ausis Non laisset que non s'adormis.* Dagegen ist in v. 5198 für *senes tot gap* der Sinn „ohne jede Übertreibung" (Levy, *S. W. B.* IV, 38) anzusetzen (Breuer „Scherz beiseite"), da hier nicht gescherzt, sondern der Kopf der entsetzlichen Alten geschildert werden soll, *que ac major, senes tot gap, D'una orca de dos sestiers.*

9. *per mort.* Diese Wendung erscheint zweimal in Verbindung mit *guerreiar*, 6298 und 10122; das erste Mal glossiert Breuer, reichlich frei, „mit allen Mitteln", das zweite Mal „auf Leben und Tod". Das letztere dürfte das Richtigere sein. Denn der Ausdruck *per mort* soll doch den erstrebten Zustand des Verfolgten, nicht die Handlungsweise des Verfolgers kennzeichnen, und der eigentliche Sinn ist wohl „mit dem Ziele völliger Vernichtung".

10. *part* in *a(d), en una part.* Die einzige im Glossar zitierte Stelle (v. 153) wird mit „irgendwo" wiedergegeben. Die Wendung kommt aber sehr viel öfter vor und bedeutet jedesmal „auf eine Seite, auf die Seite, abseits" (Levy, *S. W. B.* VI, 92 „beiseite, abgesondert"). Die anderen Beispiele mögen hier folgen: Von dem erschöpften Jaufre heiſst es: *E va s'en una part gitar, Car totz es lasse e pesantz* 2812; der Seneschall Brunessens ist so beschämt *Que de totz los autres si lonia. Ez es s'as una part gitatz, Pueis a son vestir esquintatz* 4101; *E Brunesentz esta marida Az una part e plain e crida* 4114; *Mas sonatz la domna maior E menaz la az una part E digatz* ... 4843; Keu wird von Jaufre aus dem Sattel

gehoben: *E can se vol en pes levar, Anet a una part tonbar* 9456; *E pueis son az una part mes La pros raïna e Jaufres, E·l reis sec delatz Brunesentz* 9553.

11. *saber.* Brunessen jammert über den vermeintlichen Tod Jaufres: *Qui vos a mort? Sabra o·m dir!* 8541. Dazu, allerdings mit Fragezeichen, im Glossar s. v. *saber*: „es wird nötig sein". An anderen Stellen dagegen scheint für Breuer die Bedeutung „sollen, müssen" für *saber* gar nicht fraglich; denn für 9884 und 10325 *A* setzt er sie ohne Bedenken an. Die drei Stellen beweisen aber nicht, was sie beweisen sollen. In der Textgestaltung von 8541 erregt schon die Stellung *o·m* statt *m'o* Bedenken, und so ist denn die zweite Vershälfte als Frage zu lesen: *Sabra om dir?* „Wird man es sagen können?". Das Fehlen des als selbstverständlich leicht zu ergänzenden Objektspronomens kann nicht überraschen. Im übrigen schreibt Hs. *B sabra hom.* Auch an den beiden anderen Stellen kann von *saber* „müssen" keine Rede sein. Zuerst 9884. Artus zieht allein aus, den Zaubervogel zu bekämpfen. Keu mahnt die Ritter, dem König nötigenfalls zu Hilfe zu eilen, *E cascuns dis: „No·us o cal dir, Se tuitz i sabiam morrir"*. Es ist eine etwas knappe, aber durchaus verständliche Redeweise. Zwischen dem *no·us cal dir* „aber das braucht ihr uns nicht erst zu sagen, das ist doch selbstverständlich" und dem bedingenden Satz ist der Gedanke unausgesprochen geblieben, der eigentlich Hauptsatz zu der Bedingung sein sollte: „wir werden (würden) ihm zu Hilfe eilen". Dahinter dann die Bedingung oder besser Einräumung — denn *se* hat hier den Sinn von „selbst wenn" —: „selbst wenn wir wüfsten, dafs wir dabei sterben". Nicht anders liegt der Fall bei 10325, wo *A* schreibt: *si·n sabia costar tot l'aur Ni l'argent c'ai e mon tresaur.* Der König will der Brunessen jede Bitte erfüllen, selbst wenn er wüfste, dafs es ihn alles Gold und Silber seines Schatzes kostete (oder *costar* = „bezahlen"?). Dafs *B* hier *devia* hat, berechtigt nicht, *sabia* mit „müfste" zu übersetzen. Man möge mit diesen Beispielen v. 10615 vergleichen: *No·us podetz en me fadiar De nulla ren q'ueu puesca far, Se sabia que mi costes Tot cant ieu ai ni loing ni pres.* Hier steht statt des Infinitivs ein *que*-Satz, und niemand wird meinen, dafs *saber* hier den Sinn von „müssen" habe.

12. *soterrar.* Das Wort erscheint 9143 und 1138, beide Male, um die Folgen eines gewaltigen Schwerthiebes zu kennzeichnen, der das Schwert in die Erde hineintreibt. *E va tal en terra ferir Ab son bran que n'a soterrat Sotz terra mais de la meitat* 9143 und *E det tal colp en terra que la meitat del bran soterra* 1138. Die erste Stelle glossiert Breuer mit „in die Erde vergraben", die zweite mit „in die Erde schlagen". Es ist kein Zweifel, dafs das letztere für beide Stellen das Richtige ist.

13. *van.* In v. 5767 ff. heifst es von dem Riesen: *E tenc en man La 'spaza e non jes en van, Aintz la tenc estreitz e calcat.* Die Stelle wird im Glossar nicht erwähnt. Dagegen wird für 9072: *E Jaufre no·l feri en van, Antz lo feri de tal poder Que·l fer fes*

dintz l'escut parer die Wendung *en van* mit „vergebens“ glossiert. Diese Deutung zu geben, war ja wohl kaum erforderlich; jedenfalls aber paſst sie für die erste Stelle nicht. Hier dürfte, wie aus der Gegenüberstellung von *en van* mit *estreit*, *calcat* hervorgeht, der Sinn „schwach, kraftlos“ (Levy, *S. W. B.* VIII, 581) vorliegen, und auch für das zweite Beispiel würde ich diese Bedeutung vorziehen, da hier ebenfalls *en van* und *de tal poder* in gewissem Gegensatz stehen.

d) In anderen Fällen fehlt die Glossierung ganz, sei es, daſs das Wort überhaupt nicht oder gerade in der besonderen Bedeutung nicht ins Wortverzeichnis aufgenommen ist. Da Breuer Vollständigkeit im Glossar offenbar nicht angestrebt hat, so läſst sich über die Zweckmäſsigkeit der Auswahl gewiſs streiten. Wenn man aber *auna*, *camisa*, *celat*, *esbaït*, *frevol*, *jogar*, *malesa*, *metge*, *pantais*, *sevals*, *somos*, (*a*, *en mon*, *ton* usw.) *viven* im Glossar verzeichnet findet, so hat man wohl ein Recht, die folgenden Wörter, bzw. Bedeutungen zu vermissen. Die Aufstellung beruht mehr auf einer gelegentlichen Nachprüfung als einer systematischen Durchsicht des Glossars.

ab fast gleich „wie“ 5921; *acolhir* „freundlich aufnehmen“, fast gleich „billigen“ 6082; *se acordar* „etw. mit sich ausmachen“ 7671 (lies *s'o a* statt *so a acordat*; vgl. oben S. 603 unter *b*); *adonar* „geben“ (sonst nicht belegt) 10598; *aintz* (mit anderem Komparativsatz koordiniert) „desto eher“ 5526; *aisina* 9206 (?); *aitan* „unter solchen Umständen (?) 6869, *d'aitan con* 1. „so lange wie“ 5656, 2. „sobald als“ 7686 (?), 8787; *asermar* „übel zurichten“ 5495; *ausir* in *c'avetz ausit?* „was gibt's?“ 3205, 3835, 4400[1]; *aver* unpers. in *mi a a far ab* „ich habe zu tun mit“ 6319 und in *vengut a* „es ist (sind) gekommen“ 3307; *baten* „eilig“ 7981; *can* nach einem im Kondizionalis stehenden Hauptsatz Nebensatz einführend, dessen Handlung die Verwirklichung des Bedingten verhindert (z. B. *E fora·s ben laïntz gitada, Can lo senescals la retenc*) 1121, 3818, 8496, 8557, ähnlich auch 10725 (vgl. Stimming, *B. de Born*[3] S. 173); *cavalaria* „Dinge, die Sache des Ritters sind“ 41, 3767; *com* „da ja“ 5339; *comandar* „übergeben, anvertrauen“ 2762; *complir* „vollkommen werden“ 10836; *defendre* (fälschlich hinter *deforas*, *defors* eingeordnet) „vor etw. behüten, beschützen, bewahren“ 1435; *denant* „vor sich“ 5236 (Levy, *S. W. B.* II, 15 *davan* Nr. 7), „vor ihn“ 9781 (vgl. *Zschr.* 45, 602); *desprisar* „schmähen“ 6527 (vgl. 6525 *dicha*, 6529 *disses*, die beweisen, daſs es sich hier um eine „ge-

[1] Daſs hier an den eigentlichen Sinn von *auzir* nicht mehr gedacht wird, zeigen die drei Beispiele, besonders das erste, deutlich: 1. Brunessen hört die Vögel nicht (!) singen und läſst den Seneschall kommen; dieser erscheint *E demanda·l: „C'avetz ausit?“ — „Fort mal“, dis ella, „m'a servit Cels qu'es en mon vergier entratz Ez a·ls auzels espaventatz.* 2. Jaufre wird vom Wehgeschrei der Leute Brunessens geweckt und richtet sich wütend auf: *„E dieus“, dis el „d'aquesta gentz! Baron, e que avetz ausit? Per c'avetz tan gran dol bastit?“* 3. Auch die beiden freundlichen Knappen beginnen zu jammern. *„Dieus“, dis Jaufre, „per ta vertut, So que pot esser d'aquest crit? Baron, e que avetz auzit? Per que cridatz? Avetz paor?“*

sprochene" Verachtung, d. h. Schmähung handelt, und Levy, *S. W. B.* VIII, 768, Nr. 5, der für das im Jaufre mit *desprisar* zusammengestellte *tener vil* die Bedeutung „übel behandeln, für *viltener*, a. a. O. 780, sogar die Bedeutung „schmähen" ansetzt); *donar* „bestimmen, zu sagen haben" in *per aitan con ieu puesc donar* „soweit ich zu bestimmen habe" 3377 (vgl. Levy, *S. W. B.* II, 282, Nr. 7 und 281 Nr. 5); *faillir en alcu* „sich in jem. täuschen" 7496 (nach Bartsch zitiert von Levy, *S. W. B.* III, 402, Nr. 9: „in seinen Erwartungen, in seinen Hoffnungen getäuscht werden"); *gracias* in *faire gracias* „Dank abstatten" 2482 (im Glossar nur *rendre gracias* 9569); *latin* „Sprache, Ausdrucksweise" 2157 (Glossar nur „Sprache der Vögel" 1243); *levar* „(das Herz) erheben" 4883; *mal* (*peior*) „ungestüm, tapfer" 875, 2142, 3431, 5504, 5505, 6042, 6318, 7925; *se meillorar* „einen Besseren finden" 8302; *mescina* = *mesquina*[1] „junges Mädchen" 6394; *miga* „jemand" in *no* ... *miga*[2] „niemand" 3393 (im Glossar erwähnt, aber ohne Übersetzung); *ora* in *non gardar ora, terme ni sazon* „jeden Augenblick auf etw. gefaſst sein" 7922; *pauc* in *en tan pauc* „in so kurzer Zeit" 8614; *per me* „aus eigener Erfahrung" 6521[3]; *perdonar* 1. „jem. verschonen" 10929, 2. „erlassen" 8708, 3. „unterlassen, ablassen, Abstand nehmen von" 3646, 6575, 6581, vielleicht auch 3752; *plat* (vom Haar) „glatt" 1386 (im Glossar erwähnt, aber ohne Übersetzung; nur je ein Beispiel bei Rayn., *Lex. Rom.* IV, 558 und Levy, *S. W. B.* VI, 368); *poder* „Gelegenheit haben" 6491 (*Non puoc mal far que no·l fezes* „ich benutzte jede Gelegenheit, Böses zu tun"); *primier* „nächste" (?) 5037; *provar* „erproben, erfahren" 6886 (im Glossar *provat* „erprobt, Erz-" 3791; die Stelle gehört zu Levy, *S. W. B.* VI, 570, Nr. 6 „anerkannt, erwiesen, offenbar"); *que* „(daſs) nämlich" 3763, 10929, „wozu, warum" 10097, 10595; *remaner* „unterbleiben" 1380, *remaner apres* „übrig bleiben" (?) 10596; *·s* = *·us* = *vos* 1777, 2153, 2503, 3326 u. ö.; *segle* „Freuden der Welt" 2587 (erwünschter Zuwachs zu Levy, *S. W. B.* VIII, 154, Nr. 6); *seiorn* „Freude" 10694; *servir* „belohnen" 10188 (so auch von Levy, *S. W. B.* VII, 623 gedeutet; im *Pet. Dict.* „récompenser" mit Fragezeichen, das aber mit Hinblick auf 10192 verschwinden kann); *ses* „auſser" 8543 (Levy, *S. W. B.* VII, 592); *si* „selbst wenn" 8134, 9884, 10325, 10615; *so* in *per so que* 1. mit Indik. „weil" 2711, 3813, 2. mit Konj.

---

[1] Dies Wort ist nicht das einzige, in dem *c* vor *e* und *i* den *k*-Laut bezeichnet. Man vergleiche: *gicir* 1081, *escern(ir)* 3438, 3443, 4087, 5315, 8545, 9501, *bracet* 4360, *pescier* 4457, *peccet* 9450, *derocet* 9481, *nasces* 9914, ja sogar *ce* = *que* 5250, 6032, 7071, 8714. Übrigens steht *escernir* im Glossar (erst für 8545 nachgewiesen, aber schon 3438) unter *escarnir*. Diesem Worte folgt das Stichwort *escern* (hier auch *esquern*) und darauf *escasan*.

[2] Levy, *S. W. B.* V, 278 bringt nur zwei Beispiele, in denen *miga* „jemand" in positiven Sätzen, allerdings beidemal in Bedingungssätzen steht.

[3] Der Sinn ist hier besonders deutlich erkennbar: *E non o sai per mos veisins Antz o sai planamentz per me.* Gleiche Bedeutung auch bei Bern. Vent. ed. Appel 12, 34, bei Peirol, ebenda S. 341, v. 3, Elias Cairel Gr. 133, 4, III, 3. Vgl. Schultz-Gora, *Ztschr.* 44, 359.

„wenn auch noch so“ 3043, 4370; *sol* in *anar el sol* „zu Boden sinken“ 1150 (Glossar nur *metre el sol* 5281, 5735); *tener* in *o tenc* + Dativ „ich halte es, verfahre so und so mit jem.“ 6422, 6677; *tornar* mit *en* „von dannen ziehen“ 42; *tron* (Adj.) „platt“ (?) 234 (s. Levy, *S. W. B.* VIII, 491—2, *Pet. Dict.* „plat, camus“; dagegen Schultz-Gora, *Arch.* 150, 305); *vida* in *ab la vida* „mit dem Leben (davonkommen)“ 3560.

Bemerkungen zum Texte.

Den mehr prinzipiellen Betrachtungen zu Breuers Jaufre-Ausgabe sei hier eine Reihe von Einzelbemerkungen zur Seite gestellt, die sich nur mit der Textauffassung beschäftigen.

v. 44. Niemand wird, so sagt der Dichter, an Artus' Hof abgewiesen *per qualque ops que·l venghes.* Breuer (Glossar und Anm. zu v. 177) faſst *ops* als Subjekt zu *venghes* auf. Ich glaube, es ist zu lesen: *qu'el venghes* „um welcher Not willen er auch immer käme“. Da ms. *A* ein *y* aufweist, so ist vielleicht *que·i* das Ursprüngliche gewesen.

v. 63. Der König von Aragon wird *Paire de pretz e filltz de don E seiner de bon'aventura* genannt. Nach dem Glossar soll *de bon'aventura* „von guter Art“ bedeuten. Dieser Sinn wird aber für *aventura* sonst wohl kaum nachzuweisen sein. Auſserdem steht das *de* zu *seiner* vermutlich in demselben Verhältnis wie vorher zu *filltz* und *paire.* Demnach bedeutet *seiner de bon'aventura* wohl eher „Herr des Glücks“, d. h. einer, der die anderen glücklich macht.

v. 68. Das Lob des Königs geht weiter: *Per que Dieus L'ama; car si ten ab los sieus, Qu'el es sos noveltz cavaliers E de sos enemics guerriers.* Subjekt zu *ten* ist nicht, wie die Anmerkung will, Gott, sondern ebenso wie im folgenden Vers der König: Gott liebt den König, weil dieser sich zu den Seinigen, d. h. zu den Getreuen Gottes hält.

v. 155. Keu ist vom König abgekanzelt worden: *Ab tant denan lo rei se part E es al solatz attendutz Que fon per la sala tengutz.* Breuer glossiert *atendre* mit „sich zuwenden, hingeben an“. Diesen Sinn kann man aber nur reflexivem *atendre* zuschreiben, und ein solches liegt hier ohne Zweifel vor. Denn *es atendutz* ist = *s'a* (*s'es*) *atendut*, wie es denn auch v. 522 heiſst: *chascuns al manjar s'atent.* Nicht selten erscheint *eser* im Jaufre ohne Reflexipronomen zur Bildung der zusammengesetzten Zeiten reflexiver Verben: *es asis* 495, *es estancatz* 803 (vgl. *es s'estancatz* 765, *s'estanquet* 895), *son li rendut* 1202, *fon clinatz* 1783, *son loniat* 4649, *es aseguda* 6404, *es asegut* 8206, *son aiostat* 9513, *son mes* 9553.

Vielleicht darf man in v. 155 *d'enan* lesen. Zwar heiſst es bei Stimming in der ersten Ausgabe des Bertran de Born — und so auch in den späteren und bei Thomas — 10, 27: *parton denan lei,* und Breuer erwägt die Form *d'enan* für v. 2489: *Osta denantz lo pietz lo 'scut*, verwirft sie dann aber, da es eine lokale Präposition

enan nicht gäbe. Immerhin sei aber auf Levys *Pet. Dict.* verwiesen, wo *enan* auch mit *devant* glossiert wird. Worauf sich diese Glossierung stützt, vermag ich allerdings nicht zu sagen, da in der Tat alle Beispiele, die Raynouard, *Lex. Rom.* II, 95 und Levy, *S. W. B.* II, 412 für die Präposition *enan* bieten, sie in temporaler Bedeutung zeigen.

v. 168. *Que nostre cavalier so tienen A mal, car lor es tan tardat.* Levy, *S. W. B.* VIII, 149 gibt zwar einige Beispiele für *tener a*, sagt aber selbst: „meist mit Refl. Pron. im Dativ" und billigt auch Toblers und Jeanroys Besserung zu Folquet de Marseilla ed. Stroński XIV, 24: *par que s'o* (statt *so*) *tengu'a deshonor* und XX, 30: *pot esser qu'ilh s'o* (statt *so*) *teng'a mal.* So ist auch an unserer Stelle ein Dativ der Person kaum zu entbehren und deshalb *s'o tienon* zu lesen.[1] Das Gleiche gilt von folgenden Jaufrestellen, wo Breuer überall ein *so* im Text hat: 1. *E Jaufre non s'o tenc a festa, Cant s'es residatz e vi·s pres* 3542, 2. der Seneschall rät Brunessen ab, Jaufre zu töten: *E Brunesentz fes aparer Que·l fos mal; mas a gran plazer S'o tenc que·l dis* (sc. der Seneschall) *que non l'auziza* 3675, 3. Brunessen will sich ihre Liebe zu Jaufre ausreden: *Car si tu volias amar, Pro·n trobarias de meillors, De plus ricx e de bellazors, Que s'o tenrion az honor* (nämlich: von dir geliebt zu werden) 3759, 4. Keu ist wieder einmal abgekanzelt worden: *E Quex a clinada sa testa E non s'o a tengut a festa* 6652, 5. *E si·us avia ditz „de Dieu", Non s'o deuri'a mal tener*[2] (Gott soll sich nicht erzürnen, wenn er, Jaufre, die in Gedanken Angeredete göttlich genannt hat) 7403, 6. *Quex, cant l'ausi, fon iratz fort E no s'o tenc a nul deport* 9500. Das zweite Beispiel macht schon durch die Gegenüberstellung von *Que·l fos mal* mit *s'o tenc a plazer* das Reflexivum *se* als Entsprechung des *·l* (= *li*) erforderlich, und in den Beispielen 1, 4, 5, 6 scheint die Stellung des *non* vor *so* eine Zerlegung in *s'o* zu bedingen.[3] Ohne allen Zweifel findet sich *tener* an folgenden Stellen mit *o* und dem Dativ der Person verbunden: *E no·us o tengatz ad enuigz* 983, *E si no·us o tenetz a mal* 4564, *E no m'o tengatz az ergoill* 10640. Mit der vorliegenden Wendung gar nichts zu tun hat v. 6527: *Tan lo desprisei e·l tinc vil.* Zwar stellt Breuer diese Stelle im Glossar zu dem hier behandelten Gebrauch von *tener*; es liegt aber *tener vil* „schmähen" vor.

v. 169. Der König fordert Gawain auf, die Pferde satteln zu lassen, um das Abenteuer, das nicht kommt, aufzusuchen: *Que nostre cavaliers s'o tienon A mal, car lor es tan tardat; Que ben degron aver*

---

[1] So auch Schultz-Gora, *Arch.* 150, 305.

[2] Levy, *S. W. B.* II, 149 zitiert diese Stelle nach Bartsch-Koschwitz (wo aber mit *A* ein *o* statt *so* steht), setzt sie jedoch zu den Beispielen mit refl. *tener*. Er möchte hier sowie Flamenca 7623 „übelnehmen" deuten, und dies trifft gewifs den Sinn.

[3] Im Jaufre kommt jedenfalls eine solche Stellung von *non* sonst nicht vor, und auch für Flamenca 580, für die ich sie annehmen zu dürfen glaubte (*Ztschr.* 45, 596, Anm. 1), bestreitet mir Herr Prof. Schultz-Gora brieflich die Berechtigung, da er weitere derartige Fälle nicht kenne. Auch ich bin aufserstande, solche beizubringen.

manjat. Glossar: *eser tardat* „sich verspäten". Mit dieser Stelle ist eine andere zusammenzuhalten, die bei Breuer nicht zitiert ist. Da der zaubernde Ritter das fehlende Abenteuer inzwischen nachgeliefert hat, darf es zum Essen gehen, und jener sagt mit Anspielung auf des Königs Worte (168—170): *Que vos ne els no·l* (= *lo maniar*) *cal laissar Per aventura, car trobada l'avetz, si tot vos es tarzada* 432. In diesem Beispiel hat *es tarzada* ohne Zweifel den Sinn des Perfekts, da das Abenteuer bereits vorüber ist. Das Perfektivische kann aber hier kaum anders erfaſst werden als dadurch, daſs man *es tarzada* wieder, wie in den Beispielen, die oben zu v. 155 angeführt worden sind, als reflexiv = *s'es* (*s'a*) *tarzada* setzt. Da bei der Ähnlichkeit des Wortlauts der Fall *es tardat* in v. 169 nicht anders liegen wird, so haben wir es hier mit reflexivem *sé tardar* „sich verzögern" zu tun, das auch dem Sinne nach besser paſst als das Breuersche „sich verspäten". Dabei wird *lor*, bzw. *vos* als „für sie, für euch" zu deuten sein. Dieses reflexive *tardar* entspräche also genau dem im Jaufre häufiger (v. 1575, 2458, 4970) vorkommenden transitiven *tardar* „verzögern, mit etwas zögern" (Breuer: „aufschieben").

Die übrigen im Jaufre sich zeigenden Stellen scheinen mir ebenfalls ein reflexives *tardar* aufzuweisen, das sich m. E. überall mit „sich versäumen, sich aufhalten" übersetzen läſst. Einige dieser Fälle lassen allerdings die reflexive Natur des Verbs nicht einwandfrei erkennen, da dieses in der Form des Infinitivs vorliegt. Hierzu gehört zunächst eine Stelle, die in Breuers Glossar fehlt, sich aber bei Levy, *S. W. B.* VIII, 62 findet, und zwar mit der frageweisen Glossierung „sich verspäten, zu spät kommen": *Car trop ai a far Ez ai gran paor de tarzar* 5830. Ganz ähnlich heiſst es schon 4220: *Non mangei mai, Tres jorns a, ni non o volc far Tot per temensa de tarsar.* Breuer deutet hier ebenfalls „sich verspäten", allerdings auch „säumen". Wenn dagegen Jaufre gefragt wird, ob er mit an Artus' Hof komme, und er antwortet: *Non ieu jes, que non o puesc far, Car tarzar mi* (lies *m'i* „mich dabei") *poria trop* (2858), so läſst sich hier an der Reflexivität des *tardar* kaum noch zweifeln. Auch für die Deutung des Verbs ist diese Stelle sehr wichtig. Denn „zu spät kommen" ist hier dem Sinne nach so gut wie ausgeschlossen, und da die Situation, aus der heraus die Worte gesprochen werden, die gleiche ist wie in den beiden vorhergehenden Fällen, so kann auch in diesen der Sinn „zu spät kommen" nicht vorliegen, wie es denn auch auffällig ist, daſs in keinem der drei Beispiele gesagt wird, wo Jaufre zu spät zu kommen fürchtet.

Die von mir vorgeschlagene Übersetzung „sich versäumen, sich aufhalten" hat nun noch das Gute, daſs sich auch die beiden Fälle in sie einbegreifen lassen, die Breuer mit „ich verliere nur meine Zeit" glossiert und die die reflexive Natur von *tardar* ganz unzweifelhaft dartun: *No·m fasas mais entremusar, Que·m tarze e veil m'en anar* 2738 und „*Beltz amicx*", *dis el al bovier*, „*e·m tarze e voill m'en anar*" 4289.

Es lassen sich demnach drei Verwendungsarten von *tardar* im Jaufre unterscheiden: 1. trans. „verzögern", 2. refl. mit Sachsubjekt „sich verzögern", 3. refl. mit Personensubjekt: „sich versäumen, sich aufhalten". Dementsprechend wäre m. E. in Levys *S. W. B.* Nr. 3 „zu spät kommen" bis auf weiteres zu streichen, und auch Nr. 2 intr. *tardar* „sich verzögern, auf sich warten lassen" ist nicht mit Sicherheit aufrecht zu erhalten, da in den beiden von Levy beigebrachten Beispielen das Verb *tarzar* im Gerundium vorkommt, also auch reflexiv sein und damit zu den oben behandelten Jaufrestellen gleicher Bedeutung gestellt werden könnte.

v. 177. Gawain läſst satteln. *Pueis ditz als escudiers Que metun sellas als destriers E tragon lor garnimentz fors, Don cascun puesca armar son cors, Se venon a negun besoing.* Das Glossar (s. v. *besoing*) sagt zu dem letzten Vers *venir besoing à alcu* „für j. nötig werden", und die Anmerkung verweist auf v. 46 „*ops ven à alcu*". Schon Schultz-Gora, *Arch.* 150, 305 hat darauf hingewiesen, daſs *negun* und *besoing* zusammengehören. Allerdings würde ich *besoing* eher mit „Bedarf, Notwendigkeit" als mit „Notlage" wiedergeben. „Die Ritter kommen in die Notwendigkeit, sehen sich in die Notwendigkeit versetzt", wäre nicht anders als *S'en luec en pudia venir* „wenn er in die Gelegenheit — fast möchte man sagen 'Verlegenheit' — käme" (10310), und bei Levy, *S. W. B.* III. 442 s. v. *fench* finde ich zitiert: *E si venetz en loc, D'armas faitz aital joc* ... Jedenfalls ist *venon* hier nicht „werden", sondern „kommen", und die Berufung auf v. 46 besteht zu Unrecht, da auch hier, wie oben zu v. 44 gezeigt worden ist, die Grundbedeutung von *venir* vorliegt. Das Subjekt zu *venon* sind ohne Zweifel die nicht ausdrücklich genannten Ritter, auf die sich auch das *lor* von *lor garnimentz* (v. 175) und *cascun* (v. 176) beziehen. Der Plural *venon* ist mit Schultz-Gora aus dem in *cascun* steckenden Mehrheitsbegriff herzuleiten, wie der Jaufredichter dies auch noch an anderen Stellen tut: *E cascuns, aitan con poc, broca, E venon al pe delha roca* 355/6 und ähnlich *Que no n'i a un, lag ni bel, Que tuit non sion agradiu* 3116/17.

190. *Una forest que molt es granda.* Hs. *A* hat auffalligerweise *non.* Vielleicht ist dies aus *mon* = *non* verstümmelt (vgl. zu 6212).

212. *El auzi esforsar lo crit.* Ein intrans. *esforsar* „stärker werden" aus dieser Stelle zu erschliefsen, wie Breuer es im Glossar tut, ist nicht angängig, da es sich um den Infinitiv handelt bei dem das Reflexivpronomen fehlen kann. Zwar könnte Breuer Levy, *S. W. B.* III, 217 für sich anführen, wo eine scheinbar beweisende Stelle für *esforsar* „kräftig werden" zitiert ist: *sos tros esforrsa.* Aber dies Beispiel ist nicht beweisend, da man auch *sos tro s'esforssa* lesen kann.[1] Dagegen gebraucht der Jaufredichter an anderer Stelle, die sich zwar bei Levy, aber nicht in Breuers Glossar findet, reflexives *esforsar* und zwar unter ganz ähnlichen Umständen: *Ez ab aitan lo critz s'esforsa* 8532.

---

[1] Vgl. auch Schultz-Gora, *Prov. Studien* S. 74.

225. Die Frau sagt klagend von dem Ungeheuer: *Mi manja lai entre mon blat.* Wie Breuer die Stelle auffaſst, geht aus dem Glossar nicht hervor, da sie weder unter *lai* noch unter *entre* zu finden ist. Die Schreibung läſst fast vermuten, daſs *entre* Präposition sein soll. Das ist es aber nicht; vielmehr ist *laientre* „da drinnen" (= *laïntz* der folgenden Zeile) zu lesen, und *mon blat* ist Akkusativobjekt. Das Wort *laientre* fehlt im Glossar.

267. *tan non las a tiradas.* Auf die Redewendung *tan ... no* mit einräumendem Sinn, die im Jaufre recht oft begegnet, wenn sie Stimming, *Zschr.* XII, 342 auch nicht erwähnt, gedenke ich an anderer Stelle zurückzukommen.[1] Breuer spricht nirgends von ihr.

444. Von dem zauberkundigen Ritter heiſst es: *Que dels meillors de sa cort es, Dels pros, dels savis, dels cortes ... E dels amatz e dels onratz E dels cuberts e dels celatz E dels umils e dels plaisentz.* Die zuletzt aufgeführten Eigenschaften sind die des vollendeten Liebhabers. Infolgedessen kann *cubert* hier nicht „bissig, verschlagen" (Glossar) bedeuten, sondern es ist fast identisch mit *celat* „einer der seine Gefühle verbergen kann" (vgl. bei Levy, *S. W. B.* I, 270 das aus *Crois. Alb.* zitierte Beispiel *cubertz e celaire*).

447. (*E sap ...*) *las set artz, que son escrichas, trobadas ni fachas ni dichas.* Das Komma hinter *escrichas* ist zu streichen. Denn *escrichas* steht prädikativ zu *trobadas*: „soweit sie aufgezeichnet gefunden, ausgeübt oder vorgetragen werden"; d. h. des Ritters Können entstammt drei Quellen: Gelesenem, Gesehenem, Gehörtem. Man vergleiche prädikatives *escritz* in *vos portavatz el cor escritz totz bens* 8364.

591. Die Anführungsstriche zum Schluſs fehlen.

592. *E·l rei aclinad'a sa testa.* Breuer selbst korrigiert nachträglich (*Ztschr.* 46, 80) — und mit Recht — in *a clinada sa testa.* Er hätte noch hinzufügen können, daſs sein Text an anderer Stelle das Richtige bietet; denn v. 6651 lautet bei ihm: *E Quex a clinada sa testa.*

630. *Que sai que sa lenga mendiga. M'en venjarai mout ricamen,* sagt Jaufre von Keu, der wieder einmal eine seiner bissigen Bemerkungen gemacht hat. Breuer hat gewiſs recht, wenn er im Glossar *mendiga* als Femininform des Adjektivs *mendic* ansetzt. Da aber dann dem *que*-Satz ein Verb fehlt, so muſs man *s'a* statt *sa* lesen, und das schlägt Breuer auch nachträglich (*Zschr.* 46, 80) vor. Dies oder Ähnliches muſs ihm aber schon ursprünglich vorgeschwebt haben; denn in der Anmerkung zu v. 195 führt er diese Stelle unter denjenigen auf, in denen ein Relativsatz und ein *que*-Satz miteinander verschränkt werden, also: „... der Ritter, von dem ich weiſs, daſs er ..." Gegen die Trennung von *sa* in *s'a*, also die Einführung eines scheinbar überflüssigen Reflexivums läſst sich an sich nichts einwenden, da ein solches sowohl bei *aver* als auch bei *eser* wiederholt begegnet, z. B.: *non sai si s'aia ou dretz o tort*

[1] Vgl. jetzt *Arch.* 152, 222—25.

780, *si tot m'ai laia figura* 1600, *non sai si s'es vostre li tortz* 852, *non saben qui s'es* 986 usw. Dennoch ist der Text auch in dieser Gestalt unmöglich. Denn an der Spitze des folgenden Satzes würde dann ein unbetontes Pronomen stehen. Zudem hat Breuer ohne Not das *venjara* der Handschriften in *venjarai* geändert. Es ist also *sa* zu belassen, der Punkt nach *mendiga* zu tilgen und zu übersetzen: „denn ich weiſs, daſs seine Lästerzunge mich rächen wird". Dabei ist *venjar* ähnlich aufzufassen wie in dem Beispiel, das Levy, *S. W. B.* VIII, 643 *venjar* Nr. 4 *se venjar de* „sich selbst bestrafen" aus Peire Cardinal zitiert: *Si a tort escumenjas, De tu meteis cre que·t venjas etc.*, d. h. also: Keus Lästerungen fallen auf ihn selbst zurück und rächen so den Gelästerten.

730. *Ni ja tan loing non fugira Ni no·s rascondra tan preon; Aintz cercaria tot lo mon, Tant quant es de mar e de terra, Qu'ieu no·l trob, neïs desotz terra.* Breuer scheint nicht beachtet zu haben, daſs hier *terra* zweimal im Reime steht. Hs. *A* geht dem aus dem Wege, indem sie schreibt: *Qu'eu no·l trobe, se no·s so terra* (= *sotzterra*); sie zerstört aber den Sinn der Stelle durch das *no*, das dem in v. 731 Gesagten (*Ni no·s rascondra tan preon*) geradezu widerspricht. Die Annahme liegt also nahe, daſs in *A* das *nos* aus *neis*, wie es *B* bietet, verlesen ist. Aber auch *B* kann mit *desotz terra* unmöglich das Richtige haben, da dann, wie oben erwähnt, *terra* mit *terra* reimen würde. Der Schreiber hat hier offenbar das zugrundeliegende *sotzterra* in seiner eigenartigen Verwendung nicht erkannt und aus *se sotzterra* ein *desotz terra* gemacht. Denn *sotzterrar* scheint mir hier als intransitives Verb die Bedeutung „begraben werden" (Lewy, *S. W. B.* VII, 859, hier wohl eher „begraben, unter der Erde sein") zu haben und *A* und *B* beide dasselbe zu sagen, A: *se neis* (statt *nos*) *soterra*, B: *neis se* (statt *de*) *sotzterra* „selbst wenn er begraben, wenn er unter der Erde ist". Damit ist aber das Verständnis der Stelle noch nicht ganz erschlossen. Denn es geht nicht an, *que ... no* (v. 734) mit „ehe nicht" wiederzugeben, wie Breuer es im Glossar s. v. *que* tut.[1] Es ist vielmehr ganz regelrecht „daſs nicht" und knüpft an v. 730/1 an. Damit aber werden v. 732/3 als Einschiebsel gekennzeichnet. Ich übersetze also: „Er wird fürwahr so weit nicht fliehen noch so tief sich verbergen (vielmehr würde ich die ganze Welt absuchen, soweit sie Meer und Land umfaſst), daſs ich ihn nicht finde, selbst wenn er unter der Erde liegt."

v. 881. *E el laisset nos aseguir Loing del castel per nos traïr.* Hier und v. 996 (*Un pauc l'avetz trop aseguit*) scheint in der Tat die Bedeutung „(ver)folgen" für *aseguir*, die sonst nicht belegt wird, vorzuliegen. Doch sollte das Glossar nicht von intrans. *aseguir*

---

[1] Ein „ehe nicht" könnte man allenfalls dadurch gewinnen, daſs man *Aintz* (v. 731) mit *que* (v. 734) zusammenstellt. Aber „ich würde ihn suchen ..., ehe ich ihn nicht finde" ist nicht sehr geschickt; man würde eher „bis ich ihn finde" erwarten.

sprechen, eher schon von einem objektlosen. Vielleicht trifft aber auch dies nicht das Richtige, sondern möglicherweise ist nur das Akkusativpronomen, wie oft in der alten Sprache, als selbstverständlich fortgelassen.

916. *Tot verai qual cuers es plus durs.* Für die eigenartige Verwendung von *tot*, das nur den im Verb liegenden Begriff zu verstärken scheint und etwa mit „wahrlich, schon, ja" zu übersetzen wäre, verweist Breuer in der Anmerkung noch auf v. 1859 und 1895, für letztere Stelle m. E. mit Unrecht, da in *Doncx . . . totz los veirai E poissas diliurar los ai* wohl der gewöhnliche Akk. Pl. vorliegt. „Ich werde sie also alle sehen und befreien." Ein veränderliches *tot*, wie es Breuer annimmt, scheint mir diese Art der Verwendung überhaupt nicht zuzulassen. Kommt also diese Stelle nicht in Betracht, so könnte man aber wohl noch folgende hierherstellen: *Per Crist, vasal, Tot chai lassaretz lo caval e l'ausberc e l'elme luzent* 1774, *Tot mi laisaretz ma dreichura . . ., aintz que·us partatz da me* 1826, *Tot lo* (sc. das Kind) *trobarai atrasaitz, Dis Jaufre, çaïntz o la fors* 2534, *Tot verai si·l m'en aduran* 3426. Es ist bemerkenswert, dafs in allen Fällen ein Verb im Futurum vorliegt, und man könnte in dem *tot* ein zukunftshaltiges Zeitadverb sehen wollen, etwa *tost.* Das Verfahren der Schreiber liefse ein *tot* für *tost* (vgl. 10862 B) wohl möglich erscheinen; doch stimmt anderseits der Umstand wieder bedenklich, dafs in keinem dieser Fälle eine der Handschriften ein *tost* aufweist.[1] So wird es denn bei der oben vorgeschlagenen Deutung sein Bewenden haben müssen.

962. *El pueia sus s'en de grantz sautz.* Nach dem Glossar s. v. *saut* zu urteilen, fafst Breuer *de grantz sautz* als „in grofsen Sprüngen" bedeutend auf. Demnach müfste *en* = *inde* sein. Dann ist aber die Stellung der pronominalen Gruppe *s'en* hinter *sus* unmöglich. Deshalb ist entweder *suss en de grantz sautz* zu lesen und dabei *en* als Präposition, *de* dagegen partitiv (s. Glossar unter *de*) zu fassen („in grofsen Sprüngen"), oder aber *sus* ist hinter *s'en* zu stellen: *pueia s'en sus de grantz sautz.* Hs. *A* läfst *sus* ganz fort und ergänzt die fehlende Silbe durch ein *E* am Anfang des Verses.

995. *Que s'Estout vos troba garnit, Un pauc l'avetz trop aseguit; Que greu n'estorseres de mort.* Wie schon zu v. 881 bemerkt, liegt auch hier für *aseguir* der Sinn „(ver-)folgen", nicht „einholen" (Glossar) vor. Denn die Stelle besagt doch: Wenn Estout euch in Waffen findet, so habt ihr ihn ein wenig zu sehr verfolgt, und dieses „wenig" wird euch das Leben kosten.

1006. *Que totz nos a pres a merce En bataille sobre sa fe* sagen die Gefangenen. Hier dürfte *bataille* kaum als französische Form

---

[1] Das Beispiel *Atrasay ne levaretz tot, Dis lo senescals, o·i moretz!* 3224 wäre zwar für *tot* beweisend, da im voraufgehenden Verse *secot* im Reime steht, ein *tost* also kaum vorliegen kann; aber es ist fraglich, ob diese Stelle überhaupt den oben zitierten Beispielen gleichzustellen ist, da *tot* eine Verstärkung zu *atrasay* sein kann. Ebenso zweifelhaft ist 3431: *E totz venretz a sa merce*; auch hier ist es möglich, *totz* mit *a sa merce* zusammenzustellen.

anzusehen sein. Denn da *sobre sa fe* dem *a merce* koordiniert ist, kann ein *e* „und“ kaum entbehrt werden, und es wird zu lesen sein *bataill'e*: er hat sie im Kampf in Gnaden und auf seine Treue, d. h. indem sie ihm Treue schwuren, angenommen.

1106. Jaufre versetzt dem Estout einen mächtigen Hieb auf den Helm *Si qu'en la 'spaza fon parvent, Que frais per meitz-luec e parti.* Nach dem Glossar zu urteilen (s. v. *parvent*), faſst Breuer das zweite *Que* als „daſs“. Dies ist nicht richtig; es ist vielmehr Relativpronomen und auf *'spaza* zu beziehen: „. . . so daſs er (der Schlag) an dem Schwerte sichtbar wurde, das (nämlich) mitten durchbrach.“

1148. *Ez el cai, que no's pot suffrir.* Glossar s. v. *suffrir* „er kann es nicht aushalten“. Dazu stellt Breuer 3030 *A*: *Car no's pot el caual sufrir.* Hier hat *B tenir*, und das zeigt deutlich, wie *sé sufrir* aufzufassen ist: es ist sowohl 1148 als auch 3030 *A* „sich (aufrecht-)halten“.

1151/2. *E Jaufre prent l'a deslaçar, L'elme del cap a desarmar.* Wenn man nicht für das zweite *a* ein *e* setzen, das Komma hinter *deslaçar* streichen, *l'* = *li* deuten, vor *desarmar* ein als selbstverständlich nicht zum Ausdruck gelangtes „ihn“ ergänzen und übersetzen will: „Und Jaufre beginnt, ihm den Helm vom Kopfe zu lösen und ihn zu entwaffnen“, wobei denn doch wieder das Fehlen des *a* vor *desarmar* nicht unbedenklich wäre, so sind *deslaçar* und *desarmar* hier völlig widersinnig verwendet. Denn *deslaçar* kann man doch nur ein Kleidungs- oder Waffenstück, *desarmar* wie gleichbedeutendes *desgarnir* nur einen Menschen oder einen Teil seines Körpers. Man vergleiche dazu folgende Beispiele: *Ab aitant l'elme li deslaça E a·l la testa desgarnida* 1518, *E va·l deslaçar la ventailla E pueis apres l'elme forbit. E cant lo cap l'ac desgarnit* . . . 2454, *Qu'ieu·s desarmei lo cap* 2499, *Pueis laça son elme luzen* 2770, *Que corron Jaufre desgarnir* 4479, *E pueis deslasa la ventailla Ez a desarmada sa testa* 5447. Es scheint mir deshalb unzweifelhaft, daſs Hs. *B* hier wie 4369 : 70 (s. Bemerkung dazu) die Reimwörter vertauscht hat, wie es Hs. *A* etwa v. 7781/2 und *C* in v. 7725/6 (vgl. Schultz-Gora, *Prov. El. Buch*[4] p. 176, Anm. 2) tut. Der Fehler scheint aber schon in der Vorlage beider Handschriften vorhanden gewesen zu sein. Denn *A* ändert den zweiten Vers selbständig, um zu einem annehmbaren Text zu gelangen: *E lelme de cap austar.* Dies ist *E l'elme del cap a ustar*, wobei das *u* in *ustar* für *o* steht wie öfters in *A* (vgl. *buna* 1191, *un* 1678 usw.). Dem Vers fehlt also keineswegs eine Silbe, wie Breuer in den Varianten angibt.

1184/5. *Er'ac garnimentz tan presantz Non ac cavallier sobre se.* Breuer betrachtet *tan presantz* als ἀπὸ κοινοῦ und das *sobre* als körperlich gemeint: „Nun hatte er so treffliche Waffen, so treffliche hatte kein Ritter auf dem Leibe.“ Mir scheint es fraglich, ob *sobre* diesen Sinn haben kann; zudem würde bei dieser Deutung wohl ein *anc* bei dem zweiten Vers kaum zu entbehren sein. Ich

ziehe es deshalb vor, ein Komma hinter *presantz* zu setzen und *sobre* mit „über“ wiederzugeben. Es wäre dann *No n'ac* zu lesen und zu übersetzen: „. . ., in dieser Hinsicht hatte er keinen über sich“, d. h. kein Ritter war ihm an Trefflichkeit der Waffen überlegen. Für die Parataxe (statt Hypotaxe eines Folgesatzes) bietet der „Jaufre“ selbstverständlich zahlreiche Beispiele (vgl. v. 1036, 2005 usw.), und ähnlich wie hier wird *sobre* auch v. 2931 verwendet: *que sobre se non a* (sc. *Dieus*) *seignor*; vgl. auch Levy, *S. W. B.* VII, 696 *sobre* Nr. 8 „über, übertreffend, mehr als“, besonders das Beispiel: *E si·m vales, adoncs ieu poirai dir Que del mont ay sobr'aymans la milhor.*

1256. Lies *Que nuilla res no n'es* (statt *non es*) *a dire* „dafs nichts daran fehlt“.

1267/8. *E·ill cavallier parlon d'amor E con se mantengon valor.* Wie hat Breuer *con se* aufgefafst? Es kann jedenfalls nicht das gleiche sein wie 3923: *E prenon tan gran dol a far, Con se cascuns vis mort son paire*, da es hier „wie wenn, als ob“ (+ Konjunktiv) bedeutet. Offenbar hat der Schreiber in v. 1268 irrtümlich *se* für *si* geschrieben, da er gewöhnt ist, *se* in der Bedeutung „wenn“ mit *si* zu vertauschen. Deshalb sind die beiden Elemente zu einem Worte *conse*, oder besser *consi* „wie“ zusammenzuziehen, wie denn *A* auch *si* aufweist.

1299. „*Beltz amicx, e on le vis tu? Fe, que devetz al rei Jesu, Si era sains e delichos?*“ Über die Natur des *Si* erfährt man nichts. Ist es das bei *eser* häufige Reflexivpronomen? Oder liegt hier einer jener selteneren Fälle des Übergangs der direkten Frage zur indirekten vor, von denen Tobler, *V. B.* I², 26/27 (vgl. auch Schultz-Gora, *Zschr.* 43, 215/6) spricht? Ich möchte das letztere annehmen. Immerhin bleibt die Stelle noch bemerkenswert genug, weil dem Fragesatz eine Beschwörungsformel vorangesetzt ist, zu der man ein Verb des Sagens im Imperativ vermifst, hier doppelt vermifst, weil ja das Folgende ein indirekter Fragesatz ist.

1314. *E dic vos que, si·l* (Jaufre den Taulat) *pot tener Ni ab el se pot ajostar, El le fera dolent clamar.* Die Glossierung *far alcu dolent clamar* mit „j. sich besiegt erklären lassen“ (s. v. *dolent*) ist reichlich ungenau. *Clamar* ist hier als reflexiv anzusehen: „sich nennen“. *Dolent* kann wohl kaum „besiegt“ bedeuten, sondern ist „schmerzerfüllt, bejammernswert“. Jaufre wird also verursachen, dafs jener sich bejammernswert nennt, so schlecht wird es ihm ergehen. Es ist dasselbe *dolen* wie 1473: *E ar l'uns cre c'aura vergoigna E sera dolentz al partir,*[1] und ähnlich sagt der Lanzenwächter zu Jaufre, den er zur Unterwerfung auffordert: *E digas mi si far o vols; O se non, vengutz es tos dols* (1460). Schlieflich mag man auch v. 9002ff. heranziehen, wo eine verwandte stilistische Wendung vorliegt: *Cavallier cuitz que a trobat Fellons — non es tan ergoillos — Tal que·l laissara consiros.* Wie Jaufre dort den

[1] Über die Textgestaltung dieser Verse s. u.

Taulat zu einem *dolen* macht, so wird er hier den Fellon als einen *consiros* auf dem Kampfplatz lassen.

1368. *Mout fort se meravillet Daus qual part i era venguda* (sc. *la lansa*) *Ni qui la·i·a tan jent tenguda.* Über die Unmöglichkeit der beiden Punkte habe ich oben (S. 596, Nr. 22) zu sprechen gehabt. Es ist gewifs *qui l'aia tenguda* zu lesen. Der Wechsel von Tempus und Modus ist nichts Aufsergewöhnliches.

1388. Von einem Zwerge heifst es: *E las ceillas senbla que·l tragon Amdos los uelz, tant las a grantz.* Das Glossar setzt für *traire* „herausziehen" an. Wie sollen aber die Brauen die Augen „herausziehen"? Eher wäre wohl an *traïr* „verschlingen" (Levy, *S. W. B.* VIII, 357) zu denken. Die Brauen sind so grofs, dafs sie die Augen verdecken, gewissermafsen verschlingen.

1401. *E ac lo col gros e espes, Tan cort c'a penas l'en par ies* heifst doch wohl: „Er hatte einen dicken und gedrungenen Hals, der so kurz war, dafs an ihm (dem Zwerge) kaum etwas davon sichtbar war." Das Glossar sagt über diese Stelle s. v. *parer* nichts.

1469. Wenn Jaufre dem um Gnade bittenden Estout antwortet: *Volontiers n'aurai merce* (1161—2), hier also deutlich *en* auf die angeredete Person bezogen wird, so sollte man auch 1468—9 lesen: *Ie·t deffi . . . Que ia merce no n'aurai mai* (statt *non aurai*).

1472—3. *Calacom cre c'aura vergoigna E sera dolentz al partir* heifst es, nachdem Jaufre und der Lanzenbeschützer sich gerüstet haben, um aufeinander loszustürmen. Mir scheint Breuer hier ohne Not und zum Schaden des Verständnisses von *B* abgewichen zu sein. Denn dieses hat: *E ar l'uns* (*ms. lum*) *cre c'aura*: „Und jetzt wird einer, glaube ich, beim Auseinandergehen Schande erleiden und schmerzerfüllt sein (vgl. auch zu 1314)." Die Verwendung von *calacom* als „einer von beiden", wie *A* es hat, dürfte wohl sonst schwer zu belegen sein. Eine Anmerkung wäre hier sehr am Platze gewesen.

1481. Jaufres Lanze durchbohrt den Gegner *Si que·l fers ab del fust parec D'outra mais d'un palm.* Das Glossar s. v. *de* erklärt dieses Wort hier als partitiv und *ab del fust* als „mit Holz". Aber von „Holz" im allgemeinen Sinn kann hier nicht die Rede sein, sondern nur von „dem" Holz der Lanze. Ich kann die Stelle nur verstehen bei einer Umordnung der Worte: *Si que·l fers parec d'outra ab mais d'un palm del fust.* Die vom Dichter gewählte Wortstellung ist allerdings recht wunderlich (vgl. auch Bemerkung zu 9057).

1490. Dem Lanzenritter, der alle, die ihm verfallen, zu hängen pflegt, hat Jaufre durch seinen Sieg das Handwerk gelegt, und höhnisch sagt er zu dem am Boden Liegenden: *Cavallier, non cre Que mais sia hom pendutz per te.* Darauf der andere: *Seigner, . . . non, de que·m pesa, Que vos n'avetz segurtat presa.* Was bedeutet *tenre segurtat de*? Breuer glossiert die Wendung nur für 6130, und zwar mit „js. Unterwerfung annehmen". Damit ist hier nichts anzufangen; es ist vielmehr wörtlich zu deuten: „Sicherheit nehmen

(schaffen) für". Der Lanzenritter sagt also: „Denn ihr habt in dieser Hinsicht Sicherheit geschaffen". Und so fährt Jaufre fort: *Segurtat n'ai ieu, e venjansa Ne penrai — d'aco fas fiansa — C'ades seras pendut sens failla!* Auch für 6130 ist m. E. von der wörtlichen Bedeutung der Redewendung auszugehen. Auf Jaufres Frage, ob Taulat sein Unrecht einsehe, antwortet dieser: *O ieu, seigner, e clam merce Que prenatz segurtat de me; C'aissi·m rent en vostra preison Con vencutz e con mortz que son.* Taulat sagt also: „... ich bitte um Gnade, daſs ihr in bezug auf meine Person Sicherheit schafft," d. h. daſs ihr mich meines Lebens versichert. Die Wendung steht demnach für einfaches *segurar,* das nach Levy, *S. W. B.* VII, 530 diese Bedeutung haben kann.

1495. *E con si* (lies *consi*) *pos merce clamar; Car ab te non la poc trobar Nuls hom, cant l'avias conquist?* Das Fragezeichen steht besser hinter *clamar* und ein Punkt hinter *conquist.*

1589. Der Zwerg mit der Lanze erscheint an Artus' Hof gerade, als dieser auseinandergehen will: *E enantz qu'il fosson partit, ... son per auzir estancat Tant tro que·l nan aia contat ...* Breuer setzt für *estancar* an: 1. intr. „aufhören" 4187, 4423 usw. 2. refl. „Halt machen" 765, 845 usw. Intransitives *estancar* scheint es nicht zu geben, und in *tro que·l crit es totz estanquatz* (4187, 4423), wo es Breuer ansetzt, liegt wohl refl. *estancar* „aufhören" vor (vgl. Bem. zu v. 155). So dürfte auch v. 1589 — die Stelle ist im Glossar nicht zitiert — das Verb reflexiv und am besten mit „bleiben" (Levy, *S. W. B.* III, 304) wiederzugeben sein.

1671. *E si conquerer Lo pot* (d. h. Jaufre den Taulat), *fara·l per fol tener Quex, car dis tan gran vilania.* Die Stelle ist doch kaum anders zu verstehen, als daſs Jaufre bewirken wird, daſs man den Seneschall für einen Toren halten wird, weil er eine solche Gemeinheit gesagt hat. Ist dies richtig, so weist das *·l* von *fara·l* auf den gleich darauf folgenden Namen *Quex* hin, eine Erscheinung, die Schultz-Gora im *Prov. El. Buch*[4] S. 125 als besonders im Dativ üblich erwähnt. Weitere Beispiele aus dem „Jaufre" sind: *Diables ... la prenda Aital renda ...!* (der Engpaſswächter fordert Pferd und Rüstung von Jaufre) 1706, *E pueis laisa·l l'autre* (sc. Wurfspieſs) *ancar* (nicht ganz sicheres Beispiel) 1744, *E Jaufres crida: „Met lo jos, Fol mezel, villan enoios, L'enfan ..."* 2275, *Si Dieus m'aiut, Don* (= Herr) *mal sers, mala la toques* (= *-etz*) *La pulcella, laissatz la ades!* 5701, *E Brunessentz a suspirat Ez a·l tant fichamentz garat Jaufre ...* 7260, *Franc cavalier, per Dieu l'aonda A la plus bella* 8404. Breuer erwähnt diese Erscheinung nirgends.

1685. *E los cabels ac aut tondutz.* Das Glossar läſst im Stich. Die Redensart *aut tondut* ist Gegenstand wiederholter Erörterungen gewesen: Schultz-Gora, *Ztschr.* 36, 83—5; Spitzer, *Ztschr. f. f. Spr. u. Lit.* 40, 127—9; Roques, *Rom.* 42, 142—3; Spitzer, *Ztschr. f. f. Spr. u. Lit.* 48, 379—71. Mir scheint Roques recht zu haben, wenn er behauptet, daſs die Bedeutung des Ausdrucks nicht überall klar und nicht überall dieselbe ist. Er weist für die von Schultz-Gora

behandelte Stelle aus der „Folie Tristan“ m. E. überzeugend nach, dafs es sich dort keineswegs um eine Tonsur, sondern um Haar handelt, das so weit abgeschnitten ist, dafs es den Hals frei läfst, also nicht mehr „tief“ herunterhängt. Auch an unserer Stelle kann nur von einem ähnlichen Haarschnitt, nicht aber von einer Tonsur die Rede sein. Denn der Träger des so bezeichneten Haares ist ein *serven*, also kein Ritter, sondern ein Kriegsknecht, der als Nichtadliger das Haar kurz trägt. Wie der Ausdruck *haut tondu* von seinem tatsächlichen Sinn zu der Bedeutung „vornehm“ gekommen ist, bleibt m. E. noch zu erweisen. Denn wenn man es selbst als feststehend ansehen wollte — was es aber durchaus nicht ist —, dafs die „oben“ angebrachte Tonsur der Geistlichkeit als besonders vornehm galt, so ist es doch nur schwer begreiflich, wie das auf weltliche Dinge übertragen werden konnte, wo doch täglicher Augenschein gerade das Gegenteil zeigte: die lang herabhängenden Haare gerade der Männer der vornehmen Gesellschaft. Ob hier etwa die englische Sitte von Einflufs war, von der Schultz, *Höfisches Leben im Mittelalter* I, 147—48 berichtet? Danach war es üblich, den jungen Adligen beim Ritterschlag die Stirnhaare abzuschneiden. Das waren dann wirklich „oben“ geschorene Vornehme.

1819. . . . *si non posc a mon talent far.* Lies *no·n*: „wenn ich mit ihm (meinem Gegner) nicht nach meinem Willen verfahren kann“.

1941. . . . *s'ieu non fezes tot son mandat.* Glossar: „*mandat* ‚Gebot‘ (kollektiv)“. Diesen Sinn hier anzunehmen, erübrigt sich. Das Besondere der Ausdrucksweise liegt nicht in *mandat*, das hier genau so „Gebot“ bedeutet wie in v. 10807, für den es Breuer im Glossar nicht verzeichnet, sondern in der Verbindung des *tot* mit einem Possessivum; vgl. Levy, *S. W. B.* VIII, 331: *Totz vostr'amics s'en esmaia* (irrtümlich als von Bert. Zorzi herrührend angegeben, aber von Bon. Calvo Gr. 101, 7; II, 4). Wie hier „jeder eurer Freunde“, so ist dort „jedes seiner Gebote“ zu übersetzen. Man kann auch an nfz. *un sien ami* erinnern.

2007. Die von Jaufre Befreiten stellen sich ihm völlig zur Verfügung; er erwidert, er verlange nichts von ihnen, was ihnen schaden könne, *ne* (= *ni*) *non man a negun ren metre.* Glossar: *metre* „leisten“. Das bedeutet *metre* nicht, und „leisten“ ergäbe keinen Sinn. Denn er verlangt eine „Leistung“ von ihnen, wenn es auch nur die ist, dafs sie dem König seinen Sieg melden. Aber diese Leistung ist nicht schwer, ist kein Opfer. *Metre* ist also hier „opfern“, ein Sinn, der wohl vom „Einsetzen“ beim Spiel seinen Ausgang genommen hat (vgl. Levy, *S. W. B.* V, 268 „einsetzen, opfern“, *Pet. Dict.* „exposer, sacrifier“).

2155. König Artus bittet die von Jaufre befreiten und an seinen Hof geschickten Ritter um Nachrichten über den Helden: *E no·m mentatz cora·l vegetz.* Da *A* hier *cora·l vis* (= *vitz*) hat und die Antwort der Ritter mit *Nos lo vim* beginnt, setzt Breuer (S. LX) *vegetz* = *vitz*, d. h. 2. Pl. Perf. von *vezer*, eine Form, die mir gänzlich unmöglich scheint. Ich glaube nun, dafs der Schreiber in dem

Wort nur unterlassen hat, die Nasalierung des ersten *e* zu bezeichnen. Das ist im „Jaufre“ nicht eben selten; vgl. *poig* = *ponh* 5742, *gra mestier* 5844, *Blacaflor* 7602 B, *loig* = *lonh* 7994 und Bemerkungen zu v. 2578, 2905, 6008. Demnach wäre hier *vegetz* = *vengetz* und käme von *venir*. Ich setze für dieses Verb, wenn auch Levy, *S. W. B.* VIII, 636 für *venir a* nur die Bedeutung „zu j. kommen“ gibt, den Sinn „j. begegnen“ an und kann mich da auf eine andere Jaufrestelle berufen: . . . *si·l venia Lo'nemicx* „wenn ihm der böse Feind begegnete“ 5644. Der König sagt also 2155: Teilt mir mit, wann ihr ihm begegnet seid.

2156. *E l'uns s'es sus levatz en petz E dis al rei en son latin.* Hs. *A* hat: *E·l nan*, und nur dies scheint mir mit dem Ausdruck *en son latin* in Einklang zu stehen. Denn wenn einer der Ritter geantwortet hätte, so wäre der Zusatz „in seiner Redeweise“ unsinnig, da er nicht anders spricht als andere Ritter. Wohl aber wird dieser Zusatz verständlich, wenn der Zwerg berichtet; denn diesem in seiner äufseren Gestalt von den Menschen Abweichenden darf man auch eine abweichende Sprechweise zutrauen. Dafs dieser Zwerg hier als Sprecher auftritt, ist durchaus begreiflich, da er der Wächter der Ritter war.

2165. Ist *que·ns* Druckfehler für *que·us*?

2398. Die Jungfrau bittet Gott, er möge Jaufre am Leben erhalten: *E·l dona forza e vigor, Con si·l* (= *lo mezel*) *puesca apoderar E me de sas mans deliurar!* Unter *con* verzeichnet das Glossar für diese Stelle *con si* „damit“. Diese sonst nicht belegte Bedeutung für *consi* — denn so ist zu schreiben — hier anzusetzen, ist unnötig. Es ist „wie“ und leitet einen indirekten Fragesatz ein: „Und verleih ihm Kraft und Stärke, wie er ihn überwältigen und mich aus seinen Händen befreien könne.“

2426. *Et a donat tan gran esclat, Con s'uns grans arbres fos casutz.* So in Breuers Text mit *B*. Dagegen hat *A*: *Et a donat tal un esclat Que s'us grans arbres f. c.* Für *tal un . . . que* setzt das Glossar „wie wenn“ an. Das ist undenkbar. Die Hypothetisierung des Vergleichs kommt doch erst durch *se* + Konjunktiv zustande, und *tal un* steht, wie öfters im „Jaufre“, für *un tal* „ein solcher“. Das Überraschende an der Ausdrucksweise ist das *Que*, während doch ein *Com* wie in *B* das Gegebene wäre. Offenbar hat der Schreiber, der gewöhnt war, auf *tal* ein *que* folgen zu lassen, dieses irrtümlicherweise hier auch gesetzt.

2564. *Que ancara non fora eisitz.* Lies *no·n*, d. h. aus der Tür.

2578. Herr Neureich schändet das höfische Leben *E a puiada vilania, Tant que tut ne vant aprenden* A (*Tant que tut se van enprenden* B). Breuer folgt *B*, schreibt aber *s'i* statt *se*. Wenn man ein Objekt zu *sé enprendre* ergänzen will, so könnte man wohl eher, von dem überlieferten *se* ausgehend, annehmen, es sei hier über dem *e* ein Strich fortgeblieben (vgl. Bemerkungen zu 2155 und 2905), und lesen: *tut s'e[n] van enprenden* „so dafs sich alle mit ihr (d. h. der

vilania) abgeben". Allerdings scheint mir die Auffassung von *A* „so daſs alle von ihm lernen" eigenartiger.

2610. *Car non a un ses cobeitat.* Lies *no n'a* „es gibt unter ihnen keinen ohne Begehrlichkeit".

2653. *C'ara·n no·m puesc ieu plus valer.* Die Unmöglichkeit der Textgestaltung (*en* vor der Verneinung) wird durch die Anmerkung: „*en* geht auf *pretz* 2649" noch unterstrichen. Das *n* in *aran* kann nur auf einer jener umgekehrten Schreibungen beruhen, an denen unser Denkmal so auſserordentlich reich ist. Vgl. Bemerkung zu 3211.

2701. *Aisi estet Dieus en la cros, Que Dieus aia merce de vos.* Von diesem *aisi* spricht Breuer nirgends. Es liegt gewiſs die von den provenzalischen Wörterbüchern nicht belegte, aber bei Tobler-Lommatzsch I, 245, 47 ff. verzeichnete Bedeutung „so wahr" (beteuernd, beschwörend) vor. Allerdings scheint mir der Dichter den logischen Sachverhalt umgekehrt zu haben, wollte er doch m. E. sagen: „Wie Gott am Kreuze hing, so wahr möge er Gnade mit euch haben!"

2797. Ein groſser Sturm erhebt sich *C'a pauc Jaufre non a portat.* Lies *no n'a portat* „weggeführt hat", wie auch 2796 steht: *Que tot ne porta entrenantz.*

2808. Von dem Haus bleibt nichts übrig *Plus que si anc ren non aghes.* Lies *no n'aghes* „als wenn nie etwas davon vorhanden gewesen wäre".

2840. *E prec vos que·l* (dem König) *contetz cascuns Vostra ventura* (lies *Vostr'aventura*) *em per se* (A: *enper ce*). Über die Bedeutung dieses *em per se* klärt den Leser weder das Glossar noch eine Anmerkung auf. Ich möchte annehmen, daſs *per se* zu *cascuns* gehört („jeder für sich"), daſs *em* = *en* (Präposition) ist und daſs man *en per se* „gesondert" gesagt hat, wie man *ensems* „gemeinsam" sagte. Der Verlauf der Handlung scheint diese Annahme zu rechtfertigen. Denn in der Tat läſst der Dichter sie alle drei nacheinander ihre Erlebnisse erzählen (v. 2940—3016).

2882. Die gerettete Jungfrau möchte, ehe sie auf Jaufres Geheiſs zum König pilgert, den Namen ihres Befreiers wissen; denn sonst, meint sie, *Ja no·l sabria dir de cui M'ages faicha tan gran honor ni de cui li tenges lausor.* Zu *ages faicha* sagt die Anmerkung, es sei wohl weder unpersönlich noch passivisch. Wie es nun aber aufzufassen ist, sagt Breuer nicht, und auch der Hinweis auf 10577 hilft nicht weiter, da hier ein starkes Anakoluth vorliegt; jedenfalls ist *aia* hier nicht unpersönlich. Auch das *ages* (2883) ist gewiſs nicht unpersönlich, sondern hat den König als Subjekt: „Ich würde ihm nicht sagen können, durch wen (seitens wessen) er mir so groſse Ehre angetan hat und bezüglich wessen ich ihn preisen soll". Welche Ehre der König dem Mädchen erwiesen hat, geht aus anderen Jaufrestellen deutlich hervor: 1. die beim Engpaſs befreiten Ritter danken dem König dafür, daſs Jaufre sie gerettet hat: *Que trop vos avem que grazir* 2110, 2. Jaufre fordert andere Gerettete auf,

zum König Artus zu ziehen: *E prec vos que·l comtetz cascuns Vostr'aventura ... E faitz li·n gracias da part me* 2840—42, 3. das Mädchen sagt zu Artus: *Daus part Jaufre, lo fill Dovon, Vos faitz* (1. Pers. Sg.) *gracias de ma vida* 2942—44, 4. sie wiederholt dies in ähnlicher Weise: *E ve·us coisi m'a deliurada Jaufres, e fes me convenir Que a vos o venghes grazir* 2996—98, 5. die aus Taulats Herrschaft befreiten Ritter sollen auf Jaufres Geheifs sich zum Könige begeben: *Ez az el ne rendetz merces, Vos e tuit aquil cavallier* 6244—45. Stets also sollen die Geretteten dem König ihre Befreiung danken; er ist es, der ihnen die Ehre antut, sie zu schützen, und Jaufre fühlt sich, bescheiden im Hintergrund bleibend, als das Werkzeug des Königs, der damit eine fast göttliche Erhöhung erfährt.

2905. *E non a gaire sejornat, Tro que son a Carduol intrat.* Das *a*, das ms. *B* hat, ist offenbar durch ein Versehen des Schreibers entstanden, der den Strich darüber fortgelassen hat (vgl. Bemerkung zu 2155, 2578). So schreibt *A* denn auch *ant.*

2908. ... *troberon lo rei Artus Tot escarit, que non ac plus, De DC cavallier, so cre.* Das Komma nach *plus* ist zu streichen: „es waren nicht mehr als 600 Ritter". Diese 600 Ritter, eine Zahl, welche gegen die Menge der sonst bei Hofe sich aufhaltenden Ritter (vgl. die 20000 von v. 9700) in der Tat unbedeutend erscheint, gehören, wie in der Folge auseinandergesetzt wird, zu des Königs Vertrauten.

2987. *Que maior bataïlla non vis.* Wie Breuer in v. 9804 *vi·s* durch *vis = vitz* ersetzt (*Zschr.* 46, 81) hätte er auch für diese Stelle die Angabe der Einleitung (S. LX), *vis* sei 1. Perf., berichtigen sollen. Auch dieses *vis* ist = *vitz* (2. Pl. Perf.); denn der Dichter wendet sich, wie so oft (vgl. v. 363, 528 usw.), an seine Zuhörer.

2990. Das Mädchen erzählt, wie sie ängstlich dem Kampfe des Aussätzigen mit Jaufre gefolgt sei: *C'ancaras tres vetz, per ma fe, Cuiei en ver que l'aghes mort* (der Aussätzige den Jaufre), *Que no·i avia nul conort; Tro que vi que l'ac abatut* (Jaufre den Aussätzigen). Das Semikolon hinter *conort* ist unberechtigt, da doch *tro que* einen zum Vorhergehenden gehörigen Nebensatz einleitet. Ich fasse *Que* als „so dafs" und übersetze: „Dreimal schon glaubte ich, er habe ihn getötet, so dafs ich keinen Trost fand, bis er ihn niedergeschlagen hatte".

3090. *E si hom d'amor las apella, Saubon ou gent e asaut dir O d'autreiar o d'escondir.* Vielleicht ist im letzten Vers zweimal *od* zu lesen (vgl. zu 10561 und Appel, *Prov. Lautlehre* § 52). „Die Damen, die man um Liebe angeht, verstehen es freundlich und schicklich zu sagen: sei es Gewähren oder Abweisen". Im übrigen erinnert die Stelle stark an Flamencas Ausspruch *E per so dic c'ariva tot, Car mi coven* (ms. *soven*) *o autreiar o escondir* (vgl. *Zschr.* 45, 605).

3115. *Aital son tuit cil del castel, Que non i a un lag ni bel, Que tuit non sion agradiu, E que malvestat non esquiu.* Es ist *no n'i a* zu lesen und ein Komma vor *lag ni bel* zu setzen. Letzteres ist eine Erläuterung zu *un*; vgl. 3170: *Que cascun plora e crida e*

plain, Jove e vieill, petit e gran. Ich übersetze also: „Derartig sind alle Bewohner des Schlosses, und es gibt unter ihnen keinen, sei er häfslich oder schön, die(!) nicht alle angenehm wären und Schlechtigkeit mieden“. Zu der in dem Relativsatz vorliegenden Inkongruenz des Numerus vgl. Bemerkung zu v. 177 gegen Schlufs.

3135. *Non auria om una trobada.* Lies *No n'auria,* nämlich: unter ihnen, d. h. den Damen.

3151. *E fora bellazor dos tantz, Mas non fon prop a de set antz, Ses ira ni ses consirir.* Die Anmerkung: „[*Que*] *mas fon* = 'als sie es ja war; dazu das bekannte *non*“ sieht hier unnötige Kompliziertheit des Satzbaues. Man tilge das Komma hinter *antz* und übersetze: „Und sie wäre noch zweimal schöner, aber seit fast sieben Jahren war sie nicht ohne Kummer“.

3211. *E anetz vezer qui la·n es.* Was soll hier ein *en*? Entweder ist das *n* fälschlich an *la* angefügt, wie etwa in *aran* (2653; s. Bem. zu diesem Vers), *Jaufren* 7102 *A*, *quen* 10153, oder die beiden Balken des *n* sind als *i* und *s* zu deuten: *qui lai s'es* (A: *lai es*). Vgl. auch Bemerkung zu 3524.

3225. „*Atrasag ne levaretz tot*“, *Dis lo senescals,* „*o·i mores!*“ Ein *o* „oder“ ist nicht zu entbehren, und so mufs, da nicht *oi* gelesen werden kann, *i* = „hier“ sein, wie übrigens auch 3351: *no·i dormiras oimais* und 5626: *Que no·i poiria plus estar.*

3269. *Que de me non aias paor.* Lies *no n'aias*: „vor mir braucht ihr in dieser Hinsicht (d. h. dafs ich euch im Schlaf störe) keine Furcht zu haben“.

3326. *e adur lo·s* (= *·us*) *ai, Si·l puesc trobar o viu o mort.* Setze Komma hinter *trobar*, denn *o viu o mort* gehört zu *adur lo·s ai.*

3430. *E totz venretz a sa merce Denant ma domna, non es mals.* Das ist völlig unverständlich. Breuer ist ohne Grund von *B* abgewichen, das hier einen durchaus einwandfreien Text bietet: ... *De ma domna non es tan mals.* Den Sinn des *mals* hat Breuer offenbar verkannt; er ist „ungestüm, tapfer“. In *non* ... *ta* liegt die konzessive Redensart „wenn ... auch noch so ...“ (s. oben zu v. 267) vor. *De ma domna* steht neben pleonastisch gebrauchtem Possessivum *sa* der vorhergehenden Zeile. Demnach ist vor *non* ein Komma zu setzen und zu verstehen: „Und ihr werdet euch bald (oder durchaus? s. Bem. zu v. 916) meiner Herrin unterwerfen, mögt ihr auch noch so tapfer sein“.

3524. *Anon la* (= *lai*) *en cincanta o cen.* Es ist wohl kaum möglich *en* (= *inde*) vom Verbum durch *la(i)* zu trennen. Auch *laen* = *laien* „dort hinein“, d. h. in den Garten dürfte kaum das Richtige sein. Denn zu einer so starken Betonung des „hinein“ liegt kein Anlafs vor. Es kann überhaupt zweifelhaft sein, ob hier das *en* ein Anrecht auf eine ganze Silbe hat; denn es ist kaum anzunehmen, dafs *cincanta* vor *o* sein *a* elidieren darf. Ist dies aber nicht möglich, so hätte der Vers eine Silbe zu viel. So mag denn ursprünglich *lan* mit unberechtigtem *n* in der Vorlage gestanden haben (s. o. Bemerkung zu 3211). Dies wurde dann von dem

Schreiber in *la·n* umgedeutet und zu *la en* ausgeweitet. Hs. *A* bietet ebenfalls Unsicheres: *Anūm .I.*, das Breuer in den Varianten als *Anun n'i* deuten möchte. Auch diese Lesart zeigt also, daſs hier in der Vorlage schon etwas nicht in Ordnung war.

3620. Jaufre glaubt nicht an die Aufrichtigkeit der Drohungen Brunessens *Ez on plus la ve afortir, Ades l'a meillor volontat.* Für diese Stelle und für 6841 (*E cant Augiers l'au afortir*) setzt Breuer intrans. *afortir* mit der Bedeutung „heftig werden, auftrumpfen" an. Da hier beide Male der Infinitiv vorliegt, kann die intransitive Natur des Verbs nicht erwiesen werden. Dagegen steht *afortir* in v. 2188 in finiter Form als reflexives Verb, und als solches wird man es auch in den beiden anderen Fällen anzusetzen haben. Von dem üblichen Sinne „hartnäckig sein (werden, bleiben), sich versteifen" abzuweichen, liegt in keinem der drei Fälle ein Anlaſs vor.

3647. Am Ende des Verses ist ein Zeichen zu setzen, am besten ein Semikolon.

3672. Hier ist *de gran naturas* nicht „von trefflicher Art" (Glossar), sondern „von vornehmer Familie". Vgl. Levy, *S. W. B.* V, 361, wo diese Stelle zitiert ist.

3719. *Car nulla res anc non fon mens.* Lies *no·n*, wobei *·n* = *ne* „an dem Bette" bedeutet. Ähnlich ist auch an folgenden Stellen ein *en* abzuspalten: *Que anc non* (lies *no·n*, d. h. an dem Pferd) *fon meintz fren ni sela* 3997, *Que anc nulla res no·n* (d. h. an der Rüstung) *fon mentz* 6286, *Son tuit li cinc centz Si garnitz que ren no·n* (d. h. an den Rittern) *fon mentz* 6340.

3785. Zu *E tals es ricx que·s gic mermar* wird im Glossar *mermar* als reflexiv bezeichnet. Das Reflexivpronomen gehört doch aber zu *gic*, das hier (wie an den im Glossar zitierten Stellen 1081 und 5406) statt *laisar* gebraucht ist: „... der sich erniedrigen läſst".

3794. *Per que·l pros val en sa camisa Quaranta ricx d'avol maniera.* Dieser Satz hätte wohl unter die sprichwörtlichen Redensarten S. 445 aufgenommen werden können. Daſs jemand nur mit einem Hemd bekleidet ist, wird zum Symbol der edlen Armut, die in ihrer bescheidenen Vornehmheit dem banausischen Reichtum gegenübergestellt wird. So zitiert Cnyrim unter Nr. 616 aus Guilh. Augier (Gr. 205, 4; II, 7; *Zschr.* 23, 73): *Cel c'a·l saber es rics en sa camisa.* Eine höfisch-preziöse Verwendung dieses Symbols erlaubt sich Jaufre, wenn er, vor Brunessen geführt, dieser erklärt, sie allein ohne Waffen hätte genügt, ihn zu besiegen: *Car en vostra camisa Senes totz autres garnimentz M'auriatz conquist plus corentz Que .X. cavallier tuit armat.* Und wenn dann später Brunessen in ihrem Selbstgespräch sich darüber klar wird, daſs Jaufre sie liebt, und in echt weiblicher Übersteigerung seiner Worte in der Form gedenkt: *Qu'ie·l puesc mels retener Nuza senes totz garnimentz, Que s'eron ab armas cinc centz,* so wird man fast an die *vertu toute nue* erinnert, die Mascarille im Hause der Précieuses so geringschätzig behandelt sieht.

4261. Der Ochsentreiber erzählt, dafs er für 300 Ritter ein Unterkommen bereiten soll, *Ez ai o faitz apareillar Al mieltz, que sap, ez al genses.* Hs. *A* hat *sai* (statt *sap*), und nur diese Form ist hier am Platze.

4368. Jaufre lehnt es ab, bei den beiden Jünglingen zu bleiben:

„Aco (sc. das Bleiben)“, fan cil, „si faretz ben,
car non podetz plus loing anar,
per so c'oimais puiscatz trobar
vila ni castel ne ciutat.
antz auriatz ben cavalcat
dotze legas a tot lo mentz,
longas e largas atrasentz.“

Die Übersetzung würde lauten: „Daran“, sagen jene, „würdet ihr doch gut tun; denn ihr könnt nicht weiter reiten, damit ihr heute noch Hof, Schlofs oder Stadt finden könnt; vielmehr ...“ Niemand wird diese Zeilen als sinnvoll hinstellen wollen. Ich schlage deshalb vor, die Reimwörter *anar* und *trobar* zu vertauschen (vgl. Bemerkung zu v. 1151) und *per so que* + Konjunktiv wie 3043 als „wenn auch noch so“ aufzufassen. Nunmehr ergibt die Übersetzung: „denn ihr könnt, so sehr ihr auch heute noch reiten möget, in weiterem Umkreis weder Hof noch Schlofs noch Stadt finden; vielmehr würdet ihr sicherlich (? s. zu 4374) 12 Wegstunden in der Länge und Breite (d. h. in jeglicher Richtung) reiten (sc. ehe ihr etwas findet).“ Die Umstellung der Reimwörter, die der Schreiber vorgenommen, ist begreiflich. Er stellte das Verbum der Bewegung (*anar*) zu der Angabe der Entfernung (*plus loing*) und das transitive Verb (*trobar*) zu seinen Objekten (*vila ni castel ne ciutat*).

4372. Die Verwendung des zweiten Kondizionalis im vorletzten der soeben behandelten Verse (*auriatz cavalcat*) ist bemerkenswert. Es liegt hier für diese Zeit dasselbe vor, was Tobler, *V. B.* I², 253 vom zweiten Futurum feststellt, und der Sinn ist, wenn man Toblers Ausführungen für das Futurum II auf das Kondizionalis II überträgt: Es würde sich zeigen, dafs (wenn ihr ein Quartier gefunden hättet) ihr wenigstens 12 Wegstunden geritten wäret. Ich finde denselben Gebrauch noch an folgenden Stellen: *Cho, dis Jaufre, non farai res, Que greu o auria apres* (würde lernen) 1462, *No'm pregues mais de remaner, E prec vos o per amistat; Que no m'auriatz acordat* (würdet mich nicht bestimmen) *De mil antz* 6838.

4374. Das letzte Wort der unter 4368 zitierten Stelle, *atrasentz*, das mit *mentz* reimt, will Breuer mit *atrasag* (*-ai*) identifizieren und diese Identifizierung auch auf *entreseintz* (6256) ausdehnen. Das scheint mir unmöglich. Das Etymon von *atrasag* ist nach Meyer-Lübke, *R. E. W.*: *ad transactum.* Aber auch der Sinn des Wortes („sicherlich“) pafst für 4374 nur wenig, und das Adverb würde sich so fern vom Prädikat und am Ende des langen Satzes wunderlich ausnehmen. Ob hier vielleicht das Part. Präs. von *atraire* „nahe kommen, ähnlich sein, gleichen“ (Levy, *S. W. B.* I, 97) vorliegt, das,

auf *longas e largas* bezogen, mit „sich gleichend, gleicherweise" zu übersetzen wäre? Auch zwischen *entreseintz* (6256) und *atrasag* kann ein Zusammenhang kaum bestehen. Es heifst da: *E digatz me per entreseintz A Quecx que vergona·l farai El primier luoc on lo veirai.* Levy zitiert die Stelle im *S. W. B.* III, 99 s. v. *entresen* ohne Übersetzung und zieht — allerdings zweifelnd, da er sich an dem Reim *veramentz* : *entreseintz* (*n* : *ñ*) stöfst — Gleichsetzung mit *entresenh* in Erwägung. Levys Bedenken zerstreut Breuers sprachliche Einleitung S. LIV Nr. 16, und so dürfte hier wirklich *entresenh* vorliegen. Das Wort kommt schon 1548 *A* vor und wird von Breuer mit „Zeichen, Warnruf" (= *entreseigna* in *B*) glossiert. Diesen Sinn hat es auch hier: als „Warnung" soll man dem Keu Jaufres Worte bestellen.

4438. *Baron, toletz vos de mon plaitz!* Glossar s. v. *tolre*: „schert euch fort (von m. Verkehr?)". Die Stelle ist kaum zu trennen von 5081: *Toletz vos d'autre plaig.* Glossar (frageweise): „spart weitere Worte (d. h. Fragen)". Gewifs kann *se tolre* auch „sich entfernen" bedeuten; aber auch die im Glossar nicht erwähnte Stelle *E tolletz vos oimais de me, Que non voill vostra conpaignia* (4420) dürfte für diesen Sinn kaum in Betracht kommen, da die beiden Knappen, denen Jaufre diese Worte zuruft, gar nicht in seiner Nähe sind. Bedeutet es aber hier schon nicht „sich entfernen", so noch viel weniger an der gleich darauf folgenden und eingangs zitierten Stelle (4438). In beiden Fällen ist m. E. mit „ablassen von" zu übersetzen. Dies wird schon durch den Zusatz *de mon plaitz* bedingt. In dieser Wortgruppe zeigt das Possessivum eine oft anzutreffende freiere Verwendung, die sich (zufälligerweise ebenfalls in Verbindung mit *sé tolre*) z. B. an folgenden beiden Stellen findet: *E toletz vos de son querrer* („lafst davon ab, ihn zu suchen") 909 und *E tolletz vos de son lauzar* („lafst davon ab, ihn zu loben") 4794. So bedeutet denn *mon plaitz* „die Verhandlung mit mir", d. h. die Knappen sollen aufhören, mit ihrer Einladung weiter in ihn zu dringen.

Ähnlich verhält es sich nun auch mit v. 5081. Die Situation ist folgende. Die Pflegerin Melians jammert nach Gawain, dem einzigen, der ihren Herren retten könne. Etwas pikiert erwidert ihr Jaufre: „*Domna, . . . ben creiatz, Tro qu'ieu me sia fadigatz, Mon seigner Galvan no venra. Mas digatz cora ci sera Taulat. Toletz vos d'autre plag!*" Darauf die Dame: „*D'uei en VIII jorn per atrasaig, Seiner, senes tota faillensa.*" So wenigstens glaube ich, müssen die Reden abgeteilt werden, gegen Breuer, der die Antwort der Dame schon mit *Toletz vos* beginnen läfst. Aber die Worte *Toletz vos d'autre plag!* klingen im Munde der hilfebedürftigen Dame doch seltsam grob, während sie als Ausflufs der Stimmung Jaufres durchaus natürlich sind. Sie bedeuten: „Lafst ab von anderer (weiterer) Verhandlung, von weiterem Reden!" Vielleicht aber kann man dem *autre* noch einen anderen Sinn beilegen. Wenn *autr'amor* — und daran ist nach Schultz-Goras Ausführungen

in den *Prov. Studien*, S. 112 nicht zu zweifeln — bedeuten kann „Liebe zu einer anderen“, so muſs es auch gestattet sein, *autre plaig* (entsprechend *mon plag*) durch „Verhandlung mit einem anderen“ wiederzugeben, und so mag Jaufre mit Hinblick auf Gawein wohl meinen: Gebt jede Verhandlung mit einem anderen, jedes Reden von einem anderen auf.

Nun erscheint *sé tolre* noch v. 7439. Jaufre ist gerade zu der Überzeugung gekommen, daſs es Vermessenheit wäre, zu erwarten, Brunessen könnte ihm, dem Unbekannten, ihre Liebe schenken: *Tol t'en, que ia non s'avenra! Vai t'en e ten demain ta via!* Die Stelle fehlt im Glossar, hat aber Levy einigermaſsen beschäftigt. Er zitiert sie *S. W. B.* VIII, 262 unter Nr. 11 „sich fortbegeben, sich entfernen“, meint aber, man könne sie auch zu Nr. 12 „sich fern halten“ stellen. Diese letztere Bedeutung versieht er aber selbst mit einem Fragezeichen, und zum mindesten läſst das zweite der beiden unter Nr. 12 zitierten Beispiele,[1] das stark an den oben behandelten Jaufrevers 4438 erinnert, die häufigere Deutung „ablassen von“ (Levy Nr. 13) zu. Hierher gehört m. E. auch Jaufre 7439. Denn wenn *Tol t'en* „begib dich fort“ bedeutete, so würde Jaufre dasselbe noch zweimal in der folgenden Zeile sagen: *Vai t'en* und *ten ta via.* Deshalb ist zu verstehen: Laſs ab von dieser Idee! Schlag dir den Gedanken, ihre Liebe zu gewinnen, aus dem Kopf!

4514. Hs. *sec*, Text *seç*. Eine solche 3. Pers. Präs. von *sezer* dürfte es kaum geben; v. 4839 jedenfalls steht *set.* Es liegt vielmehr das völlig regelmäſsige Präteritum *sec* vor. Daſs dies hier mit dem Perfektum wechselt, ist nichts Besonderes; so folgt auf die Perfekta *a levada* (4519), *es entrada* (4520), *a laissiat* (4522) das Präteritum *anet* (4524).

4582. Lies *no·n* (statt *non*) *parles*, wie es 4568 richtig im Texte steht; s. auch Bem. zu 9863.

4612. Lies *nul autr'afar* (statt *a far*).

4613. Lies *no n'an* (statt *non an*) „ich gehe weg“.

4795. Man warnt Jaufre vor Taulat, der ein unübertrefflicher Kämpfer sei. Jaufre bittet, ihn mit Lobpreisungen seines Gegners zu verschonen, und fügt hinzu: *S'es pros, ab el s'en anara.* Was ist mit *el* gemeint? Das Wort kann sich nur auf „Taulat“ oder „das Lob“ beziehen. Beides befriedigt gleich wenig. Vielleicht darf man *a bel* statt *ab el* lesen. Zwar bietet das Provenzalische, soweit ich sehe, eine solche Redewendung nicht; aber die Beispiele, die Tobler-Lommatzsch I, 909/10 von *bel* „günstige Lage, Vorteil“ bieten, lassen es wohl möglich erscheinen, hier *a bel* mit „in günstiger Lage, im Vorteil“ zu deuten und zu übersetzen: „Wenn er trefflich ist, so wird er eben als Sieger hervorgehen.“ Aber trotzdem, so fährt Jaufre fort, wolle er es versuchen, Taulats Untat zu bestrafen.

---

[1] *Ara·m tuelh ueimais de lur plait dels forlinhatz d'avols aires.*

5027. Ob *donet de la guerra az aquest* „bekriegte diesen" bedeuten kann, möchte ich bezweifeln. Eher ist *guerra* hier „Unruhe, Widerwärtigkeit" (Levy, *S. W. B.* IV, 206) und *donar* „verursachen". Bei dieser Erklärung wäre auch der Teilungsartikel verständlich.

5081. Vgl. zu 4438.

5097. Acht Tage soll Jaufre auf Taulat warten. Das erscheint seiner Ungeduld eine lange Zeit. Die Pflegerin des gepeinigten Taulat denkt anders: *S'a vos es loncx, a me es breus. Le termen ez esquieus e greus.* Der Punkt hinter *breus* ist zu streichen: „Wenn sie für euch weit ist, so ist die Zeitspanne für mich kurz und daher schmerzlich und unangenehm."

5103. *E doncs non es jes cominals, S'a vos es bon ez a me mals Son venir.* Glossar: *cominals* „gewöhnlich". Das ergibt keinen Sinn. Da Levy, *Pet. Dict.* „justement partagé" bietet, übersetze ich: „Und so ist es denn nicht gerecht verteilt, wenn sein Kommen euch Freude, mir aber Kummer bereitet."

5245. Lies *no·n* (statt *non*) *tornaras* „du wirst dich nicht wegwenden" (vgl. *torna t'en* 5238).

5337. „... *on es anatz Aquest diable, aquest mal-fatz?*" *dis Jaufre,* „*con ia l'ai passada De la lansa una brassada Per lo cors ...?*" Das Fragezeichen hinter *mal-fatz* ist durch ein Komma zu ersetzen; *con* ist „da ja", und der damit eingeleitete Satz bietet die Begründung für Jaufres verwunderte Frage.

5405. *E per tant non cuietz qu'el voilla Ricrere ni atras tornar.* Glossar: *ricrere* „weichen". Diesen Sinn kann *ricrere* kaum haben; es ist vielmehr als reflexiv anzusehen mit der üblichen Bedeutung „sich für besiegt erklären". Der Begriff „weichen" ist hier durch *atras tornar* ausgedrückt.

5434. Lies *part se d'el* statt *del.*

5576. In *lafforsava* dürfte Verdoppelung des anlautenden *f* vorliegen, also *la fforsava.* Doch könnte man, da das im *Pet. Dict.* verzeichnete *aforsadamen* ein *aforsat* und dies ein Verbum *aforsar* voraussetzt, vielleicht auch *l'afforsava* lesen.

5623. Jaufre bittet den Einsiedler, ihn acht Tage zu beherbergen: *Sol VIII jorntz, que non ja mais re.* Hs. *A* hat: *e non ia mais re,* gegen *qe non mais re* mit einer fehlenden Silbe in *B.* Breuers Kombination aus beiden Lesarten ist nicht glücklich, da das mit *qe* Eingeleitete eines Verbs bedürfte. Während *A* Befriedigendes bietet („und keineswegs mehr"), mufs man die fehlende Silbe in *B* durch *a* ergänzen: *qe no n'[a] mais re* „ohne dafs deren mehr sind".

5647. Auf Jaufres Frage, wie er sich des „bösen Feindes" erwehren könne, erwidert der Einsiedler: *Amicx, ia no·us dotetz de ren, Que ia no·us fara mal ni ben, Ni o pot far, que·us en tornes.* Anmerkung: *tornes* = *tornetz.* Glossar: *se tornar* „ablassen von". Das verstehe ich nicht. Ich glaube, *tornes* ist 3. Pers. — Reim *tornẹs* : *fẹs* ist nach Breuers eigener Angabe kein Hindernis —

und *se tornar* „sich zurückwenden, zurückkehren zu". Der *que*-Satz hinge dann als Objekt von *pot far* ab: „. . . auch kann er es überhaupt nicht bewerkstelligen, dafs er wieder zu euch zurückkehre, euch wieder begegne."

5788. Wenn auch *B* schreibt: *per mout maltalan*, so liegt doch kein zwingender Grund vor, bei der Lesart von *A*: *a mon maltalen* in *mon* „viel" zu erkennen; die Wendung bedeutet „zu meinem Verdrufs". Auch 3602 ist *mon* Possessivum und nicht = *mout*, wie Breuer will. Den Beweis dafür suche ich an anderer Stelle zu erbringen.[1] Vgl. noch Bemerkung zu 6212.

5934. Absichtlich hört Jaufre die Schmähungen Taulats mit an: *C'aissi pot hom fol enfollir*. Glossar: *enfollir* „betören". Das gibt keinen Sinn. Zudem bedeutet *enfolir* „toll machen". Die nächsten Verse bestätigen das: *Car hom on plus* (lies *on hom plus*?) *fort s'omelia, Ades li* (dem Toren) *creis mais sa follia.*

5969. Streiche den Punkt am Ende des Verses.

6008. (*armas*) *Que tant corren te vei portar*. Hs. *A* hat: *ne vols p.*, und ein *en* ist kaum zu entbehren, da es sich um ein Hinaustragen der Waffen handelt. Es ist anzunehmen, dafs in *B*, wie öfters (vgl. Bemerkung zu 2155), der Strich über dem *e* fortgelassen und zu lesen ist *t'e[n]*.

6064. (*Taulat*) *jaç el sol totz estendutz Espandat en luec d'un grapaut.* Hs. *A* hat *Espedat*, und Raynouard setzt ein *espadar* „tuer avec l'épée, enfiler" an. Ihm folgt Breuer. Aber Taulat ist von der Lanze durchbohrt worden, und es dürfte wohl zweifelhaft sein, ob man diesen Vorgang mit einem von *espaza* „Schwert" abgeleiteten Verbum bezeichnet hat. Vielleicht ist *espandar* eine Weiterentwicklung von *espantar*, wie es *condar* neben *contar*, *domdar* neben *domtar* gibt. Zwar standen im Lateinischen bei diesen beiden Verben *m* und *t* nicht ursprünglich beisammen; aber in *tendir* neben *tentir* (Stamm *tınt-* wie in lat. *tintinnare*; Meyer-Lübke, *R.E.W.* 8751—52) liegt vielleicht eine genaue Parallele zu *espandar* vor. Es sei noch darauf hingewiesen, dafs Mistral I, 1021 für den Dauphiné die Form *espada* verzeichnet. So wäre denn *espandat* = *espantat* „bestürzt". Die drei Epitheta *estendutz*, *espandat*, *en luec d'un grapaut* würde ich durch Kommata voneinander trennen.

6088. *Mas per ta grant mal' aventura T'a* (*Dieus*) *sufferta la desmesura Que fesist al bon rei Artus*, sagt Jaufre zum besiegten Taulat. Glossar: *soffertar* „hingehen lassen". Diese Deutung wird dem tieferen Sinn der Stelle kaum gerecht. Gott hat das Verbrechen an Artus zugelassen, hat Taulat schuldig werden lassen, damit ihn dann die Strafe ereile. Den Gedanken führt Jaufre nochmals aus (6116ff.): *E Dieus tot per la malvestat Qu'as aquest cavalier* (Peinigung Melians) *fasias, Qu'en ta prison nafrat tinias, Fes te en la cort del rei aunir E me en aquel punt venir.* Beachtenswert ist,

[1] *Arch.* 152, 83, Nr. 6.

daſs hier nicht mehr ein Verbum des Zulassens, sondern *faire* gebraucht ist.

6158. Lies mit *A la* statt *lo*, da auf *plagá* bezogen.

6200. Jaufre fordert die befreiten Ritter auf, an Artus' Hof zu ziehen *E si·n vol negun retener, Servetz li tant co·l plazera.* Hs. *A*: *E sius uol negun retener,* Hs. *B*: *E sin uol negun remaner.* In der Lesart von *B* will Breuer einen a. c. i. sehen; ein solcher liegt nicht vor, vielmehr bedeutet sie: „wenn irgend einer von euch (*en* auf die angeredete Person bezogen) bleiben will" und hätte ruhig in den Text gesetzt werden können. Hs. *A* dagegen bietet nach Breuer eine Objektsverengerung. Nun ist *negun* allerdings Objekt; ob man aber sagen konnte: „wenn er euch irgend einen behalten will", scheint mir doch zweifelhaft. Vielleicht sollen die drei Balken von *us* in *sius* nur ein *m* bedeuten, und dieses wäre vor der folgenden Labialis = ·*n*, hätte also dieselbe Funktion wie das ·*n* in der Lesart von *B*. Man müſste dann *A* übersetzen: „wenn er (der König) irgend einen von euch in Dienste nehmen will."

6212. Das Lob auf König Artus schlieſst mit *Per que de tot es mon a pres.* Vermutlich soll dies bedeuten: „drum hat er von dieser ganzen Welt Ruhm." Es wäre also *es* = *est.* Mir scheint diese Ausdrucksweise nicht recht provenzalisch zu sein, und ich würde eher so etwas wie *de tot lo mon a·l pres* erwarten. Es liegt deshalb wohl näher *es* = „ist" zu setzen, *a* und *pres,* wie es die Handschriften tun, zusammen zu schreiben und in *mon* die Nebenform von *mout* zu sehen, die Breuer zwar 3602 und 5788 (siehe Bemerkung hierzu) fälschlich ansetzt, die aber doch vielleicht dem *non* in 190 *A* (s. o.) zugrunde liegt. Daſs dann *apręs* und *atendęs* im Reim gebunden sind, kann nach Breuers Einleitung S. LII—LIII (vgl. besonders *pręs* : *nasquęs*) der vorgeschlagenen Deutung nicht hinderlich sein. Der Sinn des Verses wäre also: „denn in bezug auf alles ist er wohl erfahren (sehr fein gesittet)."

6216. Lies *Que ia sol mot no·n* (statt *non*) *passaran*: „davon", d. h. von dem, was Jaufre ihnen gesagt hat.

6256 s. 4374.

6286. *Que anc nulla res no·n fon mentz, Caual, escut ni garnizon, C'om no lo renda atrestan bon Com so que avion perdut.* Das *lo* vor *renda*, das sich doch nur auf *nulla res* beziehen kann, ist unrichtig. Hs. *B*, der Breuer hier nicht folgt, hat richtig *que non renda.* In v. 6698 steht *soffer tan* statt *soffert tan.* Vielleicht hat der Schreiber, wie hier das auslautende *t* vor dem anlautenden *t*, in v. 6286 vor *renda* das *r* von *lor* weggelassen, so daſs zu lesen wäre: *Com no lo[r] renda.*

6346. *Cel que deinet baisar En terra per nostr' amistat.* Glossar setzt intr. *baisar* an. Aber Christus sank nicht zur Erde, sondern er senkte sich, lieſs sich herab. Deshalb dürfte *baisar* hier als reflexiv zu betrachten sein. So hat dann auch *A* ein *que·s deinet baisar.*

6371. Nach Einleitung S. LX soll *vist* 2. Pl. Perf. sein. Das kann es nicht sein und braucht es nicht zu sein; es ist wie *laissest* desselben Verses 2. Pers. Sg. Die gleiche Form sehe ich in *digatz* (v. 6370), das ohne Zweifel, wie *digatz* 6005 und *mentatz* 6006, nur umgekehrte Schreibung für *digas* (2. Sg.) ist. Der König spricht hier zu dem Ritter in der 2. Sg., während er ihn früher in der 2. Pl. angeredet hat. Dieser Wechsel in dem Numerus der angeredeten Person ist in der alten Sprache nichts Seltenes, und im „Jaufre“ z. B. schliefst der König eine durchaus in der 2. Pers. Sg. gehaltene Rede an Gawain mit den Worten: *E vos, neps, anatz lor o dir* (314). Wie hier der König beim Übergang vom Bitten zum Befehl die steifere Pluralform wählt, so bedient er sich in der Anrede an Melian (v. 6370—71) der vertraulicheren 2. Pers. Sg., weil ihm dieser anfänglich fremde Ritter durch seine erfreulichen Nachrichten über Jaufre sofort nähergetreten ist.

6496. Für das *Ni non caisi ni fui nafratz* schlägt Breuer zaghaft *Ni nonc'aisi no fui nafratz* vor. Gewifs mufs man hier unbedenklich anders abteilen, als die Handschrift es tut. Vielleicht ist sogar ohne Änderung des *ni* in *no* auszukommen, wenn man noch die weitere Zerlegung des *ni* vornimmt und liest: *ni nonc' aisin i fui nafratz*, wobei *i* „dabei“ auf die in v. 6493—94 erwähnten Kämpfe mit den anderen Rittern ginge. Die Form *aisin* ist im Provenzalischen nichts Ungewöhnliches (s. Schultz-Gora, *Prov. Studien* S. 63), könnte hier auch auf ein fälschlich angehängtes *n* zurückgeführt werden wie in den zu 3211 aufgeführten Fällen. Für das bei *ni* fehlende *no* bietet gleich der übernächste Vers eine Parallele, und *no(n)ca* steht auch v. 5616 und 6965 ohne *no*.

6649. *E puosc o ben vos en ver dir.* Die m. E. unmögliche Stellung des *vos* wäre durch Einsetzung der Lesart von *A* vermieden worden: *puosc o vos ben ... dir.*

6680. *Mas plus no l'aus a retener!* Das *a* ist unverständlich. Vielleicht liegt hier einer der im „Jaufre“ häufigen Übergänge von indirekter zu direkter Rede vor, so dafs *ausa* zu lesen und als Imperativ aufzufassen wäre. Die Anführungsstriche, die Breuers Text ganz ohne Berechtigung am Ende des Verses aufweist, könnten dann bleiben, müfsten aber durch ebensolche am Anfang ergänzt werden.

6779. *Contat lo·i a tot enaissi.* Hs. *B* hat: *lo* = *l'o* (wie 6770 *a l'o tot contat*), und Breuer hätte hier von dieser Handschrift nicht abweichen sollen. Vielleicht ist aber auch in *lo·i* von *A* das *lo* nicht „es“ und *lo·i* nicht = *lo li*, sondern *l'o·i*: „er hat ihm dort alles ebenso erzählt“ *Con ieu vos ai denant contat.* An der Häufung der unbetonten Pronomina braucht man keinen Anstofs zu nehmen; vgl. *ve vos m'en laissat* 6843.

7009. Am Anfang des Verses fehlen die Anführungsstriche.

7010. *E Dieus don la·m meillor agur.* Auch hier weist *A* eine dem Provenzalischen angemessenere Wortstellung auf: *do·m la melhor augur.*

7157. *Si m'escomet de nuilla ren, Ades li respondrai ab ben.* Das Glossar setzt *escometre* = „anreden"; es könnte sich dabei auf Levy, *S. W. B.* III, 182 berufen, wo diese Stelle, allerdings fragend, unter Nr. 1 „anreden" zitiert ist. Aber daſs Jaufre Brunessen anreden wird, ist als gegeben vorausgesetzt, und nicht darauf, sondern auf das Wie seiner Anrede will sie ihre Antwort einstellen. Sie bereitet sich auf zwei Fälle vor: der zweite (v. 7159 ff.) ist der, daſs er ihr Vorwürfe machen könnte; ihnen will sie mit *blandir* und *gent parlar* entgegentreten. Der erste Fall dagegen wäre der, daſs er ihr bittend naht, und deshalb möchte ich *escometre* lieber zu Levys Nr. 2 „angehen um" stellen. Dementsprechend ist *ab ben* der folgenden Zeile nicht „gutwillig" (Glossar) sondern „freundlich".

7439 s. 4438.

7448. *Que cant la vei, lo·m dobla mai Mos mal.* Daſs *lo* Nominativ ist, bezweifle ich. Levy, *S. W. B.* IV, 414 verzeichnet *lo* „dort, dorthin, damals" und gibt unter *la* (IV, 302) Beispiele, in denen dieses Wort pleonastisch neben Zeitbestimmungen verwendet wird. Das könnte man auch hier annehmen, so daſs *lo* = *la* neben der Zeitbestimmung *cant la veg* stehen würde.[1]

7450. *Aiso non fon lo anc amors.* Dies *lo* scheint trotz der Angaben in den Varianten in beiden Handschriften zu stehen. Auch hier soll es Nominativ sein, und die Anmerkung übersetzt: „das, das war nicht die Liebe (?)." Aber ein Nominativ ist weder als Subjekt — dies ist *aiso* — noch als Prädikativum — dies ist *amors* — am Platze. Auch hier könnte man *lo* = *la* setzen, das dann das stark betonte *aisso* stützen würde: „das da war wahrlich keine Liebe."

7477. *Per cal valor, per cal proesa, Per cal beutat, per cal riquesa, Qu'aia en me, ni sap, qui·m sia, Aurai s'amor?* Der zweite dieser Verse erscheint mir trotz der Anmerkung völlig unverständlich. *ACD* lesen dafür: *Que aia ni que en me sia.* Der zweimalige Hiat hinter *que* sieht stark nach Notbehelf, nach einer künstlichen Zerdehnung des Verses aus, damit er die nötige Silbenzahl erhält. So ist wohl anzunehmen, daſs das *sap*, das *B* aufweist, in den Vers hineingehört. Es dürfte hinter dem ersten *que* abhanden gekommen sein; das Auge des Schreibers glitt von dem *Que sap* zu *que aia* ab. Nunmehr fallen die beiden Hiate, und der Text lautet: *Que sap que aia* (= *qu'aia*) *ni que en* (= *qu'en*) *me sia.* Dabei braucht in den beiden Nebensätzen *qu'aia* und *qu'en me sia* nicht einmal eine Tautologie vorzuliegen. Denn *qu'aia* mag auf die äuſserlich wahrnehmbaren, *qu'en me sia* auf die inneren Vorzüge Jaufres gehen. Der Sinn des Verses ist also: „von denen (der Dichter bezieht das *que* grammatisch nur auf den letzten der aufgezählten Vorzüge, dem Sinn nach auf alle) sie weiſs, daſs ich sie besitzen oder daſs

[1] Auch die in Appels *Chrest.* verzeichneten Fälle von *lo* = Nom. Sg. Neutr. könnten ähnlich gedeutet werden.

sie in mir sein könnten", d. h. sie weiſs von keiner seiner trefflichen Eigenschaften, so daſs man nicht erwarten kann, daſs sie ihm ihre Liebe schenkt. — Daſs die Version *B* das *sap* an falsche Stelle gesetzt hat, mag aus einem Erinnerungsfehler der Schreibers zu erklären sein, heiſst es doch kurz vorher (7438) bei ähnlichen Gedankengängen: *C'anc mais no·m vi ni sap qui·m sia.*

7483. *Doncs l'aurai ieu, que non son ricx.* Dieser Aussagesatz klingt mir nach den von Jaufre geäuſserten Liebeszweifeln zu siegesgewiſs. Ich möchte ihn als Frage lesen: „Werde ich sie nun also bekommen, ohne daſs ich reich bin?" Eine Antwort gibt sich Jaufre nicht. Aber er fährt fort: *Mas ben serai verais amicx ... E·l servirai de bon talan.* Zwischen den Zeilen ist also zu lesen: Ob ich sie erringen werde, weiſs ich nicht. Das eine aber weiſs ich: ich werde ihr treu dienen.

7533. *E s'aquell'amors non l'* (der Dame) *agrada, Non l'* (den Bewerber) *escout mas una vegada.* Anmerkung: „sie höre ihn nicht auch nur ein einziges Mal an." Das kann der Wortlaut nicht bedeuten, und es paſst nicht in den Zusammenhang. Im Gegenteil, die Dame soll den Bewerber anhören (v. 7532), aber — und dies besagt unser Vers — nur ein einziges Mal, damit der Liebende sich keine falschen Hoffnungen macht (v. 7335/6). Erscheint ihr seine Liebe jedoch angenehm, so soll sie sich dreimal „bitten" lassen.

7537. *E si l'agrada ni tant es.* Anmerkung: „Verstehe *li tant es* = ihr so viel ist (bedeutet)", Glossar s. v. *esser* für diese Stelle: *si tant es* „wenn der Fall gegeben ist". Was soll nun gelten? Befriedigen kann beides nicht recht.

7538. Text *fassa s'en apregar.* Anmerkung: „wohl = *a pregar*" mit Verweisung auf Levy, *S. W. B.* s. v. *apregar.* Levy bezieht sich an der betr. Stelle auf *Litbl.* X, 414 und *Zschr.* XV, 532. Hier jedoch wendet er sich gegen Stichel, der *apregar* streichen wollte, setzt gerade für unsere Stelle *apregar* an und nimmt für diese Form noch ein zweites Beispiel Stichels in Anspruch. Ein *a pregar* ist aber auch sprachlich nicht gut möglich, da ein solches *a*, das Breuer im Auge hat, nur zum präpositionalen Infinitiv hinzutritt. So muſs es denn bei *apregar* bleiben.

7635. *Ni ja asenple no·n* (statt *non*) *darai*: „ich will nicht das Beispiel dafür (d. h. für das Liebeswerben einer Frau um den Mann) geben."

7646. Brunessen kann den Liebesschmerz nicht länger geheimhalten: *E sai, se·m dura per raison: Com a suptamentz comensat, Trop o ai a mon dan cellat.* Der Satz ist mit dieser Interpunktion kaum verständlich. Man setze Komma hinter *dura* und eines (statt des Kolons) hinter *raison,* beziehe den Vergleichssatz auf *se·m dura* und übersetze: „Und ich weiſs aus gutem Grunde, daſs ich, wenn es (das *mal d'amor*) mir so andauert, wie es plötzlich angefangen hat, es zu meinem Schaden verheimlicht habe."

7700. *Ez ac un prim filet de cillas, Negre e soutil e delgat, Natural e ben faisonat, Que non fon peillatz ni tondutz.* Da Breuer *filet* mit „Streifen“ und *peillatz* mit „gelichtet“ glossiert, so hat er den Sinn dieser Stelle offenbar nicht richtig aufgefaſst. Es handelt sich bei dem *prim filet de cillas* um die zarte, fadengleiche Linie der Augenbrauen, die bei Brunessen nicht wie bei anderen Frauen durch Auszupfen von Haaren entstanden, sondern von Natur vorhanden ist.

7707. (*pensa*) *Que·l puosca son cor descobrir.* Hs. *A* hat *Cul* = *co·l*, und das ist sinngemäſs; denn Jaufre denkt nicht darüber nach, „daſs“ er, sondern „wie“ er ihr sein Herz eröffnen kann.

7759. *Non o a gens per me sauput, S'ella non so a conogut.* Selbst wenn es angängig wäre, *non* von *a* durch *so* zu trennen, so müſste man hier doch, wie es Appel, *Chrest.* 5, 538 und Schultz-Gora, *Prov. El. Buch*[4] XX, 52 auch tun, *s'o* lesen, da man ein *se* als Gegensatz zu *per me* kaum entbehren kann: „wenn sie es nicht für sich, aus sich heraus erkannt hat.“

7831. Ein *qu'ie·us no sai dir* mit dem tonlosen Pronomen vor der Verneinung sollte nicht im Text stehen. Wer weiſs, welcher Schreiberlaune dieses überflüssige *s* sein Dasein verdankt! Hs. *A* bietet: *qu'ieu non sabria dir*, *C* hat *q'ieu no·s* (= *no·us*) *sai dir.*

7921. Artus ist der Beschützer der Jungfrauen: *Car el a pulcellas en garda; E qui mal lor fa, non se tarda Ora ni terme ni sazon, Car senpre cobra gizardon.* Was soll *non se tarda ora ni terme ni sazon* bedeuten. Sollen die Substantiva Subjekt oder Objekt zu *tarda* sein? Das Glossar versagt. Ich glaube, daſs *A* mit *esgarda* das Richtige hat, wie denn auch *C* in der nächsten Zeile ein *garda* aufweist. Es liegt hier also m. E. eine Erweiterung der bekannten, allerdings nicht allzu häufig begegnenden und daher auch von den meisten Schreibern miſsverstandenen Redensart *non gardar l'ora* vor, und zwar in der Bedeutung „jeden Augenblick auf etwas gefaſst sein müssen“ (vgl. Schultz-Gora, *Arch.* 139, 118). Es wäre also zu lesen: *E qui mal lor fa, non esgarda Ora ni terme ni sazon Car* ... „Und wer ihnen ein Leides tut, hat zu gewärtigen, daſs er sofort seine Strafe erhält.“ Wenn hier ungewöhnliches *esgarda* steht, so mag darauf hingewiesen werden, daſs ebenso vereinzelt auch *regardar* (Levy, *S. W. B.* V, 507 s. v. *ora* Nr. 11) vorkommt, und das Fehlen des sonst üblichen Artikels vor *ora* erklärt sich hier daraus, daſs mehrere Zeitbestimmungen, *ora, terme, sazon,* aneinandergereiht sind (ich beachte „die“ Stunde nicht; aber: ich beachte Stunde, Zeitpunkt und Jahreszeit nicht). Wenn *B* und *C* ein *tarda* statt *esgarda* zeigen, so mag dies Wort eingedrungen sein, weil schon im voraufgehenden Vers *garda* (Substantiv) im Reime stand und die Zeitbestimmungen zum Verbum *tardar* gut zu passen schienen.

7956. Jaufre begehrt nur Brunessens Person *E no·us o tengatz az orgoill, S'ieu non voill penre la riquesa* (die sie ihm angeboten

hatte). Ich bin fast überzeugt, dafs die Handschriften *no m'o* statt *no·us o* haben: „rechnet es mir nicht als Stolz an, wenn ..."

7969. *Brunesentz dis, que parlera Ab sos homes e lor dira La paraula tot coindamentz, Que ja sol non fara parventz, Que n'aia de ren volontat.* Durch nichts deutet Breuer an, wie er diese, insbesondere die beiden letzten Verse aufgefafst hat. Mit *paraula* ist offenbar Jaufres Rede gemeint, in der er Brunessens materielle Angebote ablehnt und nur als Beschützer ihres Landes und ihrer Leute zu gelten wünscht. Das *Que* der vorletzten Zeile wird „in der Weise dafs" sein, und die Verneinung nimmt m. E. eine Stellung ein, wie sie Tobler, *V. B.* I², 196 ff. erörtert hat, d. h. sie steht im übergeordneten Satze, während sie nach der logischen Zergliederung beim Verbum des untergeordneten Satzes stehen sollte. Ich übersetze also: „Brunessen sagte, sie werde mit ihren Leuten sprechen und ihnen freundlichst diese Worte wiederholen, indem sie zeigen werde, dafs er auch nicht im geringsten nach irgend etwas Begehr trüge." Da es nun aber nicht dazu kommt, dafs Brunessen sich mit ihren Leuten bespricht, so läfst sich durch den Verlauf der Handlung die Richtigkeit der hier vorgetragenen Deutung nicht erhärten.

8077. *Dieu lo·m* (*lo* = Jaufre) *lais trobar, Qu'el m'acabe tot mon afar.* Breuer sähe lieber *E qu'el m'acap* im Texte stehen. Das ist durchaus unnötig. *Que* ist „damit".

8080. *E·l Bron de la Lansa* (*a*) *pendut.* Breuer sieht hier einen Eigennamen. Dafs bei der Schilderung des Abenteuers mit dem Lanzenritter (1418 ff.) dessen Name nicht genannt ist und erst hier, also über 6000 Verse später auftaucht, braucht nicht übermäfsig ins Gewicht zu fallen, da der Leser auch den Namen des von Taulat gepeinigten Ritters nicht da erfährt, wo er zuerst dessen Bekanntschaft macht (4940), auch nicht da, wo dieser Ritter, Taulat verklagend, vor Artus steht, sondern erst lange nachher, fast beiläufig (6928). So braucht man auch die so späte Nennung des Namens des Lanzenritters nicht damit zu erklären, dafs inzwischen möglicherweise ein zweiter Verfasser den ersten abgelöst habe. Es ist aber doch bemerkenswert, dafs der gleich darauf genannte *serven que·l pas garava* genau so anonym bleibt, wie er es bei der ersten Schilderung seines Zusammenstofses mit Jaufre (1682 ff.) gewesen ist, dafs der Dichter es hier also nicht für nötig hält, etwa früher Versäumtes nachzuholen. Ganz überraschend aber ist es, dafs dieser angebliche Eigenname *Bron* den bestimmten Artikel bei sich hat, wie denn auch der Zusatz *de la lansa* nicht gerade darauf schliefsen läfst, dafs man es hier mit einem Eigennamen zu tun hat. Was sollte nun aber *bron* bedeuten? Die Handschriften haben *brō* (B) und *brun* (A). Letzteres erscheint bisweilen in übertragener Bedeutung „düster", ja in dem von Appel, *Bern. Vent.*, S. 230 zu 40, 65 aus Ramb. Buvalelli zitierten Beispiel kann man es mit dem kurz zuvor darin genannten *dur* identifizieren und ihm den Sinn „hartherzig, grausam" beilegen. Dies würde

auf den mitleidslosen Lanzenritter vorzüglich passen, den ja Jaufre mit der ausdrücklichen Begründung tötet, dafs jener die *merce* nicht kenne und deshalb keine verdiene. Die Lesart von *B* dagegen (*bron*) ist ohne ersichtlichen Sinn. Möglicherweise liegt hier ein Fehler für *brau* „hart, roh, wild" vor. Dieser Fehler müfste schon auf die Quelle von *B* zurückgehen, indem anzunehmen wäre, dafs hier ein *bran* stand und *B* dann das *n* durch einen Nasalierungsstrich ersetzt hätte. Ein *o* für *a* findet sich des öfteren im „Jaufre": *oucir* 5585 *B*, *roubar* 3485, *outreiat* 8318.[1] Bemerkenswert ist zudem auch *aon* 5151 *B* statt *o au*, wo die Handschrift also genau die gleichen Fehler macht (*o* für *a*, *n* für *u*), die soeben als mafsgebend für die Lesart *bron* statt *brau* angenommen wurden. Eine Entscheidung, ob *brun* oder *brau* das Ursprüngliche ist, wird kaum zu treffen sein.

8106. Brunessen ist eben mit Jaufre vereint; da kommt hilfeflehend eine Jungfrau, ihn zu neuem Abenteuer zu holen. In Gedanken weist sie das Mädchen ab und schliefst ihre ungesprochene Rede: *Anatz querer vostr'aventura En autre luec, si·us platz, amiga, Que de quest non menaretz miga.* Was bedeutet der letzte Vers? Hs. *A* hat *daquest*, was wohl *d'aquest* sein soll. Was ist dann aber Objekt zu *menaretz*? Ich möchte glauben, dafs *luec* hier nicht im wirklichen Sinne gebraucht ist, sondern, wie oft in der Lyrik, personenbezeichnend (vgl. auch das deutsche „Stelle"); *en autre luec* bedeutet also m. E. „bei jemand anders". Diesem anderen ist dann im letzten Vers *aquest*, d. h. Jaufre gegenübergestellt; nur müfste dann mit anderer Wortabtrennung *Qued aquest no·n menaretz miga* gelesen werden: „denn diesen werdet ihr (mir) gewifs nicht entführen".

8131. *E si adoncs non ai aiuda, Tota ma terra ai perduda, Que ia pueis non venga neguns.* Nichts läfst erkennen, wie Breuer den letzten dieser Verse gedeutet hat. Ich setze einen Punkt hinter *perduda* und ein Ausrufungszeichen hinter *neguns*: „Dann möge keiner mehr kommen (= dann braucht keiner mehr zu kommen, um mir zu helfen)!" Dazu stimmt dann das Folgende: „Denn wenn (dann) selbst König Artus mit all seiner Macht käme, könnte er mich nicht wieder in den Besitz meines Landes setzen".

8134. Hs. *B* hat *sil venial rei Artus.* Über den Sinn des Verses, insbesondere des *si* = „selbst wenn" s. den vorigen Artikel. Im Glossar s. v. *li* „dorthin" möchte Breuer *sil* = *si·l* = *si li* setzen. Das ist undenkbar. Das *l* in *sil* beruht offenbar auf einem Fehler der Handschrift, der durch das *l* des folgenden Wortkomplexes (*venial*) entstanden ist (vgl. Bemerkung zu 8708). Im Text hat Breuer *s'i*; doch ist hier ein *i* ebenso überflüssig wie v. 8133 (s. o.), in dem es fehlt.

---

[1] Auf die wiederholt begegnende Namensform *Joufre* soll hier kein Gewicht gelegt werden, da sie eine Erinnerung an den französischen *Joufroi* sein mag.

8271. In schalkhafter Heuchelei tut Brunessen dem Melian gegenüber so, als wenn sie Jaufre nur auf seinen Befehl nähme. Ihrer unaufrichtigen Rede ist folgender Vers vorangestellt: *E dis per sa paraul'a feiner.* Was diese Worte bedeuten, sagt weder eine Anmerkung noch das Glossar. Unmöglich kann *sa paraula* Objekt zu *feiner* sein; denn man kann doch nicht „eine Rede erheucheln", sondern höchstens etwas „durch" seine Rede erheucheln. Nun steht ja *per* im Text. Dieses *per* gehört aber unbedingt zum Infinitiv, und so scheint ein zweites *per* oder auch ein *ab* vor *sa paraula* unentbehrlich, etwa: *per feiner ab* (*per*) *sa paraula.* Da mag man sich nun erinnern, dafs es, wie Tobler wenigstens für das Altfranzösische gezeigt hat (*V. B.* I², S. 218ff.), die alte Sprache in solchem Falle gern vermeidet, zwei Präpositionen zu setzen. Wenn Tobler auch Beispiele für *por* (= prov. *per*) in doppelter Funktion nicht bringt, sondern nur solche von *de* und *a*, so finden sich a. a. O. S. 221 und 222 doch Fälle, in denen andere Präpositionen (*en, sur, par, après*) die zum Infinitiv eigentlich gehörigen *de* oder *a* verdrängen. So meine ich denn, dafs *per* hier wirklich in doppelter Funktion steht,[1] wobei *feiner* als reflexiv mit dem Sinn „seine Gedanken verhehlen" aufzufassen ist. Ich übersetze also: „Und sagte, um durch ihre Rede ihre Gedanken zu verhehlen".

8320. Auch vor ihren Leuten, die alle freudig in die Verbindung Brunessens mit Jaufre willigen, setzt erstere ihr Spiel fort und tut so, als wenn sie sich zu dieser Ehe zwingen liefse: *Mas Brunesentz s'en fein irada, Cais que del marit non s'agrat; Mas si o avion tuit jurat, Si·n seria perjurs chascus.* Die beiden letzten Verse sind doch nur zu erklären als aus der Meinung Brunessens heraus gesprochen (*style indirect libre*). Deshalb wäre es besser, einen Doppelpunkt davor zu setzen: „Aber wenn sie (die Leute) es nun einmal alle geschworen hätten, so würde ja jeder von ihnen meineidig werden (sc. wenn sie sich widersetzte)". *E dis*, fährt der Dichter fort, *qu'el man del rei Artus Vol sia faitz, pos aissi es.*

8359. *Tres jorns an aissi cavalcat E per jornadas albergat* (ebenso 10698). Breuer verrät nirgends, wie *per jornadas* zu verstehen ist. Etwa „tagereiseweise", d. h. je nach einer Tagereise?

---

[1] Der „Jaufre" scheint noch zwei weitere Beispiele für Präposition in doppelter Funktion zu bieten (vgl. Breuers Anmerkung zu 9742): 1. *E (l'arcivesque) pres a cascun demandar (= pres a demandar a cascun).* Allerdings könnte hier der Obliquus *cascun* als personenbezeichnend für den Dativ stehen, wie es etwa bei Bertr. Born Gr. 80, 12; III, 7 (Stimming³ S. 122), ebenfalls bei *demandar*, heifst: *Mi dons na Elis deman son adrech parlar*; vgl. auch Bem. zu v. 9242 (*donar*). 2. *E(·l reis) comenset a Jaufre dir (= a dir a J.) es a Melian atrestal* 10260. Hier ist *Jaufre* gewifs nicht Obliquus in Dativfunktion, da auch vor *Melian* ein *a* steht. Aber *comensar* könnte hier mit reinem Infinitiv konstruiert sein, wie etwa 10431—32: *E comenson suau e gen ves ella venir mantenen* (vgl. Levy, *S. W. B.* I, 295), worauf auch Breuer in der Anmerkung zu 10432 hinweist. Ebensowenig ist es ihm entgangen, dafs möglicherweise *ves ell'a venir* zu lesen wäre. Beweisend ist jedenfalls auch dieses Beispiel nicht für Präposition in doppelter Funktion.

8426. *Qu'intz en l'aiga l'a balanzat, Aissi com era totz garnitz.* Nach *era* ist ein Komma unentbehrlich, da *totz garnitz* eine Art Apposition, eine Erläuterung zu *aissi com* ist: „... so wie er war, in voller Rüstung". Ebenso 8435: *Aissi com era, totz armatz.* Vgl. Bemerkung zu 8789.

8474. *puiamentz del bezognos.* Glossar für *puiamentz* „Aufstieg". Das Wort ist hier mit anderen Verbalsubstantiven gepaart, die alle von transitiven Verben abgeleitet sind: *abaisamentz de l'orgoillos, mantenensa de dreichura* und die alle eine Tugend Jaufres bezeichnen. So ist auch anzunehmen, dafs *puiamentz del bezognos* in gleichem Sinne zu fassen ist. Transitives *poiar* bedeutet „emporheben", *puiamentz* also „Emporhebung, Aufrichtung".

8490. *Qu'entre nos non as ren laissat, Mas mal e vas t'en ab lo ben.* Das Komma hinter *laissat* ist zu streichen, da *non ... mas* = „nur" ist; allenfalls könnte eines vor *e* stehen.

8521. Brunessen hat soeben erfahren, dafs ihr Geliebter in den Brunnen gefallen ist, und eilt dorthin *Tota desenvouta correntz.* Glossar für *desenvout* „ungezwungen". Dieser Ausdruck ist doch für die in höchster Erregung Dahinrasende, mit der niemand Schritt zu halten vermag (v. 8524), viel zu blafs; eher „hemmungslos, wild".

8545. Brunessen ruft schmerzerfüllt: *Jaufre, ieu romanc escernida En vostra mort, mal aia vida, Car segentre vos sa·m reten.* Hinter *mort* ist ein Punkt zu setzen; denn da beginnt die Verwünschung des Lebens: *Mal aia vida ...!* „Verflucht sei das Leben ...!". Dazu dann die Parallele in v. 8548, die Verwünschung des Todes: *E mal aia mort, car non ven!*

8606. *Anc hom non poc derçar ni peiner En estoria ne en canson Vostre par.* Für *derçar*, das im Glossar mit Fragezeichen versehen und durch „darstellen" übersetzt wird, haben die Handschriften *de car* (*B*) und *derxar* (*A*). Ich würde mit *B decar* = *dechar* „schildern" setzen. Das *h* kann vom Schreiber vergessen worden sein, oder es mag hier wieder eine umgekehrte Schreibung vorliegen: da so oft *ch* mit *c* vor *a* wechselt, hat man hier einmal *c* eingesetzt, wo nur *ch* am Platze ist.

8708. Die um Jaufres vermeintlichen Tod Jammernden sucht der Erzbischof aufzurichten mit dem Gedanken, dafs Gott Herr über alles Leben ist und damit nach seinem Willen schalten kann. Gott hat Jaufre hinweggerafft *Car de cascun es poderos E no·l vol perdonar a nos So que non perdonet a se.* Das *·l* vor *vol* ist ohne Sinn; denn Akkusativ ist *so* (*que*), Dativ *a nos*. Offenbar hat auch hier das End-*l* des folgenden Wortes einen handschriftlichen Fehler bewirkt (vgl. Bemerkung zu 8134). So steht denn auch in *A* nur *non*, und wenn das *l* nicht ganz gestrichen werden soll, so könnte man etwa *no·s* lesen. Was ist nun *perdonar*? So auf der Hand liegend scheint mir der Sinn des Wortes hier (und an anderen Stellen; vgl. etwa 3646, 6575, 6581 oder 10929) nicht zu sein, dafs es im Glossar ganz fehlen dürfte. Ich sehe hier eine Anspielung auf des Gottessohnes Opfertod und deute „erlassen" (Levy,

S. W. B. VI, 237, Nr. 2): „Gott will uns nicht erlassen, was er sich selbst nicht erliefs", d. i. den Tod.

8739. Die Anführungsstriche am Anfang des Verses fehlen, da hier die indirekte in die direkte Rede übergeht. Vielleicht findet dieser Übergang sogar schon 8737 statt.

8747. (*terra*) *On a pueis e plains e montainas*, *Vals e conbas e bellas plainas.* Der Text ist im wesentlichen nach *A* gestaltet; *B* dagegen hat: *On ac ml't* (*c* und *ml't* von zweiter Hand in Rasur) *e plain e m.*, hat also *molt* hinzugefügt, dafür aber *pueis* gestrichen. Ich würde eher *pueis* belassen und dafür *plain* streichen, da im nächsten Vers wiederum *plainas* steht. So würde der Text lauten: *On a*(*c*) *molt e pueis e montainas.* Auf diese Weise käme eine gute Gruppierung der Substantiva zustande: in v. 8747 die Bodenerhebungen (Anhöhen und Berge), in v. 8748 die Niederungen Täler, Schluchten, Ebenen).

8767. *Qu'el mon non a plus mal enpost Ni fest vilania plus tost.* Wenn man *fest* = *fes* setzt und hierin eine auch sonst vorkommende Kurzform von *fezes* sieht, so ist grammatisch alles in Ordnung, und man sollte nicht, wie Breuer es in der Anmerkung tut, sagen, dafs hinter *Ni* ein *qui* dem Versmafs geopfert sei. Wir haben es hier mit einer jener in der älteren Sprache so häufigen parataktischen Konstruktionen zu tun. Dagegen scheint mir der nach *A* gestaltete Text nicht das zu sagen, was der Dichter meint. Denn diese Version koordiniert *plus mal enpost* und *fes*(*t*) *vilania plus tost.* Der Dichter will aber m. E. nicht sagen, dafs es in der Welt keinen Widerlicheren gebe und auch keinen, der schneller bereit wäre, Böses zu tun, als Fellon, sondern dafs es keinen Widerlicheren gäbe, der (noch dazu) schneller zu Bösem bereit wäre. Diese Auffassung, die das über Fellon Gesagte gegenüber der Version *A* steigert, hat auch *B*, wenn es schreibt: *Que fezes vilania plus tost.* Die überschüssige Silbe könnte mit Leichtigkeit entfernt werden, indem man das *Que* unbedenklich „opfert".

8775. *E maior gola* (*a*) *d'un leupart, Que fendut n'a daus quequa part Tro sotz las oreillas aval.* Das *n'* hat keinen Sinn; ebenso ist *fendut*, da es sich doch nur auf *gola* beziehen kann, unrichtig. Vielleicht ist *fendut n* aus *fendud* verlesen. Jedenfalls müfste m. E. *Que fendud'a daus quequa part* im Text stehen: „den er (als) gespalten(en) hat . . ."

8789. Vor dem schrecklichen Anblick Fellons laufen alle davon; *Qu'estiers non conquer el negun Per batailla ni per estrun.* Es ist ein Komma nach *negun* zu setzen, da *Per batailla ni per estrun* eine erläuternde Beifügung zu *estiers* ist: „Denn anders, weder durch Kampf noch durch Mut, besiegt er keinen". Vgl. Bemerkung zu 8426.

8804. *Ieu·m combatrai per vostre dreitz. Mas vos non o fezes a dretz, Car enaissi sa m'avetz mes; Que Brunesentz sai ben que n'es Morta* . . . Ich glaube, dafs hier *adretz* „recht, geschickt" zu lesen ist, da schon im voraufgehenden Verse das Substantiv *dreitz* im Reime steht.

8824. *E·l vallat son caus, Plen d'aiga en roca taillat.* Entweder ist ein Komma hinter *aiga* zu setzen oder zu lesen: *e'n* „und in".

8901. Der wunderbare Jagdvogel Fellons steigt hoch hinauf *E pueis estet en alas sus* (d. h. über den Kranichen). Glossar s. v. *ala: estar en alas* „stehend darüber flattern". Das wäre eine für einen Raubvogel wenig angemessene Bewegung. Die Worte des Dichters ergeben ein treffliches Bild: der Vogel stand in (seinen) Flügeln darüber, d. h. er schwebte über den Kranichen, ohne einen Flügelschlag zu tun, wie man es ja bei Raubvögeln stets beobachten kann.

9046. *Qu'ieu volria mais aver traitz lo cor a pessas dintz lo ventre.* Lies *d'intz* „aus (dem Inneren des Leibes) heraus".

9057. *Que fols dis es ergoillos as.* Wie versteht Breuer den Vers? Ist zu konstruieren *As dis* (= *dit*) *que fols es* (= *et*) *ergoillos* „Du hast als Tor und Hochmütiger gesprochen"? Die Wortstellung wäre sehr seltsam, aber kaum seltsamer als die zu 1481 behandelte.

9206. Zur Vorbereitung des Mahles bringen die beiden Knappen eine Menge Vieh und Wild herbei, *Car mout n'eron en bon'aisina.* Diese Stelle wird im Glossar unter *aisina* „Gelegenheit" zwar mit *eser en bon'aisina* erwähnt, aber nicht gedeutet. Ich möchte auf *venir a besoing* „zu einer Notwendigkeit kommen, in die Notwendigkeit versetzt werden" (v. 177) und auf die in der Bemerkung dazu zitierte Redewendung *venir en luec* „in die Gelegenheit kommen, Gelegenheit zu etwas haben" verweisen und *eser en bon'aisina* mit „in guter Gelegenheit sein, gute Gelegenheit zu etwas haben" übersetzen. Also: „Denn sie (die Knappen) hatten dazu (zum Herbeiholen des Getiers) gute Gelegenheit."

9242. *Seiner, Jaufre, lo fil Dovon, Vos prec que donetz vostr'auçel.* Der Sinn dieser Zeilen springt nicht sofort in die Augen, und es wäre wohl ratsam gewesen, in einer Anmerkung darauf hinzuweisen, daſs *Jaufre, lo fil Dovon* Obliquus in der Funktion des Dativs ist und zu *donetz* gehört: „Herr, ich bitte euch, daſs ihr dem Jaufre euren Vogel schenkt."

9322. *E·l gautz fon a sobrier mout gran, Que a·l senescal ez Augier E tuitz li autre cavalier.* Dazu macht Breuer die Anmerkung: „Kreuzung von *que ... que* mit *e ... e.*" Das ist mir völlig unverständlich. Der Satz scheint mir denkbar einfach gebaut: „Und die Freude, die der Seneschall und Augier und alle anderen Ritter haben, war über alle Maſsen groſs."

9514. Lies *E·l* (Druckfehler), ebenso 9688.

9618. *Pueis tuit ensems son asetat. La raïna pres Brunesentz, Jaufre pres lo rei eissamentz.* Der Interpunktion nach faſst Breuer *pres* verbal auf. Was soll aber heiſsen, daſs die Königin Brunessen „nahm"? Der Punkt hinter *asetat* ist durch ein Komma zu ersetzen und *pres* mit „neben" wiederzugeben.

9645. *c'aissi lo a covengut.* Hs. *A* hat *ai*, und das ist natürlicher; zudem verschwindet damit das neutrale *lo*, da man dann *l'o* lesen muſs.

9646. *E voill c'aisi si'atendut, Seiner reis, en vostre poder E de ma domna son plazer.* Über *poder* sagt das Glossar nichts. Ich möchte es als „Ermächtigung" deuten (Levy, *S. W. B.* VI, 411 Nr. 8); *en vostre poder* wäre dann „innerhalb, im Rahmen eurer Ermächtigung", d. h. „mit eurer Ermächtigung". Ähnlich verhält es sich mit (*en*) *plazer de ma domna*, das wohl den Sinn hat: „mit dem Belieben der Frau Königin", d. h. wenn es der Königin beliebt. Vgl. Levy, *S. W. B.* VI, 373 *se metre el plazer d'alcu* „seine Sache js. Belieben anheimstellen".

9649. *Lo reis ditz: „Be·n platz est afar."* Hier hätte Breuer nach dem in Anmerkung zu v. 655 angegebenen Grundsatz verfahren und *Be·m* schreiben sollen.

9736. *que ofron.* Lies *ofro·n* „dafs sie davon, d. h. von dem herbeigebrachten Gold und Silber opfern", wie es denn auch 9738 mit derselben Beziehung heifst: *Que pueis n'i venra atrestan.*

9742. *E pres a cascun demandar.* Anmerkung Breuers: „*a* müfste doppelt stehen". Über diesen Fall der Verwendung der Präposition *a* in doppelter Funktion s. zu v. 8271, Anm. 1.

9804. *Ez anc non vi·s plus ricamentz Cort servida.* Auch ich würde es vorziehen, wie Breuer es neuerdings tut (*Ztschr.* 46, 81), *vi·s* durch *vis* = *vitz* (2. Pl. Perf.) zu ersetzen (vgl. Bemerkung zu 2987 und 10001).

9863. *Ja non parles.* Lies *no·n* „Sprecht nicht davon (sc. mich zu begleiten)". Vgl. Bemerkung zu 4582.

10001. Der Wundervogel hat den König gepackt und ist mit ihm in einen gefährlichen Wald geflogen. Furchtbares Entsetzen des versammelten Hofes.

Qui adoncas vis ensellar
caval ni cavallier puiar,
que neguns son par no·i atent
e tenon ves lo bosc corrent,
si que anc hom petit ni gran
non remas el castel noian
e las femnas tot autresi:
anc hom tan gran dol non ausi.

Der mit *Qui* beginnende Nebensatz kann, so wie der Text vorliegt, nur in 10008 seinen Hauptsatz finden, und das scheint Breuer auch durch das Kolon davor haben ausdrücken zu wollen. Aber was ist denn 10004: *E tenon ves lo bosc corrent*? Man kann diesen Satz weder dem Sinne nach noch syntaktisch mit dem vorhergehenden Vers: *Que neguns son par no·i atent* „ohne dafs einer auf den anderen wartet (d. h. in wilder Hast)" zusammenkoppeln. Es ist ohne Zweifel ein Hauptsatz, den man aber keineswegs zu dem eingangs erwähnten Nebensatz *Qui adoncas vis* ... stellen kann. Wenn man also die Satzkonstruktion nicht als heillos verworren ansehen will, so mufs eine Änderung vorgenommen werden. Ich glaube nun, dafs der Fehler im ersten dieser Verse liegt, was

mir schon daraus hervorzugehen scheint, dafs er in beiden Handschriften um eine Silbe zu kurz ist. Breuer ergänzt diese, indem er *adoncas* für *adoncs* einsetzt. Ich würde lieber das *a* von *adoncs* vor *Qui* setzen und statt *vis*, dessen Sinn völlig unklar ist, *vises* (= *visetz* mit der oft begegnenden Anrede an die Zuhörer) lesen, so dafs der Vers lauten würde: *Aqui*[1] *doncs vises ensellar* „da hättet ihr denn Pferde satteln . . . sehen". So heifst es ganz ähnlich 363: *Aqui viras tirar cabels A cavaliers e a donzels* (vgl. auch Bemerkung zu 2987 und 9804). Nunmehr hat die ganze Stelle einen klaren und einwandfreien Satzbau. Der mit *Aqui* beginnende Hauptsatz ist hinter *atent* zu Ende; ihm ist ein zweiter, mit *e tenon* beginnender angereiht, und v. 10008 fafst noch einmal alles zusammen. Doch bleibt dabei noch das Wort *noian* (10006) zu beanstanden. Breuer verweist dazu im Glossar auf *nïent*, als dessen französierte Form er es S. LII, Nr. 4 anspricht, und übersetzt *non* . . . *noian* mit „gar nicht, gar kein". Da nun aber in *B* oft *n* und *u* vertauscht sind (vgl. Einleitung S. XI), so bin ich überzeugt, dafs hier *voian* „leer" zu lesen ist. Hinter *voian* ist ein Komma zu setzen, da hier der mit *Si que* . . . eingeleitete Satz (10005) zu Ende ist („so dafs im leeren Schlofs kein Mann zurückblieb"), während die folgende Zeile *E las femnas tot autresi* eher mit 10004: *E tenon ves lo bosc corrent* zu verknüpfen sein wird.

10091. Der König läfst kostbare Stoffe bringen *E per los tapitz lor estendon Li mercadiers, c'al rei los vendon.* Da *estendre* hier nicht, wie etwa 7199, „darreichen", sondern nur „ausbreiten" bedeuten kann, so hat das *lor*, das übrigens in *A* fehlt, keinen Sinn; es ist wohl ein Fehler für *los*.

10260. Über das hier möglicherweise vorliegende *a* in doppelter Funktion s. zu 8271, Anm. 1.

10268. Der König drückt sein Bedauern aus, dafs Melian und Jaufre von seinem Hofe scheiden. *E voill vos una ren pregar: C'aissi·m tengatz tot mon afar planamentz Con la vostra terra Per far contra totz homes guerra.* Dazu die Anmerkung: „Artus bestellt die beiden Ritter zu Hütern auch seines Reiches, welche Ehrung diese erwidern, indem sie ihr Land von ihm zu Lehen nehmen." Das kann man unmöglich aus dieser Stelle herauslesen. Man vergleiche, was Melian und Jaufre der Königin zum Abschied sagen: *E volem vos d'aitant pregar, C'aissi tengas tot nostr'afar, Com si l'aviatz tot conprat, Per far a vostra voluntat* (10623—6). Etwas anderes sagt auch Artus nicht: Melian und Jaufre sollen sein Gebiet als ihr eigenes Land betrachten, damit sie im Notfall gegen jedermann Krieg führen können. Dafs in beiden Fällen das grofsartige Angebot in die Form einer Bitte gekleidet wird, ist ritterliche Höflichkeit, wie denn auch Artus sich Brunessen gegenüber ähnlich

---

[1] Die aphärisierte Form ist ja für *B* nichts Überraschendes, da es oft *qui* für *aqui*, *quo* für *aquo*, *quel* für *aquel*, *quest* für *aquest* hat.

ausdrückt: *Ez a Brunesentz moul pregada Que, se neguna res l'agrada De sa terra ni ren en quer, Que sol mande un escudier* ... (10319—22).

10344. *El matin, cant foron levat* ... Warum *E·l* (= *E lo*) *matin* weniger gut sein soll, wie die Anmerkung behauptet, ist nicht einzusehen; steht doch 8742 *lo matin* „am Morgen", 4163 *lo bon matin* „am frühen Morgen", und v. 8835 hat Breuer selbst *E·l matin* in den Text gesetzt, während das Glossar allerdings *el matin* für diese Stelle verzeichnet. Ich würde überhaupt Bedenken tragen, *el* (= *en lo*) *matin* anzusetzen, da es die Wörterbücher nicht aufweisen und der „Jaufre", der neben *lo matin* wohl nur *al matin* hat, keine gesicherte Stelle für *el matin* zeigt.

10350. *Ez apres vengron cavalliers, En qu'en poc ben aver CCC E de domnas mais de cinc cent.* Was soll das *En* in 10351? Zu erwarten wäre allenfalls ein *De.* Vielleicht ist des Schreibers Auge zum folgenden *quen* abgeirrt, so daſs er *en* statt *de* schrieb. Überdies ist ein Komma hinter *CCC* zu setzen.

10359. *en mietz del prat.* Hs. *B* schreibt zwar *lo prat*, Breuer glaubte aber, nach *A* in *del prat* ändern zu müssen, weil in v. 10373 ebenfalls *en mietz del prat* steht. Aber warum stützt er sich nur auf diese Stelle und nicht auf die zahlreichen anderen, in denen *en mietz* mit dem Akkusativ verbunden erscheint? So finden sich im Text: *en mieitz la via* 2123, *en mieg la sala* 3309, *en mieg lo camin* 4194, *en mietz la landa* 5996, *en mietz lo palais* 10801. Diese Stellen führt alle Breuer selbst im Glossar an.

10490. Die Pracht des Mahles ist in einem Tage nicht erzählend zu schildern. *Garatz cora seria escritz*? Das Fragezeichen ist nicht am Platze, da *Garatz* Imperativ ist: „Bedenket, in welcher Zeit es geschrieben sein würde!" d. h.: Wenn schon das Erzählen mehr als einen Tag in Anspruch nimmt, wie lange würde erst das Aufschreiben dauern! Demnach ist wohl besser *c'ora* zu lesen.

10561. Die Fee macht dem Jaufre ein Zaubergeschenk, dessen Wesen sie folgendermaſsen schildert:

Que ja ren no·n voillatz tornar,
auçel, serpent, trigre, lion
o d'autres besties, qui son,
sol que digatz ‚ar si' aital‘;
tan tost er faitz, si Dieus mi sal.

Zu 10562 gibt Breuer in den Anmerkungen folgende Übersetzung: „Daſs ihr irgendwas nicht damit verwandeln könntet." Welches Interesse sollte Jaufre daran haben, irgendein Tier zu verwandeln? Zudem heiſst *tornar* nicht „verwandeln" und *voillatz* nicht „könntet". Levy, *S. W. B.* I, 3 Nr. 3 zitiert diese Stelle als einzigen Beleg von *cornar* „jagen". *Cornar* aber steht nur in *B*, während *A* schreibt: *Que ia nun uulas las retornar* (+ 1). Es ist leichter zu begreifen, daſs *A* zu *retornar* hat kommen können, als daſs *B* aus *tornar* ein *cornar* hätte machen sollen. Denn da *A* nun einmal das *re* vor den Infinitiv stellte, so lag es nahe, daſs der Schreiber ein ihm

ungewohntes *re cornar* in das geläufigere *retornar* verwandelte. Man wird also bei der Lesart von *B* und Levys Deutung bleiben dürfen. Das *ia non* + Konjunktiv wäre dann wohl „wenn auch nicht“ (Levy, *S. W. B.* IV, 244 Nr. 11). Das *de* vor *autres* (10564) kann wohl kaum, wie Breuer es will, von *ren* abhängig sein, sondern ist partitiv zu fassen („oder andere Tiere“), wenn man nicht vorzieht *Od autres besties* (vgl. zu 3090) zu lesen. Dagegen hat Breuer wohl recht, wenn er entgegen Levy, der „*ara(s) i* (korr. *e*?) *aital*“ schreibt, in *ar si' aital* eine Art Zauberformel sieht. Aber das Semikolon dahinter ist m. E. durch ein Komma zu ersetzen, da *Tan tost er faitz,* wie ich glaube, der Hauptsatz des ganzen Gefüges ist. Ich übersetze also: „Denn wenn ihr auch einmal nichts jagen wollt, nicht Vogel, Schlange, Tiger, Löwe oder andere Tiere, die existieren, so wird dies, wenn ihr nur sprecht: ‚so sei es!‘ ebenso schnell vollbracht sein, so wahr mir Gott helfe.“

10577. *qu'e nulla saçon Non aia paor.* Es erscheint fraglich, ob sich die Präposition *en* in diesem Sinne auch sonst mit *sazon* verband. Jedenfalls findet sich Levy, *S. W. B.* VII, 494 *sazon* Nr. 5: *nula sazon* „zu irgend einer Zeit“, wie *gran sazon* (Nr. 2), *manhta sazon* (Nr. 3), *tota sazon* (Nr. 6) und *calque sazon* (Pet. Dict.). So würde ich auch hier vorziehen, *que nulla sazon Non* ... (= „nie“) zu schreiben.

10685. *Ab tant amenon lor scudiers Totz los palafres.* Ein *lor* wird durch den Sinn ganz und gar nicht gefordert. Bliebe es, so wäre eine Beseitigung der unprovenzalischen Form *scudiers* nicht möglich. Infolgedessen verdient *A* mit *ameno·ls escudiers* durchaus den Vorzug.

10724. Lies *En portet* statt *Enportet.*

10833. *Ne en tant co toca·l soleill.* Glossar: *tocar* „bescheinen“. Diese Bedeutung dürfte sonst kaum zu belegen sein. Das Verb wird hier denselben Sinn haben wie 1396: „reichen“. Auch bei Raynouard, *L. R.* V, 367 findet sich ein Beispiel für diese Bedeutung, deren Zusammenhang mit „berühren“ auf der Hand liegt. Also: „so weit wie die Sonne (mit ihren Strahlen) reicht.“

Kurt Lewent.

VERMISCHTES.

I. Zur Wortgeschichte.

1. Sur le repeuplement de l'Eburonie.

Pour me former une opinion sur cette question abstruse, j'ai délimité un grand quadrilatère de pays avec Tongres pour centre et, aux quatre angles, Maestricht, Hasselt, Landen et Liège, et, dans ce quadrilatère, j'ai étudié attentivement tous les noms de lieu. Ce sont les résultats obtenus que je veux consigner ici.

I. Survivances éburones.

Hélas! Les Eburons furent détruits et bien détruits. Et c'est bien à tort que les Liégeois, les Tongrois, les Hesbignons se proclament parfois les descendants des „fiers Eburons". Ils descendent tout bonnement de la colonisation romaine et d'éléments germaniques transplantés en Eburonie (les *Tungri*). C'est ce que nous allons voir dans ce qui suit.

Outre *Aduatuca*, le nom de la capitale et principale place forte des Eburons, je ne vois guère que trois noms de lieu du peuple détruit qui furent conservés par les Romains: ce sont deux noms désignant des ouvrages défensifs, lesquels furent naturellement occupés et gardés par les vainqueurs, et un nom de poste stratégique sur une hauteur dominant tout le cours de la Meuse, au pays de Maestricht.

Les noms des ouvrages fortifiés sont très simples. C'est un **Glannodunum* (le fort de la rive), qui s'est perpétué dans le nom de Glons situé, sur le Geer, et un *Aredurum* (au fort), qui est conservé dans trois noms de lieux, disséminés dans les environs de Tongres: 's Heeren-Elderen, Genoels-Elderen et Odeur (en fl. Elderen). C'étaient quatre ouvrages avancés, défendant les approches de la place forte, situés sur les chemins qui y donnaient accès.

Glons est *Gladons* en 1034, *Gladuns* en 1143 et au XIIe siècle, *Glaons* en 1213,[1] formes que l'on rapporte à un gaulois **Gladunum* (Kurth, Vincent), mais ce mot n'a pas de sens en gaulois, tandis

[1] Kurth, *Frontière linguistique*, I, 467.

que si l'on le rattache à un **Glannodunum*, syncopé dès la période gauloise en *Glann'dunum* et dissimilé en *Gladunum*, on a une interprétation plausible.

Les trois *Aredurum* ont dû être aussi syncopés en *Ardurum* dès la période gauloise et dissimilés en *Aldurum*. Le phénomène est le même que dans *Arvernia* Auvergne et *Arvernis* qui a donné deux noms Auvers.[1] Comme analogue d'*Aredurum* on peut citer un gaulois *Aredunum* (au fort), qui a donné Ardin (Deux-Sèvres).[2] On trouvera des formes anciennes des Elderen dans Vincent, *Les noms de lieux de la Belgique*, n°s 42, 209 et 210. Ulrix et Paquay en ont donné, ignorées de Vincent, dans le *Bulletin de la société scientifique et littéraire du Limbourg*, XL, 27: pour 's Heeren-Elderen, *Aldor* en 1233, *Grevenaldor* en 1234, *Eldris* alias *Aldor* en 1261, *Eldris* en 1294, *Eldris domini Wilhelmi* en 1309; pour Odeur, *Aldor* en 1255, etc. Ces auteurs se sont occupés de l'origine de ce nom et ont cru pouvoir l'expliquer par l'ancien saxon *aldar* „vie, âge", qui a un dérivé *aldiro*, *aldro* „ancêtre". Mais le thème *aldar* n'est pas un thème toponymique et ne se trouve pas dans Förstemann; en outre, on se figure bien qu'un endroit qui vient à être occupé par un colon, n'est pas dénommé par celui-ci „endroit des ancêtres", puisque ce lieu était désert auparavant.

Pour mémoire, disons qu'on n'a pas retrouvé d'antiquités à Glons ni à Odeur, mais que 's Heeren-Elderen a fourni un très petit vase de verre rempli de cendres, un lion de bronze, et Genoels-Elderen des poteries romaines.[3]

Le poste de vigie sur la Meuse, qui commandait le cours du fleuve sur une grande étendue, est Eben. Le village est à l'altitude de 79 m., mais l'endroit est accidenté et la montagne présente des points de vue sensiblement plus élevés; il s'y trouve un ouvrage de défense, datant sans doute du moyen âge: „sur une des croupes de la montagne se trouve une redoute dont un côté est parfaitement conservé; celui qui regarde Eben est en partie éventré et cultivé" (*Dictionnaire* de Jourdain et Van Stalle). Le plus ancien exemple du nom Eben est *Inbonnas* en 1005[4], ce qui veut dire en gaulois „aux habitations" (*bona*, fondation, établissement). C'est une agglutination de la préposition comme dans les composés du type en *are-*.

II. La colonisation romaine.

Elle fut active et il y a, dans le territoire envisagé, beaucoup de noms de lieu romains. J'en citerai une quinzaine, tous les principaux; mais il n'est pas possible de dénombrer parmi eux les plus anciens, ceux qui remontent jusqu'au début de l'occupation.

---

[1] Longnon, *Les noms de lieu de la France*, no. 425.
[2] Id., *ibid.*, no. 46.
[3] Van Dessel, *Topogr. des voies romaines en Belgique*, 192 et 96.
[4] Vincent, *op. cit.*, no. 4.

Voici d'abord des noms formés à l'aide de *-acus* (ou *-aca*) sur des gentilices (exceptionnellement des *cognomina*):

Al(l)etiacus, Othée (*Al(l)etius*), *Altei* en 1217.[1]
Alliaca, Alken (*Allius*), *Allecha* en 1066, *Alleke* en 1155.[2]
Gaudiacus, Goyer (*Gaudius*), *Goei* en 1125, *Goe* en 1139.[3]
Gelliacus, Gellick (*Gellius*), *Gelleken* en 1096, *Gellike* en 1211 (noté per erreur 1511).[4]
Linaca, Lanaye (cogn. *Līnus*), *Lenaie* en 1155.[5] L'endroit, au bord de la Meuse, possédait un camp romain, qui a donné le nom du hameau *Caster*.
Montaniacus, Montegnée (*Montanius*), *Montengnees* en 1312.[6]
Ol(l)iacus Oleye (*Ol(l)ius*), *Ollei* en 1139.[7]
Puciacus, Pousset (*Pucius*), *Pucei* en 1228, *Puche* en 1245.[8]
Ulpiacus, Oupeye (*Ulpius*), *Upeie* en 1176.[9]

Voici maintenant de simples noms gentilices employés adjectivement (au masc. ou au fém.):

Aurelius, Oreye, *Orel* en 1100, *Hurle* (flam.) en 1155, *Orelh* en 1311, *Urle* (flam.) en 1366.[10]
Bellicia, Bilsen, *Belisia* vers 950, *Bilsen* en 1049, *Bilisia* vers 1050.[11]
Lentius, Lens-sur-Geer, *Lens* en 1139, *Lens-sur-Gherre* en 1302.[12]
Mallia ou *Mallius*, Mall, déjà expliqué ici, XLVI, 687.

III. Etablissements tongres. Etymologie. Monnaie.

On peut considérer comme étant des fondations tongres les localités à nom germanique, qui ont fourni des antiquités romaines assez importantes.

Il y a d'abord les localités à noms en *-mala*, que j'ai étudiés ici, XLVI, 680 ss. Pour la zone dans laquelle je me suis cantonné, ces localités sont: Vliermael, Halmael, Vechmael, Hamael, Emael, Momalle, Xhendremael, Hermalle-sous-Argenteau. Les noms en *-mala* n'existent en Belgique que dans l'ancien territoire des Eburons

---

1 Id., *ibid.*, no. 61. Vincent ne donne pas d'étymologie.
2 Id., *ibid.*, no. 79.
3 Id., *ibid.*, no. 79.
4 Id., *ibid.*, no. 79.
5 Bormans et Schoolmeesters, *Cart. de l'égl. Saint-Lambert* I, 78.
6 Vincent, *op. cit.*, no. 79.
7 Piot, *Cart. de l'abbaye de Saint-Trond*, I, 49.
8 Cuvelier, *Cart. de l'abbaye du Val-Benoit*, 56 et 115.
9 Vincent, *op. cit.*, no. 79. Vincent le tire à tort de *Oppius*, qui donnerait en liégeois *Opeye*; il faut un *ū* latin, qui reste *ou* en liégeois (*ūlpius*).
10 Id., *ibid.*, no. 47. Vincent ne donne pas d'étymologie.
11 Id., *ibid.*, no. 87. Vincent donne par erreur un faux nom gentilice *Bilicius* (faute d'impression?).
12 Id., *ibid*., no. 87.

et un peu à l'ouest. C'est une présomption en faveur de l'origine tongre.

Les noms autres que ceux en *-mala* ne sont pas bien nombreux: sans doute, plusieurs localités tongres nous restent inconnues, faute d'avoir livré les antiquités romaines qu'elles recèlent. Je crois pouvoir citer avec une certitude suffisante les noms de Hern-Saint-Hubert, Herten et Looz.

A Hern, on a retrouvé des tuileaux à rebord, des objets en terre cuite,[1] des substructions romaines, une plaque de légionnaire (sans parler de trois tumulus).[2] Le nom vient de l'anc. germ. *harn*, sur le sens duquel on n'est pas bien fixé et qui a laissé plusieurs représentants, notamment Harnes (Pas-de-Calais).[3]

Herten a fourni les vestiges d'un camp romain, des ruines romaines, une monnaie romaine (sans parler d'un tumulus, nommé *Drususberg*).[4] C'est un représentant (formé avec un suffixe *-ina*) d'un vieux germ. *hirot* „cerf", ayant la signification de „parage, cantonnement de cerfs", fréquent en toponymie. Le nom se disait *Hertena* en 1178.[5]

A Looz, on a retrouvé des tuiles à rebord et d'autres antiquités romaines.[6] Looz est la forme romane du nom de la localité, qui est flamande, et se dit *Borgloon* (dans le langage courant *Loon*). Förstemann donne les formes thioises anciennes *Lon* de 1096, *Loen* de 1188[7]; Vincent a les formes wallonnes *Los* de 1015, *Looz* de 1292.[8] C'est le vieux germ. *lo(h)* „bois", mais employé au pluriel, ce dont témoigne l'*s* final des formes romanes, qui n'est jamais absent dans les exemples les plus anciens, et qui peut s'écrire *z* à la fin du XIII[e] siècle. Sans doute la forme latine des colons romains était *Loos, Los* (accus.).

Je crois qu'on peut ajouter à tous ces noms tongres, ce qui les porterait à une douzaine, le nom de *Laetiwaddi*, qui aurait été le nom donné par les Tungri à l'enclave concédée dans leur pays à des lètes, nommés per les Romains *Laeti Lagenses*, du nom *Lagium*, qui était celui de la concession ou de sa forteresse. A Lowaige, nom actuel du village qui est issu de la colonie létique, on a retrouvé les ruines d'une forteresse romaine et des poteries romaines.[9] *Laetiwaddi* aurait signifié en tongre „le gage, la garantie donnés aux Lètes", *waddi* étant l'ancien bas allemand correspondant à l'ancien haut allemand *wetti* (a. angl. *wedd*); il a donné le fr. *gage* (ancien wallon *wege*).[10] On sait qu'une colonie létique recevait,

---

[1] *Bull. des Commissions royales d'art et d'archéol.*, V, 470.
[2] Van Dessel, *op. cit.*, 112.
[3] Förstemann, *Ortsnamen*, I, 1269.
[4] Van Dessel, *op. cit.*, 112.
[5] Förstemann, *op. cit.*, 1351.
[6] Van Dessel, *op. cit.*, 135.
[7] *Op. cit.*. II, 124.
[8] *Op. cit.*, no. 189c.
[9] Van Dessel, *op. cit.*, 137.
[10] *uuadius* dans les gl. de Reichenau, 1047.

outre la terre, tout l'équipement agricole nécessaire pour la cultiver. La forme ancienne de Lowaige est: *lewege* en 1233 et 1246 (*C. de l'égl. St. Lambert*, I, 317, 519, 520).

Jusqu'ici, pour prouver la germanicité des Tungri qui ont contribué à repeupler l'Eburonie, je me suis servi d'arguments tirés de la toponymie et de l'archéologie combinées.

Mais il est possible encore de faire appel à des arguments d'un autre ordre, tirés de la linguistique, à savoir le traitement phonétique que les Tongres ont fait subir à certains noms de lieu romains.

A cet égard le traitement de *Al(l)etiacus* qui est devenu *Othée* (ancien *Altei*) est tout à fait suggestif. Contrairement à ce qui s'est passé pour *Lentius* Lens, le *ti̯* ne s'est pas assibilé. On sait que le groupe *ti̯*, en latin, a commencé à cheminer vers l'assibilation au moins vers le commencement du IIe siècle: *Crescentsianus* d'une incription de 140 est le plus ancien exemple attesté.[1] Or, dans le pays de langue gauloise, les noms de lieu renfermant le groupe *ti̯* effectuent toujours l'assibilation, sans aucune exception: c'est ainsi que (pour ne citer que des exemples empruntés à la zone gauloise de la cité des Tongres) *Laurentiacus* a donné lieu à Lorcé, sur l'Amblève, Lorcy (Arville, prov. de Luxembourg), *Autiacus* à Oizy (prov. de Namur).[2] Mais dans le pays de langue germanique, les noms de lieu qui ont *ti̯* effectuent tantôt l'assibilation, tantôt ne l'effectuent pas, selon que les localités qu'ils désignent ont été fondées après l'évolution phonétique de *ti̯* en latin ou avant cette évolution. Pour citer des exemples, je prendrai des noms de localités situées le long du cours de Rhin: Kettig (régence de Coblence) de *Cattius*, Küttig (cercle de Mayen) de *Cuttius*, Sinzig (cercle d'Ahrweiler) de *Se(i)ntius*, Widdig (rég. de Cologne) de *Vettius*.[3] On voit donc que, pour le traitement de *ti̯*, la Tongrie s'est comportée tout à fait comme les pays à langue germanique: *Lentius* a opéré l'assibilation, parce que fondé après l'évolution phonétique, *Al(l)etiacus* n'a pas fait cette assibilation, parce que fondé avant l'évolution.

On aimerait peut-être que je me prononce, en conclusion, sur l'origine discutée du nom *Tunger* (v. Holder, *Sprachschatz*, s. v.). Au fond, ce n'est qu'une appellation, donnée, après leur installation en Eburonie et plus à l'ouest, à des éléments germaniques composites, car il n'y a jamais eu de peuplade germanique nommée *Tungri* et *Tunger* n'est pas une dénomination ethnique, désignant une race. Mais la question est délicate et je me récuse. Pour les uns, *Tunger* est un mot gaulois, dérivé d'un **tungo-* „serment" (dont on retrouve des représentants dans des

---

1 Meyer-Lübke, *Einführ. in das Studium der roman. Sprachwissenschaft*, 1ère éd., § 133.

2 Vincent tire à tort Oizy du gent. *Aucius* (no. 79), lequel n'aurait pu donner que *Ocy*; cf. *Paciacus* Paci, *Puciacus* Pucei.

3 Voir Kaspers, *Die* acum-*Ortsnamen des Rheinlands* 7, 13, 11, 12.

langues néo-celtiques), lequel dérivé aurait signifié „les assermentés" [aux Romains], „les féaux". Pour les autres, c'est un dérivé d'un ancien germanique *tunga* „fumure" [des terres]: les Tungri auraient été ceux qui pratiquent la fumure des terres (encore en all. *Düngung*), en un mot „les cultivateurs". De fait, les Tungri, installés dans la région qu'ils dénommèrent peut-être eux-mêmes *Hasbania* (d'un mot germanique comme l'indique l'*h* initial, mais lequel?), région qui, à l'époque ancienne, allait jusqu'au Démer et à la Dyle, occupaient la partie la plus riche et la plus fertile de toute la *civitas Tungrorum*, appelée ainsi, parce qu'ils étaient les possesseurs de la capitale, *Aduatuca*.

Il me reste, pour finir, à résoudre le problème de AVAVCIA (abr. AVAVC) qui est la légende figurant sur les monnaies d'Aduatuca, c'est-à-dire des Tongres: elle est restée une énigme, en dépit de tous les efforts.[1] La solution est pourtant simple, mais à la condition de partir de cette idée que ce doit être un mot germain, si les Tungri étaient germains. Ici je ne craindrai pas d'être catégorique: AVAVCIA s'expliquera d'une façon simpliste, si l'on admet qu'au gaulois *Adu̯átūca* correspondait, même au temps éburon une forme germanique *Au̯áuca.* Le Rhin n'était pas très éloigné d'Aduatuca et les Germains (Sicambres) étaient venus participer au pillage systématique et au carnage sans merci des Eburons, organisés par César. Ils devaient avoir un mot, assez approchant, plus ou moins déformé à la germanique, pour exprimer *Aduatuca*. Or, *Au̯áucia* n'est que la forme adjectivale, en *-io-* (au féminin), du nom germain *Au̯auca* et il ne peut signifier que „[monnaie] aduatucéenne", „[monnaie] d'Aduatuca".

PAUL MARCHOT.

---

2. Zu *c'est à qui* als Affektausdruck für *à l'envi.*

Eine interessante Nebenform der Wendung *c'est à qui* + Futur zwingt uns, die im *Jahrbuch für Philologie* II, S. 218ff. gegebene Erklärung: „es geht, handelt sich um (kommt darauf an, begibt sich ein Wettstreit), wer . . ." nochmals unter die Lupe zu nehmen. In Colette's *L'Envers du Music-Hall* (Flammarion, S. 30) findet sich nämlich folgende Stelle: „Depuis Marseille, tiens, tu te rappelles? Tu étais de la tournée Pitard, moi de la tournée Dubois. On jouait le même soir. C'était ¦ à ¦ celle des deux tournées qui mangerait l'autre." (Eine Artistin spricht zu ihrer Kollegin.) Auf die Normalform gebracht, müſste die in Frage stehende Fügung lauten: c'était à || laquelle[2] des deux tournées mangerait l'autre

[1] Dottin consigne même *Auaucia* dans *La langue gaul.* (nom propre).

[2] Auch das allgemeinere *qui* kommt vor: Voyons donc . . . qui de nous deux cédera la place a l'autre. (Le Sage, *Diable boiteux* I, 79): weitere Beispiele s. *Jahrbuch f. Phil.* II, S. 222. Vgl. auch lat. *qui* für *uter*: quoniam

(„beide Gesellschaften bekämpften sich bis aufs Messer", wörtlich: es bestand ein förmlicher Kampf, [*es war beim, ging auf:] wer von den beiden T. die andere (auf)fressen würde). Da beide Ausdrucksweisen dem Inhalt nach offenbar identisch sind, so müssen wir den syntaktischen Wert des *à celle* der Nebenform bestimmen, um zur semantischen Gleichheit beider Wendungen zu gelangen. Es fragt sich vor allem, ob dieses *celle* eine Änderung in der Auffassung des vorangehenden Teiles (*c'est à*) bedingt oder als ein im ganzen bedeutungsloser, pleonastischer Zuwachs zu betrachten ist. Die zunächst sich darbietende Erklärung: „Der Preis (Sieg, Platz) gehörte (gebührte) derjenigen ..., die ..." ist auch für diese Form abzulehnen, weil dieser Gedanke in seiner unvermittelten Anreihung eine ungewöhnlich indirekte Ausdrucksweise der Situation voraussetzen würde. Zudem scheint er mir sowohl dem Bedeutungs- als auch dem Stimmungsgehalt nach viel zu schwach, um als affektvolle Umschreibung des Tatbestandes gelten zu können. Da würde man vom volkspsychologischen Standpunkt wohl einen bildkräftigen, impressionistischen Ausdruck erwarten. Ich möchte daher „*c'était*" wie in der gewöhnlichen Form *c'était à: qui* als objektivreferierendes (narratives) Element auffassen, das das zeitliche Moment der Rivalität heraushebt im Sinne eines: **c'était* (*alors*) (*un*:) oder **c'était* (*alors*) *à*: *qui mangerait l'autre,*[1] während der Teil *à celle* ... *qui* ... als affektisches Satzglied auf eine Szene anzuspielen scheint, wie sie sich bei Wettkämpfen abspielt. So mag in *à celle* ... *qui* wohl der Ausruf stecken, der zum Wettbewerb auffordert; vgl. Mât de Cocagne, une bouteille de Champagne | à qui grimpera! Dafs dieses hauptsächlich von Strafsenverkäufern, Marktschreiern und Ausrufern ähnlicher Art gebrauchte *à* (*celui, celle* ...) *qui* eine feste Bedeutung erlangt hat, beweist eine Stelle aus Victor Hugo, *Le roi s'amuse* V, III: Ce roi qui se levait dans une aube enflammée, Éteint, évanoui, dissipé dans les airs! Apparu, disparu — comme un de ces éclairs! Et peut-être demain des crieurs inutiles, Montrant des tonnes d'or s'en iront par les villes, Et crieront au passant de surprise éperdu: «A qui retrouvera François premier perdu!» (Monolog des Triboulet). So könnte *à* (*celui, celle* ...) *qui* in der Wendung *c'est à qui* + Futur als „syntaktischer Ausschnitt" gedeutet werden, der die Lage in affektvoller Weise kennzeichnet. Die Art der Verwendung erinnert an Fälle wie c'était un sauve qui peut général, on fut régalé à | bouche que veux-tu, c'est un beau venez-y voir que cette peinture, ni que vaut ni que coûte (= sans façon),

---

gemini essent, nec aetatis verecundia discrimen facere posset, ut dii, quorum tutelae ea loca essent, auguriis legerent qui nomen novae urbi daret, qui conditam imperio regeret, Palatium Romulus, Remus Aventinum ad inaugurandum templa capiunt (Livius I, 6).

[1] à | qui mangerait l'autre ist Merkmalsbezeichnung; à dient zur grammatischen Stilisierung des Wortkomplexes; vgl. sp. en la costa cantábrica hay muchos sitios de veraneo a cual más bonito (Beinhauer, *Frases y dialogos de la vida diaria* S. 3, Z. 17).

le moment était on ne peut plus favorable u. a., wo ebenfalls ein der Struktur nach selbständiger Satz infolge einer Art Funktionsverschiebung zu einem synsemantischen Satzglied herabsinkt.

Sollte diese Erklärung einem phantasielosen Positivisten zu idealistisch erscheinen, so mag er sich mit der folgenden, rein formalistischen Deutung begnügen, derzufolge *c'était à celle ... qui* als plump-analytische Ausdrucksweise anzusehen wäre, die die Schriftstellerin zur Charakterisierung der ungebildeten Artistin gewählt hätte.[1] Die glossarische Übersetzung würde dann lauten: es handelte sich um die von beiden T., die ... Diese Erklärung habe ich allerdings bezüglich der allgemeinen Form der Wendung in dem oben erwähnten Aufsatz mit der Begründung abgelehnt, daſs *c'est à qn.* niemals die Bedeutung: „es handelt sich um j." haben kann. Doch liegt hier eine spezielle Erscheinung vor: der in sorgfältiger Stilisierung als indirekter Fragesatz auftretende Objektivausdruck zeigt in volkstümlichem Gewand eine „Brechung", die durch eine grammatische Antizipation verursacht wird, wie sie vergleichsweise in *savez-vous l'heure* | *qu'il est?* für *savez-vous quelle heure il est?* vorhanden ist.

Moritz Regula.

II. Zur Literaturgeschichte.

1. Über die Reimsequenzen des 10. Jahrhunderts.

§ 1. Sichtung des Stoffes.

Folgendes bitte ich als Prolegomenon zu einer gröſseren Hrotsvithastudie zu betrachten. Es ist mir nämlich im Laufe emsiger Untersuchungen aufgefallen, daſs zwischen den Gandersheimer Dramen und den älteren Reimsequenzen in lautlicher Hinsicht eine gewisse Affinität besteht. Dies veranlaſste mich, ein zum Vergleich mit den Dramen brauchbares Material auf Reim und Rhythmus hin zu untersuchen und etliche Bemerkungen darüber vorläufig ohne jeglichen Seitenblick auf Hrotsvitha zu veröffentlichen.

Die Wahl des Stoffes ist durch den ursprünglichen Zweck der Arbeit insofern bedingt, als wir uns auf das 10. Jh. beschränken und zwar auf die in Reimprosa verfaſsten Sequenzen. Die rhyth-

---

[1] Doch gebraucht Colette für eine andere Artistin auch die gewöhnliche Form. So liest man S. 48: A mesure que l'heure de boucler approche, c'est à qui des deux [chiennes] ne restera pas dans le panier grillé (= voilà mes deux { à se débattre de toutes leurs forces „da will keine ... bleiben"). / qui se débattent

mischen Sequenzen gehören natürlich zu den übrigen Rhythmen und können mit unserem Stoffe nicht verglichen werden.[2]

Was die zeitliche Begrenzung betrifft, so ist diese objektiv insofern haltbar, als die Reimsequenzen des 10. Jhs. eine selbständige Gruppe bilden, die sich von dem 11. Jh. durch die Qualität (s. u. § 2 c), von dem 9. Jh. aber höchst wahrscheinlich durch die Quantität der Reime stark unterscheidet.

Wir bezeichnen nämlich als eigentliche Reimsequenzen nur diejenigen, die den Reim in mehr als 50 % aller Versikel enthalten. Nur solche konsequent durchgereimte Texte können als Grundlage für Berechnungen verwendet werden. Ein besonderer Exkurs über die ziemlich unsichere Chronologie solcher Sq. mufs hier wegen Raummangels fortfallen. Wir verweisen darum auf frühere Arbeiten und heben folgende Anhaltspunkte hervor: a) Von keiner eigentlichen Reimsequenz kann bewiesen werden, dafs sie älter ist als das 10. Jh. b) Diejenigen von ihnen, die sich in Hss. des 10. Jhs. befinden, können nicht jünger sein. c) Aus den Arbeiten von Wilmanns (ZfdA. 15, 267—294) und vW[2] geht hervor, dafs in Notkers Kreise der Reim kaum jemals die Grenze von 50 % überschritten hat. d) Bei Notker finden wir schwache Ansätze zu freigereimten Sq.; „a"-Sequenzen sind in diesem Kreise nicht üblich. e) Die „a"-Sq. stammen wahrscheinlich aus Frankreich; die Manier scheint älter als die der freien Reime zu sein. Sie hat alte Stammsequenzen,[3] wie *Eia recolamus* (K 10, B 16)[4] aufzuweisen, nach denen später freigereimte, wie *Eia, fratres cari* (K 685, B 204) und *Eia harmoniis* (K 99) gedichtet worden sind. f) Es läfst sich aber nicht beweisen, wie Blume (B S. XVIII) will, dafs die „a"-Sq. ursprünglicher als die reimlosen sind. g) Keine konsequent mit Binnenreimen (s. u.) versehene „a"-Sq. läfst sich früher als das erste Viertel des 10. Jhs. datieren.[5] h) In Deutschland ist die „a"-Sq. wahrscheinlich später durchgedrungen als die reimlose. Falls Notkers *Congaudent angelorum* (K 247, B 104) wirklich die Stammsequenz der Melodie *Mater* ist, so ist nach ihr zuerst eine Sq. mit Ansätzen zum „a"-Reim (*Pangamus Creatori* (ZfdA. 47, 96), dann ein „a"-Sq. (*Pang. Cr.*, K 84, B 46), endlich eine bestimmt jüngere (vgl. vW 354) freigereimte Sq. (*Laudes Christo redempti*, K 92, B 45) gedichtet worden. Es ist möglich, dafs sich hier der allgemeine Entwicklungsgang widerspiegelt. i) Am längsten hält sich die „a"-Sq. in der Reichenau, nämlich bis zur Zeit Ottos III.

---

[1] Ebenso scheiden die ZfdA. 45, 135 ff. publizierten Sequenzen gänzlich aus unserer Betrachtung, da I und III nach v. Winterfeld (ib. 143) metrischen Bau aufweisen, II und IV aber dicht mit rhythmischen Versen durchspickt sind.

[2] vW = v. Winterfeld, „Welche Sequenzen hat Notkar verfafst?" (ZfdA. 47, 321—399).

[3] Vgl. Werner, „Notkers Sequenzen", S. 110.

[4] K = Kehrein, „Lat. Sequenzen des Mittelalters", Mainz 1873.
Ah = Analecta hymnica XXXIV, IV, ed. Blume.
B = Anal. hymnica LIII, ed. Blume.

[5] Vgl. vW 343—4 (auch 393) über *Aue summa*.

(983—1002, vgl. Ah 180). Ob auch später, ist zweifelhaft: Bernos „a“-Sq. (Ah 242 u. 343) sind in Hss. des 10. Jhs. erhalten und demnach wohl noch in Fleury gedichtet. Bei den späteren Meistern (Heinricus, Godescalcus, Hermannus Contractus, Wipo) finden wir durchweg freie Reime. In St. Gallen scheint die „a“-Sq. weniger üblich zu sein (Ekkeh. II, [?] *Summis conatibus*, K 544, B 139 stellt eine sonderbare Mischform dar). k) Eine eigentliche Reimsequenz mit freien Reimen (geschweige denn eine freigereimte Stammsequenz) läſst sich vor Ekkehart I (*Qui benedici cupitis*, K 513) nicht nachweisen. Auch ist diese Sq. nur mit knapper Not als eigentliche Reimsequenz zu bezeichnen (genau 50 % Reimverse). Es ist möglich, daſs Ekk. I einer der ersten Pioniere dieser neuen Technik war. Die Gruppe der auf 90—100 % durchgereimten Ostersequenzen (K 87, 94, 96, 99, 101, sämtlich im Anh. der Hss. SG 376 u. 380 erhalten) sind jünger als Ekk. I und gehören wahrscheinlich ins äuſserste Ende des 10. Jhs. Die Entwicklung der konsequent durchgeführten Reime ist demnach ungefähr in die zweite Hälfte des 10. Jhs. (also in die Zeit Hrotsvits) zu setzen.

So erstreckt sich also unser Stoff ungefähr von 900—1000.

Zur weiteren Sichtung des Stoffes ist auſser dem chronologischen noch ein formales Merkmal zu berücksichtigen. Unsere Sequenzen weisen zweierlei Reim auf:

1. Endreim.

K 733 *Hic Jesu Christi praeceptis paruit promptus*
Hic eius membris subuenit minimis largus.

2. Binnenreim.

K 191 *Qui cernens immersos esse barathro, — tua quos adornat imago, — propter nos factus es homo, — ut nos soluere sanguine tuo.*

Der erste Typus entspricht den Caudati, der zweite den leonini. Nun gehen ja alle „a“-Sequenzen, ob sie nun Binnenreim enthalten oder nicht, natürlich nach dem ersten Typus. Es gibt auch solche — und zwar sind es die ältesten der Art, wie *Saluete agni* (K 346, B 161) und *Christi domini* (K 710, B 216),[1] die nur spärlich mit Binnenreim versehen sind. Unter den freigereimten Sequenzen treffen wir aber den ersten Typus (mit konsequentem Endreim) nirgends an. So können von diesem Standpunkt aus die „a“-Sq. überhaupt nicht zusammen mit den freigereimten betrachtet werden, und der Endreim muſs daher aus der gemeinsamen Untersuchung ausscheiden. Da der Endreim aber für die rhythmische Struktur der Prosa durchaus wertlos ist (uns wird im folgenden hauptsächlich die stichotomische Funktion der Reime interessieren), so können wir diese Ausscheidung leicht verschmerzen.

---

[1] Hierher gehört auch die „e“ Sequenz *Laus tibi Christe deus* (K 341).

So erhalten wir denn für unsere Untersuchung einen Stoff, in dem alle Texte folgenden Forderungen entsprechen:

a) sie sind in den ältesten Hss. nachgewiesen (vgl. vW 326/27);
b) sie enthalten Binnenreim in mehr als 50 % der Verse (nur Ekk. I, K 513 — genau 50 %);
c) sie sind vollständig überliefert; Fragmente, wie *Vitae princeps* (Ah 240) oder *Laude mirandum* (Ah 5) bleiben unberücksichtigt.

Es gehören also hierher die Sequenzen:

1. Pseudo-Notkerianae: a) *Eia recolamus* (B 16, K 10 [im Anhang zu Einsidl. 121 u. Rhenaug. 132; daselbst auch K 138 von Ekk. I]; *Laudes Christo redempti* (K 92, B 45); *Benedicta semper* (K 139, 881, Anf. 10. Jhs., s. o.); *Cantemus Christo* (K 403, B 169); *Sancti merita* (K 514); *Ibant pariter* (K 656, B 187); *Sancti belli* (K 657, B 186); *Protomartyr domini* (K 713, B 217). — b) *Ad celebres* (K 168, B 190, wahrscheinlich französischer Herkunft, vgl. vW 387). — c) *O qui perenne* (K 87); *Laudantes triumphantem* (K 94); *Ecce uocibus* (K 96); *Eia harmoniis* (K 99); *Laudem quis carmine* (K 101) [sämtlich im Anhang zu SG 376 und 370, am dichtesten durchgereimt, s. o.].
2. Pseudo-Alcuiniana: *Summi regis* (K 172 b, B 192).
3. Troparium Augiense (Cod. Bamb. Ed. V 9 A): *Omnes ergo* (Ah 8); *Laudes summo* (Ah 37); *Hodie laeti* (Ah 38); *Dignis hodie* (Ah 39); *Annua recolamus* (Ah 180); *Nunc laeti diem* (Ah 229); *Deuoti cordis* (Ah 329).
4. Ekkehardi I: *Qui benedici* (K 513); *Prompta mente* (K 138) und die ihr in der Mindener Hs. (Berl. Kgl. Bibl. theol. qu. 11) beigesellte *Stans a longe* (K 163, B 93).
5. Ekkehardi II: *Summis conatibus* (K 544, B 139).
6. Bernonis Augiensis: *Laudes Christo die* (K 749); *Laetetur ecclesia* (Ah 242); *Laetare tanta* (Ah 343).

Also im ganzen 31 Sq. = 492 Verse. Darunter 9 „a"-Sq., nämlich B 23, 81, 93, 190, 139, 186, Ah 180, 242, 343.

Diese 31 Sq. bilden die Basis unserer Berechnungen; andere werden nur gelegentlich als Vergleichungsmaterial herbeigezogen.

§ 2. Qualität und Umfang des Reims.[1]

a) Ungenaue Reime.

α) Assonanz.

Daſs die Assonanz als bewuſster Schmuck in der lateinischen Dichtung des 9. und 10. Jhs. auftritt, ist längst bekannt. Auch in St. Gallen ist sie üblich (vgl. PL IV, 322, VII).

[1] Auf den syntaktischen Charakter der reimtragenden Pausen werden wir hier nicht eingehen, denn wir hoffen demnächst die Frage an der Hand eines

Für unser Material bedarf es keiner besseren Zeugnisse als die häufigen *as* : *am* : *at*-Reime der „a"-Sequenzen (vgl. Bartsch, Lat. Sequenzen 131).

K 10 (B 16), 14 *Quaerere uenerat pastor pius, quod parierat,*
Induit galeam, — certat ut miles armatura.

In unseren Sequenzen sind sie verhältnismäfsig selten: 57 Fälle (Reimwörter) also weniger als 6 % der Verszahl. In den einzelnen Sq. schwankt die Zahl von 0 % bis 18 % der Reimwörter (K 87), vereinzelt steht Ekkeharts K 513 mit 38 % Assonanzen da (vgl. § 1 unter k).

β) Konsonanz.

Auch diese Reimform ist in St. Gallischen Hexametern bezeugt, z. B. bei Ratpert:

PL. IV, 381, VI *Inclyte magne, tuam clemens nunc inspice plebem*

Wie hier, so auch in unseren Sq., sind solche Reime gewöhnlich von einem Homoioteleuton unterstützt:

K 138, 4 *Uniuersalem — per quem pater fecit machinam.*
9 *Absque tempore regnans, — temporibus metas statuens.*

Im ganzen 45 Fälle (= ca. 4,5 % der Verszahl) mit Schwankungen von 0 % bis 29 % der Reimwörter (bei Ekkehart I, K 138).
Besonders beliebt scheinen sie aber in der Reichenau gewesen zu sein: auf die 7 Sequenzen des dortigen Tropars fallen 32 von den 45 Fällen. Unser Material bietet im ganzen 996 Reimwörter;[2] davon kommen 279 auf das Troparium Augiense, 17 (darunter 5 Konsonanzen) auf die einsam dastehende *Prompta mente* Ekkeharts (K 138). Also haben die Reichenauer Texte im Durchschnitt 11 % Konsonanzen, die übrigen aber ca. 1 %.

Die ungenauen Reime betragen also 102 Fälle (= 10,3 %). Hier fallen besonders die beiden Sq. Ekkeharts I auf: *Prompta mente* 29 % und *Qui benedici* 44 %. Diese Unbeholfenheit der Reime bekräftigt die oben ausgesprochene Vermutung, dafs mit

gröfseren Materials zu überblicken. Es sei hier nur bemerkt, dafs die Mehrzahl dieser Reime sich entweder 1. auf das Satzende, oder 2. auf ein Hyperbaton stützt. Z. B. enthält der 2v *Cantemus Christo* (K 403) beide Pausenarten.

1. *Qui sibimet Johannem — vita virginali degentem,*
2. *diligit et prae cunctis — eum dilexit apostolis.*

Die übrigen Pausenarten (z. B. nach oder vor Apposition, Allokuzion u. dgl.) umfassen kaum 10 % aller Verse. Die Pausen sind meistenteils (über 95 %) ganz sicher. Etliche dubia haben wir einfach ausgeschlossen, um uns nicht in unnütze Kleinigkeiten zu vertiefen.

[1] Über ähnliche Falle in den Legenden Hrotsvithas vgl. Bartsch, Germ. III, 379.

[2] S. Taf. I.

Ekkehart I die Entwicklung der Reimsequenz in SG erst anfängt. Die Entwicklung geht aber in raschem Schritte vorwärts. Zuerst fallen die Konsonanzen weg: Ekkehart II kennt sie nicht mehr; auch hat er nur 9 % Assonanzen. Letztere halten sich, zwar spärlich, bis zum Ende unserer Periode (K 87).

Ganz anders steht es in der Reichenau: dort nimmt man es mit der Reinheit der Reime nicht so genau und arbeitet durchweg mit den in St. Gallen verpönten Konsonanzen; nur am Ende des Jhs. tritt vermutlich Besserung ein (*Annua recolamus* enthält nur eine Konsonanz). Erinnern wir uns, dafs auch die „a"-Sequenz hier bis an die äufserste Grenze unserer Periode gepflegt wird, so können wir dem Schlusse nicht ausweichen, dafs in der Augia diues die Entwicklung des Geschmackes in derselben Richtung, aber viel langsamer geht als in St. Gallen.

b) Einsilbige Reime.

Diese Reime bilden natürlich die Mehrzahl: 813 (= 81,7 %).

1. Einfache, aus einem Vokal (oder Vokal mit deckendem Kons.) bestehende 610. Ah 8, 26: *puellula* : *Maria.*
2. Mit Stützkonsonant 60[1] Ah 329, 56: *purpurato* : *Christo*).
3. Mit vorangehender Assonanz 143 (= 14, 4 %). Ah 329, 36: *opus* : *deuotus.*

Zuweilen auch mit zwei assonierenden Silben. K 749, 13 (*agmina* : *arida*).

Besonders häufig bei Berno, im Durchschnitt 28 %, also das Doppelte des gewöhnlichen (in Bernos *Laudes Christo* sogar 32 %). Wir könnten das als Übergangsform zum zweisilbigen Reim des 11. Jhs. betrachten, und die spätere (s. o.) Sq. *Laudum quis carmine* (K 101) mit ihren 35 % solcher Reime würde diese Meinung unterstützen, wäre nicht die alte Prosa *Eia recolamus* (K 10, B 16) da, die 37 % enthält.

c) Mehrsilbige Reime.

Im ganzen 81 (= 8,1 %).

1. Zweisilbig —52:

K 749, 1 *Laudes Christo — die nunc isto.*

2. Zweisilbig mit Stützkonsonant —10. K 10 (B 16): *patriam* : *uictoriam.*
3. Zweisilbig mit vorangehender Assonanz —13. K 101, 3: *exordia* : *sophia.*

---

[1] Für zweckbewufsten Gebrauch der consonne d'appui im 10. Jh. vgl. besonders die vier epigraphischen Gedichte der Soloturner Hs. (hsg. von Dümmler, N. Arch. X, 344). In unseren Sequenzen aber ist diese Reimart wahrscheinlich nur zufällig gebraucht.

4. Drei-, vier- und mehrsilbig (nur gleiche Reime) — 6. B 81 6: *dominus* : *dominus*; B 190, 10: *angelica* : *archangelica*; B 139, 11: *Lugdunensium* : *Viennensium*.

Die Zahl dieser Reime schwankt in den einzelnen Sq. von 0 % bis 15 %; einsam stehen Ah 37 (29 %) und Ah 237 (25 %). Die Durchschnittszahl (8,1 %), sowie das Maximum (29 %) sind sogar für das 10. Jh. nicht sehr hoch.

Die Dramen der Hrotsvitha weisen schon ca. 20 %, das Vorwort zur V. S. Adalberti Egmondani (SS XV, 700) schon ca. 38 % auf. Für uns ist aber das wichtigste, dafs sich unser Stoff dadurch von den Sequenzen des 11. Jhs. stark abhebt.

Dafs die Entwicklung des Reims in den Sequenzen langsamer ging als in der Prosa und im Leonin, läfst sich wohl dadurch erklären, dafs das emsige Silbenzählen die noch ungeübten Sequenzdichter zu sehr in Anspruch nahm und sie an der Ausarbeitung der Reime störte.

Godescalcus (K 368) 40 %
Hermannus Contractus (K 59) 40 % } mehrsilbige Reime.
Wipo (K 83) 63 %

So bildet das Jahr 1000 auch in der Geschichte des Sequenz einen Markstein.

§ 3. Reimstellung.

a) Im Versinnern.

1. Gleichartiger Reim.

aa) Ah 329, 5 b: *purpurato* : *Christo*.
aaa) B 217, 4: *diligis* : *impiis* : *adscribis*.
aaaa) K 94, 10: *leo* : *uicto* : *tumulo* : *omni modo*.
aaaaa) K 101, 8: *domine* : *uirgae* : *Jesse* : *germine* : *prophetae*.

Die Zahl der Beispiele für diese Abarten ist natürlich desto kleiner, je mehr Reime die Abart enthält. Es ist aber von geringem Nutzen Zahlen anzuführen, denn die Reime entsprechen ja den Kola, von denen im weiteren die Rede sein wird. Es ist nur zu betonen, dafs die gleichartigen Reime die Mehrzahl bilden; alle anderen aber nur verschwindende Ausnahmen darstellen.

2. Ungleichartige Reime.

aaee) K 96, 3: *ueniens* : *ardens* | *uulnere* : *primulae*.
aaaee) B 45, 12: *Crucis* : *nobis* : *patri* | *nostra* : *crimina*.
aaeeee) Ah 180, 7 a: *Sanctae* : *obsequelae* | *fracta* : *laguncula* : *tua* : *dextera*.

Es sind dies, wie gesagt, vereinzelte Fälle, die hier der Vollständigkeit wegen angeführt werden; nur zum etwas verbreiteteren Typus aaee gedenken wir noch später zurückzukommen.

3. Reimlose Kola.[1]

Zuerst seien die Fälle erwähnt, wo die gereimte Reihe mit einem ungereimten Versteile einsetzt.

baa) K 96, 12: *Praesta in heremo huius uitae, | ut muniti pede uiperas — conteramus igneas.*

baaa) B 187, 12: *Nunc te precamur, beata cohors, | cuius cuncta — Christus nomina — caute tenet notata* u. dgl. m.

Diese Konstruktion, für die wir in unserem Stoffe nur 22 Beispiele aufweisen können, ist in der zeitgenössischen Prosa beliebt; ja es ist daselbst ein sehr gewöhnlicher Fall, dafs gereimte Reihen, besonders Dikola (aa) durch solch eine Einleitung (b) eingeführt werden. Obgleich diese Form in den Sequenzen nur ausnahmsweise (4,4 %) der Verse) auftritt, so ist sie doch als ein mit der Prosa gemeinschaftlicher Zug zu betrachten.

Viel seltener sind in der Reimprosa ungereimte Kola am Ende einer Reihe von gereimten angehängt. In unseren Sequenzen finden wir nur einen Fall: aad) K 514, 20: *Uerbo carne solutas — ligat iam animas, | sed absoluit pane mystico.* Da er aber auf einem Fehler der Überlieferung beruhen kann, so haben wir ihn als Dubium betrachtet.

b) Zwischen den Versen.

1. Kreuzreime.

Wie oben (§ 1) bemerkt, interessieren uns die Endreime der Verse nicht; denn diese Reime bestimmen nur die Länge der Verse, die ohnehin schon von der Responsion bestimmt ist. Das gilt natürlich nicht von den Binnenreimen, die zwei Verse miteinander verbinden, denn ihre stichotomische Wirkung ist nicht geringer als die der gewöhnlichen Binnenreime. Die Fälle sind zwar selten, aber ganz umgangen können sie nicht werden.

aaee) B 81, 17: *Per te sumus creati, — uera aeternitas.*
18: *Per te sumus redempti, — summa tu caritas.*

aee : acc) B 45, 14: *Haec est dies, quae illuxit — post turbida — regni Aethiopum tempora*
15: *Christus in qua resurrexit, — ultra uicturus in carne, — quam sumpsit a Maria uirgine.*[2]

---

[1] „Waisen" nach K. Polheims Terminologie („Die lat. Reimprosa", Berlin 1925).

[2] Schon in der älteren (Notkerschen?, vgl. vW 373) *Sancte spiritus* (B 70, K 124) finden wir ähnliches:

aae : cce) 18: *Tu diuisum — per linguas mundum — et ritus adunasti, domine*
19: *Idolatras — ad cultum Dei reuocas, — magistrorum optime.*

2. Freie Binnenreime der „a“-Sequenzen.

Im ganzen äufserst selten. Eine Ausnahme bildet, wie gesagt, *Summis conatibus* (K 544, B 139) von Ekkehart II, die ganz auf diesem Prinzip aufgebaut ist.

eea) B 139, 12: *Sed quae semper fuerat uictrix patule, — gaudet Uienna fraude, — uincere felicissima.*

eeeea) B 139, 6: *Huius ipsis — cunularum primordiis — uita sacris — Christi doctrinae monitis — adhaeserat inuictissima.*

§ 4. Reimstellung und Melodie.

Die alte reimlose Sequenz strebt nicht nur dem Ideale der gleichen Silbenzahl zwischen Uox und Responsio zu, sondern beachtete auch die Symmetrie der Wortgrenzen.

B 203, 4: *Hic uelut sidus — eximium — placitus — Deo,*
5: *Inter fraternas — caligines — rutilans — micat.*

Die neuere Manier hebt etliche von diesen Inzisionen heraus, unterstreicht sie gewissermafsen mit Hilfe des Reims. Jeder, der diese Tatsache beobachtet, mufs sich in erster Linie die Frage stellen, welche Stellen im Innern des Verses für die Reimstellung bevorzugt werden. Hier empfiehlt sich a priori folgender Gedankengang. Der Text einer Sequenz ist auf eine bestimmte Melodie berechnet; der Verfasser singt sich die Melodie vor und vermerkt die Hauptabschnitte (Taktgrenzen) mit dem Reim. Würde sich die Reimstellung nach diesem Prinzip richten, so müfsten alle Sequenzen derselben Melodie den Reim am gleichen Orte tragen.

Nun ist das aber durchaus nicht der Fall,[1] und wir wollen das durch eine Reihe von Schemata illustrieren.

Die Zahl der Silben jedes Versteiles, die der Zahl der musikalischen Noten entspricht, bezeichnen wir durch Ziffern; die reimlosen Verse der Reimsequenzen lassen wir aus. Zum Vergleich ziehen wir auch schwachgereimte und völlig ungereimte Sequenzen derselben Melodien heran (deren NN sind durch ein (*) bezeichnet; in solchen Versen bezeichnet das (—) den syntaktischen Einschnitt.

[1] Vgl. Bartsch, Lat. Sq. 75: Die Abteilung eines Versikels in kleinere Abschnitte ist . . . keine feststehende.

Mater.

K 247*	K 84 „a"	Ah 180 „a"	Ah 229	K 92
9—7	7—9	—	3—4—9	7—9
14	6—8	—	—	—
3—11	6—(2—6)	6—8	6—8	—
6—11	6—11	—	6—11	6—10
17	9—8	(2—7)—8	—	—
7—10	7—5—5	4—13	—	7—10
10—7	7—5—5	7—10	7—10	—
14—22	(6—7)—(6—16)	(4—9)—(4—9—9)	—	(6—7)—13—9
13—22	(6—7)—(4—5—13)	(6—7)—(13—9)	—	—
6—5—9	6—14	6—14	6—(5—9)	6—5—9
6—5—9	6—14	11—9	6—14	6—(5—9)
12—9—13	12—(9—13)	(57) (2—11) (2—7)	—	(5—7—9)—(6—7)
12—(9—13)	(5—7)—(9—13)	12—(2—7) (4—9)	(3—9)—(9—13)	(5—7—9)—(4—9)
8—13	8—13	—	(3—5)—(10—5)	8—(5—10)
13—13	(8—5)—(6—7)	—	13—3—9	8—(8—10)
7—7—8	10—13	—	9—(8—5)	7—15

Eia, turma.

	K 10 „a"	K 865*	K 99
	—	6—7	6—8
a	8—12	8—12	8—12
b	8—12	8—12	8—12
a	6—8—8	—	10—12
b	6—8—8	—	—?
a	(4—5)—11	—	9—11
b	(4—5)—11	9—11	9—(3—8)
a	9—8	—	9—8
b	9—8	—	9—8
a	9—8	6—10	9—7
b	9—7	—	9—7
a	(7—7)—(7—5)	(7—7)—(7—5)	7—7—12
b	(7—7)—(7—5)	(7—7)—(7—5)	7—7—12
a	6—9	8—7	3—5—7
b	6—9	6—9	6—9
a	(9—7)—6	—	9—13
b	(9—7)—6	—	13—9
a	8—7	—	8—7
b	8—7	8—7	8—7
	—	—	4—5

Iustus germinauit.

vv	K 513	K 87
1	—	—
2a	7—11	7—11
2b	6—11	6—11
3a	11—6	5—12
3b	11—6	5—12
4a	—	7—6—12
4b	—	7—6—12
5a	13—6—6	13—12
5b	7—9—9	7—6—12
6a	(5—8)—(9—8)	(5—8)—(8—8)
6b	—	13—(8—8)
7a	6—9—8	(6—6)—(6—8)
7b	6—9—11	(6—6)—14
8a	—	7—11
8b	—	7—11
9a	—	5—8
9b	—	5—8
10a	7—(6—5)	7—11
10b	7—(4- 7)	7—11
11	—	—

Romana.

vv	Ah 346*	Ah 329	K 94
1	9—5	7—7	9—5
2a	—	—	—
2b	—	—	—
3-	8—10	8—10	8—10
3b	8—10	8—10	8—10
4a	5—15	8—12	15—5
4b	11—9	11—9	15—5
5a	6—9	13—5	6—7—5
5b	—	13—5	6—12
6a	—	10—12	5—10—7
6b	8—14	10—12	5—5—5—7
7a	7—12	4—10—5	(4—10)—5
7b	7—12	(4—10)—5	—?
8	—	7	—

Occidentana.

vv	K 124* (B 70)	K 514
1	—	5—7
2a	—	7—8
2b	—	—
3a	5—7	5—7
3b	3—9	5—7
4a	9—7	3—6—7
4b	9—7	3—6—7
5a	—	9—8
5b	—	9—8
6a	4—11	10—5
6b	7—8—10	—
7a	8—(5—10)	8—7—8
7b	8—15	—
8a	5—5—11	—
8b	5—5—11	—
9a	—	10—5
9b	—	3—5—7
10a	(4—5)—10	(4—5)—(3—7
10b	(4—8)—7	(4—5)—(3—7
11a	16—5	7—6—9
11b	12—9	13—(4—5)
12a	11—19	12—(9—10)
12b	(11—9)—(3—7)	(1—7)—(9—1
13	—	—

Wir haben solche Schemata für folgende Melodien aufgebaut: *Mater*, *Metensis maior*, *Eia turma*, *Justus germinauit*, *Symphonia*, *Romana*, *Filia matris*, *Metensis minor*, *Occidentana*, *Justus ut palma minor*. — Wir können aber nicht alle Tabellen vorführen, da sie zuviel Raum in Anspruch nehmen, und teilen nur die Ergebnisse mit.

In den Tabellen bilden die einzelnen Verse, die nach der gleichen Melodie gehen, wagerechte Reihen.

Mater 1: (K 247, B 104) 9—7; (Ah 180) —; (Ah 229) 3—4—9; (K 92, B, 45) 7—9 u. dgl.

Es handelt sich nun darum, ob die Verse solcher Reihen auch in der Reimstellung einander gleichen. Hier sind drei Fälle möglich:

I. Vollständige Übereinstimmung, z. B. *Eia turma* 2a: 8—12 (K 10, B 16), 8—12 (8 865, B 180), 8—12 (K 99).

II. Verschiedenheit in der Zahl der Reime, aber gleiche Stellung der gemeinsamen Reime, z. B. *Mater* 6a: 6—5—9 (K 92, B 45), 6—14 (Ah 180) oder *Justus germinauit* 10: 7—(6—5) (K 513), 7—11 (K 87).

III. Unversöhnlicher Unterschied in der Reimstellung, z. B. *Occidentana* 3b: 3—9 (K 124), 5—7 (K 514), oder *Romana* 4a: 5—15 (Ah 346), 8—12 (Ah 329), 15—5 K 94).

Von den in unseren Tabellen verzeichneten 167 Reihen gehören 31 zu I, 66 zu II und 70 zu III. Die Mehrzahl zeigt, wie wir sehen, ausgesprochene Verschiedenheit der Reimstellung bei Gleichheit der Melodie. Erstere ist also von der Musik durchaus unabhängig.

Den Dichtungsakt müssen wir uns demnach wesentlich anders vorstellen, als er a priori anzunehmen war. Der Dichter zählte, wie Notker selbst bezeugt, nur die Gesamtzahl der Silben in jedem Verse ab; war er nun damit fertig, so liefs er die Melodie beiseite und organisierte seinen Vers wie gewöhnliche Reimprosa, d. h. mit freier Reimstellung. Die wenigen (31) Fälle, wo die entsprechenden Verse gleich geteilt sind (vgl. bes. *Eia turma*), können ja auf bloſser Nachahmung des Textes der Muttersequenz beruhen, der den Überarbeitern ja zur Verfügung stand: es liegt also literarische, nicht musikalische Schöpfung vor.

Das gilt auch vom Verhältnis zwischen Uox und Responsio.[1] Hier finden wir dieselben drei Fälle, wie in den wagerechten Reihen. Die eigentlichen Reimsequenzen der oben aufgestellten Tabellen umfassen 136 Verspaare; darunter gehören 68 zu I, 18 zu II und 50 zu III; also 50 % vollständige Übereinstimmung, 13 % teilweise Übereinstimmung.

Es herrscht also die Tendenz, dafs die Responsio die Reimstellung der Uox nachbildet. Zur Regel gelangt diese Tendenz nicht, denn es ist eben Prosa. Jedenfalls zeigen die 50 Fälle unversöhnlicher Verschiedenheit, dafs auch hier die Reimstellen keine musikalischen Pausen bezeichnen.

So können wir denn bei der Versteilung von der Musik ganz absehen. So z. B. in den Reimsequenzen der Melodie *Hypodiaconissa*, wo der Herausgeber (Blume, Ah) aus dem zweisilbigen Eingang einen besonderen Vers macht. Das ist ja musikalisch richtig und entspricht daher dem Prinzip der Ausgabe; syntaktisch und rhythmisch geht das in fünf von den sechs betreffenden Sequenzen durchaus nicht an.[2]

Ah	8:	1. *Omnes*	2a.	*ergo laetemur*
Ah	237:	1. *Laeta*	2a.	*mente annua — celebremus solemnia ...*
K	96:	1. *Ecce*	2a.	*uocibus carmina — comparibus ecclesia ...*
K	655:	1. *Ibant*	2a.	*pariter animis — et ducibus imparibus ...*
K	713:	1. *Proto —*	2a.	*— martyr domini — Stephanus nos pius audi ...*

---

1 Vgl. Bartsch, L. Sequ. 75.

2 Auch bei der sechsten ist solch eine Teilung zweifelhaft: Ah. 37, 1. *Laudes*, 2a *summo deitas genitori immensitas ...*

Ist also z. B. in *Laeta mente* (Ah 237) das musikalische Schema —2/5—8 ... etc. ..., so ist das rhythmische —7—8 ... etc. ... Im musikalischen Vortrag kann man ja an beliebiger Stelle eine Pause anbringen, ja sogar im Wortinnern.

A 237, 4a (Blumes Teilung): *Nunc defensorem*
nobis de Iero —
— solymorum
partibus
misit Dei filius.

Die Betrachtung der Reimstellung aber zeigt, dafs die Sequenzdichter den Text der Prosen nicht nur von der musikalischen Seite auffafsten, ja man könnte beinahe auf den Gedanken kommen, dafs die Sequenzen nicht nur gesungen, sondern gelegentlich (z. B. in der Schule) auch vorgelesen wurden (?).

§ 5. Die Länge der Versteile.

Wir sagten eben, dafs der Dichter, nachdem er die Silbenzahl festgesetzt hat, sein Versikel weiter als einfache Prosa betrachtet. Das heifst, dafs von nun an kein bewufstes Prinzip in der Organisation der Laute waltet. Heifst das aber auch, dafs im Versinnern unbeschränkte Freiheit, blinder Zufall herrscht? Wir glauben das nicht. In der Tat wird unser Geschmack von einer Reihe unbewufster Normen regiert, die natürlich nicht so bestimmt und deutlich sind wie die bewufsten, aber doch innerhalb gewisser Grenzen schwanken, so dafs sich das Normale von dem Abnormen unterscheiden läfst.[1]

Wollen wir nun wissen, ob solch eine unbewufste Norm auch der Versteilung unserer Prosen zugrunde liegt, so müssen wir die Versteile untereinander vergleichen, und zwar ausschliefslich auf die Silbenzahl hin.[2] Das syllabische Prinzip ist nämlich das einzige historisch Bezeugte, denn wir wissen ja, dafs Notker die Silben zählte.

Wir haben nun die 991 gereimten Versteile unseres Materials daraufhin untersucht und sind zu folgenden Ergebnissen gelangt:

---

[1] Das Überschreiten solcher Grenzen wird unmittelbar vom Leser empfunden, kann aber nicht ebenso unmittelbar genau bestimmt werden. Es sagt, s. B., jemand, dafs der Stil eines gewissen Buches „zu sehr geblümt" ist, dafs er „zu viel Metaphern" enthält: er kann aber nicht angeben, wieviel Metaphern er für normal hält. Sagt er aber: „dieses ist kein Hexameter, denn es fehlen zwei Hebungen", so weifs er genau, dafs es sechs sein müssen, denn es ist hier eine bewufste Norm verletzt worden.

[2] Der Versuch, ein tonisches Prinzip in der Sequenzdichtung aufzustellen, (s. Bartsch, Lat. Sq. 77 ff.) ist vollständig mifslungen. — Von einem tonischen oder metrischen Cursus, wie ihn W. Meyer (Gött. gel. Anz. 1893, 1 ff. und vW. (NA. 26, 751 ff.) verstehen, kann hier auch nicht die Rede sein.

ilbenzahl	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19
ahl der ersteile	7	26	42	130	124	169	136	115	79	66	46	19	7	7	7	5	4	3
% %	0,7	2,6	4,3	13,1	12,5	17	13,8	11,6	7,9	6,7	4,6	1,9	0,7	0,7	0,7	0,5	0,4	0,3
	75 = 7,6 %			674 = 68,1 %					191=19,2 %			51 = 5,2 %						

Das Diapason ist äufserst klein: von 2—19 Silben. Das unterscheidet die Reimsequenzen stark von der gewöhnlichen Reimprosa des 10. Jhs., in der die reimenden Abschnitte sich oft bis auf 50 Silben ausdehnen. Ja sogar im 11. Jh., bei einer so eifrigen Reimerin, wie Berta (v. Adalheidis, a. 1057), bilden die Abschnitte über 12 Silben eine ausgesprochene Mehrzahl (ungefähr 70 %), wo sie bei uns nur 5,2 % umfassen. Das arithmetische Mittel (nach dem obigen Schema berechnet) ist für unsere Sequenzen 7,9 Silben; während diese Zahl sogar in den Dramen Hrotsvithas ungefähr 9,9 Silben beträgt. Betrachten wir nun die erhaltene Zahlenreihe. Nach 4 S. steigt der Prozentsatz jäh empor, um dann wieder nach 9 S. schroff herabzufallen; dann nimmt er allmählich ab, bis nach 12 S. wieder ein schwächerer Sturz erfolgt. Alles, was über 12 S. hinausragt, können wir als belanglose Ausnahmen betrachten, denn hier kommen auf 7 Varianten (13—19) nur 5,2 % der Gesamtzahl der Versteile.

Nun finden wir in der Mitte eine von beiden Seiten scharf abgegrenzte Hauptgruppe der unbewufst vorgezogenen Versmafse, von 5—9 Silben, die beinahe 70 % der Gesamtzahl (68,1 %) umfafst.[1]

Am beliebtesten sind die sieben- und achtzeiligen Abschnitte, wie ja auch in der rhythmischen Poesie die Mehrzahl der zäsurlosen Verse, sowie auch der durch Zäsur entstandenen Halbverse 7 oder 8 Zeilen lang sind.

Nach rechts und nach links von dieser Hauptgruppe schwanken die Verse noch auf 2—3 Silben, so dafs sich das normale Diapason ungefähr von 3—12 Silben erstreckt.

Die Länge der Verse ist ja genügend, um mit gröfseren Versteilen operieren zu können; augenscheinlich aber verlangte der Geschmack mehr Reimschmuck für eine Sequenz als für gewöhnliche Reimprosa. Die Sequenz ist ja so ein Mittelding zwischen Vers und ungebundener Rede.

§ 6. Die Zahl der Versteile im Verse.

Die oben besprochenen Geschmacksnormen (Beliebtheit der Versteile von 5—9 Silben) bestimmt im grofsen ganzen die Zahl

---

[1] Vgl. auch Bartsch, l. c. 91—93; dafs aber Fünfsilber meist in den responsionslosen Schlufsversen auftreten, pafst auf unsere Sequenzen nicht.

der Kola im Vers. Da aber die Silbenzahl der Langverse sehr verschieden ist, so mufs auch die Zahl der Kola jenen Normen zuliebe stark variieren, und zwar von 2—8.

a) Zweigliedrige Verse.

1. Einfache Dikola.

Das ist die gewöhnlichste Art der Versteilung, wie auch in der Reimprosa. Von den 360 Reimversen unserer Sequenzen sind 204 so gebaut, was 56,6 % ausmacht (s. u. Taf. II).

Beispiel: K 163 (B 93), 2: *Qui plurima — perpetrarat facinora.*

2. Zerlegte Dikola.

Diese Zahl wird aber dadurch stark vermehrt, dafs mehrgliedrige Verse öfters doch im Grunde zweigliedrige Struktur aufweisen, da sich eines der Kola deutlich als Hauptkolon abhebt. Das heifst, dafs zwei oder mehr Versteile sich in syntaktischer oder phonischer Hinsicht enger aneinander schliefsen und so ein Glied des Verses bilden, während die übrigen Versteile das zweite Glied ausmachen.

K 87, 11: 1. *Interim dulcia* — 2. *proclamant cantica*
3. *testium agmina* — 4. *agni cruore dealbata.*

Die Reimwörter (1) und (2) gehören zusammen als Nomen und Attribut; dasselbe Verhältnis herrscht zwischen (3) und (4); (1—2) bilden einen Teil des Satzes, als Prädikat mit Objekt und Adverbial, (3—4) den anderen Teil, als Subjekt mit Attribut. So ist die Pause zwischen (2) und (3) das Hauptkolon, und das Schema des Verses ist (6—6)—(6—8), also zweigliedrig.

Ein anderer Fall ist es, wenn das Hauptkolon durch die Reime markiert ist; das findet bei ungleichartigem Reim statt.

K 96, 8: (aa : ee) (7—8)—(7—11).
1. *Qui desursum ueniens* — 2. *huius et affectu ardens,* |
3. *tersit suo uulnere* — 4. *ab illa naevum parentis primulae.*

B 45, 14: (a : cc) und 15 (a : ee).
14: 1. *Haec est dies, quae illuxit* — 2. *post turbida* — *regni Aethiopis tempora.*
15: 1. *Christus in qua resurrexit,* — 2. *ultra uicturus in carne,* — *quam sumpsit de Maria uirgine.*

Von den 156 vielgliedrigen Versen sind 112, also 71 % so gebaut, dafs sie deutlich in zwei Hauptglieder zerfallen. Man kann getrost behaupten, dafs die zweigliedrige Satzteilung einen Grundsatz der Rhetorik des 10. Jhs. bildet.

Die zerlegten Dikola zeigen verschiedene Konfigurationen, wie dies aus den oben angeführten Tabellen ersichtlich ist. Am häufigsten

besteht so ein Vers aus vier Teilen, die paarweise zwei Glieder bilden [(6—8)—(6—8)]; im ganzen 65 Fälle. Dann kommen die dreiteiligen [6—(6—8), oder (6—6)—8)] 43; und endlich die funfteiligen, vier Fälle.

b) Vielgliedrige Verse.

Da also die Dikola im ganzen 88 % der Reimverse umfassen, so bleibt für die anderen nur wenig übrig (nämlich 44 Verse). Darunter sind die Trikola, die auch in der Prosa nicht selten vorkommen, die bei weitem beliebtesten (39 V.). Sie bestehen entweder aus koordinierten Satzteilen, oder es sind zwei Reimwörter dem dritten subordiniert.

B 217, 4: *Persequentes diligis — ueniam rogas impiis — ignorantiae illud delictum, non facinori, adscribis.*
K 87, 6: *Tibi cum fulgurosis — tibique consciis — incessabiliter proclamant ministris.*

Die Trikola und Polykola können ebenso zerlegt werden wie die zweigliedrigen Verse.

Ah 180, 7 a: 1. *Sed praedo sanctae — invidens obsequelae,*
2. *fracta — poculum effundendo larguncula,*
3. *tua — occubuit dextera.*

Weiteres Eindringen in Einzelfälle scheint uns überflüssig zu sein.

Die Versteilung, durch die Vorliebe für kurze Abschnitte geführt, erzeugt verschiedenartige Kombinationen.

§ 7. Verhältnis der Versteile zueinander.

Diese Vorliebe ist aber nicht die einzige, die sich bei Versteilung und Reimstellung kundgibt. In der Poesie haben wir Regeln, in der Prosa Tendenzen. So eine Tendenz bestimmt auch das syllabische Verhältnis zwischen den einzelnen Teilen eines Versikels. Wollen wir z. B. einen Vers von 14 Silben in zwei normale Abschnitte teilen, so können wir das auf dreifache Art vollziehen: wir zerschneiden ihn entweder in der Mitte, oder näher dem Anfange, oder endlich gegen das Ende hin. Demnach können für ein syllabisch feinfühlendes (d. h. den Vers nach der Zahl der Atemzüge messendes) Gehör drei verschiedene Arten der Stimmbewegung entstehen, durch die der Charakter dessen bestimmt wird, was ich am liebsten Cursus syllabicus nennen würde. Ich unterscheide also 1. cursus aequus, 2. c. crescens, 3. c. decrescens.

1. 7—7 rhythmische Stimmbewegung:

K 655, 1: *Laetetur ecclesia — iubilans catholica.*

2. 6—8 (oder 6—9, 4—10 usw.) aufsteigende Stimmbewegung:

Ah 229, 26: *Pignorum septeno — martirizata numero.*

3. 8—6 (oder 9—5, 10—4 usw.) absteigende Stimmbewegung:

B 186, 9: *Mox et subsequentum clara — uisura millia.*

Betrachten wir zuerst den Fall 1. Wir nennen ihn 'rhythmisch', denn der so geteilte Vers bildet an sich schon einen Rhythmus (zwei gleichsilbige Halbverse). Die siebensilbigen Rhythmen der Iren im 9. Jh. sind nach diesem Prinzip gebaut:

Aleam, quam habeo,
tibi donare volo.

Nun ist aber diese Art von Versteilung in den Sequenzen äufserst selten: auf 360 Reimverse zehn Fälle, also 2,7 %. Das wird uns auch gar nicht wundernehmen wenn wir bedenken, dafs die Verfasser ihre Sequenzen (bis auf die Gesamtzahl der Silben) als Prosa betrachten.

Wäre aber die Reimstellung durch blofsen Zufall (ohne jegliche unbewufste Tendenz) regiert, so müfsten die beiden anderen Fälle, also Cursus crescens und decrescens, gleichberechtigt sein. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Betrachten wir zuerst die verbreitetste Versart, die einfachen Dikola, so finden wir: crescentia 143 = 70 %, decrescentia 52 = 26 %, aequalia 8 = 4 %.

Nun kommen die zerlegten Dikola. Die können von zweierlei Standpunkten betrachtet werden: 1. nach der Stellung des Hauptkolons, 2. nach den infolge der Zerlegung entstandenen Neubildungen. So kann man ein Schema (6—4)—(9—7) entweder 1. als aufsteigendes Dikolon (10—16), oder 2. als zwei absteigende Dikola verstehen. Vom Standpunkt 1 ergeben sich folgende Ziffern: crescentia 64 = 57,5 %, decrescentia 46 = 41 %, aequalia 2 = 1,5 %.

Vom Standpunkt 2 aus (die neuentstandenen Dikola und Trikola): crescentia 94 = 53,2 %, decrescentia 51 = 28,8 %, aequalia 30 = 17 %, mixta 2 = 1 %.

Die vielgliedrigen Verse bilden eine kleine unordentliche Gruppe, in der aufsteigend-absteigende (6—7—5) und absteigend-aufsteigende (9—8—7—12) mixta vorwiegen; wir können aber von denselben absehen, denn uns interessiert vorläufig nur das Verhältnis zwischen Cursus crescens und decrescens. Crescentia 18 = 40 %, decrescentia 4 = 10 %, mixta 22 = 50 %.

Betrachten wir endlich noch die reimlosen Verse mit stark ausgesprochener syntaktischer Zäsur: crescentia 27 = 57,5 %, decrescentia 14 = 30 %, mixta 6 = 12,5 %.

Kurz und gut, in allen Gruppen siegt der aufsteigende Cursus über den absteigenden, ja aufser der kleinen Gruppe der Polykola steht der Cursus crescens überall an erster Stelle. Im ganzen ergibt sich folgendes Verhältnis[1]: Cursus crescens 252 = 62 %, descrescens 116 = 28,6 %, aequus 10 = 2,5 %, mixtus 28 = 6,9 %.

---

[1] Die zerlegten Dikola sind in diesem Zusammenhange natürlich vom Standpunkt 1 betrachtet.

Also umfaſst der aufsteigende Cursus allein mehr Verse als alle übrigen zusammen. Er durchdringt das ganze System der Reimsequenz, und man erhält den Eindruck eines fortwährend aufsteigenden Tonfalles. Der einzelne Vers ist an sich arhythmisch; aber wenn mehrere solcher Verse nacheinander erschallen, so bilden sie eine gleichartige Stimmbewegung, also einen schwachen, aber doch merkbaren Rhythmus. In einem rein syllabischen Tonsystem bildet so ein Langvers die kleinste rhythmische Einheit und entspricht dem Fuſse der metrischen Prosodie. So bildet ein aufsteigendes Dikolon das Äquivalent des Jambus, ein absteigendes entspricht dem Trochäus, der Cursus aequus aber stellt die neutralen spondäischen Füſse dar, die sowohl die jambischen als die trochäischen vertreten können. Das Vorwiegen des einen oder des anderen bestimmt den syllabischen Rhythmus der Prosa.

Im ganzen weisen also unsere Sequenzen sozusagen „jambischen Tonfall“ auf. Nun sind aber etliche von ihnen so stark mit absteigenden Versen durchschossen, daſs jeglicher Rhythmus verschwindet. Solche Sequenzen sind aber in der Minderzahl: auf 31 kommen ihrer nur 12 (darunter die beiden langatmigen Sequenzen der „*Symphonia*“, die keine unzerlegten Dikola haben, also K 544 (B 139) und K 101).

Die Mehrzahl aber zeigt desto deutlicher aufsteigenden Tonfall: der Cursus crescens umfaſst mehr als die Hälfte der Verse und übersteigt die Norm (62 %).

Von 63,6—70 %: K 172b (B 192), 713 (B 217), Ah 8; von 70—80 %: K 87, 138, 163 (B 93), 168 (B 190), 514, 656 (B 187), Ah 242, 343; von 80—95 %[1]: K 92 (B 45), 139 (B 81), 403 (B 169), 657 (B 186), Ah 180, 229, 274.

Als Beispiel zitieren wir die Sequenz *Cantemus Christo* (K 403, B 169), welche nur einen unsicheren und einen absteigenden Vers enthält: die übrigen sind aufsteigend.[2]

1	*Cantemus Christo, regi terrae, maris atque poli, — sine fine tenenti*	15—7
2a	*Qui sibimet Johannem, — vita virginali degentem,*	7—9
2b	*Delegit et prae cunctis — eum dilexit apostolis*	7—9
3a	*Hunc Ezechiel* (—?) *aquilae — quondam in specie*[2]	(8—6)?
3b	*Inter cetera — domini vidit mysteria.*	5—9
4a	*Istic quasi unus — manans paradisi fluvius*	6—9
4b	*Fecundat fluentis — mundum sacrosancti dogmatis.*	6—9
5a	*Hic in Asia constructis — septem praefuit ecclesiis,*	8—9
5b	*Illic effulget per multa — clarus iugiter miracula.*	8—9
6a	*Quo nunc, socii, — illum precamini,*	5—6
6b	*Fundat ut supplices — Christo semper preces,*	6—6
7	*Pro nostris — intercedendo delictis.*	3—8

[1] Ah 274 hat eigentlich 100 % aufsteigende Verse, wenn man von einem neutralen „Spondäus“ absieht.

[2] Es ist ja wahrscheinlich nach 3b eine Assonanz *Ezechiel* : *specie* anzunehmen und das Schema als 5—9 aufzufassen.

Um das Charakteristische dieser Dichtungsweise noch mehr hervortreten zu lassen, führen wir einen Text mit absteigendem Cursus an, nämlich den Anfang des *Tropus ad Corpus Domini sumendum* (Trop. Prum. 9—10, vgl. Reiners, Die Tropen etc., Luxemburg 1884, p. 41/42).

1 *Emitte angelum tuum, domine, — et dignare sanctificare* 11— 9
2 *Corpus et sanguinem tuum nos frangimus, domine; — tu dignare benedicere* 15— 9
3 *Ut immaculatis manibus — illud tractemus.* 9— 5
4 *O, quam beatus venter ille, — qui Christum meruit portare,* 9— 9
5 *O, quam speciosa gemma et margarita, — quam lucis mundi illustrat gracia. etc.* 13—11

Die Verschiedenheit des Tonfalles der beiden Texte wird von einem geübten Ohre unmittelbar empfunden.

Die Frage, woher diese Vorliebe für aufsteigenden syllabischen Cursus stammt, kann hier nur ganz leise berührt werden, denn dazu gehört ein bei weitem gröſseres Material, als dieser Aufsatz zu fassen imstande ist.

Für die Sequenzen sei nur folgende Erwägung mitgeteilt. Die Sequenz ist ein Iubilus, ein froher Lobgesang. Sie ist eng mit der Liturgie verbunden, aus der sie geflossen ist. So kann sie auch unter dem Einflusse liturgischer Formeln verwandten Inhalts stehen, wenn diese Formeln verbreitet und dem Sequenzdichter geläufig sind. Es seien hier einige solcher Formeln erwähnt:

Te Deum laudamus, — te Dominum confitemur.[1] 6— 8
Gloria in excelsis Deo — et pax hominibus bonae uoluntatis 9—12
Puer natus est nobis — et filius datus est nobis — cuius imperium super humerum eius 7— 9—12
Hodie cantandus est nobis puer, — quem gignebat ineffabiliter ante tempora pater — et eundem sub tempore generauit inclita mater. 11—17—17
Orietur stella ex Jacob, — et consurget uirga de Israel. 9—10

Solche und ähnliche Formen des Jubelgesangs gewöhnten an diese Art Stimmbewegung, und man ahmte sie im 10. Jh. in analogen Fällen unbewuſst nach. So entstehen Gebete, wie das in den MG. SS. 10, 15 gedruckte:

Domine cunctorum, — transfer patrem nostrum. 6— 6
Sit custos gregis — per singula momenta temporis. 5—10
Parce tuis ovibus, — quos raptor uexat iniquus. 7— 8

[1] Das ist für die parallelistitischen Anfangsverse der Psalmen der gewöhnlichste Tonfall; dieses ist aber ein Thema für sich, und wir hoffen noch darauf zurückzukommen.

oder Sequenzen, wie K 163 (B 93). 1 *Stans a longe*: 4—8, 4—8, 5—9, 5—9.

Wie dem auch sei, die Vorliebe für den Cursus crescens bleibt doch für die Reimsequenzen des 10. Jhs. als Tatsache bestehen. Ist diese Tatsache auch weiterhin verbreitet?

Diese Frage beschliefst unsere Untersuchung und leitet zugleich eine neue ein.

Tafel I.

Reim.

N	Zahl d. Verse	cons.	ass.	a	cons. + a	ass. + a	2a	cons. + 2a	ass. + 2a	3a etc.	Reimwörter Summa
K 10 (B 16)	20		3	16	2	15	2	2			40
87	20		8	28	4	2		2			44
92 (B 45)	16	1	6	24		2	4				37
94	14			21	2		2				25
96	14	2		27	4	2	2				37
99	20		2	30	6	3					41
101	15			24	1	18	2		3		48
138	12	5		8	2		2				17
139 (B 81)	20		1	21		2				2	26
163 (B 93)	12	2		14		2					18
168 (B 199)	18		3	30		9	2		2	2	48
172b (B 191)	13		4	18	2	2	2				28
403 (B 169)	12			24							24
513	20	1	7	4		2		2	2		18
514	24	2	7	32		4	2				47
544 (B 139)	15		4	34	2		2			2	44
656 (B 188)	14			22	2	2					26
657 (B 186)	12			12				2			14
713 (B 217)	14			25	3	4	2		2		34
749	19		3	22	3	17	6				53
Ah 8	14	4	2	15		4	2				27
37	14	2	1	12	2	2	4		4		27
38	16	9		28	10	12	6				65
39	16	6	4	10	2	8	2				32
180	16	1		22	2	6	2				33
229	16	3	2	17	1	4					27
237	14	3		9	2	4	4	2			24
242	16			15	2	6					23
274	18	4		16	2	4					26
329	14			12	2	2	2				18
343	14			18	2	5					25
	492	45	57	610	60	143	52	10	13	6	996

Tafel II.

Versteilung.

N	Zahl d. Verse	Dicola						Dicola dissoluta			Tricola			Polycola			Reimlose Verse				Dubia
		cresc.		decr.		aequ.		cresc.	decr.	aequ.	cresc.	decr.	mixta	cresc.	decr.	mixta	mono-cola	cresc.	decr.	mixta	
		aa	baa	aa	aab	aa	aab														
K 10 (B 10)	20	3	1	5			1	1	3		1		1				2				2
87	20	10		1				3	3				1				2				
92 (B 45)	16	5						4	2									2			3
94	14	4		3	1								1	1			3				1
96	14	2		2	1	2		2		1	1	1	1								
99	20	8	1	7					2		2										1
101	15							3	8				1				1				2
138	12	6		1									1				4				
139 (B 81)	20	4		2				4				1					4	5			
163 (B 93)	12	6											2				4				
168 (B 199)	18	2	1			1		7	2							1	3				1
172b (B 192)	13	2		1				2	2					1	1		2	2			
403 (B 169)	17	10	1																		1
513	20	4	1	2	1				1		1						4	3	3		
514	24	5	1	4				4	1		3						2	2	1		1
544 (B 139)	15							1			1	1	5				1		1	2	3
656 (B 187)	14	3	1					2	2	1	1						2		1		1
657 (B 186)	12	6		1													2	2	1		
713 (B 217)	14	3		1	1			2	1		1						2				3
749	19	3		4	1			2	6		1		1	1							
Ah 8	14	1	2		1			2	3		1							3	1		
37	14	1	1	1	1			2	1				3				3		1		
38	16	1						8	5				1								1
39	16			1	2			4	2								1	3	2		1
180	16	5		1				4	1								3	1			1
229	16	4	1					4			1						1	3		2	
237	14	3	1					1	1				2				1		2	2	1
247	16	5		1		1		1			1		1				5		1		
274	18	12				1											2	1			2
329	14	5		3		1											3				2
343	14	8		2		1		1									2				
	492	131	12	43	3	7	1	64	46	2	15	3	21	3	1	1	59	27	14	6	27

B. I. Jarcho.

2. Die Gralstelle in der Chronik Helinands und der Grand Saint Graal.

I.

Die Gralstelle in Helinands Chronik und der französische Gralroman, den man die Estoire oder den Grand Saint Graal nennt, scheinen sich chronologisch im Wege zu stehen. Es gilt seit den Tagen von Birch-Hirschfeld (1877[1]) für mehrere Forscher als Tatsache, dafs die Helinandstelle auf den Gr. St. Graal anspiele, dafs also Helinandstelle und Gr. St. Gr. chronologisch zusammenhängen, wobei letzterer das Primäre ist. Da die Chronik Helinands dem ersten Viertel des 13. Jhds. angehört[2] und der Gr. St. Gr. in der Weise seiner Darstellung und der Behandlung der Motive den Eindruck eines Spätlings macht, der am Ende und nicht am Anfang der Gralentwicklung seinen Platz hat, aufserdem die Quête voraussetzt, ist man fast wider Willen genötigt gewesen, dem Gr. St. Gr. eine bedeutend frühere Entstehungszeit zu geben, als man ihm sonst zugestehen würde, wie z. B. schon Birch-Hirschfeld ausdrücklich erklärte,[3] der übrigens 1204 als Beendigungsjahr der Chronik Helinands annahm. G. Gröber dachte seinerzeit bei der Helinandstelle an die Möglichkeit einer Beziehung auf Robert Borons Joseph,[4] was aber mit bestimmten Angaben der Helinandstelle im Widerspruch ist. Moderne Forscher aus allerletzter Zeit — ich nenne Brugger, Lot, Bruce — stellen den Gr. St. Gr. ohne weitere Diskussion vor den Helinandpassus, also in die ersten Jahrzehnte oder sogar Jahre des 13. Jhds., wobei jeder die Chronik Helinands verschieden datiert, 1204,[5] vor 1227,[6] vor 1216.[7] Eine andere Wendung gibt Wolfgang Golther neuerdings dem Problem. Da er zu dem Resultat kommt, dafs der Gr. St. Gr. um 1270 angesetzt werden müsse und auch nach seiner Meinung die Helinandstelle zweifellos den Gr. St. Gr. widerspiegele, ja sogar den ganzen Prosaromankomplex des sogenannten Vulgatazyklus voraussetze, so gebe es nur die einzige Möglichkeit, in der Gralstelle der Helinandschen Chronik eine Interpolierung zu sehen; ein unbekannter Abschreiber, der den ganzen Gralzyklus nicht zu Gesicht bekommen konnte, habe die Stelle nach 1270 in Helinands Chronik eingeschaltet.[8]

---

[1] Birch-Hirschfeld, *Die Sage vom Gral*, S. 33 ff.

[2] Helinand, Mönch von Froidmont bei Beauvais, starb 1229 oder bald nachher. S. Brial, *Hist. litt. de la France*, t. XVIII, 91 f. Über die Zeit seiner Chronik s. u.

[3] O. c. S. 35.

[4] Im *Grundriss*, Bd. 2, Abt. 1, S. 726 f.

[5] E. Brugger in *Zeitschr. f. französische Sprache und Litt.* Bd. XXIX (1906), S. 108.

[6] F. Lot, *Étude sur le Lancelot*, Paris 1918, p. 137. S. aber *Romania* XLIX, 436.

[7] J. D. Bruce, *Evolution of Arthurian Romance*, Vol. I, Göttingen 1923, p. 450.

[8] Wolfgang Golther, *Parzival und der Gral*, Stuttgart 1925, S. 65 u. 108.

Im Folgenden gestatte ich mir einige Beobachtungen und Betrachtungen vorzulegen, die, wie ich glaube, etwas zur Klärung der Frage beitragen. Es kommt mir vor, dafs man die Gralstelle Helinands bis jetzt zu sehr als Äufserung für sich, gleichsam ohne Helinand behandelte und dadurch anderen Teilen der Chronik zu wenig Aufmerksamkeit schenkte. Helinands Charakter als Berichterstatter, wie er sich in seiner Chronik ausspricht, hat man geglaubt aufser Betracht lassen zu dürfen. Es wird sich zeigen, wie man sich für unsere Frage nicht unwichtige Aufschlüsse hat entgehen lassen.

Ich gebe zuerst die Gralstelle nach dem Drucke von Dom Bertrand Tissier in t. 7 (1669)[1] seiner *Bibliotheca patrum Cisterciensium.* Handschriftlich läfst sich die Stelle nicht mehr kontrollieren, worüber weiter unten. Die Stelle ist wiederholt merkwürdig verändert nachgedruckt. Erst J. Lot in seiner *Étude sur le Lancelot* p. 136 f. und W. Golther in seinem *Parzival und der Gral* S. 64 bringen einen zuverlässigen Abdruck, ersterer direkt nach Tissier mit den Varianten Vincenz' von Beauvais, letzterer nach Migne, *Patr. lat.* t. 212, col. 814 f. Mignes Text geht übrigens auf den von Tissier zurück.

Bei Tissier lautet p. 92 der Passus also[2]:

Hoc tempore in Britannia cuidam Eremitæ monstrata est mirabilis quædam visio per Angelum de sancto Joseph decurione, qui corpus Domini deposuit de cruce; et de catino illo sive paropside, in quo Dominus cœnavit cum discipulis suis; de quo ab eodem Eremita descripta est historia, quæ dicitur de gradali. Gradalis autem sive gradale gallice dicitur scutella lata, et aliquantulum profunda; in qua prætiosæ dapes cum suo jure divitibus solent apponi gradatim, unus morsellus post alium in diversis ordinibus; et dicitur vulgari nomine graalz, quia grata et acceptabilis est in ea comedenti: tum propter continens, quia forte argentea est, vel de alia pretiosa materia: tum propter contentum, id est ordinem multiplicem pretiosarum dapum. Hanc historiam latine scriptam invenire non potui: sed tantum gallice scripta habetur a quibusdam proceribus, nec facile, ut aiunt, tota inveniri potest. Hanc autem nondum potui ad legendum sedulo ab aliquo impetrare. Quod mox ut potuero, verisimiliora et utiliora succincte transferam in latinum.[3]

---

[1] Der Titel von t. 7 und 8, in éinem Folioband, ist nicht *Bibliotheca patrum Cisterciensium*, wie der zu t. 1—6, in zwei Foliobänden, sondern *Veterum patrum et antiquorum scriptorum Cisterciensium opera historica.* Die Bezeichnung als t. 7 oder 8 ist dabei nicht angegeben. Man könnte an ein besonderes Werk denken. Immerhin ist die Bezeichnung *Bibl. patr. Cist.* t. 7 bequem. Die Chronik Helinands daselbst S. 73—205.

[2] Abkürzungen sind aufgelöst; Graves, die Helinand nach Delisles Abdruck (s. u,) nicht gebraucht hat, weggelassen; *v* und *u* sind normalisiert; *æ* ist beibehalten, obgleich Helinand wahrscheinlich nur *e* geschrieben hat.

[3] Die Helinandstelle, wie sie sich bei Zarncke, *P. B. B.* III (1876), S. 308 und mit demselben Wortlaut bei Birch-Hirschfeld, *Die Sage vom Gral* (1877), S. 33 findet, ist keine genaue Wiedergabe der Stelle bei Tissier, obgleich verwiesen wird auf Tissier, *Biblioth. Cisterciensis* VII, p. 73 f. So liest man bei

Der Abschnitt wird mitgeteilt u. d. J. 718. Die Vorgänge, die Helinand u. d. J. 718 gestellt hat, heben sich deutlich von denen unter 717 und 719 ab.

II.

Vincenz von Beauvais beklagte sich seinerzeit darüber, dafs ganze Stücke der Chronik Helinands verschwunden waren. Er scheint sich selbst redlich bemüht zu haben, was er von Helinand finden konnte, durchzusehen und was ihm wichtig schien, in sein *Chronicon majus* aufzunehmen. Denn obgleich Helinand im Rufe steht, dafs er besonders Beda und Sigebert ausgeschrieben hat, so bietet er doch manches Eigene, das allerdings hauptsächlich in Wundergeschichten besteht. Vincenz gibt auch die Erklärung, weshalb Helinands Chronik nicht mehr vollständig zu haben war: Helinand habe eine Anzahl Quaternen seinem Freunde Guarinus (Guérin), dem Bischof von Senlis (wurde erwählt 1214, starb 1227), ausgeliehen und diese seien aus Vergefslichkeit oder aus Nachlässigkeit oder infolge einer anderen Ursache verloren gegangen.[1] Immerhin verfügte Vincenz über mehr Quaternen als der spätere Herausgeber Dom Bertrand Tissier, der 1669 nur den letzten Teil der Hs., die letzten 6 Quaternen, 79—84, die vom J. 633 bis 1204 berichteten, konnte drucken lassen. Vincenz schöpfte noch aus den allerersten Büchern, u. a. aus dem 4. Buche, aus dem er z. B. das Stück vom Schwanritter als Dämon aufnahm in sein *Spec. Nat.*

Z. und B. H. *Dicitur et vulgari nomine greal*, wo Tissier gedruckt hat *et dicitur vulgari nomine graalz* und bei Vincenz v. B. nach dem Druck von Venedig v. 1591 *et dicitur vulgari nomine Graal* zu lesen ist. Sachlich stimmt der Inhalt, abgesehen vom fehlenden Schlufs. Da Tissiers *Bibliotheca patrum Cisterciensium* in vielen Bibliotheken nicht zu finden ist — in meiner Heimat habe ich kein Exemplar auftreiben können, obgleich ich bei mehr als einem Dutzend öffentlichen und Privatbibliotheken anfragte —, hat Zarncke sich vermutlich mit einer für ihn angefertigten Abschrift begnügen müssen, oder die Stelle aus einem anderen Werk herübergenommen, worauf auch die ungenaue Angabe VII, p. 73f. statt p. 92 weist. Helinands Chronik fängt bei Tissier p. 73 an. Der sonst so gewissenhafte Zarncke hat jedenfalls Tissiers Werk nicht selbst einsehen können. — Das Auffallendste ist wohl die Form *greal*. W. Foerster, irregeführt durch dieses *greal*, sah in *ea* schon eine jüngere Entwicklung des Wortes um 1204 (*Wtb. zu Kristian von Troyes* S. 177*). Migne gibt, wie oben gesagt, den Text nach Tissier. Vincenz von Beauvais hat unbedeutende Abweichungen, so braucht er *vel*, wo sich bei Tissier *sive* findet, und es fehlt der Schlufs *Hanc autem . . . latinum*. Der Text bei Zarncke ist nicht der von Vincenz. Obgleich Ducange die Chronik Helinands in der Ausgabe Tissiers unter den benutzten Werken aufführt, fehlt doch die Gralstelle oder ein Hinweis bei *gradale* usw. auf Helinand. Fr. Diez gibt in seinem Wörterbuch IIc unter *graal* usw. von Helinand nur, was dieser sagt 'über Form und Gebrauch dieses Gefäfses'. Tissiers Ausgabe nennt er nicht, wohl Villemarqué, *Contes populaires* I, 193, ein Werk, das mir nicht zur Verfügung stand.

[1] *Spec. hist.* l. 29, cap. 108. S. Migne a. a. O. col. 478; *MG. SS.* t. 24, S. 165.

l. 2, cap. 127.[1] Bemerkenswert ist, daſs in der Chronik, die unter dem Namen des Alberich des Troisfontaines geht und bis 1241 reicht, Helinand erst mit dem Jahre 633 als Gewährsmann angeführt wird,[2] so daſs daraus der Schluſs zu ziehen wäre, die 78 ersten Quaternen habe der Vf. dieses Teiles der Chronik nicht benutzen können, sie seien für ihn unauffindbar gewesen. Trotzdem scheint sich von den 16 ersten Büchern eine Abschrift aus dem 14. Jhd. erhalten zu haben. Sie befindet sich im British Museum, wo sie zu der Cottonischen Sammlung gehört.[3] Gedruckt und nach dem Inhalt näher untersucht sind diese Bücher nicht und werden nicht so bald zum Druck befördert werden, dem Historiker können sie aus der Geschichte von der Schöpfung der Welt bis zum König Darius Nothus nichts Wichtiges bieten, nur der Legendenforscher und der Folklorist fänden etwas, das ihnen gemäſs wäre. — Als 1884 der ausgezeichnete Handschriftenkenner L. Delisle die Hs., die Tissier für seinen Druck benutzt hatte und die indessen aus Helinands Kloster Froidmont bei Beauvais in den Besitz des Grand Séminaire zu Beauvais übergegangen war,[4] zur Prüfung übergeben wurde, waren auch die Heftlagen 78 und 79 verschwunden. Delisle gibt in *Notices et Documents publiés pour la Société de l'Histoire de France*, 1884, p. 141—150, eine sorgfältige Beschreibung des Sammelbandes, zu dem die Quaternen von Helinands Chronik den ersten Teil bilden. Wie Tissier 1669 hält auch Delisle die Hs. für das Autograph Helinands: die Schriftzüge weisen auf die erste Hälfte des 13. Jhds., die Hs. stammt aus Helinands Kloster Froidmont, fragmentarisch ist sie wie in den Tagen des Vincenz und des Alberich. Noch 35 Pergamentblätter sind übrig, die Schriftzüge sind sehr fein und sehr gedrängt, hier und da sind einige Wörter sorgfältig ausgemerzt. Aus der Beschreibung Delisles könnte man schlieſsen, daſs für gröſsere Einschübe wie die Interpolierung des Gralpassus kein Platz gewesen sei. Delisle hat die letzte Seite abgedruckt, wodurch man bei einer Vergleichung mit Tissier den Eindruck bekommt, daſs Tissiers Ausgabe höheren Anforderungen nicht genügt. Für Gelehrte, die sich mit dem Gral beschäftigen, ist es zu bedauern, daſs die Heftlage 79, die die Gralstelle enthielt, nicht mehr vorhanden ist.

Da Golther den Gedanken einer Interpolierung aufgeworfen hat, so wäre eine direkte Kontrolle im Autograph die beste Wider-

---

[1] l. 2 oder 3. S. Vf. über diese Stelle in *Zeitschr. f. deutsches Altertum u. d. Litt.* Bd. 42, 6 ff.

[2] *Liber tertius Bede incipit et liber Elinandi*, sagt Alberich auf das Jahr 633, d. i. der Anfang des 45. Buches von Helinand. *MG. SS.* t. 23, S. 696. S. noch Brial in *Hist. litt. de la France* t. XVIII (1835), p. 93.

[3] Claudius B. IX, Fol. 1—264, von zwei verschiedenen Händen des 14. Jhds. Andere Hss. von Helinand besitzt das Brit. Mus. nicht. Nach freundlicher Mitteilung des Department of Manuscripts des British Museum.

[4] Die Hs. befindet sich seit 1907 nicht mehr in der Bibliothek des Seminars, wie der Superior die Freundlichkeit hatte mir zu berichten. Sie war 1927 noch nicht in einer öffentlichen Bibliothek, wie man mir gütigst aus Paris meldete.

legung. Aber wir kommen auch ohne die verlorene Quaterne aus. Vincenz v. Beauvais gibt die Gralstelle Helinands in seinem *Spec. hist.* l. 23, cap. 147, also schon vor 1244,[1] so dafs eine Interpolierung nach 1270 ausgeschlossen ist. Aber um gleich irgendwelchen Gedanken an eine vor-Vincenzsche Interpolierung vorzubeugen, will ich auf mehreres weisen, was die Annahme einer solchen Interpolierung als unberechtigt erscheinen läfst.

Vincenz hatte, wie aus seinen Worten, mit denen er Helinands Persönlichkeit beschreibt,[2] eine hohe Verehrung für ihn und seine Schriften. Er wird einen Zusatz von fremder Hand in dem Autograph nicht ohne weiteres als Mitteilung Helinands aufgenommen haben, dazu war Helinand ihm eine zu wichtige Autorität. Und man darf vermuten, dafs auch Tissier eine Interpolierung von anderer Hand als eine solche bezeichnet hätte. Von den Quaternen, die jetzt übrig sind, konstatiert Delisle, dafs Notizen von späterer Hand nur auf den beiden leeren Blättern der Hs. vorkommen; auf den Blättern, die die Helinandchronik enthalten, also nicht. Schon diese Äufserlichkeiten führen zu dem Schlusse, dafs die Gralstelle, die Vincenz vor 1244 aus der Chronik Helinands herübernahm, und die, welche Tissier zu seiner Zeit in der Hs. vorfand, von Helinand und nicht von einem Interpolator herrührt.

Aber wichtiger sind die Gründe, die sich aus dem Text selbst ergeben. Der Passus ist ganz im Geiste Helinands. Zunächst in den Schlufssätzen. Unzählige Male tritt Helinand in seiner Chronik mit ich-Bemerkungen hervor, die auf den durchaus ehrlichen Berichterstatter weisen, mag er auch in der Aufnahme so vieler Wundergeschichten ein Kind seiner Zeit sein, ein nur wenig älterer Zeitgenosse von Cäsarius von Heisterbach. Es heifst in unserer Stelle: *hanc historiam latine scriptam invenire non potui; hanc autem nondum potui ad legendum sedulo ab aliquo impetrare; quod mox ut potuero, verisimiliora et utiliora succincte transferam in latinum*, wie er u. d. J. 1113 sagte: *ab hinc* (er kann den Sigebert von Gembloux nicht weiter benutzen) *nullum chronographum reperi, nullumque historicum, de temporibus sequentibus scribentem . . .; tales notulas breves et interruptas, sicut dixi, reperi ab hoc loco ad annum Philippi regis Francorum, qui modo regnat . . .*, oder z. J. 1117: *hoc anno nihil inveni adnotatum. Sed sicut in eo* (1114) *posui miracula feretri beatae Mariae Laudunensis facta per Franciam, quae habui ex auctoritate libelli ecclesiae Laudunensis*, oder 1121: *Hoc anno nil adnotatum inveni* usw. usw. — Sodann bricht in unserem Passus etwas von Helinands kritischem Sinn durch. Wie er etwa bei seiner kurzen Erzählung von der Auffindung der Lanze von Antiochien gegen Wilhelm von Malmesbury polemisiert,[3] weil dieser die Lanze Karls

[1] Alberich gibt den Gralpassus nicht.

[2] *Spec. hist.* l. 29, cap. 108. *MG. SS.* t. 24 a. a. O. S. Migne, *Patrol. lat.* t. 212, col. 478 f.

[3] Tissier p. 166 f., Migne col. 992.

des Grofsen die Lanze nennt, mit welcher ein Centurio die Seite des Herrn durchstach, während doch das Evangelium Johanni XIX deutlich sagt, *quod unus ex militibus lancea latus ejus aperuit*, oder Sigebert schreibt, dafs die jetzt in Antiochien gefundene Lanze von der Zeit der Apostel an nicht mehr gesehen worden sei, so dafs es mit der Lanze Karls des Grofsen eine andere Bewandtnis haben müsse, — so gibt Helinand auch in der Gralstelle eine leise Polemik in bezug auf das Wort *gradalis* oder *graalz*. Durch einen Engel hat der Einsiedler eine Vision von Joseph, der den Leib des Herrn vom Kreuze nahm, und vom *catino illo sive paropside, in quo Dominus coenavit cum discipulis suis*. Der Einsiedler hat eine Geschichte davon geschrieben, welche *de gradali* genannt wird. Und nun folgt seine Kritik. Die Schüssel des Abendmahls war eine *paropsis* (Hel. denkt an Matth. 26, 23 *qui intigit mecum manum in paropside, hic me tradit*) oder ein *catinus* (nach Marc. 14, 20 *unus ex duodecim, qui intigit manum in catino*). Der *gradalis* oder das *gradale*, in der Volkssprache *graalz*, ist aber etwas anderes. Keine kleine oder flache Schüssel, sondern ein prächtiges Schaustück bei den Gastmählern der Reichen mit vielen verschiedenen Speisen, stufenartig geordnet, eine Wonne für die Augen wegen des Materials, aus dem ein *gradalis* gemacht ist, aber auch eine Wonne für die Speisenden wegen des kostbaren Inhalts. Einer solchen Schüssel bediente sich der Herr nicht. Helinands kritischer Gedanke ist klar: man hat die Geschichte des Einsiedlers *de gradali* genannt, aber die Abendmahlsschüssel des Herrn darf man nicht *gradalis* oder *graalz* nennen. Helinand hält sich an die Angaben der Heiligen Schrift, wie er es bei der Lanze von Antiochien tat. — Und endlich ist zu beachten, dafs ein späterer Interpolator Sätze, wie in unserer Gralstelle, in denen er in dieser Weise mit 'ich' eine spätere Behandlung verspricht, wohl kaum schreiben wird.

Von einer Interpolierung kann nicht die Rede sein. Die Gralstelle ist von Helinand und von keinem anderen.

III.

Ich trete jetzt an die Frage heran, wann Helinand die uns erhaltenen Bücher seiner Chronik verfafste und wann der Gralpassus von ihm geschrieben wurde.

Am Schlufs des l. 47 macht Helinand zum Jahre 1113 die Bemerkung, dafs er von nun an bis zum 26. Jahre *Philippi regis Francorum qui modo regnat* keiner zusammenhängenden Chronik wie der Sigeberts von Gembloux mehr folgen könne. Zum Jahre 1165, im folgenden Buch, heifst es: *Philippus, Ludovici filius, qui modo regnat, nascitur, anno regni patris* 27°. Und unter dem Jahre 1180, im l. 49 d. h. im letzten Buch, sagt er gelegentlich der Erwähnung einer Verwandtschaft *cognatus hujus Philippi qui nunc est*. Daraus folgt, dafs Helinand seine Chronik spätestens 1223, im Todesjahr Philipp Augusts, beendete.

Einen etwas späteren *terminus ad quem* ergibt die Mitteilung des Vincenz, daſs Helinand einige Quaternen seiner Chronik dem Bischof Guarinus von Senlis geliehen habe und daſs diese Quaternen bei dem Bischof verloren gegangen seien. Guarinus (Guérin) war Bischof 1214—1227. F. Lot benutzte 1918 in seiner *Étude sur le Lancelot* p. 137 den an sich einwandfreien *terminus*: vor 1227, oder ein paar Jahre vorher.

J. D. Bruce wies auf einen anderen Zeitpunkt, den er eine *discovery* nannte und den er demnach von Wichtigkeit hielt für die Datierung des Vulgatazyklus.[1] Unter 1198 schreibt Helinand: *Ricardus rex* (Richard Löwenherz von England) *sagitta percussus interiit, post quem regnat frater ejus Johannes.*[2] Diese Stelle mit *regnat* solle nach Bruce bedeuten, daſs König Johann, der 1216 starb, regierte, als Helinand seine Chronik schrieb. Also müsse als *terminus ad quem* 1216 gestellt werden. Bruce folgte Wulff und Walberg, die in ihrer Einleitung zu der Ausgabe von Helinands *De morte* zu dieser Datierung der Chronik auf Grund des *regnat* in der angeführten Stelle von 1198 kamen. — Nun haben leider die genannten Gelehrten nicht bemerkt, daſs man auf ein *regnat* von Helinand, das nicht näher bestimmt wird durch ein *modo* oder *nunc* o. ä. (s. o.), keine Datierungsschlüsse bauen darf. Denn nicht nur liebt Helinand, wie auch andere Chronisten seiner Zeit, z. B. Sigebert von Gembloux, in seiner Chronik die Anwendung des historischen Präsens, sondern er braucht insbesondere auffallend häufig *regnat* statt *regnavit.* Nur einige beliebige Beispiele. Z. J. 699 *Mortuo Cuniperth Longobardorum rege, Luitperth filius ejus puer regnat, Ansprandum tutorem habens.* Ähnlich zu den Jahren 700, 701 usw. Diese Präsentia übernahm Helinand aus Sigebert. Daher füge ich einige aus den späteren Büchern hinzu. 1139: *Ludovicus hujus Philippi, qui nunc est, pater regnat apud Francos annis* 40; 1155 von Heinrich II. von England: *regnat in Anglia annis* 35, und bei dessen Tod 1189: *Henricus, rex Anglorum, pridie nonas julii obiit apud Cenomanum, anni regni sui* 35°. *Post quem Richardus, filius ejus, regnat.* Und den Tod dieses Sohnes, sc. Richard Löwenherz, von dem es soeben *regnat* hieſs, meldet er 1198 50 Zeilen weiter (nach Delisles Abdruck), wo wir dann zugleich das obengenannte *post quem regnat frater ejus Johannes* finden. Mit dem *regnat* unter dem Jahre 1198 gewinnen wir keinen *terminus ad quem.* In dieser Weise hätte Helinand seine Chronik auch 1223 schreiben können.[3]

Wir haben aber einige Andeutungen in Helinands Chronik, die durchaus zu der Folgerung berechtigen, daſs Helinand die

---

[1] J. D. Bruce, *The Evolution of Arthurian Romance*, Vol. I, Göttingen 1923, p. 450f.

[2] Ich folge dem Abdruck Delisles, wenn dieser abweicht von dem Tissiers.

[3] Zu urteilen nach *Romania* XLIX, 436 scheint F. Lot 1923 seine gutfundierte Zeitangabe ‘vor 1227’ aufgegeben zu haben zugunsten des Terminus ‘vor 1216’. Es ist mir nicht bekannt, welche Erwägungen den sonst in Chroniken wohlbewanderten französischen Gelehrten zur Änderung der Datierung geführt haben.

letzte Seite seiner Chronik noch vor dem Schlufs des Jahres 1204 schrieb und dafs der Gralpassus sehr wahrscheinlich im Jahre 1203 entstand.

IV.

Am Schlufs des 47. Buches heifst es, wie schon oben teilweise angegeben, u. d. J. 1113: *Hic finitur historia chronica Sigeberti.*[1] ... *Ab hinc nullum chronographum reperi, nullumque historicum, de temporibus sequentibus continue scribentem. In quibusdam vero chronicis Sigeberti post finem historiæ ejus inveni annos chronice adnotatos, et quasdam notulas brevissimas, unius tantum lineæ capaces, super quosdam annos appositas; non continue, sicut fecit Sigebertus, qui nullum annum reliquit, in quo non aliquid adnotaverit, sed interrupte, quibusdam annis absque adnotatione historica vacuis relictis, sicut Hieronymus et Prosper in suis chronicis faciunt. Tales ergo notulas breves et interruptas, sicut dixi, reperi ab hoc loco usque ad annum Philippi regis Francorum, qui modo regnat, Ludovici regis filius, et Ludovici nondum regis pater, vicesimum sextum. Quæ igitur ab hoc loco positurus sum, a certis auctoribus diligentissime undecumque collegi. Hic igitur liber quadragesimus septimus finem accipiat.*[2]

Für sich betrachtet, losgelöst von ihrer Umgebung, sind dies Sätze, die Helinand vom J. 1204 bis 1223 in jedem Jahre hätte schreiben können. In dem Zusammenhang deuten sie auf eine ganz bestimmte Zeit. Für Helinand fängt das erste Jahr der Regierungszeit Philipps Ende 1178 an,[3] das 26. Regierungsjahr ist also 1204. Nun zerlegt er die Zeit von 1113 bis 1204 in zwei Bücher. Das 48. Buch umfafst die Jahre 1113 bis 1177. Das 49. Buch aber, das letzte der Chronik, steht im Wahrzeichen Philipps. Helinand fängt an mit dessen 1. Regierungsjahr, jedesmal bezeichnet eine besondere römische Zahl über den Ereignissen eines Jahres, neben dem Geschichtsjahr n. Chr. in römischen Ziffern, das betreffende Regierungsjahr des französischen Königs. Unter einigen der römischen Zahlen, z. B. im 19. 21. 23. 24. 25. Regierungsjahr Philipps hat Helinand nichts zu erwähnen. Und das 26. Regierungsjahr, das die Chronik beschliefst, gibt vier kurze Notizen: strenger Winter 1203 auf 1204; Einnahme Rouens und Unterwerfung der ganzen Normandie durch Philipp, König von Frankreich; Flucht des englischen Königs Johann nach England; und mit dem kurzen Satz *Civitas Constantinopolis a Francis capitur* endet die Chronik. Darunter noch *Expliciunt Cronica Elinandi.*[4]

---

[1] In Wirklichkeit schlofs Sigebert von Gembloux seine Chronik mit dem Jahre 1111. Sigebert starb 5. Okt. 1112. S. über seine Chronik u. a. W. Wattenbach, *Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter*, Bd. II[6], Berlin 1894, S. 160 ff.

[2] Tissier p. 174, Migne, col. 1010.

[3] Unsere Historiker setzen für die Regierungszeit Philipp Augusts 1180—1223.

[4] Delisle, a. a. O., p. 153.

Wenn Helinand sagt, dafs er vom J. 1113 an bis zum 26. Regierungsjahr seines Königs keinen einheitlichen Führer wie Sigebert habe, sondern dafs er sich von da an beschränken müsse auf das, was er *undicumque* gesammelt; wenn er in einem besonderen Buche die Ereignisse aus Philipps Zeit behandelt und dann in seinen Berichten schliefst, nicht etwa mit dem Tode seines Landesfürsten oder mit einem sonstigen einschneidenden Ereignis in dessen Leben, sondern mit dessen 26. Regierungsjahr, wie er vorher ausdrücklich angegeben; wenn, was Helinand mitteilt in dem 48. und 49. Buche, so ganz sachlich und stilistisch im Tone der vorangehenden Bücher ist mit ihren Wundergeschichten, ihren ich-Sätzen und ich-Betrachtungen, also seine Arbeit den Eindruck des Kontinuierlichen macht; wenn wir in der uns erhaltenen Chronik nirgends eine Spur finden, die auf ein Ereignis nach 1204 vorausdeutet, und schliefslich berücksichtigen, dafs Helinand sowohl in seiner weltlichen Zeit, die vermutlich bis kurz vor 1200 reicht, als in seiner geistlichen Periode mit Philipp und seinem Hof in wenn auch vorübergehender Beziehung stand,[1] — so kann das 26. Regierungsjahr nur bedeuten, dafs Helinand damals noch kein 27. oder späteres erlebte, dafs er den Passus am Schlusse des 47. Buches in dem 26. Regierungsjahr schrieb, und dafs er auch in dem 26. Regierungsjahr seine Chronik beendete, dafs demnach das Ende des 47. Buches und die beiden letzten Bücher 48 und 49 in das Jahr 1204 fallen und nicht später.

Und diese Folgerung findet ihre Bestätigung durch den Schlufssatz von 1204 *Civitas Constantinopolis a Francis capitur*. Hätte Helinand 1205 oder später geschrieben, so wäre nach der Art seiner sonstigen Mitteilungen etwas hinzugekommen. Konstantinopel war nämlich Mitte April 1204 genommen, am 9. Mai darauf wird Balduin IX., Graf von Flandern und Hennegau, zum Kaiser des neuen Lateinischen Kaiserreiches gewählt, aber am 14. April des nächsten Jahres, also 1205, fällt der neue Kaiser in die Hände der Bulgaren und stirbt noch in demselben Jahre. Seine Frau, Marie von Champagne, war ihm nachgereist, aber die Pest raffte sie unterwegs im Aug. 1204 hin. Flandern lag in der Nähe von Helinands Kloster. Philipp und Balduin hatten ihre Reibereien über Ländergebiete, aufserdem war Philipp nie sicher gewesen, dafs dieser Balduin seinen Erbfeinden, Richard und Johann von England, nicht heimlich oder öffentlich Vorschub leistete.[2] Hätte Helinand seine Chronik etwa 1205 oder nachher geschrieben, so hätte das Jahr 1204 noch wohl wenigstens einen Zusatz gebracht, etwa *Balduinus comes Flandriae eligitur Graecorum imperator*,[3] vielleicht mit der Bemerkung in irgendeiner Form,

---

[1] S. Brial, a. a. O., p. 88 ff.

[2] Über diese historischen Einzelheiten s. L. Vanderkindere, *La formation territoriale des principautés belges*, t. I², Bruxelles 1902, p. 193 ff. — G. F. Hertzberg, *Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reiches*, Berlin 1883, S. 361 ff.

[3] Die *Continuatio Aquicinctina* (aus dem Kloster Anchin im Artois) zu der Chronik des Sigebert (sie reicht bis zum Jahre 1237) berichtet unter dem

dafs das Kaisertum nur ein Jahr gedauert habe, wie er auch sonst wohl bei früheren Regierungsantritten gleich die Dauer der Regierung angab, man sehe nur einen der oben angegebenen Sätze mit *regnat.* Als die Nachricht von der Einnahme Konstantinopels zu Helinand drang, — und wir sehen an mehreren Stellen seiner Chronik, wie er wiederholt mündlich Mitgeteiltes aufnahm — erfuhr er noch nichts oder nur Vages von den weiteren Begebenheiten in Konstantinopel.

Und das nackte *Civitas Constantinopolis a Francis capitur* ohne die Erwähnung Balduins fällt um so mehr auf, als Helinand in dem allerletzten Teil seiner Chronik, wie übrigens auch sonst, gerne besondere Einzelheiten von fürstlichen Personen mitteilt. So zu 1192 von Richard Löwenherz, wie dieser in seiner Gefangenschaft in Speier von einem englischen Beichtvater eines erhofften Vorteils wegen betrogen wurde in seinem Seelenheil, und anderes. Oder von Saladin (1193), der in seiner Sterbestunde seinen Fahnenträger zu sich kommen liefs und ihm befahl durch Damaskus seine Fahne an der Lanze umherzutragen und zu rufen, dafs der sterbende König des Orients nichts mit sich nehme als *hunc pannum vilem.* Oder zu 1204, dem letzten Jahre der Chronik, dafs König Johann von England, nachdem Philipp Rouen mit der ganzen Normandie unterworfen hat, nach England flieht, aus Furcht, seine Barone könnten ihn dem König von Frankreich überliefern. — Der Schlufssatz von der Eroberung Konstantinopels weist demnach darauf, dafs die weiteren Begebenheiten in Konstantinopel und dem neuen Reich, namentlich mit Balduin, dem Helinand noch nicht bekannt waren, als er den Schlufs machte. Den Schlufssatz halte ich nach alledem geschrieben in der zweiten Hälfte von 1204, die Bücher 48 und 49 im Laufe von 1204, wie Helinand selbst als Schlufstermin mit dem 26. Regierungsjahr König Philipps angegeben hatte.[1]

Unser Gralpassus liegt im 45. Buch, das die Ereignisse erzählt von 634—878 (Todesjahr Karls des Kahlen). Helinand arbeitete schnell, wie das 48. und 49. Buch zeigen. Vincenz von Beauvais rühmt l. 29, cap. 108 seine angeborene Beredsamkeit. Seine anderen Schriften zeigen eine gewandte Feder. Und in den Büchern 45—47 hatte er aufserdem besonders Sigebert als Führer. Wir werden kaum irre gehen, wenn wir für die Entstehungszeit des 45. Buches und somit des Gralpassus das Jahr vor 1204, also 1203, ansetzen.

Jahre 1204; *Hoc etiam anno Constantinopolis civitas capta est a comite Balduino, domino Flandrensi et Hainoensi, in qua civitate per Dei gratiam electus et coronatus est imperator et augustus Romanorum.* Migne, *Patr. lat.* t. 160, col. 346.

[1] Helinand spielt nie auf Ereignisse an, die nach 1204 liegen, wie ich schon oben sagte. Ein Beispiel: er berichtet unter dem Jahre 1204, dafs Philipp sich die ganze Normandie unterwarf. Hätte Helinand ein paar Jahre später geschrieben, so hätte er seine Bemerkung über die Normandie wohl ergänzt mit der Notiz, dafs Philipp kurz darauf (1206) auch die Bretagne in Besitz nahm.

V.

Und hieraus sollte nun folgen, dafs der französische Prosaroman, der Gr. St. Gr., auf den die Helinandstelle anspiele, schon vor 1203 vorhanden war? Aber dieser Gralroman ist ein Erzeugnis späterer Zeit, nicht erst Golther ist zu diesem Resultat gekommen. Trotzdem sind namhafte Forscher der Ansicht, dafs die Helinandstelle nicht von dem Gr. St. Gr. zu trennen sei. Freilich hat es andere Gelehrte gegeben, die keinen Zusammenhang zwischen Helinandstelle und Gr. St. Gr. sahen, ich nenne Ernst Martin, Gaston Paris, Gustav Gröber.

Es ist nicht zu leugnen, die Helinandstelle gibt ein paar charakteristische Züge, die sich nur im Gr. St. Gr. zurückfinden. Berechtigen diese nicht zu dem Schlufs, dafs Helinand seine Stelle nicht hätte schreiben können, wenn ihm nicht in irgendwelcher Weise der Gr. St. Gr., wie wir das Werk kennen, oder in einer ersten Bearbeitung bekannt gewesen wäre?. Sehen wir, was sich aus einer Vergleichung ermitteln läfst.

Vor allem mufs gleich am Anfang betont werden, dafs Helinand keine mehr oder weniger ausführliche Gralgeschichte in den Händen gehabt hat. Eine lateinische konnte er nicht auftreiben und eine *gallice* geschriebene, deren Vorhandensein er ausdrücklich erwähnt, vermochte er trotz seiner Bemühungen nicht zu erlangen. Was ihn bestimmt hat, eine Notiz vom Gral dennoch aufzunehmen, sagt er nicht. Es mag sein, dafs Helinand, der gerne Visionen und Wundergeschichten mitteilt, in dem Gralpassus einen Gegensatz zu zwei Visionen erblickte, von denen er unter demselben Jahr 718 berichtete, in welchem der Teufel dem friesischen Radboud und den Seinen wunderbarliche, aber trügerische Erscheinungen vorgaukelte.[1] Zum Negativen dieser Visionen wollte er wohl etwas Positives stellen, wobei ihm für die Datierung eine ungefähre Zeitbestimmung zu Hilfe gekommen sein mag, so dafs sich der Passus mit *hoc tempore* u. d. J. 718 einreihen liefs. Helinand sagt das alles allerdings nicht, aber es scheint so nach dem Zusammenhang u. d. J. 718. Ebensowenig gibt er an, woher er seine Mitteilung bezog, ob ihm eine kurze Notiz vorlag, ob er einer mündlichen Mitteilung folgte oder ob er aus der Erinnerung schöpfte. Wohl hat er sich nach Gralgeschichten erkundigt. Aus dem Drucke Tissiers ist nicht zu ersehen, ob er die Stelle mit *Auctor* einleitete.[2] Helinand bringt die Vision u. d. J. 718, der Gr. St. Gr. läfst die Vision des Einsiedlers 717 nach Christi Tod stattfinden, d. h. i. J. 750. Diese Abweichung ist mit eine Andeutung, dafs Helinand den Anfang

---

1 Bei Sigebert hat Helinand unter dem Jahre 718 nur die kurze Notiz gefunden, dafs Radboud bei der Taufe den Fufs zurückzog und sich nicht taufen liefs. Von Visionen ist nicht die Rede.

2 Tissier sagt, dafs er (Tissier) manchmal das von Helinand gebrauchte Wort *Auctor* unterdrückte, wo es ihm nicht klar war, ob Helinand redete oder ein anderer.

des Gr. St. Gr. nicht eingesehen hat. Auf Jahreszahlen achtete er besonders, wie aus dem Lob, das er Sigebert deswegen spendet (s. o.), und aus seiner eigenen Praxis hervorgeht.[1] Hätte er direkt aus dem Gr. St. Gr. geschöpft, so würden wir die Geschichte a. 750 finden. Jetzt nennt er unter 750 blofs den Regierungsantritt Pippins.

Übereinstimmend ist bei Helinand und im Gr. St. Gr., dafs ein Einsiedler in Britannia, d. h. Bretagne, eine Vision hatte. Aber die Art der Vision ist bei beiden verschieden. Bei Helinand unterrichtet ein Engel den Einsiedler über Joseph und die Abendmahlsschüssel, im Gr. St. Gr. erscheint Jesus in eigener Person und übergibt dem Einsiedler ein Büchlein, das er mit eigener Hand geschrieben; ausdrücklich wird hervorgehoben, dafs Jesus selbst der Schreiber des Büchleins war. Wir erfahren dann im Gr. St. Gr. weiter, dafs der Einsiedler das Büchlein hat abschreiben müssen; aus Helinands Worten läfst sich nur folgern, dafs der Einsiedler selbst die Geschichte von der Schüssel verfafst hat. Nun hat man den Engel bei Helinand wiederholt für eine Änderung Helinands erklärt, er habe sich begreiflicherweise gescheut, Jesus als das hohe göttliche Wesen in dieser Materie auftreten zu lassen. Aber eine solche Erklärung widerstreitet dem schriftstellerischen Charakter Helinands. Helinand strebte in seiner Weise nach Wahrhaftigkeit und daher unterdrückt er an mehreren Stellen bei Zweifel oder widersprechenden Berichten seine Kritik nicht. Ich habe oben darauf gewiesen, wie er an dem Wort *gradalis* oder an der Lanze Karls des Grofsen seine Kritik übt. Solcher Beispiele gibt es mehrere. Hätte Helinand erfahren, dafs Jesus dem Einsiedler erschienen sei, so hätte er für Jesus keinen Engel eintreten lassen. Unter dem Jahre 1120 teilt er übrigens in lebhaften Farben eine Jesusvision mit,[2] die er, wie er angibt, einer schriftlichen Quelle entnahm. Ein einfacher Kleriker in Lyon, namens Johannes, hatte bei der Stiftung des Zisterzienserordens in der Stille gelobt, sich dem Orden anzuschliefsen, gab nach einigen Tagen das Vorhaben auf und machte als Bufse für seinen Rücktritt eine Pilgerfahrt nach S. Jakob von Compostella. Aber in der Nacht nach seiner Rückkehr erscheinen dem ermüdet Ausruhenden *Deus et Dominus noster Jesus Christus cum duobus apostolis Petro et Jacobo.* Petrus hält ein Buch in der Hand. Jesus befiehlt ihm das Buch zu öffnen. Es war geschrieben mit goldnen Lettern und enthielt die Namen der Vorherbestimmten. Als Petrus auf Jesu Befehl anfängt zu lesen und den Namen des Johannes ausspricht, ruft Jesus aus, dafs man ihn ausstreichen solle, denn er sei ihm, Jesus, untreu geworden. Aber die Fürbitte des Apostels Jakobus wendet alles zu Gunsten des reumütigen Johannes, und als Jesus in derselben Nacht mit Petrus und Jakobus in die Zelle zurückkehrt, ist der Name des Johannes nicht getilgt und wird ihm

---

[1] Auf Jahreszahlen wurde für die Disputation grofses Gewicht gelegt. S. Wattenbach, a. a. O., S. 462.

[2] Tissier p. 178, Migne col. 1019f.

eine grofse Zukunft verheifsen. Er wird nachher der erste Abt des Zisterzienserklosters Bonneval und erlangt später noch höhere Würde. — Es ist also sehr unwahrscheinlich, dafs Helinand aus religiöser Scheu oder aus sonst einem Grunde eine Änderung vorgenommen und für Jesus, der übrigens doch im Gr. St. Gr. zweimal dem Einsiedler erscheint, einen Engel hätte eintreten lassen.[1] Und wohl ebensowenig sein schriftlicher oder mündlicher Gewährsmann. Es lag nicht in der Art dieser mittelalterlichen Berichterstatter, Jesus durch eine geringere Persönlichkeit zu ersetzen. Zudem ist in dem Gralpassus die Rede von Dingen, die aufs engste mit Jesus zusammenhängen: von Joseph, der den Herrn vom Kreuze nahm, von der Schüssel, die der Herr mit seinen Jüngern beim Abendmahl benutzte. Dafs Helinand sich den Gral auch als Blutschüssel dachte, ist aus seinen Worten nicht zu folgern, zu stark betont er die Abendmahlsschüssel. Immerhin mufs die Historia, auf die Helinands Stelle weist, die Schüssel auch als Blutschüssel betrachtet haben, denn die Erwähnung Josephs setzt die Blutschüssel voraus. Aus Helinands Gralbericht dürfen wir nur folgern: die Gralgeschichte, von der Helinand berichtet, hatte einen geistlichen Charakter, sie erzählte von Joseph und dem Gral, bot aber im Eingang teilweise Übereinstimmendes, teilweise und in wichtigen Punkten anderes als der Gr. St. Gr.

Und gesetzt, Helinand hätte Jesus mit dem selbst geschriebenen Büchlein dem Einsiedler erscheinen lassen und hätte den Vorfall unter 750 eingereiht, wären wir dann nicht gezwungen, den Gr. St. Gr. trotz seines jüngeren Charakters vor 1203 zu stellen? Durchaus nicht. Wir dürften alsdann nur schliefsen, dafs die *Historia de gradali*, von der Helinand spricht, da sie dieselben Motive enthielt, die auch in dem Gr. St. Gr. erscheinen, eine Vorstufe bildete zu diesem Roman. Denn einen wichtigen Faktor habe ich bis jetzt aufser Acht gelassen: die Quête. Die Quête geht zweifellos dem Gr. St. Gr. in seiner jetzigen Gestalt voran,[2] und ist doch kein Werk, das den ersten Jahren des 13. Jhds. zugewiesen werden darf. Albert Pauphilet hat in seinem feinsinnigen Buche[3] gezeigt, in welch hochausgebildeter französischer Prosa die Quête geschrieben ist. Die sprachliche Gewandtheit des Autors, besonders in der Darstellung abstrakter Begriffe, der harmonische Periodenbau seiner Sätze stehen auf einer sehr hohen Stufe. Sachlich bekundet der Verfasser der Quête eine seltene Kühnheit, die jede Behandlung des Arthur- und Gralstoffes in französischer Sprache weit hinter sich läfst, durch die Einschätzung aller ritterlichen Werte nach ihrem streng-religiösen Wert, durch die konsequente Durch-

---

[1] Im Gr. St. Gr. führt aufserdem noch ein Engel den Geist des Einsiedlers zum Erschauen der Hl. Dreieinigkeit.

[2] S. darüber noch u. a. die wichtigen Beobachtungen Albert Pauphilets in *Romania* XLV, 525 ff.

[3] Albert Pauphilet, *Études sur la Queste del Saint Graal*, Paris 1921.

führung des auf das Endziel gerichteten Gedankens von der höchsten Vollkommenheit des Gralfinders neben den Abstufungen dieser Vollkommenheit bei anderen, und durch die grofsartige Vergöttlichung der *escuele ou Jhesucriz menja l'aignel le jor de Pasques o ses deciples.*[1] Es hält schwer zu glauben, dafs ein Werk von diesem Charakter und mit dieser französischen Prosa vor 1203 entstanden wäre. Auffallend ist, obgleich an sich nicht entscheidend, dafs von den zahlreichen Hss. des 13. Jhds., in denen die Quête erhalten ist (fast 20), keine einzige in die erste Hälfte des Jhds. hinaufreicht.[2] Als ungefähre Datierung der Quête setzt Pauphilet, allerdings in einer gewissen Abhängigkeit von F. Lots Berechnungen, 1220 an.[3] Golther kam zu 1250,[4] was m. E. fast zwei Jahrzehnte zu spät ist. Und steht es so um die Quête, so mufs die Entstehungszeit des Gr. St. Gr. in ihrer jetzigen Gestalt sehr spät nach 1203 liegen. — Aus alledem geht hervor, dafs sogar unter Annahme der Gleichheit der Motive bei Helinand und im Gr. St. Gr. Helinands Gralstelle keine Anspielung auf den jetzigen französischen Roman böte, höchstens auf eine zu vermutende Vorstufe.

Aber kehren wir zum wirklichen Tatbestand zurück. Helinand hat an Stelle des Jesus- und Büchleinmotivs etwas ganz anderes. Nur der Einsiedler mit einer Vision, die Bezeichnung Britannia ist wie im Gr. St. Gr.. Die Jahreszahlen stimmen nicht, 718 gegen 750. Was Helinand vom Gral selbst sagt, gibt keinen Anhalt, es könnte sich ebensogut auf Roberts Joseph beziehen. Aus Abweichungen und Übereinstimmungen geht hervor, dafs der spätere Verfafser des Gr. St. Gr. — vielleicht ist noch mit einem Überarbeiter von dessen Werk zu rechnen — die Historia des Einsiedlers wahrscheinlich benutzt und in wichtigen Zügen umgestaltet hat. Und es wäre nicht unmöglich, dafs die Geschichte, auf die Helinand anspielt, lateinisch abgefafst gewesen wäre, denn Helinand spricht von dieser seiner Gralgeschichte als von einer *historia, quae dicitur de gradali*; die Bezeichnung braucht demnach nicht von Helinand zu sein, wobei ich aufser Betracht lasse, dafs eine etymologische Verbindung zwischen einem lateinischen *gradalis sive gradale* und franz. *graalz* nicht auf der Hand lag. E. Martin trat schon 1879[5]

---

[1] *La Queste del Saint Graal*, Ed. Albert Pauphilet, Paris 1923, p. 270.

[2] G. Gröber im *Grundriss*, Bd. 2, Abt. 1, S. 725f. Alb. Pauphilet gibt nur die vage Bezeichnung *XIIIe siècle* bei den einzelnen Hss. S. *Études*, a. a. O.. S. VI—X, und die Textausgabe der Quête S. III—V. — J. D. Bruce hielt die Hs. 768 der Bibl. Nat., die einen Teil des Vulgatazyklus enthält, für die älteste Hs. und datierte sie Mitte des 13. Jhds. S. o. c., Vol. I, S. 451. Ist diese Ansicht richtig, so zeigt sie, dafs die Hss. des 13. Jhds., die die Quête bringen, der 2. Hälfte des Jhds. angehören. H. O. Sommer hat in seiner grofsen Ausgabe der *Vulgate Version of the Arthurian Romances* Vol. I, p. IX den Satz: *We do not possess a single manuscript of any part of the cycle of a date earlier than about A. D.* 1270. Sommer rechnet aber mit einer Anzahl verlorener Hss. zwischen 1215 und 1270.

[3] *Études*, p. 12.

[4] *Parzival und der Gral*, S. 94.

[5] *Anzeiger für deutsches Altertum und d. Litt.* V (1879), S. 87f.

für eine lateinische Fassung einer Gralgeschichte ein, indem er das *Joseph de Barimaschie* oder ähnlich in einigen Gralromanen aus einem lateinischen *ab Arimathia* erklären wollte. — Wie dem aber auch sei, die Gralstelle von 1203 hat keinen Wert für die Datierung des Gr. St. Gr.

Im Jahre 1203 gab es schon eine hübsche Anzahl Gralwerke. Drei Werke, die vom Graal handelten, liefsen sich damals 'Geschichte vom Gral' nennen: das *livre* des Grafen von Flandern mufs so geheifsen haben, wie Chrétien am Anfang seines Werkes sagt[1]; wahrscheinlich nannte Chrétien seine Dichtung gleichfalls *Conte del Graal* im Anschlufs an das von ihm bearbeitete *livre*,[1] obgleich in der Hs. B. N. fr. 794, wo Chrétiens Zeilen enden, *Explycyt Percevax le viel* zu lesen ist,[2] und in der Berner Hs. 354 *Explicit li romans de Perceval.*[3] Der Gralerzähler, der einem Einsiedler einen Engel erscheinen liefs, schrieb über Joseph von Arimathia und seine Schüssel eine *historia de gradali.* Aber Robert von Boron mufste vorher seinen Joseph verfafst haben, denn ohne Borons Joseph ist an keine *historia de gradali* mit Joseph zu denken. Und geheimnisvoll deutete Robert aufserdem auf ein grofses Buch vom Gral. Dafs damals Wauchier de Denain schon seine Fortsetzung zu Chrétiens Werk beendet hatte, ist nicht wahrscheinlich.[4] Es ist möglich, dafs noch andere Gralwerke bestanden.[5] Im Jahre 1203 gab es jedenfalls eine Chrétienversion und eine Borongruppe, letztere sogar mit einer Anspielung auf ein grofses unauffindbares Werk. Wohl hatte Helinand recht, als er schrieb *nec facile, ut aiunt, tota inveniri potest.* Von dem wirklich vorhandenen hatte Helinand nichts zu sehen bekommen. Sobald sich die Gelegenheit darböte, wollte er das Nützlichere und Wahrscheinlichere der Geschichte vom Gral ins Lateinische übertragen. Er hat seine Absicht wohl nicht ausgeführt. Vincenz von Beauvais, der Helinands Gralpassus in seine Chronik aufnahm, der von Helinand zusammensuchte, was er finden konnte, strich ohne weiteres den Passus, in welchem der von ihm verehrte Mann sein Vorhaben aussprach.

VI.

Aus dem Vorhergehenden ergeben sich folgende Sätze:

1. Helinand († 1229 oder kurz nachher) beendete die beiden letzten Bücher seiner Chronik im Laufe des Jahres 1204.

---

[1] *Ce est li contes del graal, don li cuens li bailla le livre.* Ed. Baist, vs. 66 f.

[2] Ed. Baist, S. 103.

[3] Jessie L. Weston, *The Legend of Sir Perceval.* Vol. I, London 1906, p. 37.

[4] S. Paul Meyer in *Hist. Litt. de la France*, t. XXXIII, 291 f.

[5] Die scharfsinnigen Deduktionen E. Bruggers in der *Zeitschr. f. franz. Sprache und Litteratur*, besonders im Bd. XXIX (1906), führen zu einer bedenklichen Anzahl von vor 1203 in französischer Sprache geschriebenen Gralwerken resp. Gralzyklen.

2. Der Gralpassus ist entstanden vor 1204, sehr wahrscheinlich ist er noch vom Jahre 1203.
3. Helinands Gralpassus kann nicht als *terminus ad quem* des Grand Saint Graal gebraucht werden.
4. Helinands Gralpassus setzt eine geistliche Gralgeschichte voraus, deren Motive, soweit sie uns bekannt sind, in dem späteren Grand Saint Graal in wichtigen Punkten in anderer Gestalt erscheinen.
5. Es ist nicht ausgeschlossen, dafs die *Historia*, *quae dicitur de gradali*, auf die Helinand anspielt, lateinisch abgefafst war.

J. F. D. Blöte.

BESPRECHUNGEN.

Kurt Glaser, *Altfranzösisches Lesebuch des späteren Mittelalters.* Halle, Niemeyer, 1926.

Das vorliegende Buch, das inzwischen bereits eine gute Aufnahme gefunden hat, verdient eine ausführlichere Besprechung, nicht nur weil es „dem wissenschaftlichen Interesse eines unter der Mifsachtung der Gegenwart schwer leidenden Faches dienen soll", sondern auch weil es ein Lehrbuch sein will. Für Lehrbücher aber mufs gelten, dafs hier das Beste gut genug ist und dafs daher jeder Fachgenosse nach Kräften daran mitarbeite.

Das Buch bietet zunächst dem stofflich und kulturell Interessierten reiche Nahrung, vernachlässigt aber auch das Sprachliche nicht. Und doch ist es nach beiden Richtungen noch zu erweitern. Dafs bei den Textproben nicht Vollständigkeit hinsichtlich der Gattungen erreicht wird, hat z. B. W. Suchier in Herrigs Archiv 153, 141 ausgesprochen. Mit Recht nennt er als fehlend auch Prosaauflösungen von Heldenepen und höfischen Romanen. Aber auch die späteren Epen selbst müfsten meines Erachtens mit Baldwin von Sebourg und Hugo Capet vertreten sein. Die Texte müfsten in weiterem Mafse zeitlich und örtlich bestimmt werden, und eine zeitliche Übersicht (wie bei Bartsch-Wiese) würde sich empfehlen. Einige Texte sind nach veralteten Ausgaben unkritisch abgedruckt, und aufser der oft sehr verwickelten Zeichensetzung wäre der Gebrauch des Tremas zu vereinheitlichen. In den Anmerkungen wäre hier und da auf das Mundartliche und Metrische (besonders den Reim) mehr einzugehen, um das Buch auch für den Selbstunterricht geeigneter zu machen. Schwierige Textstellen blieben mehrfach unerörtert. Es fehlt ein Verzeichnis der Eigennamen (mit Ziffern!) und ein Nachweiser der Anmerkungen. Die in diesen behandelten Wörter und Wendungen dürften im Wortverzeichnis nicht fehlen; Beifügen eines Sternchens zu den Ziffern könnte meist genügen. Leider fehlen aber diese Ziffern ganz und auch Kennzeichnung des Vorkommens im Reime. Im Wörterbuch fehlen ganz seltene „noch neufranzösische Wörter, die sich in den gangbaren gröfseren Wörterbüchern finden". Welcher Student hat aber diese immer zur Hand? Auch kommt der Student bei diesem Verfahren um die Etymologien.

Im folgenden noch eine Reihe von Bemerkungen und Vorschlägen zu einzelnen Stellen.

1. *Texte und Anmerkungen* (die Ziffern bedeuten Seite und Zeile).

1, 16 merke an *celle* = *de celle.* — 1, 21 erkläre *que*, das auf *son* geht; desgl. 1, 22 *il*, das auf *ami et anemi* geht, daher Komma hinter *anemi* und

Strichpunkt hinter *joly*. — 1 β) 2 tilge Komma. — 2, 6 *penre le forfait de* fehlt im Wb. (Wörterbuch). — 2, 14 (+ 1) lies *desir*; vgl. 1, 9 (Reim). — 2, 35 *n'* = *na* fehlt im Wb. — 2, 38 würde ich *donc* setzen, desgl. *partuër*, 2, 42 *niënt*, 3, 49 *si* st. *se*. — 3, 57 ist das *s* von *amours* zu erklären (nicht im Wb.). — 3, 8 u. 12 erkläre *que*, 29 tilge Komma, 40 setze Komma (wie 4,50). — 4, 53 *car* bis 62 einschliefslich würde ich in Parenthese setzen (wie 46—50), hinter 62 dann Komma. — 4, 57 lies *amy*. — 4, 68 merke an: *ensamble* = ,wenn zusammen sind'. — 4, 82 *echiet* ,stöfst zu' fehlt im Wb., desgl. 4, 84 *deffaut* ,mangelt' u. *tempeste* 4, 90. — Zu 4, 87 fehlt Erklärung; *vist* = *vit* (*vivit*). — 4, 89 wohl besser *cela*. — 4, 102 ist zu erklären; *a* = *y a*. — 4, 93 3. Präs. *oit* st. *ot* (Angleichung an 1. Pers.) fehlt im Wb. — Hinter 5, 1 fehlt Komma. — 5, 17 lies *tragedïens*. — 6, 18 erkläre *d* u. *e* von *adventaige* (*avantaige*). — 6, 19 *fait* fehlt im Wb. — 6, 21 in *gay* könnte *guet* stecken. — 6 c) α) 5 für *de* ,hinsichtlich' fehlt Erklärung. — 7, 23 lies *fait a dec*. — 7, 31 lies *desolacïon*, entsprechend 32. 34. 35 (vgl. 19. 26. 29). — 7 β) 3 *le sot* neutral. — 7 β) 9 *tenez* ,glaubet' fehlt im Wb.; erkläre *-s* von *ainsis*, das noch 127, 411 steht. — 7 β) 11 Komma st. Strichpunkt, in 8 β) 18 umgekehrt Strichpunkt st. Komma; hinter 8 β) 23 u. 32 setze Komma. — 8 d) 2 lies *Hainë*. — 8 d) 6 u. 18 tilge Komma. — 8 d) 6 (— 1) lies *aïde*, event. *aïe*. — 9, 8 *liies* st. *liiees* ist pik. (auch wall. u. lothr.). — 9, 12 je *veil*] vgl. 2 *je veille*, beide im Reim. — 9, 23 *si com j'ai sort* = ,wie ich glaube'; vgl. Godefroy X, 690 b ,*avis*'; ,Voraussage' geht nicht, da es sich um Vergangenheit handelt. — 9, 56 vor *qui* ist ein *que* zu denken. — 9, 67 *entires* st. *entieres* pik. — 9, 68 zu *fist remoustrer* = *remoustra* fehlt Anmerkung. — 10, 95 ff. sind mifsdeutet; übersetze: „vielmehr, wenn . . . stöfst sie mich ohne ein Wort zu sagen . . ." Danach ist die Zeichensetzung zu ändern und *ains quant* (vielmehr *ains que* mit Konjunktiv) im Wb. zu streichen. — 19, 107 Die hübsche Dialektform *euïsses* (*habuisses*) fehlt im Wb., ebenso *des lors que* ,sobald als'. — 10, 107 fehlt Hinweis auf das den Nachsatz einleitende *et*. — 10 α) 1 *He* ohne Rufzeichen (das hinter 4 genügt). — Hinter 10, 2 u. 3 kein Komma. — 11, 26 Im Wb. fehlt *deviër* s. *desviër*. — 11, 5 besser wohl *langour*. — 11 β) 6 *nulle* wohl substantivisch u. *esgaree* geht auf die Dichterin (vgl. 16, 2121), dann Komma hinter *suy*, wie wohl noch sonst — 11, 12 lies mit Paris-Langlois, Chrest. S. 302 *messiee*. — 11 β) 15 *estre* ,Ort' fehlt im Wb. — 11 β) 24 *moree* ,Kirsche' ist wohl ein Hereinfall auf Godefroy V, 406 *c* (beachte dort *or dark-red colour*). Richtig *teinture noire* bei Paris-Langlois, Chrest. S. 302. — 12, 8 mache Anmerkung zu *que*; vgl. 22 *b*) 12. — 12, 14 tilge Komma. — 12 δ) 1—5 befriedigt nicht; setze vielleicht 3 u. 4 in Parenthese (*que* = ,denn'); lies in 4 *tout* st. *tant* (?); in 5 (— 1 !) lies dann *et* [*ou*] *toute*. — 12 δ) 2 *doulçours*, *flours*, durch Reim gesichert, sind pikardisch (Christine heiratete einen pik. Edelmann). Diese Mundart macht *o* von *-osum*, aber nicht von *-orem* zu *eu*. Lerch (Litbl. v. 1928, 279) zu *plours* 11 β) 10 setzt provenzalischen Einflufs an. Wegen *-eux* siehe die Ballade S. 14, sowie *gracïeux* : *cieulx* 15, 2073. — 12 δ) 5 *resjoye* st. *resjoïst* (im Reim) fehlt im Wb. — 12 δ) 11 *anois* u. 14 *anoye* (mit *oi* st. *ui*; Reim) sind wohl pikardisch. — 12 δ) 18 was soll das Komma hinter *cellui*? — 13 α) 2 hinter *donner* tilge Komma u. setze Komma st. Strichpunkt hinter *jugement*; tilge Komma hinter *proëce* 7, ebenso hinter *voit* u. *soit* 9; setze Komma st. Rufzeichen hinter *Dieux* 17, da das hinter

gentillece genügt. — 14, 11 hinter *grandeur* Strichpunkt, ebenso hinter *s'amende* 18. — 15, 2044 Der Sinn ist wohl *m'amonnestoit* ‚ermahnte mich, trieb mich an'. — 15, 2068 erkläre pik. *pos* < *pois* st. *puis*; s. oben zu 12 δ) 11 — 15, 2103 *La!* bedarf der Erklärung. — 15, 2114 Die Schwächung des *r* in dem Reimwort *pour ce* kann ebenfalls pikardisch sein. — 16, 2123 *mi* u. 2139 *my* (st. *moy*; beide im Reim) sind pikardisch (auch wallonisch u. lothringisch) — 16, 2174 Sonst steht in diesem Stück kein Komma vor *quant*. — 14, 2000 hinter *Dieu* setze Punkt. — 15, 2051 lies *son* st. *con*. — 15, 2059 lies *ouoit* ‚hörte' st. *avoit*. — 15, 2066 besser Strichpunkt. — Hinter 16, 2165 Komma. — 17, II, 2 stammt *ley* st. *le* nach Bartsch-Wiese vom Herausgeber (Roy). — 17, III *tres* eher = ‚nach' (im Wb. ‚seit'); hinter III, 2 u. V, 2 Komma. — 17, VI befriedigt nicht; richtig bei Bartsch-Wiese. — 17, XV, 4 setze Komma hinter *armes* u. hinter *voyes* XVI, 4 Punkt. — 18 CVI 2 fehlt Erklärung (‚daſs die Beendigung den Anredenden angeht'). — 18, 1. prouverbe ist syntaktisch zu erklären (Kreuzung zweier Konstruktionen; 5. prouverbe Komma hinter *fol*. — 19, 4 lies *cheoir*. — 19, VI, 11 *lie* st. *liee* (im Reim) ist ursprünglich mundartlich (pik., wall., lothr.); vgl. 20, XIII, 17 u. 32, ferner 24, 23. — 19, VII, 6 lies *condicïons*; erkläre *du* 11 = *de le* (‚es'). — 20, VII, 28 fehlt Anmerkung zu *soy*; hinter 33 f. tilge Komma. — 20, XIII, 23 *beau* ‚lieb' fehlt im Wb. — 21, 1 *adresse* ist intr., dem das Wb. nicht Rechnung trägt; 12. 24. 36 lies *hardïesse*. — 21, 11 tilge Komma. — 22 α) Überschrift] hinter *regarder* Rufzeichen. — 22 α) 9 u. 10 tilge Komma. — 22 β) 8 hinter *loisir* Rufzeichen; ebenso hinter 13 u. hinter Überschrift; in 10 hinter *Souvenir* Komma. — 22 c) α) 6 Dem Reim nach ist *traicté* zu setzen; vgl. *acoler* : *aidier* 26, 73. — 23 β) Komma nach *tost* 5, nach 10. 15. 23 störend. — 23 γ) Komma hinter 10. 14. 15 u. *ce* 17; hinter *nous* 12 besser Komma. — 24 δ) setze Komma hinter 3. 12, *qui* 15, *penance* 15. Tilge Komma hinter 6 (sonst wäre es auch hinter 10. 21. 32. 38 zu setzen), hinter *present* 8, *estoies* 14, *Or* 21. — 24 δ) 16 *enclouse*, wohl Hauptwort, fehlt im Wb.; 18 besser (mit P. Champion) *Doulour de courage*; et fehlt Bezeichnung der Lücke zwischen Strophe 2 u. 3. — Hinter 25, 35 setze Strichpunkt. — 25 d) hinter 5 wohl besser Strichpunkt. — 25 d) 7 *dont j'ay desplaisance* besser in Parenthese. — *escoutez* 13 wäre als Einzahl zu bezeichnen. — Komma störend hinter *tous* 26, *vers* 83; setze Komma hinter *fait u. pieça* 22. — 26, 7) 4 *rebours* (s. Wb.) etwa = ‚Kehrseite'; hinter *brief* Komma. — 26, 8) *ame* 2 (s. 47, 47 u. 49) u. *ne que* 5 zu erklären; *assouvye* (s. Wb.) = ‚vollkommen ausgestattet'. — 27 b) Zu erklären *en* 7, *cela* 9, *que* (Plur.) 13; Komma zu setzen hinter *Judit* 3. — 27, 26 befriedigt nicht; besser [*et*] *de daulphin fut famme* oder *roy fut et de daulphin famme*. — 27 Anm.] z. T. entbehrlich; wieso Superbus? — 28, 73 Komma entbehrlich; ebenso hinter 173. 235. 257, hinter *juge* u. *commis* 259. — 28, 170 f. setze mit P. Champion in Parenthese; *partement* geht dann auf *temps* (s. Wb.). — 28, 180 *n'escus*] ändere in *ne cens*. — 28, 229 besser Komma, 234 u. 260 besser Strichpunkt. — 29, 273 wohl *des* (st. *de*) mit Bartsch-Wiese. — 29, 290 fehlt Anm. zu *lasse* st. *las* (so Bartsch-Wiese u. Champion); s. unten zu 153, 210 (*las* st. *lasse*); hinter *mais* besser Fragezeichen. — 29, 292 lies *congnoistras*. — 30, 303 kein Komma hinter *bien*; eher hinter *femme* (vgl. 302); 310 u. 312 lies *-ïon*, 317 *quel süeur* (vgl. *grant* 32, 843), 319 Komma hinter *seur* störend. — 30, 328 *Oy* st. *Oÿ* zu erklären (fehlt im Wb.) u. in der dann folgenden Ballade

der weibliche Reim (= *enə*; vgl. *saine* 343). — 30, 330 Zu Flora vgl. Paris-Langlois, Chrest. 273. — 31, Anm. zu 353] schon öfters vorher begegnet *prince*; weshalb 3, 56 *princes*? — 355 besser wohl mit P. Champion *qu'a ce*. — *remener* fehlt im Wb., dagegen steht ein befremdliches ,zurückführen' unter *remanoir*. — st. LXXIV usf. lies LXXXIV usf. — 32, 849—857 befriedigt nicht; hinter 851 tilge Strichpunkt u. lies mit Champion *a* (*à*) *enfant levé*; 855 f. setze in Parenthese; der Relativsatz ginge dann bis *s'esjoye*; hinter 856 dann Komma! — *feit* (= *fit*) in der Zeile vor 873 verlangt Erklärung (fehlt im Wb.); vgl. *feist* 886 u. *je veis* 51, 31. — 32, 865 als Objekt ergänze ,etwas'. — 32 Anm. zu 838] besser „die Chöre". — 33, 884 besser Strichpunkt, 891 Strichpunkt oder Punkt st. Komma (von S. 34 an wird die Zeichensetzung nur mehr in besonderen Fällen behandelt). — 38, 20 lies *niër*. — 39, 41 *pipee* schön erklärt bei *Petit de Juleville, Morceaux choisis* S. 121. — 40, 25 *ire* ,Kummer' fehlt im Wb.; die Bedeutung ,Zorn' ist in der alten Zeit selten. — 40, 26 lies *des* st. *les*. — 41, 14 lies *immonde* (Reimwort). — 41, 18 u. 42, 45 tilge Zeichen. — Hinter 42, 62 setze Komma, hinter 63 Punkt, hinter 66 Strichpunkt; 64 *tant* = *quant*; vgl. zu 130, 209. — 43, 11 f. lies *-ïon*. — Hinter 43, 39 Komma, hinter 46 Fragezeichen, hinter 47 u. 51 Komma. — 45, 25 lies *oÿt*, entsprechend im Wb.; vgl. *ouÿ* 4. — 45 c) 8 lies *nu* st. *nue*. — 45 d) 7 lies *cherchee*. — Hinter 46, 25 Komma st. Strichpunkt; 27 u. 29 (+ 1) lies *aimeroys* (vgl. *estoys* 3, *savoys* 8); + 1 noch 35 u. 37 (*conseil ne desconseille* wäre sehr kühn, doch s. unten zu 119. 717, besonders die beiden letzten Beispiele) sowie 55. — + 1 gleich in 47 a) 1, wo vielleicht *je joue* zu lesen ist, ferner in 3, wo man *mourer* (s. Godefroy s. v. *morer*) setzen könnte (*desmourer* fehlt im Wb.). — 47 a) 25 lies *laissé*. — 47 b 7 lies *païs*, in 14 (+ 1) *qui's* (?). — 48, 10 lies *contregardé*. — 48, 14 bemerkenswerter Reim von *adventure* : *heure*; 17 lies *fier*, hinter 19 Komma, 20 (—1) lies *fut si a*. — 48, 37 *finé* = ,schliefslich erlangt' scheint mir bedenklich, eher ,fertig werden mit ,verschwenden'. — 49, 4 lies *saluër*. — 50, 17 setze Komma nach *cieulx* und Punkt nach *seculiers* 19. — 52, 50 tilge das zweite *ou premier* (?). — 53, 28 lies *espoentans*. — 54, 10 erkläre *menguënt* (fehlt im Wb.), 12 lies *puënt*. — 55 sind einige Anmerkungen zu den schwankenden Fachausdrücken der Vers- und Reimtechnik geboten. — 55, 56 *suronde* eher = ,überflutet, beherrscht'; s. Godefroy s. v. *souronder*. — 56, 72 *serf* (adj.) ist in das Wb. zu setzen. — 57, 32 tilge Komma. — 60 fehlt Hinweis auf die seltsame Art der Zeichensetzung. — 60, 18 tilge *d'* vor *aiguilletes* (?); 25 und sonst lies *façon*. — 61, 50 *vert* wohl = *vair* (fehlt im Wb.); 51 lies *fourré*. — 61, 60 Heifst *ne ... mes de piesce* geradezu ,niemals'? — 62, 92 lies *bien, se* (= *ce*) *lui*. — 62, 118 Das Komma hinter *dys* stört zu sehr den Sinn, indem es *ne* von seinem *mais que* trennt; *ne ... mais que* = ,nur'. — 62, 125 *dont* = ,weil' fehlt im Wb. — 63, 148 lies *pource, lasse, que* (,weshalb') ... *prendre*? — 64, 24 was heifst *se deslivre de*? — 70, 51 u. 71, 113 lies *oÿ*. — 72, 17 *dya* fehlt im Wb.; wer es unter *dea* suchen könnte, wird es schon kennen, also kaum suchen. — 72, 19 lies *oÿr*. — 73, 62 u. 67 sind die *quand*-Sätze unterschiedlich behandelt; vgl. 78, 25 u. 79, 80. — 73, 82 lies *obeÿr*. — 74, 30 Komma wohl hinter *voire* zu setzen. — 75, 65 lies *oÿ*, 73 *en* st. *e*, 84 sind die Anführungszeichen in Unordnung. — 76, 103 lies *oÿ*, 77, 35 *effrayément* (?), 53 *oÿr*. — 77 e) 1 (und Anm.) lies *Goüle*, 78, 55 *oÿt*, 79, 68 *obeïr*, 75 *oÿt*. — 79, 92 *chandeau* (und *chandel*) fehlen im Wb. (und

im Sachs-Villatte). — 79, 103 *finer de* ‚fertig werden mit, zu Ende kommen mit, schliefslich bekommen' fehlt im Wb. — 80, 23 lies *oÿ*, 81, 50f. *oÿt*. — 81, 67 *des vieilles clefs* verdient Anmerkung. — 82, 89 *choisir* ‚hinblicken' fehlt im Wb. — 82, 95 Komma hinter *faulse*. — 82, 102 *monstraray*? — 82, 109 Anm. für *et* zu Beginn des Nachsatzes. — 83, 12 *soubriant* (= *souriant*) zu erklären. — 83, 18 fehlt Anm. zu *carymary*, *carymara*; s. Sainéan, *L. de Rab.* II, 342. Ebenso fehlt Anm. zu *S. Mamye* (= scherzhafter Heiligenname); s. eb. II, 362. — 85, 75 lies *oÿroit*. — 86 Anm.] *in tertio prime* = *in tertio modo primae figurae* ist der Platz der Schlufsfigur *Darii*. Z. 4 v. u. *carminiforme* nicht ‚wurmförmig' (Mifsverständnis von Sainéan, *L. de Rab.* II, 398?), sondern ‚gedichtartig, *carmen*-artig' (vgl. auch Glaser 88, 23). — 87, 101 fehlt Anm. zu *diem*, 88, 5 zu *quelconques* und 18 zu *leurs*. — 88, 30 lies *abbaÿe* (von hier ab müssen die Bemerkungen zum Trema eingeschränkt werden). — 90 Anm.] vgl. 89, 13 *tant femme de bien*. — 92, 147 *meurdre* st. *meurtre* in Wb. zu setzen; vgl. *meurdrier* 97, 46 u. 154, 263. — 95, 54 lies *devin* st. *de vin* (?). — 95 Anm. ist etwas unbestimmt gehalten (Altstadt = *Cité*-insel; früher Grand Pont).

98, 1 Weitere Züge der prächtigen hennegauischen Mundart dieses Textes sind 1. *escorgies* st. *-iees* 98, 3; 2. *i* st. *ei* vor Palatalen: *apparillies* 98, 6, *mervilleuse* 99, 2 u. 101, 87, *conssillier* 100, 39, *signeur* 99, 8, *congnissance* 101, 91, *artisiens* 102, 115; 3. *s* intervokalisch stimmlos: *fuisson* 99, 20, *appertisse* 100, 29 u. 44, *ewireusses* (*eureuses*) 101, 87; 4. Aufgabe der Palatalisierung: *suel* 99, 25 und wohl *chanonne* 99, 37, *essannés* 101, 70; 5. *pluisseurs* st *pluseurs* 99, 30 u. 37. 100, 30 u. 33 und sonst; 6. Formen des Perfekts: a) *-issent* st. *-irent*: *fissent* 99, 27. 100, 29 u. 37, *missent* 100, 16, *prissent* 100, 38, b) Beharren von intervok. *s*: *mesist* 100, 11 und *contredesist* 101, 83, c) *i*-Formen: *euist* (st. *eust*) 99, 42, *fuissent* 99, 41; vgl. *ewireusses* 101, 87; 7. langes Beharren des ungestützten *-t*: *clergiét* 99, 36 und sonst; 8. die Schreibung *longement* (= *longuement*) 100, 6. 101, 82; 9. Fehlen des Umlauts: *doy* (st. *dui*) 100, 14 u. 36 und vielleicht *tout* (st. *tuit*) 100, 47; 10. *avantaige* (st. *-age*) 100, 32; 11. *painne* (st. *peine*) 101, 96, *plaine* (*plena*) 102, 108, *daignierent* 102, 135; 12. *jonesse* st. *jeunesse* (*jone* echt hennegauisch) 102, 115; 13. *renderai* st. *rendrai* 102, 120; 14. weibl. Artikel *li*: *li bataille* 100, 6, *li priesse* 102, 103, *li cache* 102, 132; 15. *tamaint* (Form des Nordens) 100, 51 u. 102, 134.

99, 14 lies *chiés*; *sus* als Präposition schon 12, 5, ferner 99, 21 u. 23. — 99, 21 *sus lors journees faisans* ist Kreuzung von *sus lors journees* und *lors journees faisans* (bzw. *faisant*). — 99, 23 *lor* = *le lor* merkt schon Lerch an. Statt *faisoit* erwartet man *veoit* ‚verbot'; nun spielt aber die andere Vorstellung hinein: *se force de maladie ne lor faisoit dormir en lit*. — 100, 14 *Giane* zu erklären (wohl = *Guiana* < *Aquitan(i)a*; vgl. die mitkämpfenden *Gascons*). — 100, 35 *combatant*] vgl. *combatans* 43. — 100, 44 *vistement* fehlt im Wb. — 101, 58 lies *bonnes*; vgl. 100, 35 u. 43. — 101, 70 *essanner* ‚zu Blutverlust bringen' fehlt in dieser Bedeutung im Wb. — 101, 96 *La y* fordert Anmerkung. — 102, 105 lies *gueulles*. — 102, 122 *dubt* (*debuit*) fehlt im Wb. — 102, 135 tilge Komma nach *escuier*. — 103, 7 merke an: *plus* = Superlativ, ebenso 105, 40. — 103, 11 *i* = *il* mit Bartsch-Wiese; vgl. 109, 60 u. 88 und s. zu 118, 684. — 103, 20 lies *et* [*es*] mit Bartsch-Wiese. — 104, 43 lies *ceste erreur* mit Bartsch-Wiese; 46 desgl. *fust* st. *fut*. — 104, 55 lies *sy* st. *cy*. —

104, 58 die Lesart bei Bartsch-Wiese *ou [vient] de [la] grace de Dieu* war wenigstens anzumerken. Statt *vient* vielleicht *procede*; vgl. 105, 49 u. 107, 89. Doch kann auch eine stark verkürzte Konstruktion vorliegen wie 121, 956. — 104 b) 3 Statt *veu* vielleicht besser *leu*; *leu* 105, 27 wäre dann Wiederaufnahme dieses *leu*; vgl. aber auch *veu et leu* 109, 67 u. 76, ferner *leu* 109, 80. — 104 b) 9 lies *esperiance*; vgl. 107, 78 u. 109, 65 u. 73. — 105, 20 besser *myeulx*; vgl. 39. 108, 41. 109, 84. 110, 100. — 105 c) 1 lies *que furent*. — 106, 39 hinter *porter* wohl besser Doppelpunkt. — 108, 8 Im Wb. fehlt *eguillon* s. *esguillon* (besser noch umgekehrt). — 110, 131 fehlt Hinweis auf doppeltes *se*. — 110, 133 lies *destruyre*; vgl. 110, 121. — 112, 822 erkläre umschreibendes *corps* (fehlt im Wb.). — 113, 861 *a mon erre* ‚so wie ich gehe'. — 114, 2377 — 1! — 115, 2448 u. 2460 ist *miex* Superlativ (s. zu 103, 7). — 115, 2475—2482 ist die Konstruktion zu erklären. — 116, 2494 Bei *romans* (s. Anm.) ist das stammhafte *-s*, in 116, 2495 der Reim zu erklären; vgl. *soions* : *levons* 2640 und *adrescez* : *cessez* 2656. — 116, 2508 ist *a* = *ay* zu erklären (wohl pik.). — 117, 2645 lies *semble*; vgl. *semble* 2473. Der Text scheint aufser in den bekannten Fällen *en* und *an* (vor Konsonant) nicht zu vermengen. — 118, 2 Die Zeichensetzung liegt in diesem Text sehr im argen. — Lies 661 *angë*, 723 *offrë*, 725 *lë*, 819 *viergë*, 835 *conduië*. — 118, 663 (+ 1) lies *faict*. — 118, 664 (+ 1) lies *Sire*, ebenso 714 u. 937 (*pere*). — 118, 670 lies *a!* (vgl. Bartsch-Wiese 60, 83), ebenso 688. — 118, 675 lies *est aporté*. — 118, 679 (+ 1) lies *vo mere almosne*; vgl. 685. 725. 755. 840. 850 und s. unten zu 734. — 118, 681 (+ 1) lies *volenterins* (so nicht im Wb.). — 684 Anm.] *qu'il* auch zu lesen 824. 841. 955 (s. zu 103, 11 u. 133, 343). — 118, 686 (+ 1) tilge *vous*. — 118, 689 u. 733 fehlt Anm. für die gliedernde Apposition; vgl. auch 817 und schon 32, 870. — 118, 697 (— 1) lies *roys [qui] ci*. — 119, 716 u. 952 *fin* ‚Absicht, Lust' fehlt im Wb. — 119, 717 ist *veoir* einsilbig, 698. 851. 861 zweisilbig. Solches Schwanken ist in diesem Text häufig; vgl. *vo* und *vostre* (s. zu 679), *cilz* und *celui* 961 f., *malvaiz* und *maise* 987 f. — 119, 720 (— 1) lies *Off(e)rende* (?), 722 *boite-sy*. — 119, 728 *car* st. *que* fehlt im Wb. — 119, 732 lies *A! vierge* (vgl. 688) oder *merë*. — 119, 734 (+ 1) lies *vo* (s. zu 679). — 119, 742 (— 1) lies *[je] ne*. — 119, 746 + 1! Ein *ez* ist nicht belegt (s. Schwan-Behrens 339, 2, Anm. 3), doch ist ein *est'* denkbar, vgl. *dit* st. *dites* 123, 390. — 119, 749 lies *v[e]rais conduit* (?). Es liefse sich *verai* noch herstellen 751 (oder *vraië*), 755, ferner 785 *pere(s) et v[e]rais* und 1008. — 119, 753 *veïr* st. *veoir*, verbreitete Dialektform, fehlt im Wb. — 119, 760 (+ 1) lies *pri* (?), welches vereinzelt stände (vgl. *prie* 784, *deprie* 829 im Reim); doch vgl. zu 119, 717. — 119, 762 lies *cy* st. *cil*; *filz* 763 dann = *fi* (vgl. 123, 400). — 120, 780 *deslivre*, suffixloses Partizip, fehlt im Wb., doch s. *delivre*. — 120, 781 lies *com[me]* (sonst *purë*). — 120, 784 *fiex* schöne Dialektform im Reim. — 120, 789 Komma nach *ensnuy*. — 120, 804 (— 1) lies *l[ë]* oder besser *[ilz]*; vgl. 810. — 120, 818 lies *dame royne*; s. 721. — 120, 822 vielleicht nach *prenez* Komma; *ottroy* wäre dann Zeitwort (im Wb. Hauptwort; vgl. 865). — 120, 835 *conduië* und *conduise* 809 u. 1008 fehlen im Wb. — 120, 838 (+ 1) lies *qu'il*. — 120, 840 *prierons*, 876 *loerons* zweisilbig. — 120, 842 *senez* = *sanez* steht im Wb. nur unter *sen*, *sain*; vgl. *sauls et sains* 835, wofür im Wb. auf das Neufranzösische verwiesen wird. — 121, 847 lies *veuille* (?). — 121, 851 Im Wb. fehlt „*coveter* s. *conveter*"; lies im Wb. *covetasmes*; in *convete* 3. Präs. ist der Vokal der

vortonigen Silbe eingedrungen. — 121, 856 — 1! — 121, 870 Reim] merke an: *esnoie* st. *esnuie* (dial.). — 121, 947 lies *l'autr'uy*, 948 *rode* st. *roide* (dial.) fehlt im Wb.; 951 *luy aourer* vgl. mit 122 b) 385 *le adoreir*; 952 (+ 1) lies *l'*; 959 u. 963 *mender* st. *mander* fehlt im Wb. — 122, 995 (+ 1) tilge *que*; 1002 (+ 1) tilge *si* und den Punkt nach *Dieu*; *obaïssons?* — 122 b) An mundartlichen Besonderheiten sind noch zu nennen (vgl. Lerch a. a. O.): 386 *deveroient*; ferner Unsicherheit im Setzen von *-e* (meist zugunsten von *-e*), z. B. 389 *aie*, 391 *longe*, 403 *salveure*, 404 *venire* usf., umgekehrt 441 *cest nativité*, 452 *pitit couche*, daher im Reim *anchieneté* : *demostree* 432, *soveraine* : *haltain(s)* 465; beachte besonders *dit* (besser *dit'*) st. *dites* 390; schliefslich Beharren von ungestütztem *-t*: *esteit* 446, *maiesteit* 477, *gardeit* 478 u. a. — 123, 391 anzumerken oder in Wb. zu setzen: *at esté neis* ,ist geboren worden'; 394 *hublement?*; 395 *plaist* st. *plaise* verdient Anmerkung; 400 weshalb *fil[s]* bei Reim mit *mercy?* — 123, 428 lies *messigneur* wie sonst. — 124, 436 tilge *l'*, 441 *diseis* st. *dites* fehlt im Wb. — 125, 446 *ley*] wohl *ly* fem., beachte Reim; 455 *vostre* und *vos* (beide plur.) sind anzumerken; 456 *doiient* = *doivent* und 475 *poiït* (**potet*) fehlt im Wb. — 126, 493 *prendez* fehlt im Wb., ebenso *volille* 271: — 126, 280 lies *deux* (*pain et vin* 275); im Wb. lies *fraier* st. *froier*. — 127, 411 fordert Erklärung. Mit Vorbehalt deute ich: *vous aussi non fait'* (= *faites*) *la cuisine*, was im Zusammenhang gut pafst. Vgl. *dit'* = *dites* 120 b) 390. — 128, 99 *Et* (auch 111. 116 usf.) fordert Erklärung (fehlt im Wb.), desgleichen *hay* (s. 151, 126) *avant* 129, 117. — 130, 209 man erwartet *quant*; vgl. 4, 84 u. 42, 64. — 133, 288 Dasselbe *el*, das Lerch 127, 391 erklärt sehen will; 289 lies *vou'ous tordriëz* (?). — 134, 1223 lies *achieve*. — 1280 *la laine* (?). — 136, 1352 (+ 1) lies *di'*, ähnlich 1565 u. 1586. — 138, 1427 *jerni* zu erklären; wird man es leicht unter *regniër* suchen? — 138, 1467 *ver*] s. Paris-Langlois, *Chrest.* S. 364. — 138, 1489 *je los*] vgl. *je loe* 1297 und *je loe* (Konjunktiv) 1576: — 143, 435 u. 695 (+ 1) tilge *il*. — 143, 439 *present* noch 467 u. 475, auch 151, 136. — 143, 449 (— 1) Da *metïer* unmöglich, lies etwa *que c'est*. — 143, 462 lies *Despeches*; *reliquer* (im Reim mit *requier* < **requaero*) kommt nach Godefroy nur hier vor; dem trägt das Wb. nicht Rechnung. Gibt es das altfrz. dort aufgeführte *relinquier?* — 144, 470 (+ 1) sprich *heur'*, 515 (+ 1) *fair'*, 509 (+ 1) *bouilli'*, 635 (+ 1) *denré'*, 498 (+ 1) *serviroy'*, 564 (+ 1) *seroy'*, 678 u. 684 (+ 1) *pay'rez*; vgl. *seroye* 493. — 144, 478 + 2! — 147, 635 fehlt Äufserung zu *encoire*; es könnte *encore* : *memore* (pik.) vorliegen. — 149, 4 (— 1) lies *car on* (?). — 149, 8 Reim! Lies *n'eur arresté* (?). — 149, 19 (— 1) vielleicht *si m'y mettray*; 21 — 1!; 23 lies *penses* (?). — 149, 29 lies *s'*, ebenso 33; ebenso *m'* 67; ähnlich 136 u. 182 u. 288. — 149, 45 lies *më* (?), 289 *dë* (?), ebenso 52 *hommë*, 140 *fairë*, 184 *lingë*, 330 *mettrë*. — 150, 53 — 1! Vielleicht *Abonny*, *moy*! ebenso 55; 54 (+ 2) vielleicht *J'aim'roys qu'on me*; 64 (— 1) vielleicht *tiendera* (pik.); 69 (— 1) vielleicht [*tout*] *le*. — 150, 86 vgl. 159, 316. — 150, 92 lies *sauroys*, vgl. 54 u. 119. — 151, 101 (— 1) lies [*et*] *essanger*. — 151, 102 Reim] lies vielleicht *courir*, *troter*, doch vgl. 228. — 151, 106 *matin* mit Steigerung (fehlt im Wb.); 108 *feu* = pik. *fu* (: *battu*); 113 (— 1) lies [*et*] *buër*; 114 (— 2) hier zu ändern verbietet fast 223; 117 (+ 1) lies wohl *l'escuëlle*; 122 lies *les* (kein Punkt) *drapeaulx*; 124 (— 1) lies vielleicht [*car*] *la*; 126 — 1! — 151, 131 (— 1) lies wohl *batteray* (pik.); vgl. zu 64. — 151, 132 (— 1) vielleicht *n[e m']en*; ähnlich 287. — 152, 142

gouppee nach Godefroy nur an dieser Stelle; wo ist ein nfrz. *grouppée* (s. Wb.) belegt? — 152, 155 *sceut* (fehlt im Wb. unter *savoir*) wohl = *sceust.* — 152, 163 (+ 1) vielleicht *je propose* (s. Reim); 167 (+ 3) tilge *ma mere*; 168 hinter *sus* Komma; 174 (+ 1) *joué'*. — 152, 177 (— 1) vielleicht [*Sainct*] *Jehan* (einsilbig nach 43. 44. 46. 49); vgl. 58! — 152, 186 *mais* (= *mets*) in Wb. zu setzen; vgl. 301 f. — 153, 193 (— 1) vielleicht *maïstre* (das gelehrt, spöttisch-pedantisch sein mag); vgl. *meestre* (auch metrisch gesichert) bei Godefroy, ebenso *maestrie*, ferner prov. *maïstre* usw. — 153, 204 (+ 1) wohl *vo* (pik.). — 153, 210 *las* st. *lasse*, vgl. 220. 235. 237. 268. 278; *lasse* st. *las* s. 29, 290. — 153, 219 *il* = *ele* fehlt im Wb. — 154, 266 (+ 1) tilge *le* (?); 274 (— 1) lies [*je*] *seray*. — 155, 288 lies *qu'*; wegen *-ïon* s. 330 f. — 155, 303 + 1; 310 — 1; 322 *seray* = *sçauray* fehlt im Wb. — 158 Anm. zu 226] weshalb nicht *Froiz vaus*? — 158, 268 (+ 1) *descry'*, ähnlich 380. 400. 558 (oder *cuydois*). 568. 580. 615. — 158, 271 lies *qu'*, ebenso 272. 337. 338. 410. 572; ähnlich 463. 466. 552. 556. 567. 589. — 158, 282 am Ende Komma; vgl. 326. 330. — 160, 359 *l'entreprisë*. — 161, 412 wohl *chaire* trotz der Anspielung; 440 hinter *avront* kein Punkt; 493 Komma hinter *faindra* (?). — 165, 503 Schon Lerch verbessert Anm. zu *gardon*; es wäre auf die Reime 256 ff. hinzuweisen. — Ab 570 ist die Verszahl um eins zu niedrig.

2. Wörterbuch.

Es fehlt durchweg die Quantitätsbezeichnung bei lateinischen Wörtern, was wirklich kein Fortschritt ist. Zur Not konnten, um Platz zu sparen, einige ganz selbstverständliche Etymologien und Hinweise auf das Neufranzösische fortgelassen werden. Auch dadurch liefse sich oft stark kürzen, dafs man z. B. unter *acointement* druckte: (*abl. v. d. vor.*) — Füge unter *adonc* bei: oder *dunc* (*REW* 2795). — *aïe*] lies *aiue*. — *almomie*] lies *almosne* (s. zu 118, 679). — *amenuisier*] besser **adminutiare* (vgl. *menu*). — *amiable*] lies *ami* + *able*. — *anquelie*] auch Akelei. — *ante*] lies *amita*. — *aourner*] lies *adornare*. — *appertisse* als pik. zu bezeichnen, vgl. *aourer*. — *arbrissiau*] füge bei: mit Einwirkung von *arbre*. — *arroy*] lies **ad-redum* und **arredare* (vgl. *areement*). — *assiduel*] lies abl. v. *assiduum* m. *-el* < *-alem*. — *atoucher*] hinter *toucher* füge ein: s. d. — *attour*] nach *tornum* wäre Bedeutung beizufügen; ähnlich unter *attrappé* hinter *trappa* und so manchenorts. — *aunoi*] besser *alnētum*. — *autrier*, *autruy*] Etymologie unvollständig (*hĕri*, *hŏdie*). — *avantage*] besser: **ab-ant-aticum* oder: m. *-age*. — *avironner*] „zu *virer*" ist nur eine halbe Etymologie, besonders wenn man bedenkt, dafs sogar in Fällen wie *avenir*, *advenir* lat. *advenire* u. ä. beigefügt ist. — *bachelier*] hinter *baccalarem* füge ein + *-ier*, da altfrz. *bacheler*. — *bec jaune*] lies *galbinum*. — *boulenger*] ich würde setzen: (Et. ?, s. *REW* 1399). — *bouteis*] lies *bouteïs*. — *cil*] lies *ecce* **illī*. — *clinsser*] hinter *klinka* Fragezeichen. — *coi*] lies *qu[i]etum*. — *communalment*] **communali mente* bei Voretzsch, *Lesebuch* gefällt besser. — *conroy*] die Etymologie ist mit der unter *arroy*, *desroy* und Ableitungen in Einklang zu bringen. — *contenir*] lies **contenire*. — *copper*] Et. ?, s. *REW* 2409. — *daigner*] lies *dignare* f. *-ari*, obwohl *dignare* in anderer Bedeutung belegt ist. — *desconforter*] *confortare* erscheint unter *confort* und *conforter* mit Sternchen. — *desferre*] lies *des* + *faire*. — *dessur*] teils *-sursum*, teils *-super*. — *desvier*] lies *desviër*, *deviër*; es liegt kaum Grund vor, die zwei Verba *desviër*

und *desver* hier zu vermengen. — *diminuer*] tilge „abl. v.“. — *dont*] *donc* gehört kaum in diesen Artikel; vielleicht insoweit als man *dont* und *donc* verwechselte. — *effrayement*] lies *effrayément* (?). — *embrocher*] **brocca* vielleicht keltisch, s. unter *broche*. — *ennuyt*] füge ein: st. *anuit*. — *enquerre*] lies (**inquaerere*, **inquaerire*). — *entretraire*] lies **tragere*. — *envaye*] lies *envaÿe*. — *escomminchier*] eher ‚zur Kommunion gehen‘ und dann reflexiv. Mache Hinweis auf *esquemenyer* und *excommunier* und vice versa. — *escorgie*] lies Riemenpeitsche. — *esselle*] lies **axella* für *-ĭlla*. — *essoyne* ‚Lohn‘ sähe man gern belegt. — *ewirous*] besser (abl. v. *eür*), sonst Sternchen. — *fiance*] lies **fidantiam*. — *furnier*] lies *furnum* st. *fornacem*. — *fournir*] lies *frumjan*. — *gaber*] lies *gabba*. — *hoir*] lies (*heres*). — *hors*] die Artikel *hors* und *fors* würde ich verschmelzen. — *imparable*] hier wäre kenntlich zu machen, dafs es lateinisch zwei Zeitwörter *parare* (und *comparare*) gibt. — *isnel*] *isnel le pas* ist wohl Kreuzung mit *en es le pas*. — *jouer*] lies **jocare*. — *lié*] lies *liee* und mundartlich *lie*, *lye*. — *lierre*] lies *lerre*, *lierre* (: *Pierre*) 139, 1501. — *long*] lies (*longum*, *longe*); ferner *long[u]ement*. — *louer*] Wieso *loë* und *loe*? — *mendre* von *minor*. — *mescheance*] lies **cadantia*. — *mesnie*] lies *maisniee* und mundartl. *mesnie*. — *metrifier*] lies *metrifiër* (ähnlich noch oft!). — *moreau* eher Ableitung von *Maurus* (*REW* 5438). — *neantmains*] *inde* sehr fraglich. — *nourrir*] lies (*nūtrire* f. *nŭtrire*). — *octroïer*] lies *octroier*, ferner **auctoricare* (auch s. v. *ottroy*). — *oe*] füge bei *oye* 133, 300: — *orains*] lies **antius* (?). — *orendroit*] was ist *ore*? — *ouïr*] wie ist *oir* zu rechtfertigen? Lies *oÿt* usf. — *ouster*] ist mit Artikel *ostez* zu vereinen. — *ouvrir*] lies (*aperire* ✕ *coperire*). — *pancier*] lies *pance*. — *pooir*] lies *puënt*. — *port*] in diesem Artikel liegen zwei verschiedene Stämme vor; *aport* auch altfrz. s. Tobler-Lommatzsch. — *pourmener*] lies **prominare*. — *poursuir*] lies *poursuïr* und *-sequi*; *porsuivre* auch altfrz. — *proposer*] erkläre *poser*. — *puïr*] lies *puër* und **putire* neben *putēre* (entsprechend s. v. *puours*). — *puis*] lies **postius* (?). — *quoy*] mit Artikel *coi* zu vereinen; lies *qu[i]etum* — *ramentevoir*] ist das Sternchen richtig verwendet? — *rebouter*] vgl. wegen Etymologie s. v. *bout* und *bouter*. — *remordre*] ist der Stern so zu rechtfertigen? — *rendage*] Etymologie fehlt; wohl Ableitung von *rendre*. — *singulier*] lies *singularem* + *-ier*. — *solas*] besser *solacium*. — *soustenir*] besser **sustenire*. — *travail* etc.] lies *tripalium*. — *vaillant*] besser **valiantem*.

H. BREUER.

Rudolf Borchardt, *Epilogomena zu Dante I.* Berlin, Rowohlt 1923.

Wenn man von einigen nebensächlichen Dingen absieht, wie z. B. von der pro domo sprechenden Rechtfertigung der V. N.-Übersetzung[1] Borchardts (5 f.), erscheint als Kern des ganzen Büchleins der Gedanke: der § 24 des Danteschen Jugendwerkes ist ursprünglich gar nicht vorgesehen gewesen (51 f.); er ist erst später vom Dichter selbst eingeschoben worden (52) und an einer unrichtigen Stelle hat dann der § 25 Aufnahme gefunden, welcher sich nach dem § 12 natürlich eingefügt hätte, weil ja in den Worten § 12, 115 — Schlufs

---

[1] S. Zs. f. r. Phil. 43, 372 und die ablehnende Beurteilung durch Daffner im Jahrb. d. deutschen Dante-Gesellschaft 8, 141.

(Casini) der „Stumpf der alten Fassung geschont“ geblieben ist (52). B. betrachtet den § 24 als den Schlüssel zum Verständnis des Neuen Lebens und sieht in den Beziehungen zwischen Cavalcanti und Dante die Veranlassung zur späteren „Selbstinterpolation“ (52) des ungemein wichtigen Paragraphen. Hat man sich durch die phantasievolle Darstellung jener Beziehungen glücklich durchgearbeitet und versucht man nun mit dem angeblichen „Schlüssel“ die „spitze Pforte“ zu dem geheimnisvollen Bau des Danteschen Werkchens zu erschliefsen, so erlebt man eine gründliche Enttäuschung; dem ermüdeten und geduldigen Leser wird statt einer wirklichen Lösung der mannigfachen Schwierigkeiten eine grundfalsche Behauptung aufgetischt: die V. N. sei eine Verteidigungsschrift (! 55), die eine „Rehabilitierung des deklassierten Dante“ zu dem Zwecke anstrebte, ihm für seine künftige Rolle im politischen Leben seiner Vaterstadt die Wege zu ebnen. S. 41 wird die V. N. ebenso falsch beurteilt: sie sei „kein Kunstwerk[1] und in ihrer Disposition nicht nach Grundsätzen künstlerischer Einheit bewirkt“ (wozu in überraschendem Gegensatz S. 49 das „Kunstgesetz“ steht, „das die V. N. beherrscht“), sie sei „kein autobiographischer Roman (also ein Kunstwerk) oder Tagebuch oder die erste psychologische Selbstdurchdringungsstudie der Weltliteratur oder Erbauungsbuch oder was immer man will“. Darüber kann man verschiedener Meinung sein; aber kein Zweifel kann darüber walten, dafs Borchardts (S. 58) gegebene Charakteristik des Jugendwerkes eine weit schlimmere Verirrung darstellt als jene mifslungenen und von B. (41) beanstandeten Auffassungen des „problematischen Buches“ (98). Mit einer gewissen Hartnäckigkeit wird der V. N. der Charakter einer Verteidigungsschrift wiederholt aufgezwängt (58): „die Verteidigungsschrift eines weltlich fast schon bedrängten, mindestens beengten Mannes, der, um seinen Stand zu behaupten, gezwungen ist, das Bild einer bestrittenen und prekären Vergangenheit so einheitlich, so dialektisch, so logisch, so monumental wie möglich zu gestalten ...“ in gewissem Sinn ist die V. N., so ist S. 59 zu lesen, — „„ein politisches (!) Buch: weil sie ein italienisches Buch ist (!), ehrgeizig, advokatorisch (!!), Arrangement (!), Kombination (!), machtwillig, zäh, unübertrefflich geschickt““. Wie steht es nun in Wahrheit mit dieser „„zu Zwecken (?) geschriebenen Verteidigungsschrift, der Apologie einer heftig angegriffenen Lebensführung““ (55)? Weder das bekannte Sonett Guido Cavalcanti's noch die Tenzone Dante's mit Forese (s. jetzt Barbi in seinen Studi danteschi IX, 5—149), noch die auf die donne di schermo bezüglichen Stellen oder gar die donna gentile-Episode, welche über Gebühr aufgebauscht und z. T. vollständig mifsverstanden worden sind, geben eine nur einigermafsen ausreichende Unterlage für die einseitigen, eigenwilligen und oft unerträglich übertriebenen Behauptungen B.'s ab, wenn sie auch noch so anspruchsvoll vorgetragen und in das Gewand einer schwülstigen, mit hohlen Phrasen durchsetzten Sprache gekleidet erscheinen. Wer (so glaubt B. 39 die seine Auffassung nicht teilenden

---

[1] S. 97: „kein Kunstwerk, keine Dichtung (!), keine Form“. Daran schliefst sich die schöne Phrase: „sie ist wirklich das geworden, als was sie entstanden ist, Literatur“ (!!) und eine weitere Phrase (98): „Wie immer es (das Neue Leben) entstanden sei: entstanden ist es. Was immer es habe bezwecken wollen und nicht erreicht habe: nicht nur sich selber hat es erreicht (!!), sondern über sich selber hinaus eine typenschaffende Unsterblichkeit, die ihm alleine gehört“ ... Parturiunt montes!

Kritiker abtun zu dürfen) die Verse Purg. 30, 121 f. infolge „beklagenswerter geistiger Trägheit“ anders als B. erläutert, wer sie (40) „mit V. N. und Conv. interpretieren zu können glaubt, ist nicht würdig(!) anzuhören, was dies grofse mittelalterliche Christen- und Menschenherz in seiner erhabenen Selbstdemütigung vor ihm erschliefst“. B. scheint wirklich von dem Wahne durchdrungen zu sein, dafs er allein darüber zu befinden habe, sonst könnte er nicht (57) schreiben und zwar in einem undeutschen, nicht blofs durch Druckfehler entstellten Satze: „Wer dies vermag, erhebe **ich** zur Einsicht in die höhere und höchste geistige Proportion der Welt . . .“

Hat sich da nicht das Urteil Weinreich's (Triskaidekadische Studien, Giefsen 1916, S. 104, A. 1) als wohlberechtigt erwiesen, als er schrieb, B. sei „„ein Rezensent von mühsamer Objektivität und angemafster Würde““? Der Gesamteindruck der Studie B.'s ist ein durchaus unerfreulicher; er kann nicht dadurch wettgemacht werden, dafs einzelne Teile z. B. die Beziehungen Dantes zu Guido Cavalcanti oder Forese's zu Dante wirktich frisch, lebendig und anschaulich geschrieben sind. Der Zweck der Studie, den Leser von der Richtigkeit der Lieblingsidee B.'s zu überzeugen, dafs der § 24 als späteres Einschiebsel aus politischen Beweggründen zu betrachten sei, ist nicht erreicht worden. (Vgl. Küchler, Neuere Sprachen XXXIII, 89 ff.). Ich schliefse mit den Worten B.'s (58), die mir aus der Seele gesprochen sind: „Der Deutsche denke an Karl Witte, an Alfred Bassermann und Karl Vofsler. Es ist Zeit, die parfümierten Schmöker der letzten Buchhändlerauslagen wie giftige Bullen zu verbrennen und Bücher über Dante zu schreiben, die das weiland zur Arbeit an Dante von uns erzogene Europa nicht als neue Zeichen unserer arroganten Dekadenz in die Ecken schleudert“.

Dieser zeitgemäfsen Mahnung möchte ich ergänzend beifügen: solche Bücher müfsten aber auch deutsch sein, deutsch in Sprache und Stil (nicht, wie bei B. mit einer Unzahl von Fremdwörtern überladen und oft in einem schwülstigen, phrasenhaften Stil), deutsch in der Gründlichkeit des behandelten Gegenstandes (lieber etwas nüchterner in der Form, dafür aber inhaltlich um so verlässiger), deutsch endlich in der Gewissenhaftigkeit des Urteils, bescheiden, aber bestimmt und würdevoll, wie es dem Bewufstsein der Zugehörigkeit zu einem grofsen Volke entspricht, das auf eine ehrenvolle Vergangenheit zurückblicken kann.

FRIEDRICH BECK.

Marianne Kavanagh, *Dante's Mystic Love: a study of the Vita Nuova, Odes etc.* from the allegorical standpoint, London (ohne Jahreszahl), Sands & Co., B. Herder Book Co. St. Louis, Ms.

Die mystische Liebe Dante's wird in diesem Büchlein einer Untersuchung unterzogen, welche vorzugsweise das Jugendwerk heranzieht (1—57), während die übrigen Werke ziemlich stiefmütterlich behandelt sind (Kanz. u. Conv. 59—91; Div. Com. 93—122). Der allegorisch-mystische Charakter der V. N. ist richtig erkannt, ebenso Beatrice als Symbol (blessedness of contemplation 22, daneben Holy Spirit 98). Dagegen sollen die beiden donne di schermo . . . Beatrice gewesen sein!! (p. 16: I have come to the conclusion that Beatrice

Portinari was probably both the first and second „screen"). Was bedeutet gegenüber dieser Verirrung jene immer noch auftauchende Gleichstellung Beatr.'s mit der donna gentile?! (p. 7, 52, 56, 62). M. K. ist offenbar mit ihrem Gegenstande nicht genügend vertraut[1] und benutzt Hilfsmittel, deren Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit Bedenken, ja Entrüstung der Verf. erregt; so z. B. die Übersetzung von D.'s Convivio in den Temple Classics (62—63). Ehrfurchtsvoll, aber nachdrücklich verwahrt sich K. gegen das Verfahren des gelehrten Erklärers, welches „in adding infamy to infamy is most dishonouring to the memory of the Divine Poet" (ibid.). „He decides", sagt K. weiter (p. 64), „that Dante's allegorising of his poems was an afterthought; that he grew ashamed of them, and wrote the Conv. for the purpose of twisting them out of their original vicious meaning into one more consonant with virtue and morality . . ." Diese Auffassung „convicts Dante not only of having written sensual poems, but of being a liar and a hypocrite as well." Welch eine Menge z. T. ganz unflätiger Verdächtigungen hat in der letzten Zeit die „Auslegung" der donna gentile-Episode gezeitigt! Wir begreifen nicht blofs, wir teilen mit inniger Freude den ehrlichen und wahrheitsliebenden Standpunkt, welchen ausgesprochener Gerechtigkeitssinn der Verf. eingegeben hat. Ein Hauptmangel der ganzen Studie liegt jedoch in der einseitigen Bevorzugung und Verwendung von späteren Mystikern; warum die hl. Theresa, den hl. Johann v. Kreuz, Blosius, Thomas a Kempis als besonders beweiskräftig heranziehen, wenn doch Mystiker vor Dante und zeitgenössische mystische Denker (wie Pseudo-Dionysius Äreopagita Bonaventura, die Viktoriner usw.) naturgemäfs in allererster Linie zu berücksichtigen sind?

Friedrich Beck.

Charles H. Grandgent, *The ladies of Dante's Lyrics*, Cambridge, Harvard University Press 1917.

Auf dem Schutzblatt des prächtig ausgestatteten Buches ist zu lesen: Lovers of Dante, preparing for the Dante centennary, will find these lectures especially delightful. They deal with Violetta, Matelda, Pietra, Beatrice, and Lisetta.

Das Buch soll also im wesentlichen nur zur Unterhaltung dienen; der Verf., welcher Professor der romanischen Sprache an der Harvard University und durch manche Veröffentlichungen über D. wohlbekannt ist, ahmt den gefälligen Plauderton der französischen causeries glücklich nach, verzichtet aber in der Hauptsache darauf, seiner Studie einen wissenschaftlichen Charakter zu geben. Trotzdem bricht aber gelegentlich das Bestreben, den Stoff kritisch zu behandeln, deutlich durch. Besonders an den Stellen, wo sich G. über die Allegorie Dante's äufsert, wird ein ernsterer Ton angeschlagen; so z. B. p. 75, wo er Stellung zur „geistreichen Begriffsbestimmung der Allegorie"

---

[1] Dafs die Angabe über die Verwendung des Sonettes ‚Messer Brunetto, questa pulzeletta' längst als irrig erwiesen ist (1), darüber hätte ein Blick in den 1921 von der Soc. dant. veröffentlichten Testo critico (p. 102) die Verf. belehren können, wenn sie auch das Bull. d. soc. dant. X, 274 nicht zur Hand gehabt hätte.

durch seinen Kollegen Prof. Neilson nimmt: nach ihm ist die Allegorie „sustained or organized or patterned symbolism: it is the consecutive, systematic use of fixed symbols". Im Zusammenhang damit wird die Allegorisierungskunst Dante's mit jener von Bunyan (p. 73—74) verglichen; das Ergebnis lautet: „Bunyan starts with a general concept, which he invests with a bodily from and an obviously descriptive name, such as Prudence or Giant Despair; whereas D. selects a notable example of the quality he wishes to symbolize, and makes that individual stand for the quality itself. In other words, Bunyan proceeds from the abstract to the concrete, D. from the concrete to the abstract." Mir will es scheinen, daſs D. genau so verfährt wie Bunyan und an dieser Ansicht werde ich festhalten, bis die „konkrete" Unterlage für Beatrice, die Donna gentile, die Tre donne (der Kanzone mit diesem Anfang) e tutte quante nachgewiesen werden kann; denn bis jetzt ist das noch niemand geglückt.

Manche Stelle der Vita Nova ist in der Übersetzung G.'s miſslungen, z. B.:

§ 5, 10 Vedi come cotale donna distrugge la persona di costui = See how such and such a lady wastes the flesh(!) of this man (p. 34).

§ 14, 41 onde di ciò acorgendosi[1] lo ingannato amico mio di buona fede mi prese per la mano = whereat my honestly deceived(!) friend took me by the hand (p. 31).

Zum Schlusse möchte ich nur noch meiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daſs man noch nicht einsehen gelernt hat, wie zwecklos es immer bleiben wird, nach den „Geliebten" Dante's zu forschen.[2] Umsonst scheint Gorra (bei der Besprechung von A. Zenatti's Buch Intorno a Dante im Giorn. stor. d. lett. it. 69, p. 397) die vernünftigen Worte geschrieben zu haben: „parrà sempre esagerata la pretesa di chi voglia determinare con matematica esatezza il numero, il nome, l' età, la patria delle donne dal poeta menzionate, non di rado con la più indeterminata e ambigua espressione".

FRIEDRICH BECK.

Claudio Vincenzo Morini, *Dantesca: gli „alquanti dì"* in Rassegna Nazionale, 2ª serie, vol. XV (1918), pp. 183—199.

I. E. Shaw, *Dante's Gentile Donna* in: Modern Language Review X (1915), pp. 129—149 und pp. 320—337.

Zwei Studien von höchst ungleichem Werte behandeln die Donna-Gentile-Frage. Die erstgenannte des Italieners M. sucht zu beweisen, daſs die alquanti dì (V. N. § 39, 10) in Wirklichkeit eine viel längere Zeit darstellen, als Dante uns glauben machen will (zu mindesten mehrere Jahre, bis etwa

---

[1] di ciò acorgendosi läſst Barbi weg (Testo critico, Bemporad 1921, § 14, 7).

[2] Dieser mühevollen, aber gänzlich aussichtslosen Arbeit hat sich jüngst Zonta unterzogen, dem es sogar gelungen ist, eine weitere „Geliebte" des Dichters zu ermitteln. Sie heiſst Fioretta und soll seine ‚erste' Liebe gewesen sein! (s. Zonta, Lirica di D. = Suppl. Nr. 19—21 des Giorn. stor. di lett. it. 1922, p. 62). Zonta hatte wenigstens (was Grandgent fehlte) einen einigermaſsen brauchbaren Text des Canzoniere zur Hand, auf welchen er sich bei seiner Rekonstruktion stützen konnte.

1300, p. 197). Das ist nun freilich nichts Neues, sondern nur die Wiederholung eines alten Irrtums, dem man fast in allen V. N.-Kommentaren, z. B. Casini § 39, 10, begegnen kann (s. diese Zs. XLV, 46f.). M. wiederholt auch alles, was sonst in den letzten Jahren an haltlosen Vermutungen geleistet worden ist: „Col Convivio, spostati i termini e la finalità della V. N. non si credette ancor pago dell' alterazione imposta, ed intraprese tutta una vera opera di ritocchi e di mende, a fior di penna, nella stessa V. N." (183); das Jugendwerk sei demnach eine ‚opera di rifacimento' (193), eine Umarbeitung, welche nach 1300 vorgenommen wurde, also zu einer Zeit, wo Dante infolge seiner Studien sich überzeugt hatte, „si convinse che nulla gli sarebbe di più giovato che un bel gesto (!) e rivedendo e riordinando la V. N. posteriormente al 1300" (193). Wie sich diese These mit der Widmung des Büchleins an Guido Cavalcanti verträgt (V. N. § 24, 33), darüber macht sich M. keine besonderen Sorgen; er behauptet einfach, Dante habe seinem Freunde das Werkchen nicht vorgelegt (‚senza però sottoporgli il lavoro'); und das ist ja wohl möglich, wenn man die Entstehungszeit wie M. soweit hinausschiebt, daſs inzwischen Cavalcanti in der Verbannung gestorben sein kann. Daſs die Liebe zur donna gentile eine „sensuale, rivolta a donna comune" (p. 186) gewesen sei und erst später „tramutato in simbolo filosofico", wird von M. gläubig hingenommen. Bezeichnend ist dabei nur die (p. 184) eigens gemachte Feststellung, daſs niemand an dieser Liebe irgendwelchen Anstoſs genommen hat, daſs also nicht einmal das sonst so sehr in den Vordergrund geschobene ‚infamare viziosamente' wie bei der einen donna-schermo eintrat; im Gegenteil: „nessuno lo contrariò, ma, se dobbiamo credere al Boccaccio, i suoi parenti videro in quello amore la sua salute" (p. 185). Demnach hätten also die Eltern Dantes das Verhältnis ihres Sohnes zu einer ‚donna comune' gerne gesehen, ja sogar sein Heil in diesem unwürdigen Verkehr erblickt! Wäre es nicht richtiger gewesen, aus der von M. selbst zuerst gemachten Feststellung vernünftigerweise zu folgern, daſs die Beziehungen Dantes zur d. gent. so anständige waren, daſs er sie in mehreren Gedichten urbi et orbi verkünden konnte? Es verlohnt sich nicht, über den angeblichen Gegensatz zwischen Conv. und V. N. noch Worte zu verlieren (vgl. Zs. a. a. O.); noch weniger ist es angebracht, die textkritische Übung p. 189 (dì aus ursprünglichem diei — diu; „non abbiamo più presente qual codice riferisca diu, non diei"!!) zu beachten. Auch die Beantwortung der Frage wegen des Auftretens der Pilger (195) und die Beweiskraft des kritischen Grundsatzes, daſs der gröſsere oder kleinere Umfang eines Paragraphen ein Gradmesser für die längere oder kürzere Zeitdauer der darin geschilderten Vorgänge sein soll (192), kann ruhig übergangen werden. Dagegen ist es lehrreich zu verfolgen, mit welcher „Gewandtheit" M. Dante's Worte Conv. II, 13, 48f. (Giul. = Testo critico 192) auslegt; p. 187 schreibt er: „egli stesso avverte che nessuno vuol prestar credenza all' amor filosofico ed **alla spiegazione** (!!)[1] che ha procurato di darne ex novo" und folgert nun: „Se D. cancella così, d' un tratto, tutto ciò che ha **costrutto**, col dirci che nessuna delle persone di sua

[1] Vgl. p. 185: „allorchè D. si sforza di presentarlo (d. h. il suo amore per la d. g.) quale affetto allegorico o di studî, nessuno, egli avverte, vi presta fede".

conoscenza e sue contemporanee gli presta fiducia", so „dürfen wir um so weniger hinter seinen Zeitgenossen zurückbleiben dadurch, daſs wir ihm Vertrauen schenken". Glaubt nun M. wirklich, der Dichter wäre so . . . naiv gewesen, seine mühsam ausgeklügelten „Konstruktionen" durch eine so unglaublich ungeschickte Äuſserung selbst über den Haufen zu werfen, wie sie M. aus der obigen Stelle des Conv. herausliest? Hätte er damals nicht allen seinen Widersachern den Gefallen erwiesen, sein ‚artificio' (194) vor aller Welt selbst aufzudecken und ihnen eine willkommene Handhabe geboten, um ihn selbst als einen widerlichen Heuchler und Betrüger zu entlarven? (s. oben die Besprechung von Kavanagh's D.'s Mystic Love zu S. 64!).

Und all das in einem ernsten Werke, dessen Zweck darin bestand, als Verteidigungs- und Abwehrschrift dem Verbannten die Wiederkehr in sein heiſsgeliebtes Florenz zu ermöglichen!

Die Stelle, auf welche unten bei der Besprechung von Shaw's Studie noch ausführlich eingegangen wird (Conv. II, 12 [13], 8), ist leider Gottes in einem verderbten Text überliefert (s. Shaw 322; Flamini, Opere Minori, Livorno 1910, p. 141); gleichwohl laſst sich mit Bestimmtheit daraus so viel entnehmen, daſs dort nicht ausdrücklich von ‚Bekannten' Dante's, sondern allgemein von ‚uditori' die Rede ist; von ihnen wird gesagt, sie seien nicht so gut ‚veranlagt'[1] gewesen, daſs sie die nackte Wahrheit (ohne die Erleichterung durch die allegorisch-rhetorische Einkleidung) so leicht begriffen haben würden; denn sie hätten durchaus nicht geglaubt, daſs der (seiner Beatrice so ergebene, fromme, rechtgläubige) Dichter eine (wenn auch nur vorübergehende) Schwankung zur Philosophie vollzogen haben sollte. Sie konnten sich aber eher in Dante's Zwangslage hineindenken, wenn sie aus dem Dialog der verkörperten anima und des ebenfalls verkörperten cuore der Kanz. Voi ch' intendendo den Widerstreit des alten und neuen Gedankens anschaulich geschildert hörten.

Zum Schlusse sei das Geständnis des Verf. hervorgehoben (197), daſs er manche ‚dati di fatto . . . a mano a mano, se pure confusamente e con non troppa chiarezza' geprüft habe; vielleicht bessert sich das in der zu erwartenden (oder schon erschienenen?) neuen Studie, in welcher (p. 199) ‚stabiliremo chi potesse essere la Gentile dalla finestra' (lies della!).

Von ganz anderem Schlage ist die ernste, wohl überlegte und klar geschriebene Untersuchung des Amerikaners Shaw. Er bringt der Persönlichkeit Dante's mehr Achtung und Verständnis entgegen. Er traut dem Dichter nicht nur keinen artificio zu, sondern betont mit vollem Rechte seine ängstliche

---

[1] Daſs dies der Sinn von C. II, 13, 46 ‚nè li uditori erano tanto bene disposti che avessero si leggiere le [non] fittizie parole apprese' sein muſs, geht deutlich aus C. I, 1, 75 und C. II Kanzone, Vers 53ff. hervor.

Aus der ersten Stelle geht hervor, daſs vielen Hörern ‚a molti lor bellezza più che lor bontà in grado era', weil ohne das ‚Brot' der Auslegung die Kanzonen ‚d' alcuna scurità ombra' haben muſsten; die zweite Stelle spricht zur Kanzone klipp und klar von Personen, welche nicht ‚ben accorte' bezüglich des Sinnes (la ragione) der Kanzone wären; diesen nicht begreifenden, weil nicht genügend gebildeten Zuhörern gilt dann die Aufforderung ‚Ponete mente almen com' io son bella'. Klingt aber aus diesem Vers nicht die stille Hoffnung heraus, daſs sie vielleicht doch weiter lesen würden?

Gewissenhaftigkeit (scrupulousness). Nicht allen Anhängern der Barbi'schen Schule — Sh. ist kein bedingungsloser Anhänger derselben[1] — kann man so ehrliche Unbefangenheit wie Sh. nachrühmen. Einen besonders sympathischen Eindruck erweckt auch die bescheidene Bewertung der eigenen Arbeit am Schlusse der ganzen Untersuchung.

Der Anfang der Studie wendet sich gegen einzelne Unrichtigkeiten, welche Cesareo in seiner Ausgabe der V. N. (Messina 1914) ausgesprochen hatte, z. B. dafs die V. N. nicht eine Autobiographie, sondern ein Roman sei (129), dafs ein Vergleich des Jugendwerkes mit modernen Büchern wie Robinson Crusoe unzulässig sei (130), dafs D. die §§ 32 u. 33 blofs erfunden haben soll, damit Abwechslung in die Erzählung komme und das erschlaffende Interesse des Lesers neu belebt werde (132). Sh. ist auch entschieden im Rechte, wenn er Cesareo zur Beantwortung der Frage auffordert (130): „are the Confessions of St. Augustine, for instance, nothing but romance?“ Dagegen verkennt Sh. die grundsätzliche Bedeutung des häufigen und offenbar beabsichtigten Auftretens der mystischen Neunzahl, welche Cesareo besser zu würdigen weifs. Der amerikanische Kritiker meint (132), „Dantes Haltung sei die eines einfachen Erstaunens darüber, dafs er, je mehr er über sein Jugendwerk nachdenke, um so mehr ‚9‘ in Verbindung mit ihm entdecke“. Mir scheint, dafs dieses Walten der heiligen Neunzahl von ihm nicht erst nachträglich entdeckt zu werden brauchte, sondern von Anfang an mit bestimmter Absicht, ja sogar als erstes Wort des Büchleins an die Spitze gestellt wurde, damit der Leser auf den charakteristischen Zug der heiligen Dreieinigkeit, welche überall durchschimmert, an markanter Stelle aufmerksam gemacht wurde. Auf die grundsätzliche Bedeutung der Zahlenmystik[2] für das Denken und Fühlen des mittelalterlichen Christen geht Sh. nicht ein; er vermeidet natürlich auch eine Würdigung des § 29, der eben für alle Realisten ein noli me tangere ist. Eine recht unglückliche Idee Sh.'s (133) verlangt eine reinliche Scheidung zwischen der Kanzone Voi che intendendo und dem dazu gehörigen Kommentar. Grund: diese Dichtung ist lange vor der prosaischen Erläuterung entstanden, und deshalb ‚it stands by itself‘. Für mich haben diese vier Wörter nur den Wert einer inhaltslosen Phrase. Denn kann es etwas unverständlicheres geben, als im Ernste eine Trennung von zwei innerlich im engsten Zusammenhange stehenden Werken deshalb erzwingen zu wollen, weil sie nicht zu gleicher Zeit verfafst worden sind? Dann müfste ja auf die Trennung der divisioni von

---

[1] Er teilt aber mit B.'s Schule die herkömmlichen falschen Anschauungen, z. B., dafs die donna gentile mit der (inzwischen wieder verschwundenen) Lisetta personengleich sei (135), dafs sie ‚a woman of flesh and blood‘ gewesen sei (145) usw. Wie sind mit dieser Anschauung Dante's Worte in Einklang zu bringen, insbesondere imagine (II, 2, 16 Conv. Giul.), spiriti degli occhi miei und spiritualmente (Conv. II, 2, 13 u. 50)?

[2] Sh. (131, A. 1) führt als einen Antipoden Dante's in dieser Hinsicht den verstorbenen Präsidenten Wilson an: „President Wilson is amused, at the coïncidence of the number 13 in so many of the dates of his life: Dante would have considered it miraculous, and would have patiently sought for the explanation“. Dafs der aufgeklärte Mann über den Aberglauben so mancher seiner Landsleute lachte, welche die „Unglückszahl“ 13 ängstlich vermeiden, ist nicht weiter verwunderlich. Wie verhielt sich aber Wilson zu der anderen Unglückszahl 14, welche in seinem Leben eine weit gröfsere, ja weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat?

dem dichterischen Teil des Jugendwerkes dieselbe Methode angewendet werden, und der alte Boccaccio, der wenigstens noch ästhetische Gründe für seine Zerreifsung geltend machte, würde wieder zu Ehren gelangen. Dantes Absicht, uns durch das Labyrinth seiner sonst geradezu unverständlichen Kanzone den Weg zu weisen (C. I, 1, 75—80) würde durch eine solche gewaltsame Behandlung vereitelt werden. Für ihn gehören ebenso wie die Kanzone und der Kommentar auch der buchstäbliche und allegorische Sinn unbedingt zusammen[1] und zwar ist der letztere ohne die Grundlage des ersteren gar nicht denkbar. ‚Unmöglich', ja ‚unvernünftig', ganz besonders für den allegorischen Sinn, so hebt Dante wiederholt nachdrücklichst hervor (Con. II, 1, 53 f.), wäre es, ohne den Unterbau des buchstäblichen Sinnes (= Kanzone) das Gebäude der allegorischen Erläuterung aufrichten zu wollen. Sh. will nun dem Leser eine wahre Scheu vor der allegorischen Erläuterung einflöfsen; erst mufs der Leser sich davon überzeugen, dafs man in der donna gentile unmöglich die Philosophie sehen kann, wenn man nämlich die Kanzone für sich allein oder höchstens mit dem Teil des Kommentars zusammen lese, welcher die buchstäbliche Auslegung enthält. Wenn aber die allegorische Auslegung nach Dantes Worten die wahre ist, warum sollte sie nicht die allein ausschlaggebende für die endgültige Auffassung der Kanzone sein? Und warum sollten die Leser, wenigstens die kleine Gemeinde, die ‚radi' des Geleites der Kanzone (C. II, V. 53), welche den Inhalt des Gedichtes wohl verstehen, sich zu ihrem eigenen Schaden davon abhalten lassen, nach der Auslegung des ersten Teiles, welcher den buchstäblichen Sinn, die ‚parole fittizie',[2] klarlegt, nun auch den zweiten Teil zu lesen, welcher den allegorischen und wahren Sinn erschliefst? Und warum hätte der Dichter sich der überflüssigen Mühe der Erschliefsung unterziehen sollen, wenn er, wie wir aus Sh.'s folgenden Worten entnehmen müssen, von vornherein, damit sich begnügt hätte, dafs die Leser „should take his words (which spoke of a love for a young and beautiful woman) as literally true" (323)? Hatte sich Dante wirklich kein höheres Ziel gesteckt? Geht aus Conv. I, 2, 86; III, 3, 70; III, 2, 61 (s. diese Zeitschr. XXX, 102) nicht klar hervor, dafs es der Hauptzweck seiner Abwehr- und Verteidigungsschrift war, die üble Nachrede zu bekämpfen, welche er voraussah und befürchtete, dafs nämlich Leidenschaft und nicht Tugend die treibende Kraft seiner zweiten Liebe gewesen sei? Nicht Dante begnügt sich, sondern die uditori müssen sich bescheiden! Damit kommen wir auf den Kernpunkt der Sh.'schen Ausführungen zu sprechen: Text und Erklärung jener schlecht überlieferten und noch schlechter erläuterten

[1] Nach Conv. I, 1, 60 sind die Kanzonen die bei dem Gastmahl gereichten Speisen, der Kommentar dazu das Brot: ‚il pane ch' è mestiere a così fatta vivanda, senza lo quale da loro non potrebbe esser mangiata a questo convito' und Conv. ibid. 72 f.: ‚la mia vivanda col pane, che la farà loro e gustare e patire' . . . ‚questo pane, cioè la presente sposizione, sarà la luce, la quale ogni colore di loro sentenza farà parvente', Conv. I, 13, 53 f.: puotesi vedere **questo pane, col quale si deono mangiare le infrascritte vivande delle canzoni.**

[2] Conv. II, 16, 11: „E, manifestato questo, veder si può la vera sentenza del primo verso della canzone proposta, per la sposizione fittizia e litterale". Conv. II, 13, 57: „non è qui mestiere di procedere dividendo, e a lettera sponendo; chè volta la parole fittizia di quello ch'ella suona in quello ch'ella intende par la passata sposizione . . . fia sufficientemente palese".

Stelle des Conv. (s. oben Morini!). Conv. II, 12 (13), 8 heifst es nach dem kritischen Text von Parodi-Pellegrini (Opere di Dante, Firenze 1921, Bemporad & figlio, p. 192): „Per che io, sentendomi levare dal pensiero del primo amore a la virtù di questo, quasi meravigliandomi apersi la bocca nel parlare de la proposta canzone, mostrando la mia condizione sotto figura d' altre cose; però che de la donna di cu' io m' innamorava non era degna rima di volgare alcuna palesemente po[e]tare[1]; nè li uditori erano tanto bene disposti, che avessero sì leggiere le [non] fittizie parole apprese; nè sarebbe data loro fede a la sentenza vera, come a la fittizia, però che di vero si credea del tutto che disposto fosse a quello amore, che non si credeva di questo".[2] Sh. hat sich über das palesemente, das für das Verständnis weitaus wichtigste Wort, geäufsert; er erklärt es (323) = without allegory. Ich möchte es in Übereinstimmung mit ihm durch das lateinische ‚apertissime‘ im Sinne der folgenden Stelle aus Augustin wiedergeben, welche Dante zusammen mit den Bibelworten Joh. 16,25 vorgeschwebt haben kann: „Sed tamen ita se habet, ut aliquid per allegoricam significationem intimatum plus moveat, plus delectet, plus honoretur quam si verbis propriis diceretur apertissime" (Migne, Patr. lat. 33; S. 214). Das Lateinische hätte den Schutz der Allegorie entbehren können, weil es als Sprache der Gebildeten an und für sich eine Schranke bedeutet für die volgare schiera, für den ‚hämischen Pöbel‘, welchem Dante ebenso wie Horaz offen seine Verachtung bezeugt: ‚odi profanum volgus et arceo‘. Mit der Erklärung der ganzen Stelle bei Flamini (Opere minori I, 141) kann sich Sh. nicht befreunden, weil sie ihm nicht einleuchtend genug und zu phantastisch erscheint (323). Dafür bietet er seine eigene: „Convinced as he was that Philosophy could not be worthly sung in the vulgar tongue ‚palesemente‘ (that is without allegory), D. tells us that he made up his mind to disguise his meaning ‚sotto figura d' altre cose‘,[3] well knowing that his readers (uditori!) were not capable of penetrating the hidden meaning of the figurative language (‚fittizie parole‘)[4] and content that they should take his words (which spoke of a love for a young and beautiful woman) as literally true: a thing they were naturally disposed to do, since they knew his former character and writings.[5] And I should accordingly paraphrase the words beginning ‚nè gli uditori‘ etc. as follows: „„neither were my readers (!) sufficiently prepared, intellectually,[6] to understand so easily my figurative

---

[1] Vgl. Rajna in Dante, Milano 1921, Treves p. 85, Abs. 2.

[2] Ich gebe die Lesarten Giuliani's wie folgt: rima di volgare alcuno (II, 13, 45); parlare st. poetare (ibid. 46); leggiero (47); le non fittizie p. (47); nè per loro sarebbe data fede alla sentenza vera (48); fossi st. fosse (49). Sh. (322) gibt auch den Text und die Erläuterung dazu, welche bei Flamini (Opere minori, vol. I, Livorno 1910, p. 141) stehen und auf welche ich der Kürze wegen einfach verweise. Sh. liest sì di leggiere; wohl ein Versehen?

[3] Soll damit wiedergegeben sein, was im obigen Text ‚mostrando la mia condizione sotto figura d' altre cose‘ lautet?

[4] Entspricht diese Übersetzung wirklich dem Texte ‚le [non] fittizie parole‘ = allegorische Auslegung?

[5] Das war in der Hauptsache eben blofs die Vita Nova.

[6] ‚persone non ben accorte della ragione‘ der Kanz. Voi ch' intendendo 53—58. Falsch ist, was Giuliani (p. 214 zu Z. 45 des cap. 13 d. 2. Trakt.) sagt: „disposti verso di me, da credermi capace di un tanto virtuoso amore"; denn C. IV, 2, 38—55 läfst keinen Zweifel darüber aufkommen, dafs ein

language; nor would they credit tbe true meaning, as they would the figurative, for truly it was believed without question that I was disposed to that kind of lore (quello amore), whereas it was not believed that I was disposed to this other kind (questo)"". Ergänzend fügt der Verf. bei, dafs questo amore = the new found love for Philosophy, quello amore = primo amore im Sinne des ersten Teiles der Stelle sei. Wenn also unter quello amore die Liebe zu Beatrice verstanden werden mufs, wie kann, so fragt unser Kritiker „how can the poet say that the reader's belief that he was disposed to that love would induce them to give credence to the literal meaning of ,Voi che intendendo' (,sentenzia fittizia') which relates how D. is abandoning the love of Beatr. for that of the donna gentile?" Ist diese Frage überhaupt berechtigt? Wo sagt denn Dante das, was Sh. ihm in den Mund legt: „The readers belief ... would induce them (!) to give credence to the literal meaning of the V. N."? Ist also die Frage überhaupt auf zuverlässige Voraussetzungen gestützt? Mir will scheinen, dafs solche durchaus fehlen und die Frage selbst hinfällig ist, wie es die von Sh. gezogenen Folgerungen sind.[1] Den Grund dafür sehe ich darin, dafs sich Sh. die Begriffe sotto figura d' altre cose und besonders le fittizie parole der entscheidenden Textstelle nicht genügend klar gemacht hat, bzw. in ihrer Auslegung nicht gleichmäfsig verfährt. Obgleich er nämlich (323) das parole fittizie ganz richtig mit dem literal meaning (sentenzia fittizia) gleichsetzt, gebraucht er für dieselben fittizie parole den Ausdruck figurative language, welcher offenbar nur auf sotto figura d' altre cose angewendet werden darf. Sh. hat sich eben von dem Irrtum nicht freimachen können, in dessen Banne ein jeder moderner Leser steht, dafs nämlich fittizie parole etwas Ähnliches sein müsse wie parole non vere, also unwahre Worte, welche im Gewande des figurative language erscheinen, durch welches die Wahrheit verhüllt, verborgen werden soll. Für Dante bedeutet aber fittizie parole so ziemlich das Gegenteil davon, nämlich = buchstäbliche Bedeutung, Wortsinn (s. S. 18 A.). Da nun einmal für ihn (und seine Zeit) der allegorische Sinn der eigentliche, wahre Sinn ist, mufs der buchstäbliche Sinn (obgleich er der unentbehrliche Schlüssel zum allegorischen Sinn ist) der erdichtete, unwahre, scheinbare sein; freilich nicht im absoluten, sondern im relativen Sinne zu verstehen. Das sagt auch Sh. (326): „fittizie that is because they symbolically represented philosophic

---

,movimento celestiale dispone le cose di guaggiù', ob es sich nun um die Bodenbereitung zur Aufnahme der Saat im Frühjahr (Z. 40f.) oder um die Vorbereitung des Geistes (Z. 44 mente) handelt. Die Worte, die Saat der Handlungen, müssen auf guten Boden fallen, wenn sie nützen sollen: darum mufs sowohl der parlatore ben disposto sein, als auch der uditore. Ist der letztere mal disposto, dann „mal sono quelle (parole) ricevute" (Z. 55), auch wenn sie gut sind.

[1] p. 323: Clearly we must understand something else by ,primo amore' than merely the love of Beatr. ... here in the allegorical exposition the love of B. spoken of literally in the words of the poem has ... taken on an allegorical significance. It signifies love of the well understood kind between a man and a woman, the love felt by D. the troubadour, a love which ... is very different from the new love for Philosophy — the love felt by D. the philosopher (eine höchst sonderbare ,allegorische' Bedeutung!). Etwas deutlicher wird Sh. p. 226: „his former love for Beatr. represents ordinary sexual love (!!), although of a noble kind" (!).

truths“ und dazu in Anm. 2: „what is fittizio then, may or may not be true in itself, and the literal meaning of a poem is not declared false when it is called fittizio“ (vgl. Barbi, Bull. d. s. dant. it. X, 322, Abs. 2). Ich übersetze und erkläre die aufserordentlich schwierige Stelle folgendermafsen:

„„Weshalb, als ich merkte, wie ich von dem Gedanken an die erste Liebe zur Kraft dieser (zweiten) Liebe hinweggezogen wurde, fast verwundert (über die Wandlungen meines Herzens)[1] den Mund zum Sprechen über die vorausgehende Kanzone öffnete, wobei ich meinen Zustand unter dem Bilde anderer Dinge zeigte (d. h. in der Hülle einer rhetorisch-allegorischen Darstellung und Erklärung eines Zwiegespräches zwischen Seele und Herz); denn kein Reim (= Gedichtform, also nicht einmal die feierliche Kanzone) der Volkssprache war würdig genug, um offen (d. h. ohne rhetorisch-allegorische Umschreibung) über die (göttliche) Frau zu dichten, in welche ich mich verliebte. Auch waren die Zuhörer nicht so gut veranlagt (d. h. nicht auf solch geistiger Höhe), dafs sie so leichtlich die [nicht] buchstäblichen Worte (le fittizie parole ohne rhetorische Einkleidung und ohne allegorische Auslegung) begriffen haben würden. Und es würde ihnen (d. h. den Worten der Kanzone) nicht so Glauben geschenkt worden sein (d. h. dem wahren (allegorischen) Sinn wie dem buchstäblichen (fittizie parole), weil in Wahrheit geglaubt wurde, dafs ich für jene Liebe (zu Beatrice) veranlagt gewesen, was man (dagegen) von dieser Liebe (zur Donna gentile = Philosophie) nicht glaubte““. Der Sinn des Schlufssatzes ist, wie schon oben bei der Besprechung der Studie Morini's gesagt worden ist: dem frommen Dante traute man eine, wenn auch nur vorübergehende Liebe zur donna gentile d. h. der Philosophie nicht zu, weil er seiner Beatrice, nach seinen Gedichten (bes. in der V. N.) zu schliefsen, in unwandelbarer Treue ergeben war. Der buchstäbliche Sinn ohne allegorische Erläuterungen hätte zu der irrigen Auffassung geführt, Dante habe sich der sinnlichen Liebe zu einer jungen, hübschen Dame hingegeben und Beatrice ganz und für immer vergessen. Dieser irrigen Annahme vorzubeugen war die Aufgabe der allegorischen Erschliefsung: geholfen hat freilich diese Vorsicht nicht; denn was Dante nach den obigen Worten befürchtete, trat trotz alledem ein; man glaubte damals an einen Gesinnungswechsel des Dichters nicht. Er erschien den meisten als eine reine Unmöglichkeit. Heute bekämpft die moderne Kritik Dante's Erklärungen als beschönigende Ableugnung eines tatsächlichen Liebesverhältnisses, dessen sich der Dichter zu schämen hätte.[2]

---

[1] Kanz. Voi ch' int. V. 3: udite il ragionar ch' è nel mio core ... sì mi par novo; V. 10: Io vi dirò del cor la novitate | come l' anima trista piange in lui | e come un spirto contro lei favella. Conv. II, 7, 19 (= II, 6, 3 Par.-Pell.): la novità della mia condizione la quale, per non essere dagli altri uomini sperta, non sarebbe così da loro intesa, come da coloro che intendono i loro effetti nella loro operazione [nämlich die Wirksamkeit der angesprochenen Intelligenzen der Venus O voi che 'ntendendo lo terzo ciel movete].

[2] Es ist schon oben die Äufserung Morini's erwähnt worden, dafs die donna gentile einfach eine ‚donna comune‘ gewesen sei. Falke (Dante, München 1922, pp. 196—199; 202—207; 224—226; 327, 328, 335, 345—347) weifs uns die ‚Wahrheit‘ zu sagen (202): „Die Wahrheit ist die: sowohl Beatrice als auch die donna della finestra sind ursprünglich wirkliche Florentinerinnen, nur dafs sich Beatrice von Anfang an abweisender, die d. d. f. von Anfang an zugänglicher zeigt“ usf. . . . „Erst später hatte D. ein Interesse

Das ist eine Schande. Ist es wirklich schon soweit gekommen, sind wirklich viele Menschen schon so tief in den Sumpf des augenblicklich herrschenden Materialismus mit allen seinen üblen Begleiterscheinungen versunken, daſs sie Dante nicht mehr gerecht werden können? Jedenfalls gähnt zwischen dem sittlichen Empfinden Dante's und demjenigen mancher moderner Kritiker ein schier unüberbrückbarer Abgrund!

Am Schlusse seiner Abhandlung faſst Sh. (335 f.) die Ergebnisse zusammen. Bemerkenswert ist der Satz: „That lady (gemeint ist die donna gentile) whom I had previously rejected, in 1291, appeared to me in August of 1293 with Love as her sponser for the first time, and appealed to my reason in such a way as to cause me to reconsider my former resistence (folgt Zitat aus Conv. II, 2, 7—9)". Aus einer anderen Stelle des Conv. (II, 2, 16 ff.) glaubt Sh. schlieſsen zu können, daſs Dante bei der ‚ersten' Begegnung mit der d. gent. (1291) zwar entzückt von ihr war, aber „but misjuged and refused her", erst die Erwägung, daſs Amor sie begleitete, bewirkte, daſs „my reason was partly persuaded, but il still withheld its final consent". Ich halte diese Erklärung Sh.'s für verfehlt (s. die gleiche falsche Anschauung bel Pietrobono und meine Gegengründe Zs. f. rom. Phil. XLV, 43, A. 19).[1] Ebenso verfehlt ist der Schluſssatz (336), in welchem von der zweiten Liebe gesagt wird, daſs sie „was obviously superior to my first sexual (!) love" und deshalb „my reason could not but consent to the change, however reluctantly". Demnach hätte sich Dante, wenn auch mit Widerstreben, von seiner ersten Liebe (Beatrice) abgewendet, weil die Liebe zur d. gentile als eine bessere, höhere den Vorzug verdiente. Vielleicht versteht aber Sh. unter der ersten Liebe nicht jene zu Beatrice, sondern die Liebe zur donna pietosa, welche von der Liebe zur filosofia abgelöst wurde? (nach Barbi, Bull. X, 97, der ja due amori annimmt, soweit die Wirklichkeit des Lebens in Frage kommt, aber nur un solo amore zuläſst, soweit die allegorische Erklärung ausschlaggebend ist. Diese erkünstelte und völlig unglaubwürdige Doppelung war freilich nicht zu umgehen, wenn

---

daran, sein sinnliches Liebesleben überhaupt zu verleugnen und auch jene andere donna als Allegorie hinzustellen. Sein frommer Betrug (!) ist ihm freilich nicht geglückt, im Gegenteil: sein eifriges Bestreben etwas zu verdecken, beweist nur, daſs wirklich etwas zu verdecken war" (203). Wir erfahren auch, was das gewesen ist; p. 226 heiſst es: „Was ist das überhaupt für eine Florentinerin, die da immer im Fenster lag" ...? „Was für Frauen sind es, die in Italien (und nicht nur in Italien) auch heute noch aus dem Fenster herabnicken? ... sie war „D.'s leibliche Geliebte" ... irgend eine florentinische Bürgersfrau ... oder aber eine Dirne, die der Jüngling zu spät als solche erkannte" (226). Das genügt! Bekommt nicht Barbi allmählich Angst vor solchen Schülern wie Morini und Falke?

[1] Dazu will ich nachträglich feststellen, daſs es sich um einen Gemeinplatz handelt, dem man schon bei den Troubadours begegnet (s. Labusquette, Les Béatrices, Paris 1921, p. 644, A. 2). Entscheidend ist die Stelle V. N. § 35, 17 (Casini): ‚E' non puote essere che con quella pietosa donna non sia nobilissimo Amore [Amore, nicht amore ist zu lesen; ich verstehe nicht, warum Barbi hier amore liest, während er doch in der entsprechenden Stelle des Convivio II, 2, 1 richtig ‚accompagnata d'Amore' vorfand (Testo critico 1921, S. 173)]. Die donna angelicata — und zu einer solchen ist ja auch die Florentiner ‚Dirne' (nach Falke, Morini usw.) emporgehoben worden, nachdem ihr Dante den Charakter als donna gentile mit göttlichen Prädikaten verliehen hatte (!!) — ist wie das cuor gentile ohne Amore nicht denkbar.

man nicht mit Dante's Worten in Widerspruch geraten wollte. Denn der Dichter kennt nur primo und secondo amore; Barbi beliebt wie bei Beatrice eine Zweiteilung auch des secondo amore in amore della donna pietosa und amore della filosofia, womit praktisch statt due amori — tre (quattro) amori entständen). Ich fürchte, dafs Sh. wirklich die Liebe zu Beatrice gemeint hat; dafs er diese als eine fleischliche Liebe bezeichnet, ist unbegreiflich (s. diese Zs. XLV, 34). Die Wahrheit ist, dafs die erste wie die zweite Liebe Dante's mit der irdischen Liebe zu einem Weibe nur eines gemein hat: die Ausdrucksform der sinnlichen Sprache, durch welche die reine, himmlische Liebe auch der breiten Masse am leichtesten verständlich gemacht werden kann.

Friedrich Beck.

H. Tiktin, *Rumänisch-deutsches Wörterbuch.* Lieferung 24/25, S. 1455—1582 (*soí—testamént*), Bukarest, Staatsdruckerei 1924 und Lieferung 26/27, S. 1583—1710 (*testĕá—vále*), ibid. 1925. Preis je 65 Leĭ.

Die erste Lieferung dieses Werkes ist 1895 erschienen. In 20 Jahren waren 23 Lieferungen schon fertig. 1915, als der letzte Artikel des Wörterbuches niedergeschrieben war, wurde der Druck durch den Krieg zum Stocken gebracht. Neun volle Jahre waren nötig, bis die Arbeit wieder aufgenommen werden und diese beiden Doppelhefte ans Licht kommen konnten. Es wird aber nicht mehr lange dauern und das ganze Buch wird auf dem Tisch jedes sich fürs Rumänische interessierenden Sprachforschers liegen. In dem Augenblick wird der ehrwürdige Verfasser wohl das gröfste Glück seines Lebens empfinden. Denn es ist doch etwas höchst Seltenes, dafs jemand, der als reifer Mann an ein Werk herangetreten ist, es nach mehr als 30 Jahren vollständig fertig vor seinen Augen sehen kann.

Seinerzeit ist über Ts. Wörterbuch alles Gute und Schöne gesagt worden, das es reichlich verdient. Eine Wiederholung der Lobworte würde jetzt überflüssig sein. Man darf jedoch dem alten Gelehrten den herzlichsten Dank dafür aussprechen, dafs er, trotz seiner fremden Herkunft,[1] dem rumänischen Volk ein grofses dauerhaftes Werk geschenkt hat. Den Wert desselben vermag man zu dieser Stunde besser als vor Jahren zu schätzen, denn damals hoffte man noch, dafs das Wörterbuch der rumänischen Akademie nicht sehr lange auf sich warten lassen wird. Diese Hoffnung erwies sich bald als eine Täuschung, und jetzt sind alle rumänischen Linguisten, darunter der Herausgeber des Werkes und seine Mitarbeiter selbst, davon überzeugt, dafs es im günstigsten Fall nicht früher als 20 Jahren fertig sein wird. Unter solchen Umständen ist ein Wörterbuch wie das Tiktinsche für jeden auf dem Gebiete der rumänischen Philologie tätigen Forscher ganz und gar unentbehrlich; dasselbe gilt für die Bearbeiter des Akademiewörterbuches, denen es in manchen Beziehungen als Muster dient.

---

[1] Das hat man leider nicht vergessen, als T. in die rumänische Akademie aufgenommen werden sollte. Da er ein ... Ausländer ist, durfte er blofs Ehren-, nicht aber ordentliches Mitglied der gelehrten Gesellschaft werden.

Im folgenden werde ich einige in Gruppen eingeteilte Bemerkungen machen, um dadurch das Interesse, mit dem ich dieses Werk durchblättert habe, zum Ausdruck zu bringen.

Etymologisches. Obgleich der Titel des Wörterbuches dieses Wort nicht enthält, ist es offenbar, daſs Verf. an ein solches gedacht hat. Der beste Beweis dafür ist die Tatsache, daſs er bei jedem Artikel das Etymon angibt oder angeben möchte. Wenn T. trotzdem sein Wörterbuch für kein etymologisches hält, so tut er es aus Bescheidenheit und Vorsicht. Daher begegnen uns viele Wörter „unbekannter“ Herkunft, für die man eine Erklärung nicht sehr schwer finden könnte. Ich habe bei einer Anzahl Artikel Bemerkungen gemacht, so wie sie mir eingefallen sind, d. h. ohne Ordnung und System. *Şontîc!* 'humpelnd' ist Schallwort: die beiden Silben dieses Wortes ahmen die ungleichen Bewegungen im Gehen eines Hinkenden nach. Vgl. dazu *şovîlc!* id. und *ştĭobîlc!* 'plumps!' (von einem ins Wasser fallenden Gegenstand): *ştĭo-* gibt mit seinem *o* den ersten, dumpferen, *-bîlc* mit seinem *î* den zweiten, helleren Teil des Schalles wieder. Vgl. auch ung. *sántika* 'lahm'. — *Spăcél* 'Schnürbrust, Mieder' gehört eher zu *spátă* 'Rücken, Rückenteil (des Hemdes)' als zu *spaţ* (oder *spas*) 'gewebter Teil einer Kette' (beim Webstuhl); wegen der Wortbildung vgl. *păcél* (= *pătucél*) < *pat*, ON *Săcéle* (= *sătucéle*) < *sat*. — *Sprijiní* 'stützen, halten' < *prăjínă* 'lange Stange' (s. A. Scriban, *Arhiva* XXIII [1912], 40 und S. Puşcariu, *Dacoromania* I [1920—1], 241 ff.). — Um die Etymologie von *sterp* klarzumachen, muſs man die entsprechenden süd- und ostitalienischen Wörter heranziehen, wozu G. Rohlfs, *Griechen und Romanen in Unteritalien* 114 f. und id., *Archivum Romanicum* IX (1925), 159 zu vergleichen ist. — *Stórişte* 'Pferch' könnte eine Ableitung von *stroh* 'Heu-, Strohabfälle; Streu der Schweine' (mit Umstellung des *r*), zumal ich *stórişte* in der Bedeutung 'Heu, Stroh u. dgl., das man auf dem Bauernhof überstreut, damit das Vieh es friſst und sich dann darauf niederlegt' aus Buzău (Gr. Walachei) kenne. — *Strúngă* 'Melkpferch; schmaler Durchgang' erklärt jetzt A. Philippide, *Originea Romînilor* I, 442 ff. als thrazisch, zum Stamm **sru-* 'flieſsen' gehörend (vgl. Ἴστρος); daſs die Bedeutung zu diesem Etymon vollkommen paſst, zeigen *gîrlícĭŭ* = *strúngă* (< *gî́rlă* 'Fluſs') und mazedorum. *arîstŏdcă* (I. Dalametra, *Dicţionar macedo-romîn* s. v.), *arăstŏdcă* (P. Papahagi, *Basme aromîne*, Glossar s. v.), wozu tschech. *roztók*, *-a* 'Ort wo zwei Flüsse sich trennen oder vereinigen', russ. *rastóka* 'Trennung, Scheidung', *rastókŭ* 'Auseinanderflieſsen' (< *tek-*, *tok-* 'flieſsen') zu vergleichen sind. — *Suflecá* 'aufstreifen, -schürzen, -krempeln' kann wegen der Bedeutung nicht aus einem **suffŏllĭcare* '(wie einen Blasebalg) aufbauschen'[1] hergeleitet werden. Es entspricht fast buchstäblich lat. *suffulcire* 'unterstützen' (vgl. altital. *soffolcere*, *soffolgere* *REW* 8435). Der Konjugationswechsel hat nichts Ungewöhnliches an sich, denn viele rumänische Verba haben Doppelformen (der I. und IV. Klasse) besessen oder besitzen sie noch; auſserdem war der Übergang hier deshalb sehr leicht, weil das Präsens wahrscheinlich immer suffixlos gelautet hat (d. h. *sufúlc*, *súflec*, nicht *-*ésc*). Lautlich

---

[1] Diese Erklärung wurde von S. Puşcariu, *hier* XXVII (1903) S. 742 vorgeschlagen und im *Etym. Wb. der rum. Sprache*, Nr. 1677 beibehalten. Meyer-Lübke, *REW* 8432 findet sie „begrifflich schwierig“.

gibt es auch gar keine Schwierigkeiten: T. führt Varianten wie ban., siebenb. *sufúlc, -cá* (daneben *suvúlc, -cá*), die offenbar die ältesten und aus *suffulcio* „regelmäſsig" entstanden sind (vgl. *aúd* zu *audio*, *fug* zu *fugio*, etc.). *Suflucá* und *suflecá* weisen Metathese des *l* auf (Anlehnung an *suflá* und dessen Familie?). Diese Etymologie ist mir bei der Lektüre von G. Rohlfs' Aufsatz im *Arch. Rom.* IX, 163 eingefallen, wo italienische, auf Ableitungen von *fulcire* beruhende Beispiele wie kosent. *mpucire, mpúcere* 'spingere, rincalzare', *affrúcere* 'alzare la gonna annodandola di dietro', kampan. *affušire* 'rimboccare' u. a. angeführt werden, worunter letztere dieselbe Bedeutung wie rum. *suflecá* haben. — *Tabón* '(Pferde-) Weide, Koppel' ist sicher russ. *tabunŭ* 'Herde Pferde' (mit Suffixtausch), denn *tabón* bedeutet auch 'Schar, Schwarm (von Vögeln u. ä.)', wie ich es aus der Südmoldau kenne. — *Ţăcălie* 'Holzspieſs' ist *ţiglă*[2] (mold. *ţiglă* ausgesprochen) 'hölzerner Bratspieſs' (dieses allerdings ebenfalls dunkel) ziemlich ähnlich; auſserdem scheint mir die erste Bedeutung von *ţăcălie*, so wie sie T. angibt: 'winziges Bärtchen unter der Unterlippe: Fliege' unrichtig zu sein, es benennt vielmehr den 'Zwickelbart', der eben spitz ist, wie ein Spieſs (und deswegen auch *cioc*, eigentlich 'Schnabel', heiſst). Und *ţiglă* scheint, lautlich und semantisch, mit deutsch. *Zwickel* 'Keil' verwandt zu sein. Auf welchem Wege letzteres ins Rumänische hat dringen können, läſst sich vorderhand nicht entscheiden. — *Tálmeş—bălmeş* 'Brei, Mischmasch, Gemisch' erinnert durch die Gestaltung seiner Bestandteile an *térchĭa—bérchĭa* 'Krethi und Plethi, Pack', *trénchĭa—flénchĭa* 'kikelkakel!, paperlapapp!, Quatsch', *trĕánca—flĕánca* id., *túra—vúra* 'hin und her (drückt langes Hin- und Hergerede aus)', ferner an ung. *tarka—barka* 'buntscheckig, kunterbunt' (ap. Tiktin s. v. *térchĭa—bérchĭa*), frz. *tohu—bohu*, deutsch. *Tohuwabohu* (die beiden letzteren hebräischen Ursprungs). In allen diesen Wörtern haben wir Zusammensetzungen aus zwei Teilen, die symetrisch gebildet sind: im ersten spielt *t* unter den Konsonanten die Hauptrolle, im zweiten aber ein Labial, namentlich *b*; dann wiederholen sich die Vokale in den beiden. Auſserdem sind letztere nicht zufällig gewählt: in den rumänischen, das Geschwätz nachahmenden Ausdrücken haben wir es meist mit hellen Lauten (*e, i, a*) zu tun, die den Eindruck des belästigenden Geredes erwecken; dagegen lassen uns *o* und *u* von *tohu—bohu* an etwas Dumpfes, Dunkles, Gestaltloses denken. Die hier angeführten rumänischen Wörter brauchen folglich keine Entlehnungen zu sein, sondern gehören zu den lautmalenden Ausdrücken, die im Rumänischen selbst entstanden sind. Jede Sprache kennt wohl derartige Bildungen, die sich überall spontan entwickeln können (frz. *tohu—bohu* und deutsch *Tohuwabohu* sind gelehrt, daher entlehnt). Vgl. L. Spitzer, *Stilstudien* II, 96 ff. — *Tananá* 'Art primitiver Tanz der Zigeunerkinder fürs Geld' muſs nicht unbedingt zigeunerisch sein; so viel ich weiſs, sagt man während des Tanzes *ta na na*, Silben, die keinen Sinn haben, aber dem Rhythmus der Bewegungen helfen. Dieselben Laute hört man beim Tanz des Bären. Vgl. ital.-dial. *tananai* 'chiasso, rumore' (ap. Spitzer, *Wörter und Sachen* V, 128). — Zu *telelĕŭ* in *a umblá ∼* 'zweck- und ziellos umhergehen, -schweifen' vgl. *a umblá léla* id. (Tiktin s. v. *léla*): *léla* besteht aus den Silben *le, la*, die ein langsames, zielloses, einförmiges Gehen malen sollen. Mir ist aus Tecucĭŭ (Südmoldau) ein diesem letzteren sehr ähnliches, in den Wörterbüchern fehlendes Wort bekannt, nämlich *lóla*: es fungiert als Substantiv und bezeichnet ein kleines, mit

sehr langen und breiten Kleidern angezogenes Mädchen, das daher einen langsamen, schleppenden Gang hat. Vielleicht spielte die Anlehnung an *meteléŭ* 'dummer Kerl, Tölpel' auch eine Rolle mit, zumal man statt *teleléŭ* oft *teleléŭ Tănáse* sagt, und *Tănáse*, eigentlich 'Athanasius', 'dumm' bedeutet. Vgl. ital. *lellare* 'zögern', dann span. *lelo* 'dumm', prov. *lalo* 'nigaud', voges. *lala* 'idiot' (s. A. Horning, *Zs.* XXV, 738f.), deutsch *so la la* 'nicht gut nicht schlecht' (auf die Frage nach dem Befinden). — *Ţicnít* 'schussig' ist offenbar Schallwort: *ţic!* ahmt ein dünnes Geräusch nach und ist zum Subst. *ţic* 'Art Ballspiel' geworden (dabei halten die Spieler Stöcke in den Händen, womit sie den Ball schlagen, zugleich aber werden auch die Stöcke selbst aneinander geschlagen; wegen des dadurch entstandenen Klanges *ţic* heifst das ganze Spiel ebenso). Dafs wir es bei *ţicnít* mit der Vorstellung eines Schlagens (im Kopfe!) zu tun haben, beweisen Ausdrücke wie *bătút, lovít, pălít, trăsnít cu léŭca* (*în cap*) 'schwachköpfig, nicht recht gescheit, bei Verstande, bei Troste' (Tiktin s. v. *léŭcă*); vgl. auch frz. *toqué* id. — *Tigŏáre* 'Faulpelz, Jämmerling' kann unmöglich = *díhor* 'Iltis (Mustela putorius)' sein: man mufs zu viele Veränderungen annehmen (*d* > *t*, *´or* > *-ór*, dann Genuswechsel). Ich denke eher an altbulg. *tihŭ* 'lenis, mitis, tranquillus' + *-ŏáre* (s. Ref. *Diftongarea luĭ e şi o accentuaţĭ în poziţiile ă, e* 270); *h* ist zu *g* (vgl. *ticnă* = *tihnă*) und die Bedeutung etwas stärker geworden. — *Tĭo!* 'marsch' lautet sehr oft auch *to!* (dieses fehlt bei T.); daher könnte es mit ital. *tó'* (= *togli*), welches im allgemeinen ebenfalls zu Hunden gesagt wird, identisch sein; s. über letzteres L. Spitzer, *Italienische Umgangssprache* 26f. Zwar heifst das ital. Wort 'nimm', nicht 'geh', aber zum rumänischen Bedeutungswandel kann man Ausdrücke wie *ĭa-o la fúgă!*, *ştérge-o!*, etc. 'marsch!' (wörtlich 'nimm es zur Flucht', resp. 'wisch es', 'nimm es weg') vergleichen. — *Tîrsínă* stimmt lautlich besser zu altbulg. *trŭsina* 'starkes (Tier-) Haar' als zu *trŭstĭnina* 'aus Tierhaar Hergestelltes'. — Ich glaube, dafs *tu*² = *tu*¹, d. h. 'du': bekanntlich dient die 2. Pers. Sing. im Rumänischen als allgemeine Person, wie frz. *on* . . ., deutsch. *man* . . .; ein Beispiel wie *nicĭ tu scáun, nicĭ tu másă* mufs in 'weder (findest, siehst u. ä.) du Stuhl, noch du Tisch' analysiert werden. Dafs es so ist, beweist das Zitat aus Creangă: „Vă puteţĭ închipui ce vrea să zică a *te* scăldà în Bistriţa, la Broştenĭ, de doŭă orĭ pe zi, tocmaĭ în postul cel mare. Şi nicĭ *tu* junghĭŭ, nicĭ *tu* frigurĭ . . .", wo man sehr gut sieht, dafs *te* und *tu* dieselbe Rolle wie *on* und *man* spielen. Aufserdem wird die 2. Pers. Sing., eben weil sie eine allgemeine Bedeutung hat, auch statt der 1. Pers. Sing. gebraucht: z. B. *nu-ţĭ vezĭ capul de trĕabă, şi el te ţine de vorbă* (= du hast, d. h. ich habe sehr viel zu tun, und er plaudert). Folglich mufs man das von T. vorgeschlagene slav. *to* (in einem Beispiel wie bulg. *tuka, nito e vrême, nito i mêsto* 'hier ist weder die Zeit noch der Ort dazu') fernhalten. — *Túeş* (Nebenform *túiş*) 'wirr-, rappelköpfig, schussig' könnte eine durch den Affekt verursachte Verkürzung aus einem **hututúeş* < *hututúĭŭ* 'schwachsinnig (?)' sein (Tiktin s. v. zweifelt an dieser Bedeutung, und zwar mit Recht, denn, so viel ich weifs, ist *hututúĭŭ* mit *túeş* synonym). — *Turĕác*, Nbf. *turĕátcă* 'Schaft, Röhre des Stiefels' habe ich in *Arhiva* XXXII (1925), 134f. als eine Ableitung auf *-ĕác* entweder von altbulg. *turŭ* 'Stier' (eigentlich 'aus Stierleder verfertigt') oder von rum. *tur* '(Hosen-) Boden' zu erklären versucht. Vgl. auch C. C. Diculescu, *Zs.* XLI, S. 425f. und P. Skok, *Zs.* XLIII, S. 192. — Zu *turlác* in *nicĭ Turc nicĭ turlác* 'nichts

Rechtes, weder Fisch noch Fleisch' vgl. serb. *Tòrlâk* 'Mensch der weder rein serbisch noch bulgarisch spricht' (V. St. Karağić, *Lex. serb.-germ.-lat.* III. Auflage s. v.). Das Nebeneinanderstellen von *Turc* und *Turlác* zeigt, dafs letzteres auch ein Volksname ist oder wenigstens als solcher aufgefafst wird. — Zu *ulúc*, *ulúcă* ist jetzt das von N. Jokl, *Linguistisch-kulturhistorische Untersuchungen aus dem Bereiche des Albanischen* 147 ff. Gesagte zu vergleichen.

Sprachgeographisches. Gewöhnlich teilt man das Rumänische nach Provinzen in Mundarten ein: moldauisch, walachisch, siebenbürgisch usw. Diese Einteilung ist jedoch zu ungefähr, als dafs sie mit den Tatsachen immer übereinstimmt. So bestehen zwischen dem nördlichen und südlichen Teil der Moldau[1] ziemlich beträchtliche Unterschiede in der Lautgestaltung und vor allem im Wortschatz. Vom letzteren habe ich in *Arhiva* XXVIII (1921), 186 ff. gehandelt, wo gezeigt wurde, dafs die Mehrzahl der in der Südmoldau üblichen Wörter zwar mit denen der Nordmoldau identisch ist, aber es daneben etwa 30% gibt, die mit dem Walachischen zusammengehen. Aufserdem findet man dort manchmal zwei Ausdrücke für denselben Begriff: eines gehört dem Nordmoldauischen, das andere dem Walachischen an; ebenso besitzt derdortige Wortschatz Bestandteile, die weder der einen noch der anderen Hauptmundart eigen sind. Die gleichen Verhältnisse dürfte auch für andere Gegenden Rumäniens bestehen. Wie alle Wörterbücher (das der Akademie mit einbegriffen), fufst auch das Tiktinsche auf dieser herkömmlichen Klassifikation der rumänischen Dialekte. Daher erlaube ich mir, seine Angaben bei ein paar Artikeln, die mir aufgefallen sind, zu berichtigen. So hört man z. B. in der Südmoldau folgende Wörter, die T. entweder dem Walachischen oder einer anderen Mundart ausschliefslich zuschreibt: *soĭŭ*[2], *sórcovă*, *stáncă*, *ştiuléte*, *tăbăcár* und Ableitungen, *tabla*[1], *tăieţéĭ*, *talán*, *térchĭa-bérchĭa*, *ţigănie* (in der Bedeutung 1.), *ţintár* (das Spiel!), *titiréz* (in der Bed. 2.), *unchĭáş* (*unchéş* ausgesprochen), *urlúp* (sehr oft mit *h*-).

Lücken. Es fehlen zahlreiche Wörter, darunter ziemlich viele von den gebräulichsten. Für manche könnte man vielleicht daran denken, dafs Verf. sie absichtlich beiseite gelassen hat, z. B. die Neologismen, obgleich er andererseits solche sehr oft aufgenommen hat. Von den fehlenden Artikeln verzeichne ich blofs diejenigen, die mir beim Lesen eingefallen sind. *Şop*[3], Plur. -*ĭ* 'Bulgare, namentlich Gemüsegärtner' (Südmoldau); *sórbă* 'Elsbeere', Femin. zu *sorb*[1]; *sorcovár* 'der mit der *sórcovă* gratuliert' (Südmold.); *spirit* 'Geist, Witz'; *spumós* Subst. 'Art Champagner Wein'; *a stírmoci* 'rotzig sein, schneuzen' (Walachei); *strádă* 'Strafse'; *stricnínă* 'Strychnin'; *strigătór* Adj. 'schreiend' (z. B. *strigătór la cer* 'himmelschreiend', sehr oft gebraucht); *sugativă* (= *hîrtie* ~) 'Löschblatt' (in derselben Bedeutung ist auch *sugătŏáre* üblich); *suitúră* (= *suire*) 'das Steigen'; *tabán*[3] 'Bretterterrasse um das Haus' (Südmold.)[2]: bedeutet dasselbe wie *príspă*, nur ist letzteres aus Lehm, nicht

[1] Bekanntlich war diese Provinz einst aus zwei grofsen Verwaltungseinheiten gebildet: der Südosten hiefs *Ţára de Jos*, der Nordosten aber *Ţára de Sus*. Wenn man die sprachlichen Eigentümlichkeiten genau untersuchen wollte, würde man sehr wahrscheinlich eine gewisse Übereinstimmung der Verwaltungs- und der Sprachgrenze feststellen.

[2] Vielleicht identisch mit *tabán*[2] 'Art Verbrämung aus Schafpelz an der *tohŏárcă*' (*tohŏárcă* 'bis zum Boden reichender Schafpelz der Hirten etc.').

aus Holz; *tact* 'Takt'; *táctică* 'Taktik'; *talént* 'Begabung' und *talentát* 'begabt'; *tar*[2]: so sagt man in der Südmoldau zu den belästigenden Kindern, z. B. *măĭ tárule!*, *ce maĭ tar de băĭét!* usw., wahrscheinlich identisch mit *tar*[1] 'Last', vgl. *tărós* 'schwanger'; *teoríe* 'Theorie' und dessen Ableitungen *teorétic*, *teoreticián*, *a teoretizá*; *tip*, Plur. a) *típurĭ* 'Typus', b) *típĭ* 'Kerl, Kunde' (wie frz. *type*); *a tocănd* = *a tocá* in der Bedeutung 1. (Südmold.); *trăsnĕálă* und *trăsnitúră*, von *a trăsní* abgeleitet und mit *trăsníre* gleichbedeutend; vom selben Verbum hat man *trăsnáĭe* 'drolliger Einfall' (Mold.); *trúfe* (Plur.) 'Trüffel' (s. Z. C. Panţu, *Plantele cunoscute de poporul romîn* 307); *turcaléţ* (= *smeŭ* ~) 'eine Art Papierdrache' (Südmold.); *úmblet* (= *buĭéstru*) 'Pafsgang' und (*cal*) *umblătór* 'Pafsgänger' (Südmold.); *usturát* (= *ĭúte*) 'scharf, beifsend' (Walachei).

Verschiedenes. *Sŏálbe* (s. v. *sólbă*) dürfte richtig sein, denn es begegnet uns auch anderswo, so z. B. in einer Skizze von „Sărmanul Klopştock" in *Adevărul literar şi artistic* vom 22. Nov. 1925. — Zu *somn*[2] gibt es eine zweite Mehrzahlform, *sŏámne*; vgl. I. L. Caragiale, *Momente, schiţe, amintirĭ*, Bucureştĭ 1908, S. 225: „Miţa acu trebuĭe să-ĭ tragă la soamne . . ." (in der C. F. R. betitelten Skizze), wo *a trage la soamne* mit *a trage la aghiŏase* 'laut schnarchen' synonym zu sein scheint. — *Şpágă*, mold. Variante von *spángă* 'Degen, Seitengewehr des gemeinen Soldaten', bedeutet auch 'grofses Trinkgeld, Bestechungsgelder, -geschenke' (namentlich nach dem Krieg öfters gebräuchlich): das soll darauf zurückgehen, dafs die Zollbeamten gewisse in Säcken befindliche Waren mit einer Art Degen prüfen oder früher prüften. Bekanntlich blüht die Schmuggelei und folglich die Bestechung an den Zollgrenzen. — *Orĭ Stan orĭ căpitan* 'aut Caesar aut nihil' (s. v. *Stan*[3]) erklärt sich aus der Häufigkeit des Namens *Stan* in manchen Gegenden Rumäniens; vgl. dazu *să vorbĕască şi Ion, că(cĭ) şi el îĭ om* wörtlich 'es darf auch Hans sprechen, denn er ist auch Mensch' (von einer unwichtigen Person, die ihre Meinung unbedingt zum Ausdruck bringen will). — *Stí'lpnic*, im Heiligennamen *Simión Stí'lpnicul* lautet südmold. *stí'lnic*. — *Strájă* heifst auch eine Art Schutzmittel der Brücken gegen Eisschollen (Südmold.). — *Strănutá* 'niesen' lautet volkstümlich *strămutá* (Anlehnung an und Zusammenfall mit *strămutá* 'versetzen'). — *Sudít*, nicht *súdit* (auch PN und ON). — *Tabinét* hat in der Walachei die Nebenform *tablinét* (wie das frz. Etymon *tablenette*). — *Ţáĭcă* 'Presshefe' wird auch *ţaĭc* gesprochen. — Zu *Tănáse* 'Dummkopf' (eigentlich 'Athanasius') vgl. dieselbe semantische Erscheinung im Französischen (W. v. Wartburg, *Franz. etym. Wb.* S. V des Vorwortes). — *Tîmpít*, zu *tîmpí* 'stumpf machen, verblöden', lautet südmold. *timplt*, was Ts. Erklärung von *stimpí* 'aufhören machen, stumpf werden' bestätigt. — *Tí''rîe—brí'ŭ* ist falsch übersetzt und deshalb auch falsch erklärt. Es bedeutet nicht 'Händelsucher', sondern 'Nichtstuer, -würdiger', folglich einer 'der seinen Gürtel nachschleifen läfst, weil er ihn aus Faulheit nicht aufheben mag', nicht, wie T. schreibt, „um dann mit dem, der unversehens darauf tritt, Krakeel anzufangen". — Verbreiteter als *tîrt* ist *tí'rtă*, Femin. wegen des gleichbedeutenden *beşínă*. — *g* in *ucíg*, Nebenform von *ucíd*, kann unmöglich aus einem **ucigĭŭ* durch Dissimilation entstanden sein; vgl. *mucegáĭŭ* zu *múced*, *putregáĭŭ* zu *pútred*, etc. und den bekannten Fehler der kleinen Kinder, die *t* und *c* einerseits, *d* und *g* andererseits vermengen. — In der Bedeutung 2 hört man für *udătúră* sehr oft

doătúră (Südmold.). — *Únger* aus *úger* verrät Einfluſs von *a únge* 'schmieren'. — Der Übergang von *umflá* 'aufblasen, (auf-) blähen' zu 'schwingen, nehmen, packen' ist nicht so schwierig, wie es T. meint: beide Bedeutungen haben die Nüance 'in die Höhe treiben' gemeinsam; 'aufblasen' = 'in die Höhe treiben, indem der betreffende Gegenstand an seinem Platz stehen bleibt', 'nehmen' = 'in die Höhe treiben und zugleich wegnehmen'. — *Unchīdş* hat in gewissen Gebirgsgegenden der Moldau (z. B. an der Bistriţa) den Sinn 'Groſsvater'.

Die obigen Bemerkungen können den groſsen Wert des Tiktinschen Wörterbuches selbstverständlich nicht verkleinern. Es gehört zur Natur eines solchen Werkes, Verbesserungen in Einzelheiten fortwährend zu verlangen; allein das wahre und höchste Verdienst bleibt demjenigen, der es geplant hat und zur Ausführung bringt.

IORGU IORDAN.

Alexandru Philippide, *Originea Romînilor*. Volumul întîĭŭ: Ce spun izvoarele istorice. Iaşĭ, Tipografiea „Viaţa Romînească" S. A. 1925. XL + 889 S. 8°. Preţul 1000 Leĭ.

Das Bedürfnis nach einer neuen Geschichte des Rumänischen machte sich schon vor dem Kriege fühlbar; um so mehr ist ein solches Werk jetzt zu begrüſsen. O. Densusianu's *Histoire de la langue roumaine* begann 1902 zu erscheinen und ist jedoch in diesem Augenblick noch nicht zum Schluſs gekommen. Der I. Band, aus drei Lieferungen bestehend, beschäftigte sich mit der vorliterarischen Geschichte unserer Sprache; vom II. ist nur eine Lieferung (1914) gedruckt worden, welche die Schicksale des Rumänischen im 16. Jahrhundert behandelt. Schon diese Tatsache, daſs wir es mit einem im Laufe von fast 25 Jahren nicht zu Ende geführten Werk zu tun haben, befremdet ein wenig: es handelt sich doch um ein nicht zu umfangreiches Buch (der I. Bd. zählt etwas mehr als 500 S., der II. würde wahrscheinlich ebenso viele haben), das den Druck in die Länge hätte ziehen müssen. Dieses verzögerte Erscheinen schadet dem einheitlichen Charakter, der für eine derartige Untersuchung unentbehrlich ist: man kann bei der Lektüre der einzelnen Lieferungen das Gefühl nicht loswerden, daſs man sich vor verschiedenen Abhandlungen befindet. Auſserdem hatte Densusianu seine linguistische Tätigkeit erst seit kurzem begonnen, als er die *Histoire* unternahm. Dieser Mut und teilweise auch die Ausführung seines Planes waren lobenswert; daher hat ihm die Kritik seinerzeit ihre Zustimmung nicht erspart, im Gegenteil. Trotzdem konnte man schon damals eine gewisse jugendliche Hast in der Behandlung solcher schwierigen Fragen, wie es die zur Geschichte des Rumänischen gehörigen sind, ziemlich leicht feststellen; ebenso fehlte es an einer persönlichen Auffassung des ganzen Problems, was unter den erwähnten Umständen allerdings gar nicht verwunderlich ist. Mit einem Werk dieser Art darf ein Gelehrter seine Laufbahn eher abschlieſsen als beginnen: es sind dazu Eigenschaften nötig, die man bloſs mit dem Alter und der Erfahrung erwerben kann. Endlich verlangt ein solcher Gegenstand eine eingehende Untersuchung von möglichst zahlreichen Quellen: nur auf diese Weise vermag man auf die dunkle Frage von der Herkunft der Rumänen ein Licht zu werfen. Wie groſs der Unterschied zwischen der *Histoire* und dem hier zu besprechenden Buch in dieser

Hinsicht ist, beweist bereits ein oberflächlicher Vergleich der bibliographischen Angaben. Und wie tiefgehend die Benutzung der Quellen bei Philippide ist, sieht man daraus, dafs den mehr als 600 S. des letzteren deren 70 bei Densusianu (S. 3—39, 204—214, 288—307 des I. Bandes) entsprechen.

Niemand war besser als der Nestor der rumänischen Sprachwissenschaft dazu vorbereitet, eine neue Geschichte des Rumänischen zu unternehmen. Mehr als vierzig Jahre lang hat er nichts anderes getan als gelernt und gelehrt. Weder amtliche noch sonstige Beschäftigungen haben ihn der Wissenschaft entziehen können. Seine *Introducere în istoria limbiĭ şi literaturiĭ romîne* 1888, *Principiĭ de istoria limbiĭ* 1894, *Gramatica elementară a limbiĭ romîne* 1897, *Specialistul romîn* 1907, *Un specialist romîn la Lipsca* 1909, die zahlreichen Aufsätze in rumänischen und deutschen Zeit- und Festschriften, dann die acht Jahre ununterbrochen dauernde Arbeit am Wörterbuch der rumänischen Akademie: das alles spricht mehr als genügend für meine obige Behauptung. Zugleich hat Ph. dieses Werk, das man wohl sein Lebenswerk nennen darf, seit 1894 nie aus den Augen verloren; es ist auch während seiner mühsamen lexikographischen Tätigkeit sein Liebling geblieben.

Was Verf. uns hier bietet, ist keine eigentliche Geschichte der rumänischen Sprache im üblichen Sinne des Wortes; daher der Titel 'Ursprung der Rumänen'. In diesem ersten Band zeigt er, was man aus den geschichtlichon Quellen darüber erfahren kann; in einem zweiten, der schon druckfertig ist, wird er darstellen, wie sich die Herkunft unseres Volkes in seiner Sprache spiegelt, indem er das Rumänische und das Albanesische zur Grundlage einer Untersuchung macht.

Im folgenden will ich den Inhalt und die Resultate, zu denen Ph. im I. Band gelangt, möglichst kurz angeben und daran ein paar Betrachtungen allgemeiner Natur schliefsen; denn es ist unmöglich, sich an dieser Stelle mit Einzelheiten zu befassen. Hoffentlich wird es mir gelingen, die Aufmerksamkeit aller Forscher auf dieses monumentale Werk zu lenken und ihr tätiges Interesse dafür zu wecken.

Das 1. Kapitel (S. 1—72) spricht von der Romanisierung der Balkanhalbinsel: wie weit hatten sich die Sprache und die Bildung der Römer auf diesem Gebiet bis ungefähr 600 n. Chr. verbreitet? Die Inschriften,[1] als wichtigste und sicherste Quelle, zeugen davon, dafs im allgemeinen die nördliche Hälfte desselben römisch, die südliche dagegen griechisch war. Interessant vor allem ist, dafs das Innere Thraziens, d. h. der gröfste Teil dieser Provinz, keine lateinische Inschrift aufweist; zugleich gehören zu den griechischen oder griechisch-lateinischen die Meilensteine, dann solche Inschriften, in denen es sich um das intime seelische Leben der Einwohner handelt. Nur im Südosten und namentlich im Nordwesten Thraziens hat man lateinische Inschriften aufgefunden (viele darunter aber offiziellen Charakters!), was sich aus besonderen Umständen erklärt. In Moesia Inferior, deren Grenzen genau bestimmt sind (von den jetzigen rumänischen Ländern gehörten dazu, aufser der Dobrudscha, auch Teile der Walachei, der südlichen Modau und des südlichen Bessarabien), ist dagegen die grofse Mehrheit der Inschriften (worunter alle Meilensteine!)

---

[1] Ph. hat die Inschriften aus Albert Dumont, *Mélanges d'archéologie et d'épigraphie*, Paris 1892, aus *Corpus inscr. lat.* III und aus Ernst Kalinka, *Antike Denkmäler in Bulgarien*, Wien 1906 vergleichend untersucht.

lateinisch. Dasselbe Verhältnis zwischen lateinischen und griechischen Inschriften besteht für die übrigen Provinzen der Balkanhalbinsel: Mazedonien und Epirus gehen mit Thrazien, Dalmatien und Moesia Superior aber mit Moesia Inferior zusammen. — Vom 2. Kap. (S. 72—174) an will Verf. den Wurzeln des rumänischen Volkes nachgehen. Natürlich sind dieselben in den Bevölkerungen zu suchen, die auf dem romanisierten Gebiet Osteuropas vor der römischen Herrschaft gelebt haben. Auskunft darüber findet man bei zeitgenössischen griechischen und lateinischen Schriftstellern. Ph. gibt in rumänischer Übersetzung oder, viel seltener, in abgekürzter Form alle sich darauf beziehenden Stellen aus Herodot, Polybius, Appianus, Strabo, Ptolemäus und Dio Cassius. Dadurch wird nicht nur die Diskussion, die Verf. selbst auf Grund dieser Zeugnisse eröffnet, ermöglicht, sondern auch jeder Leser kann die Angaben dieser Historiker prüfen und daraus seine eigenen Schlüsse ziehen. Es ist das erste Mal, daſs ein Forscher, der sich mit der Abstammung der Rumänen beschäftigt, die betreffenden Quellen dem Leser reichlich zur Verfügung stellt: im allgemeinen hat man sich damit begnügt, ihnen Tatsachen (meist mittelbar, denn die rumänischen Gelehrten haben sie bei Fremden gefunden) zu entnehmen und die Argumentation darauf zu gründen. Daſs man dabei zu allerlei Fehlschlüssen und Verfälschungen gekommen ist, beweist die sehr ausführliche Besprechung der vielen Werke, deren Gegenstand dasselbe Problem bildet (S. 662 ff.). — Im 3. Kap. (S. 174—232) werden die Angaben der erwähnten Geschichtsschreiber miteinander verglichen und durch andere Zeugnisse geklärt oder ergänzt. — Auf Grund dieser so genau behandelten Nachrichten bringt das 4. Kap. (S. 232—281) alles, was man über die Völker, die von jeher das Gebiet vom westlichen Rande des Illyricum bis nach Kleinasien hin bewohnt haben, wissen kann: es sind deren 308 nicht-griechische, die Verf. ethnologisch (manche darunter sind unbekannter Herkunft), geographisch und historisch (vom Standpunkt ihrer Unterwerfung durch die Römer aus) studiert. In fünf Hauptgruppen kann man diese Bevölkerungen einteilen, und zwar vom Westen nach Osten: Gebirgsbewohner („Munteni", geographische Bezeichnung zahlreicher Völker verschiedenen Ursprungs), Illyrier, Epiroten, Pannonier und Thrazier. Ihre Zahl und ihr Ausdehnungsgebiet sind um so gröſser, je mehr sie nach Osten hin lebten. — In dem Augenblick, wo die Römer die verschiedenen Provinzen der Balkanhalbinsel erobert haben, lebten dort gewisse Völker, die sich dann allmählich romanisiert haben. In der Zwischenzeit, von der Unterwerfung bis zu ihrer völligen Entnationalisierung, haben sie sich mit fremden Bevölkerungen gemischt, und zwar entweder mit eingewanderten ausländischen Völkern oder mit Einwohnern des römischen Reiches, die aus anderen Provinzen desselben dahin kamen. Über diese Völker und die römischen Einwanderer, ebenso wie über die Folgen solcher Einwanderungen vom Standpunkte der Romanisierung aus, spricht Verf. im 5. Kap. (S. 281—519). Ebenda verfolgt er dann die Schicksale der Romanisierung mit Hilfe der Inschriften und anderer Quellen, wobei Fragen wie diese aufgeworfen und womöglich gelöst werden: die Dauer dieses Prozesses in den einzelnen Provinzen,[1] die byzantinische Herrschaft über das römisch gewordene

[1] Diese Dauer stimmt im allgemeinen mit der Zeit von den ältesten bis zu den neuesten Inschriften überein, die in der betreffenden Gegend aufgefunden

Gebiet der Balkanhalbinsel, lateinische und autochtone Orts- und Personennamen in verschiedenen Quellen (Ph. bespricht diejenigen darunter, die sich bis heute erhalten haben), die Lebenskraft und das nationale Bewufstsein der Thrazier, die Eigentümlichkeiten des Ostlateinischen nach den Inschriften und den bei Procopios, De aedificiis aufbewahrten Ortsnamen, Nachrichten über das Rumänische im 6. Jahrhundert [Besprechung der berühmten Stelle *(re)torna*, *fratre*], die Unterschiede zwischen Dalmatien und dem übrigen Gebiet des oströmischen Reiches. Diese Unterschiede erklären sich durch allerlei Umstände, d. h. politische, geographische und vor allem ethnologische: nicht nur die bodenständigen, sondern auch die eingewanderten Völker, dann die Natur und Kraft der Einwanderung sind in den beiden Teilen des oströmischen Reiches verschieden gewesen. — Um die ethnologischen Verhältnisse näher zu bestimmen, studiert Verf. im 6. Kap. (S. 519—548) die in den Inschriften vorkommenden nichtrömischen Personennamen (besonders cognomina, als die für die Nationalität der Personen charakteristischsten), die er dann im 7. Kap. (S. 549—595) alphabetisch und im 8. Kap. (S. 596—607) nach den Völkern, auf deren Gebiet die betreffenden Inschriften entdeckt wurden, gruppiert. — Die Bestimmung der Nationalität findet im 9. Kap. (S. 607—635), auf Grund von streng festgesetzten Kriterien statt, die man S. 607ff. lesen kann. — Aus der Vergleichung dieser Eigennamen mit den Angaben der antiken Schriftsteller geht (10. Kap., S. 635—662) hervor, dafs letztere mit den aus den Inschriften gezogenen Schlüssen im allgemeinen übereinstimmen. Eine weitere, damit im Zusammenhang stehende und sehr interessante Tatsache ist, dafs, während die Bevölkerung Dalmatiens im grofsen ganzen ziemlich gleichartig, diejenige Daziens dagegen sehr gemischt war: zunächst sind die thrazischen (= dazischen) Namen verhältnismäfsig wenig zahlreich, dafür ist die Zahl der illyropannonischen grofs, woraus wir zu schliefsen berechtigt sind, dafs es fast ebensoviele Illyropannonier in Dazien wie in Dalmatien selbst gab, dann sind die keltischen Namen zahlreich genug. Das alles beweist, dafs die römischen Kolonisten Daziens meist aus den benachbarten Provinzen (Dalmatien = illyropannonisch, Pannonia Inferior = pannonisch und keltisch) gekommen waren. Diese ethnologischen, dann die geographischen und politischen Verschiedenheiten zwischen Dalmatien einerseits und Moesia Superior, Moesia Inferior, Dazien und Pannonia Inferior andererseits haben dazu geführt, dafs auf dem Gebiet des oströmischen Reiches zwei Völker entstanden sind: die Dalmaten, heute ausgestorben, in Dalmatien, die Rumänen in den übrigen Provinzen. Letztere sind aus sehr heterogenen Völkern gebildet, unter denen die thrazischen Stämme am zahlreichsten waren, und wohnen jetzt in anfangs nicht stark romanisierten Ländern, d. h. entweder in den einst ganz gräzisierten Thessalien, Epirus, Mazedonien und Albanien oder nördlich der Donau, wo es einige Zeit römische Bevölkerung gegeben

---

wurden, und das entspricht auch den Sozialzuständen, so wie dieselben in den historischen Werken dargestellt sind. Anfang des 5. Jahrhunderts ist die Kraft der Romanisierung kleiner geworden, weil die politische ebenfalls gering war. Namentlich Moesia Inferior diesseits der Donau und Dazien haben unter den Umständen gelitten und verhältnismäfsig nur kurze Zeit offiziell zum Reiche gehört (s. S. 420ff.). Dagegen befand sich die Balkanhalbinsel in allen Hinsichten in einer viel günstigeren Lage; deshalb mufs man dieses Gebiet als den Sitz der grofsen Mehrheit der romanischen Bevölkerung im Osten Europas ansehen (§ 91, S. 427).

hat, die aber dann jenseits des Stromes gröfstenteils ausgewandert ist. S. 662 bis 853 bespricht Ph., oft sehr eingehend, die meisten Werke, die sich vor ihm mit denselben oder mit ähnlichen Fragen befafst haben. Diese Auseinandersetzung hat nicht blofs bibliographischen, sondern auch einen hohen positiven Wert: man kann daraus sehen, was in den ungewöhnlich zahlreichen Untersuchungen beim heutigen Stand des Problems stichhaltig und namentlich hinfällig ist; aufserdem hat Verf. Gelegenheit, viele Punkte kleinerer oder gröfserer Bedeutung ins rechte Licht zu setzen, was ihm im Laufe seiner Darstellung deswegen nicht immer möglich war, weil die besprochenen Werke folgende Fragen zu beantworten versucht haben: 1. Wo hat sich das Rumänentum entwickelt? 2. Aus welchen romanisierten Völkern sind die Rumänen entstanden? 3. Die romanisierenden Elemente; 4. Wie lange haben die Rumänen ihre jetzigen Länder besetzt? Auf diese Fragen gibt Ph. auch seine Antwort, so wie sie aus den von ihm studierten geschichtlichen Quellen hervorgeht (S. 854 bis 858). Da die erste mehr als alle anderen behandelt wurde, so will ich Philippide's Meinung darüber kurz angeben. Das heutige Rumänien hat nur kurze Zeit zum oströmischen Reiche gehört, denn die längs der Donau gelegenen Gebiete sind unter Kaiser Maximinus (235—238 n. Chr.) und das eigentliche Dazien unter Gallienus (268 n. Chr.) verlassen worden. Die wenigen Reste der romanisierten Bevölkerung in diesen Gegenden haben sich entweder mit neuen fremden Eindringlingen gemischt oder bis zur Ankunft der Rumänen aus der Balkanhalbinsel ein unsicheres Leben geführt.

Aus dem Vorhergehenden sieht man leicht, welch grofses Interesse das Buch von Ph. bietet, durch das darin behandelte Problem, ebenso wie durch die Art und Weise, wie er es auffafst. Was man hier nicht wiedergeben kann, ist die hochwissenschaftliche Gründlichkeit und Objektivität des Verf., seine äufserst originelle Stellungnahme zu den besprochenen Fragen, seine Darstellungsart und sein Stil, die bei keinem anderen rumänischen Gelehrten zu finden sind. Daher läfst sich das Buch, trotz der Trockenheit des Stoffes, angenehm und leicht lesen. Aufserdem weifs Verf. ihn oft durch eine gewisse Heiterkeit und durch den verdienten Spott, den er gegen die politisch voreingenommenen und deshalb die Wahrheit verfälschenden Gelehrten verwendet, im höchsten Grad zu beleben. Zugleich zeugt Ph., wenn es sich um die Resultate seiner Untersuchung handelt, von einer Bescheidenheit und einem Sinn für die Bedingtheit der Sachen, die ihm nur Ehre machen können. Viele zum Gegenstand nur mittelbar gehörende Fragen sind auch anmerkungsweise oder nebenbei, aber ebenso gründlich erörtert, wie: S. 349 ff. die germanischen Elemente in unserer Sprache, wobei sich Verf. vor allem mit C. C. Diculescu, *Altgermanische Bestandteile im Rumänischen* (*hier* XLI, 420 ff.) und id. *Die Gepiden* I, Leipzig 1922, dann auch mit G. Giuglea, *Cuvinte şi lucrurĭ* in „Dacoromania" II (1921—22), S. 337 ff. befafst; S. 353—389 das Vulgärlatein, dessen Wesen und Charakterzüge, wobei er, indem die Frage der Lautgesetze berührt wird, die Ansichten von Saussure, Gilliéron, Bartoli darüber bespricht; S. 442 ff. bieten ihm einige Ortsnamen Gelegenheit, den Ursprung der so oft erörterten rumänischen Wörter *strúngă*, *stî́nă*, *zăr* und *záră* flüchtig zu behandeln (sehr wahrscheinlich thrazisch; vgl. darüber auch II. Band); auf Grund der in den Inschriften vorkommenden illyropannonischen und thrazischen Personennamen versucht Verf. S. 646 ff. die betreffenden Sprachen zu charakterisieren;

S. 653 ff.[1] Auseinandersetzung mit einigen Gelehrten, die ebenfalls davon gehandelt haben.

Nicht nur die Forscher, die sich für rumänische Geschichte und Sprache interessieren, sondern alle Romanisten, die darin auch ein Muster für das Studium anderer Sprachen finden können, dann die Historiker welche sich mit der Geschichte des oströmischen Reiches beschäftigen, endlich die Sprachforscher im allgemeinen (so z. B. die Indogermanisten, wegen der Besprechung der thrazischen und illyropannonischen Namen und der damit verbundenen Fragen) werden dies Werk mit Nutzen lesen.

Zum Schlufs möchte ich darauf hinweisen, dafs eine oder sogar mehrere Landkarten die Lektüre des Buches noch nützlicher gemacht hätten. Verf. spricht so häufig von allerlei Ländern, Ortschaften u. dgl., dafs man sich unwillkürlich nach einem Atlas sehnt, und nicht nur der gebildete Laie, an den Ph. vielleicht auch gedacht hat, sondern selbst mancher Fachmann verfügt nicht immer über einen Kiepert. Und dies ist um so nötiger, als die Angaben des Verf. über die Geographie der besprochenen Gebiete in gewissen Punkten von denen Kieperts abweichen, indem sie letztere an Genauigkeit übertreffen.

IORGU IORDAN.

Giorge Pascu, *Dictionnaire étymologique macédoroumain.* 2 Bde. Iaşĭ, 1925. 235 u. 244 S. 8⁰.

Der Gedanke, ein etymologisches Wörterbuch der mazedorumänischen oder aromunischen Mundart zu schreiben, ist, es mufs schon im vorhinein anerkannt werden, höchst lobenswert. Denn ein solches Werk war seit langer Zeit notwendig. Zwar konnte man die lateinischen Elemente des Aromunischen bei S. Puşcariu, *Etymologisches Wörterbuch der rumänischen Sprache* I, Heidelberg 1905 finden, aber es sind 20 Jahre seit dem Erscheinen dieses letzteren vergangen, so dafs eine neue Behandlung des Problems zu wünschen war. Was die nicht lateinischen Bestandteile betrifft, wird Pascu's Buch jedem Sprachforscher, der sich mit dem Rumänischen beschäftigt, einen sehr grofsen Dienst leisten. Es bietet eine reichhaltige, aus fast allen bekannten Quellen des aromunischen Dialektes geschöpfte Sammlung von Wörtern, deren Anordnung man sich nicht bequemer denken mag. Dieselbe weicht von der herkömmlichen, in der grofsen Mehrheit der etymologischen Wörterbücher ver-

---

[1] Dem Illyropannonischen sind grofser Reichtum an ableitenden Suffixen und Armut an Zusammensetzungen eigen, das Thrazische aber weist wenige Suffixe und zahlreiche zusammengesetzte Namen auf. Andere Merkmale: die illyropann. Namen haben beim Nominativ Sing. des Femin. die Endungen *-o*, *-u*, *-i*, dann gehören das Suffix *-on* und die Endung *-o* ebensogut zum Mask. wie zum Femin.; einem männl. *-tor* entspricht weibl. *-tria*. Das alles fehlt dem Thrazischen, dessen Femin. sich vom Mask., falls beide vom selben Stamm gebildet, durch eine Art Ablaut im Suffix unterscheidet: z. B. männl. *Ziaelas*, weibl. *Ziaïlis*, oder durch die Endung: männl. *Tzinto*, weibl. *Tzinta*, oder, wenn beide aus denselben Elementen zusammengesetzt, durch die Änderung des Vokals im zweiten Teil des Kompositums: männl. *Heptapor*, weibl. *Eptaper*. Auch in bezug auf die Wortstämme dürften die Unterschiede zwischen den beiden Sprachen grofs gewesen sein: das Illyropannonische gehörte zum *centum*-, das Thrazische dagegen zum *satem*-Zweige.

wendeten ab. Die Artikel sind nämlich dem Ursprung nach in Gruppen eingeteilt und innerhalb der einzelnen Abteilungen dann alphabetisch verzeichnet. So gibt es einen lateinischen, einen thrazischen etc. Abschnitt, darauf einen griechischen, einen türkischen usw. In jeder Gruppe herrscht dann dasselbe Prinzip, d. h. die zu einer Familie gehörenden Wörter folgen nacheinander, zuerst das Primitivum und darauf die verschiedenen Ableitungen. Um das Benutzen zu erleichtern, sind die einzelnen Artikel an ihrer alphabetischen Stelle nochmals erwähnt, mit dem Verweis auf das Stichwort, worunter sie besprochen sind. P. hat die Arbeit, die ihm diese Anordnung in Anspruch nahm, nicht gescheut, wie man es auch beim Zusammenbringen des Materials leicht feststellen kann. Aufserdem mufs der Verfasser eines derart verfertigten Wörterbuches zu jedem vom etymologischen Standpunkte aus studierten Worte Stellung nehmen: das vermehrt zwar die Gefahr, mifslungene Erklärungen zu geben, aber die Zahl der unerklärt gebliebenen Elemente wird immer geringer. In der Tat weist P.'s Wörterbuch deren blofs 75, was verschwindend wenig ist. Allein der gröfste Vorteil besteht darin, dafs der Leser selbst den Vergleich zwischen den verschiedenen Wortkategorien ohne Schwierigkeit machen und folglich einen Begriff davon bekommen kann, in welchem Mafse die Erb- und die Lehnwörter in der betreffenden Sprache vertreten sind. Es ist zu bedauern, dafs Vf. keinen alphabetischen Index, der alle in seinem Werk besprochenen Wörter enthalten sollte, hinzugefügt hat. Ein solches Hifsmittel war unter den bereits erwähnten Umständen unentbehrlich, um dem Leser die Zeit zu sparen. So mufs dieser ein weniger bekanntes oder weniger gebrauchtes Wort in mehreren Abteilungen suchen. Das Register hätte auch alle Ableitungen aufgenommen, die lediglich unter dem Stichwort angeführt sind und dann nicht vorkommen. Z. B. s. v. *chĭdtră* (Bd. I, S. 62) befinden sich u. a. *chitriţĕdŭă*, *chitrlş*, *(a)pitrusire* etc., von deren Existenz der Leser nur dann Kenntnis nimmt, wenn er den Artikel *chĭátră* durchsieht.[1] Wahrscheinlich hat P. wegen der ungeheueren Druckkosten auf das Wortverzeichnis verzichten müssen. Im „Post Scriptum" (Ende des II. Bandes) berichtet er, auf welche Weise das nötige Geld zusammengebrach worden ist. Das Register würde den Umfang des Buches mindestens um ein Drittel vermehrt haben. Wir wollen hoffen, dafs in dem Augenblick, wo es einer neuen Auflage bedürfen wird, die Verhältnisse hierzulande etwas günstiger sein werden.

Wie reich der Wortschatz der aromunischen Mundart ist, die selbstverständlich noch keine eigentliche Schriftsprache besitzt und die man daher von vornherein als ziemlich arm annehmen würde, zeigen folgende Zahlen. Im I. Bd. findet man 1822 lateinische Wörter (darunter 24 thrazische und 22 altgriechische,

[1] Noch eins mufs betont werden, in bezug auf den grofsen Reichtum dieses Werkes. Bei Verben, Pronomina u. ä. werden auch die verschiedenen Formen des betreffenden Wortes angeführt, was nicht allein dem ausländischen, sondern auch dem rumänischen Leser vom Nutzen ist (vgl. beispielsweise Verba wie *avĕdre* I, 47 f., *hîre* 101 f., *ludre* 109 oder Pronomina wie *aístu* 30, *atắŭ* 46, *el* 82 f. etc.). Ebenso findet man unter den einzelnen Stichwörtern die balkanischen und dakorumänischen Entsprechungen (letztere nicht konsequent), falls solche im Albanesischen, Bulgarischen usw. wirklich bestehen. So kann man sich eine Vorstellung von den gegenseitigen Beziehungen der Balkansprachen machen.

die freilich zuerst ins Ostlateinische eingedrungen sind, um ihre Existenz dann im Rumänischen fortzusetzen) und 497 romanische (6 mittellateinische, 18 dalmatische, 9 unbestimmte, 416 italienische, 32 französische, 6 spanische, 1 portugiesisches und 9 aus der *lingua franca*); der II. enthält 1993 griechische (worunter 7 byzantinische), 1190 türkische, 512 slavische (davon 501 bulgarische), 119 albanesische, 18 germanische, 4 ungarische, 134 Neologismen, 43 Urschöpfungen und 75 unbekannter Herkunft. Also: 4585 Entlehnungen gegenüber weist das Aromunische 1822, d. h. etwas mehr als 28% Erbwörter auf. Das Verhältnis der letzteren zu den ersteren ist ungefähr das gleiche wie fürs Dakorumänische (das berühmte, von A. de Cihac angenommene Fünftel lateinischer Elemente desselben darf nicht mehr ernst genommen werden, weil ihre Zahl viel beträchtlicher ist). Man mufs sich aber von den nackten Ziffern nicht irreführen lassen. Dafs das ererbte Element unendlich lebensfähiger als das übrige ist, beweist u. a. der grofse Reichtum an Ableitungen aller Art, den man bei den einzelnen eigentlich lateinischen Artikeln beobachten kann. Daher nehmen diese (1776 an der Zahl) 162 Seiten von den beinahe 450 (ohne die Einführung) der beiden Bände ein.

Die Quellen, denen Verf. sein Material entnommen hat, sind Bd. I, S. 7 ff. angegeben und kritisch besprochen. Es fehlen unter den bekannten der sogenannte *Codex Dimonie*, in Weigand's I., IV.—VI. Jahresberichten erschienen, aber (aufser einem kleinen Bruchstück) noch nicht studiert, und P. Papahagi, *Din literatura poporană a Aromînilor*, Bucureştĭ 1900, ein dicker Band, der aber kein Glossar besitzt, daher für das Wörterbuch wenig brauchbar ist. Aufserdem gibt es auch eine geschriebene, d. h. nicht volkstümliche aromunische Literatur, wie es z. B. aus Tache Papahagi, *Antologie aromânească*, Bucureştĭ 1922 ersichtlich ist. Allein weder letztere noch die bereits erwähnten unbenutzten Quellen könnten die Sammlung von P. wesentlich bereichern.

In der Einführung (Bd. I, S. 15 ff.) spricht Verf. von den einzelnen Abteilungen seines Wörterbuches. Er gibt uns u. a. über die Kriterien, die er bei der Feststellung der Etymologien befolgt hat, Auskunft. Namentlich dem fremden, mit der Geschichte des Rumänischen weniger vertrauten Sprachforscher werden diese Erklärungen vielen Nutzen bringen. Bei den Lehnwörtern wird kurz gezeigt, welchen Gebieten der menschlichen Tätigkeit sie angehören und unter was für Umständen sie ins Aromunische dringen konnten. Im allgemeinen ist zu bemerken, dafs die von den Nachbarvölkern herübergekommenen Wörter die anderen an Zahl bei weitem übertreffen (vgl. die oben angegebene Statistik), was nur selbstverständlich ist; darum darf man aber, wenigstens bei manchen Bestandteilen, wie bei den ungarischen, deutschen, russischen, englischen u. ä., daran zweifeln, ob sie direkte Entlehnungen sind. Der Zweifel ist nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch begründet. Ein paar Beispiele. *Cucie* (Bd. II, S. 229) ist eher < bulg. *kočija* oder alb. *koči*, türk. *koči* als ung. *kocsi*, wie es die lautliche Gestalt der Wörter deutlich macht; das gleiche gilt von den übrigen ungarischen Elementen. *Rúblă* (II, 216) ist aus dem Russischen zunächst ins Bulgarische und daraus ins Aromunische gedrungen. *Gofe* (II, 226) kann unmöglich aus fränk. *skōh*, sondern nur aus ngriech. *γόβα* abgeleitet werden; ebenso *calĕdşcă* (ibid.) < bulg. *kaljaška* (nicht unmittelbar deutsch *Kalesche*) usw. Die spanischen Wörter (I, 233 f.) sind sehr wahrscheinlich durch die Spaniolen vermittelt. P. denkt auch daran, indem

er G. Meyer und K. Krumbacher folgt (I, 19), er ist aber der Meinung, dafs nur *fanfarón* und *palávră* auf diesem Wege gekommen sind, weil sie „Begriffe aus dem moralischen Gebiete ausdrücken“, während die anderen den Handelsbeziehungen zu verdanken wären. Diese Trennung ist prinzipiell nicht berechtigt, denn ein Wort wie frz. *hâbler* (mit rum. *palavră* und dessen Familie vollkommen identisch, in bezug auf das Verächtliche, welches dadurch geäufsert wird) beweist, dafs ein solcher Ausdruck nicht unbedingt durch jüdische Vermittlung entlehnt werden mufs. Ähnliche Bemerkungen lassen sich auch bei Wörtern machen, die aus einer Balkansprache oder aus dem Italienischen, d. h. aus Sprachen, die direkte Beziehungen zum Aromunischen haben, gekommen sind. Vor allem konnten italienische Elemente durch albanesische, türkische oder griechische Vermittlung aufgenommen werden. Ich habe mir einige Fälle notiert. *Brángă* (I, 202) ist aus ital. *spranga* nicht möglich, es entspricht besser alb. *prangă* und türk. *branka*; *călţăvétă* (I, 203) < griech. *καλτσοδέτα*, nicht ital. *calzetta*; *călcĭún*, *cînă* (ibid.) < türk. *kalčîn*; *căţle* (I, 205) stimmt sehr gut zu alb. *katsi̯a* etc. *Carcaléţ* (II, 183) ist eher alb. *karkaléts* als bulg. *skakalets*; *cărvéľe* (II, 185) < griech. *καρβέλι*, nicht bulg. *kravaj*; *guşturiţă* (II, 194) ist von *gúştur* abgeleitet, nicht < serb. *gušteritsa* usw. Trotz diesen Einwänden ist es doch zu erkennen, dafs man tatsächlich nicht anders verfahren kann, als es P. getan hat: es ist unmöglich, bei jedem einzelnen Wort festzustellen, ob es direkt aus seiner ursprünglichen Sprache oder mittelbar ins Aromunische gedrungen ist. Daher kann man in einem Wörterbuch, in welchem die Wörter nach der Etymologie verzeichnet sind, lediglich von der Sprache ausgehen, aus der das betreffende Element letztlich stammt.

Was die lateinischen Etymologien anbelangt, mag ich Verf.'s Methode nicht ohne weiteres billigen. Sehr oft rekonstruiert er Wörter und Wortformen, die nichts weniger als berechtigt sind. Um die Existenz eines lateinischen Typus annehmen zu dürfen, mufs dieser von mehr als einer romanischen Sprache verlangt werden. Und auch in solchen Fällen können wir nicht immer ganz sicher sein, dafs wir es mit einer lateinischen Realität zu tun haben, denn die verschiedenen romanischen Wörter vermögen in den einzelnen Sprachen unabhängig entstanden zu sein. Ich verweise u. a. auf S. 47f. des I. Bandes, wo die Formen des Verbums *avĕáre* erklärt werden, dann auf S. 97f., Nr. 764 *yispinós* < **vespinosus*, Nr. 765 *nyispinár̆e* < **vespinare*, S. 101 s. v. *hîre* (z. B. *éscu*, 1. Sing. Ind. Präs. < **esto*: in der Kindersprache habe ich dakorum. *escu* statt *sînt* gehört, was ein Beweis dafür ist, dafs es sich um eine analogische Bildung innerhalb des Rumänischen selbst handelt, und zwar unter dem Einflusse von Verben wie *vorbésc — vorbéştĭ* u. ä.), S. 102, Nr. 820 *iľáre* < **iliare*, S. 112, Nr. 921 *ľinátă* < **linacea*, S. 136, Nr. 1170 *ospeţáre* < **hospitiare*, S. 158, Nr. 1430 *nsurinár̆e* < **insolinare*, S. 179, Nr. 1676 *adunătúră* < **adunatura* etc. Für *avúnda*, S. 48, Sp. 1, Z. 6 setzt Verf. ein **habundus* statt *habendus* voraus, bei *curúndu*, S. 73, Nr. 499 aber gibt er sich mit *currendus* zufrieden: warum dieser Unterschied zwischen den beiden, sich unter sehr ähnlichen lautlichen Bedingungen befindenden Wörtern? *Dŏámne*, S. 77, Nr. 539 darf nicht als ein besonderer Artikel betrachtet werden, es ist doch der Vokativ zu *domn*, Nr. 538; ebenso sollten *dúlţe* 'confiture, bien-être' (S. 78, Nr. 544) s. v. *dúlţe*, Nr. 543 (auch dakorum. *dúlcĭŭ* 'gâteau' möchte ich

als ein ursprüngliches Adjektivum auffassen, das mit der Zeit allein, ohne das Substantiv gebraucht wurde: aus einem früheren *dúlce* = *mîncáre dúlce* hat man einen Plural *dúlciurĭ*, vgl. *ĭérburĭ*, *mîncărurĭ* etc., daraus dann einen neuen Singular *dúlcĭŭ* — denn die Endung *-urĭ* ist den Femininen und Heterogenen eigen —, gebildet), *múltu*[2] (S. 121, Nr. 1015) s. v. *múltu*[1], *ndréptu*[2] (S. 125, Nr. 1061) s. v. *ndréptu*[1] besprochen werden. *Arîpás* S. 38, Nr. 113 kann nicht auf **repausum* beruhen, weil lat. *au* < *áv*, vgl. *aldvdă* < **lauda*, *tdvru* < *taurus* etc., daher ist es als Postverbal von *arîpîsáre* < *repausare* zu erklären (nach Meyer-Lübke, *REW* 7218 sind auch ital. *riposo*, frz. *repos* Ableitungen von den betreffenden Verben). Bei *análtu* Nr. 78 (= dakorum. *înált*) wurde *in-* deswegen an *altus* angehängt, weil es dadurch die Homonymie mit *áltu* < *alter* beseitigte.

Manche unter die lateinischen aufgenommenen Wörter dürften Neologismen oder sogar Erfindungen der Quellen sein. Wenn ein Ausdruck bei einem einzigen Verfasser, der, wie Boiagi, so viele neue Bildungen gebraucht (s. die Liste der Neologismen Bd. II, S. 230 ff.) oder, wie Mihăileanu, zahlreiche dakorumänische Wörter als aromunisch verzeichnet (vgl. was Pascu selbst Bd. I, S. 9 darüber sagt), vorkommt, so ist die Sache ein wenig verdächtig. Daher bezweifle ich die Volkstümlichkeit oder sogar die Realität von *crîmă* I, S. 70, Nr. 462, obgleich in sehr zuverlässigen Quellen (P. Papahagi und I. Dalametra) belegt, weil dieses Wort nirgends in der Romania volkstümlich ist (deswegen fehlt es im *REW*), *acurát* (Boiagi) S. 73, Nr. 497, *dintát* (Mihăileanu) S. 76, Nr. 523, *disfuláre* (Mih.) S. 76, Nr. 526, *dur* (Murnu) S. 78, Nr. 548, *négru* (Nicolaidi) S. 125, Nr. 1065, *nuémbru* (Nic.) S. 128, Nr. 1094, *năutáte* (Mih.) S. 128, Nr. 1103, *renoîre* (Bo.) S. 128, Nr. 1105, *nscriáre* (Mih.) S. 154, Nr. 1383, *disicáre* (Mih.) S. 155, Nr. 1393, *nsuláre* (Mih.) S. 163, Nr. 1492 etc. Ebenfalls soll es mit italienischen Wörtern, wie *alégru*, *alegrĕáţă*, *alegráre* u. ä. (I, 199 f.) stehen, die bloſs bei Boiagi erscheinen.

Auf andere Bemerkungen muſs ich nicht allein aus Raummangel, sondern auch deshalb verzichten, weil sie, ebenso wie die bereits geäuſserten, mehr oder weniger belanglos sind. Es handelt sich doch um ein beinahe 6500 Artikel enthaltendes Wörterbuch, wobei die Gelegenheit, anders als Verf. zu denken, sich nur zu oft bieten kann. Druckfehler gibt es sehr wenige: für die technischen Bedingungen, unter denen sich das ganze Buch vorstellt, sind Verf. und die Druckerei „Cultura Naţională" zu beglückwünschen. Ich habe mir folgende notiert. Bd. I, S. 40, Sp. 1, Z. 4 v. u. soll es *arutĕáŭă* st. *-nă* stehen, S. 43, Sp. 2, Z. 24 **conspîre* st. *-ĕre*, S. 47, Sp. 2, Z. 8 *aurlat* st. *-rat*, S. 61, Sp. 1, Z. 27 *căţáŭă* st. *-ăŭă*, S. 67, Sp. 2, Z. 3 *includere* st. *-rf*, S. 210, Sp. 2, Z. 16 *gelatinoso* st. *gi-*; Bd. II, S. 12, Sp. 2. Z. 14 *étourdir* st. *-tir*, S. 185, Sp. 2, Z. 1 v. u. *cĭubană* st. *cuĭ-*, dann sind einzelne Buchstaben schlecht oder gar nicht gedruckt, aber sie können leicht ersetzt werden.

* * *

Zum Schluſs möchte ich ein paar Worte über eine andere, an die oben besprochene sehr eng sich anschlieſsende Arbeit unseres Verfassers sagen. Es handelt sich nämlich um *Rumänische Elemente in den Balkansprachen*, Bibl. dell'„Archivum Romanicum" Serie II, Vol. 9°, Genève 1924, 111 S. Es werden darin, wie man schon aus dem Titel sieht, die rumänischen Lehnwörter im

Griechischen, Bulgarischen, Serbokroatischen, Albanesischen und Türkischen untersucht und deshalb darf man in diesem Werk eine Ergänzung des *Dict. étym. macédoroumain* sehen; daher auch meine Erwähnung in diesem Zusammenhang. Als erster Versuch, das ganze Problem zusammenhängend zu studieren, ist es in mancher Hinsicht willkommen. Bekanntlich hat man das Rumänische lange Zeit für eine sozusagen denen der Nachbarvölker tributspflichtige Sprache gehalten. So oft man sich vor Wörtern befand, die zugleich im Rumänischen und im Russischen, Bulgarischen usw. bestanden, war man geneigt, sie immer als Entlehnungen in unserer Sprache aufzufassen. Gegen diese Tendenz hat S. Puşcariu in *Dacoromania* I (1920—1), S. 404ff. mit Recht protestiert, denn sie beruht nicht nur auf einer ungenügenden Kenntnis der sprachlichen Verhältnisse von Osteuropa, sondern auch auf dem sehr falschen Gedanken, dafs die Rumänen ein primitives Volk gewesen wären und folglich eine niedrige Kultur besessen hätten. Pascu's Abhandlung bringt praktische, d. h. immer wertvolle Beweise, die einen jeden von der Falschheit dieser Auffassung überzeugen sollen. Sie enthält im ganzen 452 alphabetisch verzeichnete Artikel, also eine beträchtliche Anzahl von rumänischen Wörtern in den Sprachen der Balkanhalbinsel. In der Einführung werden die Arbeiten der Vorgänger, ebenso wie die linguistische Seite des Entlehnungsprozesses besprochen. Vom kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte aus wäre es sehr interessant gewesen, die einzelnen Bestandteile rumänischer Herkunft des balkanischen Wortschatzes begrifflich zu gruppieren. Das ganze Bild hätte an Überzeugungskraft gewonnen; aber das kann auch der Leser selbst tun.

IORGU IORDAN.

Michael Hochgesang, *Wandlungen des Dichtstils*. München, Hueber 1926.

Wir lesen in der Vorbemerkung über die Methode dieses Buches: (S. 3) „Die Kunstgeschichte im Sinne Woelfflins ist ein periodisches Neuauftauchen einer einfachen, klaren, geordneten, kurzum klassischen Formensprache und deren Weiterentwicklung ins Komplizierte und Malerische, also Barocke hinüber . . . (S. 4) Ganz anders die Art Strichs. In seinem Weltbild steht nicht voran die Welt der Formen. Er geht vielmehr aus von der Seele einer Epoche, von ihrem Ausdruckswollen, von ihrem Gehalt, also gerade von dem, was Woelfflin in seiner Formgeschichte ausgeschaltet wissen wollte. So entsteht bei Strich kein sichtbarer Formzusammenhang . . . Strich läfst Barock und Romantik, so gut wie die klassischen Formstufen, ganz urtümlich aus der ungeformten Tiefe des Geistes erstehen. Barock und Romantik sind ihm Neuanfänge wie die Klassik und werden kraft der Freiheit und Wandlungsfähigkeit schöpferischen Wollens geboren. Klassisch ist ihm das Streben nach Vollendung in einer in sich ruhenden Form, romantisch (barock) die Sehnsucht zur Unendlichkeit. Vollendung und Unendlichkeit aber sind die beiden Pole, in denen der Geist seine Verewigung, seine Steigerung ins Absolute und Bleibende sucht, und die Geschichte der Kunst ist der unaufhörliche Wechsel beider Möglichkeiten." — Vf. dagegen sieht Geschichte „in der Synthese beider Auffassungen": Dichtung ist ihm (S. 5) an gewisse Sprachformen und Sprachmöglichkeiten gebunden, die auf Grundformen des Geistes überhaupt

zurückgehen und die in ihrer Entfaltung eine bestimmte Eigengesetzlichkeit und einen weitgehenden Formzusammenhang erzwingen ... Darüber hinaus aber soll festgehalten werden an dem Wechselspiel und an der Polarität eines klassischen und eines romantischen Stilwillens.

Das heifst *Kunstgeschichte* ist dem Autor nicht „Formengeschichte“ oder „Geistesgeschichte“, sondern „Formen- und Geistesgeschichte“. Form und Geist stehen ihm in Zusammenhang: Das Streben nach Vollendung glättet die Form, das Streben nach dem Unendlichen, Absoluten, macht formlos.

Das ist aber eine alte Beobachtung: Sie lag der Theorie von den drei Einheiten, dem Kampfe für Shakespeare, ja vermutlich jeder Kunstrevolte zugrunde.

Verhältnismäfsig neu ist also, aufser der Terminologie, die behauptete Gesetzmäfsigkeit des Alternierens: Dem Vico-St.-Simon-Comteschen Dreistadiengesetz der Geschichte wird ein Zweistadiengesetz des Geschmacks übergeordnet. Ein ständiger Prozefs wird in ein Pendeln zwischen Form und Inhalt stabilisiert.

Nun wissen wir heute, dafs es auf dem Gebiete des psychischen Geschehens keine Gesetze gibt, sondern, dafs das Einmalige des individuellen Handelns und Denkens sich durch soziologische Einflüsse zwar zu Regeln, aber nicht zu Gesetzen bindet. Ergibt sich schon daraus, dafs das vermeintliche Pendelgesetz gar kein „Gesetz“ sein kann, so zeigt sich der Irrtum der drei Autoren darin, dafs Form und Inhalt, Verstand und Gefühl nur eine Alternative und ein Gleichgewicht zulassen, dafs also das vermeintliche Gesetz nichts anderes ist, als die Definition des Verhältnisses von Form und Inhalt, von Verstand und Gefühl als „Zweiheit“. Eine Definition, die das Wesentliche, die Entwicklung beider Elemente völlig unberührt läfst: Denn diese Entwicklung liegt nicht in der Pendelbewegung, sondern in den stets sich verschiebenden und ändernden Graden des Anteils von Verstand und Gefühl am Denken und Handeln. Anders gesagt: Nicht die Ausschläge sind das Wichtige, sondern der Grad der Ausschläge.

Jene Prozessfixierung nun ist ein primitiver Denkfehler: Irokesen verlegen Idealfiguren von Mensch und Tier jenseits des siebenten Himmels (Sehnsucht nach Vollendung und Absolutem).

Aristoteles zeigte bereits, dafs diese *Platonischen Ideen* Dichtung sind und keine Wirklichkeiten. Dafür verewigt er den anderen verwandten, primitiven Denkfehler, alles Psychologische nach der mefsbaren Seite zu verschieben, durch seinen Syllogismus.[1] Und noch Comte lehrte syllogistisch: *Il faut définir l'homme par l'humanité.* Ebenso machen es noch seine Nachfolger: Sie bestimmen Kunstwandel von der „Seele eines Volkes“ aus, vom „Stilwillen einer Epoche“, aus der „ungeformten Tiefe des Geistes“ und wie die Schlagwörter alle heifsen, die das Fassen von Prozessen in eine syllogistische Spielerei verwandeln.

Nein! *Prozesse* fafst man nur als „Prozesse“. In der Kunst handelt es sich, wie in der Sprache, vorab um Prozesse, die durch die Geschlechterablösung bedingt sind. Während dies aber in der Sprachentwicklung der wesentliche

---

[1] Z. B.: *Zweite Analytik* 1, 34: „Man sieht jemand mit einem Reichen sprechen und erkennt darin, dafs er ein Darlehen aufnehmen will“. In *Arch. Rom. Bibl.* Bd. 13 habe ich gezeigt, wie dieser Syllogismus besonders in der Geschichte heute noch triumphiert.

Teil ist, so vollzieht sich die eigentliche Entwicklung der Kunst weniger zwischen Alt und Jung („der unaufhörliche Wechsel"), als innerhalb der Stände. Primitive Kunst ist universell und zwar nach zwei Richtungen: Sie ist der primitiven Gesellschaft in ihrer Gesamtheit: Geschichte, Philosophie, Religion, Medizin, Spiel, Rausch, Alles.

Der wesentliche Wandel besteht nun darin, dafs Kunst nach beiden Richtungen immer mehr und mehr an Boden verliert. Bis das, was die drei genannten Herren „Kunst" nennen, ganz bestimmten dekadent-primitiven Gesellschaftsklassen als „Museum" oder „Echo" verbleibt. Dies machen sich Spekulanten zunutze, so dafs werdende Kunst erdrückt werden mufs. Was noch dadurch gesteigert wird, dafs sich Kunstbegabte der Kunstauslegung widmen. So etwa wie es zu Hadrians Zeiten sich in Rom begab, und wie es jetzt zu werden scheint.

Als die Ästhetik um 1890 zu herrschen begann, schrieb Anatole France in *le Chat Maigre*: „*Les artistes sont des êtres inférieurs ... Ils accouchent sans savoir comment ... Ils n'entendaient rien à l'esthétique ... Un homme d'esprit ne produit rien de beau ni de grand.*" Dies bedenke man! —

Der Vorbemerkung folgt eine Darstellung von Sprache, Rhythmus und Komposition folgender Macbeth-Übersetzungen: Eschenburg, Bürger, Schiller, Dorothea Tieck; Rationalismus, Sturm und Drang, Klassik, Romantik.

Die Charakteristiken sind frisch geschrieben, und wenn sie auf Schritt und Tritt zu Widerspruch herausfordern, so schadet das nichts.

Bedenklicher ist der ungeheuerliche Qualitätsunterschied, der zwischen den vier Übersetzungen herrscht und sein Verschieben auf das Gebiet der Weltanschauung, während es sich hauptsächlich um Unterschiede der Begabung (Eschenburg!) handelt. So scheint das ganze Verfahren unterhaltender als fruchtbringend zu sein, wenn auch ein gewisser pädagogischer Nutzen nicht in Abrede gestellt werden soll. Hierbei wäre dann aber zu erinnern, dafs auf unserem Gebiete in Lansons *Art de la Prose* und Bornecque-Roettgers *Morceaux choisis* Gründlicheres und Umfassenderes dieser Art bereits besteht.

LEO JORDAN.

Alfred Jeanroy, *Le Chansonnier d'Arras*. Reproduction en phototypie. Société des anciens textes français 1875—1925. Paris, Champion o. J. (1925). 19 S. LIV Lichtdrucktafeln in 4°.

Die altfranzösischen Liedersammlungen (bei Raynaud der Zahl nach 32, bei Jeanroy 38) sind gröfstenteils in Musikhandschriften erhalten, kaum der vierte Teil in blofsen Textbüchern (Gennrich zählte unter 26 Liederhandschriften 6 ohne Musikbegleitung). Zwei sind davon durch Phototypie vervielfältigt: die Saint Germainer-Hs. (U = Bibl. Nat. fr. 20.050) in P. Meyers und G. Raynauds Ausgabe (1892) und die Arsenalhandschrift (K = B. Ars. 5198) in der Ausgabe von P. Aubry und A. Jeanroy (1911). Bei dem heutigen Stand der Forschung sind die mit Musiknoten versehenen Liederhandschriften wertvoller und interessanter. Die Texte selbst können kaum neue Aufschlüsse über die Lyrik des Mittelalters liefern, die Melodie hingegen kann zur Lösung künstlerischer und textkritischer Fragen beitragen.

Die Liederhandschrift von Arras (A = Bibl. d'Arras 139) wurde seit 1841 (Quicherat) wiederholt (Caron 1860, Raynaud 1884, Schwan, Gennrich, *ZrPh.* 41, 1921, 297) beschrieben und verglichen. Dieselbe besteht aus 64 kleinen Quartblättern mit zwei anderen Hss. in einem Sammelband von 212 Blättern zusammengebunden. Die einzelnen Hefte der Liederhandschrift sind dabei in eine verwirrte Reihenfolge geraten, deren richtige Folge durch Vergleichung mit einer verwandten Hs. in Rom (R^1 = Vat. Reg. 1490) bestimmt werden konnte. Eine Stiftung des verblichenen Mitgliedes der SATF, Gédéon B. Huet, dem der Band gewidmet ist, setzte die Gesellschaft in die Lage einen phototypischen Abdruck als Festgabe zu veröffentlichen. Die Einleitung besorgte Alfred Jeanroy (S. 1—19), indem er sich auf eine genaue Beschreibung der Handschrift (I, II) und einen Nachweis der gedruckten Lieder beschränkte (III). Beide Abschnitte enthalten Lücken, die besonders bei einer Musikhandschrift empfindlich sind. Die verschiedenen Texte der Sammelhandschrift werden genau bestimmt und gewürdigt (I), jedoch die zahlreichen Miniaturen nur flüchtig erwähnt. Die *Moralités* von Alart de Cambrai (f. 1 r⁰), der *Roman de Saint Fanuel* (f. 32) und der *Bestiaire d'amour* von Richart de Fournival (f. 100 v⁰) gehören zwar nicht zur eigentlichen Liederhandschrift, doch wäre die Beschreibung ihres Bilderschmuckes wünschenswert gewesen.

Die eingeschalteten Hefte (f. 129—160) sind Bruchstückn zweier Liederhandschriften, die chansons und jeu-partis (f. 136—152) enthielten. Die etwas zu knappe Beschreibung in der *Bibliographie sommaire* von Jeanroy (*Les Class. fr. du moyen âge* Nr. 18) wurde hier (II) nach Gennrichs kritischen Bemerkungen ergänzt und berichtigt (*ZrPh.* 41, 1921, 297). Die Lücken wurden nach dessen persönlicher Prüfung durch Vergleichung mit der Liederhandschrift in Rom genauer bestimmt, als es mit Raynaud's Hilfe möglich war (*Bibl.* 1, 219). Es ist doch ungerecht, dem letzteren Vorwürfe zu machen, dafs er in einer Gesamtbibliographie, ohne über genügende Vorarbeiten zu verfügen, fehlende Stücke einzelner Hss. nicht anführen konnte, wie es Jeanroy übel vermerkt (S. 10, A. 1 und S. 11, A. 2).

Das Inhaltsverzeichnis der Lieder enthält die bei Raynaud angegebenen Nummern, die Seitenzahl in der Handschrift, den Anfangstext diplomatisch, die kritischen Ausgaben, darunter die Sammlung der jeu-partis von Brandin, Jeanroy und Långfors in Vorbereitung. Die verstümmelten Texte werden mit dem fehlenden Anfangsvers bezeichnet (f. 152 a und f. 159 a). In welcher Ausgabe der Chrestomathie Bartsch-Horning wäre das Lied Ausi com l'unicorne sui von Thibaut de Champagne (R. 2075) zu suchen, nachdem dasselbe in der 8. Auflage an der angegebenen Stelle (col. 381) fehlt? Ein Lied des Châtelains de Coucy (R. 40) ist in der kritischen Ausgabe der Chrestomathie von Bartsch-Wiese (S. 239) um eine Strophe länger als in der Hs. A (f. 154 c). Die Umschreibung *mout* in der Anfangszeile eines Liedes von Adam de la Halle (f. 154 c) ist nicht genau, nachdem die Hs. (Bl. LVI) *m l t* zeigt und der Herausgeber Ungleichmäfsigkeiten oder Fehler auch sonst unberücksichtigt gelassen hat (S. 17, f. 153 d *D e*, f. 154 c *M a* etc.).

Der auffallendste Mangel der Einleitung ist die gänzliche Vernachlässigung des Umstandes, dafs es sich um die Veröffentlichung einer Musikhandschrift handelt. Gennrich hatte schon auf diese Schwäche von Jeanroy's Ausgaben hingewiesen (*ZrPh.* 41, 1921, 297), nachdem er selbst (*ZrPh.* 39, 1917, 330)

und vor ihm Kossman (Groningen 1902) die Bedeutung der Musik als Hilfswissenschaft der romanischen Philologie betont hatte. Eine phototypische Ausgabe sollte gleichzeitig Text und Melodie in Umschrift geben um die Hs. der literarischen Kritik zugänglich zu machen. Durch eine geschickte Arbeitsteilung könnten beide Aufgaben gelöst werden, wie es die mehr oder weniger gelungenen Versuche von Bédier und P. Meyer einerseits, von Aubry und Beck andererseits bewiesen haben. Die gleiche Beherrschung beider Gebiete durch denselben Gelehrten (wie Gennrich) bleibt dem glücklichen Zufall vorbehalten. Die Reproduktion einer Hs. erfordert bedeutende materielle Opfer von einer Gesellschaft oder deren einzelnen Mitgliedern, das Buch soll auch in jeder Beziehung auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehen. Hoffentlich wird die Lücke teilweise durch die bevorstehende doppelte Ausgabe der jeux-partis von Brandin—Jeanroy—Långfors und von Gennrich ergänzt werden.

Ohne auf die musikalische Würdigung der Hs. A einzugehen, erwähnen wir nach Gennrich einige durch Kontrafakta bekannt gewordene Stücke. Sire, ki fait mieus a proisier (f. 137d) war das Vorbild eines Marienliedes von Gautier de Coinci (R. 1272, *ZrPh.* 39, 1917, 330—361). Tant ai amours servie longement (f. 152a) von Thibaut de Champagne wurde durch Adam de la Bassée (éd. Carnel, Gand, 1858) in seiner Hymne Ave gemma lucis copia nachgeahmt. Fine amours et boine esperanche (f. 153c) von Gace Brulé ist die musikalische Grundlage eines Marienliedes (R. 222). In allen drei Fällen ist die Kirchenmusik vom weltlichen Gesang abhängig und die Notenschrift kann zur Feststellung einer Melodieumsetzung herbeigezogen werden.

Die Einleitung von Jeanroy zu dieser künstlerisch vollendeten Reproduktion vernachlässigt eben die künstlerische Seite der Handschrift von Arras, die in einer vom philologischen Arbeitsplatz abseits gelegenen Bibliothek verborgen liegt. Der Chor der Musen wirkt nur dann harmonisch, wenn die Philologie ihre Schwestern nicht verleugnet.

LUDWIG KARL.

Berichtigungen zu S. 332 ff.

332 n. 1: cap. 166. — 35: das Substantivum mlat. *partitum* etc. — nach *habet fiduciam* ergänze *est affidatus.* — 36 n. 1: al-schatrandsch. — 37: Hs. Florenz . . . (1/2 16. Jahrh.); vgl. S. 359. — n. 3: Z. 7; 52c. — 39 ergänze: galten und in denen diese Art des Sieges völlig fehlt. — 40 n. 5 ergänze: es war vielmehr vermutlich der Wahlspruch des Auftraggebers bzw. späteren Besitzers der Handschrift. — 44 zu servabunt: Fn. hat *warderont*, demnach hatte seine Vorlage den gleichen Fehler. Ein weiterer gemeinsamer paläographischer Fehler begegnet Teil II, 40: *en bien muant*, *in bene mutando*, verlesen für *invitando*; PP 45 hat richtig *en bien enviier.* — 47 n. 1: statt. — 51 Mitte: Hss. 2 u. 3. — 51 n. 1: entsprechen bis Nr. 34. — 52 u. 57: J. G. White ist während der Drucklegung verstorben. — 53 „Fol si prent" ist auch der Name eines Mannes im Roman „Foucon de Candie" des 13. Jahrh. — ibidem: *Q. duos tenet.* — 54, v. 9: s'i. — 54, v. 27: seit. — 56, v. 92: statt meiner Besserung „redet der Roch alsbald das Gleiche" wird eher zu lesen sein: *li muvera plait* „er wird ihm Streit erheben". — 56 n. 9: s. a. Joh. Gallensis (?) bei Murray 533 u. 560: *Alphini vero cornuti sunt episcopi.* — 58: der Philosoph Xerxes stammt anscheinend aus J. de Cessolis. — 59 zu Lucena: setze 1497 in Klammern.

W. BENARY.

Register.

Sachregister.

Wortregister.

Vgl. in Ergänzung hierzu das „Alphabetische Verzeichnis der Wörter und Namen“ zu Walter Lunderstedt, „Griech.-lat. *eu* und germ. *eu* im Altprov. und Altfrz.“, 324—331.

Lateinisch.

Französisch.

Provenzalisch

Katalanisch.

Spanisch.

Portugiesisch.

Italienisch.
(Mit Sardisch und Rätoromanisch.)

Rumänisch.

Albanisch.

Germanisch.

Griechisch.

Keltisch.

Slavisch.

Verschiedene Sprachen.

HANS BROSZINSKI.